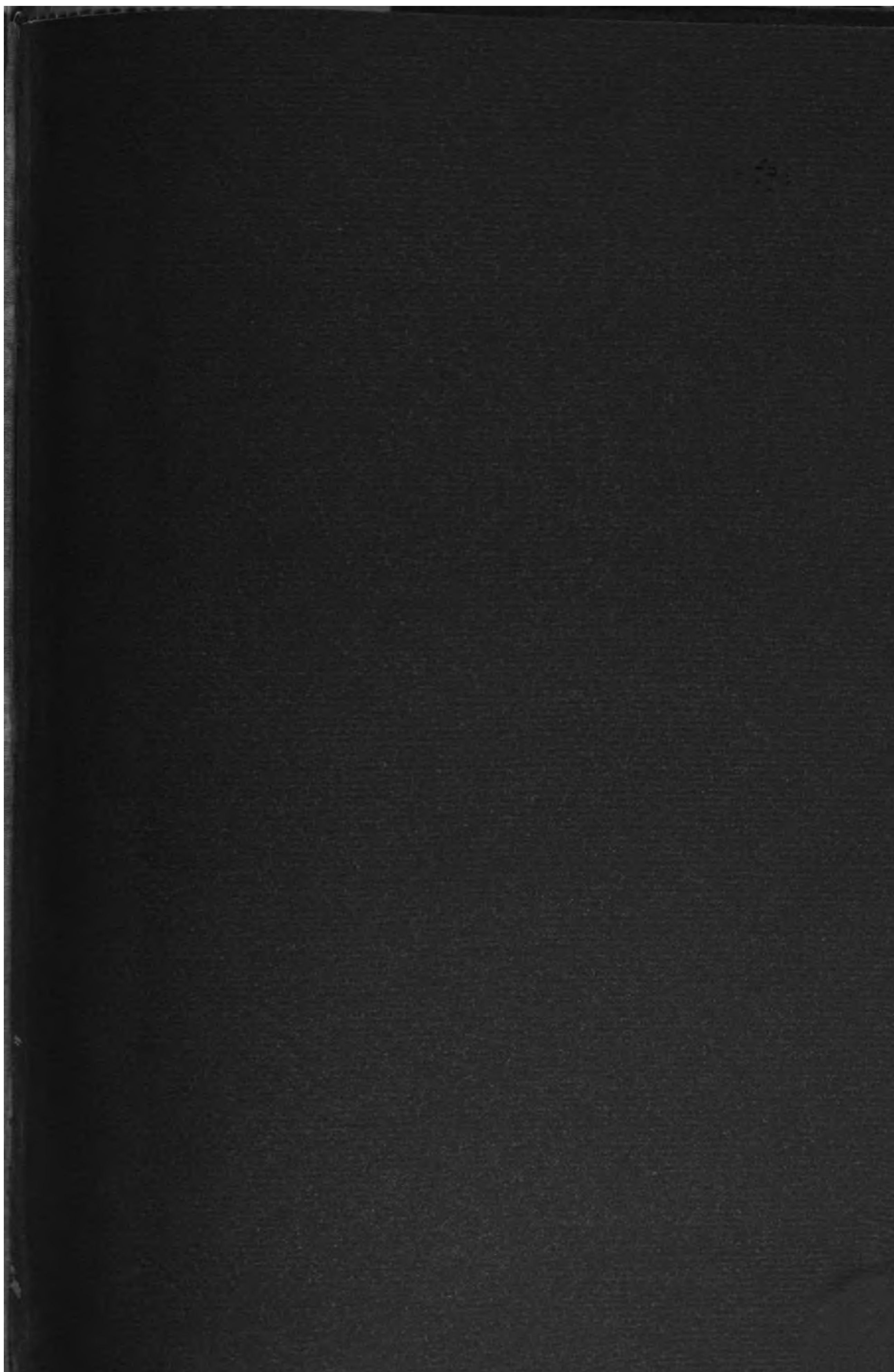

Sinn dem Höchsten zugewandt







Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Zwölfter Jahrgang

April 1915 - September 1915

Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes XII. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

Seite

Oberkofler, Josef (nicht: Johann) Georg: Die Knappen von Prettau. Eine Chronik 409, 537, 668
Stach, Ilse von: Haus Elderfing 28, 148, 296

* * *

Achtermann, Bernhard: Ein Kriegsjahr 756
Eck, Miriam: Die Freuden Mariens 194
Gleichen-Rußwurm, Alexander von: Maria 207
Sorge, Reinhard Johannes: Christuslieder 63
Sorge, Reinhard Johannes: Lied Moses, des Mannes Gottes . . 522
Stach, Ilse von: Dem Kaiser 335
Zech, Paul: Feig ist, wer Gram und Grauen flieht 9

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

Willmann, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Otto: Wissen und Glauben im Lichte unserer Zeit 1
Weber, Erzabt Norbertus: Am Scheidewege. Nationalpolitische Bedeutung der Mission 10
Hasse, Else: Am Stundenzeiger der Weltgeschichte. Bilder und Betrachtungen 47
Bismarck, Worte von — 92
Poertner, Militäroberpfarrer Dr.: Briefe eines Feldgeistlichen vom Kriegsschauplatz 95
Mumbauer, Johannes: Zu Bismarcks Säkulargedächtnis . . . 98
Kaumanns, Ministerialkommissar Oekonomierat Nik.: Die Amerikaner und wir 129
Bay v. Baya und zu Luskod, Msgr. Graf: Der Panamakanal und die Weltmacht Amerikas 136, 337
Brauer, Th.: Krieg und Sozialismus 176
Görres, Worte von — 190
Witowski, Geh. Reg.-Rat Dr. Karl: Arbeiterversicherung und Krieg 195
Johann Georg Herzog zu Sachsen: Ein Besuch in Czenstochau . 208
Maresch, Dr. Maria: Die Erziehung eines Volkes 213
Holzhausen, Prof. Dr. Paul: Ungeziefer in russischen Feldzügen 216
Baumstark, Dr. A.: Syrien und Aegypten 210
Guenther, Univ.-Prof. Dr. Konrad: Der Krieg und das Rassenproblem 257
Coar, Firmin: Bismarck in Frankreich 277, 473
Grauert, Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Hermann v.: England und Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts 317, 447

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo‘ und ‚Rundschau‘.

Seite

Dürken, Privatdozent Dr. Bernhard: Deutschlands Stellung im wissenschaftlichen Leben 352
Clasen, Dr. P. A.: Das erste Jahrhundert rhein.-preuß. Volkswirtschaft 385
Hugelmann, Privatdozent Dr. K. G.: Der Parlamentarismus . 403
Spahn, Univ.-Prof. Dr. Martin: Zum Gedächtnisse Napoleons . 431
Coar, Firmin: Die französischen Katholiken 489
Dörfler, Dr. Peter: Das dritte Reich 513
Schott, Generalleutnant Georg: Das Prinzip der chinesischen Mauer 517
Mattern, Johannes (Baltimore): Woher die deutschfeindliche Stimmung in den Vereinigten Staaten 567
Eggart, H.: Thomas Moore, Irlands Freiheitsdichter 578
Holzhausen, Prof. Dr. Paul: Der italienische Soldat 594
Platz, Dr. Hermann: Im Granatfeuer auf polnischer Heide . . . 601
Mumbauer, Johannes: Religiöse Kriegsliteratur 605
Platz, Dr. Hermann: Kultur und Seele vor dem Weltkriege . . 641
Henner, Univ.-Prof. Dr. Theodor: Die Erbschaft des Wiener Kongresses 658
Saitschick, Hochschulprof. Dr. Robert: Die tragischen Widersprüche der menschl. Gesellschaft 712
Rosenberg, Professor A. J.: Totenklage um die Kathedrale von Reims 727
Prilipp, Beda: Zur Frage des weiblichen Dienstjahres 735
Otto, Generalmajor Friedrich: Das erste Kriegsjahr. Ein Rückblick 741
Spahn, Univ.-Prof. Dr. Martin: Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen 749
* —r: Die Vereinigten Staaten im Schlepptau Englands? . . . 113
* Otto, Generalmajor Friedrich: Kriegsbetrachtung 117, 230, 365, 497, 624, 757
* K. s.: Der Kampf um die deutsche Kultur in Amerika 123
* —th.: Positionskrieg und Sittlichkeit 222
* E.: Händler und Helden 224
* Coar, Firmin: Ueber den National-Charakter der Franzosen . . 235
* Wirth, Dr. A.: Die Orientpolitik Oesterreichs 239
* Ritter, Emil: Albanisches und Englisches 241
* Seidenberger, Direktor Dr.: Die höheren Schulen und der Krieg 242
* E.: Die Ethik und der Krieg 362
* —th.: Ueber die Stellung Italiens im Weltkrieg 371
* Wehberg, Dr. Hans: Die Torpedierung der Lusitania . . . 373
* Wirth, Dr. A.: Entwicklung und Bedeutung des Dreibundes . 375
* T. K.: Die französische Kriegsliteratur 377
* E.: Deutsch als Weltsprache 493
* E.: Englische Sinnesfälschungen 495
* Holzhausen, Prof. Dr. Paul: Wendelin Foerster 503
* r.: Die katholische Kirche in Deutschland und Frankreich . . . 621
* M.: Die Abwehrschrift der deutschen Katholiken 629

Seite
* Ettlinger, Privatdoz. Dr. Max: Krieg und Friede im Ameisenstaat 635
* Froberger, Dr. Jos.: Deutschlands Freunde in Spanien . . 760

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

Klein-Diepold, Rudolf: Deutsche oder französische Kunst? Eine Kritik 75
Weiß, Konrad: Unsere zeitgenössische Kunst 85
Muth, Karl: Frenssens Bismarckepos 104
Baumstark, Dr. A.: Syrien und Aegypten. Neue Literatur . 220
Coar, Firmin: Bismarck in Frankreich 277, 473
Eggart, H.: Thomas Moore, Irlands Freiheitsdichter 578
Herwig, Franz: Neue Romane 617
Rosenberg, Professor A. J.: Totenklage um die Kathedrale von Reims 727

* Literatur und Theater.

* Jug: Kriegslyrik von heute 125
* M. M.: Miriam Eck † 248
* M. E.: Bacon oder Shakespeare? 250
* T. K.: Die französische Kriegsliteratur 377
* Klein-Diepold, Rudolf: Berliner Theater 381, 506
* E.: Deutsch als Weltsprache 493
* Blennerhassett, Charlotte Lady: Das literar. Italien der jüngsten Vergangenheit 504

* Kunst.

* Eggart, H.: Anton von Werner als Illustrator 636
* Klein-Diepold, Rudolf: Adolph von Menzel 765

* Musik.

* Schmitz, Privatdoz. Dr. Eugen: Das ‚Triumphlied‘ von Brahms 250
* Schmitz, Dr. Eugen: Musikalische Kriegslyrik 509
* Schmitz, Dr. Eugen: Das Land ohne Musik 637

IV. Biographisches

* Bacon oder Shakespeare? Von M. E. 250
Bismarck: Zu B—'s Säkulargedächtnis. Von Johannes Mumbauer 98
Bismarck in Frankreich. Von Firmin Coar 277, 473
* Eck, Miriam †. Von M. M. 248
* Foerster, Wendelin. Von Prof. Dr. Paul Holzhausen . . 503
* Menzel, Adolph von. Von Rudolph Klein-Diepold . . . 765
Moore, Thomas, Irlands Freiheitsdichter. Von H. Eggart . . 578

Seite
Napoleon, Zum Gedächtnisse —'s. Von Univ.-Prof. Dr. Martin Spahn 431
* Werner, Anton von — als Illustrator. Von H. Eggart . . 636

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

Weber, Erzabt Norbertus: Am Scheidewege. Nationalpolitische Bedeutung der Mission 10
Sander, Rektor August: Natur und Kultur der deutschen Moore . 64
Poertner, Militäroberpfarrer Dr.: Briefe eines Feldgeistlichen vom Kriegsschauplatz 95
Bay v. Baya und zu Luskod, Msgr. Graf: Der Panamakanal und die Weltmacht Amerikas 136, 337
Johann Georg Herzog zu Sachsen: Ein Besuch in Czenstochau . 208
Maresch, Dr. Maria: Die Erziehung eines Volkes 213
Baumstark, Dr. A.: Syrien und Aegypten 220
Guenther, Univ.-Prof. Dr. Konrad: Der Krieg und das Rassenproblem 257
Grauert, Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Hermann v.: England und Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts 317, 447
Mattern, Johannes (Baltimore): Woher die deutschfeindliche Stimmung in den Vereinigten Staaten 567
* —r: Die Vereinigten Staaten im Schlepptau Englands? . . . 113
* Coar, Firmin: Ueber den National-Charakter der Franzosen . . 235
* Ritter, Emil: Albanisches und Englisches 241
* Plaßmann, Univ.-Prof. Dr. J.: Der Wasserhaushalt des Mittelmeeres 245
* Froberger, Dr. Josef: Deutschlands Freunde in Spanien . . 760

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

Sander, Rektor August: Natur und Kultur der deutschen Moore . 64
Kaumanns, Ministerialkommissar Oekonomierat Nik.: Die Amerikaner und wir 129
Brauer, Th.: Krieg und Sozialismus 176
Witowski, Geh. Reg.-Rat Dr. Karl: Arbeiterversicherung und Krieg 195
Holzhausen, Prof. Dr. Paul: Ungeziefer in russischen Feldzügen 216
Otto, Generalmajor Friedrich: Allumfassung der Kriegswissenschaft . 360
Clasen, Dr. P. A.: Das erste Jahrhundert rheinpreuß. Volkswirtschaft 385
Hugelmann, Privatdozent Dr. K. G.: Der Parlamentarismus . 403
Schott, Generalleutnant Georg: Das Prinzip der chinesischen Mauer 527
Holzhausen, Prof. Dr. Paul: Der italienische Soldat 594
Prilipp, Beda: Zur Frage des weiblichen Dienstjahrs 735
Otto, Generalmajor Friedrich: Das erste Kriegsjahr. Ein Rückblick 741
* Otto, Generalmajor Friedrich: Kriegsbetrachtung 117, 230, 365, 497, 624, 757

Seite
* Wehberg, Dr. Hans: Die Torpedierung der Lusitania . . . 373
* Otto, Generalmajor Friedrich: Kriegsverwendung der pensionierten Offiziere 632
* Klein, Rechtsanwalt Felix Joseph: Friedensjustiz 762

VII. Neues vom Büchermarkt

254

VIII. Unsere Kunstbeilagen

128, 256, 384, 512, 640, 768

IX. Offene Briefe

640

X. Kunstbeilagen

Dürer, Albrecht: Auferstehung Christi 1
Eyck, Jan van: Maria mit dem Kinde in einer Kirche 257
Fugel, Gebhard: Mein guter Kamerad 385
Menzel, Adolf von: Moltke 641
" " " : Bismarck 673
Steinle, Eduard von: Der hl. Christophorus 513
Tintoretto: Michaels Kampf mit dem siebenköpfigen Ungeheuer . 129

XI. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

Seite
Agliardi, Graf Ercole: Die Stellung Italiens im Weltkrieg . . . 370
Alten, Georg von: Handbuch für Heer und Flotte 360
Brüssau, Oskar: Unser Bismarck . 102
Der deutsche Krieg und der Katholizismus 489, 629
Dörfler, Peter: Der Weltkrieg im Schwäbischen Himmelreich 617
—: La Perniziosa 618
Egelhaaf, Gottl.: Bismarck 103
Engel, Georg: Der Fahnenträger . 618
Festenberg, H. v.: Zwischen zwei deutschen Eichen 102
Foerster, Fr. W.: Die deutsche Jugend und der Weltkrieg 220
Frenssen, Gust.: Bismarck 104
Funke, Alfred: Das Bismarckbuch . 102
Goebel, J.: Der Kampf um die deutsche Kultur in Amerika . . . 123
Görres, Flammenzeichen 190
Goethe, Wolfg.: Die Mitschuldigen 508
—: Das Jahrmarktsfest zu Plundersweiler 508
Seite
Haller, Joh.: Der Ursprung des Weltkriegs 464
Hauptmann, Gerh.: Schluck und Jau 506
Hettner, Alfred: Englands Weltherrschaft und der Krieg 471
Heyck, Ed.: Bismarck 103
Ibrahim Manzour Efendi: Ali Pascha, Tyrann von Albanien (übersetzt von E. Schulz) 241
Johann Georg Herzog zu Sachsen: Katharinenkloster am Sinai; Tagebuchblätter aus Nordsyrien; Streifzüge d. d. Kirchen und Klöster Aegyptens 220
Kriegsflugblätter 510
Külpe, Oswald: Die Ethik und der Krieg 362
Lagerlöf, Selma: Jans Heimweh . 619
Landmann, Karl v.: Die Kriegskunst bei Lösung der deutschen Frage 117
Linzen, Karl: Marte Schlichtegroll 619
Lowell, A. Lawrence: Die englische Verfassung 404

Seite

Löwenfeld, L.: Nationalcharakter der Franzosen 235
Marcks, Erich: Bismarck 101
Matthias, Adolf: Bismarck . . . 102
Molden, Ernst: Die Orientpolitik Metternichs 240
Pflugk-Harttung, v.: Bismarck . 104
Religiöse Kriegsliteratur 605
Reventlow, Graf E. zu: Deutschlands auswärtige Politik 317
—: Der Vampir des Festlandes . . 317
Rohrbach, Paul: Bismarck und wir 448
—: Zum Weltvolk hindurch 451
Schaeffer, Albrecht: Kriegslieder . 127
Schäfer, Dietr.: Deutschland und England in See- und Weltgeltung 472
Scheler, Max: Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg . 228
Schmitz, Oskar A. H.: Das wirkliche Deutschland 495
Schmitz, O. A. H.: Das Land ohne Musik 637
Schönherr: Weibsteufel 507

Seite

Singer, A.: Geschichte des Dreibundes 376
Sombart, Werner: Händler und Helden 225
Sosnosky, Th. v.: Die Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns seit 1866 . . 239
Spahn, Martin: Bismarck und die deutsche Politik 100
Spahn, Martin: Im Kampf um unsere Zukunft 448
Stutz, Ulrich: Die katholische Kirche und ihr Recht in den preußischen Rheinlanden 621
Valentin, Veit: Bismarck und seine Zeit 103
Voßler, Karl: Italien. Literatur der Gegenwart 504
Wasmann, Erich: Das Gesellschaftsleben der Ameisen 635
Werner, Briefe von J. V. von Scheffel an A. von Werner . . . 636
Zerzer, Julius: Kriegsmesse 1914 127





Zwölfter Jahrgang April 1915

Wissen und Glauben im Lichte unserer Zeit

Von Otto Willmann

Das Sprichwort sagt: Inter arma silent Musae, im Waffenlärm verstummen die Genien des [illegible], und das scheint am meisten von der Muse Urania zu gelten, deren Sinnen und Forschen den überirdischen Dingen zugewandt ist. Aber auch die fromme Kontemplation sucht die friedliche Stille auf; von dem hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg, heißt es: ‚Aus Kaiserfehde und Fürstenstreit floh er in Waldeseinsamkeit; denn wo die Welt in Waffen tost, ist Hochgebirg des Weisen Trost.' (Scheffel.) So scheint es kein zweckmäßiges Beginnen zu sein, wenn wir das Problem von dem Verhältnisse von Wissen und Glauben, das mehr als jedes andere Sinnen und Forschen, Vertiefung und Kontemplation erfordert, in das Licht unserer Zeit rücken, deren Horizont vom Kriegsgewitter verdunkelt ist, und in der das tapfere Können vor dem Wissen, die wundenheilende Liebe vor dem Schauen den Vortritt zu beanspruchen scheint.

Und doch brauchen wir uns nur zu erinnern, daß Wissen und Glauben Mächte sind, die nicht bloß die Betrachtung, sondern auch den Willen, die Betätigung der Energie, den abwehrenden Kampf in ihren Dienst fordern. Der Kampfruf der alten Römer war: Pro aris et focis, für Altäre und Herde, das Gebot, die zwei Stätten zu schützen, auf denen heiliges Feuer [illegible], zu Ehren der Götter entzündet und ihren Segen herabflehend auf das Gemeinwesen und das Haus jedes Bürgers. So werden auch die





Zwölfter Jahrgang April 1915

Wissen und Glauben im Lichte unserer Zeit

Von Otto Willmann

Das Sprichwort sagt: Inter arma silent Musae; im Waffenlärm verstummen die Genien des Geistesschaffens, und das scheint am meisten von der Muse Urania zu gelten, deren Sinnen und Forschen den überirdischen Dingen zugewandt ist. Aber auch die fromme Kontemplation sucht die friedliche Stille auf; von dem hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg, heißt es: ‚Aus Kaiserfehde und Fürstenstreit floh er in Waldeseinsamkeit; denn wo die Welt in Waffen tost, ist Hochgebirg des Weisen Trost.‘ (Scheffel.) So scheint es kein zweckmäßiges Beginnen zu sein, wenn wir das Problem von dem Verhältnisse von Wissen und Glauben, das mehr als jedes andere Sinnen und Forschen, Vertiefung und Kontemplation erfordert, in das Licht unserer Zeit rücken, deren Horizont vom Kriegsgewitter verdunkelt ist, und in der das tapfere Können vor dem Wissen, die wundenheilende Liebe vor dem Glauben den Vortritt zu beanspruchen scheint.

Und doch brauchen wir uns nur zu erinnern, daß Wissen und Glauben Güter sind, die nicht bloß die Betrachtung, sondern auch den Willen, die Betätigung der Energie, den abwehrenden Kampf in ihren Dienst fordern. Der Kampfruf der alten Römer war: Pro aris et focis, für Altäre und Herde, das Gebot, die zwei Stätten zu schützen, auf denen heiliges Feuer lodert, zu Ehren der Götter entzündet und ihren Segen herabflehend auf das Gemeinwesen und das Haus jedes Bürgers. So werden auch die

irdischen Güter in den Kreis der Glaubensgüter hineingezogen. Der Glaube deutet die ganze Güterwelt und schließt sie zusammen, unser Wissen, Können, Lieben, Hoffen. Eine Gesinnung, die jener nahekommt, welche das Psalmwort ausspricht: ‚Wer zeigt uns die Güter? Unser Panier ist das Licht deines Antlitzes, o Herr, du hast Freude in mein Herz gegeben.' Ps. 4, 6 u. 7, und das andere: ‚Ich glaube, daß ich die Güter schauen werde im Lande der Lebendigen; harre des Herrn, handle männlich, und dein Herz wird erstarken, hoffe auf den Herrn.' Ps. 26, 13 u. 14. Hier erscheint die Vollkraft des charaktervollen Handelns, dem ja die Einsicht und das Können dient, sozusagen in die Mitte genommen von Glaube und Hoffnung. So treten uns verbindende Mittelglieder zwischen Wissen und Glauben entgegen, an denen die kühle Meditation vorübergehen kann, während sie uns der Kampf, dessen Heroldruf an den ganzen Menschen ergeht, zum Bewußtsein bringt.

Der Kampfruf entbindet alle Kräfte der einzelnen und steigert sie, indem er die Kräfte aller entbindet. ‚Wohl tausend Herzen schwellen mir im Busen', läßt Shakespeare einen Feldherrn ausrufen, aber in jedem Krieger regt sich etwas von diesem Einstrahlen der Gesamtkraft in das Innenleben der einzelnen. Ein Heer, wenn es ist, wie es sein soll, ist gleichsam ein Krieger im großen, ein Herz und eine Seele, und es ist nicht zufällig, daß dieser uns geläufige Ausdruck für die Solidarität aus der Hl. Schrift stammt: ihn gebraucht die Apostelgeschichte von der einhelligen Andacht der Gemeinde. Apg. 4, 32. Das gemeinsame Gebet ist die hohe Schule für das Einswerden der Herzen; unwillkürlich erweitert auch der einsam Betende sein Selbst zu einem Wir: dem Hirtenknaben auf der Flur ist es beim Glockenläuten, ‚als knieten viele ungesehn und beteten mit mir . . .' (Uhland.)

Der Krieg zeichnet alles ins Große, Gigantische; was uns im Alltagsleben nur einen schwachen Schein gibt, erhält eine weithin strahlende Lichtfülle. Es drängt sich hier ein Gleichnis auf, das versteht, wer einmal an dem Fuße eines Leuchtturms stand; wenn er zu dessen Lampe aufblickt, so wundert er sich, daß sie kein stärkeres Licht gibt und fragt sich, wie es geschähe, daß sie meilenweit leuchtet. Ein Besuch des Turmes löst ihm das Rätsel: das Licht der Lampe bricht sich in den Glaskörpern des Prismenmantels und gewinnt dadurch seine Fülle und Tragweite. Es ist etwas ähnliches, was große Aufgaben und bewegte Zeiten, zumal kriegerische, leisten: sie geben dem Jetzt und Hier eine zeitüberwindende Fülle und Kraft, wie uns dies zuhöchst die Entfaltung der Religionsgemeinschaften zeigt, die aber in großen Wendungen der Geschichte ihr Analogon hat.

So kann doch die einsame Kontemplation über Wissen und Glauben manche Ergänzung aus der Betrachtung des Krieges erhalten, aus seinem Lärm läßt sich auch der fromme Heroldsruf heraushören, ein Heer hat etwas von einer Gemeinde von Gläubigen, wie umgekehrt diese in Zeiten der Bedrängnis zur ecclesia militans wird.

Die Mitwirkung des religiösen Elementes bei volkstümlichen Kriegen hat sich in den letzten Jahren auch Kreisen aufgedrängt, die sonst nicht viel nach Religion fragen: wir haben alle in der Erinnerung die Zeiten der Freiheitskämpfe durchlebt, in denen der Glaube ein mächtiger Mitkämpfer gewesen ist. Theodor Körner singt von der Volkserhebung 1813: ‚Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen, es ist ein Kreuzzug, ist ein heiliger Krieg‘, und seine Lieder sind von Gottvertrauen und aufwärts reißender Andacht durchweht. E. M. Arndt feiert in dem Liede ‚Der rechte Mann‘ den gottgefälligen Krieger: ‚Wer ist ein Mann? Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut! Wenn alles bricht, er zage nicht, dem Frommen nimmer graut. Wer ist ein Mann? Der glauben kann, inbrünstig, wahr und frei, denn unsere Wehr trügt nimmermehr, die bricht kein Mensch entzwei.‘

Es ist, als wenn in jener großen Zeit, in der man pietätvoll auf das eigene Volkstum und dessen Vergangenheit zurückgriff, das Wort: fromm die Bedeutung wieder erlangt hätte, die ihm unsere Altvorderen gaben, bei denen sich darin Gottesfurcht, Tüchtigkeit, Starkmut, Tapferkeit verbanden. Was damals allen frommte, war ein Erstarken aus dem Innersten heraus, war die Wiedergewinnung eines Gemeinbewußtseins, einer weihevollen Solidarität, wie sie die Weckung der Volksseele erst gewährt, wenn man bis zu deren Wurzeln im Glauben und Hoffen vordringt.

Was man damals suchte und, gespornt von der Not der Zeit, suchen mußte, war gerade das, was die nächstvorangegangenen Generationen, verblendet durch die Idole der Aufklärung, des Individualismus, der halt- und marklosen Völkerbeglückung, preisgegeben hatten. Die frommen Patrioten erkannten sehr wohl, daß der Invasion der Heere des fremden Gewaltherrschers eine Invasion von fremden, verderblichen Meinungen, ja von grundstürzenden Ansichten vorausgegangen war, und daß die Avantgarde des Korsen, des Sohnes der Revolution, aus deren Vätern: den Voltaire, Rousseau, Diderot bestand. Ihr glaubensfeindliches und damit das Gewissen und das gesunde Wissen untergrabendes Treiben geißelte Arndt schon 1805 in seinen ‚Fragmenten über Menschenbildung‘ auf das schärfste: ‚Die Welt ist verdorben durch Klügelei und Vielwisserei; sie ist breit und flach geworden und hat ihre Täler und Berge verloren, von welchen man vordem in die Tiefen der Erde und Hölle hinab und zu des Himmels Höhen hinaufstieg. .... Eine magische Verdunkelung, eine teuflische Höllenerleuchtung hat wechselweise alles entstellt. ... Ihr armen Grübler, die ihr alles beweiset und nichts schafft, alles wißt und nichts tut, alles kennt und nichts könnt!‘ Hier wird erbarmungslos aufgedeckt, welche Karikatur von Glauben und Wissen zugleich jenes ‚papierene Franztum‘ ausgeboren und so vielen leichtgläubigen und kurzsichtigen Deutschen aufgedrängt hatte.

Es ist allbekannt und oft beklagt, wie bald damals das Papier wieder die Oberhand über das Leben gewonnen hat. Der Wiener Kongreß hatte

kein Verständnis für das Volkserwachen, und seine Diplomaten huldigten in der Stille den Idolen, welche die Edlen der Nation gestürzt zu haben glaubten. Ludwig Uhland mußte schon drei Jahre nach der Völkerschlacht bei Leipzig die Anklage erheben, daß man vergessen habe, was dort errungen wurde, und er verurteilt nicht nur ‚die Fürstenrät' und Hofmarschälle mit trübem Stern auf kalter Brust', sondern er ruft auch ‚den Weisen, die doch alles wissen wollen', zu: ‚Meint ihr, daß in den heißen Gluten die Zeit, ein Phönix, sich erneut, nur um die Eier auszubruten, die ihr geschäftig unterstreut?'

Wir nennen die Periode, welche auf die der Freiheitskriege folgte, die Restauration, und sie war ja von dem Streben geleitet, wieder aufzubauen, was die Aufklärung, die Revolution und deren Nachgärung in Trümmer gelegt hatten, aber man würdigte nicht die Kräfte, die dem Verderben Halt geboten und verkannte das plastische Element in ihnen. Das tritt besonders in der Halbheit hervor, wie man sich das Verhältnis von Wissen und Glauben zurechtlegte, eine Halbheit, die wenigstens das Gute hat, daß sie auf Ergänzung und Berichtigung hindrängt. In der Politik galt die Maxime: Der Glaube soll erneuert werden, weil er für das Volk unentbehrlich ist, da nur die Wissenden an Kunst, Bildung und Wissenschaft einen Ersatz dafür haben. Also ein Abkehren der ‚Weisen' und des Volkes voneinander, während doch die jüngste Vergangenheit gelehrt hatte, wie die Wortführer gerade am Glauben des Volkes erstarkt waren, dessen Gesinnungen sie in ihre markigen Worte faßten, die nun wieder ein tausendfältiges Echo fanden. Eine historische Überlegung hätte das, ins Große gezeichnet, wiederfinden lassen an der Wiege des Christentums, das erst die Täler erhellte, ehe es die Höhen erstrahlen ließ, indem es die Hirten und Fischer zu Lehrern der Großen und der Weisen machte.

Eine andere Halbheit ist die Meinung, daß Wissen und Glauben zwischen Verstand und Gemüt aufgeteilt seien, die der Philosoph Jacobi vertrat, der doch gestehen mußte: ‚Licht ist in meinem Herzen, aber so wie ich es in den Verstand bringen will, erlischt es.' Das muß ein schwaches Glaubensflämmchen und ein unerleuchteter Verstand sein, wo sich ein solcher Vorgang abspielt. Bei einer solchen Zwiespältigkeit des Innern wird die Idee der Wahrheit preisgegeben und damit zugleich der Glaube und das Wissen entwertet, die beide von der Wahrheit leben, und es wird zudem der Wille gelähmt; eine solche Verfassung des Menschen hätte den ‚Gluten der Zeit' nicht standgehalten. — Um nichts besser ist die Zurückführung der Religion auf das Gefühl der Abhängigkeit von einem Unendlichen, welches gleichgestimmte Seelen zu Kultusgemeinschaften zusammenbringt. Ein solches Gefühl steht erst an der Schwelle der Religion und muß zum Gehorsam erhöht werden, der nun nicht einem Unendlichen, sondern Gott dem Herrn als Gesetzgeber gilt, welcher als Lehrer die Gläubigen zu einer übernatürlichen Einheit zusammenschließt, von der alle natürlichen Gemeinschaften nur ein Abbild sind. Der schlichte

Sinn des Volkes sagt: „Ich glaube, was die Kirche glaubt,' und wenn zugefügt wird: ‚Und die Kirche glaubt es, weil es Gott gelehrt und geboten hat,' so liegt darin ein Wissen, das jene gekünstelten Begriffe, die nur ein Surrogat der Religion darstellen, weit hinter sich läßt. — Eine dritte Halbheit tritt uns in der Meinung entgegen, daß die Religion wohl einen Wissensgehalt habe, der aber in der Form des Mythus und der Phantasie auftrete und in die Vernunfteinsicht überzuleiten sei. So der Rationalismus Hegels; treffend hat ihn Stahl als die Ansicht charakterisiert, daß danach nur das zu gelten habe, dessen Gegenteil unmöglich ist, ein Zusammenschnüren der Erkenntniskraft, bei der mit dem Glauben auch alles erfahrungsmäßige, positive Wissen erdrosselt würde. Er bemerkt auch richtig, daß unter diesem Schlagwort kein Fähnlein in den Krieg gezogen sei. Aus einem Glauben, der nur eine phantasierende Vernunft ist, der uns etwas sagen möchte, was uns unsere eigene Vernunft weit besser sagt, entspringt keine Begeisterung. Worauf eine solche Lehre hinausläuft, kann das Geständnis eines Schülers von Hegel, Ludwig Feuerbachs, zeigen, der von der Abfolge seiner Ansichten über die Religion sagt: ‚Gott war mein erster Gedanke, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter;' mit dem Menschen aber ist jener gemeint, der ‚die Natur als seine Mutter zu betrachten hat und die Erde als sein Gebiet', eine Stufenfolge der Dekadenz. Das ist das Bekenntnis des Naturalismus und des Autonomismus zugleich, ein Wegwerfen des Selbst in den Weltmechanismus und zugleich eine Proklamierung der Selbstherrlichkeit.

Wie diese Giftpflanzen fortgewuchert sind, ist bekannt: es stammt daher einesteils der Materialismus der Häckel, Ostwald und Genossen, bei denen die Unwissenheit zur Feindschaft gegen alles echte Wissen auswächst, und anderenteils die Fieberphantasie Nietzsches vom Übermenschen und von der Umwertung aller Werte. Einen schneidenderen Gegensatz gegen die große Gesinnung der Vaterlandskämpfer von 1813 kann man sich nicht erdenken: Altar und Herd, für welche diese stritten, sind die Zielscheibe jener Dekadenten; der Altar ist das Symbol einer andern Welt, welche ja wegdekretiert worden ist, der Herd gemahnt an die Ehe und deren Fesseln, die der freigewordene Mensch abzustreifen hat; die Flamme des Herdes muß einer andern Platz machen, welche den Leichnam verzehre, damit besiegelt werde, daß mit dem Tode alles aus ist und alle Friedhofsstimmung aus der Seele ausgetilgt werde; richtig ist ja daran, daß die Friedhofsstimmung eine Himmelsleiter ist, auch eine Gabe des Krieges.

Man kann sich nicht wundern, wenn Edeldenkende sich in der Zeit, wo sich jüngst der politische Horizont umwölkte, die erste Frage vorlegten: Ist ein Volk, das sich solche Gesinnungen oder richtiger solche Gesinnungslosigkeit aufdrängen läßt, noch seiner Vorfahren wert? wird es den Einsatz haben für eine Zeit der Tat, wenn es sich alle Ideale, alles Bewußtsein der Solidarität, der Pflicht, der Tradition ohne Einspruch rauben läßt?

Die Besorgnis mußte noch erhöht werden durch den Hinblick auf die Völker, denen der Materialismus und der Haß gegen die Autorität anfing, in Fleisch und Blut überzugehen: Die Engländer, die Väter der Aufklärung und des schrankenlosen Egoismus, und die Franzosen, die in unsern Tagen mit dem Testamente der Revolution Ernst machten durch Abschaffung der Religion und Entrechtung der Katholiken mit den Folgeerscheinungen der Zuchtlosigkeit und des Apachentums. So sind die Kassandrastimmen in unserer Mitte wohl erklärlich, aber heute können wir mit erleichtertem Herzen rufen: sie waren ein gutgemeinter Irrtum, wir sind unserer Väter wert; haben sie eine große Aufgabe gelöst, so hat uns eine noch größere nicht unvorbereitet gefunden; die Halbheiten, in welche die großen Taten damals ausliefen, werden nicht wiederkehren, die niederziehenden und zersetzenden Elemente haben bei uns nur auf der Oberfläche gespielt, während sie sich bei den Nationen, von denen sie ausgingen, als Schädlinge der Ehre, der Tatkraft, des sittlichen Haltes erwiesen haben. Aber diese sind heute unsere Gegner, und mit ihrer erfolgreichen Bekämpfung werden wir auch das Danaergeschenk ihrer Irrlehren zunichte machen.

Aus den Quellen der Kraft, aus den Brunnen der Tiefe des Menschenwesens, aus der Religion haben wir sogleich bei Beginn des Weltkrieges mit geklärterer Einsicht geschöpft als unsere Vorfahren, die erst mit ihren größeren Zwecken wuchsen. Wie Glockenklänge muten uns die Proklamationen der beiden Kaiser der Zentralmächte an. Wilhelm II. schloß seine Anrede an das Volk am 31. August mit den Worten: ‚Nun empfehle ich euch Gott, geht in die Kirchen, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer.' Und unser erlauchter Herrscher, ‚der eucharistische Kaiser', wie man ihn genannt hat, gab dem Gottvertrauen in gleichem Sinne erhebenden Ausdruck.

Ein neuerwachter, tiefreligiöser Geist spricht aus den Feldgottesdiensten im Westen wie im Osten, bei denen oft der Gegensatz der Konfessionen geschwunden war: Katholiken stimmten in protestantische Kirchenlieder ein, und Protestanten lauschten andachtsvoll den Worten des priesterlichen Königssohnes aus dem Wettiner Hause. In den Feldbriefen, in den Todesanzeigen treffen wir Äußerungen echter Frömmigkeit, freudiger Jenseitshoffnung, unerschütterlichen Gottvertrauens an. Auch Berichterstatter von Zeitungen für nichtkirchliche Kreise geben der Anerkennung dieser Regungen rückhaltlos Ausdruck. Um nur ein Beispiel statt vieler anzuführen: ein italienischer Journalist, ein Weltkind, schrieb über den Geist des deutschen Heeres in Frankreich: ‚Das religiöse Gefühl erhebt diese Menschen, die in jeder Minute zwischen Leben und Tod stehen, zu einer geistigen Höhe, die sie von der Hörigkeit der Mühsal und des Schmerzes befreit. Es ist eine unermeßliche Kraft, die ihre Wurzeln im Geistigen hat, und von hier aus zu einer körperlichen Kraft heranwächst, die kein Hindernis kennt und keine Mühe scheut, eine Gewalt, die den Massen das

Heldentum verleiht, das bisher nur die Tugend der Individuen zu sein schien. Das Wiedererwachen des religiösen Gefühls in Frankreich gleicht doch nur der augenblicklichen Regung eines ins Unglück geratenen Zweiflers, den die bittere Not beten lehrt. Religiosität und Gottvertrauen kann man sich eben nicht im Handumdrehen anschaffen, so wenig wie militärische Tüchtigkeit.' — So ist es, im Frieden muß der Einsatz für den Kampf bereitgestellt werden, im Hafen die Ausrüstung für das hohe Meer. Die alten Griechen nannten den Anker, den die Schiffer in großer Sturmsgefahr auswarfen, ἱερὰ ἄγκυρα, den heiligen Anker: wohl dem Schiffe, das ihn an Bord führte und das Tau dafür in Stand gehalten hatte. Auch unsere Krieger sind mit dem heiligen Anker ins Feld gezogen. Er ist das Symbol der Hoffnung auf die Hilfe der göttlichen Macht, aber der echt religiöse Sinn weist auch an, auf die göttliche Gnade zu hoffen, die den innern Frieden gibt, wie sie durch Demut und Buße erworben wird. Auch das finden wir in Betrachtungen unserer Krieger ausgesprochen. Ein junger Offizier schrieb in einer Kirche in Galizien die Worte nieder: ‚Gibst du, o Gott, uns Kraft? Gibst du uns Mut, Völkerschicksale zu tragen? O strecke sie aus, deine Hand, die Wunden schlägt, aber auch liebevoll heilt. Ich weiß, du willst uns prüfen, wir haben gefehlt, wir wollen sühnen, aber, o Gott, dona nobis pacem!' Da klingt das Gebet aus dem Buche Daniel an (3, 31), das jetzt in der Fastenzeit gesprochen wird: ‚Alles, was du, o Herr, getan hast, tatest du in gerechtem Gerichte, weil wir vor dir gefehlt und deinem Gebote nicht gehorcht hatten; aber gib Ehre deinem Namen, verfahre mit uns nach der Fülle deiner Barmherzigkeit!'

Es mutet uns eigentümlich an, solchen Ewigkeitsgedanken mitten in der Arbeit mit dem modernen Kultur- und Kriegsapparate zu begegnen, ja noch mehr: in dem Lager, wo man Gott die Ehre gibt, ist dieser Apparat ungleich vollkommener als im gegnerischen, als sollten wir eindringlich belehrt werden, daß Glauben und Wissen und Können zusammengehörig sind. Auch das Wissen hat einen heiligen Anker, und das Glaubensleben ist von machtvollem Gedanken durchzogen. Ein moderner Historiker, Karl Lamprecht, gibt dieser Einsicht Ausruck: ‚Wo der Gedanke, scharf konzentriert und mit allen Seiten unseres Seelenlebens verknüpft, sich in religiösen Systemen äußert, unterzwingt er sich Raum und Zeit, wird ewig nach menschlichen Begriffen ... Freilich wahrhaft kraftvoll und groß ist nur die Religion, welche in langem Werden ihrer letzten Inhalte die verschiedenen Zeitalter passiert hat, so daß in ihren Erfahrungen sich die Erfahrungen von Menschen der verschiedenen Kulturhöhen konzentriert finden und aus ihnen wiederum auf die Angehörigen der verschiedensten Kulturhöhen auszuströmen imstande sind' (Einführung in das historische Denken, S. 160).* Da liegen jene Surrogate der Religion, mit denen

* Verlag R. Voigtländer, Leipzig 1912. — M. 2.

sich die Restaurationsperiode begnügte, weit hinter uns. Der Wahrheitsbegriff braucht bloß in seiner Vollkraft ins Bewußtsein zu treten, um Wissen und Glauben als die zwei Wege erkennen zu lassen, auf denen uns Gott die Wahrheit zugänglich macht: die Vernunft und Offenbarung, Wege, deren Einheit erst dem jenseitigen Schauen enthüllt werden wird. Wer Gott und der vom Wissen und Glauben bezeugten Wahrheit die Ehre gibt, befleißigt sich der Tugend der Wahrhaftigkeit, und auch darin sind die Kaisermächte ihren Gegnern überlegen. Ihre wahrheitsgetreuen Kriegsberichte haben gegen die Tatarennachrichten der Feinde mit demselben Glück gekämpft wie ihre Heere; ‚Wahrmanns Haus steht am längsten‘, sagt das Sprichwort.

Aber halten wir uns das Absit gloriari nisi in cruce! in Erinnerung! Unsere Gegner herabzusetzen, haben wir um so weniger Grund, als sich auch bei ihnen das Bedürfnis religiösen Erstarkens regt und dies unter erschwerenden Umständen. So entschieden bei den Franzosen, bei denen auch der eruptive Gesinnungswechsel, die Bekehrung der Zweifler durch die Zuchtrute des Unglücks, nicht gering zu achten ist. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet der radikale Publizist Lavredan, der vordem Viviani geholfen hatte, ‚alle Lichter am Himmel auszulöschen‘, bei dem aber der Einblick in die leidende Volksseele einen jähen Umschlag bewirkte. Er bekennt: ‚Ich lachte des Glaubens und hielt mich für weise; da ward ich dieses Lachens nicht froh, denn ich sah Frankreich bluten und weinen . . . Es wurde mir klar, daß es doch etwas Trostvolles ist, ein ewiges Vaterland zu kennen, das in Liebe leuchtet, wenn das irdische in Haß erglüht . . . Ein altes Weib aus der Bretagne, dessen Söhne verblutet sind, dessen Augen sich blind geweint, es betete sein Ave Maria! Wie schäme ich mich vor diesem Weibe . . . Atheist sein auf diesem Friedhofe einer Nation, ich kann es nicht. Hoch juble meine Seele, daß ich die Stunde erleben durfte, wo ich kniend sagen kann: Ich glaube, ich glaube an Gott; das Wort ist der Menschheit Morgengesang: wer es nicht kennt, den umfängt die Nacht.‘

Die gläubige Bretonin hatte schon auf den großen Forscher Louis Pasteur tiefen Eindruck gemacht. Als ihn einer seiner Schüler fragte, wie er denn nach so vielem Nachdenken und Studieren noch gläubig sein könne, antwortete er: ‚Eben weil ich nachgedacht und studiert habe, bin ich gläubig geblieben wie ein Bretone, und wenn ich noch mehr nachgedacht und studiert hätte, würde ich gläubig geworden sein wie eine Bretonin.‘ Die Bretonin hat zum Glück an nicht wenig französischen Frauen treue Schwestern, die mit dem Gebet das Liebeswerk verbunden haben. Mit Rührung konnten wir lesen, daß sie deutschen Soldaten einen schlichten Schmuck auf das Grab gesetzt mit der Inschrift: Pour les soldats Allemands, nos frères en Jésus-Christ, morts pour leur patrie, pleurés par leurs familles. Les femmes Françaises. — Von dem Erstarken dieses Geistes gegenüber den jakobinischen Machthabern hängt das Schicksal Frankreichs ab, nicht vom Kriegsglücke. Möge es durch Nacht zum Lichte vordringen! Ein Frank-

reich, das durch ein läuterndes Feuer hindurchgegangen, eine innere Umkehr vollzogen hätte, würde nicht mehr unser Feind sein! Wenn es dort dem Volke gelänge, die Schädlinge, die ihm Altar und Herd geraubt haben, zur Rechenschaft zu ziehen und das durch Gewalt und Lüge Entrissene wiederzugewinnen, so wäre das der größte Triumph des Glaubens. Aber auch unsere Aufgabe bleibt eine ernste: die durch Zusammenwirken der Herrscher und der Völker gewonnene Höhe der Einsicht und Gesinnung zu behaupten, die aufwärts führenden Bahnen zu befestigen, uns der großen, die Untrennbarkeit von Glauben und Wissen predigenden Zeit, die wir erleben, dauernd würdig zu erweisen.

Feig ist, wer Gram und Grauen flieht . . .

Ruf alle Dinge dicht zu dir heran,
brich Erde auf und sieh, wie Keime schwellen,
bleib stehn, wo Bäche aus dem Stein vorquellen,
und streichle sanfte Tiere dann und wann.

Und bist du einer Frau geliebter Mann,
laß dir von ihrem Blond die Nacht erhellen
und Kinder sich von ihr zu dir gesellen . . .
bedenk, daß so dein Da-Sein einst begann!

Feig ist, wer Gram und Grauen zitternd flieht,
sich abgrenzt, der Verbitterung Mauern schichtet
und noch im Stundenschlag den Störer sieht.

Den, der nur sich im Herzen hat, vernichtet
der Wind, der Atem bricht und Augenlid,
gefühllos wie Verruchte, die der Henker richtet.

Paul Zech.

Am Scheidewege / Nationalpolitische Bedeutung der Mission. Von Erzabt Norbertus Weber

Aden, den 20. August 1911.

Zehn Tage Aufenthalt in Aden, das war im Reiseprogramm nicht vorgesehen. Unser Dampfer hat uns hier ans Land gesetzt und ist der Heimat zugeeilt. Wir müssen warten, bis sich unser ein anderes Schiff erbarmt und uns nach Deutsch-Ostafrika mitnimmt. Dort war im Jahre 1905 meine Visitationsreise vom Aufstande jäh abgebrochen worden. Sie soll nunmehr ihre Fortsetzung finden.

Zwischen den Kraterwänden, von denen Aden umschlossen ist, brodelt die erhitzte Luft wie in einem Hexenkessel. Sie macht den Körper schlaff und den Geist müde; und doch ist die Zeit zu kostbar, als daß ich sie vollständig verschwitzen möchte. So klettere ich denn auf die Steinmauer eines der Wasserbassins, die sich in verworrenen Anlagen terrassenförmig in einer zerrissenen Schlucht die Kraterwand hinaufziehen. Dort will ich eine Farbenskizze dieser imposanten Bauten machen. Wenn das Auge, ermattet von der Lichtflut, die sich auf das Gemäuer ergießt, durch den Blick ferner blauer Meereswogen etwas Ruhe sucht, dann schweifen die Gedanken sinnend in die Vergangenheit. Ein geheimnisvoller Schleier liegt über diesen rekonstruierten Monumentalbauten, die auf ein Volk von starker Kulturkraft zurückweisen. Wer hat sie erdacht? Wer errichtet? Die alten Perser? Die Römer? Noch ist keine Spur entdeckt, die zur Lösung dieser Frage führen würde. Aber es war ein Kulturvolk, das sich hier einen Stützpunkt für sein kulturelles Vordringen schaffen wollte. Vielleicht waren damals die klimatischen Bedingungen günstiger, als sie jetzt sind, wo bei den seltenen und wenig ausgiebigen Niederschlägen, die mitunter 5—7 Jahre auf sich warten lassen, kaum jemand auf den Gedanken kommen könnte, in all die Falten des rings anstrebenden Bergmassivs so großartig gedachte Wasserreservoirs einzubauen. Es fehlt uns jeder Anhaltspunkt, weiter zu forschen. Nur soviel tritt zutage, daß ein klares Auge den Wert des Platzes erkannte und ein eiserner Wille die Lebensbedingungen der Natur abtrotzte.

Moderne Technik, die mit destilliertem Meerwasser sich über die Schwierigkeiten hinweggesetzt, hat den kühnen Gedanken, Zisternen in die Bergwand hineinzukomponieren, leicht überholt. Der andere Gedanke, Aden als Stützpunkt an einer Völkerstraße zu behaupten, ist geblieben. Mit scharfem Weitblick hat England auch hier die günstige Situation erfaßt. Alles, was von diesem Wegweiser aus nach dem fernen Osten oder nach dem Süden wollte, um mit den Völkern in Verbindung zu treten, sollte sich erst hier mit einem englischen Erlaubnisschein versehen. Für den Süden war er leichter zu haben als für den Osten. Allein bei den Boxerwirren (1900) in China haben auch wir Deutsche uns glücklich einen

solchen erobert, obschon England lieber die Frage allein geschlichtet und den Gewinn ungeteilt für sich behalten hätte.

Lange hat Deutschland zugewartet, bis es sich entschließen konnte, in die offene Welt hinauszuziehen, lange, fast zu lange. Gerade noch im Augenblick, wo der letzte Rest der noch freien Kolonialterritorien unter die Kolonialmächte Europas aufgeteilt wurde, eben noch rechtzeitig, um sich bei den Völkertoren einzufinden, die sich im Osten auftaten, ist es aus seiner Abgeschlossenheit herausgetreten.

Noch ist sich in Deutschland nicht alles einig über den Wert unseres kolonialen Besitzes. Jene Stimmen scheinen ja nun allmählich zu schweigen, die den Rat gaben: Ist's nicht besser, die Kolonien wieder abzuschütteln, ehe sie noch mehr Geld verschlingen? ‚An sich', so gestehen sie nunmehr zu, ‚wäre es ja besser gewesen, wir hätten überhaupt keine Kolonien erworben; wir hätten uns die immensen Ausgaben für deren Verwaltung und den Ausbau unserer Flotte sparen können. Freilich jetzt, nachdem wir sie haben, ist es heilige Pflicht, für die Erhaltung unserer überseeischen Besitzungen und deren Entwicklung einzustehen.'

Ob ein solcher Gedanke gedacht werden durfte? Unsere Kolonien bilden ja einen Teil, aber immerhin nicht einmal den Hauptteil der in Frage stehenden Güter. Sie sind vielleicht der Schlüssel dazu gewesen; sie haben wohl den Anstoß gegeben, daß Deutschland erwacht ist, um nun auf den ihm zufallenden Platz der Erde zu eilen und dort mit deutscher Kraft und Ausdauer *seinen* Teil an der Weltkultur zu leisten. Oder sollten etwa wir Deutschen bei unseren nationalen Eigenschaften, wie Ehrlichkeit und Geradheit, Treue und persönlicher Gewissenhaftigkeit, bei dem Hochstand, den wir uns in Wissenschaft und Technik errungen haben, bei dem politischen Ansehen, das wir genießen, von der göttlichen Vorsehung nicht einen guten Teil der Kulturaufgaben zugemessen bekommen haben, deren Lösung sich eben jetzt anbahnen und vollziehen soll, da überall die Völker ihre Tore auftun, die europäische Kultur einzulassen? Nicht angeborene Wanderlust, nicht der gleichsam im Wesen liegende Drang, wenigstens einen Teil des Lebens im Auslande zugebracht zu haben, treibt den Deutschen in die weite Welt; nein, Pflichtbewußtsein und — die Not.

Pflichtbewußtsein. Von dem Reichtum der Kultur an andere Völker, die ihrer noch entbehren, auszuteilen, ist heilige Pflicht. Kulturarbeit ist der eine Brennpunkt der großen Frage. Der andere liegt in der unabweisbaren Notwendigkeit für das deutsche Volk, in die Welt hinauszuziehen, wollte es sich nicht selbst zu einem kläglichen Stillstand in seiner Entwicklung und damit zu einem krankhaften Hinsiechen verurteilen. Was mußte aus Deutschland werden, wenn es nicht aus sich selbst heraustrat? Es konnte für die Zukunft unmöglich die 25 Millionen Menschen ernähren, die seit der Zusammenschweißung des Deutschen Reiches zu den 40 Millionen von damals hinzugewachsen sind. Da mußte der Import an Lebensmitteln nachhelfen. Doch das würde gar bald die finanzielle Leistungsfähigkeit des

Landes erschöpft haben. Deswegen mußten die Handelsschiffe und die Eisenbahnen mit der Nahrung, die sie der Heimat zuführten, auch Geld beibringen. Sie fingen an und warfen die deutschen Waren auf den Weltmarkt; unsere Industrie und Millionen und Abermillionen Arbeiter lebten davon. Eine Menge Rohstoffe waren für sie herbeizuschaffen, die Deutschland selbst nicht produzieren konnte. Ein riesiges Räderwerk begann ineinander zu greifen. Die treibende Kraft war Deutschlands innere Entwicklung, und sie trieb Deutschland auch hinaus in die Fremde.

Wäre das nicht alles so gekommen, dann hätte der jährliche Bevölkerungszuwachs, seinen Lebensunterhalt zu suchen, zum Wanderstabe greifen und nach Amerika oder sonstwohin gehen müssen, Deutschland aber stünde heute noch auf dem gleichen Fleck, auf dem es im Jahre 1870 gestanden. Die 25 Millionen wären für unser Vaterland für immer verloren gewesen, so gut wie jene 15 Millionen, die ohnehin schon als Nachkommen der jahrelangen Auswanderungen in der Fremde untergegangen sind. Würde der deutsche Auswanderer dem Engländer gleich sich nicht bloß heimisch fühlen draußen in der Welt, sondern die Welt geradezu als sein großes Erbe betrachten, dabei aber mit jeder Faser an seiner ‚engeren' Heimat hängen, dann könnten wir im Interesse des Deutschtums solche Abwanderungen immerhin ertragen. So aber haben bisher noch immer die deutschen Auswanderer die Verbindung mit der Heimat gelöst und stehen als Handlanger im Dienste fremder Nationen, die sich mit ihrer Hilfe und nicht ohne Gefahr für Deutschland machtvoll ausbauen. Schon deswegen allein dürfen wir froh sein, daß vorerst diese Abwanderungen auf ein Minimum von etwa 20 000 pro Jahr zusammengeschrumpft sind. Aber nur Deutschlands Entwicklung nach außen hat dies möglich gemacht; und umgekehrt, der in der Heimat verbleibende Bevölkerungszuwachs hat ganz wesentlich zu einer Entwicklung beigetragen, die Deutschland so recht zu seiner Weltmachtstellung verholfen hat.

Freilich meinte Lord Churchill, ‚Deutschland sei eine in der Welt geachtete und geehrte Großmacht gewesen, ehe es ein einziges Schiff besaß', und er hatte wohl nur den einen Wunsch, daß es so hätte bleiben sollen, daß Deutschland sich mit diesem Ansehen als Großmacht hätte begnügen sollen. Nachdem aber einmal die Welt sich erschlossen hat und die Kultur des Westens unaufhaltsam vorwärtsdringt, wird doch wohl auch der deutsche Gedanke noch ein Plätzchen neben dem angelsächsischen finden. Krämergeist wird dieses Heraustreten Deutschlands aus einer isolierten Großmachtstellung und dessen Erscheinen auf dem Weltmarkt nicht ertragen wollen. Er kann es nicht mit ansehen, daß ein anderer Geschäfte macht, selbst wenn das eigene Geschäft blüht. Daß der deutsche Handel mit Riesenschritten dem englischen nacheilt und mit seinem Umsatz von 17 Milliarden bereits jenen Stand erreicht hat, den England vor 10 Jahren inne hatte, läßt England nicht mehr ruhig weiterarbeiten. Es findet in der Tatsache, daß es im Laufe dieser 10 Jahre selbst sein Geschäft bedeutend erweitert hat, keinen

Trost. Die unzähligen deutschen Flaggen, die auf den Schiffen wehen zu Hongkong, Singapore, Schanghai und die Hafenplätze der afrikanischen Küste entlang, wo vor 30 Jahren die deutschen Farben kaum bekannt waren, reizen vielleicht Englands Neid zu einer Aktion, welche seine Weltmachtstellung in Gefahr bringen kann. Deutschland kann nicht mehr zurück; und uns Deutschen ist unser Vaterland und dessen Größe zum wenigsten ebensoviel wert, als dem Engländer das seine.

Doch es handelt sich nicht bloß um einen wirtschaftlichen Eroberungszug durch die Welt, sondern auch um einen geistigen, zumal da die geistige Beeinflussung der Völker in hohem Grade die Voraussetzung für eine wirtschaftliche Beeinflussung bildet. Auf dieser Linie ist Deutschland selbst hinter dem wirtschaftlichen Vordringen zurück. Der Deutsche hat es noch nicht recht gelernt, seine persönlichen Vorzüge, die ihm auf wirtschaftlichem Gebiete zugute kommen, auch im nationalen Interesse auswirken zu lassen. Deutsche Technik hat sich, gestützt auf die mit deutscher Gründlichkeit betriebenen exakten Wissenschaften, der englischen Domäne so ziemlich auf allen Gebieten bemächtigt; der deutsche Gedanke aber ist zurückgeblieben. Ja selbst auf dem Gebiete des Wissens, wo dem deutschen Geiste unumstritten die Führung eingeräumt wird, in der Volksbildung und in der Schule überhaupt, hat die deutsche Kraft bis in die neueste Zeit herein so ziemlich versagt, sobald es galt, mit Hilfe dieses Machtmittels einen entscheidenden Vorstoß zur geistigen Eroberung und einer kulturellen Unterwerfung der Völker zu machen. Andere Nationen, die in tiefem Abstande hinter uns stehen, haben inzwischen viel Boden gewonnen. Es scheint, daß Deutschland noch zu jung ist und daß ihm die Welt zu neu vorkommt. Was ein Deutscher im Auslande unternimmt, trägt noch immer viel zu sehr den Charakter eines rein persönlichen Unternehmens; seinem Arbeiten, seinen Schöpfungen fehlt der Rückhalt in der Heimat. Deswegen erlahmt die Kraft und verkümmert das, was sie ins Leben gerufen; deswegen steht aber auch Deutschland immer noch zurück hinter anderen Nationen, die mit geringerer Energie, aber mit größerer Einigkeit, wie hohes nationales Empfinden sie verleiht, auf den Plan treten.

Echte Vaterlandsliebe ist nicht das Privileg Einzelner, sondern die Pflicht Aller.

Überall steht, insbesondere unter amerikanischer Fahne, die Mission in der vordersten Schlachtlinie, wo es gilt, Neuboden für den nationalen Handel und den nationalen Kultureinfluß zu gewinnen. Es mag sein, daß sich die amerikanischen Missionäre mehr als die anderer Völker tatsächlich in den Dienst nationaler Pläne und kaufmännischer Berechnungen stellen lassen; soviel ist gewiß, daß der praktische Amerikaner in jedem Missionär einen Mann sieht, der, wenn auch nur indirekt, für seine Sache im Auslande tätig ist, den er aber deswegen auch entsprechend entlohnen muß, indem er seinerseits die Sache der Mission fördert und mit großen materiellen Mitteln unterstützt. Auch England unterschätzt diese Bedeutung

der Mission in keiner Weise. Ja selbst Frankreich ist sich immer noch bewußt, welchen nationalen Wert die ausländischen Missionen und das Protektorat über dieselben darstellen. Freilich war es ihm nicht leicht, einen Ausweg zwischen dem Haß gegen das Christentum und der notwendig erscheinenden Begünstigung der ausländischen Missionen zu finden. Gambetta hat diesen Ausweg entdeckt, indem er erklärte, der Antiklerikalismus sei kein Ausfuhrartikel. Mit dieser Phrase konnte Frankreich im eigenen Lande die Kirche berauben und die Ordensleute ausweisen, in der Türkei aber Klosterfrauen mit Orden dekorieren und in China sich als den geborenen Beschützer der Missionäre aufspielen. Erst zusammenbrechende Staaten, die in ihren Kolonien weiter nichts mehr als den bloßen Besitztitel zu verlieren haben, wie Portugal, sind soweit gegangen, daß sie ihre Missionäre auch aus ihren Kolonien vertrieben haben.

In solchen Erscheinungen drückt sich das Bekenntnis aus, daß die Mission einen ganz hervorragenden Faktor für den nationalen Einfluß im Auslande darstellt. In Deutschland wird sich diese Erkenntnis nach und nach auch noch Bahn brechen. Noch ist sie nicht überall vorhanden.

Es war in Tsingtau. Wir waren glücklich, nach langer Seefahrt wieder einmal festen deutschen Boden unter den Füßen zu haben und suchten einen Überblick über die Stadt und das Gelände zu bekommen, auf buschig umsäumtem Spazierweg eine Höhe hinter der Stadt zu gewinnen. Dort grüßte uns der erste deutsche Laut. Zwei Herren waren an uns vorübergegangen, indes wir ruhig weiter plauderten. Kaum waren sie vorbei, da sagte einer der Herren ganz laut zu seinem Begleiter: ‚Was nur die Kerle da hier zu suchen haben?' Das war deutsche Art. Ich meine nicht die Offenheit und Derbheit im Ausdruck der Gedanken; ich meine auch nicht den Mangel dessen, was der Engländer als gentlemanlike bezeichnet. Es wäre unrecht, einen lapsus linguae gar zu sehr anzukreiden. Sollte ich dem Herrn darob gram sein? Dem Herrn nicht, aber der Idee, die er zum Ausdruck gebracht hat. Er mochte und mag über die religiöse Wirksamkeit der Missionäre und deren ethische Siege und Eroberungen denken wie er wollte; aber er durfte als Deutscher und vollends als Deutscher im Auslande die Mission nicht so bewerten, wenn anders er sich schon einmal die Mühe genommen hatte, über die nationale Bedeutung der Mission nachzudenken. Ein Amerikaner wenigstens oder ein Engländer hätte es nicht getan.

Es ist ja wahr, die Mission verfolgt als ihr Ziel keine politischen Zwecke; der Deutsche steht als Missionär nicht im Dienste kolonialer Bestrebungen oder wirtschaftlicher Pläne. Die Mission hat ihr eigenes, genau abgegrenztes Gebiet, das Gebiet der Religion, das sie nicht ungestraft überschreiten darf, am allerwenigsten in Ostasien. Hat es doch dort fast den Anschein, als würden jene Märchen nachwirken, die im Jahre 1623 die blutigen Christenverfolgungen mit heraufbeschworen und zur Vernichtung des blühenden Christentums in Japan mit beigetragen haben; die gehässige Mitteilung, als seien die Missionäre nichts anderes als geheime Abgesandte ihrer Regie-

rungen, die nach den geistigen Eroberungen der Missionäre kämen, um das Land in Besitz zu nehmen. China wenigstens bringt aus eben diesem Verdachte den Missionen großes Mißtrauen entgegen. Die Mission darf also kein politisches Ziel verfolgen, will sie sich nicht selbst aufgeben und ihre Wirksamkeit in Frage stellen. Können nun nicht trotzdem aus ihrer Anwesenheit, aus ihrer Tätigkeit und aus ihren Erfolgen jene Vorteile entspringen, welche der deutsche Missionär als Deutscher für sein Vaterland wünscht? Dürfen ihm nicht diese Vorteile mit ein Beweggrund sein, seine Mühen und Anstrengungen zu verdoppeln, um so der Heimat den Dank abzustatten für die Mithilfe, die von dort aus das Missionswerk erfährt? Die Verhältnisse liegen beim Missionär kaum viel anders als bei einem Kaufmanne. Bei diesem drängt sich sicherlich der persönliche Gewinn stark in den Vordergrund, und es dürfte wohl wenige Kaufleute geben, deren patriotische Begeisterung soweit ginge, daß sie darob ihrer kaufmännischen Aktionen vergäßen. Sie würden sich ja auch eben dadurch selbst außerstand setzen, dem nationalen Gedanken viel zu nützen. Wichtiger ist es für sie, am Platze zu sein, wann und wo das Vaterland ihrer bedarf.

Ganz ähnlich liegen die Dinge bei der Mission. Daß ihr das höchste Ideal, die Religion, als unverrückbares Ziel vorschwebt, ist kein Manko, das ihre allgemeine Leistungsfähigkeit beeinträchtigen würde. Im Gegenteil; je mehr die Mission, wie es die Pflicht von ihr verlangt, das Christentum verbreitet, um so Größeres wird sie für den nationalen Gedanken zu leisten imstande sein. Die Mission würde sich selbst aufgeben und damit jegliche Kraft, ja Existenzberechtigung und Existenz selbst verlieren, wollte sie an ihrem Pflichtenkreis eine Drehung vornehmen. Ihr gilt im vollsten Umfange des Dichters Wort: ‚Erst gehörst du deinem Gotte, ihm zunächst der Heimaterde.‘ Der aufrichtige Wunsch und der ernsteste Wille, auch dem Vaterlande zu nützen, den deutschen Gedanken siegreich in die Welt zu tragen, gliedert sich wie von selbst an das pflichtgetreue Missionswirken an; der deutsche Gedanke, der mit dem Vollwert seiner kulturellen Bedeutung in die Welt ziehen will, wird diese Ordnung begrüßen.

Die Kultur, welche Deutschland bei seinem öffentlichen Auftreten unter den Völkern mit sich führt, um sie diesen Völkern anzubieten, ist nicht eine aufgestapelte Summe von Kulturwerten, etwa einer Fuhre Holz gleich, die auf den Weltmarkt gebracht wird und die man sich dort besieht, um sie zu erwerben, wenn sie tauglich scheint. Sie gleicht vielmehr dem kräftigen Baume, der lebt und grünt und immer neue Früchte trägt und diese Früchte abgeben will, damit auch anderorts gleiches Leben erwachse. Nur morsche Äste fallen ab und zerbröckeln, Äste, die nicht mehr das pulsierende Leben in sich verspüren. Sein Leben aber holt sich der Baum aus den Tiefen, in die seine Wurzeln reichen, aus dem Christentum, aus dem die abendländische Kultur herausgewachsen ist und in dem sie ihr Lebensprinzip hütet. Die Kulturwerte, die die Völker untereinander austauschen, sind nach außen hervortretende Erscheinungen, nicht aber die

Kultur selbst. Sittlicher Ernst, innere Größe, geistige Erstarkung, eine geadelte Weltanschauung macht diese Kulturgüter erst brauchbar und segensreich. Durch sie wird die Kultur zum geistigen Umformer, welcher die hochgespannten Kulturprodukte in einen nutzbaren Lebensstrom überführt.

Die Voraussetzung für die Lebensäußerungen ist das Leben. Deswegen wird das Christentum überall das Fundament bilden müssen, wo immer die abendländische Kultur mit ihrem Segen einherschreitet, gleichviel, ob sie mit bezwingender Kraft in die wilden Sitten der Neger und Südseeinsulaner eingreift oder ob sie von den Völkern des Ostens um ihrer technischen Leistungen willen gerufen, um ihrer politischen Größe willen als Vorbild beobachtet wird; gleichviel, ob es sich um die Sicherung eines territorialen Besitzes handelt wie in unseren Kolonien, oder um geistige, kulturelle, um wirtschaftliche und kommerzielle Güter, wie sie dem kulturellen Vordringen überall folgen.

In Japan wie in China wird entweder der christliche Gedanke siegen über die Wiederbelebungsversuche des Buddhismus und den staatsbeherrschenden Konfutseanismus und alsdann den weiten geistigen Abstand zwischen Ost und West überbrücken oder aber es werden die Völker des Ostens sich mit ein paar westlichen Kulturprodukten und einigen schlechten Kopien europäischer Staatsverfassungen begnügen, um dann wieder alle Verbindung mit dem Westen abzubrechen.

In Japan muß eine Auseinandersetzung mit dem Buddhismus, in China mit dem Konfutseanismus erfolgen. China hat bereits den ersten, erschütternden Schlag selbst geführt durch die Abschaffung des bisher geltenden Prüfungssystems, wie es auch in Korea, dem chinesischen Vasallenstaate, üblich war. Mag es auch in seiner abenteuerlichen Form uns zu einem Achselzucken über chinesische Gelehrsamkeit genötigt haben, es repräsentierte gleichwohl eine geistige Macht, die zwei Jahrtausende hindurch unter der Weltanschauung des Konfutse das ganze chinesische Reich zusammenhielt. Der oberste Leitsatz, wonach niemand zu Amt und Würde gelangen konnte, der nicht durch die auf der konfutseanischen Lehre basierende Prüfung hindurchgegangen war, ist zusammengebrochen. Mit diesem Staatsaxiom hatte der Kaiser von China seinen Thron gestützt und vom Throne herab die Lehre des Konfutse als Staatsreligion beschützt. Die Preisgabe dieses Axioms hat ihre Wirkung auf den Kaiserthron gehabt, wird ihre Rückwirkung auf das Staatskirchentum haben. China steht vor der Entscheidung: Vorwärts oder rückwärts. China freilich möchte auf der Grundlage des alten Konfutseanismus sich modernisieren, so daß das alte Kulturleben intakt erhalten bleibt und nur für die Errungenschaften der abendländischen Kultur Raum gewährt. Aber das eben erscheint als unmöglich, weil die äußeren Kulturprodukte keinen Bestand haben können ohne den Geist, der ihnen das Leben gegeben hat. Losgelöst von dem Lebensprinzip, dem Christentum, und einem fremden Wesen aufgepfropft, müssen sie verkümmern und verdorren gleich einem Edelreis, das aus einem

Stamm ganz fremder Art Lebenskraft ziehen soll, obschon es dessen Saft nicht assimilieren kann.

Das ruft die Mission zur Kulturarbeit. Ohne ihren Vormarsch kommt auch der Vormarsch der deutschen Kultur im Osten zum Stillstand. Damit würde aber auch der deutsche Gedanke seinen Rückzug antreten; die deutschen Interessen im Osten und die daraus fließenden Vorteile müßten versiegen.

Das angelsächsische Element, das sich viel früher als wir Deutsche in der Welt umgesehen hat, hat den Zusammenhang zwischen Mission und Kultur, zwischen Kultur und wirtschaftlichem Wandel klar erfaßt. Es hat schon lange den Gärungsprozeß, der im Osten wogt und brodelt, verfolgt, um den entscheidenden Moment auszunützen und vor anderen Nationen auf dem Plan zu sein. In Korea sehen wir die gewaltige Operation, wie sie sich auf der ganzen östlichen Halbkugel abspielt, auf einen kleinen, übersichtlichen Maßstab reduziert.

Korea hat Japans Großwerden gesehen, und es glaubte die Ursache in dem Anschluß an die westliche Kultur zu finden. Nun hat es, solange noch ein Rest von Hoffnung vorhanden war, sich als Nation gegenüber den umdrängenden Völkern behaupten zu können, mit der Kraft der Verzweiflung an dem Hoffnungsanker festgehalten, mittels einer durchgreifenden Schulbildung sich der westlichen Kultur zu bemächtigen und so sich zu retten. So das Volk; es war zu spät. Der politische und der wirtschaftliche Eroberungszug war bereits im vollen Gange. Auf der einen Seite rückt Amerika heran; seine Vorhut ist die Mission. Sein Plan ist, das Land geistig und wirtschaftlich zu erobern und an den amerikanischen Handel zu ketten. Auf der anderen Seite dringt Japan siegreich ein. Es will sich eine Operationsbasis auf dem Kontinent konstruieren. Mit gewaltigen kulturellen Maßnahmen, die seine finanziellen Kräfte zu übersteigen scheinen, sucht es die abendländische Kultur zurückzudrängen und den Geist des Ostens zu retten und vor allem seine groß angelegten nationalen Pläne auszubauen. Seine Pläne reichen weit über Korea hinaus. Gar zu gerne hätte es unser Tsingtau, das es sich gleichwie Korea gegen die Mandschurei als Operationsbasis gegen China denkt.

Dies kleine Bild vom äußersten Osten nimmt, je näher es gegen uns heranrückt, ungeheuere Dimensionen an. Aber die Anlage und die Stimmung bleibt dieselbe. Kaum ist (1905) in China die alte Examensordnung gefallen und moderne Bildung auf das Schulprogramm gesetzt, da ziehen junge Chinesen in Scharen nach Tokio (im Jahre 1910 nicht weniger als 3000), nach Amerika (etwa 600), nach England und ins übrige Europa (über 500), sich dort ihre Bildung zu suchen. Allenthalben entstehen Volksschulen und Kollegien; in Peking allein ist die Zahl auf 200 gestiegen mit 17 000 Schülern. Vieles macht den Eindruck des Überhasteten und kann kaum mehr als eine Scheinbildung vermitteln. Aber gleichwohl kennzeichnet sich darin das Bestreben Chinas, in einer geistigen Revolution

Japan nachzufolgen, obschon Japan bislang nur nach äußerer Kultur verlangt hat, den Geist aber, der diese trägt und hält, zurückweist. Aber eben das ist ja auch das einzige Verlangen Chinas.

In dieser Stellungnahme zur europäischen Kultur dokumentiert sich mit gleicher Klarheit ein aufflammendes Nationalbewußtsein, wie es wohl nie zuvor vorhanden war, wie die Erkenntnis von der Notwendigkeit, sich zunächst in einer Schulbildung nach europäischem Muster die Geisteskräfte zum Emporringen heranzubilden. So kann das jetzige Anlehnen an die abendländische Kultur, wie sie durch Schule und Wissenschaft vermittelt wird, nur als Zwischenzustand gelten. Entweder werden sich diese Völker mit Hilfe des entlehnten geistigen Apparates der fremden Lehrer und des fremden Einflusses wieder entledigen oder aber sie werden sich mit der abendländischen Kultur aussöhnen und werden sie auf sich einwirken lassen und werden dann mit dem Abendland in Verbindung bleiben. Dies letztere aber nur dann, wenn der christliche Geist in ihre Schulen einzieht und von den Schulen aus die christliche Kultur die Massen durchdringt. Andernfalls dürfte dem Aufleuchten abendländischer Kultur im Osten kaum mehr Wert beizumessen sein als dem momentanen Aufleuchten eines Meteors.

Vielleicht rücken England und Amerika bei ihrer ins Reale greifenden Tendenz die Frage nach dem materiellen Gewinn in den Vordergrund. Sie gewähren uns keinen Einblick in ihre Rechnungsbücher. Und das Konto ‚Schule' und ‚Mission' kann auch bei den Einnahmen nicht ziffernmäßig gebucht werden. Aber die Millionen, die unter den Ausgaben für diese Kontos stehen, lassen einen Schluß zu, wie hoch die englische und amerikanische Handelswelt den arbeitenden Wert der Mission und der Missionsschulen einschätzt. Millionenstiftungen haben glänzende Hochschulen ins Dasein gerufen. Der angelsächsische Gedanke ist von Schanghai aus weit ins Innere Chinas vorgedrungen, indem er zu Hankou eine Universität eröffnete. Sie ist die Schöpfung der vereinigten englischen, amerikanischen und kanadischen Universitäten. Fast möchte es den Anschein haben, als ob dieser am Hauptverkehrsweg nach Schanghai, am Jangtsekiang gelegene Punkt gewählt worden sei, um der in Schanghai erblühenden deutschen medizinischen Hochschule den Zufluß abzuschneiden. Gerade die Medizin ist es ja, die den Chinesen in besonderer Weise nottut. Hätte ich von der chinesischen Medizin weiter nichts zu sehen bekommen als das, was Korea sich in China geholt hat, und das verrostete Instrumentarium, womit ein chinesischer Zahnarzt auf dem vor Schanghai liegenden Dampfer seine zweifelhafte Kunst anpries, ich bräuchte weiter keinen Beweis für die schreiende Not, die dort nach Aerzten ruft.

In Hongkong, dem Haupttor des englischen Handels in China, ersteht eine englisch-chinesische Universität, die offenbar die Aufgabe hat, den deutschen Einfluß zu paralysieren, der sich gerade dort durch den deutschen Handel in einer imponierenden Weise geltend macht. Im Schantunggebiete haben die amerikanischen Presbyterianer und englischen Baptisten

zusammen eine Universität gegründet, die bereits 400 Studierende zählt. Der für diese Gründung gewählte Platz, Weihsien, kaum 150 Kilometer von Tsingtau entfernt an der Bahnlinie, die Tsingtau mit dem Hinterland verbindet, zwingt geradezu zu der Vermutung, als wolle die neue Universität den aus dem Innern kommenden Studenten die Weiterfahrt bis zur deutschen Universität in Tsingtau ersparen. Am klarsten tritt die Besorgnis Amerikas, es möchte durch deutsche Unternehmungen auf dem Gebiete der Schule beeinträchtigt werden, in Tokio zutage. Kaum hatten die deutschen Jesuiten mit mühsam in ganz Deutschland zusammengesuchten Gaben die Mittel aufgebracht, um vorsichtig mit dem Bau des ersten Flügels der großartig gedachten Universität in der Hauptstadt Japans beginnen zu können, da wirft ein Rockefeller 4 200 000 M. aus für ein Konkurrenzunternehmen Amerikas, das mit ganz anderem Nachdruck durchgeführt werden kann als die deutsche Jesuitenuniversität mit ihren 400 000 M.

So arbeitet die angelsächsische Geschäftswelt für die Verbreitung des nationalen Gedankens und des nationalen Einflusses und weiß sich in geschickter Weise der Beihilfe der Mission zu bedienen. Weit entfernt, England oder Amerika aus dem ehrlichen Ringen einen Vorwurf zu machen, müssen wir vielmehr in stummer Bewunderung eine solch innige Vereinigung von nationalem Wollen und religiöser Arbeit, von idealem Streben und materiellen Opfern anerkennen.

Die Sprache allein schon, die an diesen Universitäten und Schulen den Geist vermittelt, ist eine überwältigende Propaganda, eine wirksame Reklame. Von Port Said oder Aden an, wo der zerlumpte schwarze Knabe sein ‚One Shilling' aus dem Nachen zum Dampfer hinaufruft, ehe er sich trotz Haifisch und Polizeibehörde ins Wasser stürzt, das Geldstück zu holen, bis zu den Ministerien Japans und Koreas wirbt die englische Sprache für Englands Ansehen, und an dieses Ansehen hängt sich kultureller Einfluß und wirtschaftlicher Erfolg. Die Sprache weist dem Handel die Wege zurück in jenes Land, aus der sie selbst stammt. In ihr rollt sich der große Plan der wirtschaftlichen Eroberung des Ostens auf. Durch die Sprache ist vorerst der Handel an England und Amerika gebunden. Und in der Avantgarde marschiert die Mission.

Schreitet der unternommene Siegeszug voran, dann dürfte China das Los Indiens teilen, nicht infolge einer politischen, wohl aber einer wirtschaftlichen Unterwerfung. Denn wie Indien wegen seiner inneren Zersplitterung in ungezählte Kasten politisch leichter zu behaupten ist, so wird China, durch einen tausendjährigen Amalgamierungsprozeß zu einer ideellen Einheit verschmolzen, in wirtschaftliche Abhängigkeit derjenigen Nation geraten, der es gelingt, der gegenwärtigen inneren Umgestaltung die intellektuelle Triebkraft zu leihen und das Förderwerk des Handels in Gang zu bringen. Es soll Chinas unermeßliche Bodenschätze heben und — nach England bringen.

Frankreich hat wohl schon höhere Renten aus seinem chinesischen Mis-

sionsprotektorate gezogen als die, welche das Schiff heimbringt, das wir in Aden verlassen haben. Unser Dampfer hat in China um 40 Millionen Franks Rohseide nach Frankreich eingenommen, die mit hohen Einfuhrzöllen und reichen Dividenden die Regierung und die Fabriken entlohnen. Dabei kommt Frankreich gut zustatten, daß es als Vertreter des feinen Geschmackes auftritt. Aber könnte nicht auch Deutschland sich sehen lassen mit den Produkten der Industrie, die alle das ‚Made in Germany' tragen müssen, wo immer sie auf dem von englischen Waren überfluteten Weltmarkt erscheinen. Das ‚Made in Germany' war ja vom englischen Handel als Boykott für die deutschen Waren gedacht, würde aber, nachdem es einmal in englischer Sprache die soliden deutschen Waren und Fabrikate, von den kompliziertesten Maschinen bis zum härtesten Diamantstahl, von den Präzisionsapparaten der Physik bis zu den reinsten Präparaten der Chemie, eingeführt hat, selbst in deutscher Sprache aufgedruckt den Ruhm des deutschen Handwerkes, der deutschen Industrie und Wissenschaft in der Welt verkünden. Es handelt sich nur darum, neue Verbindungen herzustellen und die gewonnenen zu erhalten. Warum sollte dabei die Mission unserem deutschen Handel und unserer heimatlichen Industrie gleichgültig sein, während die englischen und amerikanischen Großfirmen so hohe Stücke auf ihre Missionen halten?

Noch ist dort im Osten alles im Wandel und Werden; noch läßt sich alles fügen und formen. Wie im Kaleidoskop Farben und Figuren ineinanderfließen, so drängen sich die frischen Kulturbilder des Westens und die vielgestaltigen Pläne auswärtiger Politik zwischen die starren Richtlinien einer Welt, die den vierten Teil der Menschheit in einem viertausendjährigen Kulturleben nach anderen Prinzipien zurechtgelegt hat. Wie stark mag der Zusatz sein, den der Orient an deutschem Wesen aufgenommen hat, wenn einmal der wogende Gestaltungsprozeß sich abgeklärt hat? Die Einwirkung, welche die deutsche Missionsarbeit auf die ganze Entwicklung ausüben konnte, dürfte zum guten Teil den Prozentsatz deutschen Anteils mitbestimmen.

Ganz verschieden von dem unruhigen Hasten und dem energischen Ringen und den bedeutungsvollen Aufgaben im Osten, die Deutschlands Beteiligung in stets wachsendem Maße herausfordern, erscheint auf den ersten Blick das Bild, das sich in unseren afrikanischen Kolonien darbietet. Meine Gedanken tragen mich schon weg über den schmalen Wasserstreifen, hinüber an die brennenden Bergwände der nordafrikanischen Küste, die dem Reisenden so kahl entgegenstarren wie die Felsen hier in Aden, wo die armseligen Ziegen vergeblich nach einem Grashalm suchen und nur die Salzkruste ablecken, die das verdunstete Meerwasser mitgerissen und abgelagert hat. Und doch, weiter nach Süden! Dort liegt ein herrliches Gebiet, unser Deutsch-Ostafrika; es steigt im Bilde aus der Vergangenheit auf und gewinnt schnell wieder jene Farbenfrische, mit der es sich der Erinnerung eingeprägt hat. Die Linien erscheinen ruhig, die Farben klar und bestimmt. Und doch ist dieses Bild kultureller Aufgaben und nationaler Ziele in seiner ganzen

Anlage nur wenig verschieden von dem unruhigen Bilde, das wir eben verlassen. Wie unter den alten Kulturvölkern des Ostens, so steht auch dort unter den Naturvölkern Afrikas Deutschland vor einer Kulturaufgabe, die um so größer ist, als die übernommene Pflicht keine Wahl mehr zuläßt. Das Resultat scheint sicherer zu sein, weil es sich aus der unumstrittenen Einwirkung auf unsere Negerbevölkerung ergibt. Das koloniale Programm liegt offen auf: kulturelle Hebung der Eingeborenen, rentable Gestaltung der Kolonien.

Der erste Teil unseres Kolonialprogrammes, an dessen Durchführung eine Kulturnation nicht vorbeikommt, hat sich nach anfänglichem unsicheren Tasten geklärt. Die Stimmen, die sich oft laut zugunsten des Islam erhoben haben als jener Religion, die für den Neger zweckmäßiger sei, beginnen immer mehr zu verstummen. Mag die allgemeine Zurückhaltung politischen Erwägungen entsprungen sein, die im Erstarken des Islam eine Gefahr heranwachsen sahen, oder dem Mißtrauen in die kulturelle Kraft des Islam, wie es sich bei einer stillen Betrachtung unserer schönsten Kolonien von selbst einstellt, jedenfalls ist damit die Mission zur kulturellen Arbeit aufgerufen; denn mit der Zurücksetzung des Islam muß es zu einem geistigen Kampfe zwischen ihm und dem Christentume kommen. Niemals wird der Mohammedaner der Förderer von Kulturbestrebungen werden wollen, die mit dem Christentum unzertrennlich verbunden sind; und Deutschland muß doch seinen Kolonien seinen Geist aufprägen. Das Christentum, das Deutschland groß gemacht hat, soll auch die Kolonien glücklich machen.

Aber wird es dem Christentum gelingen? Mit dem Hinweis auf den mißglückten Versuch, mit welchem Amerika seinen Negern die Freiheit geben wollte, wird abgemahnt, eine ‚Sklavenrasse‘ zur Freiheit des Christentums führen zu wollen. Gewiß, wir müßten den gleichen Mißerfolg beklagen, wenn wir uns nicht mehr um die schwarze Rasse und deren Erziehung annehmen wollten, als Amerika es getan, das mit seinem Verbote, die Farbigen zu unterrichten, jede kulturelle Hebung derselben unmöglich gemacht hatte. Ein Tor, der einen Blinden, wenn der Arzt ihm glücklich das Augenlicht wiedergegeben, direkt ins grelle Sonnenlicht schauen läßt. Aber soll ihm deswegen für immer das Auge geschlossen bleiben? Das Christentum hat sich nicht ohne Erfolg der Sklavenbevölkerung auf den reichen Latifundien des morschen Römerreiches angenommen.

‚Gewiß; aber die schwarze Rasse in Afrika steht am Ende ihrer Entwicklung, jene Römer und die Völker Europas alle befanden sich damals, als das Christentum an sie herantrat, am Anfange ihrer Entwicklung.‘ Hellas? Rom? Die waren doch tief von der Höhe der Kultur herniedergestiegen, so zersetzt und vermorscht, daß es keinen anderen Eindruck machte, als eilten sie mit Riesenschritten dem trostlosesten Ende der Kulturentwicklung zu. Das Christentum hat den Untergang aufgehalten und die Völker regeneriert. Die Germanen? Zugegeben; aber gerade in jenen Zeiten lauteten die Urteile über ihre kulturelle Aufnahmefähigkeit nicht eben günstig.

‚Jene blonden Bestien', so erhielt St. Chrysostomus von den Griechen zur Antwort, als er den Vorschlag machte, den Goten eine Kirche zu bauen, ‚sind gar nicht gebildet genug, um den Wert einer Kirche zu erfassen.' Die erste Frage ist nicht die Frage nach dem Erfolge, sondern die Frage nach der Pflicht, und dies selbst dann, wenn die jetzigen Resultate der Hauptsache nach eine tiefer greifende, ins Innere gehende Wirkung wirklich vermissen lassen sollten.

‚Der Neger', so gibt man zu, ‚steht, was Gelehrigkeit anlangt, dem Europäer wenig oder nicht nach. Aber was seiner geistigen Veranlagung fehlt, das ist die selbsttätige Verwertung des Erlernten. Der Neger kann, was er dem Europäer abgeschaut hat, einer Maschine gleich reproduzieren, aber es geht ihm die Fähigkeit der „Kombination", der „eigenen Produktion" ab.' Es entspricht diese Erscheinung tatsächlich dem von Äußerlichkeiten rasch eingenommenen Negercharakter, widerspricht aber deswegen noch keineswegs den Erwartungen, welche eine hingebende Erziehung in die Zukunft setzt und setzen muß. ‚Die Erziehung der Neger ist gewiß schwierig, aber nicht unmöglich' (Prof. Meinhof). Erst mit Verständnis sich in die Negerseele vertiefen und sie mit Liebe pflegen! Wenn dann der Erfolg ausbleiben sollte, dann mögen wir ruhig sagen: Unsere Schuld ist es nicht.

‚Es kann zweifelhaft sein, ob die Fähigkeit der schwarzen Rasse und die Bedingungen des afrikanischen Klimas es je zulassen werden, daß unsere Neger an Leistung den Weißen gleichkommen. Um sie aber zu dem zu entwickeln, was sie überhaupt leisten können, um sie soweit als möglich unserer Kultur zugänglich zu machen, dazu gibt es keine bessere Methode, als ihnen das Christentum zu bringen' (Oberstabsarzt Dr. Dempwolff). Dieses Ziel darf weder drüben in Afrika noch in der Heimat hinter einem anderen, scheinbar wertvolleren Gewinn zurückgesetzt werden, so daß es an Klarheit verlieren würde; denn nur insoweit es erreicht wird, soweit werden sich auch die vollberechtigten Erwartungen erfüllen, daß dort unter der Tropensonne auch die Früchte der materiellen Opfer und Aufwendungen reifen möchten. Die Hauptaufgabe, die Hauptkunst liegt eben nicht darin, durch eine Art Raubbau flüchtigen Gewinn aus den Kolonien zu ziehen, sondern sie zu deutschen Kolonien innerlich umzugestalten. Ohne Zweifel ist es dabei unbedingt notwendig, von Anfang auf die Sicherung des Gebietes bedacht zu sein; allein dies ist nicht alles. Die beste Sicherung muß darin angestrebt werden, daß alles von christlichem, von deutschem Geiste durchdrungen wird. Darum hat Graf Goetzen recht, wenn er sagt: ‚In der Differenz zwischen der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklungsstufe der Völkerschaften und der im Verhältnis hierzu sehr großen Höhe der Kultur mit ihren Begleitbegriffen, welche die weiße Rasse importiert, ist letzten Endes die Rebellion zu erblicken. . . . Aufgabe des Trägers der höheren Kultur muß es sein, für möglichste Ableitung Sorge zu tragen, gleichzeitig aber auch im Bewußtsein der Unvollkommenheit aller solcher Versuche, stets die nötigen äußeren Machtmittel bereitzuhalten, ohne die noch keine Zivili-

sation sich durchzusetzen vermochte.' Er hat recht, hat indes nicht alles gesagt. Geistige Mächte — und solche sind doch neben und selbst in dem physischen Widerstande gegen die Fremden und das Fremde eine große Anzahl vorhanden — werden auf die Dauer nur durch geistige Kräfte überwunden. Wenn irgend etwas den friedlichen Besitz der Kolonien sichert, dann ist es das durch die Religion geheiligte Bewußtsein von Dankbarkeit gegen den Kulturträger und der daraus erwachsenden bürgerlichen Pflichten.

Die Entwicklungsphasen mögen langsam und unauffällig sich gestalten. Es ist das Wachstum eines organischen Lebens, still und sicher, von innen heraus. Auch das wirtschaftliche Ausreifen des Gebietes oder auch nur einzelner Teile mag die Geduld auf harte Probe stellen; indes, was in erster Linie nottut, das ist nicht der Kunstgriff des Gärtners, eine frühreife Frucht wirtschaftlicher Rentabilität zu entlocken auf die Gefahr hin, daß das lebensschwache Treibhausstämmchen darob erstirbt. Was zuerst ins Auge gefaßt werden muß, ist nicht die künstliche Erschließung von Absatzgebieten für den Handel durch Anerziehung von Bedürfnissen oder die Entlockung reicher Tropenprodukte aus unserem überseeischen Boden. Was zunächst unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß, das ist die kulturelle Umbildung, die sittliche Erstarkung, der religiöse Halt des Volkes, die Gestaltung der lebendigen Volkskraft. Alles andere kommt von selbst.

Es ist dabei ganz gleich, ob wir den größeren materiellen Gewinn, den wir aus unseren Kolonien erhoffen dürfen, in den Eingeborenenkulturen suchen oder in der Besiedelung und den Plantagenbetrieben oder aber in einer glücklichen Kombination beider Pläne; das bleibt unabänderlich bestehen: Nachdem der Europäer auch im günstigsten Falle der Mithilfe der Eingeborenen nicht entbehren kann, der weitaus größte Teil unserer Kolonien aber überdies nur durch Eingeborenekulturen rentabel ausgenützt werden kann, so bleibt ‚die Bevölkerung selbst das beste Kapital unserer Kolonien', und liegt in der Erziehung der Eingeborenen eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine rentable Gestaltung unserer Kolonien. Es kann wahrlich keinem Ansiedler oder Plantagenleiter gleichgültig sein, welche Leute ihm bei seinen Arbeiten zu Diensten stehen, noch weniger der Regierung, ob die weiten Gelände ob der Indolenz der Bewohner brach liegen oder ob sie von einer gehobenen Bevölkerung rationell bewirtschaftet werden.

Da setzt denn auch die Mission mit aller Kraft ein, wenn sie die Erziehung niedrig stehender Naturvölker praktisch aufzufassen versteht. Es liegt im eigensten Interesse der Mission, wenn sie der angestrebten religiösen Erziehung einen kräftigen Halt zu geben sucht in der Erziehung zur Arbeit, und zwar zur systematischen, überlegten, gewissenhaften Arbeit. Was der Mission vor allem zugute kommt und was ihr nachgerühmt wird, das ist eine Methode, in welcher sie in unseren tropischen Gebieten so ziemlich allen wirtschaftlichen Unternehmungen überlegen ist: die erzieherische Macht des Beispieles. Bei allen Betrieben, die bloß auf den materiellen Gewinn an-

gelegt sind, kann sich in unseren Tropen die Arbeit des Europäers nicht rentieren; seine Arbeitskraft ist zu teuer, viel zu rasch verbraucht. Dem Missionär ist die Arbeit vor allem Erziehungsmittel. Wenn er also selbst Hand anlegt, so gliedert sich auch diese körperliche Arbeit, die Anleitung zur Arbeit in seinen großen Hauptplan ein, dem Neger Verständnis für die christliche Kultur, für die Arbeit und deren Wert beizubringen und ihn so dem Christentum näherzurücken oder ihn darin zu befestigen.

Der Vorteil fällt von selbst gleich einer reifen Frucht auch der Kolonie zu.

Wo Karl Peters, der uns die schönste der deutschen Kolonien, Deutsch-Ostafrika, erworben hat, in seinen alten Erinnerungen blättert, da legt sich auch mancher freundliche Zug auf die herbe Art seiner Darstellungsweise: ‚Die katholische Mission hat uns das klassische Vorbild geliefert, wie die Schwarzen zur Arbeit zu erziehen sind. Ihre Niederlassungen waren Kulturzentren im Innern Afrikas. . . .‘ Daran knüpft er die Bemerkung: ‚Das Reich tut gut daran, diese katholischen Missionen nach Kräften zu unterstützen; denn überall schreitet sie vom rein landwirtschaftlichen Betriebe alsbald zu industriellen Anlagen fort. Sie versteht es in der Tat, aus dem Lande etwas herauszuwirtschaften.‘ Und was ist seitdem geschehen! Überblickt man, was aus den immerhin kleinen Anfängen von damals sich herausentwickelt hat, und überdenkt man, daß dies alles im Grunde genommen nicht den Missionären und den Missionsschwestern zugute kommt, sondern dem Volke, für das sie leben und arbeiten und das sie in ein neues Leben hineindrängen, dann sieht man sich vor einer Kulturleistung, für die sich die Mission den Dank des deutschen Volkes in harter Mühe verdient hat.

Mit dem Rufe nach Arbeitern und nach mehr Arbeitern, der so oft aus den stark interessierten wirtschaftlichen Kreisen unserer Kolonien ertönt, und mit dem Wunsche, ein glückliches Volk heranwachsen zu sehen, das bei steigendem Wohlstand aufnahmefähig für den Import des Handels und produktionskräftig für die Ausfuhr wird, richtet sich das Augenmerk von selbst auf die hygienischen Verhältnisse, die in dem ‚seuchenreichen‘ Afrika diesen Bestrebungen und Wünschen hindernd im Wege stehen. Auch auf diesem Gebiete arbeitet die Mission gleicherweise im Sinne der christlichen Caritas und öffnet damit viele Herzen für die Aufnahme der christlichen Lehre wie im Interesse der Kolonie. Die Haushaltungsbücher der Missionsstationen könnten dafür Zeugen stehen. Ich sehe ganz ab von den reichbevölkerten Aussätzigendörfern, die bei fast allen unseren Missionsstationen angelegt sind. Dort werden die Unglücklichen wohl weniger durch den Zwang der Regierungsmaßregeln als durch die pflegende Liebe zusammengehalten, in Kwiro (Mahengeplateau) z. B. nicht weniger als 740 in einem idyllischen Tale, der Sorge von Missionsschwestern anvertraut. Auch auf den Stationen selbst vergeht kein Tag, an dem nicht Scharen von Kranken kämen, Linderung in ihrem Leiden zu suchen und sich die Wunden verbinden zu

lassen. Da muß sich allmählich durch Belehrung ein Verständnis für Hygiene im Volke Bahn brechen, wenn diese Belehrung sich zur Krankenbehandlung und Krankenpflege hinzugesellt. Unschätzbare Werte werden so der Kolonie erhalten.

Es sind ja Ärzte da, die berufensten Kämpfer auf diesem Gebiete, und es darf ihr opfervolles, erfolgreiches Wirken in keiner Weise verkleinert werden. Aber ihre Zahl ist so spärlich und deshalb ihr Einwirken auf einen allzu kleinen Raum beschränkt. Da müssen die auf dem ganzen Gebiete verteilten Hilfstruppen der Mission willkommen sein, um in den Kampf gegen ein unübersehbares Heer von Feinden einzugreifen, die im Verein mit Krankheiten und Siechtum an der Volkskraft zehren; welch eine Menge von Schwierigkeiten sammelt sich in den Begriffen: Säuglingssterblichkeit, Säuglingsernährung, jugendliche Verheiratung, Pubertätsfeiern, Alkohol, Wohnungsfrage usw. Der wirtschaftliche Wert, den die Bewohner repräsentieren, ist zu groß, als daß nicht jede Kraft freudig begrüßt werden müßte, die mit Liebe und Verständnis diese Werte sichern hilft.

Noch höhere Werte liegen in der Negerwelt: schlummernde Geisteskräfte, die geweckt und gehoben werden müssen. Dem Tiefstand der Eingeborenen entsprechend, kann vorerst nirgends der Plan einer höheren Schule in Frage kommen. Um so bedeutungsvoller ist die Volksschule. Keine Mission hat so sehr die Bedeutung der Volksschule erkannt und mit glücklichem Griff als lebendige Kraft zur Missionierung und kulturellen Erziehung der Naturvölker auszunützen verstanden wie die von Deutschland ausgehenden Missionen. Es darf uns dies nicht wundernehmen; denn es ist dies weiter nichts als die natürliche Auswirkung des in dem deutschen Volke lebenden Bewußtseins von dem hohen Werte der Schulbildung. Nur daher kommt es, daß die deutschen Missionäre die nicht geringen Mühen der persönlichen Hingabe und die drückende Sorge enormer Aufwendungen für ihre Schulen einsetzen. In unserem Gebiete, dem südlichen Teile von Deutsch-Ostafrika, sind allein für die schwarzen Hilfslehrer Gehälter in der Höhe von über 40 000 M. pro Jahr auszuwerfen. Die Früchte dieser Pflanzstätten, wo in den bildsamen Kinderherzen der christliche Geist und der deutsche Gedanke mit milder Hand großgezogen wird, kann nicht bloß die Mission, sondern in gleichem Ertrage auch die Kolonie ernten. Manche Plantagenleitung hat ihre Erkenntnis von dem Werte der Schule und der Schulbildung bereits niedergelegt in der Bitte an die Mission, im Gebiete ihrer Plantagen Missionsschulen zu errichten. Wäre der Beweggrund hiefür auch kein höherer als die Hoffnung, auf solche Weise die arbeitende Bevölkerung an die Plantagen zu ketten, es läge selbst hierin allein schon ein anerkennendes Zeugnis für die wirtschaftliche Bedeutung der Mission. Und doch liegt ihre Bedeutung auf dem fraglichen Gebiete viel tiefer. Was müßte aus den Plantagen, was aus unseren Ansiedelungen werden, was aus der ganzen Kolonie, wenn die geistige Hebung der Eingeborenen vernachlässigt würde? Ein geistiges Proletariat, das sich mit den wenigen äußeren Kulturgütern

nährt, wie sie in der Umgebung eben locken, müßte schließlich alle ernsteren Unternehmungen und alle wohlgemeinten Pläne mit sich in die Tiefe ziehen.

Solche Erwägungen, in denen sich der bedeutungsvolle Zusammenhang zwischen Kolonie und Mission sowie die tiefgehende Einwirkung der Missionstätigkeit auf die glückliche Entwicklung unserer Kolonien ausspricht, hat der derzeitige Staatssekretär des Kolonialamtes Dr. Solf in die knappe Formel gebracht: Kolonisieren heißt Missionieren.

Am Scheidewege. Der deutsche Gedanke steht am Scheidewege. Er hat sich hinausgewagt in die Welt; er steht vor ‚offenen Türen' und schreitet mutig durch ungeheuere freie Arbeitsfelder hin. Soll er weiter vordringen und weiter arbeiten, oder soll er heimkehren und still zurückgezogen den Lohn und den Ruhm der Arbeit an der Regeneration der Völker anderen Nationen überlassen? Langsam reifen die Früchte einer solchen Aussaat unter der Tropensonne heran. Großes hat unter den Kulturvölkern Asiens das Deutschtum mit seinem Erscheinen schon erreicht; Größeres ist noch zu erreichen, zu leisten.

Die Missionsbewegung, die in Deutschland eingesetzt hat, steht am Scheidewege. Mit dem Erwachen des deutschen Gedankens hat auch die Mission sich rüstig auf den Weg gemacht und hat an vielen Punkten festen Fuß gefaßt. Und doch, noch mächtige Bollwerke sind zu nehmen, ehe der Vormarsch zu einer fortschreitenden Welteroberung anheben kann. Sie darf sich mit dem Errungenen nicht begnügen.

Das Zusammengehen des deutschen Gedankens mit dem Missionsgedanken liegt nicht in der Zufälligkeit des zeitlichen Zusammentreffens, wie etwa zwei Reisende auf einem Bahnhof sich finden und nach kurzem Beisammensein sich entschließen, die gleiche Tour miteinander zu machen. Es ist die innere Zusammengehörigkeit, die beide aufeinander anweist. Beide leihen einander ihre Kräfte, tauschen gegenseitig materielle und geistige Güter aus. Kehrt der eine Gedanke entmutigt nach Hause zurück, dann dürfte wohl auch der andere viel von seiner Frische und Begeisterung verlieren. Und doch kommt alles darauf an, daß dieser vereinte deutsche Gedanke immer mehr an Boden gewinnt, draußen in der Welt so gut wie in der Heimat. Es genügt nicht, daß wir tatsächlich Kolonien besitzen und dort an der Lösung der höchsten Kulturprobleme uns abmühen; es genügt für die Heimat nicht, zu wissen, daß es deutsches Land in Afrika und in der Südsee gibt, daß deutsche Schiffe bis zum entlegensten Osten vordringen: Es muß ein starkes Allgemeininteresse aufleben. Auch hier tritt der Missionsgedanke für die Förderung des deutschen Gedankens ein. Je mehr der Missionsgedanke in die breiten Schichten des Volkes getragen wird und dort das Pflichtbewußtsein weckt, an den großen, christlichen Kulturaufgaben mitzuwirken, um so nachhaltiger wird auch das nationale Anrecht auf ein großes, einflußreiches Deutschland popularisiert, das ein Interesse und eine Pflicht an der Weltgestaltung hat.

Dieser einigende Gedanke war noch kurz vor meiner Abreise nach dem

Osten auf dem Kolonialkongreß in Berlin (Oktober 1910) zum lebhaften Ausdruck gekommen. Dort war in die Debatte über die Kulturaufgaben der Mission in unseren Kolonien der störende Satz hineingeworfen worden: ‚Trennung von Kirche und Staat!' Einmütig hatte die ganze Versammlung, deren religiöse und politische Anschauungen nach den verschiedensten Richtungen auseinandergingen, gerade mit Rücksicht auf die Kolonien die laute Forderung eines engen Zusammengehens und Zusammenhaltens entgegengesetzt. Und draußen in der Welt, auch hier in Aden, wo auf ödem Felsennest der nationale Gedanke Englands wacht und zum Weiterfluge ausschaut, hier fühlt man doppelt, wie unserem Deutschland Einigkeit nottut. Wir haben genug des Trennenden. Viribus unitis! Mit vereinter Kraft können auch wir Großes schaffen.

Haus Eldersing / Roman von Ilse von Stach

Zwölftes Kapitel.

Ich nehme wahr, daß es nicht immer leicht ist, bei der Wahrheit zu bleiben im Erzählen von einer Zeit, deren Geschehnisse entschwunden sind, und ihre Voraussetzungen völlig entschwunden — — ich möchte jetzt erzählen, wie ich nachts über Sibylles Brief gesessen und mit wundem Herzen ihren Qualen nachgespürt habe — wie es mich sehnsüchtig verlangt hat, ihre verborgenen Tränen zu sehen, daß ich sie hätte aufhalten und beschwichtigen können ... ich möchte erzählen, wie ich nach dem Augenblick geschmachtet habe, in dem ich Liebe mit Liebe, Hingabe mit Hingabe vergelten würde ... aber ich weiß, daß es meine Gefühle von heute sind, die mich umdrängen, die die spröde Wahrheit der Vergangenheit in ein wärmeres Gewand kleiden wollen.

Als ich vom Bredenscheider Bahnhof durch die kühle, mondhelle Spätsommernacht schritt — auf den Feldern stand das Korn in hohen Garben, auf den Wiesen lagerte der Grummet, duftgesättigt von der Sonnenfülle des vergangenen Tages — da hätte ich wohl weiterwandern, und so im Wandern mit mir selbst und Gott und Menschen Abrechnung halten mögen — aber der Gedanke an Lonny, die vielleicht noch immer mit dem Abendessen wartete, an die gute Anna, die meinen Koffer packen wollte, machte mich unruhig — seufzend zog ich den Hausschlüssel aus der Tasche, und kehrte im Doktorhaus ein, als wäre nichts geschehen, als wäre eben nur Roderich erkrankt, und Sibylle übereilig zu ihm gereist.

Ich fand Lonny müde und gelangweilt im Eßzimmer vor einer Tasse Tee und einem spärlichen Wurstbrot sitzen — es war alles, was Annas Liebe in der Bedrängnis des Augenblicks aufgebracht hatte —

‚Endlich!‘ sagte Lonny, als ich eintrat, und erleichterte sich das Gemüt durch ein herzhaftes Gähnen.

‚Verzeih, liebe Lonny,‘ entschuldigte ich mich — ‚ich habe dich so ganz deinem Schicksal überlassen — aber Sibylles Abreise — das kam mir zu überraschend — ich muß doch nun auch nach Heiligenrode fahren —‘

‚Was fehlt denn eigentlich Roderich?‘

‚Lungenentzündung,‘ lautete prompt meine Diagnose, ‚das ist im kräftigen Mannesalter besonders gefährlich,‘ fügte ich mit hochgezogenen Brauen hinzu.

‚Der arme Onkel Jochen,‘ sagte Lonny, ‚wenn Roderich stürbe ... der täte mir zu leid ..‘

‚Und die arme Sibylle' — scheinheilig spann ich die trüben Ahnungen weiter — ‚sie hängt so sehr an dem Bruder . . .'

‚Fahr zu ihr, Reinhold,' sagte Lonny warm — ‚wann geht dein Zug?'

‚Morgen früh.'

Lonny stand auf.

‚Du wirst noch manches zu ordnen und zu packen haben — da sage ich dir lieber „Gute Nacht" — und bis Ihr wieder kommt, hüte ich Euch Eure Kinder.'

‚Gute Nacht, Lonny.'

‚Gute Nacht, Reinhold — und glückliche Reise — denn morgen früh — das verschlafe ich sicher.'

Die Tür schloß sich hinter Lonny.

‚Gott sei Dank, sie ist ahnungslos,' sagte ich zu mir selber.

Was für einen kühlen Hauch Lonnys Gegenwart hinterlassen hatte . . .

Wenn ich wirklich während einiger Wochen in der heiteren Nähe dieses Mädchens freier geatmet hatte als in Sibylles Atmosphäre . . . wenn ich morgens beim Erwachen empfunden hatte: ‚Lonny ist im Haus, es wird ein froher Tag werden' — ja, wenn ich bei der Rückkehr von meinen Kranken mit Lächeln empfunden hatte: ‚Lonny ist im Haus' . . . so war mir doch kein Tag, keine Stunde um ihretwillen in Not und Beklemmung des Herzens hingegangen. Und diese Stunde, in der Sibylles Brief wie ein Freibrief zu neuer Liebe und Freude auf meiner Brust brannte — diese Stunde, die wohl geeignet gewesen wäre, das Verborgenste in meiner Seele, ihren Bodensatz nach außen zu kehren — . . . sie bedrängte mir nicht das Blut und die Sinne. Ich sah Lonny vor mir stehen — lieblich und anmutig, aber unberührbar fern, wie eines Bruders oder eines Freundes Kind.

Was hatte Sibylle mir zumuten können! — Das Band der Ehe wollte sie zerreißen, die Familie, die fest gefügte, auseinanderreißen, um einer Lust und Leichtigkeit willen, die sie sich für mich erträumte — was für ein Wahnsinn! — Was für ein Greuel! —

Ich weiß nicht, ob ich absichtlich mein Herz gegen Sibylle verhärtete, daß es nicht fühlen wollte die ungeheure Wucht der Leiden und der Liebe, die sie getragen hatte, bis sie zwar unsre Ehe — zugleich aber ihr eigenes Herz hatte zerreißen wollen — ich weiß nur, daß sich mein innerstes Gefühl gegen den Begriff der Scheidung

sträubte, und daß dieses Sträuben sich im Hadern mit Sibylle Luft machte.

‚Da sieht man, wo der Mensch hinkommt,' so brummte ich, ergriff die Lampe, und ging hinüber in mein Studierzimmer — ‚wo der Mensch hinkommt, wenn er keine Weltanschauung hat . . .'

Jetzt stand ich vor Sibylles Bild und leuchtete gerade in ihre ernsten, leidvollen, fragenden Augen hinein.

‚Und du, geliebter Reinhold?' fragten diese Augen.

Ich stellte die Lampe auf den Schreibtisch und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich? — das ist etwas anderes! — räsonierte ich — ich bin mir über gewisse Grundbegriffe doch niemals im unklaren gewesen.

Ehe! — Familie! — Meine eigene Frau sollte irgendwo in der Welt stecken, nur nicht bei mir, und ein fremdes junges Mädchen, das mir zufällig gefallen hatte . . . ich fing noch einmal an, in Sibylles Brief zu blättern und zu lesen.

Was für eine überschwengliche Ausdrucksweise! — „. . . noch zwei oder drei Tage in Deiner Nähe wohnen zu dürfen, erscheint mir als ein ebenso großes und süßes Glück . . .' unglaublich! — Unerträglich! — „. . . indessen ich unter der Sehnsucht, von Dir geliebt zu werden, darniederliege . . .' ist das nicht einfach ärgerlich, so etwas lesen zu müssen! — Aber weiter! — „. . . nicht die Fröhliche, die Dich beglücken würde . . . die Jahre des Lebens . . . Deine Jahre, Geliebter . . . in Bedrückung und Gebundenheit . . . Gereiztheit . . . Ärger . . . und von Zeit zu Zeit käme eine große Trostlosigkeit über Dich, wie sie auch gekommen ist, jedes Jahr . . .' ich fühlte, daß mir eine Röte, die nur die der Scham sein konnte, ins Gesicht stieg, und ließ den Brief sinken . . .

„. . . jedes Jahr, wenn es wieder Mai wurde . . .'

Was hatte Sibylle heraufbeschworen?

Meine eigenen Trostlosigkeiten, die vergangenen und die zukünftigen, zogen wie Gespenster an mir vorüber und ängstigten mein Herz.

War ich nicht eben noch stolz gewesen auf gewisse feste Grundbegriffe, die ich vor Sibylle voraus hatte und auf die man sein Leben wohl bauen konnte? — Was hatte ich eigentlich von meinem anständigen, rechtschaffenen Begriff der Ehe ins Leben übertragen? War es nicht nur die Form der Ehe, die mich mit Sibylle verband und die wieder aufzurichten und zu befestigen ich mich ereiferte? — die dürre, die unbeseelte Form?

Mir graute plötzlich vor dieser Form, die wie ein totes Drittes Sibylles Leben und meinem Leben beigesellt gewesen war und wiederum sein würde. Hatte nicht vielleicht Sibylle recht, wenn sie gegen dies Phantom, das uns den Atem beklomm, ankämpfte — wenn sie die Form zerbrach und nur Inhalt, nur Seele sein wollte —?

Nein, nein, sie hatte nicht recht ... die nackte Seele — die kann nicht leben in dieser Welt ... die Seele, die sich keine Form gefunden hat ...

Mir aber, dem die Form noch von der Kinderzeit her wie ein passendes Kleid am Leibe saß — mir war ihr Inhalt, ihre Beseelung abhanden gekommen! —

Es stieg die Frage in mir auf, ob ich nicht von Sibylles Überfluß nehmen und meine Hohlheit damit füllen sollte? Aber ich mißtraute dieser überfließenden Liebe von Grund aus — ich mißtraute ihr, trotz und weil sie wie eine Flamme sich selbst verzehrte. Würde mich solcherlei Liebe nicht eines Tages auch belehren: scheide dich von Sibylle, denn ich, die Liebe, bin dein Kleinod, bin dein höchstes Gesetz? Und würde sie nicht unsere Kinder belehren ...

Ich preßte die Hände gegen mein glühendes Gesicht. Mir war, als müßte ich mich selbst und Sibylle und die Kinder festhalten auf einem Stückchen Erdboden, das eine fremde, furchtbare Macht unter unseren Füßen wegziehen wollte.

Es kann nicht die Liebe des Menschen sein, rang es sich in mir hoch, es muß ein anderer Inhalt sein, der sich die Form der Ehe geschaffen, der sich die Formel gefunden hat — wenn zwei eins geworden sind, so sind sie bis zum Tode eins geworden ...

Wie vom Blitz getroffen — so von blendender Erkenntnis getroffen, stürzte ich zu Boden ... es ist die Liebe Gottes, stammelte ich ... vernichtet und beseligt, und auf den Knien stöhnte ich: es ist die Liebe Gottes.

Als ich von meinen Knien aufstand, wußte ich, daß Gott seine Hand auf mich gelegt hatte. Ich war sein.

Ein unbeschreiblich tiefes und köstliches Vorgefühl des Friedens mit Gott und den Menschen hatte sich wie Fittiche über meine Seele gebreitet. Alles Denken und Grübeln war unter diesem Frieden zur Ruhe gegangen; ich wußte, daß ich ein anderer geworden war und daß ich als ein anderer, als ein — besserer vielleicht — vor Sibylle hintreten und sie zur Ehe zurückrufen könnte. Ich hatte ihr einen Schatz zu bieten, von dem sie nichts wußte, von dem ich

wohl auch noch nicht sprechen konnte, dessen heimlicher Besitz mich aber lebensgläubig und unüberwindlich machen würde . . .

Lächelnd sah ich in Sibylles leidvolle, fragende Augen hinein und fürchtete sie nicht . . . Ob sie nicht auch eines Tages wissend sein würden, diese Augen, und im Wissen lächeln?

* * *

Am anderen Morgen fuhr ich, gestärkt durch ein paar Stunden ruhigen Schlaf, Roderichs Heideland entgegen.

Es war mir lieb, daß Sibylle zu Roderich gegangen war; mußte ich mich einer Schuld an ihr schämen, so schämte ich mich vor Roderich ohne Bitterkeit; sein stahlblauer Blick ruhte auf den Irrungen der menschlichen Seele wie auf einer in Zwielicht getauchten Landschaft — schauend und sinnend — aber ohne Vorwurf.

Um die Zeit meiner Ankunft hatte er sich mit seinem Skizzenbuch in der Tasche davongemacht — hinaus in die Heide. Sibylle stand allein auf dem Bahnhof; ich sah schon von weitem ihr weißes Kleid und den hellen Sommerhut — und ihr blasses, aufs äußerste angespannte Gesicht sah ich auch und die schmale, zitternde Hand, die auf dem Herzen lag.

Während der Fahrt, als ich das Wiedersehen mit Sibylle im voraus durchlebte, war es wie eine Hoffnung in mir aufgestiegen, Gott, der mir das Herz füllte, in Sibylles Gegenwart über meine Lippen fließen zu lassen, damit denn die neue, die im Himmel geschlossene Ehe mit diesem Bekenntnis ihren Anfang genommen hätte. Aber als ich Sibylles Hand auf dem Herzen liegen sah, da wußte ich — da glaubte ich zu wissen, daß ich nur von irdischer Liebe und Hoffnung reden dürfte, daß ich Arzt sein und die Kranke schonen müßte, und war wie immer, wenn es nicht schneiden, brennen und sengen galt, ein schlechter Arzt, ein rechter Stümper . . .

Sie lag in meinen Armen.

‚Meine geliebte Sibylle . . .‘

‚O Reinhold — Reinhold! . . .‘

Mein Gruß barg die frohe Zuversicht meiner Empfindung in sich — der ihre die leise hindurchzitternde Frage: ‚Werde ich es bringen müssen, das große, das ungeheuerliche Opfer, das ich dir angetragen habe?‘

‚Meine geliebte Sibylle,‘ sagte ich mit größerer Innigkeit als das erstemal und legte die Antwort auf ihre Frage in diese schlichten Worte.

Ein Viertelstündchen lang — etwa, bis wir in Rodrichs Stube angelangt waren und Hand in Hand beieinander saßen — hatte sich Sibylle an dem Bewußtsein, ‚meine geliebte Sibylle' zu sein, lächelnd genügen lassen.

Dann stieg der Zweifel in ihrer Seele auf. Ihr Blick irrte von mir ab und suchte mich unruhig in vergangenen Situationen.

‚Habe ich mich denn getäuscht?' sagte sie, ‚alle die Jahre getäuscht . . .? Es war mir doch, als hätte ich dich immer bedrückt und belastet gesehen . . . wenn du mich geliebt hättest, würdest du dich doch an mir gefreut haben —' Sibylle sprach jetzt ganz leise — ‚wie du dich an Lonny freust —'

Ich schwieg beschämt, und sie mißdeutete mein Schweigen.

‚Weil ich nicht fröhlich bin, ist es vielleicht schwer, sich an mir zu freuen . . .'

Schon ging ihr Atem mühsam, und um die Lippen begann es zu zucken. Da bettete ich sie auf die Chaiselongue, streichelte ihre Hände und ihr Haar und versuchte, sie zu trösten.

Aber alle meine guten, verständigen Worte — daß ich sie lieb hätte, daß ich nichts anderes wüßte, als mit ihr verbunden zu sein, daß mir Lonny fern, ganz weltenfern erscheine — solche und andere Worte mehr trugen nicht die Kraft in sich, Sibylle gläubig und glücklich zu machen.

O ich weiß wohl! — Nur zweierlei Rede hätte Macht über sie gehabt! —

Wenn ich hätte sprechen können: ‚Sibylle, Geliebte — ich war blind, nun bin ich sehend geworden, ich war befangen, nun hat das große Opfer deiner Liebe *meine* Liebe freigemacht . . .'

Aber so konnte ich nicht sprechen; ich konnte nicht.

Oder hätte ich gesagt:

‚Es ist mir ein Stern aufgegangen, Sibylle, den will ich dir zeigen, und er wird auch dir leuchten und wird unser lichtloses Leben mit einem tiefen, geheimnisvollen Glanz erfüllen — Sibylle — verstehe mich *jetzt* und sei mir nah mit deiner Liebe — ich glaube an Gott —'

Würde ich so gesprochen haben, wäre mir Sibylle zwar nicht jauchzend in die Arme gesunken, aber sie hätte aufgehorcht — das feine Ohr ihrer Liebe hätte den Ton aus der Tiefe aufgefangen — sie, die bereit war, alles hinter sich zu lassen, wäre großmütig genug gewesen, mit jungfräulicher Seele an meine Seite zu treten . . . Aber ich sagte nicht ‚Liebe' — ich sagte nicht ‚Gott'.

Beschönigungen stammelnd, saß ich neben Sibylle und glaubte noch dazu, ihr einen Dienst zu erweisen . . .

Als es Abend geworden war, kam Roderich. Im Zimmer nebenan, das er sich als Atelier hergerichtet hatte, hörten wir ihn Schritte gehen und ein Lied summen. Und da wir uns nichts Neues zu sagen hatten — ohne die neue Wahrheit, die ich verbergen wollte — hob ich Sibylle auf, drückte ihr noch einen Kuß auf die Stirn und ging mit ihr hinein zu Roderich.

‚Ich danke dir,‘ sagte ich zu ihm, ‚daß du Sibylle so liebevoll aufgenommen hast — sie möchte gern deine Gastfreundschaft noch für ein paar Tage in Anspruch nehmen, dann will sie nach Laaken zu mir zurückkommen —‘ bei diesen letzten Worten sah ich Sibylle dankbar an.

Roderich schüttelte mir die Hand, bis er sich lahmgeschüttelt hatte.

‚Das freut mich, Reinhold . . . das freut mich wirklich ungeheuer!‘

Und die kühlen Augen strahlten eine so warme Freude aus, daß uns das Herz aufging und wir aller Schatten und Trübungen vergaßen.

* * *

In den Tagen, die Sibylles Ankunft vorausgingen, gab es vielerlei für mich zu tun.

Zuerst brachte ich Lonny nach Elderfing. Herr von Wylich und Tante Gunda begriffen leicht, daß es aus Gründen der Schicklichkeit richtiger war, wenn ich Lonny während Sibylles Abwesenheit nicht im Hause behielt. Von Roderichs Krankheit hatten sie glücklicherweise noch nichts erfahren — ich erzählte umständlich, das plötzliche hohe Fieber habe ihn wohl selbst so sehr erschreckt, daß er seine Wirtsfrau gebeten hätte, an Sibylle zu telegraphieren . . .

‚Aber ich würde doch selbstverständlich auch gern gekommen sein,‘ sagte Herr von Wylich, beinahe gekränkt — ‚vielleicht wäre es doch besser, ich reiste noch hin . . .‘

Ich hatte Mühe genug, den reiselustigen alten Herrn von dieser ‚Spritztour‘ abzuhalten.

‚Es geht Roderich wirklich gut,‘ beteuerte ich aus eigener Anschauung, ‚Sibylle bleibt mehr zur Unterhaltung als zur Pflege noch ein Weilchen bei ihm.‘

‚Na, Jochen, das sollte dir doch genügen,‘ entschied Tante Gunda — und Herr von Wylich fügte sich, zumal das Zu-Hause-bleiben durch Lonnys Gegenwart einen neuen Reiz erhielt.

Mich aber — zum erstenmal in meinem Leben — drängte es, in Elderfing aufzubrechen und meinem Doktorhaus in Laaken und allem, was es mir barg und bergen sollte, entgegenzufahren. Während ich so im Hof auf den Wagen wartete und wie sonst von dem ehrwürdigen, grauen Hause freundlichen Abschied der Augen nehmen wollte, da trübte sich mein Blick — oder war er mit neuer Klarheit begabt? In der Verkleidung des Gemäuers sah ich unheimliche Risse — ich sah an der rechten Seite den Efeu bis unter das Dach hochgewachsen und empfand mit leisem Grauen, wie die Efeuwurzeln sich als dürre Finger in den Mörtel vorschoben und Stein von Stein zu trennen suchten — warum ließ Herr von Wylich die Schädlinge nicht entfernen? Warum wurden die Mauern nicht neu verputzt? Warum, zu allem Überfluß, stand auch die Turmuhr still? — Ich sah über die Mauer in den Hausgraben hinunter — da fingen Schilf und Wasserrosen an zu wuchern! Dies Elderfinger Wasser, das ich sonst immer schön gefunden hatte — heute erschien es mir schwarz und scheußlich; ich mußte an die verstoßenen Söhne des alten Landrats denken, die nachts durch dieses Wasser geschwommen waren, um ihre Mutter zu besuchen — die Söhne, die den mütterlichen Segen mit sich hinausgetragen und ihren Fluch über dem Hause gelassen hatten . . .

Als mein Wagen vorfuhr, sprang ich eilig hinein und drängte zur Abfahrt.

Damals war es, daß ich Haus Elderfing in meinem Herzen preisgab und daß ich nur mehr begehrte, den Fluch des Hauses in seinen Kindern — ach! — in Sibylle besiegt zu sehen.

Auf der Fahrt trieb ich meinen Kutscher ungeduldig an — die lange Chaussee wollte kein Ende nehmen. Erst als ich Vredenscheid hinter mir hatte und mein Laaken mit den Türmen von Schlichthorst und dem kleinen Turm der evangelischen Kirche sich über dem Wiesengrund lieblich aufbaute, stellte sich Ruhe und Sicherheit im Gemüt ein. Und da sah ich auch das Doktorhaus — und über das Gartengeländer guckten die runden Gesichter von Hannes und Thomas, während sich Helmuth in der halben Höhe seiner großen Brüder das Näschen plattdrückte. Ich trug ein herzliches Verlangen in mir, die Kinder in die Arme zu schließen und mich mit ihnen zu beraten, wie wir es anstellen könnten, die Mutter festlich zu empfangen.

Hier in meiner Arbeitsstube war es. Helmuth saß auf meinen Knien, und die beiden Großen sprangen mit Backen, die vor Eifer glühten, um mich herum.

‚Anna muß Kuchen backen,' meinte Hannes begeistert; Thomas wollte alle Blumen aus dem Garten holen, um sie auf Mutters Schreibtisch zu stellen; Hannes widersprach; die Hälfte der Blumen brauchte er zu Kränzen um Mutters Stuhl und Mutters Tasse. Helmuth blieb selig bei dem ersten Gedanken: ‚Kuchen backen — Kuchen backen.'

Ich selbst befand mich in einer merkwürdigen Verlegenheit — ich hätte Sibylle gern einen Wunsch erfüllt — ihr etwas geschenkt, was mir eingefallen wäre — aber ich kannte ihre Wünsche nicht — ich wußte auch nicht das geringste, was ihr Freude machen würde. Während die Kinder nicht verlegen waren um Gaben der Liebe, saß ich da und schämte mich der Unfruchtbarkeit meines Herzens. Endlich brachte ich eine rettende Idee hervor: ‚Hannes, ruf mal die Anna!'

Mir wurde ordentlich leicht zu Sinn. Anna — dachte ich — wird Rat wissen; und Anna wußte Rat.

‚Alle Weihnachten hat sich die gnädige Frau einen Blumentisch gewünscht . . .'

‚Aber Anna! —' Ich war beinahe bestürzt, ‚das hat sie doch nie gesagt!'

‚Aber sie steht oft vor dem leeren Platz in ihrem Erker, da soll der Blumentisch stehen — wenn der Herr Doktor einmal recht viel Geld haben . . .'

‚Ein bißchen Liebe tut's vielleicht auch,' dachte ich; aber ich sagte: ‚Es ist gut, Anna; ich werde morgen nach Wesel fahren und einen Blumentisch kaufen.'

Anna strahlte. In Bredenscheid gäbe es ja auch Blumentische, aber die wären freilich nicht schön genug für unsere gnädige Frau; und es wäre auch wegen der Blumen; Gärtner Cloppenberg habe ja auch Frauenhaar und Kaktus und Zimmertanne — aber eine Calla habe er nicht, und eine Calla müsse durchaus auf dem neuen Blumentisch stehen.

‚Gut, Anna, ich werde in Wesel eine Calla besorgen.'

Wie seltsam das war, einen ganzen Tag im Dienste Sibylles zuzubringen. Morgens in aller Frühe sah ich nach meinen Kranken; es lag nicht viel vor, und auch die Sprechstunde war wenig besucht — der Himmel gab mir Zeit, meiner neuen Liebe zu leben.

Nun unternahm ich zwar gern die damals noch ziemlich umständliche Fahrt nach Wesel, besorgte gern, wiewohl ungeschickt, meine Einkäufe, fand auch ein gewisses Vergnügen darin, mich für die

Rückfahrt mit der großen Calla zu beladen — aber ein Gefühl, als fehle noch die wichtigste Vorbereitung auf Sibylles Ankunft, verließ mich keinen Augenblick.

Als ich an jenem Abend zu Bett ging, richtete ich mein Schlafgewissen auf 5 Uhr.

Es weckte mich pünktlich. Leise, um von Anna, die im Nebenzimmer bei den Kindern schlief, nicht gehört zu werden, zog ich mich an und schlich mich aus dem Hause.

Da leuchtete mir ein herrliches Morgenrot, das sich weit über den östlichen Himmel hinzog, entgegen. Einen Augenblick stutzte ich — ab von meinem Wege ging ich ein paar Schritte auf die taublinkenden Wiesen zu — jenseits der Wiesen, wo die Einfahrtsallee des gräflichen Schlosses sich mitten im Walde prächtig fortsetzt, winkte der grüne Dom — in seiner Kuppel mochten die Vögel singen, dem großen, aufgehenden Gestirn zu Ehren, von dessen Glut wir alle leben . . . sollte ich da eintreten? Das Dorf umgehen, und in keuscher Waldeinsamkeit suchen, wonach mein Herz unruhig war? — — —

Mein Herz war unruhig nach der Nähe Gottes — wo würde ich sie finden? H a t t e ich sie gefunden auf einsamen Wegen durch Wiesen und Wälder? Hatte ich sie in der Natur gefunden, die wir ‚Gottes' nennen?

O, ich fühlte tief, daß ich Gott in der Natur nicht würde fassen und halten können.

Können es andere? So ist es ihr Geheimnis. Ich fühlte, daß ich Katholik war.

Ich ging zur Kirche. . . .

Ein kleiner traulicher Raum umgab mich. Noch hatte kein Strahl des Tages seinen Weg durch die buntbemalten Fenster gefunden — nur die ewige Lampe spendete sanften Schimmer. Ich war allein. Mein Herz trieb mich an, näher herzuzutreten, auf den Stufen des Altars niederzuknien und Gott das erste Opfer des Gebetes darzubringen. Aber die Scheu vor dem Heiligtum, das ich lange Jahre des Lebens verachtet hatte, hielt mich im Hintergrund der Kirche zurück — ehrfürchtig und sehnsüchtig zugleich trat ich in die letzte Bank auf der Seite des Franziskusaltars — es ist die Kapelle eines alten Franziskanerklosters — und wartete, ohne zu beten, auf die Heimsuchung der Gnade.

Allmählich füllte sich die Kirche; alte Leute und ein paar junge, die zwischen Schlaf und Arbeit, und in der Einfalt ihres Herzens Gott die Ehre geben wollten, kamen herein, knieten nieder mit

dankbar gläubigem Blick auf das Allerheiligste, und suchten sich ihren Platz in der Kirchbank, auf dem sie daheim waren wie am häuslichen Herde.

Während ich das Glück erwog, im Hause Gottes daheim zu sein, schlug die Kirchenuhr sechs, und der Priester mit dem Meßbuben kam herein.

Gespannt horchte ich auf das halblaute Murmeln der Gebete; auch ich hatte als kleiner Junge zuweilen bei der hl. Messe dienen dürfen und hatte es, gerade weil es selten war, mit großer Andacht und Wichtigkeit getan — jetzt freute ich mich meiner liturgischen Kenntnisse; sie erleichterten mir den Anschluß des Herzens an die geheimnisvollen Vorgänge am Altar.

Der Priester neigte sich in tiefer Demut.

Confiteor . . .

Da kniete ich hin und neigte mich auch, und betete ein verworrnes, stammelndes, inbrünstiges Confiteor . . .

Als ich den Kopf aus meinen Händen wieder aufhob, nahte sich der höchste Augenblick. Ich fühlte es an der heiligen, schwebenden Stille, daß sich der Himmel über uns öffnete, und die Gottheit auf den Altar niederstieg. Und wie dann das Glöckchen die Ankunft des Erlösers verkündete, wie der Priester die hl. Hostie emporhielt — wie er lange, lange nicht müde wurde, das Lamm Gottes emporzuhalten, daß jedes Menschen Herz sich an seinem Anblick trösten möchte, da war die beredteste Verkündigung vom Erlösertod Christi in meine Seele gedrungen.

Jetzt erst hatte ich sie aufgehoben zum Herrn.

Draußen stieg die Sonne höher und warf ihr Licht wie Fittiche der Seele in die helle Kirche.

Pater noster . . . Agnus Dei . . . Es war ein Schweben über meinem Haupte, und ein Gottesahnen in meiner Seele.

Als aber der Priester gegangen war und die Kirchentür sich auch hinter dem letzten alten Weiblein mit Buch und Rosenkranz geschlossen hatte, stand ich auf, ging festen Schrittes — wiewohl schwer atmend — dem Heiligtum entgegen, kniete nieder auf den Stufen des Altars und betete das Glaubensbekenntnis.

Dreizehntes Kapitel.

So waren denn alle Vorbereitungen zu Sibylles Ankunft getroffen. Lonny war nach Elderfing versorgt, das Doktorhaus hatte hochzeitlichen Schmuck angelegt und ich selbst hatte den ersten, ent-

schiedenen Schritt in Gottes Kirche getan, in der die Liebe geheiligt und die Ehe ein Sakrament ist.

Als Sibylle ankam, holte ich sie allein von der Bahn ab. Sie war befangen — fast ein wenig schüchtern, als wisse sie weniger denn je, wie sie das Leben tragen und angreifen sollte.

Aber als sie das festliche Haus und die schon geputzten Kinder sah und den Blumentisch mit ihren Lieblingsblumen darauf, da weinte sie vor Freude und dankte mir, daß ich so gut zu ihr wäre und so liebevoll . . .

Aber sie sagte nicht: ‚daß du mich so lieb hast —‘

O, Sibylle ließ sich nicht täuschen; was meine Seele nach außen strahlte, war nicht die Liebe des Mannes, die plötzlich und geheimnisvoll erwachte, nach der Sibylle sich sehnte, es war der Widerschein eines unbekannten Lichtes, das ihr eher ein Rätsel als ein Trost sein mußte.

Ja, dieses Rätsel mochte wohl für Sibylle der eigentliche Inhalt jener ersten Spätsommerwochen unseres ‚neuen Lebens‘ sein; ein stilles Verwundern über mein verändertes Wesen, ein Suchen nach der Quelle, aus der ich schöpfte, und ein resigniertes Nicht-Begreifen.

Ich indessen, der ewige Zauderer, hütete mein Geheimnis mit einer Verschämtheit, als wandelte ich auf süßen, aber verbotenen Wegen.

Die Kranken von Laaken hatten jetzt merkwürdigerweise oft in aller Herrgottsfrühe meinen Besuch notwendig; auch fing meine Praxis plötzlich an, sich bis Bredenscheid auszudehnen — besonders Sonntags, um die Stunde des Hochamts, oder während der abendlichen Gottesdienste in der Pfarrkirche.

Und Sibylle war ahnungslos! —

Gott allein weiß, wie lange ich noch verborgen hätte, was zu wissen und zu kennen ihr heiliges Anrecht gewesen wäre — darum hat er auch nicht auf mich gewartet, sondern ist mir mit liebevollem Zwang zu Hilfe gekommen, als es Zeit war.

Es fällt mir ein, auf wen wohl die ‚Zeit‘ Gottes zielte? Auf mich, der ich Rede und Antwort stehen mußte? Ich glaube nicht! — Gott ist gut — Gott ist jedem unter uns gerecht und gut — es kam seiner Absicht entgegen, daß durch die Enthüllung der Wahrheit auch meine Schritte auf dem neuen Wege zu ihm festeren Boden unter sich fühlten. Aber das Wild, nach dem er jagte, war Sibylle.

Wer wollte mit Gott rechten um seiner Schoßkinder willen? Wenn ich mich versucht fühle, mit ihm zu rechten, so ist es angesichts

der von ihm Preisgegebenen — angesichts hungernder und mißhandelter Kinder, angesichts martyrisierter Frauen, angesichts ... ach, ich will sie nicht aufzählen die unabsehbare Schar, die jeder kennt! Die Frage: ‚Warum hütest du nicht deinen Augapfel, du Allmächtiger?‘ — will ich herunterwürgen, und will um seiner großen Barmherzigkeit willen vertrauen, daß er mir eines Tages wird antworten können ...

Wie eine dunkle Wolke liegen mir Gottes Unbegreiflichkeiten auf der Seele — aber den verschlungenen Pfaden seiner Gnade nachzuspüren, ist sehr köstlich.

Warum hatte er Sibylle mit diesem unwiderstehlichem Trieb zum Vollkommenen begabt, daß ihr nur etwas Äußerstes und Letztes Genüge tun konnte? Warum hatte er ihr allen Trost und Trug entzogen, daß sie nicht in der Kunst, nicht in Liebe und Mutterschaft oder sonst einer irdischen Berufung sich vollenden konnte? Warum hatte er sie mit diesem Fanatismus an mich gekettet, der ich dessen wahrhaftig nicht wert war? —

Weil er wußte, daß ich zuerst ihm ins Garn gehen würde, weil er wußte, daß ich in der Stunde, die für Sibylle die richtige war ...

Es war Oktober geworden. Zögernd lösten sich die letzten Blätter von den gelichteten Bäumen, lösten sich widerwillig; denn was sich halten konnte, badete noch täglich im warmen Lichte der Herbstsonne.

Oktober — das ist Rosenkranzmonat. In der Bredenscheider Kirche war es verkündet worden: jeden Abend um 6 Uhr Rosenkranzandacht mit heiligem Segen ...

Da tauchten Herbstabende vor meiner Seele auf, in denen ich im kleinen, rosagetünchten elterlichen Haus am Fenster gestanden und auf den Kirchplatz hinausgesehen hatte, und meine Mutter war hereingekommen und hatte gesagt: ‚Komm Reinhold, wir wollen gehen, den Rosenkranz beten —‘

Und ich war mitgegangen — oft gern, oft ungern, aber ein Hauch von Abendfrieden war als Erinnerung in meiner Seele zurückgeblieben.

Wenn jetzt die Kaffeestunde kam, suchte ich alle Tage nach einem neuen, glaubwürdigen Vorwand, der mich zwang, auf längere Zeit von meinem Hause fern zu sein; einmal war es eine wichtige Bestellung in der Apotheke, das andere Mal ein Zusammentreffen mit dem Bredenscheider Kollegen, meistens aber mußte der sagenhafte ‚Patient‘ herhalten, dem ich freilich niemals eine Rechnung schicken durfte.

Eines Tages war es Sibylle eingefallen, daß sie eine notwendige Besorgung in Bredenscheid zu machen hatte. Im Eckladen auf dem Marktplatz stand sie und kaufte Stoff zu einem Röckchen für Helmut; und weil sie die Farbe des Stoffes noch im letzten Tageslicht sehen wollte, trat sie mit der Verkäuferin in die offene Ladentüre.

In diesem Augenblick kam ich aus der Brinkmannschen Apotheke, ging mit ein paar großen Schritten über den Platz und verschwand im seitlichen Portal der Kirche...

Sibylle ließ die Hände vor Staunen sinken... war das möglich?... Träumte sie? Oder war ich wirklich in der Kirche gelandet, und das mit einer so sicheren Selbstverständlichkeit wie einer, der da täglich aus und eingeht —?

‚Ja, der Herr Doktor,‘ sagte lächelnd und wissend das Ladenfräulein, ‚der ist jetzt fromm geworden —‘

Sibylle war unnahbar.

‚Geben Sie mir zwei Meter von diesem Stoff,‘ sagte sie kühl.

Die Verkäuferin beeilte sich, den Auftrag auszuführen, und Sibylle zahlte und ging.

Aber draußen auf dem Platz blieb sie stehen und starrte die Kirche an. Und dachte an jenen Fronleichnamstag, an dem ihr Vater bittere Worte gesagt hatte, dachte auch an Sonntage aus der Kinderzeit, wie sie mit ihrer Mutter und Tante Gunda an dieser Kirche vorbeigefahren war und wohl einen Blick in das offene Portal geworfen und geschaudert hatte im Gedanken an wunderlich-abergläubische Gottesdienste, die hier gefeiert wurden.

Vielleicht hat Sibylle schon damals um des Schauderns willen gelächelt... aber zu denken, daß diese Kirche ihre Tür aufgetan hatte und das Liebste, das Teuerste, das Sibylle besaß — das Absolute ihres Lebens — in sich aufgenommen hatte —, das war beklemmend und verwirrend —, das war ungeheuerlich! —

Wann aber wäre je ein Augenblick in Sibylles Leben so verwirrend, so ungeheuerlich gewesen, daß die nachtwandlerische Sicherheit ihres Wesens versagt hätte? — Da, wo ich war, mußte sie mir nahe sein, mußte sie schauen und begreifen, auch wenn ihr das Empfinden versagt wäre.

‚Zu dir...‘ flüsterte sie in einem leidenschaftlichen Vorgefühl, als stehe sie vor der letzten Trennung von dem Traum ihrer Seele.

... Ja, öffne die Tür, Sibylle, öffne und kehre ein, denn was du findest, wird überschwenglich sein — wird Vater und Mutter und Heimat sein...

‚Zu dir, Reinhold, du bist es, den ich finden will ...‘

‚Und mich, Sibylle, als das letzte und geringste der Geschenke Gottes.‘

Mit klopfendem Herzen trat Sibylle in die Kirche; aber die freie Höhe des Raumes löste bald die Beklemmung von ihrer Seele. Oder war es die heilige Nähe? ... Denn es wehte in dieser nie berührten Sphäre ein Hauch, dem entgegen ihre Brust sich weitete — Atem von dem Atem ihrer Seele.

Nur die knienden Menschen beunruhigten Sibylles Gemüt. Es könnte sie einer ansehen — sie erkennen ... auf leisen Sohlen schlich sie sich in die äußerste Kapelle; da war sie geborgen und hatte doch den offenen Blick in die Weite der Kirche.

Es brennt ein ewiges Licht in jener Kapelle, und ein heiliges Grab ist dort aufgebaut, an dem Johannes und die trauernden Frauen den Leichnam Christi beweinen; das zog Sibylles Blick an, bevor sie nach mir Umschau halten, oder — auf ihre Weise — am Gebet der Gemeinde teilnehmen konnte.

Wie seltsam das anzusehen war, fast schauerlich — der aufgebahrte heilige Leichnam —, aber Maria war schmerzlich schön und mütterlich — zwei Begriffe, die sich in Sibylles Empfinden deckten —, und über dem Haupt des Johannes stand ein einfältiger Spruch, dessen Worte das Herz wunderlich bewegten —

‚Hier liegt min Herr, der mir befohl,
Daß ich sin Moder bewahren soll —‘

Ein erstes Ahnen von Marienkindschaft zog durch Sibylles Seele. Was für eine Süßigkeit! — Der Mensch erglühend in zarter Sorge und Liebe um eine Mutter, die Gottes Mutter ist. —

‚Gegrüßt seist du Maria, du bist voll der Gnaden ...‘

Noch drang der Sinn der Worte nicht bis zu Sibylles Bewußtsein — was sie hörte, war ein Chor von Stimmen, der wie ein Akkord klang. Männerstimmen, Frauenstimmen, Kinderstimmen einten sich zu einer großen Harmonie: ‚Gegrüßt seist du Maria.‘

Hingegeben an den Wohllaut dieser Harmonie neigte Sibylle den Kopf und lauschte, bis des Reigens letzter Ton verschwebt war.

Die Orgel setzte ein. Da hob Sibylle den Kopf und suchte nach mir und fand mich vorn auf der ersten Bank — sollte es die Elderfinger Bank sein! — Eine große Unruhe ergriff Sibylle — die Elderfinger Bank — der Zankapfel — das Objekt unedler Gehässigkeiten — und besetzt von einem Glied der Familie, das da in Treu und Glauben kniete —?

Wieder zogen die Vorgänge in der Kirche Sibylles Aufmerksamkeit auf sich. Der Priester war die Stufen des Altars heraufgeschritten und öffnete — wie sollte sie das benennen? — einen geschnitzten Schrein — aus dem er mit ehrfürchtig zögernder Gebärde die Monstranz hervorhob. Was die Monstranz barg — und wäre es nur aus dem Munde des Hasses und des Hohnes gewesen —, Sibylle wußte es — es war die heilige Hostie, der Leib des Herrn. Vor ihm kniete die Kirche. Ihm entgegen sang die Kirche einen Lobgesang. Vor ihm, zum Segen erhoben, neigte sich die Kirche in Demut und Anbetung.

Und hinten in der äußersten Kapelle, von niemand als von Gott gesehen, kniete Sibylle. Und war gesegnet, als sie von den Knien aufstand.

Mir aber nahte der schönste Augenblick meines Lebens. Im Strom der Menge drängte ich mich durch die halbdunkle Kirche, dem Ausgang zu. Mir war das Herz voll Dank für den Frieden dieser Abendstunde — aber auch voll von Wehmut; denn jenseits dieser Schwelle verbarg ich mein Kleinod und fürchtete die Stunde, in der ich würde *sprechen* müssen, um mich nicht länger an Sibylle und den Kindern zu versündigen ...

Da fühlte ich, wie sich eine weiche, vertraute und geliebte Hand in meine Hand legte ... O, ich hatte wohl recht, mich vor Worten zu scheuen ... Über alle Worte liebend und unmittelbar war dieser Händedruck! Ich empfand keine Scham, keine Verlegenheit, überrascht zu sein — nur ungeheure Freude und Rührung und das deutliche Vorgefühl von einem letzten, unaussprechlichen Verbundensein.

Hand in Hand gingen Sibylle und ich aus dem Gotteshaus; Hand in Hand, und schweigend und beglückt die Straße nach Laaken, die die Straße des Lebens zu sein schien.

◆ ◆ ◆

Bevor ich schildere, wie der Keim verborgene Wurzel faßte, und wie dann plötzlich über Nacht die Wunderblume himmlischer Liebe aufgebrochen ist — möchte ich noch von jenem ersten Abend der Entspannung aller zurückgehaltenen Affekte erzählen, denn er ist mir süßer Erinnerung voll.

Als Sibylle und ich zu Hause ankamen, war eben nach reichlichem Geschrei und Wasserpanschen Friede in der Kinderstube eingekehrt. Anna stand an Helmuths Bettchen und mühte sich, die

kleinen Hände, die er gerade zum Jauchzen nötig hatte, zu einem ernsthaften Abendgebet zu falten.

Das Abendgebet der Kinder — seit Hannes zwei Jahre alt war, hatte ich es Sibylles Herbheit abgewonnen. Sie fand es bedenklich und schwächlich, die Kinder beten zu lehren, während wir selbst das Leben ohne Gott und ohne Gebet auf uns genommen hatten.

Weil ich ihr aber sagen konnte, daß ich zwar für mich im Unklaren sei, den Kindern gegenüber aber eine unbeirrbare Sicherheit empfinde: ‚mit Gott, mit Gebet', gab sie mir's zu — und das Lob der Unmündigen, das Gott gefällt, wurde von der Zeit an in unserem Hause gestammelt.

Übrigens schien es mir bald nicht nur Pflichtgefühl zu sein, was Sibylle antrieb, selbst das Abendgebet mit den Kindern zu halten — nur selten durfte Anna ihre Stelle vertreten —, ich glaubte, ein gewisses Wohlgefallen in Sibylle zu bemerken, wenn immer dieser Augenblick kindlicher Gottseligkeit gekommen war.

Wir hatten uns auf ‚Müde bin ich, geh' zur Ruh' geeinigt — ein Gebet, das Katholiken und Protestanten gleicherweise vertraut ist und das auch Sibylle möglich und erträglich erschien. ‚Vater, laß die Augen dein —' es lag zwar der Begriff des persönlichen Gottes in diesen Worten, aber eine Personifizierung des großen Alls, in das wir eingebettet sind, mochte für Kinder immerhin etwas Ruhevolles haben — sie durften es beten. Dann kamen die Verse mit den Fürbitten für andere — die lenkten die kindlichen Gemüter auf Menschenliebe hin, und die Pflicht der Menschenliebe war für Sibylle das erste und einzige Gebot geworden, da sie das andere, das dem gleich ist, aus ihrem Bewußtsein verbannt hatte. Aber die Strophe, die nun folgte, und die von Sünde und Sühne durch das vergossene Heilandsblut handelt — die sollten die Kinder weder hören noch beten; denn ihr Inhalt ‚stößt das geläuterte religiöse Empfinden unserer Zeit ab' — meinte Sibylle mit vornehmer Sicherheit. Sympathisch war ihr wiederum der Schluß des Gedichtes — der Blick auf die sanfte Feierlichkeit der nächtlichen Natur — ‚Laß den Mond am Himmel stehn und die stille Welt besehn' —, sympathisch, obwohl Sibylle selbst das Bleichgesicht des Mondes haßte, der sie wie alle Wylichs im Traum beunruhigte und wandeln machte.

Als die Kinder so, wie sie belehrt waren, gebetet hatten und Anna, die das Abendbrot anrichten wollte, hinausgegangen war,

überkam mich eine kühne, glückselige Sicherheit, an diesem Abend von Sibylles Liebe zu verlangen, wonach mein Herz sich sehnte.

‚Kinder,‘ sagte ich und lächelte wie einer, dem ein übermütiger Streich gelingt, ‚Kinder, wollt ihr mal ein Gebet hören, das ich als Kind immer gebetet habe? . . .‘

‚Ja, ja, ja,‘ erscholl das Echo aus den Betten.

‚Aber ihr müßt erst die Mutter fragen, ob sie's auch gern hören will —‘

‚Die Mutter will es gern hören,‘ sagte Sibylle und schenkte mir einen Blick voll zarter Liebe und Hingabe.

Da faltete ich meine Hände und betete vor den aufhorchenden Kindern, vor der in allen Tiefen der Seele bewegten Sibylle das erste ‚Ave Maria‘ —

O dieses Ave Maria! — es war der Auftakt zu einer seligen Nacht! —

Lange schliefen die Kinder, lange war es still geworden auf der Dorfstraße und bei den Bauern und kleinen Handwerkern, die in niederen Häusern ihres Tages Last verschliefen — da saßen Sibylle und ich immer noch wach in meiner Arbeitsstube, denn unsere Zungen waren gelöst — meine schwere Zunge war endlich gelöst . . .

Voll Staunen hörte Sibylle meine Bekenntnisse. Wie ich auf unserer Hochzeitsreise vor der Tür des Kölner Domes gestanden habe und zurückgeschreckt bin vor der Gegenwart Gottes — wie ich in der ersten heiligen Nacht auf Elderfing kniend und sehnsüchtig das Weihnachtsgeläute über mich hinwegrauschen ließ, wie es mich in Helmuths Krankheit getrieben, gestoßen hat, Gott zu danken — und wie ich läppisch weiterpaktiert habe, mit Gott und meinen Kranken, mit Sibylle und den Kindern — bis ich Sibylles ungeheuerlichen Brief in der Hand gehalten habe — wie ich dann zurückgekehrt bin zu meinem Ausgang, der in Gott und in der Kirche beschlossen war, und viel Trost und Frieden gefunden habe und nur die Sorge und Unfähigkeit, mich mitzuteilen, auf meiner Seele gelegen hat wie ein Wolkenschatten auf sonniger Wiese . . .

‚Aber nun, Reinhold . . . ist alles gut?‘

‚Fast alles,‘ sagte ich und sah Sibylle mit ungewissem, fragenden Blick an.

‚Aber du wirst nicht wieder schweigen und dich verschließen . . .?‘

‚Nein, Sibylle,‘ sagte ich, ‚ich bin kühn genug, dir gerade heraus zu sagen: du fehlst mir noch.‘

Sibylles Gesicht strahlte von ungläubigem Staunen und von Siegesgewißheit.

Aber ich wehrte ihrer Sicherheit.

‚Täusche dich nicht,' sagte ich, ‚dein Anteil des Herzens, der mich in dieser Stunde beglückt, wird sich mit dem Gewicht der Zeit entweder vermindern oder vermehren. Wenn du auf Schritt und Tritt, in jeder Frage des Lebens auf den von mir ergriffenen Glauben stößt, so wird er dir eines Tages lästig und überlästig sein — wenn du ihn nicht um seiner selbst willen wirst lieben müssen . . .'

‚Ich glaube, ich verstehe dich nicht ganz,' antwortete Sibylle.

‚Was wirst du jetzt tun?' sagte ich, von plötzlicher Sorge erfaßt.

Sibylle stand auf und gab mir mit feierlichem Ernst die Hand.

‚Ich werde kennen lernen, was dich so seltsam beglückt und bewegt, Reinhold — das verspreche ich dir.'

(Fortsetzung folgt.)

Am Stundenzeiger der Weltgeschichte

Bilder und Betrachtungen / von Else Hasse

Die alte Uhr.

In einem Schweizer Dörfchen, dessen braune Häuser neben einer steilen Gasse zu Berge steigen, wohnte ich einige Sommerwochen lang der Kirchenuhr gegenüber, die mit ihrem blauen Zifferblatt in mein hochgelegenes Fenster hineinschaute. Der alte Turm mit den großen runden Augen machte ein bedenkliches Gesicht, denn die Uhr tat ihre Schuldigkeit nur halb: wohl war ihr Stundenzeiger regelrecht im Triebwerk verankert und lief und zeigte richtig, aber der Minutenzeiger war nicht im Triebwerk verankert, er schien nur ein Anhängsel des kleinen Zeigers zu sein, denn er richtete seinen Lauf nach diesem oder gar nach seinem eigenen losen Rädchen, und zeigte falsch und lief zu träge.

Wenn ich die beiden Zeiger ansah, dachte ich an Menschen. Die einen, welche sich im göttlichen Triebwerk verankert fühlen, streben langsam, mit unbeirrtem Gange und steten Kräften vorwärts und finden sich zur Stunde an rechter Stelle, mit rechter Weisung ein, weil sie dem verborgenen Pendelschwung des Lebens im Gewissen und Gemüt gehorchen: sein gesunder Rhythmus ist der ihre, ihm werden sie mit jedem Schritt gerecht. Die andern aber, die sich vom schwingenden Gefüge göttlicher Gesetze nicht ergreifen lassen, sich nach Menschen richten, ihren Gang von menschlicher Art und Meinung bestimmen lassen, kommen nicht voran, und wenn sie gar nach eigenem Bedünken laufen, folgen sie dem falschen Hinweis und verfehlen jede gute Stunde.

Wie die Einzelmenschen, so die Völker. Welches Volk steht obenan, wenn die großen Stunden der Weltgeschichte schlagen? Keines, das nach Willkür vorgeht und seine Gangart rücksichtslos, dünkelhaft, eigennützig nur aus sich bestimmt. Das lose Rädchen der Selbstsucht erreicht den Vorteil der Minute und wird von höherem Schwunge nicht vorangetrieben. Daher ein Volk, das keinen anderen als selbstischen Beweggrund für sein politisches und sittliches Verhalten kennt, hinter seiner Zeit zurückbleibt und den übermenschlichen Notwendigkeiten einer großen Stunde nicht gerecht werden kann. Den Anstoß zu allem, was erhaben ist, zu höchster Opferseligkeit, todesmutiger Treue, unüberwindlichem Vertrauen, zur Wahrhaftigkeit, Geduld empfangen wir nicht von der Meinung, daß solche Tugend für eine Weile nützlich sei; er kommt aus der Gewissenhaftigkeit, dem liebenden Gemüt, dem guten Geist, der dem innersten Geheimwerk dieser Welt, dem göttlichen Getriebe verbunden ist, das ihn auf Vorwärtsbewegung im Sittlichen einstellt. Wer die Bewegung mitmacht und stille Weisungen von innenher beachtet, wird über viele Unzulänglichkeit erhoben und vermögend sein, die große Weltenstunde durchzuhalten, in ihr voranzukommen und langsam, aber sicher diejenigen zu überholen, die nicht so tief verankert sind.

So du dich dem Triebwerk Gottes inniger verbindest, Geist des deutschen Volks, geht dein fürderer Gang ‚bergauf, in des Zeitenlaufes Höhenland!'

Die Aufgeschreckten.

Es war in der Frühe des 1. August 1914. Die Bergspitzen leuchteten über dem blauen Engadinersee. Auf dem Bahnhof von St. Moritz hatte die Nacht über ein unruhiges Treiben geherrscht, und so manche, die von wochenlang umwölkten, zeitlosen Inseln aus dem steinernen Meer der Gebirge hergekommen und in hellem Mondschein über die Paßstraßen herabgewandert waren, hatten sich den nächtlichen Lärm nicht erklären können. Als die Sonne, die so lange vergeblich mit den Nebeln kämpfte, nun an diesem Morgen alle Dunstgebilde mit feurigen Waffen vertrieb, da ward es klar, da lief die Kunde bis zur einsamsten Alp an den Berninagletschern: ‚Der Deutsche Kaiser hat den Kriegszustand befohlen.'

Strahlend war der Tag, heitere Bläue umfloß die ruhevollen Stirnen der Firnenhäupter und, mit Blumen und Grün umkränzt, lächelte der See in warme Lüfte hinauf; am Gestade freilich, da und dort, war manches Herz für einen Augenblick zu Eis erstarrt, um gleich darauf, losbrechend, seine schäumende Unruhe zu ergießen; und sie wälzte sich geschwätzig, empört und schreiend aus den überhohen Hotelpalästen, über die Altane, Gartenplätze, Straßen jener Allerweltsherberge hin, die, ein Klein-Paris mitten in der feierlichsten Gebirgsnatur, deren Hoheit, edlen Ernst und Frieden mit ihrem modischen Getriebe zu verhöhnen scheint. Im Gewoge jener Menschen, die durch eitle Narrheit jede Linie ihres natürlichen Wesens verzerrt und ihm den würdigen Gehalt und Halt genommen haben, bäumten sich an diesem Tag die vielen gegen die Gewißheit auf, welche diese Morgenstunde ihnen brachte: in ihrem Lebensgenuß gestört zu werden!

Wenigen verblieb ein friedevolles Herz mitten im aufsteigenden Unfrieden, wenige gingen in ruhiger Entschlossenheit dem entgegen, was da kommen mußte; die andern zitterten, jammerten und fluchten. Schon lief die Furcht vor Hungersnöten aus einem Palasthotel ins andere und das Entsetzen wuchs, als der Goldstrom plötzlich stockte und niemand mehr ein Stückchen Brot für einen Hundertfrankschein hergab, sobald er Silbergeld herauszahlen sollte. Verwöhnte Nabobs, die sonst nur im Salonwagen die Welt bereisten, stürmten und erkletterten die Packwagen und kauerten auf Koffern nieder, um nur fortzukommen, nur fort! Wohin? Versperrte Grenzen, keine Freizügigkeit mehr?! Der eigene Wille galt nicht mehr, auch wenn er Banknoten ausstreute? Man sollte nicht mehr leben, wie es einem paßte? Die Bequemlichkeit dahin, das üppigste Vergnügen von Angst vergällt, der Halbweltsputz hinderlich, lächerlich, verächtlich? Und Gefahren allerorten: hier der Mangel, dort Büttelstrenge, und Gefangennahme, da Elend, Not und Pestilenz, Greuel des Krieges und der Tod?

Die Aufgeschreckten wußten nicht aus noch ein, die Genußmenschen

aus aller Welt wankten wie unter dem voranfegenden Sturm einer niedersausenden Lawine.

Und sie fuhr herab. Der Krieg kam lawinengleich über das blindsüchtige Wesen und den abgründigen Leichtsinn derer, die sich überall wie in einem Klein-Paris belustigen wollen; über ihre schöntuende Sinnengier fiel er her, über all das morsche Tändelwerk, mit dem sie sich umgeben, über allen falschen Schein, der es wagte, sich am Busen der Natur einzunisten, über jedes freche Ich, das seinen Taumelkelch inmitten der reinen Herrlichkeiten Gottes trinken wollte, dem Höchsten zum Spott und Hohn.

Das Sinnen-Ich hatte in der letztvergangenen Stunde des Zeitenlaufs die Herrschaft gehabt, es hatte sich über Gott und die Natur erheben wollen. Die Natur bürdete ihm Krankheiten auf, Erregungen und Leiden aller Art, und die Last des Überdrusses, beklemmende Unruhe, drückende Ängste lagen über ihm, weil es gottlos war; geringere Lasten und Schrecken aber schüttelte es immer wieder ab. Zermalmendes mußte über das Ich kommen! Es wich nur einer Welt in Waffen. Daß gegen seine Gier und Willkür der Kriegszustand befohlen war — wer dachte es in jener Morgenfrühe des 1. August? Wer zählte damals schon zur Menge unserer Feinde all die unsichtbaren und gefährlichsten hinzu, gegen welche nun ein Krieg im Kriege ausgefochten wird?

Zwangserziehung.

In den äußeren Bezirken der Großstadt, dort, wo ihre Straßen auf die Äcker münden, stehen hinter hohen Mauern und erzenen Toren weitläufige Gebäude: das Arbeitshaus, die Zwangserziehungsanstalt. Darinnen sieht es dunkel und traurig aus. Ein bitteres ‚Muß' regiert. Was verhängt wird, muß erduldet werden, und jeder hat sich zu fügen, um zu lernen, was er noch nicht übte. Ob seine widerspenstige Natur gebrochen und erzogen wird, hängt von seiner Einsicht und Entscheidung ab. Versteht er die Absicht, welche ihm dies Haus verriegelte, dann öffnen sich ihm dessen Pforten bald gegen grüne Äcker und den blauen Himmel hin.

Mitsamt den Unbelehrten, Ungezogenen sind auch die Erzieher hinter Schloß und Riegel versperrt. Wohl tun sich ihnen die erzenen Tore öfters auf, auch ist ja ihre Seele freier, ihr Wille ungezwungener; gleichwohl müssen sie im düstern Hause das Leben der Gefangenen teilen. Wer erlösen will, hat das Los der Schuldigen mitzutragen — vielleicht, daß die Verstockten, die keine Reue fühlen, sich angesichts unschuldigeren Leidens schämen lernen! Litt nicht selber Christus am Kreuze neben zween Schächern und bekannte nicht der eine alsobald, daß *er* empfinge, was seine Taten wert seien, jener Dorngekrönte aber nicht!? Denn wie anders war sein Leiden! Als Schmerzensmann, verlassen, verlästert und zermartert, erhob er seinen liebevollen Geist zu überwältigender Freiheit — und da sah der Schächer eine offene Pforte, da wollte er dem sündlosen Geiste nach und aus tiefem Dunkel in die himmlische Bläue hinein.

Überall auf Erden, wo Bessere mit den Bösen leiden — einzelne und Völker — und wo der irdische Ausweg verriegelt ist, sollen viele durch Zwang erzogen werden. Elementare Weltereignisse sind die Zwangserzieher der Menschheit, und ein solches Ereignis ist der Völkerkrieg, der über uns gekommen ist. Alle müssen das Verhängte dulden; Unschuldige werden mit den Schuldigen von grünen Friedensauen abgesperrt; jeder muß sich darein fügen, mit den Unerzogenen ein Joch zu tragen, an einem Kreuz zu bluten mit den Schächern dieser Zeit. Denn wir leben in einer schuldvollen Welt und werden in ihre Schuld und Erlösung irgendwie hineinverwickelt.

Bevor die Schlechteren besser werden, müssen die Besseren an ihrer Seite gut und vom heiligenden Geist der Zeit ergriffen worden sein. Die Kriegszeit zwingt den einen wie den andern eine Arbeit auf, die wohl viele in Freiheit und in Frieden nie geleistet haben würden; das urgewaltige Ereignis, dem keins entfliehen kann, nimmt alle in die gleiche Zucht und Unterweisung, aber diese eine schwere Lektion der Zeit wird für jeden zu einer besonderen Schulung. Jedermann wird an der Stelle seines Wesens streng belehrend angefaßt, wo er kulturbedürftig ist, wo an Gesinnung und Charakter etwas abgeschliffen werden muß oder wo der Druck einzusetzen hat, der ihn vorwärts treibt. Überall lassen sich diese von einem Ereignis herrührenden, unendlich verschiedenen und ganz persönlichen Maßregelungen beobachten, und sie offenbaren eine so geheimnisvolle Zwangserziehung, daß man gewiß sein darf: der Krieg, obwohl der grausamste Bedrücker, kann uns in seinen Nachwirkungen dennoch zur Befreiung dienen, und manch' einer wird entsündigt aus seiner Zucht entlassen.

Freilich nur, wenn er voll Einsicht ist und wohl begreift, aus welchem Grunde und zu welchem Ende alle miteinander leiden: Freunde und Feinde, Führer und Verirrte, Treue und Feile, Genügsame und Gierige, Opfermutige und Eigennützige, Ehrliche und Ruchlose, Wahrhaftige und Lästerer. Zwangserziehung bessert keinen, der sich ihr in Dumpfheit beugt. Zwar fühlt sich mancher Einsichtslose zu einer Sinnesänderung gedrungen, wozu ihn kein bisheriger Schicksalsschlag bewegen konnte; wohl erbleicht der Leichtsinn vor dem Ernst der Stunde, die Sinnlichkeit wird kleinlaut vor dem großen Schmerz, die Üppigkeit schrickt vor der Not zurück, die Genußsucht, wenn das Elend ihr zu nahe tritt, läßt manches künstliche Bedürfnis fallen, und alle Unnatur sinkt vor dem blutigen Tod zusammen; auch der öffentlich verdammte Krämergeist duckt sich nieder, Eigensinn bequemt sich zum Gehorsam, Schlappheit läßt sich stramme Zucht gefallen und der Träge tastet nach Beschäftigungen, der Streber hascht nach etwas eigenem Wert, der Nörgler läßt von seiner Kleinlichkeit, da Nichtigkeiten nichtiger erscheinen angesichts des ungeheuren Leidens dieser Zeit: sobald indes das bittere ‚Muß' zu drücken aufhört, bäumt sich die unterdrückte, nicht abgelegte Unart wieder auf, und der Unerzogene tut keinen Schritt mehr vorwärts in die Freiheit, dafern er jene Urschuld nicht erkennt, die uns alle in die gegenwärtige Zwangslage brachte. Aber schon

ein Funken von Verständnis, warum der Krieg die Völker mit feurigen Ruten peitscht, wirft ein Licht auf diese allgemeine Schuld— und dann ruft der Bessere dem gewaltigen Zwangserzieher zu: Schlag zu, ich weiß, was abgeschlagen werden soll und will es leiden!

Die am unschuldigsten leiden — Mensch oder Volk — erkennen am ehesten das tiefere ‚Warum‘ und ‚Wozu‘? Sie verbleiben nicht lange hinter eisernen Toren der Unwissenheit: mit freier Seele und Selbsterkenntnis schauen sie, was war und anders werden muß.

Und also war's mit unserer Schuld: Wir Völker des Westens, die ohne viel Unkosten ein freies Vaterland, ohne Opfer und Entgelt eine reiche Kultur besaßen, nahmen beides wie einen ländlichen und einen großstädtisch prunkenden Rahmen wahr, der sich um unser Leben legte; innerhalb dieses nützlichen, festen und glänzenden Rahmens sammelten sich Jedermanns Gedanken um das eigne Wohl und Wehe, und nur wenige dachten weiter und entrichteten diejenige Summe von sittlichen Leistungen, welche die Kultur von jedem fordert und die des Vaterlandes Freiheit sicherstellt und seine Größe ausmacht; die meisten erließen sich die Gewissens- und Gemütsverbindung mit dem blühenden Lande und dem Himmel über ihm. Das Ganze stand im Hintergrunde, denn das Ich im Vordergrund war zu groß und breit geworden. Je mehr Raum es im Denken einnimmt, um so kleingeistiger, engherziger der Mensch; die Massenzüchtung dieses Ichgefühls und Selbstbewußtseins mußte drum ein immer kleiner werdendes Geschlecht erzeugen, das kaum noch zu belehren, zu erziehen war. Unerzogene Massen werden jegliches Interesse, auch das vaterländische, in ihr selbstisches hineinverkleinern und die Kultur ihrem Eigennutz unterwerfen wollen: sie soll ihr Leben nur üppiger gestalten und ihrem Dünkel den Vorwand für seine Machtgelüste leihen! Anmaßende Völker und Politiker, die ihrem Ich die größte Begehrlichkeit und Beutelust gestatten, erkoren sich zuletzt den Krieg als Helfershelfer — und er wurde ihr Erzieher, durch dessen Geißelschläge ihre Selbstsucht zwar zum Wahnsinn aufgestachelt, aber auch gezwungen wurde, anderes und andre zu bedenken.

Ob sie sich einmal schämen werden, daß sie in eigenen und fremden Landen die Selbstaufopferung der Besseren verursacht haben? Und wenn sie angesichts der Völker, die sie in das Kriegsgeschick hineingezwungen, verraten, verlästert und gemartert haben, keine Reue fühlen, und wenn sie eher nichts erkennen, als bis der Rückschlag ihrer Selbstsucht vernichtend wird — wir wollen über unsern Anteil an der allgemeinen Schuld zur Einsicht kommen und verstehen, was unsre Leiden wollen: den Tod des Ich. Wo sein Ersterben durch Kampf und Krieg erzwungen wird, da wird die Seele von ihrer Urschuld frei und größer! Größer soll sie werden, nicht etwa bloß das Ich umschließen — und auch das Vaterland muß größer sein: nicht immer neue Lande sich einverleiben, sondern sich den Landen, durch geistig-sittliche Kultur, die von ihm ausgeht.

Kein selbstbewußter, nur ein weltbewußter Geist hat diejenige Kultur, die auf andere Völker, auch auf die Schächer unter ihnen, einwirkt; und nur der liebevolle, opferstarke ist ein Messias der Sittlichkeit. Ein solcher Geist geht aufs Ganze, dessen Wohl und Wehe er im Sinne hat, und ob ihn alle Welt befeindet und voll Hohn mit Dornen krönt, so überwältigt er sie doch durch seine Freiheit. Das tat der dorngekrönte Christus, er hing am Kreuz mit unbezwungenem Liebeswillen und eben darum als ein heilig Freier, dem alle Pforten, alle Fernen offen stehn. Die Gotteswelt sein Vaterland, die blaue Unendlichkeit der Liebe sein Freigebiet, in das er alle, die ihm folgen mögen, hineinerlösen will — aus all den traurigen, bitteren, grausigen Zwangslagen, worin das Ich die einzelnen und Völker gefangen hält — wie lange noch? Bis jeder zu seiner Zeit und Stunde die grünen Weiten und endlich auch den Himmel offen sieht.

Das deutsche Lied.

Der Abschied von Weib und Kind war überstanden, und sie marschierten von dannen, die wackeren Landsturmmänner, voran ein Trupp von jungen Kriegern. Aus den blitzenden Gewehrläufen, die Feuer und Vernichtung speien sollten, blühten späte Rosen hervor, und mit dem Lied aus kräftigen Kehlen wirbelten viel zarte Blumenblätter in die Lüfte auf.

Wie die Jungen sangen! Wie ihre Seelen mit den schwungvollen Klängen in die Weite flogen, mit welcher Lust sie Begeisterung ausatmeten, wie sie ihn genossen, den festen Gleichschritt der Füße und der Melodei! Des Liedes Töne leuchteten gleich Rosenblättern in der Luft — und jenseits, aus Nebelfernen herüberdrohend, die dunkle Gefahr! Singend aber fühlten sie sich hingerissen zur Gefahr und Tat und Größe, sangen heißbewegt und dachten nichts.

Gedanken begleiteten den Sang der Älteren, wie Schatten zogen sie hindurch und färbten die starken Stimmen dunkler. Sie sangen ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ und ihre ernsten Augen schauten hier das verlassene Heim im Sonnenschein, draußen des Vaterlandes Grenzen im Gewölk des Pulverdampfes: Verwüstete Auen, öde Flächen, kahle Gräben, rauchende Trümmer, Verwundete und Tote im Schlamm des Schlachtfelds — ach, und hüben so wie drüben die Vernichtungswut übermächtiger Feinde, denen hierzulande niemand Böses wollte, das Völkerstürmen wider Recht und Menschlichkeit und Vertrauen, die weltumgarnenden Ränke und Lügen! ‚Deutschland über alles?‘ — waren nicht alle über Deutschland her? Trutz euch! Dazu singen wir, dazu wandern wir hinaus in den befohlenen Krieg, um die bösen Sieben niederzuschlagen, die mit schnöder Habsucht unsre Fluren unter sich geteilt, noch ehe eine ihrer Kugeln getroffen hatte; wir ziehen gegen viele in den Krieg um großen Friedens willen und halten brüderlich zusammen, aber — —

Die singenden Truppen bogen um eine Straßenecke und stauten sich und schwenkten vor einem langen Wagenzug mit verwundeten Soldaten zur Seite: sie kamen, elend und erschöpft, während die Gesunden gingen, und ihre Wunden unter weißen Binden glühten rosenrot; herüber lauschten sie, nickten, lächelten — da öffneten sich ihre bleichen Lippen und sie stimmten ein, gebrochen, matt und doch voll seelenstarker Zuversicht: ‚Deutschland, Deutschland über alles!‘

So floß der schwache Strom des Liedes an dem vollen Strom vorüber; das dünne Rinnsal aber hatte größere Kraft! Die Verwundeten mit den zitternden Stimmen — ob sie noch jüngst auf schlammigem Felde sich fast verbluteten — hatten draußen doch der Übermacht getrotzt, Seit' an Seite, und so trugen sie den sicheren Glauben heim: Mehr Kraft liegt in der Einigkeit als in der Zahl; die wenigen werden zu vielen, wenn alle über einem Gedanken sich selbst vergessen, und kein Bündnis weißer, brauner, gelber, schwarzer Erdenvölker kommt gegen deutsche Ideale auf!

Sie waren ja dabei gewesen, die Wunden, sie hatten im Schlachtendonner aufgehorcht, als die Kriegsfreiwilligen mit dem gleichen Liede, das hier geruhig durch die Straßen scholl, hinein ins feindliche Feuer stürmten. Ach, noch viel heißbewegter klang es als der Gesang der Jünglinge in dieser Marschkolonne — zerrissene Laute nur und doch ein heiliges Liebeslied, ein hohes Lied der Brudertreue, ein Sang voll Inbrunst und idealer Stärke —: ‚Deutschland!‘

Deutschland war das Ideal, das sie besangen — nicht weil es schlechthin Deutschland ist, des Deutschen Vaterland, sondern weil im deutschen Gedanken etwas Herzerweiterndes liegt, eine Fülle, eine Vollkraft, eine Ganzheit. Hatten nicht alle draußen es verspürt, wie ein deutscher Mannesstamm den andern durch seine Sonderart ergänzt, erfrischt, beschenkt — Bayern und Friesen, Schlesier und Schwaben, Pfälzer und Pommern, Märker und Rheinländer, Preußen des Ostens, Sachsen und Westfalen? Wir Deutschen müssen dankbar dafür sein, daß das Germanentum in viel verschiedene Wesensarten zerfällt, die sich zu einer fast vollkommenen Krafteinheit verbinden können. Es ist die innere Mannigfaltigkeit, die uns so reich und stark und lebendig macht. Im einigen Deutschland ist ein bewegteres Hin und Her, ein regerer Austausch, ein vielseitigeres, vollgeistigeres Können als in jedem gleichförmigeren Volksgebilde.

Wir erschöpfen uns nicht bald — reichen doch die Wurzeln unserer Treue in Jahrtausende hinab, deren Sein und Streben wir auch in unser Leben einbeziehen. Wir wissen nichts vom Bruch mit der Geschichte wie andere Völker: der friedliche Germane des Tazitus, der, tückisch überfallen, die Feinde wie ein Löwe überwältigt, lebt noch heute, und das Kaisertum der alten Deutschen mit seinem Ideal allgemein-menschlicher Gesittung und Kultur ist das unsere, und auf das Reich, dessen Gottesfrieden der adlige Gewappnete behütet, dem ein Heiligenschein ums Haupt und ein Schwert in der Faust liegen soll, sind wir so fest als jemals eingeschworen. Unsere

Monarchie ist das Großabbild einer ahnenreichen Familie, die das Wesen ihrer Väter kennt und vom jeweiligen Vater-Führer-Kaiser verlangt, daß auch er ein Ritter ohne Furcht und Tadel sei, und ihm große Gefühle entgegenbringt, wenn er's ist. Fühlt er selbst sich von der langen, teuren Ahnenreihe zu besonderer Kraftanstrengung aufgefordert, so weht ihn aus dem Volke ein eigener Atem der Liebe an, jener schönen und vertrauensvollen deutschen Liebe, die uns das Herz zum Überquellen voll macht und — wie das deutsche Leid — an der Ergänzung und Vervollständigung unseres Wesens mitarbeitet.

Ob wir auch zu Unrecht leiden, um fremden Neides willen, weil im Lande unserer Väter reiches Leben und edles Können blüht und weil das Kaiserschwert die Wacht gehalten hat, so ruft das Leid uns dennoch zu: Bedenke, was dir fehlt, und ergreife deines Wesens allerhöchste Kraft! Was du nicht warst, das werde nun! Was du nicht konntest, lerne! Was dir mangelt, hole aus dir heraus! Sein Leiden, Kämpfen, Kriegen bringt dem Deutschen inneren Gewinn und mehrt die Liebe zu allem, was stark und groß und heilig ist. Aus Liebe zur Gerechtigkeit und Freiheit, aus Friedensliebe zieht er sein Schwert, nicht aus Gehässigkeit; der Haß wohnt in des Schwertes Spitze, nicht im Innersten, er führt den Stoß gegen die Vernichtungswut, er ist eine weltgeschichtliche, weltgerichtliche Notwendigkeit, kein Vergifter deutscher Herzen. Der Deutsche kann nicht ‚ewiglich Zorn halten‘, denn seine Liebe redet fort und fort: Was sich von dir losgerissen, das lasse nicht für immer! Was dir fremd und feind geworden, das gewinne dir im Geist zurück! Denn was du nicht bist, was in fernen Weiten lebt, das mußtest du von jeher in dich fassen!

Der deutschen Liebe ward es kund, daß nur der ganze Mensch der wahre Mensch ist, darum blieb nichts Menschliches ihr fremd und lange, lange sang sie schon: ‚Deutschland über alles in der Welt!‘ Alles, was der Welt und Menschheit eigen ist, überflog ihr Forschergeist, ihr Fassungsvermögen, ihre überlegene Güte, um sich seiner anzunehmen und es im deutschen Geist zur Ganzheit zusammenzuschließen. Der vielseitige Genius des vielartigen deutschen Volkes, samt der Demut, die so gern bewundert, und der Dankbarkeit, die sich an allem freut, hat den Deutschen zum Beschützer der Kulturen dieser Welt berufen. Er war's — und er allein — der über alle Grenzen hinweg die ideale Zusammengehörigkeit der schöpferischen Geister pflegte. So groß er selbst im Singen, Sinnen, Dichten und Erfinden ist, hielt er doch innige Gemeinschaft mit allem Rühmlichen, das die Zeiten und die Zonen hervorgebracht. Gebilde der Kunst und Phantasie, das religiöse und Gewissensleben anderer: alles nahm er in sich auf, um es doch zu lassen, wie es ist. Kein Volk hat das Eigenleben anderer Völker mit solcher Andacht ernst genommen als das deutsche. Seine Liebe wollte keine Verdeutschung des Fremden, keine Aufsaugung desselben in die eigene Art, sondern Ausweitung des Geistes, bis er alles Andersartige verständnisvoll umfaßte und im Gemüte warm umschloß.

Deutsche Liebe fand keine Gegenliebe; was sie aber soll: unsere Seelen vollbereiten, das wird sie weiter tun und üben. Das Gefühl für alles Menschliche kann uns niemand rauben — selbst die Menge unserer Feinde nicht! Noch im Gewehrlauf tragen wir die Rosen, deren Blätter in alle Winde fliegen! Und stimmen wir das deutsche Trutzlied an, so singen wir zugleich von allem Schönen, Guten und Erhabenen, das in aller Welt erschienen ist und das die deutsche Ritterlichkeit mit verteidigt, wenn sie das Schwert führt. Das laßt uns nicht vergessen, denn es verpflichtet uns. Jedermann muß dessen würdig sein, wofür er kämpft.

Zur Würde, Größe, Ganzheit braucht's indes noch mehr als jenen weltlichen Umfassungsgeist, der sich nur zu oft in Weltschwärmerei verlor; unsere Liebe soll nicht nur in grüne Weiten fortzuschreiten, sondern auch die Höhen zu erschwingen trachten, nachdem sie unsere Seele zu ganzer Güte fähig machte. Denn das Gute, das in uns wird, erschließt uns erst die hohe und freie Welt; je besser und vollkommener wir, umso erhabener das, woran der deutsche Gedanke rührt. Das ist das Ende vom deutschen Liede, daß unsere Seelen sich mit einer Harmonie erfüllen, die in himmlische Harmonien überschwellen kann. Dann ist's ein heiliges Liebeslied geworden, ein überweltliches!

Vorzeiten ist dies Lied in deutschen Landen wohl gesungen worden, aber danach schweifte des Deutschen Sang und Sehnsucht lange in irdischen Fernen, und jetzt, da ihm von allen Seiten Feinde drohen, besingt er seine innere Stärke und ideale Wesensart, die dicht vor seinen Augen reich wie eine Rose blüht — aus dem Gewehrlauf blüht sie auf, aus Krieg und Seelensieg! Den Vollbesitz dieses Innenwesens will und soll er sich erkämpfen, erleiden, erlieben — um des Höheren willen, das es ihm verheißt.

Deutsche Seele, gehe in dich und dann über dich, über alles in der Welt! Im Gemüt hast du den Zeiger, der dich emporweist, und wohin er aufrücken wird, von Stunde zu Stunde — wir werden es erfahren.

Eine göttliche Komödie.

Was Menschen, Völker aufwärts treibt, ist stets das Leid und eine sehnsuchtsvolle Liebe. Kein Weg zur Höhe, der zuvor nicht in die Tiefe und durch schmerzensreiche Örter, ja durch die Hölle führte. Erst wenn das Böse seine volle Macht an uns erprobte, fragen wir: Was hebt uns über sie? Wir müssen wissen und erfahren, wie weit sie geht und was darüber geht. Erst die Tragödie, danach die göttliche Komödie der Überwindungen und Siege!

Der Krieg ist — seiner Tragik zum Trotze — der Anfangsakt einer göttlichen Komödie: Wohl reißt er höllische Abgründe auf, läßt alle Bosheit aus der menschlichen Natur hervorgehen, steigert und bestraft sie mit den ärgsten Folgen; in den Gerichten aber, die er hält, schmilzt die Höllenqual in ungeheuren Jammer hin, Tränenbäche strömen und der große Schmerz, von dem aus sich das Heilloseste zum Heile wenden kann, führt die Seelen

über dunkle Schmach hinaus. Eine Stufenfolge solcher Leiden, die Vermittler zwischen aller Sünde und allem Segen sind, türmt der Krieg vor ihnen auf, häuft Beschwerde auf Beschwerde, auf Pflichten immer höhere Verantwortungen, Nötigungen, Opfer, und preßt aus vielen Seelen Kraft und Willigkeit heraus, den Weg der Läuterungen hinanzuschreiten; so erhöht er auch die Sehnsucht nach jeder reinen Tugend, nach alleinigender Liebe und gottseligem Frieden, bis sie sich hinaufbeflügelt fühlt ins ‚Land der Sterne'.

Begnadet ist das Volk, das nach den ersten Schritten seines sittlichen Abstiegs, eher als die in Sünden Verhärteten und für mindere Übeltaten, in die Hölle des Leidens hinabgestoßen wird! Ihm gilt das Wort: ‚Ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elends.'* Wohl dem, der für geringe Schuld das Schlimmste dulden muß! Was unter dem Andrang höllischer Abgrundsmächte, durch den Zwang der Not und Pein sich in ihm regen wird, und in welche heiligen Lebenshöhen sein sehnliches Verlangen sich erheben könnte: wir ahnen's schon und sehen rings an augenfälligen Erscheinungen, was im Werden und was bereits geworden ist.

Gegensätze rufen einander hervor, und als die Hölle sich auftat, stand auch der Himmel wieder offen; als alles Weh der Erde, Trauer, Kummer, Sorge, Grauen, Ekel und Entrüstung die Seelen niederbeugte, blickten sie mit neuer Liebe zu den ewigen Lichtern, den guten Kräften auf und drangen, sich selber übertreffend, einsichtsvoll, entschlossen, tapfer, wagemutig Schritt für Schritt nach oben. O leidvoll-freudvoller Aufgang! O notwendige Not und befreiender Schmerz!

Feindeswut hat die deutschen Stämme auseinandersprengen wollen, und sie schlossen sich treueiniger als je zusammen; erdrückende Übermacht strebte sie zu vernichten, und sie überwältigen den Anprall der Riesenheere durch überlegene Willenskraft, Geistigkeit, Geduld; sterben sollten wir und überwinden tausendfachen Tod im Glauben! Lange und gesund zu leben, war noch jüngst das ängstlichste Bestreben, und nun, da's um des Vaterlandes Sein und Nichtsein geht, ist das Lebensopfer mehr als leben, und das Haften am Geschöpf — so lange die beste Liebe der Besseren — wird unter Trauerschleiern zu einer geistigeren, unzertrennlichen Gemeinschaft in Gott. Immer größer wird das Elend und immer mehr erwärmt sich das Gemüt, und ob das aus dem Neid erwachsene Feindesunrecht schwarz und schwärzer würde, so wird Begeisterung für die gerechte Sache nur um so heller flammen. Unsre Arglosigkeit ward verraten und jetzt werden wir besonnener; wir befragen das Gewissen um so eifriger, je mehr der Gegner seins zum Schweigen bringt. Rohen Vergewaltigungen setzen wir geschmeidigen Widerstand entgegen: er will uns aushungern, und wir erziehen uns zu wirtschaftlicher Sparsamkeit und nötiger Entbehrungskraft; seine Schadenfreude lauert auf den Aufruhr

* Jes. 48, 10.

der Ärmeren — und Reich und Arm lebt brüderlich von der gleichen Menge Brot und keinen Fürsten kann ein Vorwurf treffen; er will den deutschen Handel zunichte machen, und unsre Waren werden immer besser und begehrter werden; er mißgönnt uns unser Gold, und wir geben es dem Vaterlande; er verschwor sich, bis zum letzten Penny zu kämpfen, wir bis zum letzten Mann — und Mannesmut dürfte kräftiger als der Mammon fechten! Er handelt nach dem Worte, das ein Kipling zurzeit des Burenkrieges hinwarf: ‚Man müsse mit dem Munde siegen' — und wir? Über dem sonst lauten Wesen Neudeutschlands liegt das Schweigen steter Tatbereitschaft und aufopfernden Tuns. Sie bekämpfen uns mit Lug und Trug, und hierzulande unterliegen nur die trügerischen Lebenszwecke, und die wahren Werte steigen. Die wilde Deutschenhetze hat die Nörgler, Fremdtümler, Vaterlandsverächter auf allen Kontinenten zu heißer Heimatliebe umgestimmt; ohne all die Lästerungen wäre unser Deutschtum nicht so kraftvoll hochgehalten worden, und auf seine alte Sittenstrenge hätten wenige sich besonnen, wenn nicht jene, die die lockeren Sitten aufgebracht, sich ‚Heilige' und uns ‚Verbrecher' nannten! Der Abscheu vor dem Heuchlertum stärkt unsre Redlichkeit, und wenn das Schandgerede uns vereinsamt, so wird sich unsre arbeitsame Liebe mehr nach innen wenden, und wir werden Segnungen der Kultur verbreiten, während noch die Welt uns flucht. Mag sie uns mit ränkevollen Machenschaften verderben wollen, so wird das deutsche Schwert sowohl Besitz und Freiheit, als auch die deutsche Seele zu schützen wissen, deren Größe man auf blutiger Wahlstatt wiedererkannte; Gefahren machen Helden, und die überreichen Kraftregungen, die der Krieg erzwang, werden vom Schlachtfeld auf geistige Schaffensgebiete übertragen werden, und in eifervollem Wirken für deutsche Ideale, in der Pflege seines weltumfangenden Gemüts wird unser Volk, über eine feindliche Menschheit hinaus, in göttliche Bereiche aufwärts dringen. Wer vieles überwindet, frohlockt empor.

Was einer überwunden hat, das hat er nicht für sich allein, er hat es für die Menschheit überwunden. Sein innerer Aufschwung lockert auch die Flügel der andern Seelen. Immer muß es einer sein, der allen übrigen, die den Erdkreis bewohnen, mit dem Heilsamen vorangeht. Wenn der Deutsche heute weniger ins Weite, als nach oben und nach innen, in des Geistes Kraft und Reine, hineinverlangt, so kann das weltbedeutend werden. Sobald sich unter tausend freventlichen Anfechtungen das Streben und Empfinden, der ganze Zustand eines schmerzbewegten Volks verinnerlicht und bessert, wird allmählich auch der Weltzustand zugunsten des Guten verschoben werden, und *dem Besserwerdenden fällt die Weltaufgabe zu, an der Überwältigung des Bösen mitzuarbeiten.*

Er wirkt alsdann in einer göttlichen Komödie mit, deren Mitt' und Ende er schon im Höllenbrand des Krieges vorempfunden hat, als die schrecklichen Gewaltsamkeiten ihm nicht durchaus zum Bösen, vielmehr zum Guten

dienten. Da hat er eingesehen, daß das Böse mit seiner Absicht nie zu Ende kommen kann, denn das Gute wirft sich ihm mit aller Kraft in den Weg. Und das ist ein religiöses Lebensgeheimnis und ein Gotteswunder, daß auch solche Mächte, die nur Böses wollen, aus wunden Seelen dennoch jene Kräfte herausschlagen müssen, von denen sie zuletzt bezwungen werden. Das Böse ist in Gottes Ordnung nicht hineinerschaffen worden, das schuf der Sinn des Menschen, der sich aus dieser Ordnung löste, indem er sich vereinzelt sah, auf sich selbst gestellt und fähig, das seine zu suchen; jeder suchte es, und die Folge war ein höllisches Chaos von Übeln, in das der göttliche Ordner immer wieder eingreift, durch den Schmerz, der alle trifft: die Eigensüchtigen wie ihre Gegner, und der das Sehnen der Besseren auf die beseligende Güte hinlenkt, durch die sich Gott dem Menschengeist verbunden hat und ihn gen Himmel hebt, über eine böse Welt empor!

Luzifer oder Gott!

Alles Gute muß zur Ganzheit kommen, um gut zu sein. Halbe Geduld ist keine Geduld; je vollkommener aber Sanftmut, Demut, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Opferwilligkeit, Treue, Reinheit, Liebe werden, um so höher erheben sie unser Leben und gestalten es ins große Ganze hinein. Denn kein Guter ist für sich selber, sondern für das Ganze da.

Wer dem Bösen anheimfällt, schlägt die umgekehrte Richtung ein. Das Böse wird, kaum daß es angefangen hat, ein Verderber für ihn und sich; es kann sich nicht vollenden und auch darum seinen letzten Zweck nie erreichen. Wie der Luzifer der ‚Göttlichen Komödie‘, der Empörer gegen Gott, in jähem Fall mit seinem Riesenleibe in die Erde eindrang und so den Höllentrichter bohrte, in dem er köpflings stecken blieb, so bereitet alles Böse sich selber seine Hölle und seinen Untergang, noch ehe es sein Trachten zu Ende führte.

So war es immer, und die Weltgeschichte wird's zu ihrer Zeit erweisen, daß auch unser bösester Feind in selbstgeschaffener Falle umkommt. An dem Briten haben die Belgier, Russen und Franzosen, die er als Vernichtungswerkzeug gegen uns gebrauchen wollte, ihre Unabhängigkeit verloren, und aus dieser Unfreiheit keimt die Abneigung und Wut hervor, die ihn selber treffen wird. Er hat sein Äußerstes versucht, als er die gelbe Rasse des Ostens auf uns hetzte, und sie wird ihm ans Leben gehen und nicht uns. Japan ist ein England auf der jenseitigen Erdhalbkugel, das Japanervolk ein Gegenstück des englischen: auch ein Volk der Inzucht und darum hochmütig, seiner Inselgrenzen müde, darum ausbreitungssüchtig, vom Freigebiet des Meeres umgeben, daher auf überseeischen Raub ausgehend wie die Engländer, in ihrer Politik ebenso verschlagen, rücksichtslos, gewissenlos, gewinnsüchtig, beutegierig, und noch unbekümmerter in ihrem Wollen. Und diese Bundes- und Gesinnungsgenossen Englands werden es sein, die das Angelsachsentum in Europa, Asien, Australien, Amerika weit mehr als

unsre deutschen Krieger bedrohen, welche auf Englands freventliche Herausforderung nur mit den ersten entscheidenden Schlägen antworten; das endgültige Geschick der britischen Weltmachtpolitik wird sich auf der östlichen Halbkugel entscheiden. Und daran kann uns die Moral der Weltgeschichte wiederum ersichtlich werden. Es wäre ein leider verdientes, aber bezwingend großartiges Strafgericht, wenn England von der gleichen räuberischen Macht geschlagen würde, die es gegen uns entfesselte, und deren gierigen Arm es stärkte.

Weltmacht, in wessen Hände sie auch übergehe, ist nie ein Anfang und Aufgang, sondern stets ein Ende, auf das nichts Weiteres, Höheres folgen kann. Gewalttätige Bemächtigung der Welt erzeugt ein Machtgefühl, das nichts anderes ist als üppigster Selbstgenuß; es ersättigt den Hochmut des Einzel- und Massen-Ichs und quält ihn doch mit kalter, grausamer Begier, die zwischen lauter Mauern und Grenzen tobt. Wie der riesige Luzifer, dessen wütend wehende Fledermausflügel keine sonnigen Höhen mehr erfliegen können, im Eis des Abgrunds, zwischen starren Höllenwänden eingepfählt bleibt, so ein weltmachttolles Volk zwischen jenen Schranken, die seine Macht und Kraft und auch sein Denken immer mehr beengen.

Ja, das machtbegierige Ich ist ein Luzifer, der sich selber lähmt, nachdem er vorher alle Stufen der kleinen und großen Bosheit durchlaufen hat. Der luziferische Verstand, der nur für selbstsüchtige Zwecke aufgewendet wird, beschränkt und vernichtet sich durch solchen Mißbrauch; Krämergeist schlägt in Ungeist um und bedingt den allmählichen Verlust der Kulturkraft, ja auch der Selbstbehauptungsfähigkeit: denn da die sinnlose Anhäufung materiellen Machtbesitzes nur der wollüstigen Selbstbefriedigung und den ihr verwandten Lüsten und verderbenbringenden Genüssen dient, so wird durch diese die Kraft des Armes, der alle Macht erraffen und behaupten möchte, zum Schwinden kommen.

Ebenda, wo das machtbegierige Ich einen großen Aufwand von Verstand und Kräften schmählich vertan und sich selbst bereits geschwächt hat, wird es mit aller Deutlichkeit sein widriges und törichtes Gesicht enthüllen — so wie das Antlitz Luzifers erst im Abgrund seiner Ohnmacht, in der engsten Spitze des Höllentrichters sichtbar wird! Nachdem es sich der Grenze angenähert hat, über die hinaus es seine Macht nicht mehr erweitern kann, zeigt es sich in ganzer Abscheulichkeit. Hart am Ende seiner Macht wird sein Denken hirnverbrannt, sein Trachten nach Bevorrechtung und Vorrang, Obmacht, Willkürherrschaft toller, und so grausam werden Argwohn, Neid und Unersättlichkeit, daß sie andere Menschenmächte, Verrätern gleich, mit Haut und Haar vertilgen möchten — so wie ein Luzifer im Höllengrunde menschliches Gebein zerbeißt.

Das bedeutet Krieg — Krieg ohne Sinn und Verstand! Einen solchen Krieg hat England angefangen, nicht weil es übermächtig ist, vielmehr im Vorgefühl der Schwäche. Und alle Spießgesellen, die es anwarb, ohne ihnen das zu gönnen, was es selber will, stehen auf der Grenze zwischen

Macht und Ohnmacht als solche, die weiter wollen und doch fast am Ende sind — heruntergekommen durch materielle Macht, die sie nichtsdestoweniger vermehren möchten. Der Krieg soll ihnen dazu helfen, das Auskunftsmittel Luzifers! Uralte Torheit regiert die Stunde. Jene unreifen Gedanken und unsinnigen Selbsttäuschungen: als hinge das völkische Heil an der Alleinherrschaft auf allen Meeren, am größten Welt- und Geldbesitz, helfen nun, die Erde mit Blut zu überschwemmen. Wäre nicht die ganze Welt noch voll blinden Kindersinnes — ein Weltkrieg würde nicht möglich gewesen sein. Wie — Weltmachtsfragen sollen durch etliche eroberte Quadratmeilen und verwüstete Dörfer und versenkte Schiffe entschieden werden? Weil Eduard VII. und Grey, Nikolajewitsch und Poincaré luziferisch dachten und begehrten, müssen Millionen elend werden? Um ihrer ruchlosen Politik willen zerfleischen sich Menschen, Völker, die unbeteiligt daran sind? Sie töten einander, weil sie sich noch heute an die alte Kriegsspielregel halten, daß mit jedem niedergeschlagenen Feinde, der an sich unschuldig ist, die schuldigen Politiker schwer getroffen werden?! Ein solcher Widersinn wäre Wahnsinn, wenn eine andere Überwältigung ihrer Politik zurzeit schon möglich wäre. Noch aber ist der Krieg, den ihre Tollheit, Gewissenlosigkeit und Schwäche heraufbeschworen hat, diejenige Ausgeburt der Macht, durch die von jeher übermäßige Machtbegier zernichtet wurde.

Wir willigten in diesen Krieg und mußten darein willigen. Kämpfen wir auch für das machtbegierige Ich? Hat das luziferische Wesen auch uns ergriffen? Wohl durchwaltet es die ganze Menschheit in Gestalt des Eigennutzes und materiellen Sinnes, und welches Volk sich ihm ergeben und seine politische Macht in den Dienst der kalten Selbstsucht stellen will, wird zur Hölle fahren. Wer aber dieser Hölle entgangen ist, weil er die Bosheit der brutalen Macht sattsam erlitten und im Laufe der Geschichte das Zuendegehen solcher Mächte oft genug erlebt hat, dem schleichen dennoch Höllenschatten nach, und selbst am wilden Meer der Schmerzen und auf dem Berg der Läuterungen und nah' den Sternen bedroht ihn noch das Ich mit tiefem Rückfall — fiel doch Luzifer und ward aus einem Engel zu einem Teufel!

Wie vermeiden wir den Fall und überwinden alles Böse, das im Ichgedanken lauert? Indem wir unserer alten deutschen Gewissenhaftigkeit, auch den geschichtlichen Erkenntnissen und den Errungenschaften und Bestrebungen leidvoller Zeiten die Treue halten. Einen Aufschwung kann nur ein Volk erleben, das die Welt nicht mit Gewalt und zum Zwecke materieller Ausbeutung, vielmehr mit Werken der Kultur und in Gemüt und Geist einkreisen möchte; das den so kindischen als verderblichen Wahn erkennen lernt, welcher die Völker der Erde immer wieder in den Machtkampf hineinhetzt, ein Volk, dem eigene Macht nicht mehr bedeutet als der feste Boden für seines Geistes Hochentfaltung, und das am ersten nach dem Vollbesitz des Guten trachtet, wovon es einen Teil im Feuer seiner Not und Pein errungen hat.

Denn das Gute darf ja nicht halb bleiben, wenn anders es mit unserem Leben aufwärts gehen soll. Sobald nur eine Tugend in uns zur Ganzheit reift, blüht unser Geist und Leben schon empor; und sie wird ganz, sobald kein Ichgedanke sich mehr hineinmischt, bloß noch Liebe. Die Liebe hat den Vollendungsdrang und teilt ihn jeder Regung mit, in die sie einfließt; sie tut sich nie genug und hat grenzenlose Möglichkeiten und ewige Räume über sich —: über aller finsteren Selbstsucht, die ihre Grenzen und ihr höllisches Ende findet, steht die lichte Unendlichkeit der Liebe.

Fahren wir nicht auf in eine leuchtendere Welt, werden wir nicht aller Halbheit enthoben, und zu dieser Stunde, indem wir die Geduld durch Freiheitsliebe endlos werden lassen, durch Heimatliebe die Opferwilligkeit erhöhen, unsere Gerechtigkeit durch allgemeine Menschenliebe ergänzen, an unserer Wahrhaftigkeit, auf daß sie voll und ganz sei, auch Feindesliebe mitarbeiten lassen, und mit inniger Dankbarkeit unsere Tapferen, mit wärmstem Mitgefühl unseres Volkes Wohl und Weh' umfangen, dazu dem fremden Leiderleben uns mit aller Anteilnahme neigen und den weit offenen Geist, den das Ich nicht mehr beschränkt, in Liebe jedem hohen Ideal erschließen? Und hat uns nicht die Selbstverleugnung um des Vaterlandes willen, die Liebe zu allem Reinen, Großen, das in uns liegt, schon frömmer gemacht? Fühlt sich die treue Heldenseele nicht dem Himmel näher und ragt nicht schon in ihre Todesfreudigkeit ein volleres Lebensgefühl hinein? So frei von selbstischen Trieben, so einem größeren Ganzen hingegeben, in unendlicher Liebeswallung, kann sie nicht anders, als im selben Augenblick beseligt und geheiligt werden! Liebend findet die Seele ihr göttliches Wesen und Gott.

Für eine Seele, die solchen Aufschwung nahm, ist's keine Frage mehr: Luzifer oder Gott?! Sie hat in einem Nu und für immer Liebe und Leben, Geist und Gewissen ihm verbunden und das Gemüt in sein Reich hinauferweitert, aus dessen glanzerfülltem Raum die Lebensstufen auf und ab und die Hölle unterwärts ganz anders anzuschauen sind.

Kommt sie ins Licht, nur einen Augenblick —: wie klein wird da das luziferische Wesen, wie ohnmächtig sein Ränkespiel um Machtvermehrung, wie kindisch die Empörung des Ich wider göttliche Gesetze, die der erste Krieg und die Grundursache aller Kriege, aller Feindschaft und Bosheit dieser Welt gewesen ist! Und wie kurz erscheint die Reichweite des Bösen, wie eng der Raum, den der Irrtum im Weltall einnimmt, in welchem Harmonie und gütevolle Ordnung herrschen!

So offenbarte sich's dem Dichter der ‚Göttlichen Komödie', als er in staunender Beseligung den Weg von Stern zu Stern erflog und tief unter sich die dunkle Erde und ihren Schattenkegel sah, der bald im Glanz der ungeheuren Weiten schwand —: da erschienen seinem Wandergeist noch einmal die finsteren Örter Luzifers, wo er im giftigen Qualm der Lüge, in Blitz und Donner der Zerstörung das Böse persönlich sah, als den häßlichen Teufel im Menschen, der ihm im Fleisch und Blute sitzt; danach ge-

dachte er des besseren Volkes auf dem Läuterungsberge, jener halbklaren Seelen, an denen das Böse nur als lichthemmender Schattenflecken haftet, der mählich vergehen kann, und endlich — aus lichten Höhen und im Ganzen der Welt betrachtet — erkannte er das Böse als Dunst und Schatten dieser Erde, aufqualmend aus dem Wahn der eigensüchtigen Kreatur. Ihm mußte dieser Wahn erst als fürchterliche Macht erscheinen, bevor er als das Überwindliche und Nichtige eingesehen werden konnte — und im Gegensatz zu solcher Nichtigkeit: wie nimmt das Gute in seinen Augen persönlich zu! Erst ist's ein Fünklein in Teufelssöhnen, danach schimmert's als beginnende Erkenntnis und Tugend aus befleckten Schattenseelen und verschwommenen Gestalten hervor, vergrößert sich im ‚Land der Sterne' zu dem Geisteslicht, dem singenden, weissagenden, das mit viel gleichen Lichtern welterhellend zusammenfließt, und droben in der Himmelsrose strahlt's aus klaren Angesichtern wider. Dort erblickt der Dichter alle, die er auf unteren Lebensstufen als Lichter und als Schatten sah, noch einmal, aber als Persönlichkeiten, und wird inne, daß es Liebe ist, die die Seele so persönlich rundet als unendlich weitet. Mehr und immer mehr umfassend, geht die liebende Seele endlich in der Gottheit auf: in ihr hat sie das Ganze und sich selber ganz! All ihr Leben, alle Güte und Gottebenbildlichkeit kommt nun zum Vorschein, und ihre Züge leuchten als Vorbild in die Welt hinab.

Ein Mensch und auch ein Volk muß das vollkommene eigene Antlitz im Geist gesehen haben, damit der Drang, die höchsten Lebensmöglichkeiten zu erreichen, in ihm rege bleibt. Fassen wir das unsrige ins Auge, in dieser Weltenstunde, da uns das schnöde Gesicht der rücksichtslosen Machtbegier entsetzt und uns mit seiner Todesdrohung zwingt, alle besseren Kräfte dawider aufzubieten! Auf diese Kräfte, die das ideale Bild deutscher Wesensart, ja ihre ganze Güte schon leise widerspiegeln, müssen wir den Blick gerichtet halten: dann werden wir nicht umkommen; denn was uns errettet, sind nicht bloß gewonnene Kriege, sondern Siege alles Guten über das teuflische Ich, das überall auf Erden Höllengründe aufreißt, darin auch unsere Volkskraft einmal verenden könnte. ‚Der Weg des Lebens gehet überwärts für den Klugen, auf daß er meide die Hölle unterwärts'* — und auch andere davor bewahre; Menschen, die so weise als sehnsuchtsvoll nach höherer Vollendung suchen, werden viele zu ihrem Heile nach sich ziehen, und nur das selbstlosere, weitherzigere, ehrlichere, freiere, friedlichere, frömmere Volk wird ein Wesen haben, woran ‚die Welt genesen' könnte. Was gäbe es wohl Herrlicheres für ein Volk, als ein Werkzeug der Weltverbesserung zu werden?

* Spr. Sal. 15, 24.

Christuslieder / Von R. J. Sorge

I.

Seht, ein Reihen wird gewunden
Um der Welten einigen Meister;
Christus steht unüberwunden
Zwischen Chören seliger Geister!

II.

Der sein selbst Verlorene
Findet lichte Reise,
Der zu Gott Geborene
Steigt himmlischerweise.

Selig, wer beginnt
Christi Lieb-Geleise:
Lächeln überrinnt
Seine ganze Weise.

III.

Wo seh ich dich?
Entgehst du mir?
Wo find ich dich?
Ach, wärst du hier!

Und zeigtest dich
In deiner Milde!
Und fröhlich tönten
Die Gefilde!

IV.

Er blickt mich an im Hang
Aus blühenden Bäumen
Auf stillem Morgengang
In meinen Träumen.

Er schreitet vor mir hin
Durch Laub und Stämme,
Er tritt auf Rosmarin,
Auf Wogenkämme.

V.

Du umschlingst mich, ich bin nicht mein Eigen,
Du umringst mich, Lieb umhüllt mich süße.
Ziehe mich, ich bin nicht mehr ich selber,
Führe mich, wohin es dir beliebt!

VI.

Innig Lieb-Verwobenem
Scheint der Weg nicht weit,
Dem Welt-Überhobenen
Neigt sich Jesu Leid.

Zeiten überbrückt er
Liebend ungemein,
Durstend Herz durchzückt er:
Leidend geht er ein.

Natur und Kultur der deutschen Moore
Von August Sander


eutschland ist hinlänglich reich gesegnet mit großen Mooren und Heiden; man geht diesen jetzt energisch zu Leibe; man will diese schlummernden Riesen zu neuem Leben aufrütteln. Sie sahen vormal einst schon regsamere Tage. Wie bloßgelegter Untergrund im Hahnenmoore an der Hase und Stellen des Arenberger Moores und andere zeigen, waren unsere Moore einst mit üppigem Walde bedeckt, von dem noch jetzt die dicken Bäume und gewaltigen Stuken, die in diesem Morast verborgen liegen, Zeugen sind.

Sechs Prozent des Preußischen Staates sind mit Moor bedeckt; Hannover hat davon 6000 qkm, das macht von seiner Größe etwa 14 Prozent. Oldenburg hat prozentual noch mehr, nämlich 19 Proz., und der Regierungsbezirk Stade gar 28 Prozent; Hessen-Nassau hat von den deutschen Landesteilen verhältnismäßig am wenigsten Moorboden, nämlich 0,1 Prozent. Reich an Moor sind Schleswig-Holstein und Mecklenburg und die östlichen Provinzen.

In Süddeutschland wird das Moor Moos oder Ried genannt. Bayerns älteste Moorstatistik stammt aus dem Jahre 1791. Nach der Regierungsangabe von 1914 hat Bayern rund 200 000 Hektar Moor. Es gehört zumeist Privaten. Moorbrandkultur war in Bayern anscheinend nie heimisch; desto mehr die Erdmischkultur, die hier um so glücklicher ist, als der Untergrund allermeist aus Lehmboden oder aus Kalkmudde besteht. Ältere Moorkolonien haben wir in Bayern im Donaumoos; ferner bei Rosenheim und im Erdinger- und Dachauer Moos; in letzterem die Ortschaften Karlsfeld, Ludwigsfeld, Ober- und Unter-Augustenfeld — wer wird da nicht lebhaft an die oldenburgischen Moorkolonien erinnert, an Petersfeld, Thülsfeld, Augustendorf usw. Auch in Bayern legt man mehr Wert aufs Vormachen und hat zu dem Zwecke die sogenannten Beispielskulturen, in Preußen Versuchsstellen genannt, angelegt.

Württembergs meisten Moore liegen im Süden, zwischen Donau und Bodensee. Ihre Ausmaße beruhen auf Schätzungen. Auch hier arbeitet man mit Versuchsstationen.

Nach der Lage unterscheidet man Hochmoore, besser Heidemoore, und Niederungs-, Grünlands- oder Wiesenmoore.

Hochmoore sind das Bourtanger Moor, das Arenberger Moor, die Saterländer und friesischen Moore und viele in den alten Herzogtümern Bremen und Verden; sie sind arm an Kalk. Die Niederungsmoore sind kalkreich und meist kleineren Umfangs und über ganz Deutschland verbreitet, vorab aber im norddeutschen Tieflande zahlreich.

Technisch wird das Moor verwendet zur Gewinnung von Torfstreu und zur Herstellung von Torf. Letzterer wird in Wagen zum benachbarten Dorfe oder auf Kähnen zu größeren Orten geschafft und dort verkauft.

Schon vor mehreren hundert Jahren grub die Stadt Hannover einen Schiffahrtskanal zum zwei Stunden entfernten Warmbüchener Moor, um von dort das kostbare Brennmaterial zu holen; er ist verfallen, führt aber noch immer den Namen Schiffgraben. Noch jetzt kann man in Hannover Torfbauern fahren sehen; sie rufen aus vollem Halse: ‚Tooorf! Tooorf!' In Bremen lautet die Ankündigung: ‚Baaaktorf!'

Zur Lösung wissenschaftlicher sowie landwirtschaftlicher und technischer Fragen wirkt seit 1878 segensreich die Zentral-Moor-Kommission; ihr technisch-wissenschaftliches Werkzeug ist die Mooruntersuchungsstation der Techn. Hochschule zu Hannover. In Bremen ist eine Moorversuchsstation mit vorab ackerbaulichen Interessen.

Daß die großen Moorflächen möglichst bald kultiviert werden, liegt im mehrfachen Interesse der deutschen Landwirtschaft; vorab drängen die Bauern Nordwestdeutschlands darauf, hoffen sie doch auf diese Weise dem Abströmen arbeitskräftiger und arbeitswilliger Leute zu begegnen, und wohl nicht mit Unrecht, denn der Arbeiter denkt frei nach Schiller: ‚Etwas muß der Mensch sein eigen nennen, oder er muß in die Großstadt rennen!' Die Regierung geht in der Kultivierung und Besiedelung der großen Moore jetzt energischer vor, namentlich in Ostfriesland, wo sie endlose Moorflächen als Eigentum besitzt. Vorbildlich wirkt dort schon die staatliche Kolonie Marcardsmoor. Wie ein Bericht aus jüngster Zeit ausweist, hat sich dort die Viehzucht ganz prächtig entwickelt; vorab wird daselbst jetzt auch die Schweinezucht gepflegt, und man geht bei derselben auch hier immer mehr dazu über, den Borstentieren freien Weidelauf zu schaffen.

Auch in nächster Nähe Aurichs legt die Regierung kräftig Hand ans Werk und will hier eine ganze Reihe von Kolonaten — man spricht von 800 Stück, mit je 8—12 Hektar Grund und Boden — mit guten Existenzbedingungen schaffen. Vorerst sorgt sie für die nötige Entwässerung und für schiffbare Verbindung mit dem Ems-Jade-Kanal, so daß Torf und landwirtschaftliche Produkte mit geringen Kosten nach Emden, Wilhelmshaven usw. gesandt werden können, und daß andererseits von dort Kunstdünger, Schlick usw. geholt werden kann. Vorläufig ist bei Aurich ein Kanal von über 15 Kilometer Länge ins Auge gefaßt und schon an beiden Enden in Angriff genommen; er soll eine Tiefe von 1,80 Meter erhalten, was schon angeht, da beispielsweise der Dortmund-Ems-Kanal nur eine verfügbare Tiefe von zwei Metern hat. Aus dem auf der Kanalstrecke liegenden Moor wird Torf gemacht; die Regierung will indes dadurch den dortigen Kleinbauern und Kolonisten keine Konkurrenz schaffen und verfeuert darum denselben im eigenen Betriebe. Sie legte nämlich ein großes Elektrizitätswerk im Wiesmoor an, um mit dessen Hilfe die Herstellung des Kanals zu erleichtern, die Ansiedelung zu fördern und auch den fernen Orten Leer, Emden, Wilhelmshaven, Papenburg, Aschendorf usw. Licht und Kraft abzugeben.

In der Kultur der Hochmoore hat sich in den letzten Jahren eine bedeutende Wendung vollzogen. Das lästige und sich als Raubbau schlimmster

Art erweisende Moorbrennen ist in den großen und rationellen Betrieben ganz aufgegeben. Man legt jetzt Dauerweiden an, und zwar unter Anwendung von Drainagen. Da die Rohre im Hochmoore nicht gut lagern, muß bei ihrer Legung ganz besondere Sorgfalt verwendet werden; vielfach nimmt man statt ihrer auch schon mit bestem Erfolge Buschdrainage. Bei dieser Art fällt der lästige Grippenbau (Abzugsgräben) ganz weg. Ist auch die Drainage in der Anlage teuer, so rentiert sie sich doch nachher doppelt, und mehr: Sie hemmt nicht in jedem Frühjahre das Walzen der Wiesen, das Ausstreuen des Düngers, verursacht nicht jährliche Reinigungskosten, nimmt keinen Boden weg und anderes. Bahnbrechend war in dieser Beziehung das Vorgehen im Hannoverschen Provinzialmoor bei Meppen, im Moor bei Gestemünde, im Maibuscher Moor und auf dem Hochmoorgute bei Ocholt (zwischen Leer und Oldenburg), das dem Herrn Balthasar in Bonn gehört und von ihm seit 1897 in dieser Weise mit bestem Erfolge bewirtschaftet wird. — Man besaß auf dem Hochmoor Dauerweiden, die nur mit Kali und Phosphorsäure gedüngt, in ihren Erträgen den benachbarten Wesermarschen gleichkamen, wie genaue Gewichtsfeststellungen bei Mastvieh mit Sicherheit erwiesen.

Die Niederungsmoore kultiviert man jetzt meist und am vorteilhaftesten in der Form der Rimpauschen Moordammkultur. Rimpau ist Rittergutsbesitzer in Drömmling; nach der von ihm zuerst mit bestem Erfolge angewandten Methode durchzieht man das Niederungsmoor streifenförmig mit Abzugsgräben, so daß lange, schmale Äcker entstehen; diese werden dann mit einer 8—12 Zentimeter dicken Sandschicht überdeckt. Den Sand entnimmt man am besten dem Untergrund; wo derselbe aber zu steril oder schwefelhaltig ist, muß er aus der Nachbarschaft zugeführt werden, was indes die Sache erheblich verteuert, ja oft geradezu unrentabel macht. Vorteilhaft ist manchmal auch beim Niederungsmoor die Umwandlung zu Weiden; es braucht dann aus bekannten Gründen das Grundwasser nicht so sehr gesenkt zu werden, und man spart an Arbeitslohn. Nach zwanzigjähriger Erfahrung ist man bezüglich der Düngung der Moore zu folgendem Resultat als dem vorteilhaftesten gekommen: auf Niederungsmooren in der Hauptsache Kali und Phosphorsäure, und zwar in der Gestalt von Kainit oder Kalisalz und Thomasschlacke; Stickstoff und Kalk ist in genügender leichtlöslicher Menge vorhanden. Man nimmt hier verhältnismäßig weniger ‚Thomas‘ als auf Sandboden. Auf Hochmooren gibt man zu Kali und Phosphorsäure noch Stickstoff und Kalk, und zwar letzteren in allerfeinster Mahlung; auch alte Lehmwände, entsteinter Bauschutt und dergleichen bieten billige und gute Kalkgabe. — Die Kneippsche Regel über die menschliche Nahrung — nicht wenig, aber Gutes — gilt auch für Bodennahrung auf Neukulturen, ist aber nicht unbedingt notwendig; es steckt Kraft im unverbrauchten Boden! Auch hier ist man zur Drainage, namentlich mit Faschinen, gekommen und gar zur Berieselung der Moorweiden; gute Resultate erzielt man mit der letzteren bei Hoya, Syke und bei Rütenbrock.

In absehbarer Zeit wird alles Niederungsmoor und ein großer Teil des Hochmoors kultiviert sein; es ist bereits daran zu denken, der Heimatkunde etliche unberührte Stellen zu sichern. In früher trostlos öden Moorgegenden kann man jetzt stundenlang zwischen blühenden Äckern und Wiesen wandern; wir erinnern hier an die üppigen Gärten und Ackerbreiten von Papenburg, Ihrhove und Westrhauderfehn, an Striche im Bremischen und der Grafschaft Hoya, und an die blühenden Gefilde von Sappemeer, Hoogezand, Staatskanal und Bourtange im Holländischen.

In den Moorgegenden waren dereinst große Wälder; jetzt ist die ganze Gegend sehr arm an Baumwuchs. Steht man am Rande eines der gewaltigen Moore, so kann das Auge in ungemessene Fernen schweifen; nicht Busch noch Baum, nicht Haus noch Hütte hemmen den Blick. Meist ist das Moor mit hartstengeligem Heidekraut bewachsen, nur hier und da schaut der kahle rote Moorboden heraus. Die großen Moore sind eine ganz eigenartige Gegend, sind noch stiller als die gewöhnlichen Heiden, zumal im Winter; da ist hier mehr als anderwärts alles kahl, alles kalt! Der rauhe, und hier vorab ungestüme Westwind hat dann den Birken und Erlen auch das letzte gelbe Blättchen weggerissen. Die meisten Vögel und die kleinen Vierfüßler sind in die trocknere Heide und die Tannenwälder gezogen. Der weiße Schnee legt sich auf die braune Moorfläche. Die einzelnen verkrüppelten Tannen, die sich noch eine Strecke in das ihnen fremde Gebiet hineingewagt haben, tragen eine niedliche Schneehaube und sehen aus wie riesige Pilze; die mürrischen Wacholdermännchen haben ein sauberes Hemdchen angezogen und gleichen kleinen Kobolden. Lautlos und langsam träumt der schmutzige Moorbach vorbei; lautlos ist hier alles bis auf das Gekrächze des Graurocks in der Luft oder das dumpfe Tuten eines fernen Ems- oder Weserdampfers. Blutigrot geht im Dunste die Sonne unter, und der gefrorene Boden klappert unter den Stiefeln oder Holzschuhen — klappert dumpf, denn der sehr lockere Boden ist aufgefroren, und der Schall hallt in den vielen Torfkuhlen wider.

Einsam und schaurig ist es dann hier wie auf dem weiten Meer. Kaum ein Mensch geht im Winter aufs wüste Moor hinaus; alles liegt wie tot. Steigt aber die Sonne wieder höher hinauf, schmelzen Eis und Schnee, dann kommt doch wieder wunderbares neues Leben in diese Starrheit: von allen Hängen und Höhen tropft es; das Moor erscheint wie ein Schwamm, der sich im Winter recht voll gesogen hat. Die Bäche sind geschwollen voll und senden ihr Wasser, das nun wie Braunbier aussieht, mit Eile zum Fluß hinunter. Der Kibitz ist wiedergekommen. Die Rohrdommel meckert im Ried. Die Schnepfe, von dir aufgestört, fliegt im Zickzack dahin; der Regenpfeifer zieht gemächlich vorüber und ruft sein gedehntes ‚Tüttüt‘, doch die Torfgräber wissen es besser, die sagen, er ruft dem Mitarbeiter, der auf der Karre den Torf wegschiebt, zu: ‚Lai Krüer, lai Krüer!‘ (= träger Karrenschieber!). Die Binse beginnt zu sprießen, und weiter im Sommer steckt das Wollkraut seine weiche, weiße Fahne aus. Zu

der Zeit ist es dann ganz wohlig im Moor, und man kann hier ganz angenehm sinnen und träumen. Um uns sehen wir geschäftige Leute, die zeitig im Frühjahr Tag für Tag zum Moore eilen, um die Buchweizenfelder vorzubereiten. Mann und Frau sieht man emsig und einig, die braune Scholle umzuhacken; es ist wie ein lebendig gewordenes Gemälde Millets oder der Worpsweder, namentlich des Modersohn. Die langen, schmalen Mooräcker werden nach einiger Austrocknung in Brand gesetzt. Ausgeworfene schmale Gräben schreiben dem Feuer den Weg vor. In die fruchtbare Asche wird dann der nahrhafte Buchweizen gesät. Derselbe ist ein Ausländer, kam aus Rußland um das Jahr 1500 zu uns herüber, verleugnet aber seine Heimat insofern, als er gegen Frost ungeheuer empfindlich ist.

Eigenartig dumpf und gewaltig knallen die Donnerschläge im Moor; denn das Krachen wird durch den Widerhall aus den vielen Gräben und Löchern sehr verstärkt, und der mürbe Boden zittert unter den Füßen.

Aus dem massenhaft gefundenen Kienholz wurde noch vor zwanzig, dreißig Jahren im Oldenburgischen und auf dem Hümmling der Holzteer geschmort, und zwar in eigens dazu gemauerten Öfen. Derselbe wurde dann auf Fässer gezogen. Ein wettergebräunter Bauer mit schmalem Gaul und schmutzigem Kittel — wie konnte es anders sein bei dem klebrigen Holzsyrup? — durchzog nun damit die weite Welt, überall kannenweise seinen Teer verkaufend als geschätztes Schmiermittel für Wagenachsen. Statt der Bohlen sind zwei Staken längelang auf dem knarrenden Wagen; auf sie sind die Tonnen gebettet, und so zieht jetzt das Gefährte landauf, landab. Ein langgezogenes ‚tut tut‘ kündigt den Bauern: ‚Der Teerkerl kommt!‘ und lockt sie mit Eimern und Töpfen herbei. Eine Schnurre aus meiner Jugendzeit fällt mir dabei wieder ein: mein Bruder kaufte mir endlich das sehnsüchtig erwartete Blechhorn, um an dem Volksgebrauch des Adventblasen teilnehmen zu können. Der Zufall wollte, daß mein Horn genau denselben Ton hören ließ, den der Hümmlinger Teermann blies. Ein Horn haben und gleich ums ganze Haus herumblasen war eins. Und das Unerwartete: fünf, sechs Bauern kamen zum Teerholen mit ihren Krügen hergelaufen — zum größten Gaudium meinerseits und Ärger des Vaters andererseits. Der Vater hatte Mühe, die aufgeregten Nachbarn zu beschwichtigen.

Das alles ist nun vorbei, endgültig aus! Kienholz gibt's noch mehr wie genug, aber es gibt nicht mehr die Wagen mit hölzernen Achsen, und für eiserne Achsen ist der Teer zu zähe, zu dickflüssig. — Einst brannte manche Mutter statt der Funzel, statt der Öllampe den Kienspan, und dem schweigsamen, treuherzigen Niedersachsen schnitt sein junger Sohn aus dem so vorzüglich brennenden Kienholz die nötigen Fidibusse. Doch wer kennt noch solche Sachen im Zeichen des Zündhölzchens, des Steinöls, des Glühstrumpfs und Bogenlichts? Vorüber! Verrauscht! — — —

Und die großen Wälder? Auch sie kehren nicht wieder! Sind wohl

auch nicht auf dem Moore und mit ihm, sondern vor ihm erwachsen und dann von ihm gefressen. Auf den Wald folgten die großen Wüsteneien, die Sümpfe und Moore. Diese werden jetzt umgeschaffen zu ertragreichen Äckern und üppigen Kleefeldern und lassen in ihrer Mitte blühende Kolonien erstehen. Von den letzteren ist wohl Papenburg an der Ems die bedeutendste, eine betriebsame Stadt von 9000 Einwohnern; recht kräftig regen sich auch das große Westrhauderfehn, dann Rütenbrock, Neurhede und aus jüngster Zeit das von der Provinz Hannover angelegte Provinzialmoor inmitten des gewaltigen Bourtangermoores (1400 Quadratkilometer) und ihm gegenüber Schöninghsdorf am Süd-Nord-Kanal, Marcardsmoor am Ems-Jade-Kanal, Idafehn u. a. Mit mancher Kolonie geht's auch nicht so gut, im allgemeinen aber kommen sie doch alle wacker vorwärts. Vor einigen Jahren fand eine gutbeschickte Tierschau in Schöninghsdorf statt. Das Vieh, nur im Moore gezogen, befriedigte aufs höchste nach Form wie Fütterung. In Osnabrück fand 1908 eine Provinzial-Heide- und Moorkulturausstellung statt mit folgenden acht gutbeschickten Unterabteilungen: landwirtschaftliche Kulturen; Obst- und Gemüsebau; Zierpflanzen; forstwirtschaftliche Kulturen; Teichwirtschaft; Hilfsmittel der Heide- und Moorkultur; industrielle Rohstoffe und Erzeugnisse; wissenschaftliche Gegenstände; Kunstgegenstände, Trachten, Altertümer.

Das Moor ist meist sehr unwegsam. Die alten Römer haben gewaltige Knüppeldämme hineingebaut; vielleicht haben auch unsere Vorfahren solche hergestellt. Diese Dämme finden wir im Bourtangermoor, wo sie von verschiedenen Seiten auf Ter Apel zulaufen, finden sie bei Meppen in der Tinner Dose, in den großen Mooren am Dümmer und anderwärts. — Für Fuhrwerk ist das mehr abgelegene Moor meist nur im Hochsommer und bei scharfem Frost zugänglich; zur übrigen Zeit ist das Beschreiten dieses weichen Geländes für Pferde sehr gefährlich; Kühe kommen dort schon besser zurecht, da sie leichter sind, verhältnismäßig größere Füße haben, nicht so spitz zutreten und nicht so ungestüm sind wie die Pferde. Fühlt ein unkundiges oder heißblütiges Pferd den Untergrund weichen, so wird es wild und ruht nicht eher, als bis es bis zum Leib eingesunken ist oder bis es alle Sehnen gerissen hat. Die Pferde der Kolonisten sind wegen des steten Weideganges ruhiger und sind auch schon mehr gewöhnt, auf schwankenden Boden zu treten; zudem bekommen sie große Holzplatten, Pferdeholzschuhe genannt, unter die Füße gebunden; mit ihnen können sie über gefährliche Stellen hinwegkommen.

Auf freie Faust in das noch nicht von ordentlichen Wegen durchzogene Moor hinauszuwandern, ist nicht sehr ratsam. In der Nacht ist es hier unheimlich dunkel, und gar bald würde eine tiefe Torfkuhle die Wanderlust kühlen, und am Tage hat es auch noch seine Gefahren. Es gibt Stellen im Moore, wo eine grüne, dünne Moosdecke einen bodenlosen Morast trügerisch überzieht. Wenn man hinüberschreiten will, öffnet sich der schwarze Schlund, und man sinkt hinab, wie von dunklen Mächten gezogen, und der

Moorschlamm schließt sich für immer über unserm Haupte. Dann wird man zu einer Mumie wie das Moor selbst. Schon mehrfach sind Menschen spurlos im Moder verschwunden, und man hat wiederholt wohlerhaltene, aber braungefärbte Leichen aus dem Moor herausgegraben. Das Moor hält fest, was hineingerät, verschließt es hermetisch und konserviert es wunderbar.

Nach Professor J. Mestorf in Kiel wurden auf dem Gebiete zwischen Holland und Dänemark bis jetzt 52 Moorleichen gefunden. Ums Jahr 1900 waren 21 bekannt, davon die westlichste in Ostfriesland. Das ließ vermuten, daß auch Holland solche bergen müsse, und tatsächlich sind seitdem dort fünf Moorleichen entdeckt. Seit 1900 fand man in Jütland zwölf, in Oldenburg zwei und in Hannover zehn Moorleichen.

Ein wichtiger Erwerbszweig für manchen Kolonisten ist die Bienenzucht. Mit der Sandheide ist es eben die Moorheide und der Buchweizen, der den emsig suchenden und summenden Bienen den Rohstoff liefert für den feinen, süßen Honig. Stände von 30—50 Bienenstöcken und mehr sind keine Seltenheit, doch hat die Sache wegen Mangels an Arbeitskräften schon bedeutend nachgelassen. Hoche erzählt, vor nunmehr gut hundert Jahren habe er bei Ellerbrock im Oldenburgischen einen Bienenvater kennen gelernt, der neunhundert Körbe sein eigen nannte.

Interessant ist die Benennung der Moore. Mancherwärts ist sie ähnlich der der Heide, nämlich nach Orten benannt, so das Bourtangermoor, Börgermoor, Brockenmoor. Daneben haben wir noch ein Teufelsmoor, Witingsmoor, Wichusmoor und Hahnenmoor und manche ‚Dosen'. Mehrere dieser Namen sind jedenfalls schwer zu deuten. Ferner gibt's eine schier endlose Zahl von „großen Mooren'. Das Moor muß unsern Vorfahren leicht als von ganz bedeutender Ausdehnung vorgekommen sein, denn anders ist es nicht zu erklären, daß oft Moore, die kaum zwei bis drei Stunden Durchmesser haben, schon als ‚großes Moor' bezeichnet werden. Auf einer vor mir liegenden Vogelschen Karte des Regierungsbezirkes Hannover zähle ich auf einer Fläche, die 30 Kilometer im Durchmesser hat, sechs ‚große Moore'.

Will man große Moore sehen, endlose, meilenweite, die kein Auge überblicken kann, so muß man ins Oldenburgische gehen, zu beiden Seiten des Saterlandes, oder nach Papenburg, oder gar ins große Grenzmoor, in das von Bourtange, zwischen Holland und Hannover. Letzteres ist über 1400 Quadratkilometer groß. Seinen Namen hat es von Bourtange, einer früheren Grenzfestung, jetzt zu den Niederlanden gehörig. Obwohl noch, wie das benachbarte Couverden, auf fast allen Karten als Festung verzeichnet, ist es heute das friedlichste Nest von der Welt, birgt keine fünfhundert Seelen und zeigt von früherer Herrlichkeit nur noch einen etwa fünfzig Meter langen kümmerlichen Rest einer Umwallung. Zur Zeit des kriegerischen Bernard von Galen allerdings spielte die ‚Bourtange' eine andere Rolle; sie war vollends der Schlüssel zu Holland, denn an

einer anderen Stelle war der unermeßliche Sumpf nicht passierbar. Jetzt sind mit vieler Mühe zwei Straßen durch dieses Moor gelegt, die nunmehr das Emsland mit dem holländischen Friesland und Groningen verbinden. Die nördlichste führt von der unteren Ems (Dörpen) aus über Bourtange und Onswedde auf Winschoten zu, die andere zwei Stunden weiter südlich von Haren bei Meppen aus über Ter Apel und Staatskanal nach Leuwarden; die nächste Parallelstraße, die schon südlich ums Moor herumführt, liegt sechs bis sieben Stunden weiter südlich. Das eben erwähnte Terapel, auch wohl Ter Apel geschrieben, ist ein altes, verlassenes Kloster, inmitten des weiten Moores. Die Sage hat auch über diese interessante Stätte ihren Rosenschein ausgegossen: Fahrwege zu diesem Punkte, an dem man ein neues Kloster errichten wollte, gab es nicht; wie nun die nötigen Bausteine hinbringen? Da war bald Rat geschaffen; es stellte sich eine zahlreiche Mannschaft in der Reihe auf zu einer langen Kette quer durchs Moor, und nun gingen die Backsteine von Hand zu Hand, wie der Eimer bei einem Dorfbrande. Die Mönche dieses Klosters haben mehrfach schwer unter den bis hier reichenden Sturmfluten der Nordsee gelitten. Hier bei Terapel findet man auf einer Sandzunge noch einen stattlichen Wald, wie ihn Holland in weiter, weiter Ferne nicht wieder hat; er gehört mit dem alten Klostergebäude zur ‚Stadt', wie der Holländer sagt, nämlich zu dem entlegenen Groningen; das viel näher liegende Winschoten mit 15—20 000 Einwohnern ist hier im Volksmunde keine Stadt. Vor hundert Jahren, zur Zeit des großen Korsen, der seine Tatze auch hier spüren ließ, lichtete sich dieser Wald ganz unheimlich. Vordem war er ernstlich und geschickt gepflegt: bezüglich des ‚Closterbosch' schrieb die Groninger Regierung 1642 ihren Klosterpächtern vor, jeder müsse durch sechs Jahre jährlich zwölf ‚eiken telgen planten, en de het net doet, zall geven vor elke telge een mark', und sie durften nur soviel fällen, als notwendig war, um zu unterhalten ihre ‚behuisinge, wagen en de ploech'. — Interessant ist, daß hier auch die alte Sage vom Eichhörnchen wiederkehrt; diese Affen unserer deutschen Wälder müssen gar oft als Kronzeugen für früheren Waldreichtum dienen, auch hier bei diesem ‚Closterbosch'; es heißt davon: vor vielen Jahren konnte das Eichhörnchen von Terapel bis Groningen hüpfen, ohne die Erde zu berühren. Dasselbe war der Sage nach der Fall im unteren Emslande zwischen Aschendorf und dem Barenberg, im obern Emslande zwischen Salzbergen und Bentheim, an der Leine zwischen Hannover und Peine, ja Hannover und Braunschweig usw. — Ähnliches erzählte sich das Volk von dem Reichtum etlicher Adelsgeschlechter; so in seiner Art zum Beispiel von den Arenbergs; diese können darnach mit ihrem Fuhrwerk von Sögel (Hümmling) bis Brüssel reisen und doch jede Nacht im eigenen Bett schlafen, denn soviel eigene Güter haben sie auf dieser Linie liegen.

Als wir im letzten Herbst eine Radtour durchs Bourtangermoor machten, führte uns der Weg wiederum nach Staatskanal und Terapel im

Holländischen; in letzterem Orte war Kirchmeß, die im ganzen dasselbe Bild bot, das man bei uns sieht, und auch dieselbe erschütternde Karussel-musik hören ließ, nämlich das rührende Lied vom Böhmerwald.

Zweierlei fällt dem Wanderer, der von Deutschland durchs Bourtanger-moor nach Holland fährt, sofort auf: die holländische Seite des Moores ist fast ganz zu Ackerland umgeschaffen und die dortigen Kanäle sind geradezu bedeckt mit Frachtschiffen, während man auf deutscher Seite bei stundenlanger Wanderung kaum einem Fahrzeug begegnet. Die deutsche Hälfte dieses Grenzmoores ist jetzt von einem großzügigen Kanalnetz durch-zogen. Eine Hauptschiffahrtsstraße führt von Süden nach Norden fast durchs ganze Moor und hat von ihrer Richtung den Namen Süd-Nord-Kanal bekommen. Im Süden hat er durch den Ems-Vechte-Kanal mit den hierdurch bezeichneten Flüssen Verbindung, im Norden durch einen hierzu parallelen Kanal Anschluß an das bedeutende Wasserstraßennetz Hollands und dadurch Zugang zum Dollart und dem reichen Groningen und nach Osten hin mit dem leistungsfähigen Dortmund-Emshafen-Kanal. Außer-dem hat der Süd-Nord-Kanal noch zweimal einen Wasserweg nach Hol-land hin als Abzweigung. Die Wasserversorgung dieser Kanäle ist eine vorzügliche: trocknen auch einst die dortigen Moore bei intensiverer Kulti-vierung aus, so kann stets reichlich Wasser aus der Ems zugeführt, durch die Kanäle nordwärts geleitet und dann der Ems wieder zurückgegeben werden; das Gefälle und die Richtung gestatten dies mit Leichtigkeit. Gern möchte Holland auf demselben Wege von unserer Ems Wasser beziehen, denn seine Kanäle leiden im Sommer schon bedeutend unter Wasser-mangel infolge der weit vorgeschrittenen Abtorfung seiner Moore; nament-lich in den oberen Teilen seiner dortigen Kanäle können die Schiffe im Hochsommer nur mit geringer Sicherheit auf die nötige Fahrtiefe rechnen. Um keinen Wasser-verlust nach Holland zu haben, sind an der Grenze Sparschleusen gebaut.

Wie sich die Zeiten ändern können! Vor siebzig, achtzig Jahren bauten die Holländer an der Grenze den gewaltigen Zellinger Damm, um von Deutschland her kein Wasser hereinzulassen. Die Rütenbrocker stachen dann bei Nacht und Nebel diesen Damm durch, um nach der Schneeschmelze nicht ganz zu versaufen und zu versumpfen, und dann strömten wilde Fluten nach Holland hinein; dieses andererseits, um sich zu retten und zu rächen, durchstach nun seinerseits denselben Damm wieder bei Bourtange, so daß sich dann das Wasser über die Felder von Rhede und dem unteren Ems-lande ergoß. Dieses Spiel wiederholte sich Jahr für Jahr. Holland baute Blockhäuser an der Grenze und belegte sie mit Mannschaften, die hier Wasser-wacht halten sollten. Die verlassenen Bauten stehen noch, sie haben aber keinen Zweck mehr, denn die Wasserverhältnisse haben sich dort ganz und gar geändert; auf preußischer Seite ist jetzt mehr für Abwässerung geschehen und ist der Süd-Nord-Kanal erbaut, ziemlich genau auf der Wasserscheide, und auf holländischer Seite möchte man jetzt so bittergern Wasser aus Deutschland haben.

Daß das Bourtangermoor nicht ganz hoch liegt, zeigt uns ein Markstein, der auf dem etwa drei Meter hohen Zellinger Damm bei Terapel steht. Er trägt die Aufschrift: 13,87 el boven A. P., das heißt 13,87 Ellen über dem Amsterdamer Pegel. Nach diesem Amsterdamer Pegel wurde früher auch in Deutschland viel gerechnet; die Wasserstandsangaben der Ems waren bis vor wenigen Jahren wohl sämtlich nach A. P. angegeben. Unsere neueste Landesaufnahme richtet sich bekanntlich nach N. N. (Normal Null).

Wahrscheinlich ist das Bourtangermoor entstanden aus einem früheren Stausee, der gebildet wurde durch die Emsdünen, durch das etwas höher gelegene holländische Westfriesland und Groningen und den Hondsrüg, westlich vom großen Morast. Der Hondsrüg im Holländischen ist wohl dasselbe Wort wie unser Hundsrück, ist bis vierzehn Meter hoch, zeigt deutliche Spuren früherer Vergletscherung und weist sogar noch etliche Hünengräber auf. Nach den Forschungen Dr. Bielefelds umfloß früher die Ems dieses Gebiet statt im Osten im Süden und wandte sich dann der Vechte zu, deren Hauptstrom bildend; durch Sandverwehungen, durch das Verschleppen der Flußmündungen und anderes wurde wohl die Ems bewogen, nordwärts zu fließen und sich mit der bis dahin selbständigen Leda zu vereinigen. So sieht jetzt die Ems nur mehr ein Land, hat aber dafür auch die Ehre, Deutschlands größter Flachlandsfluß zu sein.

Die großen Moore und anmoorigen Sümpfe sind wohl das liederlichste Gelände, das sich eine geordnete Kriegsführung denken kann. Wir wollen indes hier eine andere Seite betrachten: zehn Prozent Nahrungsmittel fehlen uns an einer ausgiebigen Volksnahrung; über fünf Prozent unseres Landes sind Moor, und wohl auch fünf Prozent Sand- und anmoorige Heide und minderwertiger Wald. Das meiste davon könnte Weide und Acker sein. Wäre es das bereits jetzt, so hätten wir da vollauf die fehlenden Nährmittel. So im Handumdrehen aber ist die Umwandlung nicht zu schaffen; aber ein großer Teil der Niederungsmoore läßt sich in kurzer Zeit für Neukultur bereitstellen. An Arbeitskraft mangelt es gegenwärtig nicht; in den ungezählten Gefangenen haben wir eine Unmenge arbeitskräftiger Leute. Deren Verwendung begegnet jedoch zwei schwerwiegenden Schwierigkeiten: erstlich der der Unterbringung. Dann aber auch der der Verwendung der Arbeitskraft: die meisten Moore befinden sich in den Händen kleinerer Besitzer, und das ist für eine großzügige Kultivierung hinderlich und umständlich. Zu begrüßen ist da in Preußen die behördliche Verfügung vom 7. Nov. 1914 (Gesetzessammlung Seite 165) mit Gesetzeskraft bis zum 31. März 1915, welche die Möglichkeit gibt, alle Besitzer eines Moores zu zwingen, in Kürze zu einer Genossenschaft zwecks Moorkultur zusammenzutreten. Zu den Kosten der Kultivierung trägt die Behörde bei.

Deutschlands Hauptmoorland ist Niedersachsen mit Ostfriesland. Der sehr tüchtige Bauernstand dort würde gern und würde massenhaft mehr

Moor kultivieren als jetzt, wenn er zweierlei hätte: bessere Fahrwege zu den Moorteilen und billigeren Kunstdünger. Man muß diese Wege kennen! Im Sommer ist keine Zeit zu Moorarbeiten; bei etwas feuchtem Herbst und Frühling sind diese Wege grundlos und bei Frost gleiten die Wagen herunter. Und die Brücken! Kali haben wir so massenhaft in unserm Lande! Wenn der könnte erheblich billiger abgegeben werden, wie würde dann die Landwirtschaft aufatmen! Da bedürfte es meist gar keiner weiteren Anregung und Hilfe; die meisten Bauern würden dann allein schon fertig mit Moor und Morast. Wer kann all den Kunstdünger kaufen! Und ohne den geht's nun einmal nicht! Wir haben Orte, an denen jetzt 1500 Ausländer Neuland schaffen. Viele unserer Gefangenen sind vordem Bergarbeiter gewesen, so manche aus Belgien, Nordfrankreich und Südpolen. Könnte man damit nicht die Förderung des Kali verbilligen? Unterkommen und Aufsicht wäre hier wohl leichter zu beschaffen als auf dem menschenleeren Moor. Und gerade so gut wie bei der Landwirtschaft kann der Staat bei den Zechen den Impuls geben zu besserm.

Die gegebene Frucht für Neukultur auf Moor ist die Kartoffel. Welche Unmengen dieser nahrhaften Knollen hat nicht schon Holland geliefert aus seinem Anteil am Bourtangermoor! Als gute Sorten erwiesen sich ‚Industrie' (nach dem Durchschnitt von 1905—1913 jährlich 208 Doppelzentner pro Hektar), Silesia 216, Up-to-date 222, Präsident Krüger 231, Magnum bonum 204, Vater Rhein 250, Jubel 280, Wohltmann (34) 293, Schwitez 297, Rosenkartoffel 87. Späte Kartoffeln gedeihen dort besser als frühe, wie denn überhaupt die Moorgegend einen etwas verlängerten Winterschlaf hält. — Auch Roggen, Hafer und Hülsenfrüchte gedeihen dort bei günstigen Bedingungen in üppiger Fülle.

Es sind bereits an manchen Orten Gefangene herangezogen, Ödland zu kultivieren. Man machte damit dieselben Erfahrungen wie 1870 mit den gefangenen Franzosen beim Kanalbau in der Nähe von Lingen und Meppen: allzuviel muß man sich nicht davon versprechen, denn diese Arbeiter sind selbstverständlich nicht mit ganzer Seele dabei, stehen ja der Sache meistens feindlich gegenüber; auch sind ihrer viele durch Strapazen und Entbehrungen entkräftet, andere sind körperliche Arbeiten und gar das Schaffen im Moore nicht gewohnt. Aber die große Zahl und freundliche gerechte Strenge tut doch allerlei. Man muß von vornherein kräftige Leute dazu aussuchen und für eine längere Frist verwenden. Bekommen sie für eine ordentliche Leistung Anerkennung, wohl gar eine Zigarre oder geringe Zulage an Kost, so gelangt man zu erfreulichen Resultaten. Den schwächeren Gefangenen täte diese körperliche Anregung auch gut, aber sie liegt nicht im Interesse baldiger Aufschließung der Ödländereien.

Dank dem deutschen Fleiße und dem Kunstdünger, dem Weltumwälzer, kommen wir bald mit unserm ganzen gesamten Boden zu der edlen Dreiheit: Acker, Wiese, Wald.

Deutsche oder französische Kunst?
Eine Kritik / Von Rudolf Klein-Diepold

Wir leben in einer Zeit der Überschätzung des Realen, des Neuen, des Modernen in jedem Sinne, d. h. aller jener Dinge, die dem Individuum in der kurzen Spanne seines Lebens (zumal in dessen erster Hälfte) das Leben neu und eigen erscheinen lassen, und haben uns dadurch immer weiter entfernt vom eigentlichen Sinn des Daseins, den absoluten Werten überhaupt. Und diese Betrachtungs- und Aufnahmeart hat in einem Grade zugenommen, daß wir nur noch so an der Oberfläche hinwirbeln im Automobiltempo, ohne zur Besinnung zu kommen. Der Individualismus, besser gesagt Subjektivismus, ist bis zur Selbstvernichtung gediehen; denn im Innern der einzelnen stoßen wir auf ein dunkles Nichts, die Verbindung zum Zentrum ist zerschnitten, das geistige Leben zur mechanischen Funktion herabgesunken. Dies Thema in seiner ganzen Breite und Tiefe ist ein ungeheures: z. B. inwieweit in früheren Zeiten die wirklich schöpferischen Geister ‚modern' waren zur Erschließung neuer Gebiete, wie sich im Lauf der Jahrhunderte das Tempo dieses Begriffs steigert, um in der französischen Revolution gewissermaßen wie eine Bombe zu explodieren — all' das kann hier nicht aufgezeigt werden: es soll nur ein kleiner Ausschnitt dieses Werdens, die französische Malerei des 19. Jahrhunderts ganz sachlich auf ihren Wert hin erläutert werden, durch den Vergleich mit umumstößlichen Werken der Vergangenheit, weil sie uns stets als Allgemeinwert vorgehalten wird, obgleich sie doch nur ein prägnanter Ausdruck dieser Entwicklungs- und Zeiterscheinung ist. Darin liegt in doppeltem Sinne eine Gefahr, an deren Folgen wir so sehr kranken, daß sie fast überwunden ist; denn während man jenseits der Grenze am Ende ist, kann bei uns noch von neuem begonnen werden. Die zwiefache Gefahr lag da: Einmal ist die Bevölkerung Deutschlands der Rasse nach eine andere als die Frankreichs, muß also auch eine entsprechende Kunst haben; dazu hat Frankreich politisch und gesellschaftlich eine andere Entwicklung durchgemacht und demnach auch eine ganz andere vor sich: Es ist das einzige Land Europas, das die Entwicklung des ‚Modernen', d. h. des Persönlichkeitsgedankens, jäh bis ans Ende durchlief, d. h. bis zur Stürzung der Staatsform; es hat damit ganz Europa ein Beispiel gegeben, die gesellschaftliche Entwicklung in neue Bahnen gelenkt, sich selbst aber die Todeswunde beigebracht. Und was es im 19. Jahrhundert auf dem Gebiete der Kunst und Dichtung leistete, ist die blendend systematische Formulierung dieses schon mechanisch gewordenen Persönlichkeitsempfindens, aber gerade darum für die germanischen Stämme Europas so wenig verbindlich wie äußerst verführerisch. Hatte die Kunst unserer Größten, die Kunst Rembrandts und Dürers, schon mit der romanischen

---

* Es sei bemerkt, daß diese Abhandlung vor Ausbruch des Krieges verfaßt wurde.

Italiens nichts gemein (der eine war vollends gefestigt gegen ihre Reizungen, der andere weniger), so war es noch gefährlicher, der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts, die schon an der zerstörten Tradition krankte, die des Nachbarlandes zum Vorbild zu geben. Bezeichnend ist dabei, daß im Verhältnis zu anderen Völkern Europas keines diesem Vorbild so verfiel, wie das durch die Siege von 1870 im Geistigen beunruhigte Deutschland. Falsch ist es aber, sich mit dem Glauben zu vertrösten: die letzte Generation habe sich die Kunst Frankreichs in keinem anderen Grade zum Vorbild genommen, wie die Künstler aller Zeiten die der Nachbarn: Sie tat es auf Kosten jeder Originalität. Dazu kommt dann noch, daß Literaten sich dieser Kunst als Marktartikel bedienten und durch ihr lautes Wesen nicht nur eine Abwehrstellung der deutsch Empfindenden erzwangen, sondern dadurch auch noch den ruhigen Genuß verdarben und der Menge die distanzierte Wertschätzung, wie sie noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorhanden war. —

Der Tag aber steht vor der Tür, da man die Überschätzung des Impressionismus lächerlich finden wird, und man schämt sich heute schon, diesem Irrtum einige Zeit verfallen gewesen zu sein; denn das Schöpferische im eigensten und höheren Sinne fehlt diesen Künstlern vollständig. Es mußte ihnen fehlen aus den Zeitbedingungen heraus, aus denen sie schufen. Man vergesse doch nicht: diese Künstler stehen neben den großen Malern der Vergangenheit, etwa wie Haeckel und Ostwald, die typischen und gefeierten Geister unserer Tage auf naturwissenschaftlichem Gebiet, neben Kant und Goethe. Aber selbst kluge Leute, die von der Einseitigkeit der Betrachtung und denkerischen Enge der Naturwissenschaft abrücken und zu den großen Philosophen zurückkehren, scheuen sich, diese Konsequenz hinsichtlich der modernen, also speziell der französischen Kunst zu ziehen. Doch wir möchten peinlich gerecht sein: Vielleicht daß die eine oder andere Bewegung bei Degas, ganz wenige koloristische Momente bei Cézanne höher zu bewerten sind; und dann natürlich manches im Streben und der Leistung des Germanen van Gogh, der in seinen eigensten Schöpfungen den französischen Impressionismus an Lebhaftigkeit der Naturauffassung wie der Form des Ausdrucks weit überragt; vor allem aber die Enge des Modernen erkannte und qualvoll darunter litt. — Wie eng aber muß das Menschliche in diesem großen Degas selbst sein, der zeitlebens nicht über die Beobachtung von ein paar Tanzbeinen hinauskam!

Es ist demnach falsch, anzunehmen, der Impressionismus habe die Malerei um einen seine Zeit überdauernden, nicht mehr auszuschaltenden Schatz an Ausdrucksmitteln bereichert, also um einen positiven Fortschritt, wie etwa Entdeckung und Ausbau der Perspektive und des dreidimensionalen Formensehens; er hat im Gegenteil die Malerei an der Kette seiner zeitmodernen Mittel in eine Sackgasse geführt, genau wie die Methode der exakten Naturwissenschaften das Denken, und eine Fortentwicklung ist nur möglich bei einem verhältnismäßigen Verleugnen seiner Methode, was von

den Synthetisten denn auch nur zu bald erkannt wurde. Wieweit aber die Verblendung seiner bedingungslosen Anhänger geht (Leute, die das Moderne, also das Vergängliche mit dem Absoluten, dem Unveränderlichen verwechseln), mag daraus hervorgehen, daß man heute ungestraft ‚Rembrandt und Renoir‘ schreiben darf. Schriebe jemand Shakespeare und Bourget, er verfiele doch dem Fluche der Lächerlichkeit; zugleich ein Beweis, wieviel gefestigter das überlieferte und unantastbare Wertgefühl den unvergänglichen Werken der Literatur gegenüber ist. Im allgemeinen ist es nicht angebracht, der Kunst der Gegenwart stets die der Größten der Vergangenheit gegenüberzuhalten; um jedoch ihre heutige Überschätzung zu erkennen und ihren Gehalt an Absolutem, ist man dazu gezwungen.

Dann ergibt sich etwa folgendes Wertverhältnis: die ganze Produktion eines Degas oder Cézanne kommt aus Mangel an jenen höchsten Schöpfereigenschaften einem einzigen bedeutenden Werke von Tizian, Rembrandt oder Roger van der Weyden an Wert nicht gleich. Diese Behauptung mag manchen absurd scheinen, doch nur weil unserer Generation das Wertmaß abhanden gekommen ist: der Dichtung gegenüber steht auch hier das Verhältnis der Urteilenden gesicherter: es scheint jedem selbstverständlich, daß des gar nicht aneinanderzubringenden Wesensunterschiedes wegen die ganze Produktion eines Gerhart Hauptmann, selbst die eines Zola, ja sogar eines Ibsen (der doch mit Peer Gynt mehr als ein bloßer Zeit-Dichter ist) nicht den Wilhelm Meister oder gar Hamlet aufwiegt.

Die Überschätzung der französischen Malerei beginnt eigentlich schon bei der Schule von Fontainebleau: Erfolg und Ruhm dieser Schule beruhen im Grunde mehr auf glücklichen Umständen als in der bahnbrechenden Kraft überragender Persönlichkeiten; nämlich darauf, daß eine Gruppe von Malern mit Geschick halbwegs neue, nämlich von England übernommene Ideen verarbeitete. An Tiefe und Mannigfaltigkeit der Naturauffassung und also auch des Formausdrucks sind ihnen zudem viele unserer gleichzeitigen Romantiker überlegen, also an Kraft der Persönlichkeit im eigentlichen Sinne; in ihren neuen Ideen aber sogar ihre Vorläufer, die Anglo-Germanen Constable und Bonnington. Man sieht also, daß sie in ihrer Art nicht einmal die Bahnbrecher waren. Ja Turner hat selbst dem Impressionisten Monet die Anschauungsweise vorweg genommen. Die Fontainebleauer sind ihrem Talent nach kaum stärker als die Schar der Düsseldorfer um Achenbach, wenn auch der französischen Bluts-Anlage entsprechend etwas geschmeidiger im Vortrag: der große ‚Fischmarkt‘ von Andreas Achenbach ist aber von einer Kraft der Darstellung, wie ich kein Bild aus der Schule von Fontainebleau kenne. Aber auch in der spezifischen Art der Fontainebleauer sind in Deutschland eine Reihe von Bildern entstanden, wenn auch etwas später und nicht in geschlossener Gruppe, die sich neben denen jener halten. Ich brauche nur das kaum gekannte Lebenswerk Burnier's zu nennen. Beurteilen wir aber Corot von einem höheren Standpunkt, so erkennen wir ihn als

das einseitigste Talent, das es gibt; abgesehen von einigen Jugendwerken, hat er in seiner reiferen Zeit einen einzigen Ton auf der Palette, existiert fast nur ein Motiv für ihn. Die Böcklin'schen Landschaften der 50iger Jahre, die oberflächliche Beobachter in eine Abhängigkeit von Corot bringen und darum gnädig gelten lassen, sind den Werken des Franzosen an Tiefe der Naturbeobachtung und Reichtum des Tons weit überlegen. Man muß zu Hobbema gehen, um Ähnliches zu finden. Die Art und Weise, wie Corot ein und dasselbe Motiv schließlich zu Tode gehetzt hat, unterscheidet sich nicht von der Produktion des späteren Oswald Achenbach.

Es scheint ferner heute schon unbegreiflich, wie man jahrelang von der ‚gewaltigen' Kunst eines Millet reden konnte. Sie wirkt nämlich mit Ausnahme der Zeichnungen und Pastelle nur in der Reproduktion ‚groß'. Die Bilder sind mit ganz seltener Ausnahme nicht nur mittelmäßig gemalt, sondern auch kleinlich, sentimental und anekdotenhaft in der Auffassung. Die Größe der Silhouette, die in der Zeichnung vorhanden, wird durch die Farbe aufgehoben. Millet soll als Rokkokomaler begonnen haben, doch seien diese Rokkoko-Puppen bäurisch ausgefallen: in seinen späteren Bauern ist hin und wieder (‚La Fileuse') noch viel von der Steifheit der Rokkokopuppen, nur ohne deren natürliche Grazie und malerische Freiheit. So sehen wir heute kaum noch den klaffenden Unterschied zwischen Millet und Breton, den die vorige Generation stark betonte, da ihr eine Dosis Realismus ausschlaggebend war. Und unangebracht dünkt es uns, einen Millet gar zu verhimmeln und einen Thoma boykottieren zu wollen. Das Werk der beiden, im Original nebeneinander gehalten, würde zum Erstaunen enthüllen, wie der Franzose der weit sentimentalere Anekdotenmaler ist. Man lasse ferner nicht außer acht: zu gleicher Zeit, als die Schule von Fontainebleau auf ihrer Palette — bei ziemlicher Monotonie des Motivs — fast nur das ‚Braun' kannte, schufen bei uns Blechen und Menzel Dinge, die unmittelbar neben Constable zu stellen sind. Leider blieb das Werk Blechen's fragmentarisch, weil es ihm an der französischen Fähigkeit des ‚Systematisierens' fehlte. Menzel aber, von dem man immer wieder gnädig sagt, er habe einiges geschaffen, das den Franzosen gleichkäme, griff im Jahre 1856 mit dem ‚Théâtre Gymnase' ein Problem auf und führte es durch, wie es in diesem Jahrzehnt in Frankreich noch vollständig unbekannt war. Auch das berühmte ‚Interieur' vom Jahre 1846 steht ja der Zeit nach als Plein-air-Malerei weit vor der französischen. Und 1845 schuf Menzel ein Damenportrait, das unmittelbar neben Ingres zu stellen ist. Sagte ich: Blechen habe der französischen Fähigkeit des ‚Systematisierens' ermangelt, wodurch sein Werk fragmentarisch blieb, so muß man von Menzel sagen: er war zu groß dazu, sich in ein solches System zu zwängen, er, der die drei größten französischen Zeichner des Jahrhunderts, Ingres, Daumier, Degas, in eine Hand nimmt. Für ihn blieb die Entdeckung des Plein-air und impressionistischer Probleme nur eine Etappe, — die Spezialisierung mußte er Kleineren überlassen,

denn für ihn war die Natur ein Buch mit 1000 Blättern, darin er jeden Tag ein anderes aufschlug. Man denke an seinen ‚Friedrich II bei Hochkirch', der an nervöser Lebendigkeit auch neben dem kühnsten Delacroix besteht und dabei weniger pathetisch ist. Wie kindlich ist es, angesichts dieses in der Geschichte der Kunst einzig dastehenden Riesenwerks zu sagen: nur der ‚junge Menzel' war gut; oder: Liebermann wurde der Maler für Deutschland, der Menzel nicht werden konnte. Dieser letzte, unlängst zur Verherrlichung Liebermann's geschriebene Satz heißt etwa so viel wie: Vermeer wurde für Holland der Maler, der Rembrandt nicht werden konnte. Dieses letzte Urteil ist bezeichnend als Folge der Überschätzung der Franzosen und als Beispiel der Begriffsverwirrung und Urteilslosigkeit gewisser Kreise, vor denen wir uns auf das Äußerste zu hüten haben. Es ist auch falsch, anzunehmen, das Werk Menzel verblüffe durch seine Quantität: dem wirklich Urteilenden enthüllt es von Blatt zu Blatt in geradezu phänomenaler Weise immer neue Qualität! Und schließlich: man mache doch einmal das Experiment: man hänge in einen Saal das Beste von Menzel, in einen zweiten die vorzüglichsten Werke von Böcklin, und in einen dritten die Glanznummern des Impressionismus: man dürfte doch einiges Staunen erleben.

Und dann, um zu den Franzosen zurückzukehren, Delacroix: die malerische und seelische Kraft einiger Bilder neben vielem Schwachen, in allen Ehren: aber wozu die Überschätzung? Durch die Impressionisten ist, wenn auch wenig, immerhin etwas in die Kunst gekommen, das an Eigenheit die ihrige von der der Alten unterscheidet: die physikalische Analyse des Lichts (nebenbei bemerkt eine Errungenschaft von zweifelhaftem Wert in rein künstlerischer Hinsicht) durch Delacroix jedoch nichts, das sich nicht weit genialer bei Rubens oder den Venetianern fände; es sei denn, er habe deren Eigenart nervös-illustrativ verweichlicht.

Die Franzosen haben im 19. Jahrhundert einen starken Künstler hervorgebracht: es ist Ingres! Man hat ihn immer als Zeichner geschätzt, doch liegt darin eine einseitige und seinen Rang erniedrigende Wertung. Er wußte nach jeder Richtung, worauf es in der Kunst ankommt, und handelte darnach. Er durchdrang den Gegenstand mit mathematischer Sicherheit; ein Vorgehen, das Zahl, Maß und musikalischen Rhythmus im gleichen Verhältnis in sich schließt und so das Objekt erschöpft, während es sich bei Delacroix blos um eine musikalische Phrasierung handelt. Er war ein schöpferischer Formen-Denker, was man von Delacroix nicht sagen kann, der im Kern seines Wesens am Epigonischen haftete und das Subjektive, das Temperament, also die Vorstufen zum eigentlich Künstlerischen als das Wesentliche ansah. Den Eindruck machen wenigstens seine Werke. Die scheinbar malerische Überlegenheit (er ging von durchweg anderen Voraussetzungen aus und verfolgte andere Ziele) blendet. Es gibt Bilder von Ingres, natürlich sind es nicht die großen Leinwanden, die von seltener koloristischer Feinheit, die geradezu musikalisch hinsichtlich der Farbe kom-

poniert sind. Wie in der Zeichnung, stehen sie auch hier einem alten Meister nicht nach und sind von einer verwandten Gesetzmäßigkeit, nicht modernen Willkür und Zufälligkeit, die das Objekt darbot. Im Louvre hängt zwischen einem Millet und einem Corot, diesen einst über Ingres hinaus als ‚modern' gefeierten die ‚Baigneuse' des Meisters und überragt für ein Auge, das sein Wertmaß aus der absoluten Qualität der alten großen Kunst holt, beide nicht nur in der Zeichnung, auch als Malerei, überhaupt als Kunstwerk in jeder Richtung. Der Millet wirkt daneben erbarmungswürdig. Die ‚Baigneuse' von Ingres ist gemalt wie ein Vermeer van Delft. Es gibt freilich nicht viele Bilder von ihm, die koloristisch auf dieser Höhe stehen; frischer im ‚modernen' Sinne ist ja noch das ‚Türkinnenbad', das es einigen jüngeren Malern angetan, die trotzdem mit dem Meister nichts gemein haben und gegen ihn modernistische Experimentatoren bleiben; die ‚Baigneuse' überragt selbst Manets berühmte ‚Olympia', die zwar gewagtere, doch unmusikalische Farbenkontraste zeigt, ein kalkiges Weiß an Stelle des weit diskreter bei Ingres instrumentierten, und ihr in der Zeichnung natürlich nachsteht. (Ich verstehe hier unter Zeichnung nicht etwa die jedem Laien in die Augen springende Subtilität bei Ingres, vielmehr das Holbeinsche Transponieren der Form: präzise bis zum äußersten und vereinfacht zugleich.) Man erkennt hier also schon das eine: selbst der Vergleich französischer Bilder untereinander läßt heute schon die Vergänglichkeit des ‚Modernen' deutlich werden und zeigt, wie wenig es mit absolutem Kunstwert identisch ist.

Haben wir aber so Ingres einmal als den größten Franzosen anerkannt, so liegt es für uns natürlich sehr nahe anzunehmen, daß wir das, was Kunst ist, gar nicht bei den modernen Franzosen zu suchen brauchen, es vielmehr, wenn nicht in unserer großen Vergangenheit, so ebenso gut bei den trefflichen deutschen Meistern aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden können, die gründliche Werke schufen, als es noch keinen Impressionismus und keine Franzosennachahmung gab. Und wir kommen, zum Gaudium der Franzosenfreunde, zu dem Schluß: die besten Bilder von Ingres sind so gut, daß sie von einem Deutschen herrühren könnten. Man halte nur die gelungensten Bildnisse von Waldmüller, das vorhin erwähnte Porträt einer Dame Menzels und manches aus dem Nazarener-Kreis neben Ingres' Bildnisse, und man wird die Behauptung gerechtfertigt finden.

Von Ingres so weit entfernt wie etwa Thoma von Menzel oder Böcklin steht in Frankreich ein anderer tüchtiger Künstler: Courbet. Wir finden von ihm im Petit Palais einige frühe Bilder, die die Schwester des tragisch geendeten Malers dieser Sammlung stiftete, und die in ihrer Naturanschauung (ich betone das Wort) der deutschen Kunst ungemein nahe stehen und die vollständig unfranzösisch anmuten, sowohl im Verhältnis zu ihren Vorgängern, den Fontainebleauern, wie zu ihren Nachfolgern, den Impressionisten: Kraft und Tiefe der Empfindung ist darin, das Technische weniger Selbstzweck. Vom tändelnden Geist des 18. Jahrhunderts, der

für uns in verkappter Form in der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts immer wieder durchbricht, finden wir bei diesem Maler nichts. Die Bilder, Landschaften mit Kühen und Porträte, tragen fast einen oberdeutschen Charakter, so daß es nur zu natürlich ist, daß der frühe Thoma, Leibl und Victor Müller sich von diesem Maler angezogen fühlten. Hier handelt es sich nicht um Nachahmung, vielmehr um Wesensverwandtschaft, nicht um eine Technik, sondern um eine Naturauffassung, und das Lebenswerk Leibl's neben Courbet gehalten, würde zeigen, daß der Deutsche dem Franzosen in nichts nachsteht. Daß der Franzose Leibl's Jugend in etwa beeinflußt hat, wie immer viel zu laut betont wird, spielt dabei gar keine Rolle; noch dazu sind die von diesem Einfluß freien späteren Werke Leibl's die bedeutenderen.

Denn Leibl, der Stärkste der neueren oberdeutschen Künstler, ging, wie Courbet es selbst hielt, auf die großen Ahnen der Vergangenheit zurück und gab von ‚Modernem' nur soviel dazu, wie aus dem persönlichen Empfindungsleben naturgemäß einfloß. Das Verhältnis beider zu einander und zur alten Kunst ist für die folgenden Sätze bemerkenswert:

Um die Überschätzung der französischen Malerei im Vergleich zur deutschen und vor allem als Vorbild für diese von einem andern Gesichtspunkt aus zu beleuchten, ist ein Blick auf die belgische vielleicht am Platze. Wir werden daraus sehen, wie sich dieses Volk in der gleichen Lage den gleichen Anforderungen gegenüber verhielt und zu welchen Resultaten es gelangte; Courbet, der beiden Nationen Verwandte, leitet trefflich hinüber. Man schaue sich das moderne Museum in Brüssel an. Seine Verwalter sind durchaus nicht engherzig; sie erwerben Bilder aller Nationen, aber dieses Land hat eine eigene selbständige Kunst. Da hängen weder falsche Manets noch Cézannes und nichts von der hohlen Experimentierkunst, die die Ausstellungen bei uns seit 25 Jahren, zumal in den letzten 15 Jahren in Berlin, verödet. Es ist heute leicht zu sagen, daß die französische Malerei um einen Grad verfeinerter, geistreicher, im Resultat typisch-moderner sei und daß sie also erfindungsreicher am Fortschritt baue als die belgische oder holländische, die van Gogh's natürlich ausgenommen. Dafür hat diese aber andere Qualitäten, d. h. alle jene, die wir von der Kunst eines selbständigen Volkes zu fordern haben. Van Gogh kam durch Aufnahme der französischen Anschauungsweise und Ausdrucksmittel weiter, formal und coloristisch den Impressionismus ans Ende führend; doch so, daß er sich geistig schließlich nach eigenem Bekenntnis in einer Sackgasse sah; es war ein Pyrrhussieg, dem das eigene Selbst geopfert ward.

Nehmen wir die in manchem hinter der französischen Kunst bleibende belgische als Ganzes, als Ausdruck eines Volkes, so ist es sicher, daß das moderne Museum in Brüssel, das die belgische Malerei des 19. Jahrhunderts umschließt, einen wohltuenderen Eindruck macht, als die Malerei der gleichen Zeitspanne im Luxembourg in Paris. Fehlen den Belgiern auch die paar großen Namen, auf die die Franzosen im 19. Jahrhundert als formale

Bahnbrecher des ‚modernen Geistes' stolz sein können (sie sind inzwischen ins Louvre aufgerückt), so ist die belgische Kunst in ihren schwächeren Partien noch sympathischer, weil echter, als die entsprechende französische; sie geht weniger auf die Mache und zeigt stärkere Instinkte, während in der französischen alle Vorbedingungen, genau wie in der der italienischen Renaissance, ihrem eigentlichen Stammbaum, zur Entartung gegeben sind. Wie diese im engeren, gab jene im weiteren Sinne im 19. Jahrhundert die Typen ab für die internationale Mittelmäßigkeit, die leider ihre Nachahmer auch bei uns im weitesten Grade fanden: Von Couture über das Orientbild, das falsche Rokoko zu Meissonier usw. Die Gefahr, die der germanischen Kunst von der romanischen schon mehrere Male drohte, ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erneut aus Frankreich über uns gekommen. In Belgien und Holland schien man im 19. Jahrhundert dagegen gesicherter. In Belgien waren die Künstler weniger im ‚modernen' Sinne schöpferisch, d. h. sie haben weniger das Prinzip ausgebaut; sie nahmen davon nur soviel, wie zur Sichtbarmachung ihrer Triebe, zur lebendigen Fortführung der Tradition vonnöten war. Wie bei uns Böcklin in selbständigster Weise auf Roger van der Weyden und Grünewald zurückgriff, so läßt sich in Belgien ein ganzer Stamm von Künstlern verfolgen, die mehr oder weniger absichtlich und deutlich auf ihren volksechtesten Ahnen, auf Breughel zurückgehen, und dabei durchaus Menschen ihrer Zeit blieben; ich nenne: Leys; de Braekeleer; Frédéric; Laermanns; Evenepoel; Smith. Sie bauen also, wohlgemerkt, auf Breughel weiter und nicht auf dem schon von italienischer Art beeinflußten Rubens, ihrem Nationalheros, was ihnen übler bekommen wäre. Gegenüber solcher rein volkstümlichen Kunstentwicklung stellt Frankreich auch artistisch ein mit äußerster Sauberkeit und Konsequenz heraus präpariertes Schulbeispiel dar, wie man eine lebendige Entwicklung einem Prinzip opfert, so daß ein Künstler wie Monet sich aus lauter Prinzipienreiterei an seinem Lebensabend vor der traurigen Aufgabe sieht, seine letzten Werke zu zerstören. Derartiges finden wir unter belgischen und holländischen Künstlern nicht, und auch Böcklin und Oberländer standen nicht vor dieser Notwendigkeit. So endete die angeblich ‚klassische' Formenkunst der Franzosen bei ihrem typischen Vertreter, subjektiv und objektiv, in völliger Selbstvernichtung. Wo es in Frankreich wirkliche Formkunst gab, hatte diese mit dem spezifisch ‚modernen' Geist nichts zu tun; ja wie bei Ingres mit französischem Geist überhaupt wenig, denn er steht dem 18. Jahrhundert ebenso fern; er ist der unfranzösischste Franzose.

Uns fehlt heute noch vollends der Abstand, die französische Malerei des 19. Jahrhunderts als das in die Geschichte einzugliedern, was sie ist, weil wir sie bisher nicht ihrer absoluten, Zeit und Schule überdauernden Qualität nach beurteilten; wir schätzten sie vielmehr einzig ihrem modernen Wesen nach (das über jene hinwegtäuschte), im Verhältnis zur akademischen Konvention ein: mit andern Worten, wir betonten ihre Spur von Leben dem schlechthin Toten gegenüber, also immer noch das Subjektive anstatt des

objektiv Unantastbaren. Das Moderne an der französischen Kunst hat uns eine Zeitlang düpiert wie die wenigen biologischen Entdeckungen der Kraft- und Stoff-Materialisten, die damit alle Rätsel aus der Welt geschafft glaubten. Doch heute schon, da dies Moderne an Reiz, Neuheit und Wirkung zu verblassen beginnt wie bei einem erledigten Modeartikel, erkennen wir seine Träger als das, was sie größtenteils ihrer eigensten Anlage, ihrer Kräftespannung nach sind, nämlich als mittlere, oft sogar kleine Talente, die sich, abgesehen von dem bißchen Zeit-Subjektivität, kaum von den Konventionellen unterscheiden und bei noch weiterer Entfernung nur noch wie winzige Punkte in der Entwicklungskette dastehen werden. Wir sind gewohnt, die Arbeiten der französischen Impressionisten im Verhältnis zur mittelmäßigen Produktion der deutschen Gegenwart zu betrachten; sieht man sie heute nur einmal unvoreingenommen an Ort und Stelle, im Luxembourg-Museum oder im Louvre, so machen sie einen bescheidenen, im Louvre neben den Werken der großen Vergangenheit sogar dürftigen Eindruck; sie zeigen, daß sie zwar moderner, d. h. in Konsequenz der Ideen des 18. Jahrhunderts systematisch fortgeschrittener, aber in nichts tiefer und gehaltreicher sind als die gute deutsche Kunst, zumal aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wohl aber häufig sogar flacher. Es ist dies nur zu natürlich: ein Volk wandelt sich nicht von heute auf morgen in seinen Fähigkeiten, sagen wir von einem Jahrhundert zum andern, und den gleichen Rang, den die beste französische Kunst des 18. Jahrhunderts im Verhältnis zur großen germanischen der Vergangenheit einnimmt, werden die Impressionisten des 19. Jahrhunderts einmal zu Menzel und Böcklin einnehmen; mit andern Worten: sie werden zur großen Kunst der Vergangenheit in einem weiteren Abstand stehen als diese beiden Meister in ihren absoluten Qualitäten. So kommen wir zu dem Resultat: die französische Kunst des 19. Jahrhunderts geht uns im Grunde gar nichts an; denn sie ist in ihrer typischsten Form Ausdruck einer rein lokal verarbeiteten Zeitidee, kann also nicht ewiges Vorbild bleiben.

Angenommen, sie wäre besser als die deutsche Kunst der gleichen Zeit, so wird die deutsche dadurch nicht vorzüglicher, daß sie die französische nachahmt; tatsächlich wurde sie dadurch aber schlechter. Die Nachahmung mag schon das Zeichen einer inneren sozialen Krise gewesen sein, hat aber zum mindesten die Originalität des Durchschnitts geopfert, der im eigenen Land hinreichend Gelegenheit zur Bildung und Selbsterziehung hatte, sobald hierfür nur die entsprechenden Erkenntnisse und Grundsätze vorhanden waren. Ein Land, das in einem Jahrhundert Künstler hervorgebracht hat, wie: Carstens, Gottfried Schadow, Cornelius, Genelli, Führich, Rethel, Schwind, Feuerbach, Marées, Menzel, Leibl, Oberländer, Böcklin — um nur die größten zu nennen —, hat nicht nötig, sich bei den Franzosen in die Schule zu begeben; jenen Deutschen wären von gleichzeitigen Franzosen gegenüberzustellen: David, Géricault, Ingres, Delacroix, Courbet, Manet, Degas, Cézanne. Ich glaube, die Deutschen halten den Vergleich aus; abgesehen

davon, daß auf das Werk Menzels und Böcklins allein das von je dreien der gallischen Sorte zu legen wäre, sollte die Wagschale in der Schwebe bleiben. Dazu kommt, daß ein Land mit so dezentralisiertem Kunstschaffen wie Deutschland der Entwicklung der Eigenart der einzelnen Persönlichkeiten wie der Volksstämme einen weit größeren Spielraum läßt und gerade dadurch die Existenz eines gesünderen Durchschnitts ermöglicht; hierzu vergleiche man vor allem, was die deutsche Kunstproduktion aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts angeht, die gleichzeitigen Kunstschulen von Hamburg, Berlin, Wien, Düsseldorf und schaue zu, ob es etwas Ähnliches in Frankreich gibt. In Anbetracht dieser Tatsache ist die Art und Weise, wie man bisher die Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert geschrieben hat, bezüglich des Verhältnisses von Deutschland zu Frankreich eine glatte Fälschung zu nennen. Diese Geschichte darf unmöglich nach dem v. Tschudischen Grundsatz geschrieben werden, der die Entwicklung der französischen als Vorbild aufstellte: Künstlerische Qualität und ‚malerische' Werte sind nicht identisch; wir erschlagen auch mit Rembrandt Dürer nicht.

Wir können unmöglich im 19. Jahrhundert von der deutschen Kunst fordern, was allezeit ihrem Wesen widersprach; sie war immer auf Zeichnung gestellt. Und wir bastardieren sie nur durch diese von unnationalen Elementen aufgestellte Forderung. Die Kunst der Franzosen ist im 19. Jahrhundert in manchen Punkten ‚malerischer' als die deutsche und hat an der Hand der modernen Ideen diesen Begriff nach Möglichkeit variiert; an Kraft und Tiefe der Anschauung und des zeichnerischen Ausdrucks ist sie ihr nicht einmal im Durchschnitt überlegen. Und die Transfusion des französischen Wesens muß unsere Eigenart notwendig verderben und hat die letzte Generation im Durchschnitt verdorben. Dadurch, daß Piero di Cosimo den Hugo van der Goes beim Anblick des Portinari-Altars nachahmte, brachte er einen Ton in die florentinische Malerei, der schwer herausklingt: malerisch, aber fremd. Und man ist sich einig darüber, daß der italienische Einfluß einem Dürer nicht immer gut getan hat. Warum sollen wir uns nun plötzlich die romanische Kunst als Maßstab setzen, bloß weil sie ‚modern' ist? Schon Richard Muther ist in seiner einst berühmten Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert vor Hugo v. Tschudi nach jenem vorhin erwähnten Grundsatz verfahren und hat den kleinen und kleinsten Franzosen einen Raum gewährt, daß, wollte man entsprechend den Deutschen gegenüber handeln, man Bände füllen müßte. Und um dem als ästhetischen Verführer unserer Jugend angreifbaren Liebermann als Künstler etwas Freundliches zu sagen: ich finde, ein Land, das unter seinen lebenden Malern Künstler zählt wie Liebermann und Trübner, hat es nicht nötig, immerfort von Monet, Pissaro und Sisley zu reden, als ob die heimischen kaum existierten; die unsrigen halten den Vergleich aus. Und gerade ein Liebermann müßte es lächerlich finden, daß man einen Pissaro und Renoir über ihn stellen will. Wir wollen jene mit Anstand ehren, aber sonst ruhig in ihrer Heimat lassen, wie sie es ihrerseits mit unseren Künstlern halten.

Unsere zeitgenössische Kunst / Von Konrad Weiß

Wir sind im geistigen Leben gewöhnt, an die großen alten Werke und Gestalten anzuknüpfen, die der folgenden Menschheit vorbildlich waren. Wollen wir aber in Zeit und Welt hineinwirken, so müssen wir uns an unsere Gegenwart und unsere nächsten Menschen halten. Wächst aus der Geschichte die Erkenntnis, so muß aus der Gegenwart die Kraft wachsen, die Wahrheit fruchtbar zu machen.

In München veranstaltete die jüngste Künstlergruppe, die neue Münchener Sezession, soeben eine Frühjahrsausstellung, deren durchschnittlicher Wert, um das vorwegzunehmen, dadurch gedrückt war, daß man jungen, aufstrebenden Gästen Gelegenheit bot, an die Öffentlichkeit zu kommen. Der schnellfertige Besucher fand, daß die Mehrzahl der Werke auf den synthetischen oder expressionistischen oder kubistischen oder gar futuristischen Stil eingestellt war, Grund genug, um unterschiedlos im Namen der echten Kunst zu protestieren. Bei besserer Betrachtung hätte er entdecken müssen, daß, wenn nicht in Wert, so doch in Ausdrucksweise sehr verschiedene, selbst entgegengesetzte Bildformen zugelassen waren, also kein bloßes künstlerisches Modeschema von bloßen Nachahmern gezeigt werden sollte, was immerhin für die Veranstalter der Ausstellung gut sprach. Im übrigen war die neue Art der Malerei und Plastik schon vor einigen Jahren und seitdem wiederholt in München, wo sie auch teilweise und aus international gemischten Kreisen entstanden ist, zu sehen und hatte den üblichen Entrüstungssturm schon fast überstanden, der schon seit mehreren Künstlergenerationen den Anfang einer neuen Kunstweise jedesmal heftiger begleitet, seitdem eben die Kunst ihre Trennung aus der früheren gesellschaftlichen Bindung zur Freiheit in der Natur oder zu einer freien (gerne art pour art genannten) Formwahl jedesmal wieder schneller und heftiger vollzog. Damals, als die Kunst ihre Trennung aus der höchsten, ideell-geschichtlichen, wir könnten sagen katholischen Gebundenheit und den Herabstieg in die engere, niedrigere gesellschaftliche Bindung vollzog, bekämpfte und bekriegte man sich noch um eben diesen Wechsel der Ideen selber, und die Kunst blieb ungeschlagen, die der gesellschaftlichen Verkümmerung nach- und nahekam, oder sie im Spiegel der klassischen Schönheit wieder ergänzt und vervollkommnet zeigte. Dann und heute, als der weitere Abstieg zur bloßen Natur und selbstbestimmenden Individualität erfolgte, die Kunst, die aus der Geistesart der Zeit heraus

* Dieser Beitrag ist nicht abgefaßt als Auseinandersetzung mit der vorausgehenden Kritik der französischen Kunst gegenüber der deutschen, die einer weit verbreiteten Stimmung Ausdruck gibt, sondern ist einfach geschrieben im Sinne der Fortsetzung der früheren Aufsätze desselben Verfassers über ‚Die künstlerische Ruhelosigkeit des Christentums (Karl Caspar)‘, ‚Das Problem des romantischen Genies (Eugène Delacroix)‘, ‚Zur Zeitlage des deutschen Formcharakters (Adolf Schinnerer)‘ und besonders ‚Der katholische Kulturwille und die neue Kunst‘ (Offener Brief von P. Desiderius Lenz). D. R.

echt war, also in Natur aufging oder nur eigenwertige (immanente) Formen suchte, die falsche Kunst aber der Gesellschaft schmeichelte und dadurch eben die starke Zersetzung des öffentlichen Kunstsinnes hervorbrachte, damals begann das heftige Zerwürfnis mit der jeweils fortschrittlichen Kunst; denn die Gesellschaft, die sich selbst behaupten will, sieht sich lieber in einem Scheinidealismus geschmeichelt, als daß sie die Folgen des immer weiteren Abstiegs, die sie doch selber in sich trägt, im Bilde erkennen mag. Wahrheit brächte aber nur das letztere Verhalten; denn die unerbittlich fortschrittliche Kunst ist ein treuer Spiegel. Die neue Kunst wird aber meist nicht Anlaß zur Wahrheit, sondern durch Dauer und durch den Gegensatz zu einer noch neueren Kunst zur Gewohnheit. Daß es nun bei der gegenwärtigen Ausstellung der neuen Kunst doch neuerdings zu Lärm, Beschimpfung und neuer öffentlicher Befehdung gekommen ist, das liegt an zwei Gründen: die Ausstellung fand diesmal Unterkunft in den Räumen des Kunstvereins, wo, was in solchen Vereinen bei nicht fortgesetzter Auffrischung unvermeidlich ist, das Publikum zu Konventionen und Selbsttäuschungen verführt wird; sodann: die Ausstellung fiel in die Kriegszeit.

Wir bleiben uns bewußt, daß in einer kleinen Ausstellung, die stark den Charakter der Zufälligkeit hat, nicht die ganze zeitgenössische Kunst zu finden ist, die wir haben, geschweige denn, die wir wünschen. Wir finden eine Anzahl beachtenswerter Werke, wir finden wenige gute, und wir finden kaum eines, das unsere ganze Zeitlichkeit in einer höheren Wahrheit ausgespannt enthielte. Noch mehr: wir fühlen, daß diese neue Kunst noch so weit von dem Ausdruck unseres geschichtlichen Daseins als eines in die Vorsehung gefügten — ein Glaube, der uns die Kampfbestimmung ausgleicht und der Endzweck jeder Kunst ist —, entfernt bleibt, wie der erste Baustein von einer vollendeten Kirche. Und doch sehen wir in der neuen Kunst die Bausteine zu einem neuen künstlerischen Weltbau und schätzen um des einen willen, der etwa den Abstand ahnt und der die neue monumentale Form, die im Ganzen abnimmt und im Einzelnen zunehmen muß, errichten will, die letztwillige Zersetzung unserer gegenwärtigen Kunstformen. Es braucht viel Mittelgut, bis ein Kunstwerk geschaffen, wenn schon dieses dann seinem Geiste nach gar nicht auf der Grundlage des Mittelmäßigen steht. Und es ist kein Wunder, daß bei einer Kunstform, die absichtlich auf bloß natürliche und gesellschaftliche Vorbilder verzichten will, das Unzulängliche mit dem Willen zum Besseren zunimmt. Die erregten Leute, die heute eine zerbrochene Bildform weniger ruhig ertragen als eine weggeworfene Religionsform, verweisen wir bei der Frage nach unserer zeitgenössischen Kunst auf diese neuen Kunstformen. Was in den Jahrzehnten vor dem Kriege als Ausdruck unseres Daseins galt, geht eilends hinter uns. Die Form für das, was uns bevorsteht, muß noch geschaffen werden. Unser höheres zeitliches Gefüge ist noch viel weniger errichtet als unser neues nationales. In diesem Sinne haben wir keine zeitgenössische Kunst.

Durch den schweren deutschen Krieg ist das deutsche Kulturgewissen

lebhaft beunruhigt worden. Es ist ein allgemeiner Wille zu geistiger Gediegenheit aufgewacht, und ein sozialer und religiöser Burgfriede oder Waffenstillstand will der inneren Erstarkung dienen. Und doch, auch die geistige und gesellschaftliche Welt braucht wieder ihre Kämpfe und kann nicht einfach die Früchte des soldatischen Kampfes in Empfang nehmen. Es ist wohl zu früh, der inneren Regsamkeit mehr geistigen Gehalt zuzumuten; aber das Gefühl macht sich auf, daß, während die öffentlichen Gewalten bei ihrem Teil des Werkes so gut ihrer Verantwortung gerecht werden und das Volk entlasten, der kulturbesorgte Teil des Volkes die Verantwortung für die neue deutsche Aufgabe noch nicht auf sich lasten fühlt, die auf ihn wartet. Was zunächst auf die Besserung unserer geistigen Verhältnisse bedacht ist, erscheint immer noch zu sehr als ein unfruchtbares Reuegefühl, in dem man rückwärts blickt statt vorwärts. Man spürt die Mängel der heutigen Vergesellschaftung, nicht zuletzt, weil Deutschland sie in der profitlichsten und unidealsten Form im heutigen Engländertum mitbekämpfen muß; man sieht, wohin das leere Parteiwesen und die Verdemokratisierung in Frankreich geführt hat. Und man möchte es ändern, indem man sich auf seine deutsche Wesensart zurückzieht, die ja gewiß eine Sonderart ist. Nicht wie der einzelne, der die Unruhe zum Unbedingten in sich hat, wird die Gesellschaft von sich aus immer den leichteren Ausweg wählen. Der öffentliche Verstand kommt dem Reuegefühl mit Scheingründen zu Hilfe; das Gebiet der Kunst, das der Religion wie dem natürlichen Daseinsgefühl am nächsten liegt, ist noch offen; man schaut in die letzten Jahrzehnte zurück und findet deutsche Kunst, bürgerlich, bauernhaft, romantisch, idyllisch, selbst klassisch, wenn auch nur im anempfundenen Scheine, und nennt Namen wie Leibl, Thoma, Böcklin, auch Trübner, oder, indem man seine engste geschichtliche Vergangenheit einbezieht, Menzel, oder mit Bezug auf die ungeklärte Sehnsucht des Deutschen, der aus seiner Heimat entwurzelt ist, Feuerbach und Marées. Würde man Uhde nennen, so käme man dem Zwiespalt unserer Zeit schon zu nahe. Und nun hat man für das Besserungsgefühl den Gegenstand gefunden und verlangt nationale Kunst. Die neue Kunst aber, die man beschuldigt, aus Frankreich eingeführt zu sein, wird als unnational und international verurteilt. Dieser Besserungswille geht auf Kosten anderer Leute.

Ist es nicht ein sonderbarer Widerspruch unseres Kulturwillens, daß wir uns in dem Augenblick, wo wir das deutsche Wesen in der Welt durchsetzen wollen, geistig zu verengern und auf eine ideell beschränkte deutsche Art, die jetzt schon vergangen ist, zu versteifen trachten. Man darf wohl sagen, daß eine Rasse — bei der deutschen ist es wenigstens so — am Anfang ihrer Geschichte geistig und formal am umfassendsten ist oder, daß ihre Geschichte um so beschränkter bleibt, je weniger sie an ihrem Anfang in sich aufnehmen und verarbeiten konnte. Keine Rasse hat beim Beginn ihrer Weltberufenheit so lebendig wie die deutsche die ganze Welt in sich aufgenommen. So muß denn auch die deutsche Wesensart nicht in der Mitte

und vor allem nicht am Ende eines engeren, bloß nationalen Lebens, sondern in ihrer größten und weltweitesten Zeit erkannt und gemessen werden. Kunst, und zumal deutsche Kunst, wächst nicht durch Verkleinerung der Kräfte und des Wirkungskreises — man hat das Beispiel im Gegensinn an Hodler und den Schweizern, die den Gehalt für ihre formale Wichtigkeit nicht aufbringen —, sondern durch größte geschichtliche Weite und stofflichen Andrang wird sie erst innerlich stark und wirksam. Sind uns nicht durch diesen Krieg die Grenzen unseres mittelalterlichen Kaisertums wieder gezeigt worden? Wollen wir Kleindeutsche bleiben, wo die Geschichte uns zu Großdeutschen machen will? Ja, sollen uns nicht durch diesen Krieg die lange verschlossenen Pforten zum Orient geöffnet werden, so daß für uns der unmittelbare Verkehr mit dem Morgenlande der Menschheit beginnen kann, dieser Verkehr, der einst das Schicksal der ganzen Welt bestimmt hat? Künstlerisch ist die Verbindung mit dem Orient schon seit längerer Zeit angeknüpft, aber das geschah mit dem Osten des Orients, wo die gesellschaftliche Form der Kunst stärker ist als das weltanschauliche Denken, und es geschah durch das Sammelwesen der Engländer und das Geschmackswesen der Franzosen, nicht durch unsere eigene lebendige geschichtliche Beziehung, nicht durch einen gemeinsamen Kulturgedanken. Jetzt ist der Wendepunkt für die deutsche Geschichte und die Zeit gekommen, wo der deutsche Geist mit einer neuen Weltverantwortung wachsen muß. Wir sind noch nicht Zeitgenossen dieser neuen Weltverhältnisse und ihrer geistigen Formen.

Warum setzen wir nun unsere Hoffnung auf die neue Kunst unserer Tage, die geistig und gesellschaftlich durchschnittlich oft so unbedeutend aussieht? Nicht deshalb, weil die Erfahrung immer wieder lehrt, daß trotz alles Sträubens der fortschrittlichsten Kunstform die nächste Zukunft gehört; es braucht ihr deshalb die übernächste noch nicht zu gehören. Auch muß es jedermann willkommen sein, daß durch den Krieg und die heutige ernste Lebensbesinnung leere künstlerische Spielereien und formale Narrheiten wie auch ungezügelte Triebformen an Geltung verloren haben. Schon mehr deshalb, weil wir auf eine Fortsetzung der engeren deutschen Kunst der uns vorausgegangenen paar Generationen keine Hoffnung haben. Es wird zwar immer wieder sonderliche, in der Beschränkung meisterliche deutsche Künstler geben; denn das liegt nebenbei auch im deutschen Wesen, in dem der grundechte Sinn oft gerade durch enge Verhältnisse wächst. Aber die Zeit der nationalen Ruhe, in der solche in ihrem Stand und Lebenskreis gefestigte Künstler mehr mit Liebhaberei als unter dem Druck und der Spannung geschichtlicher Verschiebungen ihre Werke schaffen konnten, geht ebenso zu Ende wie der engere nationale Gedanke. Dieser, der das letzte Jahrhundert beherrscht hat, muß nun, durch größere Weltaufgaben aus sich herausgezogen, auch wieder einer höheren Weltanschauung sich einordnen. Die Zeit und selbst die Existenz eines Volkes läßt sich nicht mehr mit humanistischen Ideen und sozialen Gefühlen erfüllen, sie fordern

eine höhere, ausgreifendere, geschichtlichere Wirkungsweise; sie werden später Tradition fordern.

Die neue Kunst nun hat nichts mehr in sich von den humanistischen und sozialen Ideen, die den Menschen immer wieder auf eine enge, eitle oder zänkische Vergesellschaftung hinleiten. Sie hat sich auch von der Naturmalerei freigemacht! Man braucht nur über die letzten fünfzig Jahre hinzuschauen, um zu erkennen, wie der Weg zu dieser Lossage verlaufen ist. Die Kunst hatte schon lange Mühe, ihren gesellschaftlichen Szenen einen höheren Schein zu geben, und suchte diesen durch Anempfindung früherer religiöser Formen oder durch Darstellung geschichtlicher Ereignisse zu gewinnen. Diesen steten Bemühungen war nie ein rechter Erfolg beschieden, weil die Weite dieser Kunst nur von der Gesellschaft zur Idee ging, die Grundlage der Natur, auf der erst die ganze Übernatur in Form gebracht werden kann, aber immer noch fehlte. Zwar wird auch die Natur nicht erkannt in ihrem Verhältnis zur menschlichen und menschheitlichen Seele ohne den Willen zur Übernatur. Das konnte man sehen, als die Naturmalerei die trockene Gesellschaftsmalerei ablöste. Es gelang nur eine Naturübersetzung, die ohne höheren Sinn der Natur keine höhere Bedeutung in der Abstraktion geben kann, und dadurch schließlich zum Handwerk wird. Aber in ihr liegt doch der letzte Schlüssel für den Künstler, der die Wahrheit nicht nur empfinden, anempfinden, sondern verarbeiten muß. In einer angesehenen katholischen Zeitschrift war unlängst der Satz zu lesen, daß ‚eine Landschaft oder ein Stilleben weder mit Glauben noch mit Moral etwas zu tun‘ habe; in einer radikalen Zeitung dagegen war vor kurzem das Auseinanderfallen der stofflichen und künstlerischen Formen aus der Glaubenslosigkeit erklärt. Gerade dem katholischen Volksteil nimmt es seine Mitwirkung am künstlerischen Leben und Schaffen der Gegenwart, daß man zwar im kulturellen Denken die Idee durchaus hochhält, ihre gesellschaftliche Auswirkung aber nur verbessernd, nicht mittätig ergänzend betrachtet.* Und dieses ohnmächtige Denken im künstlerischen und kulturellen

---

* So kommt es auch, daß reaktionäre Schriften wie die von Theodor Alt über ‚Die Herabwertung der deutschen Kunst durch die Parteigänger des Impressionismus‘ oder die von einem Anonymus (A. Haupt) über ‚Die kranke deutsche Kunst‘ stets auf katholischer Seite am meisten Unterstützung finden, obwohl sie, an sich meist von sehr geringem Wert, für unsere katholische Aufgabe ganz wertlos sind. Was nützt es uns, wenn der eine seinen Kampf mit einer leeren, rationalistischen Ästhetik führt, die unserer Kunstauffassung doch gar nichts zu sagen, also auch im Urteil nichts vorzusprechen hat, und wenn der Sinn des Wortes ‚deutsche Kunst‘ bald gleichbedeutend gebraucht wird mit ‚deutsche Religion‘. Stehen wir für letztere nicht auf diesem engen Standpunkt, so auch nicht für erstere. Auch beschäftigen sich katholische Zeitschriften immer noch mit modernen Kunstgrößen, wenn diese bei sich selbst schon bald ganz überholt und als geringwertig erklärt sind; es wird z. B. der Name Stuck freiwillig kaum sonst noch so viel genannt wie in den katholischen Tagesblättern und Zeitschriften.

Leben kommt im Grunde daher, daß man zwischen Natur und Übernatur nicht die innigste und immer wieder fortschrittlichste Verbindung unterhält.

Die Kunst ist immer der fortschrittlichste Ausdruck des zeitlichen Weltverhältnisses. Wo der natürliche Fortschritt nicht zur geschichtlichen Fügung und schließlich zur übernatürlichen Ordnung erweitert wird, geht er immer abwärts. Der Weg bis zur modernsten Kunst ging immer abwärts. Aber jedes Kunstwerk hat den Keim zu höherer Erkenntnis, Wahrheit und Ordnung positiv und tausendfach in sich. Noch mehr das Kunstwerk, das schon das gesellschaftliche Scheinleben hinter sich hat und nun aus der Naturüberwindung innere Gesetze der Form erkennen und ableiten will. Es bringt sich in die nächste Beziehung zu einer höheren Ordnung. Auf drei Stufen steigt der Künstler empor: Aus seiner Natur hat er die Freude und Trauer und das Formvermögen an der Erscheinung der Dinge, aus seiner Geburt hat er den Sinn für Volksverbundenheit und für die Dauer des Charakters; von hier aus in die Geschichte und in den Glauben zu wachsen, ist die höchste Aufgabe. Die erste Stufe verleiht die Stärke, die letzte die Höhe der künstlerischen Form. Auf der mittleren steht die öffentliche Bedeutung und Wirksamkeit in der Zeit. Sie muß stets wieder neu geschaffen werden. Die neue Kunst nun kommt aus der Stärke der Natur; sie befindet sich in der Spannung zwischen Natur und Übernatur (diese wird bei dem glaubenslosen Weg, den die heutige Kunst hergekommen ist, ersatzweise Synthese oder Abstraktion u. ä. genannt). Sie äußert sich in Ausdrücken des Instinktes, der Innennatur oder in Versuchen einer gesetzhaften Bildung der Außenwelt. Die Bildformen suchen organische oder gesetzmäßige Gültigkeit, das Organische der Gegenwart und der primitiven Kunst und das Gesetzmäßige der ältesten, hieratisch bestimmten Gesellschaftsformen. Die Stärke ist vorhanden, die höhere Gültigkeit und die geschichtliche Wirksamkeit fehlen. Das ist ungeheuer viel. Aber da wir nicht an ein Zwangsentwicklungsgesetz in geistigen Dingen glauben und da wir aus der Geschichte sehen, daß beim allgemeinen Verfall immer mehr der einzelne Mensch der Wahrheit und ihrer künstlerischen Form gewachsen sein muß, so hoffen wir, daß der Weg über die drei Stufen wenn auch nicht von heute auf morgen, so doch schon in einem Menschenleben zurückgelegt werden kann, und daß wir aus wenigen Bausteinen den Bau einer zeitgenössischen Kunst erwarten dürfen. Nicht nationale oder internationale Kunst kann letzten Endes die Losung heißen, sondern deutsches Wesen in seiner weltberufenen Form. Das deutsche Wesen kann nur dann wahrhaft erhalten werden, wenn es sich stets neu mit Hilfe aller Weltform aus seinem innersten Kern bildet. Ist aber das deutsche Wesen zu neuer Größe berufen, so muß die Kunst selbst gegen ihren Willen die Formen hergeben, die die geheimen Gesetze der Geschichte brauchen, um sich in der Fortsetzung ihrer höheren Tradition zu offenbaren. —

Was die Ausstellung selber betrifft, so kann man kaum mehr mit Recht von Nachahmung französischen Kunstwesens reden. Es war einmal

richtig, daß Frankreich mit den neuen Formen voranging, da es auch mit der Zersetzung der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Bildideals früher beim Werke war. Aber einmal hat Frankreich selber sich schon teilweise dem positiven Aufbau zugewandt, allerdings nicht im ganzen Umfang der Kräfte (weshalb auch die dortige jungkatholische Bewegung eine mehr ästhetische und vereinzelte blieb); sodann ist die neue deutsche Kunst von der französischen eben durch das deutsche Wesen getrennt, das sich früher seiner Pflicht zur Einordnung in die Geschichte erinnert. Daß der neue übernationale Geist nicht ohne internationale Formen ist, das ist eben so richtig, wie daß der vorausgehende soziale Geist internationale Neigungen hatte. Wenn sich Leute einer vornehmen älteren Geschmackskultur oft von modernen Werken abgestoßen fühlen, so kann man das verstehen, auch wenn nicht so abstoßende und in höherem Sinne sinnlose und formlose Werke vorhanden wären wie die von Hofer und Lehmbruck, trotz ihrer schon erlangten Berühmtheit. Man muß sich aber bewußt bleiben, daß diese ältere Geschmackskultur, der etwa die gar nicht fortschrittlichen Bilder Jagerspachers zusagen, im Grunde unfruchtbar ist und in unserer Zeit keinen Platz mehr hat. In der Ausstellung findet sich nur ein Werk, das den Stufengang von der aufgelösten Natur über die zeitlich-deutsche Empfindung in die höhere Idee, wodurch es ein religiöses Werk wird, schon in sich trägt, es ist das große Bild ‚Moses Siegesgebet' von Karl Caspar; Moses betet auf dem Berge mit ausgebreiteten Armen, die von zwei Männern gestützt werden, während im Hintergrunde im Tale die Schlacht tobt. Fragen wir uns später wieder, ob in dieser Zeit ein größeres Werk gemalt worden ist. Andere Bilder zeigen in dem unteren Kreise der Natur das neue Belebungsgefühl, das bei einer florentiner Landschaft von Maria Caspar-Filser wie ein Stück neue Epik erscheint, das Wort aber nicht in erzählendem Sinne, sondern in dem einer undurchbrochenen Lebenseinheit genommen; dann in einer natürlichen Einfachheit bei Unold und mit einer noch unfertigen klassischen Neigung, die an Blechen denken läßt, bei Teutsch. Auch Schinnerer gelingt, wenn auch ungelockert, das natürliche Dasein zu erzählen, während sich seine enger deutsche Art, Innerlicheres zu veranschaulichen, besser in seinen Radierungen ausspricht. Verunglückt und trotz der vielfältigen Arbeit ohne geistige Notwendigkeit sind die Bestrebungen von Melzer. Die religiösen Bilder von Eberz sind nur in der Absicht, nicht aber in der inneren Form tief und entbehren darum eines gültigeren Lebensgefühls. Die psychologisch seltsamen Bilder von Oskar Coester sind in ihrem Ausdruck echt, dieser selber aber hat keine Verbindlichkeit. Viele dieser Bilder sind hoffnungsreicher, obgleich sie erst am unteren Ende einer neuen zeitgenössischen Kunst stehen, als andere, die das neue Wesen des die engen Grenzen sprengenden Geistes verzerrt und planlos enthalten. Denn um den Plan zu erfüllen, muß zuerst die nächstliegende Arbeit getan sein.

Worte von Bismarck

Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt, und mein Leben zuschnitzt, wie Er es braucht. (1851)

Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben ... (Ohne sie) wäre ich dem ganzen Hofe schon längst mit dem Sitzzeug ins Gesicht gesprungen, und schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, so gehe ich auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfnis, diesen Glauben zu bekennen ... Wie gerne ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut ... Sie nehmen mir dann meinen König. Denn warum, wenn es nicht göttliches Gebot ist — warum soll ich mich denn diesen Hohenzollern unterordnen? Es ist eine schwäbische Familie, die nicht besser ist als meine, und die mich dann gar nichts angeht. (1870)

Geschichte ist nur ein bedrucktes Stück Papier; die Hauptsache bleibt es immer, Geschichte zu machen, nicht zu schreiben. (1862)

Es wird Ihnen vielleicht phantastisch erscheinen, wenn ich behaupte, es ist unter den Völkern wie in der Natur. Die einen sind männlich, die andern sind weiblich; die Germanen sind Männer aus sich, so daß sie für sich allein unregierbar sind. Jeder hat seine Eigenart. Wenn sie aber zusammengefaßt sind, dann sind sie wie ein Strom, der alles vor sich niederwirft, unwiderstehlich. Weiblich sind die Slaven und die Kelten. Sie bringen es zu nichts aus sich. Die Russen können nichts machen ohne die Deutschen. Sie können nicht arbeiten, aber sie sind leicht zu führen. Sie haben keine Widerstandskraft, aber sie folgen ihrem Herrn. Auch die Kelten sind nichts als eine passive Masse. Erst wenn die Germanen hinzutreten, durch die Mischung, wird ein staatliches Volk. So die Engländer, auch die Spanier, solange noch Goten an der Spitze waren, die Franzosen, solange das französische Element leitete. Die französische Revolution hat dasselbe ausgestoßen und dem Keltischen das Übergewicht verschafft; das macht sie geneigt, sich der Gewalt zu unterwerfen. Die Westfalen und die Schwaben sind alte Germanen, aber wenig gemischte Germanen, und darum so schwer an den Staat zu gewöhnen. Wenn sie von einem nationalen Gedanken erfaßt und wenn sie wild werden, dann schlagen sie die Felsen zusammen, aber das ist selten. In der Regel will jedes Dorf und jeder Bauer für sich sein. In den Preußen ist eine starke Mischung von slavischem mit germanischem Element, das ist eine Hauptursache ihrer staatlichen Brauchbarkeit. Sie haben etwas von der Fügsamkeit des slavischen Wesens und von der Männlichkeit der Germanen. (1868)

Die lateinische Rasse ist verbraucht; ich gebe zu, sie hat große Dinge ausgeführt, aber heute ist ihre Bestimmung erfüllt; sie ist dazu berufen, abzunehmen und möglicherweise schließlich ganz zu verschwinden — als Gesamtheit wenigstens . . . Die germanische Rasse ist jung, kräftig, ebenso voller Tugenden und Unternehmungsgeist, wie Sie es ehemals waren. Den nordischen Völkern gehört die Zukunft, und sie treten nur in die ruhmvolle Rolle ein, welche sie für das Wohl der Menschheit auszufüllen bestimmt sind. (1870)

Ich bin gerade der Meinung, daß der Diebstahl das Nationallaster der Engländer ist; bei einer Handelsrasse muß dies schlechterdings der Fall sein. Es gibt in Europa kein Gefängnis, in dem nicht ein englischer Taschendieb säße. Wenn der Diebstahl zum nationalen Trieb sich entwickelt, so fördert er die Eroberungslust. Er erniedrigt weder die Moral, noch verweichlicht er, wie es die Franzosen sind, die sich von Weibern regieren lassen. (1876)

Ich glaube, man soll sich in den germanischen Staaten nicht fragen, wenn man es der Bevölkerung rechtmachen will: was kann gemeinsam sein? Wie weit kann der große Mund des Gemeinwesens hineinbeißen in den Apfel? — Sondern man muß sich fragen: was muß absolut gemeinsam sein? und dasjenige, was nicht gemeinsam zu sein braucht, das soll man der speziellen Entwicklung überlassen. Damit dient man der Freiheit; damit dient man der Wohlfahrt. (1867)

Man darf nicht Krieg führen, wenn es mit Ehren zu vermeiden ist; die Chance günstigen Erfolges ist keine gerechte Ursache, einen großen Krieg anzufangen. (1867)

Unsere Politik ist, daß kein Fuß breit deutscher Erde verloren gehen solle, und daß ebenso kein Titel deutschen Rechts geopfert werden solle. (1863)

Es muß uns Söhnen Teuts erst einmal sehr schlecht gehn, ehe wir Courage haben; so lange wir noch etwas zu verlieren haben, fürchten wir uns; sind wir ausgezogen und durchgeprügelt, so ist jeder ein Löwe. (1854)

Warum führen große Staaten heutzutage Krieg? Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört. Zeigen Sie mir also ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beistimmen. Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es in dem Kabinette oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten, und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Es ist nichts leichter als das, aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist. (1850)

Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns in Folge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten. Es ist die Niederlage an sich, es ist unsre siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffs, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt ohne alle Gebietsabtretung, ohne alle Kontribution, ohne irgendwelche Vorteile als den Ruhm unsrer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur Tat zu machen. (1870)

Der Unteroffizier hat ja doch im Ganzen dieselbe Ansicht und dasselbe Pflichtgefühl wie der Leutnant und der Oberst — bei uns Deutschen. Das geht bei uns überhaupt sehr tief in alle Schichten der Nation. ... Das Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln totschießen läßt, haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserm Volke, davon, daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht ... Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Orden und Titel reizen mich nicht. (1870)

Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein, wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. (1888)

Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein! (1888)

Kleine Bausteine

Briefe eines Feldgeistlichen vom Kriegsschauplatz an den Herausgeber des Hochland

VII.

Allenstein, den 22. 2. 15.

Wie einer erleichtert aufatmet am Morgen, nachdem in der Nacht ein böser Alp auf ihm lag, der ihm den Atem nahm, so atmen wir jetzt in Ostpreußen auf nach den letzten Siegen unseres tapferen Heeres ostwärts der Masurischen Seen. Der russische Bär, der uns noch immer mit seinen Krallen an der Kehle hielt, ist von starker deutscher Faust unversehens gepackt und von uns abgeschüttelt worden, wobei ihm der Pelz mit seinem eigenen Blute gründlich gewaschen worden ist. Wir ahnten in den ersten Februartagen, daß von unserer obersten Heeresleitung hier im Osten Großes, Neues geplant werde, da alle Vorsichtsmaßregeln für eine neue; starke Offensive in Ostpreußen getroffen wurden. Bahn und Post waren gesperrt. Wir saßen in Allenstein wie auf einer von der Welt abgeschnittenen Insel. Niemand konnte zu uns, wir konnten zu niemand. Nachrichten aus der Welt gab es nur in kurzen, von der Heeresleitung ausgegebenen Telegrammen. Die Lebensmittel wurden schnell knapp, und es hieß sich einschränken. Dafür kamen alle 10—15 Minuten Eisenbahnzüge mit Soldaten, die mit lautem Hurra im Vorbeifahren unsere Stadt begrüßten und frohe Kriegslieder sangen. Immer neue Scharen zogen an uns vorüber Tag und Nacht: ernste, bärtige Landwehrleute mit durchfurchten Gesichtern, in die der Kampf ums Dasein schon lange seine Spuren eingezeichnet hatte, Männer mit entschlossenem Blick und dem harten Willen, dem Feinde es heimzuzahlen, daß er sie von der Familie und der Friedensarbeit hinweg zum Kampfe zwang; dazwischen junge, bartlose Milchgesichter, Kriegsfreiwillige und Rekruten mit dem Feuer einer ernsten, heiligen, großen Begeisterung in den Augen. So ging's in stillem, raschem Aufmarsch an den Feind heran, der seit Wochen sich in den Grenzbezirken festgesetzt hatte und auf dem Truppenübungsplatze Arys bereits russische Rekruten drillte. Bald darnach kamen auch schon aus den Gebieten der Masurischen Seen, von Rudczany, Johannisburg, Lötzen, Lyck die ersten Verwundeten, darunter sehr viele mit Beinschüssen, die sie beim Sprung gegen die Schützengräben der Feinde erhalten hatten. Unsere Lazarette füllten sich mit Helden in Wunden, nachdem sie Helden im Kampfe auf dem Schlachtfelde gewesen waren. ‚Es geht voran,' ‚wir haben die Russen schon aus Johannisburg gejagt,' ‚Bialla, Lyck sind frei,' das waren die ersten Siegesnachrichten, die unsere Verwundeten uns brachten, die wir in großer Erregung dem Aus-

gange der neuen Operationen entgegensahen. Dann kam in wenigen, schlichten Soldatenworten die behördliche Mitteilung: 50 000 Russen sind gefangen; 40 Geschütze, 60 Maschinengewehre sind erobert, unübersehbar viel Kriegsmaterial ist erbeutet. Schnell erhöhte sich in den nachfolgenden Depeschen die Zahl: 64 000 Gefangene, 70 Geschütze, über 100 Maschinengewehre, 150 gefüllte Munitionswagen, einige tausend Pferde, drei ganze Lazarettzüge, Scheinwerfer, mehrere hundert Feldküchen und ganze Züge voll Lebensmittel fielen in unsere Hände. Auch ein ganzer Zug mit Möbeln und landwirtschaftlichen Maschinen, die in deutschen Städten und auf deutschen Gütern von den Russen ‚gefunden' worden waren und die wohl die russische Landwirtschaft heben und verschönern sollten, blieb wieder in der deutschen Heimat. Die Russen waren, wie es scheint, diesmal nicht durch ihr beliebtes System, durch Spionage und bezahlte Agenten, von unserem neuen Aufmarsch benachrichtigt worden. Deshalb nannten sie den überraschenden deutschen Angriff ‚heimtückisch', wie russische Zeitungen schrieben . . . Allen Naturgewalten trotzend, haben auf unserem rechten Flügel, südwärts von Johannisburg, manche Regimenter 40 Kilometer an einem Tage zurückgelegt. In gleicher Weise sind die Truppen unseres Nordflügels in Gewaltmärschen auf tief verschneiten Wegen bis tief in Rußland vorgedrungen und haben den ganzen russischen rechten Heeresflügel eingedrückt. Während ich dies niederschreibe, kommt die neueste Siegesbotschaft, daß bei der Verfolgung der Russen weitere 40 000 Gefangene gemacht wurden, so daß die Zahl der Gefangenen jetzt über 100 000 steigt. Wieviele Tausende in der gewaltigen Winterschlacht tot und verwundet auf den Schneefeldern liegen bleiben, weiß der liebe Gott. Strafgericht eines gerechten Gottes!

Aber neben der Freude über diese herrlichen Erfolge steht doch auch die graue, ernste Sorge um die nächste Zukunft der von den Russen besetzt gewesenen Gebiete Ostpreußens. Wieviel gilt es jetzt zu heilen, wenn die Provinz wieder das werden soll, was sie war: die reiche Kornkammer Deutschlands, die Heimat der schönen, stolzen Pferde, das Land der großen Viehweiden mit den zahlreichen, wohlgenährten Rinderherden. Schon kehren die Flüchtlinge spärlich zurück, aber alle dürfen noch nicht die Heimat wiedersehen. Wovon wollten sie dort auch leben, wo wollten sie wohnen? Nichts ist gerettet. Die Wohnungen sind eingeäschert, das Vieh ist fortgetrieben, vernichtet. Lebensmittel können unmöglich in hinreichendem Maße herbeigeschafft werden, wenn nun alle auf einmal zurückkehren wollen. So sitzen die Flüchtlinge denn noch zu Hunderten in den Städten und Dörfern im westlichen Ostpreußen, lagern zum Teil in den Warteräumen und Hallen der Bahnhöfe: frierende Frauen, alte Männer mit gramdurchfurchten Gesichtern, hungernde, bleiche Kinder. In stummer Ergebenheit in ihr hartes Los, harren sie tagelang aus, bis ein Zug für sie bereitgestellt werden kann, der sie zur Heimat führen soll, so wie man zu Gräbern pilgert, die alles umschließen, was uns das Leben wert machte und schön erscheinen ließ.

Einige Einzelheiten über die Verwüstungen mögen Sie noch interessieren. Hierbei sei betont, daß nicht alle russischen Truppen sich als Räuber, Verwüster, Brandstifter, Peiniger und Mörder von Frauen und Kindern gezeigt haben. Immer und überall aber haben nach gleichlautenden Berichten aus allen Grenzbezirken die Kosaken schandbar gehaust, ohne irgendwelche Rücksicht auf Völkerrecht oder Genfer Konvention. Sie haben Geistliche, Lehrer, Landwirte, selbst Greise in den achtziger Jahren ohne alle Ursache erschossen, erstochen; sie haben besonders gerne junge Burschen von 14—17 Jahren getötet oder verstümmelt, damit sie keine deutschen Soldaten würden; sie haben sich an Frauen und Mädchen in schändlicher Weise vergangen. Ehre, Leben und Privateigentum, Güter, die durch Übereinkommen der europäischen Mächte geschützt sind, wurden freventlich vernichtet, nicht unter dem Zwange der harten, unerbittlichen Kriegsnotwendigkeit, sondern aus reiner Zerstörungswut. Auch reguläre russische Truppen hatten es sich zur Gewohnheit gemacht, beim Rückzuge alles niederzubrennen. Der Kaiser selbst konnte am 13. Februar von den Höhen beim Dorfe Grabnick aus, ostwärts von Lötzen, tief ergriffen Zeuge sein des schauerlichen Schauspiels, wie am Abende beim Rückzuge des russischen Heeres der ganze Horizont über den Schneefeldern gleich einem Feuermeer glühte. In dem Städtchen Ortelsburg, das etwa 8000 bis 10 000 Einwohner zählt, sind allein beim ersten Besuche der Russen in den Augusttagen 476 Gebäude niedergebrannt worden. In einem Häuschen, welches die rohe Soldateska anzündete, befanden sich noch fünf Personen, denen das Entweichen aus dem brennenden Hause durch Posten unmöglich gemacht wurde. Ein taubstummes Mädchen, das in der Verzweiflung dem Feuertod zu entrinnen suchte, wurde niedergeschlagen. In den Gebäuden, die nicht eingeäschert sind, sind sämtliche Türen und Fenster eingeschlagen, die Möbel und Hausgeräte, Kleider und Wäsche zerstört oder unsagbar beschmutzt und damit unbrauchbar gemacht. Im allgemeinen wurden die Kirchen geschont, auch nicht beraubt. Kruzifixe und Heiligenbilder fanden wir überall unversehrt wieder. Dagegen waren überall in den Schulen und Wohnungen die Bilder des deutschen Kaisers entweder schamlos beschmutzt oder gänzlich zerrissen. Vielfach waren auch in kindischer Weise den Bildern die Augen ausgestochen, oder sie zeigten Messerstiche in das Herz. Auf allen Landkarten in den Schulen waren Ost- und Westpreußen von dem übrigen Deutschland abgeschnitten, ein nicht mißzuverstehender Beweis für die löbliche Absicht, diese beiden Provinzen der ‚Kulturwelt‘ Rußlands einzuverleiben. Gott, der uns die herrlichen Siege hier im Osten verlieh, möge nun auch alle zurückkehrenden Flüchtlinge mit neuem Lebensmut und neuer Kraft ausstatten, damit sie hoffnungsstark auf den Trümmern des einstigen schönen Bestandes nun wieder Neues säen, aufbauen, erringen! Der Kaiser hat seine Hilfe zugesagt, und das ganze Deutsche Reich wird gewiß dem sorgenden Landesvater hierbei helfend zur Seite stehen.

Dr. Poertner, Militäroberpfarrer.

Kritik

Zu Bismarcks Säkulargedächtnis
Von Johannes Mumbauer

In den Zeitungen war zu lesen, daß, als in den ersten Augusttagen von 1914 die ausrückenden Hamburger Landwehrmänner an Friedrichsruh, wo Otto v. Bismarck unter den Bäumen des Sachsenwaldes ruht, vorüberfuhren, einige von ihnen zu der Gruft des ‚Ehernen Kanzlers' hinübergerufen hätten: ‚Bismarck, stah up, et is Tid, wi bruken di!' Ja wahrhaftig, wir brauchen ihn in den schwersten Tagen des von ihm vor nun bald einem halben Jahrhundert mit dröhnenden Hammerschlägen zusammengeschmiedeten Reiches, wir brauchen seinen Geist, den Bismarckgeist. Daß dieser uns nahe ist, daß er um uns und in uns lebt, das soll uns besonders lebhaft vergegenwärtigen die Erinnerung, daß am 1. April dieses Jahres hundert Jahre seit dem Tage der Geburt des ersten Reichskanzlers verflossen sind. Mitten im heißesten Kampf um unsere staatliche und vielleicht auch völkische Existenz pocht das Bismarck-Säkulargedächtnis mahnend und ermutigend an die Pforten unserer ohnehin erschütterten Seele. Mag es unter diesen tragischen Umständen dem denkwürdigen Tage an den üblichen Feiern fehlen, es hätte ihn keine passendere Musik begrüßen können als der Donner der Geschütze um die Wälle des von ihm aufgerichteten Reiches.

Aber hat denn Bismarck, des Deutschen Reiches Baumeister, wirklich auch etwas zu tun mit dem, um was es in dem jetzigen Kriege geht, mit dem, was zu dem gewaltigen Völkerringen geführt hat, mit der Weltpolitik und ihren verwickelten Zusammenhängen? Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die mit Berufung auf gewisse gelegentliche Äußerungen Bismarcks (z. B. von Deutschland als dem ‚saturierten Staat') die Anschauung zu verbreiten suchen, als ob der erste Kanzler die Gründung des neuen Reiches nur auf in innernationalem Wirken wurzelnden, rein innereuropäischen Einfluß angelegt habe, und daß er daher die Beteiligung an einer Weltpolitik, die zu der gegenwärtigen Krisis geführt hat, weit zurückgewiesen haben würde. Nichts kann kurzsichtiger sein als diese Meinung. Ich möchte es fast symbolisch finden, wenn der Ausschuß für die Errichtung des großen (leider auch heftig umstrittenen) Bismarck-Nationaldenkmals auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück am Rhein gleich bei Beginn des Krieges einen großen Teil der für das Denkmal gesammelten Gelder der Kriegsfürsorge überwiesen hat. Dadurch wurde treffend zum Ausdruck gebracht, daß die jetzige Entwicklung als Folge in dem Werke Bismarcks eingeschlossen war. Er selber hat wiederholt den ungeheuren Krieg aufs bestimmteste vorhergesagt, in dem das von ihm geschaffene Werk der deutschen Einheit und Größe unvermeidlich um seinen Bestand werde zu ringen haben, wenn es in seiner unaufhaltsamen Entfaltung den Konkurrenten und Neidern in der weiten Welt allzu lästig geworden sein würde.

So wenig das Gewirr der tausenderlei diplomatischen Fäden bis heute im einzelnen klargelegt ist und klargelegt sein kann, so steht doch die Tatsache fest,

daß Bismarck — und das will sagen der absolute Inbegriff der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches — sich alsbald nach dem Deutsch-Französischen Kriege fest an die Seite desselben Österreich gestellt hat, mit dem er sich nach der innerdeutschen Beziehung 1866 auseinandergesetzt hatte, und zwar mit dem Bewußtsein, dadurch in eine ernste Spannung und schließlich in den unvermeidlichen Konflikt mit Rußland und England zu geraten. Er wußte, daß er damit die Nation über die Schwelle eines neuen Zeitalters führe, daß er dadurch wegen der Beziehungen der englischen wie der russischen Politik zum Balkan und zum Orient, wo Österreichs Lebensinteressen verwurzelt sind, Deutschland die ersten Schritte von der Großmacht zur Weltmacht machen hieße. Gortschakow witterte alsbald nach der Reichsgründung in Deutschland das Hindernis für den nie aus dem Auge gelassenen russischen Kampf mit Österreich um die slavische Vorherrschaft und um die Balkanherrschaft; und schon 1876 erhielt er auf seine erste bezügliche Frage an Bismarck die (auch später immer wieder bestätigte) Antwort, daß Österreichs Dasein für uns unentbehrlich sei. Seitdem, und nicht erst seit dem Berliner Kongreß, der nur das Tüpfelchen auf dem I war, und nicht erst seit dem offiziellen Bündnis mit Österreich-Ungarn, das nur die naturgemäße Folge war, ist Rußland unser Feind — nach 1878 mußte es einmal zur Entscheidung mit den Waffen kommen. Ähnlich ist es mit England, dessen Gegensatz gegen uns ganz am neuen Deutschland, wie Bismarck es gestaltet hatte, haftet. Bismarck hatte schon 1857 an den General von Gerlach geschrieben: ‚Österreich kann uns keine Bedeutung in Deutschland gönnen, England keine Chancen maritimer Entwicklung in Handel oder Flotte und ist neidisch auf unsere Industrie.‘ Die entsprechende Entwicklung zu Deutschlands neuer Größe hat aber erst Bismarcks Reichsgründung ermöglicht; und insofern ist als deren Folge Englands Feindschaft das natürliche Ergebnis der Bismarcktat. Graf Ernst zu Reventlow schreibt im 16. Heft der von E. Jäckh unter dem Titel ‚Der Deutsche Krieg‘ herausgegebenen Politischen Flugschriften (‚England der Feind‘): ‚Es ist auch heute noch interessant und bezeichnend für den unbeirrbaren politischen Scharfblick Bismarcks, daß er im Frühjahr 1898 die damals landläufigen Irrtümer nicht teilte: der englische Zorn auf Deutschland führe sich zurück auf die Krügerdepesche, auf die moralische Unterstützung der Buren durch Deutschland, auf die deutsche Politik in Ostasien usw., oder aber auf die Schwankungen der deutschen Europapolitik seit 1891. Alle diese Dinge bildeten damals das politische Tagesgespräch in Europa, und auf sie, außerdem auf die noch unausgeführten, aber viel besprochenen deutschen Flottenpläne führte man bei uns die gespannten englisch-deutschen Beziehungen zurück. Bismarck sah durch das alles hindurch und erblickte auf dem Grunde die englische Eifersucht, weil die deutsche Industrie die Märkte zu erobern begann, welche bisher großbritannische Domäne oder als solche für die Zukunft ausersehen gewesen waren.‘ In der Tat sind demgegenüber alle anderen Verhältnisse nur sekundäre Ursachen. Und so ließ denn bezeichnenderweise Bismarck noch gegen Ende seines Lebens, im April 1898, dem englischen Journalisten Sidney Whitman auf dessen Frage antworten: er ‚bedaure, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England nicht besser seien, als sie eben sind. Bedauerlicherweise wisse er kein Mittel dagegen, da das einzige ihm bekannte, das darin bestehe, daß wir unserer deutschen Industrie einen Zaum anlegten, nicht gut verwendbar sei‘. Der Kanzler hat bekanntlich auf dem eingeschlagenen Weg zur Weltpolitik bisweilen geschwankt: man braucht nur an den ‚Rückversicherungsvertrag‘

mit Rußland und an seine Ideosynkrasie gegen die Kolonialpolitik* zu erinnern. Aber in der großen Gesamtlinie hat er doch den Kurs mit Bewußtsein auf Weltpolitik hin gesteuert, deren unentrinnbare Folgerung der Weltkrieg war. Hat uns so das Werk Bismarcks, das Frankreichs Racheburst, Rußlands Herrsch- und Eroberungsgier, Englands Krämerneid erregte, den jetzigen Existenzkampf gebracht, so triumphiert aber auch in diesem Kriege der Geist Bismarcks, den er dem ganzen Volkskörper eingehaucht hat, der Geist der Zucht und der Straffheit, des militärischen und politischen Zusammenhalts, der materiellen und sittlichen Organisation, der Geist der Stärke und der Einheit, der Geist der Disziplin, der sittlich-organisierenden Energie, der volksbildenden und kraftbildenden Schulung auf allen Lebensgebieten. Dieser Geist bildet das Rückgrat unserer Heere wie das unserer staatlichen Vergangenheit. In diesem Geiste werden wir siegen.

Ähnliche Gedanken durchziehen mehr oder minder ausgesprochen die Bismarck-Literatur, die mir aus Anlaß des Säkulargedächtnisses zur Besprechung vorliegt. Ich darf sie daher nach den vorstehenden allgemeinen Erwägungen ohne weitere Beziehung zu der gegenwärtigen Kriegszeit betrachten. Zunächst, was unmittelbar durch den bevorstehenden Jahrhundertgedenktag veranlaßt worden ist.

Martin Spahn schon hat im voraus eine Gedächtnisrede im Hinblick auf den 1. April gehalten, und zwar bei dem akademischen Festakt der Straßburger Universität zur diesjährigen Feier des Geburtstags Seiner Majestät des Kaisers, die unter dem Titel ‚Bismarck und die deutsche Politik in den Anfängen unseres Zeitalters' (Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1915) gedruckt vorliegt. Der Straßburger Professor der neueren Geschichte legt das Hauptgewicht auf den Nachweis, daß die Jahre 1878 und 1879 mit dem Berliner Kongreß und dem Bündnisse mit Österreich, mit der Grundlegung unserer Reichsfinanz- und staatlichen Eisenbahnpolitik, mit unserer Wirtschafts- und Sozialpolitik im Sinne meiner einleitenden Ausführungen für die innere wie äußere Entwicklung Deutschlands grundlegend und entscheidend gewesen sind. Er zeigt aber zugleich, daß jene innerpolitischen Maßnahmen im engsten Zusammenhang mit dem Eingehen auf die Weltpolitik stehen und für diese mitbestimmend geworden sind. Der geistreiche Essay gipfelt so: ‚Bismarck war nicht so glücklich wie wir, den ganzen Weg überschauen zu können, als er den Grund zum großen Werke (der Weltpolitik) legte. Die Strecke Wegs, die der beginnende Tag der Weltgeschichte vor seinen Augen aufhellte, war kurz . . . Niemals sprach er in den größeren Reden jener Jahre über die Zukunft eine Vermutung aus und insbesondere nie von der Möglichkeit, daß England eines Tages als unser wahrer Feind sich zeigen werde (was nach dem vorstehenden freilich nicht ganz richtig ist). Im Gegenteil, er wiederholte mehrfach, daß es durch Österreich uns genähert werden könnte. Man merkt nur, daß England ganz von fern her und vielleicht noch unter der Schwelle seines Bewußtseins ihn beunruhigte. Mit der Selbstzucht des echten Staatsmannes begründete er seine Politik lediglich aus den Bedingungen der

* Am 9. Februar 1871 sagte er zu Moritz Busch: ‚Ich will auch gar keine Kolonien. Die sind bloß zu Versorgungsposten gut. Diese Koloniengeschichte wäre für uns genau so, wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben'. Zu Graf Frankenberg äußerte er noch im Winter 1881: ‚So lange ich Reichskanzler bin, treiben wir keine Kolonialpolitik. Wir haben eine Flotte, die nicht fahren kann, und wir dürfen keine verwundbaren Punkte in fernen Weltteilen haben, die den Franzosen als Beute zufallen, sobald es losgeht'. Später hat er sich dann doch in die Kolonialpolitik gefunden; aber man muß heute doch an — Tsingtau denken!

Gegenwart. Um so mehr lag ihm daran, die Fäden, die im Leben jedes gesunden Volkes die Vergangenheit mit der Zukunft verbinden sollen, nicht durch seine Maßnahmen abreißen zu lassen . . . Ein Staatsmann wird immer das Bedürfnis haben, mit beiden Füßen auf dem Boden aufzustehen, und der Boden ist für ihn immer die geschichtliche Vergangenheit seines Staates. Das aber hat die wahrhaft großen Staatsmänner noch nie gehindert, mit dem Haupte über die Niederungen ihrer Zeit hinwegzuschauen und ahnenden Geistes ihr Volk auf die Wege einer größeren Zukunft hinüberzuführen. Wir fühlen heute sowohl im Lichte der Entwicklung eines ganzen Menschenalters wie im grellen Widerscheine der zuckenden Blitze des Weltkrieges die Sicherheit einheitlicher Orientierung und die Kraft der zum selben Ziele strebenden Bewegung, die 1878/79 allen einzelnen Grundströmungen unseres nationalen Daseins mitgeteilt wurde . . .'

Von ähnlich weiten Gesichtspunkten geht eine Abhandlung ‚Bismarck' aus, mit der Erich Marcks eine periodische Publikation einleitet, die unter dem Titel ‚Das Bismarck-Jahr' als Monatsschrift zur Vorbereitung der geplanten Bismarckfeier der deutschen Studentenschaft in Hamburg von Juni 1914 bis Juni 1915, herausgegeben von den Professoren Max Lenz und E. Marcks (Broschek, Hamburg), erscheinen sollte. In dem vorliegenden Hefte versucht Marcks in seiner großzügigen, pragmatischen Art eine allgemeine Würdigung der Person und des Werkes Bismarcks. Als Verfasser der vermutlich ‚klassischen' Bismarck-Biographie, deren erster, die Jugendzeit des Helden umfassender Band bereits erschienen ist, war er dazu zweifellos besonders berufen. Man muß gestehen, daß man nicht leicht auf so knappem Raum (20 S. 4°) eine so umfassende Charakteristik eines Riesenlebens antreffen wird. Der Standpunkt ist der bekannte liberale, aber von durchaus vornehmem Gepräge. Zeugnis dafür legt ab die Stelle über den Kulturkampf, welche die katholisch-kirchlichen Gesichtspunkte nicht teilt, aber im Gegensatz zu der vulgären Behandlung des delikaten Gegenstandes mit keinem Worte verletzend wird. Mit Bezug auf den bereits erwähnten kritischen und entscheidenden Zeitpunkt und die damalige auswärtige Politik heißt es von Bismarck: ‚Es galt, sein Reich einzuführen, es sich einleben zu machen inmitten des alten Europa; er richtete die Spitze wider Frankreich, gewann Österreich zurück, schuf sich im Bündnis der drei östlichen Kaisermächte den starken Rückhalt und fühlte sich seiner beiden Bundesgenossen doch nie ganz gewiß . . . Er sah den Abfall Rußlands nahen und erlebte 1875 den ersten unvergeßlichen Stoß von Gortschakows Hand: Rußland und England stützten Frankreich gegen Deutschlands vermeintliche Kriegsabsicht und Deutschlands wahrscheinlichen Druck. Dann folgten die Balkanwirren. Sie hoben den deutschen Kanzler auf die Höhe einer ausgleichenden Stellung . . . Aber im Grunde verlor er in diesen Jahren von 1876 ab Rußland ganz; die Rivalität der beiden östlichen Nachbarn um den Balkan sprengte sein Dreikaisersystem und stellte ihn vor die unwillkommene Wahl zwischen beiden . . . Nach Jahren auch hier voll Glanz und voll Sorge brachte die 79er Krise ihm die Lösung: den klaren Bruch mit Rußland, das klare Bündnis mit Österreich-Ungarn allein. Und wirklich hat dieser Zweibund, den er mit Einsatz all seiner Kraft errungen und seinem eigenen Herrscher aufgezwungen hatte, für seine auswärtige Politik die letzte, stärkere, positivere Epoche eingeleitet.' Über die auswärtige Politik bemerkt Marcks: ‚Man mag drei konzentrische Kreise unterscheiden, in denen sie sich bewegte: den innereuropäischen, Deutschland und seine unmittelbaren Nachbarn; den europäisch-peripherischen, der das Mittelmeer und den näheren Orient umspannte und der seit 1876 wieder in Aufruhr

war, mit jenem engsten unlösbar verknüpft; dazu einen dritten, weitesten, der die Erde umfaßte, und den der Weltgegensatz zwischen Rußland und England mit jenen zwei engeren verband. Bismarck ging aus vom kontinental-europäischen Interesse, und dieses blieb ihm stets die Hauptsache. Aber nach einigen Jahren der Konsolidierung der neuen Grundlage, die er mit seinem Zweibunde gelegt hatte, nach einer Arbeit der Befestigung und der Beruhigung auch Rußlands, gestattete ihm eben diese neue Basis, und zwang ihn die Weltbewegung, in immer weitere Weiten hinauszugreifen: er hat von 1881—85 unmittelbar Weltpolitik getrieben.'

Auf weitere Volkskreise berechnet ist das ausgesprochenermaßen auf die Jahrhundertfeier spekulierende Lieferungswerk ‚Das Bismarck-Buch des deutschen Volkes' von Alfred Funke (Leipzig, W. Vobach & Co., 1915). Ob es den anspruchsvollen Titel rechtfertigen wird, scheint mir einigermaßen zweifelhaft; denn es macht in der bekannten kitschigen Manier der berüchtigten ‚Prachtwerke' bedenkliche Zugeständnisse an die ‚populären' Instinkte durch Breittreten untergeordneten Details, durch schwulstig-sentimentale Verhimmelung, durch eine Überfülle wahllos herbeigezogener Illustrationen u. dergl. Über den Gang der eigentlich geschichtlichen Darstellung des Bismarcklebens läßt sich aus dem vorliegenden ersten Hefte schlecht urteilen, da es sich weitschweifig lediglich über die Herkunft und Vergangenheit des Geschlechtes derer von Bismarck verbreitet; da das ganze Werk nur 32 Lieferungen umfassen soll, müßte danach die eigentliche Biographie unverhältnismäßig zu kurz kommen. Das Beste an der Veröffentlichung dürfte schließlich noch das Bildermaterial sein.

Zum Verteilen an Soldaten und an die Schuljugend bei Gelegenheit des Säkulargedächtnisses bestimmt und geeignet ist das billige Schriftchen ‚Unser Bismarck', zu seinem 100. Geburtstage Deutschlands Kämpfern und Deutschlands Jugend dargeboten von Oskar Brüssau, mit Zeichnungen von Karl Bauer (Potsdam, Stiftungsverlag). Was man auf 32 Seiten über das gewaltige Thema sagen kann, ist wirklich nicht übel gesagt — gut disponiert und in den Höhepunkten eindringlich herausgehoben. Die Kulturkampf-Episode wird darin übergangen.

Ein höchst seltsames ‚Gedenkblatt aus Anlaß des 100jährigen Geburtstages des Altreichskanzlers' ist dagegen die Schrift eines Hermann v. Festenberg ‚Zwischen zwei deutschen Eichen. Des deutschen Volkes Werdegang seit Luther bis Bismarck' (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, 1915), eine öde Geschichtsklitterung im Sinne der konventionellen Vorurteile.

Eine durchaus gediegene Biographie des großen Kanzlers legt zur 100. Wiederkehr des Tages, an dem der Gründer des Reiches geboren wurde, vor Adolf Matthias, der erfolgreiche Verfasser von ‚Meine Kriegserinnerungen', ‚Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?' und ‚Wie werden wir Kinder des Glücks?' in seinem innerlich und äußerlich vornehmen Buche ‚Bismarck. Sein Leben und sein Werk' (München, C. H. Beck, 1915), bei dessen Abfassung noch der gegenwärtige Krieg berücksichtigt werden konnte. Obwohl diese Zeitstimmung gewissen Abschnitten ihren Schwung mitgeteilt hat, wirkt doch das Ganze gegenüber einem Feuergeist wie Bismarck ein wenig ‚reserviert'; daß die Darstellung edel und fein abgewogen ist, braucht bei einem Stilisten wie Matthias nicht eigens betont zu werden. Der hauptsächlichste Nachdruck ist auf die Persönlichkeit und auf das Psychologische gelegt; es soll der Mensch Bismarck gezeigt werden, weshalb denn auch die Ansichten des Kanzlers möglichst mit

dessen eigenen Worten wiedergegeben werden. Das Werk ist seiner ganzen Haltung nach auf die weitesten Kreise der Gebildeten angelegt. Wäre nicht das Kapitel ‚Der Kampf mit Rom um staatliche Selbständigkeit‘, das die Kulturkampftendenzen einseitig, wenn auch ohne Schärfe schildert, so könnten sich auch Katholiken vorbehaltlos des schönen Buches freuen.

Im Gegensatz zu dem vorigen ist das ganz gleichnamige Buch — ‚Bismarck, Sein Leben und sein Werk‘ — von Gottlob Egelhaaf (Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann, 1911) das Werk eines ausgesprochenen Fachhistorikers. Es will eine quellenmäßige Darstellung nicht nur des Biographischen, sondern vor allem der politischen Entwicklung geben, insbesondere im Hinblick auf den Werdegang des Deutschen Reiches; ja es will sich gewissermaßen mit dem Quellenmaterial selbst auseinandersetzen. Die Schwierigkeit liegt nun darin, dies auf verhältnismäßig engen Raum zusammenzudrängen, und dann bei aller Wissenschaftlichkeit gemeinverständlich zu bleiben. Der Verfasser ist dem innerhalb der naturgemäßen Schranken im allgemeinen gerecht geworden, so daß er für diesen Typ eine Lücke in der Bismarck-Literatur ausfüllt. Die Darstellung mußte natürlich etwas nüchterner werden, aber sie liest sich gut. Ich hatte bisweilen den Eindruck, als wenn man für die Periode der Gründung des Reichs hier die Unterlage der Bloemschen Trilogie vor sich hätte. Am wenigsten befriedigt begreiflicherweise die Darstellung des Kulturkampfes.

Als ihr 500. Bändchen bringt die Teubnersche Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt‘ zum Bismarckjubiläum aus der Feder des Privatdozenten Veit Valentin die im eigentlichsten Sinne prägnante Abhandlung ‚Bismarck und seine Zeit‘ (Leipzig, B. G. Teubner, 1915), die zwar in ihrer Knappheit auf alles gelehrte Detail verzichten muß, aber als Muster geschichtlicher Konzentration gelten darf. Da entsteht in scharfen Umrissen vor uns Bismarck der Mensch, Bismarck der Preuße, Bismarck der Träger des neuen Deutschtums; und aus der Persönlichkeit wächst die Zeitgeschichte heraus, aus der Biographie das Bild der Bismarckischen Epoche in ihrem Lebendigen, Bleibenden, Wesentlichen und Wirkenden. Es wäre ein rechtes ‚Gedenkbuch zu des Kanzlers 100. Geburtstag‘, wenn nicht die antiultramontanen Ausfälle störten, die das Maß des für uns Erträglichen übersteigen. Was da über den ‚modernen Klerikalismus‘, über den ‚neuen Katholizismus‘ gesagt wird, der als Produkt der Herrschsucht Pius IX. und der Intoleranz der Jesuiten hingestellt wird, ist, soweit die deutschen Katholiken in Betracht kommen, einfach falsch und beruht auf mangelhafter Kenntnis der Entwicklung. Die Wiedergeburt des Katholizismus und der Aufschwung der katholischen Bewegung in Deutschland reichen in ihren Gründen viel weiter zurück und stellen sich dar als Reaktion von innen heraus gegen die Tendenzen der Aufklärung und des Rationalismus, parallel mit der Romantik. Weil der Verfasser das übersieht, hat er auch kein Verständnis für die katholischen Kräfte, die in der Kulturkampfbewegung tätig waren. Wirklich schade; denn das Bändchen ist sonst eine tüchtige Leistung.

Auf das Geistesgeschichtliche und die Zusammenhänge mit der allgemeinen Kultur legt Ed. Heyck das Gewicht in seinem ‚Bismarck‘, erschienen als Band 4 der von ihm herausgegebenen ‚Monographien zur Weltgeschichte‘ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1910). Das Urteil ist, wenn auch bezüglich der Person Bismarcks ein wenig panegyrisch, im allgemeinen vorsichtig und zurückhaltend. Charakteristisch dafür ist die temperamentlose, fast ausweichende Erwähnung des Kulturkampfes, der mit ein paar Sätzen abgemacht wird. Der Ver-

fasser schreibt bei aller Eleganz des Ausdrucks warmherzig. Wertvoll und interessant sind die zahlreichen Abbildungen, unter denen sich auch treffende Karikaturen befinden. Die Schlußkapitel fassen das Ganze anziehend und bedeutend zusammen.

Fast ausschließlich mit dem gleichen Illustrationsmaterial ausgestattet wie das vorstehende Werk ist die kurze volksmäßige Darstellung ‚Bismarck' von Professor v. Pflugk-Harttung aus ‚Velhagen & Klasings Volksbüchern' (Bielefeld und Leipzig, 1911), die wahrscheinlich jetzt auch als Festgabe verwendet werden wird, wozu sie sich im allgemeinen auch eignet.

Unter den besprochenen Erscheinungen war keine Schrift aus katholischer Feder:* der katholische Volksteil bewahrt im großen und ganzen Bismarck gegenüber noch immer eine gewisse, allerdings sich sichtlich mindernde Zurückhaltung. Der Grund liegt nicht in nationalen Momenten, sondern in den Erfahrungen des Kulturkampfes, der fraglos von Bismarck zu verantworten ist, wie dieser auch persönlich ganz unter dem Zwange protestantischer Instinkte stand und antirömisch empfand — man denke nur an seine Aussprache im Herrenhaus am 10. März 1873. Was unter Berücksichtigung dieser Tatsächlichkeiten über die Stellung der deutschen Katholiken zu dem Problem Bismarck zu sagen ist, das habe ich schon im neunten Hefte des zweiten Jahrganges dieser Zeitschrift (Juni 1905) dargelegt, und ich darf mich auf meine damaligen Ausführungen beziehen. Inzwischen hat sich das Verhältnis noch mehr geklärt, und es darf auch auf katholischer Seite eine verständnisvolle Teilnahme an dem Säkulargedächtnis des 1. April 1915 vorausgesetzt werden. Ob es daher gerade notwendig war, daß man schon im voraus vor Ausschreitungen bei dem Bismarckgedächtnis glaubte warnen zu sollen, darf füglich bezweifelt werden. Man hätte das abwarten können; einstweilen scheint nichts auf solche Absichten hinzudeuten. Bismarck steht in der großen, schweren Zeit vor uns allen als der nationale Heros, als der Gründer des Reichs, das wir in seinem Geiste schirmen und erhalten wollen. So steht er in Stein auf der Elbhöhe bei Hamburg als der treue Eckart Deutschlands, verkörpert in Lederers trotzigfester Rolandfigur:

Der Zwietracht eherner Erwürger,
Des deutschen Reiches Ehrenbürger.

Frenssens Bismarckepos** / Von Karl Muth

Diese Dichtung, um die Weihnachtszeit erschienen, im ersten Monat des neuen Jahres aus dem Buchhandel zurückgezogen, hat nichtsdestoweniger schon ihre streiterfüllte Geschichte. Das Buch, so schrieb am zweiten Tag des neuen Jahres Paul Schlenther im ‚Berliner Tageblatt', werde viel gelesen werden: des Dichters wegen, des Gegenstandes wegen. Aber es werde ästhetisch wie politisch auf sehr geteilte Meinungen stoßen. Die sehr geteilten Meinungen haben nicht auf sich warten lassen. Schon am 6. Januar eiferte Paul Mahn in der ‚Täglichen Rundschau': ‚Wir fürchten, die Deutschen werden es Frenssen so bald nicht

* Von Martin Spahn wird bis zum 1. April eine Arbeit über Bismarck im Volksvereinsverlag erscheinen, auf die wir zu sprechen kommen.

** Bismarck. Eine epische Erzählung von Gustav Frenssen. 8° 452 S. Verlag Grote, Berlin.

vergessen, daß er in einer Zeit, die sich mit tausend Fäden an ihren besten, gewaltigsten Mann gebunden fühlt, die zu ihm hinüberblickt, neue Kräfte und Stärkung aus seinem Anblick schöpft, die sich als die Bewahrerin, ja vielleicht erst als die Vollstreckerin seiner Vermächtnisse ansieht, diese Bismarcklästerung zu bieten wagte.'

Ganz anders aber klang es aus der süddeutschen Hauptstadt, woselbst Hanns Martin Elster in den ‚Propyläen' am 8. Januar sich in Bewunderung ausgab:

‚Es ist in der Tat die einzige dichterische Schöpfung aus der Gegenwartsliteratur, die unserer Zeit entspricht, würdig ist: das große nationale Kunstwerk, das wir von der Dichtkunst schon so lange forderten und um das sich — auch zum Schaden der nationalen Idee — stets zu schwache Geister bemühten.'

Das war sozusagen die kritische Vorhut. Der Aufmarsch der Hauptmacht — 15 000 Hexameter kritisch zu verdauen ist keine Kleinigkeit — war noch in guter Ferne, als der Verlag, durch einzelne Stimmen gewarnt, das Buch aus dem Handel zurückzog. Ein Streit, wie er sich zu entspinnen drohte, welch ein Vorspiel zum 1. April, dem hundertsten Geburtstage des ersten Kanzlers!

Aber ob die Gefahr damit abgewendet ist?

Noch hat sich keine unserer literarischen Zeitschriften mit dem Buche befaßt. Und doch ist nicht anzunehmen, daß es nicht noch geschehen werde; denn das Buch befindet sich — trotz der kurzen Verbreitungsfrist von einigen Wochen — in den Händen von Tausenden, und jetzt noch, um die Mitte des März, zieht der große Bismarckkopf seines Umschlags in den Schaufenstern vieler Buchläden die Blicke der Vorübergehenden auf sich.

Nicht um den Streit zu mehren, soll hier von Frenssens Dichtung die Rede sein. Man kann sehr ruhig darüber sprechen, wie auch immer das Urteil über den Eisernen Kanzler in Wirklichkeit und im Bilde seines Dichters schließlich ausfalle. Schon allein die alte römische Mahnung des In magnis voluisse sat est sollte verächtliche Worte fernhalten. Es ist keine Frage, Frenssen, der den Plan zu dieser Dichtung vor dreizehn Jahren gefaßt und drei Jahre auf seine Ausführung verwendet hat, ist mit Begeisterung und mit Liebe zu seinem Helden an die große und kühne Aufgabe herangetreten. Ein Lästergedicht auf Bismarck zu schreiben, ist ihm sicher nicht im Traume eingefallen. Er wollte offenbar nur phrasenlos und wahr sein. Moralverbrämung und Schönpflästerchen hielt er bei der Größe seines Helden für überflüssig, ja unwürdig. Der feste, auf das hohe und herrliche Ziel der Einheit und Größe Deutschlands gerichtete Wille erschien ihm so ehrfurchtgebietend und heldenhaft an Hingebung und Pflichterfüllung, daß die dem Reich einer ränke- und listenvollen Politik entlehnten Mittel ihm das Gesamtbild nicht wesentlich störten. Der Standpunkt ist zu verstehen. Clausewitz nennt einmal den Krieg eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Man kann auch umgekehrt die Politik als einen latenten Kriegszustand ansehen. Ohne Listen und Täuschung dabei auszukommen, ist ebenso unmöglich wie im Kriege. Die Politik gehört der Welt des Willens an, und der Wille, wo er ungebändigt waltet, wägt nicht die Mittel. Aber er verfällt damit notwendig der inneren Tragik unbedingten Handelns. Alles Tun verschuldet. Wie viel mehr das schicksalmäßig auferlegte Tun, das sich nur kämpfend durchzusetzen vermag. Nur wo kein verklärender Schein von dem Ziel des absoluten Wollens auf dieses zurückfällt, da erscheint uns seine Macht dämonisch und sinnlos. Was auch immer der grimme Hagen unseres Nibelungenliedes in seinem ungebändigten Haß an Dämonie der Leidenschaft entfalten mag, so leuchtet

doch auch dort, wo er den dunkeln Mächten anheimfällt, noch der Glanz seiner Treue verklärend über seinem Bilde und heischt von uns den Zoll der Achtung und bewundernder Liebe.

Frenssen ist an seine Aufgabe nicht in erster Linie als Patriot und berechnender Parteimann herangetreten, sondern als Dichter und Künstler. Diese Tatsache gilt es vor allem festzuhalten. Die Ziele und Zwecke der Dichtung sind andere als die der Politik und nationalen Gesinnung: Zweckmäßigkeitserwägungen haben darin keinen Platz. Nicht umsonst gab Gott, wie es gleich im Anfang der Dichtung heißt, ‚dem Dichter spähenden Willen heiliger Wahrheit und Bildung'. Auch das Heldengedicht hat höhere Aufgabe, als blinder Heldenverehrung zu dienen. Begeisterter Vortrag geschichtlicher Begebenheiten machen noch keine Epopöe, und nicht jeder dichterische Lobpreis eines großen Mannes kann schon als Heldengedicht gelten. In der Dichtung muß sich das tiefere Wesen, das Mysterium des geschichtlichen Lebens offenbaren, die Epopöe muß die göttliche Metaphysik im Ablauf der geschichtlichen Ereignisse sichtbar machen, muß die Geschichte als Offenbarung eines höheren Zusammenhanges menschlicher Willensbekundung mit einer über den irdischen Dingen stehenden, ordnenden und lenkenden Macht enthüllen. Bei der Epopöe muß sich vor allem zeigen, daß die Dichtung wahrer sein kann als die Geschichte. Dieses und noch weit mehr will wohl bedacht sein, ehe man kritisch über eine dichterische Leistung abspricht, wie es die nationalistische Presse vom Parteistandpunkt aus bis jetzt getan hat. Es ist keine Frage, daß Frenssen sich über die Grundbedingungen des Epos klar war, als er an die Aufgabe herantrat. Wenn er seine Dichtung trotzdem nur eine ‚epische Erzählung' nennt, so wollte er damit offenbar bekunden, wie weit die Ausführung hinter der Idee, die ihm vorschwebte, zurückgeblieben ist. Aber das hängt nicht nur mit den Grenzen der dichterischen Kraft, sondern fast noch mehr mit der Natur der Sache zusammen. Um dem Dichter volle Freiheit mit seinem Stoffe einräumen zu können, wissen wir zugleich zu viel und zu wenig von Bismarcks Leben. Zu viel, um nicht jederzeit dem Dichter den Plan zu verderben, zu wenig, als daß der Dichter nicht gezwungen wäre, divinatorisch zu verfahren und die Frager, je nachdem, an ihr Ahnungsvermögen oder an die Zukunft zu verweisen. Eine Quelle ewigen Zwistes und Mißverständnisses. Schon die Art, wie die Dichtung mit der Versuchung anhebt, was ich für einen kühnen dichterischen Wurf halte, gibt dafür Stoff in Fülle.

* * *

Nach alter Weise beginnt der Dichter mit einer Anrufung. Seine Seele, die Dienerin Gottes, soll, ihrer Ahnen eingedenk, tapfer und schlicht erzählen von dem ‚herrlichen Helden',

wie er, dem Sturmwind gleich, mit krachendem Hagel und Böen,
Deutschlands Stämme erschreckte und schlug, und im Zornmut vereinte,
und in dreißig Jahren schuf, was tausend versehen.

Das Ewige und Zeitliche, Idee und Geschichte treten sofort in die Erscheinung in der Gestalt der Mutter des Volkes, einer Personifikation des deutschen Genius und dem Geist der Erde, der irdischen, aber nach der Höhe, dem ewigen Gott, weisenden männlichen Vernunft. In großen Linien zieht in der Klage der Mutter ihres Volkes Not und Ergehen am geistigen Auge vorüber, aber die Klage wird beschwichtigt durch die Ankündigung des Helden. Einen neuen Siegfried, milde, klug und gütig, ersehnt sich die Mutter, aber mit bitterem Höhnen ruft ihr der Erdgeist zu, nur ein Hagen könne ihr helfen. Da entsinnt

sie sich, was sie unlängst erlebte, und mit Entsetzen beginnt sie im zweiten Gesang der Dichtung zu erzählen, wie sie ihn sah, den tollen Junker auf der Letzlinger Heide im Kampf mit dem Bösen und dem Versucher: Königsdienst oder selber König? Bilder grauenvollen Aufruhrs erschrecken sie, aber der Erdgeist gebietet ihrer Sorge: liege seine Seele auch jetzt in den Händen des Bösen, so sei sie im tiefsten Grunde doch gütig und vornehm.

‚Siehe so tief versank dein Volk in Neid und in Hader,
und in niedre Gesinnung und Schmutz, daß der Beste der Deinen
so in Verzweiflung versank und in wilde und böse Gedanken,
und daß tausende Schöne und Junge den Tod werden leiden.
Denn am Guten der Welt bestraft der Höchste das Böse
und ans Edle hängt sich der Schmutz und verekelt das Leben;
Das ist Gottes Wille . . .'

Nachdem wir so vom ersten Auftreten des Helden an einen tiefen Blick in sein Inneres getan und für ihn bangen und sorgen im sicheren Vorgefühl der Kämpfe, die seine Leidenschaft im Zusammenstoß mit der Welt ihm bereiten werde, geht die Erzählung mit einem Sprung an der Seite der beiden Geister über Land und Meer an den Strand von Norderney, in eine ruhigere Gangart über. Bismarck spaziert mit dem welfischen König und erblickt darnach in einem inneren Gesicht sein Land und Volk unter dem Bild eines mächtigen, aber zum Fahren untauglichen Schiffes, an dem die anderen Schiffe, stark, tüchtig und kühn, mit Höhnen vorüberfahren, und er sieht sich selbst, und zum zweitenmal gaukelt der Versucher ihm Macht und Herrlichkeit vor. Und die Mutter des Volkes betet zu Gott, daß er seinen Arm lenke und ihn zu schönerer Ordnung bringe. Wenn aber Hagen sein Werk getan, dann sollten lichte und klare Männer von Siegfrieds Adel und Ehre kommen und das Werk vollenden. Mit dem Schluß dieses Gesanges sinken die mythischen Schleier gänzlich von dem Bilde und wir treffen Otto von Bismarck im nächsten, dem vierten, mit den adligen Vettern beim lärmenden Trinkgelage. Mit Prahlen und Hetzreden betäubt er den Jammer seiner Seele. Ein ‚prahlig Nichts, ein funkelndes Garnichts' nennt er sich, und bitterer als je erwacht er aus dem Taumel. Dazwischen Arbeit in Hof und Feld und bei den Büchern, Kampf mit der Bibel und lästerndes Bekenntnis seines Unglaubens, die heimliche Sorge und Seherschaft einer zarten Frau, ein schwerer Unfall im Walde bei einem Verzweiflungsritt und dann das Echo seines schlechten Rufes bei den Holzfällern. — Nun beginnt das geschichtliche Leben stärker in die Handlung, in sein Leben hineinzufluten: Städteliga, Zollvereinssorgen, Notstände, Märzrevolution und die Versammlungen in der Paulskirche sind ebenso viele Bilder, die sich von dem Hintergrund der knapp und doch sicher gezeichneten Zeitlage: irdischer Glaube, Naturerkenntnis, technischer Aufschwung abheben. Spröder wird der Stoff mit der Schilderung der Bundestagungen, aber gerade solche Teile der Dichtung wie der sechste Gesang offenbaren ein unleugbares dichterisches Geschick, die Vorgänge zu vereinfachen und dennoch, ohne in platte Prosa und Aufzählung zu verfallen, das Bild zu runden und dem historischen Bedürfnis Genüge zu leisten. Eine heimeliche und elegische Szene schiebt sich im nächsten Gesang zwischen die politischen: Bismarcks seelische Erweckung am Sterbebett Marias von Blankenburg und die Begegnung mit seiner künftigen Lebensgefährtin. Und wie nunmehr seinem Gott, so will er auch in Treue seinem König dienen. Er wagt den ersten großen Schritt seines Lebens, den königlichen Prinzen und den König zu bestürmen, der königlichen Rechte eingedenk zu sein und sie mit Macht zu verteidigen. Aber noch

einmal führt uns der Dichter von der Bühne des Lebens in die Stille der Häuslichkeit. Mit Geschick benutzt er das erste Zusammensein der Neuvermählten, in ihren Gesprächen Bismarcks Jugendleben berichtweise nachzuholen, sein Leben bei der schönen aber kalten und stolzen Mutter, die Göttinger Studententage und das Treiben im Spielsaal zu Wiesbaden bis zum Erlebnis auf der Letzlinger Heide:

‚Das erzähle ich nicht, es ist das Geheimnis der Seele,
die die Narben trägt . . . sie wird es nimmer verwinden.'

Wir aber wissen es aus der Klage der Mutter des Volkes am Anfang der Dichtung, und so rundet sich die Handlung hier zum geschlossenen Bild, um von jetzt an mit dem Ablauf der geschichtlichen Ereignisse, vom Hader am grünen Tisch zu Frankfurt (11. Gesang) und dem preußischen Verfassungskonflikt (16. Gesang) an, bis zur Entlassung (27. Gesang) gleichen Schritt zu halten, unterbrochen nur durch die Erkrankung, die ihm der Unfall auf der Jagd in Schweden gebracht hatte. Eine weitere Inhaltsangabe ist somit für die Komposition der Dichtung ohne Belang und an ihrer Statt mag ein Blick auf die Art, wie der Dichter sich bemüht, den Charakter und das Planen und Sinnen seines Helden ins Licht zu setzen, den Eindruck für den Leser ergänzen.

Was der Dichter gleich zu Beginn in der Anrufung von seiner Auffassung des Grundzuges in Bismarcks politischem Wirken durchblicken läßt: ‚Listen ersann er und Trug und entfesselte grausame Kriege', das wird mehr und mehr ein leitendes Motiv und beherrscht schließlich das Charakterbild in solcher Einseitigkeit und Stärke, wie es nimmer sein dürfte, um auch die anderen, die edlen Seiten und die jeweils wieder hervorbrechende Frömmigkeit in Gottvertrauen und Treugesinnung thematisch genügend zur Wirkung kommen zu lassen. Und nichts schenkt uns der Dichter an düstern Farben, wenn er seinen Helden vorführt, wie er ‚mit verschlagener Seele' nicht bloß fremde Herrscher und Diplomaten, sondern den eigenen König täuscht und wider Willen dahin führt, wo er sie braucht zum großen Werke, das ihm die Liebe zum Vaterland eingab. Auch die Art, wie er die Presse sich gefügig und dienstbar macht, wie er ‚übertrieb und log und mengte Spott in die Zahlen und verbarg die Lüge, wie die Schlange sich birgt unter Brombeer', wird uns nicht vorenthalten, und so steht schließlich nicht mehr nur ein listenreicher Odysseus vor unserem inneren Auge, sondern eine wilde und haßerfüllte Hagennatur, groß und unwiderstehlich durch die Kraft ihres Wollens, erhaben in ihrer Einsamkeit im Kampf gegen eine ganze Welt, aber auch namenlos bitter, wo sie sich dieser Einsamkeit und Ungeliebtheit bewußt wird.

Wohl schimmert auf seinem Haupte das Diadem der Treue und der strengen Pflichterfüllung, wohl sehen wir ihn sich im Kampf um Gott oder Teufel, dem zuwenden, dem seine im Grunde edle Seele angehört, wohl weiß er, daß keiner seiner Gegner die Mittel genauer wägt als er, aber das alles kann ihn nicht davor bewahren, der inneren Tragik seines Schicksals und dem Urteil einer Welt zu verfallen, die nicht nach dem Innern, sondern nach dem Äußern richtet. Und er fühlt diese Tragik und er sucht sich ihr zu entwinden.

‚So ergeht es nun mir. Ich heuchle, wühle und lüge,
und erwäge das Kühnste und wälz' es im Wachen und Träumen,
todesmatt und mit Schweiß bedeckt, in Angst und Entsetzen,
bis ich wieder einmal den gräßlichen Hader erschlagen!
Ich ertrag' es nicht mehr. Ich will zu den Buchen und Eichen,
und zum schimmernden Meer, die rauschen so ruhig und so selig,
daß ich das Schlafen erlerne . . .'

Schließlich ist das Werk getan, der Wurm der Zwietracht erschlagen, Deutschlands Rang unter den Völkern gesichert. Aber auch die Zeit der Taten ist vorbei; der Kaiser wird müde und sein Kanzler allein Gebieter im Lande. Zwei Gegner sieht er im Innern erwachsen: Der Kulturkampf und das Sozialistengesetz sind seine Mittel, sie niederzuringen.

,Sieh, und da geschah es . . . o Leid! . . . das Schlimme zu künden . . .
da verlor er allmählich und leise die Feinheit der Sinne,
die er einstmals besessen, in jenen Tagen in Frankfurt,
da er die Ehre Preußens schuf, und da er am Meere
um Napoleon warb, und im Saal des russischen Kaisers
deutsche Zukunft wob, der Wirker und Schaffer der Deutschen.
Und die edle Seele, die spielende, leuchtende, klare,
wurde störrisch und steif, und ging ohn' grübelndes Hinseh'n
über Willen und Wünschen der Zeit, die Gottes Gewand ist.
Und er achtete nicht genug auf die Wege des Höchsten.'

Und wie er so mit Schwertern nach Gespenstern und Geistern schlug, nicht achtend, daß man Geister nur durch Geist bändigt, und wie er wahrnahm, daß ihm nicht mehr gelinge, was er wolle, da geriet er ins Rasen und

,Nie bekannte er Fehler, niemals sah er Verdienste
bei den anderen Menschen und nie empfand er ein Mitleid.'

Es kamen aber die Tage, wo er ,schwer wie ein Felsblock auf den Völkern von Deutschland' lag, ,von den Alpen herab bis zur Nordsee'. Zwar ertrugen die Alten ihn noch, doch nicht so die Jungen. Denn diese,

,die mit zögernden Schritten die Höhen des Lebens betreten,
sahen ihr Leben dahingehen und fanden für männliche Taten
keine Stelle noch Raum, er füllte alles, der Riese,
und bestahl ihren Tag um frischen Wind und um Sonne.'

Zu den Jungen aber gehörte auch der neue Kaiser, und so erfüllte sich das Schicksal, das den alten Recken in die Einsamkeit seiner Wälder zurückwarf. Und wie einst auf der Letzlinger Heide versucherisch die Zukunft, so sind es jetzt die Geister der Vergangenheit, die anklagend sich gegen ihn erheben, alle die, denen er Versucher geworden. Aber wie ein Titane erhebt er sich und speit ihnen seine Verachtung und seinen Haß ins Antlitz.

,. . . Und sieh: er begehrte im Wahnsinn
selber das Werk zu zerstören, das er mit eigenen Händen
mit der heißesten Liebe und brennenden Ängsten und Qualen
einst so mutig geformt. Und er horchte mit spähenden Sinnen
über den Wald in die Weite, ob ein Lärm und Getobe
wilder, stürmender Völker über Rhein und Weichsel herandrang,
daß sein Haß sich erfüllte, der rasend die Seele durchglühte.'

Aber die Welt verharrte in Frieden, und als die Feuer seiner Brust sich ausgerast, da erschrak er selber vor dem ,gräßlichen Höhnen' und ward stiller. Und es erhoben sich die Stimmen des Waldes um ihn, und in ihrem besänftigenden Hauch vernahm er auch die göttlichen Stimmen, und vom Kampfe befreit, löst sich der Schmerz ihm in Tränen. Da erbebte die Mutter des Volkes und sie zog hinaus und sang in die Herzen:

,Wehe, wer half dir, Volk? Wer machte dich einig und fröhlich?
Wehe, was seh' ich im Sachsenwald für qualvollen Jammer!?
Wehe, wer ist in Deutschland der traurigste unter den Menschen?'

Als aber das Volk dies hörte, kam es in Scharen, und der ‚gewaltige Held, der eherne Streiter, war es zufrieden und froh . . . Und er starb im Frieden des Höchsten'.

Mit einer Zwiesprache zwischen der Mutter des Volkes und dem Geist der Erde und einem Gebete der Erde schließt die Dichtung.

* * *

Grund der Ablehnung und Zurücknahme der Dichtung aus dem Buchhandel ist zunächst das Urteil über Bismarcks Charakterbild, wie es Frenssen gezeichnet hat. Erst in zweiter Linie scheinen von seiten des Dichters auch literarische Erwägungen dazu Veranlassung geworden zu sein.

So mögen auch hier einige geschichtliche und psychologische Bemerkungen der allgemeinen literarischen Würdigung vorausgehen. Die von dem Dichter besonders ausgenutzten Charakterzüge sind geschichtliche Tatsachen, über die niemand hinwegkommt. Bismarck war eine Gewalt- und Herrschernatur, mit allem, was eine solche ausmacht, und er war zugleich der Träger einer geschichtlichen Mission. Diese Mission bestimmte sein Tun und Lassen. Schwäche gegenüber dem heiligen Geist dieser Sendung wäre die schlimmste Sünde gewesen, deren er sich vor dem Urteil der Nachwelt hätte schuldig machen können. Das erkennen wir Heutigen klar aus dem Dank, den ihm das ganze deutsche Volk trotz seiner Fehler im einzelnen entgegenbringt. Es ist billige Weisheit zu sagen, das nämliche Ziel hätte auch mit anderen Mitteln erreicht werden können; denn wir wissen darüber nichts. Das aber wissen wir, daß Bismarck die Tragik seines Lebens tief empfunden und durchlitten hat, und wir glauben auch, daß sein Ringen vor Gott mehr bedeutet als die wohlabgewogene, weil kraftlose Moralität und Ehrbarkeit des sich zum Richter aufwerfenden Philisters. Nennt die Schrift nicht den sündigen David einen ‚Mann nach dem Herzen Gottes', und ist Moses minder groß, weil er im Zorn einen Ägypter erschlug und die Gesetzestafeln zerschmetterte? Die rationalistische Moral unserer Tage hat uns unfähig gemacht, die große Persönlichkeit auch nur zu ertragen, geschweige denn zu verstehen. Religiöse Zeiten hatten mehr Sinn für das Große selbst dann, wenn es sich im Ziel verirrte; denn sie wußten, daß alle Kraft göttlichen Ursprungs ist, Sünde aber Schwäche bedeutet, wie denn auch ein aus Überschuß an Kraft begangener Fehler ebenso schnell wieder gut gemacht werden kann, als es schwer ist, das schleichende Gift der Lasterhaftigkeit auszurotten und zu überwinden.

Von diesem Standpunkt aus könnte kein noch so wahrhaftig und rücksichtslos gezeichnetes Bild Bismarcks unserem Gefühl für seine Größe und unserer Bewunderung seiner Leistung, geschweige denn unserer Dankbarkeit, auch nur den geringsten Abbruch tun.

Aber Wahrhaftigkeit und Rücksichtslosigkeit reichen nicht immer aus, um auch stets das an sich Wahre und Wesenhafte zu treffen und auszusprechen. Kommt aber gar, wie in dem vorliegenden Fall, zu einem persönlichen Unvermögen des Dichters noch das Interesse des Künstlers hinzu, die seelische Pragmatik um der poetischen Einheit und Geschlossenheit des Charakterbildes willen auch noch zu vereinfachen, so ist die Gefahr, das Wahre zu verfehlen, doppelt groß. Frenssen hat sich mehr als es für seine Auffassung des Bismarckschen Charakters gut war, in die Vorstellung des neudeutschen Hagen eingelebt, und so mag es gekommen sein, daß Tücke und Verschlagenheit als die im Tun Bismarcks fast allein Erfolg verbürgenden Eigenschaften das Bild beherrschen. Und doch war Bismarcks Politik,

verglichen mit derjenigen ausgesprochener politischer Intriganten, nicht diejenige eines Fuchses oder einer Schlange. Nicht selten hat gerade seine furcht- und rücksichtslose Offenheit auch im diplomatischen Verkehr ihm die schönsten Erfolge eingetragen. Hat er doch gerade damit seine an Lüge und Verstellung gewöhnten Gegenspieler oft getäuscht. Daß Bismarck auch falsche Wege zurückzugehen und Fehler einzugestehen verstand, scheint mir am greifbarsten durch die Beilegung des ‚Kulturkampfes' bewiesen. Als Papst Leo XIII., gleich Bismarck ein gewiegter Menschenkenner, diesem die höchste kirchliche Auszeichnung, den Christus-Orden, verlieh, da geschah es nicht nur aus Freude über den beendigten kirchen-politischen Streit, sondern auch in Anerkennung der moralischen Kraft, die bei aller Einsicht in die staatspolitische Zweckmäßigkeit, bei einer so stolzen Natur wie Bismarck den Schritt allein möglich machen konnte.

Frenssen hat sich verführen lassen, ebenso durch den vermeinten epischen Stil seiner Aufgabe wie durch allzu gradlinige psychologische Auffassung, nur diejenige Seite seines Helden hervorzukehren, die ihn persönlich-künstlerisch am unmittelbarsten berührte. Aber das Nächstliegende ist in solchen Fällen nicht immer das Wahre. Das sehen wir deutlich aus dem Christusbild, wie es Frenssen in dem Roman Hilligenlei zu zeichnen sich unterfangen hat. So ist es nur natürlich, daß er in diesem Punkt sowohl die Geschichte wie auch unser Gefühl gegen sich hat.

Aber wie auch immer der Geschichtschreiber urteilen möge, letztenends wollte Frenssen kein geschichtlich-patriotisches Werk in dichterischer Einkleidung, sondern ein poetisches Werk von heldenhaft-menschlichem Gehalt schaffen. Das Forum der literarischen Kritik ist es daher, vor dem er sich vor allem zu verantworten hat. Aber auch hier mußte er sich auf Vorurteile und feststehende ästhetische Meinungen gefaßt machen. Man weiß, wie sehr es für unsere zeitgenössische Ästhetik als Grundwahrheit gilt, daß das Epos für unsere Zeit zu den Unmöglichkeiten gehöre. Nur die heroischen Zeitalter, in denen das geistige Leben und die Sitte noch naiv mit den sinnlichen Bedürfnissen und Tätigkeiten zusammengehen, sollen fähig sein, das summum opus der Poesie, das Epos, hervorzubringen. Da es uns aber versagt ist, wieder auf diese primitive Stufe jugendlicher Völker zurückzukehren, so wäre damit auch jede Hoffnung auf ein Wiederaufleben des Epos begraben. — Ohne uns hier auf eine Auseinandersetzung mit diesem Standpunkt einzulassen, mag es genügen, im Gegensatz dazu unsere Überzeugung auszusprechen, daß das Epos gerade das Ziel ist, auf das unsere ganze poetisch-geistige Entwicklung hindrängt. Und weit entfernt zu glauben, daß diese Kunstgattung bereits in den alten Epen, wie für ihre Zeit so auch für die unsere, das Höchste geleistet habe, leben wir der Zuversicht, daß die einzige dichterische Form, in der sich der Zusammenstoß der heute miteinander ringenden Weltgegensätze andeutet und vorbereitet, die epische sein wird. Jeder Versuch der Annäherung an dieses Ziel verdient daher statt voreingenommener Ablehnung ernste Betrachtung; denn auch die Wiedergeburt des Epos wird nicht mit einmal erfolgen, sondern in stufenweisen Anläufen, und es bedarf mannigfachen Mittelguts und selbst vieler verunglückter Experimente, um endlich das Kunstwerk hervorzubringen.*

* Wir begrüßen daher Untersuchungen, wie sie kürzlich Oskar Walzel im ‚Literarischen Echo' (15. März u. f.) inbezug auf Roman und Epos anstellte, als ebenso fruchtbare wie weitschauende Bemühungen, in die herrschenden Begriffe Ordnung zu bringen. Aber zu gleicher Zeit muß auch mit gewissen wissenschaftlichen Vorurteilen aufgeräumt werden, die dichterischen Versuchen dieser Art nicht förderlich sind.

Auch in Frenssens Werk sehe ich daher lediglich einen Baustein zu einem Epos, das einmal kommen wird, sobald die inneren Bedingungen der Kultur und Weltlage gegeben sind und der Stoff, den er gewählt hat, den notwendigen mythischen Prozeß wird durchgemacht haben, in dem er sich augenscheinlich bereits befindet. Daß in diesem Umbildungsvorgang das Frenssensche Werk ein Ferment sein kann, scheint mir nicht ausgeschlossen. Aber es zeigt doch zugleich auch an, welche Wegstrecke bis zu einem wirklichen Gelingen noch zurückzulegen bleibt. Dieser Bismarck Frenssens ist noch als einzelner und mehr oder minder als psychologisches Problem, nicht aber als Träger innerer kultureller Spannungen und Gegensätze aus zeitgeschichtlicher Notwendigkeit gesehen. Er beherrscht das ganze Interesse dieser ‚epischen Erzählung', während doch das weltgeschichtliche Ereignis, die Verständigung zwischen preußischem und deutschem Wesen den eigentlichen Inhalt der Geschichte jener Zeit ausmacht. Es ist hier die psychologische Betrachtungsweise des Romans, wenn auch in großen vereinfachenden Linien, auf das Epos übertragen: kein Wunder, daß bei solchem Mangel einer inneren epischen Form auch die äußere nur den Eindruck einer rhythmisch gegliederten Prosa macht. Alles was im einzelnen gegen die gewählte Form und deren zum Teil recht bequeme Handhabung zu sagen wäre, ist nebensächlich und wohlfeil angesichts des Hauptmangels der inneren epischen Form. Ob Hexameter, ob Jambus oder eine regelrecht gebaute Strophe hier das bessere gewesen wäre, diese Frage läßt sich überhaupt in solcher Allgemeinheit nicht beantworten. Innere und äußere Formung gehen Hand in Hand, und es bleibt müßig, über die metrische zu reden, wo die innere nicht vorhanden ist. Man hat in letzter Zeit sich weidlich abgemüht, dem Formproblem des Epos auf die Spur zu kommen. Für unsere theoretische Ästhetik mag das von Wert sein, für die lebendige Dichtung bleibt davon kaum etwas zu erhoffen. Es ist meine Überzeugung, daß alle also zu lösenden Formprobleme nichts bedeuten gegenüber der Tatsache, daß ein echter Dichter, von der Wucht der volksgeschichtlichen Ereignisse ergriffen, sich gedrungen fühlt, sie seinem Volke dichterisch vorzutragen, d. h. ihm zugleich mit dem Bericht dessen, was sich ereignet hat, auch die geheimnisvollen Beziehungen des geschichtlichen Lebens zum Übergeschichtlichen und Ewigen vor die Seele zu rücken. Die Frage, ob solche Ereignisse, die noch im hellen Licht der Geschichte liegen, auch fähig seien, die Form des Epos schon zu tragen, setzt einen mehr oder minder mechanischen Formbegriff voraus. Denn darüber müssen wir uns klar bleiben, daß das kommende Epos, das nach eigenen Gesetzen leben wird, nicht am alten gemessen und nach dessen Wesensformen beurteilt werden darf.

Wenn wir uns schließlich fragen, wie sich in bezug auf Frenssens Dichtung die dichterische Tat zur geschichtlichen verhalte, so darf man wohl bei aller Vorsicht einer Überschätzung sagen, daß bei Frenssen das Verhältnis umgekehrt sei wie etwa bei Voltaires Henriade. Die französische Dichtung hat niemals poetische Nachwirkungen gezeitigt. Um so größer war die geschichtliche Wirkung im Sinne der Aufklärung und des Toleranzgedankens. Frenssen hat mit seiner Dichtung, wie wir sahen, irgendwelche Tendenz nicht verknüpft. Es ist ausschließlich der Mensch Bismarck und seine Leistung, die ihn reizten. In dieser Eigenart der Anschauungsform dürfte am Ende das einzig Fruchtbare der ganzen Arbeit liegen. Etwas anderes wird von ihr in keiner Gestalt fortleben; denn was besteht, besteht nur durch die Form, und die fehlt diesem Versroman vollkommen.

Hochland-Echo

Die Vereinigten Staaten im Schlepptau Englands?

Der frühere deutsche Reichskommissar in den Vereinigten Staaten, Ökonomierat N. Kaummans, derzeit preußischer Ministerialkommissar für landwirtschaftliche Domänen und Forsten in Belgien, hat an seine amerikanischen Freunde einen Brief gerichtet, dessen wichtigste Stellen auch in der Heimat bekannt zu werden verdienen:

„Euer Bryan hat gegen die Kriegskonterbandelieferungen aus den Vereinigten Staaten an Frankreich, Rußland und England nichts einzuwenden: „Das Völkerrecht schreibe den neutralen Staaten keine Ausfuhrverbote vor, und es sei die Sache der Kriegführenden, zu sehen, wie sie den Gegnern die Zufuhr abschneiden könnten. . .“

Ich habe die Amerikaner in den langen Jahren meiner Tätigkeit drüben kennen gelernt als Leute, die bei ihren Geschäften verständig und kühl nicht danach fragen, ob sie damit anderen Freude bereiten oder Ärger. Es möge sich mit Euren Geschäften jeder abfinden, wie er will und kann, meint Ihr, wenn Ihr Euch nur in den Grenzen des Rechts haltet. Damit hat's Euch Bryan mundgerecht machen wollen, daß Ihr Euch den ganzen Handel nicht nur mit uns, auch mit den neutralen Staaten unterbinden und kontrollieren laßt, während Ihr den Dreiverbandsmächten eine direkte Kriegsunterstützung gewährt. Und vielleicht glauben viele Tausende Amerikaner wirklich, es sei unrecht von uns, Eure Sympathien zu verlangen, wo Ihr Geschäfte machen könnt. Ihr laßt den Deutschen drüben die Sympathien für unsere Sache, Euren Geschäftsleuten aber auch den Konterbandehandel mit unseren Feinden; jedem, was er begehrt! Schön, das ist ein Standpunkt, den ich Euch gar nicht verüble. Ich war so lange unter Euch, daß ich diesen Standpunkt begreifen würde, wenn er nicht Euren eignen Interessen zuwiderliefe.

Ich kenne Euch als Leute, die sich selbst ‚als etwas' einschätzen. Ihr habt mit vollem Recht Euren Stolz. Was Ihr seid, das seid Ihr durch Euch. Oder seid Ihr vielleicht von England groß gemacht worden? Ihr wollt Eure Geschäfte machen mit jedem, der zu Euch kommt. Paßt es dazu, daß vor Eurer Türe ein Polizist steht, der die Käufer wegschickt, die ihm nicht gefallen, daß Ihr nach Deutschland nicht verkaufen dürft, und auch nach Italien, Holland, Skandinavien nicht mehr, als die Engländer und Franzosen und Japaner erlauben? Ihr seid keine freien Kaufleute mehr, die alle Geschäfte machen, zu denen ihre Tüchtigkeit sie befähigt, sondern geduldige Krämer, denen die hohe Obrigkeit den Stand anweist. Und ohne es selbst zu wissen, hat Euer Bryan der Welt verkündet, daß Ihr froh seid, den Engländern und Franzosen liefern zu dürfen, weil Euch es ja doch verboten ist, anderen zu liefern. Euer Interesse verlangt, in alle Welt zu liefern. Und Englands Interesse ist, daß Ihr nur an England und seine Bundesgenossen liefert. Und

was tut Ihr? Euer Bryan sagt stolz: Yes, wir liefern der ganzen Welt . . ., aber die Deutschen müssen erst die Polizisten vor unserer Tür wegschicken, die uns das nicht erlauben. Amerikaner, die sich nicht selbst helfen und mit Redewendungen einen Mangel an Tatkraft zudecken, — die sind mir, der doch jahrelang bei Euch und mit Euch gelebt hat, neu.

Nur die grenzenlose, politische Naivität, die Euch eigen ist, macht, daß Ihr gedankenlos die Entwürdigung hinnehmt, die England Euch auferlegt und die die Erklärung Eures Staatssekretärs mehr aufdeckt als verschleiert. Nirgends ist man so wenig mit der Geschichte vertraut als in Amerika. Nirgends ist auch die Kenntnis des Auslands geringer als bei Euch. Vielleicht deshalb, weil Ihr zuviel zu tun hattet und habt mit Eurer wirtschaftlichen Entwicklung. Hättet Ihr Euch einigermaßen beschäftigt mit der Entwicklungsgeschichte der Staaten, deren Kampf jetzt für lange Zeit die Geschicke der Welt bestimmen wird, so hätte es nicht dazu kommen können, daß Ihr, ein Staat von nahezu 100 Millionen Menschen hochentwickelter Kultur, so ganz abseits steht in diesem entscheidenden Augenblick. Nicht nur abseits steht Ihr, sondern Ihr müßt Eure ganzen Handelsbeziehungen unterordnen unter den Willen der erbittertsten Gegner Eurer Handelsmacht: England und Japan. Welche Gelegenheit hat England vorbeigehen lassen, ohne Eurer Handelsschiffahrt einen Stoß zu versetzen?'

Der Neid der Engländer auf Deutschlands wirtschaftliches Emporblühen, nicht aber deutscher ‚Militarismus', hat diesen furchtbaren Weltkrieg allein heraufbeschworen:

‚Warum führen wir Krieg mit England und seinen Bundesgenossen? Der Militarismus, den unsere Gegner zu bekämpfen vorgeben, ist unsere Tatkraft. Unsere Tatkraft findet in unserem Heere ihren stolzesten Ausdruck, aber bei weitem nicht den einzigen oder auch nur hauptsächlichsten. Unsere Industrie, unser Handel, unsere Landwirtschaft, sie offenbarten im Frieden und zeigen jetzt im Krieg eine ebenso große Tatkraft wie unsere militärische Organisation. Nur politisch Unreifen kann man erzählen, daß wir militärische Eroberungen vorgehabt hätten. Hierzu wäre die überwiegende Mehrzahl unserer Bevölkerung nicht zu haben gewesen. Und wo hätten wir sie auch machen sollen? Aber unsere wirtschaftliche Tatkraft, die ging nicht weniger auf Eroberungen als Eure. Und die war's, welche unser Hauptgegner, England, immer mehr als eine Gefahr empfand. Nicht im Kriege, nicht militärisch, sondern im Frieden, wirtschaftlich sind wir England am gefährlichsten. Darum mußte dieser Krieg kommen. Ich kenne die wirtschaftliche Kraft der Vereinigten Staaten sehr genau. Auf der gesunden Unterlage einer noch überaus entwicklungsfähigen Landwirtschaft können die Vereinigten Staaten eine Industrie und Handelsmacht aufbauen, wie man Ähnliches bisher nicht kennt.

Wenn sich die Amerikaner weiter entwickeln wie bisher, so muß ihre wirtschaftliche Tatkraft zum politischen Gegensatz mit England führen. Gefahr droht England von Amerika nicht weniger als von uns. Nur hat Amerika noch keine Handelsflotte — dank England, das schon zweimal alle Ansätze dazu mit Gewalt vernichtete. Wir aber haben die zweitgrößte, darum ist die von uns England drohende Gefahr dort als die nähere empfunden worden. Daß Ihr Euch jetzt so schön ins Schlepptau der englisch-japanischen Welt-

herrschaftspläne nehmen laßt, das verringert bei den Herren an der Themse das Bangen um die Zukunft in hohem Grade. Es gibt ja nichts Schöneres, als den gegenwärtigen Feind mit dem zukünftigen zu bekämpfen: uns mit Euch. Würde ein weiterer Ausbau unserer Marinerüstung die jetzt allen Neutralen so fühlbare Herrschaft Englands über die Seewege weiter in Frage gestellt haben, dann konnte nichts und niemand mehr Euch hemmen, Eure wirtschaftliche Entwicklung durch den Ausbau einer großen Handelsflotte zu sichern; nichts und niemand konnte dann verhindern, daß Ihr, neben und mit uns, England ganz aus dem Sattel seiner wirtschaftlichen Machtstellung gehoben hättet, jenes England, dessen Anmaßung der Handelsherrschaft in Wahrheit die schlimmste Bedrohung der friedlichen Entwicklung aller tatkräftigen Völker ist. Erst vermittels einer eigenen Handelsflotte genießt ein Volk ganz die Früchte seiner Arbeit und Tatkraft. Die Freiheit der Seewege gibt erst jedem Volk das, worauf seine wirtschaftliche Tatkraft Anspruch erheben kann. Aber gerade darum will der große Weltschmarotzer England die Freiheit der See nicht. Es will, wie es jetzt so schamlos seine Bundesgenossen militärisch ausbeutet, sein Schmarotzerdasein auch wirtschaftlich auf Kosten der anderen fortsetzen. Ihr seid daran, über den Stillen Ozean dem Abfluß der kommenden Überschüsse Eurer Industrie die Wege zu bahnen. Der Bau des Panamakanals ist nach dem Erwerb der Philippinen der beste Beweis dafür und die Erfüllung der wichtigsten Voraussetzung dazu. Und gerade hiergegen hat England schon das Hemmnis geschaffen. Es hat Sorge getragen, daß das Euch militärisch überlegene Japan Anspruch auf die Vorherrschaft im Stillen Ozean erhebt. Japan, wirtschaftlich abhängig von England, wie es ist, hat sich am besten geeignet, die drohende Selbständigwerdung der Vereinigten Staaten zur See auf dem einen großen Meer aufzuhalten; auf dem anderen, dem Atlantischen Ozean, traut sich das England selbst zu. Wißt Ihr, warum sich Japan auf den Karolinen festsetzen durfte?'

Wie verträgt sich mit diesem Gegensatz der Interessen das bisherige praktische Verhalten der Vereinigten Staaten?

‚Dieses England, das auf Kosten Eurer Arbeit wie unserer mittels seiner Seeherrschaft das einträgliche Piratendasein weiterführen will, unterstützt Ihr direkt mit Kanonen und Munition und anderem Kriegsbedarf; ihr unterstützt es indirekt, indem Ihr Eure Ausfuhr nach Deutschland, Österreich und der Türkei wie nach den neutralen Ländern ganz dem glücklicherweise allzufrommen Wunsche Englands anpaßt, seine Gegner auszuhungern. Deutschland aushungern wollen heißt Deutschland nicht kennen. Seht Euch einmal die ungeheuren Steigerungen der Lebensmittelpreise in London an und haltet dagegen die von Berlin! Darüber will ich keine weiteren Worte verlieren, ich weise nur hin auf das immer stärker werdende Angstgeschrei aus London und dagegen unsere ruhige, die Situation voll beherrschende Regierungsmaßregel der letzten Tage.

Ihr beugt Euch sogar selbst dem Anspruche Englands auf die Seeherrschaft. Was bedeuten Eure nur mit Ironie beantworteten Proteste, wenn Ihr seelenruhig Euch die Kontrolle Englands gefallen laßt für jeden Dollar Wert, den Ihr ausführt? Und so demütige Handlanger und anspruchslose Hörige des allmächtigen England seid Ihr, obwohl dieses England gerade jetzt in diesem Kriege von Euch so abhängig ist wie nie zuvor. Im Frieden

kann es auch anderswoher, in Rußland, Rumänien, Ungarn usw., seinen Lebensmittelbedarf decken. Aber jetzt ist es auf Euch allein angewiesen. Eine einzige energische Maßregel seitens Eurer Bundesregierung, ein gänzlich unblutiges Mittel, könnte Euch für immer freimachen von dieser Bevormundung, die Euch noch ganz unerträglich werden muß: Ein Ausfuhrverbot allgemeiner Art gegen England — und England muß seinen Anspruch auf Seeherrschaft fallen lassen; Eure Zukunft und die jedes tatkräftigen Volkes ist sichergestellt.

Habt Ihr Angst vor England und Japan, weil Ihr militärisch nicht gerüstet seid? Die Hunderttausende deutscher und österreichischer Reservisten, die unter Euch leben und nicht zeitig herüberkommen konnten, sind gutes Soldatenmaterial, dem Ihr nur Waffen zu geben braucht, und Kanada ist ein wertvolles Pfand in Eurer Hand. Und die Irländer unter Euch! Aushungern kann man Euch so wenig wie uns.

Wir haben die Gewißheit, auch ohne Euch zu siegen, trotz der wohlwollenden Unterstützung, die Ihr jetzt wider Eure besten Interessen England und Japan leiht; denn — wir haben in weiser Voraussicht unsere Landwirtschaft fähig gemacht, den eigenen Bedarf zu decken. Ich bin stolz, auf meinem Posten drüben dazu beigetragen zu haben. Euch hat unsere Zollpolitik hinsichtlich der Lebensmitteleinfuhr nicht gefallen; heute seht Ihr wohl ein, daß sie nötig war zu unserer Selbsterhaltung und kein Akt von Feindschaft gegen Euch. Um so weniger, und darauf wies ich des öfteren hin, als Ihr ja in absehbarer Zeit aufhören werdet, Lebensmittel auszuführen. Eurer Industrie müßt Ihr die Seewege öffnen. Glaubt Ihr, das im Bund mit England zu können? —'

Man darf hoffen, daß dieser sachkundige Appell an die wahren und dauernden Wirtschaftsinteressen Nordamerikas dazu beitragen wird, den Meinungsumschwung in den Vereinigten Staaten noch weiter zu fördern, als er schon bisher durch die Treue und Tatkraft unserer deutschamerikanischen Brüder gediehen ist. — r.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Februar 1915.* In der gesamten Kriegsgeschichte aller Völker, auch bei Napoleon I., finden sich keine so großartigen Erfolge, wie sie die deutschen Heere unter Moltkes geistreicher Leitung im Feldzuge 1870/71 errangen. Gleichwohl wurde seitdem stets versucht, Moltkes Ruhm zu schmälern und seine großartigen Leistungen herabzusetzen. Besonders waren französische Militärschriftsteller und Geschichtschreiber nach dieser Richtung eifrig tätig und übersahen dabei, daß sie hierdurch die Niederlagen des eigenen Heeres um so schimpflicher erscheinen ließen, je mehr sie die außerordentliche geistige Überlegenheit des deutschen Feldherrn Moltke bestritten. So wurde z. B. $1^1/_2$ Jahre vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges in einem französischen Blatte von einem Brigadekommandeur behauptet, daß die schlechte Heeresleitung Moltkes allein durch die Wucht ihrer Durchführung und den Willen der deutschen Heeresteile zum Siege, sowie durch fehlerhafte und unordentliche Maßnahmen der Franzosen Erfolge gehabt hätte.

So wenig haben die Franzosen auch heute noch Geist und Wesen der Moltkeschen Kriegführung erfaßt. Wie Karl von Landmann** vortrefflich darlegt, beruhte die damalige deutsche Heeresleitung auf sorgfältigem Erwägen aller gegebenen Verhältnisse sowohl beim eigenen wie beim gegnerischen Heere, insbesondere auf der deutschen, auch jetzt noch wirkenden Vollzugsverlässigkeit, Einsicht und Tatkraft aller Unterführer, nicht zuletzt auf der in allen Heeresteilen herrschenden Kameradschaft, die ein gegenseitiges Unterstützen für Siegerringung zuverlässig erwarten ließ. Grundsätzlich rechnete Moltke nicht mit einzelnen Armeekorps und Divisionen, sondern fast ausschließlich mit ganzen Armeen, wobei er den Unterführern in seinen geradezu künstlerisch abgefaßten Anordnungen möglichsten Spielraum für selbständiges Handeln ließ. Nur ganz ausnahmsweise in besonders dringenden Fällen gab er kleineren Heeresteilen unmittelbare Weisungen. Niemals vor ihm schlug ein Heerführer Schlachten mit so starken Truppenmengen gleichzeitig mit mehreren Armeen. Bei den großen Stellungs- und Tiefenausdehnungen war da ein anderes Befehlsverfahren anzuwenden als früher bei Führung selbständiger kleiner Armeen. Seit dem Kriege 1870/71 gestaltete nun die Ausnützung der Fernschreiber und Fernsprecher sowie anderer Mittel für Befehlsgebung und Erkundung, wie z. B. der Flugzeuge, die Schlachtenlenkung der Neuzeit noch ganz anders um, als sie vor 100 Jahren bei dem französischen Vorbilde Napoleon I. üblich war.

Dem deutschen Heere kam es zunächst diesmal wieder zugute, daß es, wie vor dem Kriege 1870/71, von seinen Gegnern unterschätzt wurde. Gewiß wünschte es sich für die jetzigen Kämpfe einen ebenso erfolgreichen Feldherrn, wie es ‚Moltke der Einzige' war. In dem langen Friedensabschnitte von 1871 bis 1914 war solcher jedoch nicht wohl zu ermitteln, aber bald nach Kriegsausbruch krystallisierte einer aus der Menge heraus: ‚Un-

---

* Vgl. die Abhandl. ‚Kriegsbetrachtung für Januar 1915' im Hochland, Märzheft.

** Karl Ritter v. Landmann: ‚Die Kriegskunst bei Lösung der deutschen Frage. Moltke.' Mainz 1912. Verlag von Kirchheim & Co.

ser Hindenburg', der im Osten den durch seine Überzahl gefährlichsten Landgegner bis jetzt erfolgreich abwehrte, erheblich schwächte und auf russisches Gebiet zurückdrängte. Nach Zahl der Kämpfer und der gegnerischen Verluste waren seine Erfolge sogar viel größer als die von Moltke, aber vorläufig nicht so entscheidend. Jedes Maß ist eben bedingt; im Verhältnis zur Gesamtmenge der russischen Streitkräfte wurde denn doch erst ein Bruchteil hievon geschlagen, im Kriege 1870/71 aber in gleichlangem Zeitabschnitt das gesamte französische Heer. Durch die überlegene innere Tüchtigkeit der deutschen Kriegsmacht gelang es bis jetzt dem trefflichen Führer, einstweilen die Überzahl der Russen auszugleichen.

Wenn gleichwohl der riesige Völkerkampf die Dauer des Krieges von 1870/71 bereits überschritt und noch keine militärpolitische Grundlage schuf, die einen baldigen Friedensschluß erhoffen läßt, so liegt die Ursache nicht in der auch diesmal sich bewährenden Heerführung nach Moltkeschem Vorbilde. Bei Kriegsbeginn hatte es den Anschein, als ob das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn von der Überzahl der Gegner bald erdrückt würden. Durch die gemeinsamen Waffenerfolge und den Anschluß der militärisch erstarkten Türken sind wir jetzt am Schlusse des siebenten Kriegsmonats soweit, daß mindestens das Gleichgewicht zwischen den kämpfenden Parteien hergestellt ist. Aber noch bedarf es ungewöhnlich großer Anstrengungen unsererseits, nunmehr auch die Überlegenheit über unsere Feinde zu gewinnen. Im Februar eingetretene wichtige Ereignisse sind bereits als Einleitung hiefür anzusehen und verleihen diesem Kriegsmonat ein besonderes Gepräge, das als Anzeichen einer nahe bevorstehenden wichtigen Wendung gelten kann.

Zunächst im Seekriege gab es zwar kein so großes Gefecht wie je eines in den drei vorhergegangenen Monaten. Dafür ist die am 4. Februar erfolgte deutsche Erklärung der britischen und nordfranzösischen Küstengewässer als Kriegsgebiet und die verstärkte Tätigkeit der deutschen Unterseeboote vom 18. Februar an von weittragender Bedeutung für die Handelsschiffahrt der Gegner und derjenigen Neutralen, die Ein- und Ausfuhr der uns feindlichen Mächte vermitteln und diese damit zu unserem Nachteile unterstützen. Ihre Wirksamkeit wird erst die Zukunft voll erkennen lassen, als Maßstab aber kann jetzt schon dienen, daß in der letzten Februarwoche nach holländischer Berechnung allein in den britischen Gewässern 26 britische Fahrzeuge von deutschen Unterseebooten torpediert wurden, ferner daß im Januar 46 britische Kauffahrteischiffe verloren gingen.

Heute ist es vor aller Welt offenkundig, daß die an Zahl stärkste Kriegsflotte der Erde nicht die Macht hat, durch Abwehr unserer Tauchschiffe die heimischen Häfen offen zu halten. Deshalb stellten schon viele Schiffsunternehmungen der am englischen Handel beteiligten Länder die Fahrten ein. Übrigens handelt es sich für das Deutsche Reich und dessen Verbündete nicht vordringlich darum, den britischen Seehandel zu unterbrechen, der Hauptzweck des Unterseekrieges ist vielmehr, dem britischen Heimgebiete die Zufuhr abzuschneiden und hiedurch die Bevölkerung ‚auszuhungern', um sie zum Frieden zu zwingen. Aus Notwehr ist diese deutsche Gegenmaßnahme erfolgt, nachdem unsere Gegner schon von Kriegsbeginn an die beabsichtigte wirtschaftliche und leibliche Aushungerung der deutschen und österreichisch-ungarischen Völker einleiteten und zu diesem Zwecke durch Abfangen der neutralen Schiffe die überseeische Zufuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen auch aus neutralen Ländern abschnitten. Damit ist das Gesamtgebiet der mitteleuropäischen Mächte Deutsches Reich und Österreich-Ungarn wie eine belagerte Festung

auf die vorhandenen Vorräte beschränkt und muß wie solche bis zur Aufhebung der ‚Belagerung', also dem Friedensschlusse, damit ausreichen. Mit dieser wirtschaftlichen Maßregel glauben unsere Feinde auch ohne Waffenzwang uns zur Nachgiebigkeit zwingen zu können. Doch täuschen sie sich darin; sie kennen weder die durchhaltende Opferwilligkeit unserer Völker zur Einschränkung, noch die geschickte amtliche Fürsorge zur Ordnung des Verpflegshaushaltes. Vor allem rechnen sie nicht mit dem Umstande, daß unsere Streitkräfte ausgedehnte Gebiete der feindlichen Nachbarländer mit einer belgisch-französisch-russischen Gesamtbevölkerung von mindestens 11 Millionen Einwohnern besetzt halten, sowie daß eine Viertelmillion neutraler Luxemburger und mehr als eine Million Kriegsgefangener selbstverständlich vom Zufuhrabschneiden mitbetroffen werden. Bevor nun im Deutschen oder Österreichisch-ungarischen Reiche auch nur ein Kind oder eine Frau hungerte oder gar verhungerte, müßten selbstverständlich zuerst jene 10 Millionen Belgier, Franzosen und Russen hungern oder verhungern!

Die deutsche Maßnahme des Unterseekrieges ist eine militärische Notwendigkeit, um auch den allzu geborgen sich fühlenden Bewohnern der britischen Eilande die Schrecken und Leiden des Krieges verspüren zu lassen und ihnen zwangsweise Verständnis für das Friedensbedürfnis beizubringen. Bei der Überzahl der britischen Kriegsflotte ist dies der deutschen Heeresleitung vorerst eben nur durch Verwendung der Tauch- und Luftschiffe möglich. Durch sie wird die Zufuhrabsperrung zur wirksamen Tatsache, wie noch kurz vor Kriegsausbruch ein englischer Schriftsteller unter zustimmender Bestätigung britischer Admirale eindrucksvoll darlegte.* Als freudiges Ereignis des Seekrieges sei schließlich noch die glückliche Rückkehr der von der ‚Emden' ausgeschifften deutschen Landungstruppe erwähnt, ein Beweis, wie geschickt und gewandt unsere kühnen Seeleute auch die schwierigsten Verhältnisse zu überwinden vermögen. Lebhaft zu bedauern ist dagegen der durch Sturmwind herbeigeführte Verlust zweier Marine-Luftschiffe (Schütte-Lanz) ‚L 3' und ‚L 4'.

Im Westen dauerte der ‚Maulwurfkrieg' auf belgisch-französischem Boden während des siebenten Kriegsmonats immer noch fort, wenn auch durch beiderseitige Angriffe meist verzettelte örtliche Gefechte entstanden, die zwar Abwechslung in die einförmige Kampfweise, doch keine durchgreifende Entscheidung brachten. Nur der Bewegungskrieg ermöglicht sie. Der Hauptsache nach beschränkten sich die Deutschen auf die Verteidigung und nützten nur einzelne günstige Gelegenheiten zu Vorstößen aus; bloß in den Argonnen führten sie ein zwar langsames, doch zähes, schrittweises Vordringen nach Weise des Festungskrieges aus. Durch Wachsamkeit und stete Kampfbereitschaft erstickten sie an der belgischen Küste beabsichtigte gegnerische Landungsversuche im Keime. In der zweiten Hälfte des Februar gelang es ihnen, südwestlich des Donon (Vogesen) ihre Stellungen um 8 Kilometer gegen die Meurthe vorzutreiben und festzuhalten; auch in den Südvogesen wurden die Franzosen erheblich zurückgedrängt, so daß sie bei Monatsschluß nur mehr ein kleines Stück des Oberelsasses nördlich von Belfort besetzt hielten. Sonst aber liegen die militärischen Kriegsgrenzen im Westen noch immer so wie seit Ende Oktober (vgl. Hochland-Dezemberheft Nr. 3 von 1914/15, S. 365). Auf der gegnerischen Seite machten die belgisch-britisch-französischen Truppen zahlreiche Angriffe auf die deutschen Stellungen, wurden jedoch

* ‚England in Gefahr'. Frei nach dem Englischen des Conan Doyle von Woldemar Schütze. Verlag von Karl Curtius in Berlin.

überall, auch wenn sie anfänglich erfolgreich waren, abgewiesen und zurückgeschlagen. Besonders verzweifelte Durchbruchversuche unternahmen Ende Februar die Franzosen, zwei Armeekorps stark, in der Champagne, hatten aber trotz sehr großer Blutopfer keinen Erfolg, sondern wurden auch hier wirksam zurückgeworfen. Infolgedessen ist auf dem westlichen Kriegsschauplatze mit Beginn des März die Lage im großen und ganzen noch ebenso wie am Anfang des Februar, günstig für das deutsche Westheer, das mit Ausnahme seines äußersten linken Flügels nur auf belgisch-französischem Gebiete steht und dessen immer noch reich fließende Hilfsquellen ausnützt. —

Auch auf dem südlichen Kriegsschauplatze blieb die Lage im siebenten Kriegsmonate unverändert; im wesentlichen bilden die politischen Grenzen zwischen Serbien und Montenegro einer-, Österreich-Ungarn andererseits zugleich die militärischen Kriegsgrenzen. Von amtlich gemeldeten Tatsachen ist wenig zu berichten. Mitte Februar beschoß serbische Artillerie ungarische offene Grenzstädte, zur Vergeltung wurde dafür Belgrad mit Geschützfeuer überschüttet; dies zwang die Serben zur Einstellung der militärisch unnützen, nur grausamen Ortsbeschießungen. Außerdem fanden bloß unbedeutende Grenzgefechte statt. Vermutlich verschob die österreichisch-ungarische Heeresleitung das strategisch unwichtige Vorgehen in Serbien, um die hiefür nötigen starken Streitkräfte an andern mehr bedrohten Plätzen seines Gebietes verfügbar zu haben. Durchaus unwahrscheinlich ist das nichtamtlich verbreitete Gerücht, daß albanische Stämme in Serbien eindrangen und sechs serbische Bataillone mit Artillerie bei Ochrida schlugen.

Über den montenegrinischen Hafen Antivari erfolgte Kriegseinfuhr; dabei stieß ein die Sendung deckendes französisches Torpedoboot auf eine österreichisch-ungarische Mine und sank.

Wichtige, vorerst örtlich ausschlaggebende Ereignisse spielten sich dagegen auf dem östlichen Kriegsschauplatze ab. Wenn ihre volle Ausnützung gelingen wird, dann können sie als günstige sichere Grundlage einer für uns siegreichen Kriegsentscheidung gelten. Denn diese beruht auf der vorherigen Niederwerfung unseres zahlenmäßig stärksten Gegners, der russischen Landmacht. Nach Lösung dieser Riesenaufgabe können wir erst mit voller Kraft unsern Hauptfeind, die britische Seemacht, bekämpfen.

Bei Beginn des 7. Kriegsmonats hatte die österreichisch-ungarische und deutsche Kampfstellung zwischen Rumänien und Ostsee vom äußersten rechten bis äußersten linken Flügel, ihre Ausbiegungen ungerechnet, eine gerade Streckung von 1000 Kilometern. Bukowina, Galizien und der östliche Grenzstreifen waren von den Russen besetzt, während Russisch-Polen links der Weichsel bis 30 Kilometer westlich Warschau in Händen der Verbündeten war. An den nördlichen Flügeln wurde mit großen Kavalleriekämpfen der Riesenangriff der Verbündeten eingeleitet. In zähem Ringen gelang es zunächst deren südlichem Flügel im geschickt geleiteten Bewegungskrieg in der Bukowina vorzubringen und aus dieser die Russen, die teilweise fluchtartig zurückgingen, vor sich her bis über den Pruth zu drängen, am 17. Februar Czernowitz, die Hauptstadt der Bukowina zu besetzen und 7 Tage später auch noch den Dnjestr zu erreichen, wobei sie am 21. und 22. Februar südlich dieses Flusses nach erfolgreichem Angriff mehr als 3000 russische Gefangene machten.

Unterdessen begann Generalfeldmarschall v. Hindenburg in Ostpreußen nach geschickter Ausnützung des deutschen Eisenbahnnetzes seine großartig angesetzte Umfassung des russischen rechten Flügels. Am 15. Februar, nach neuntägiger Winterschlacht, war die aus 11 Infanterie- und mehreren Kavallerie-Divisionen bestehende russische 10. Armee des Generals v. Sievers aus ihrer stark verschanzten

Stellung südöstlich der Masurischen Seenplatte über die Grenze geworfen und schließlich in allgemeiner Einkreisung vernichtend geschlagen. Ein neues ‚Sedan' in Gegenwart des deutsches Kaisers! Nur Reste der Russen entkamen in die Wälder östlich Suwalki und Augustow. Nach fortgesetzt kräftiger Verfolgung betrug bis zum 21. Februar die Kriegsbeute 7 Generale und über 100000 russische Gefangene, mehr als 300 Geschütze, eine unübersehbare Menge von Maschinengewehren, Schießbedarf u. sonstiges Kriegsgeräte. Also ein glänzender Erfolg und dennoch — im Verhältnis zur Gesamtzahl des russischen Heeres — keine kriegswendende Entscheidung, sondern vorerst nur eine Vorstufe hiezu. Gilt es doch den starken russischen Widerstand auf der immer noch 700 Kilometer langen Strecke vom obern Dnjestr bis zur untern Memel zu brechen und Galizien, das russische Faustpfand, zu befreien. Bildlich ausgedrückt ist das russische Hauptheer durch Eindrückung seiner beiden Flügelarmeen von den Verbündeten zwar wie mit einer Zange gefaßt. Aber durch das weite Auseinanderstehen der Zangenschenkel kann von einer Rückenbedrohung des russischen Heeres oder auch nur einer Aufrollung seiner Stellung vorerst keine Rede sein. Bei der breiten Rückenfreiheit ist sowohl die Zuführung von Verstärkungen als auch der Abzug der mittleren Armeen nach dem Innern Rußlands noch ungehindert. Vorerst aber am Schlusse des Februar halten die Russen noch Stand in den Karpathen und in dem polnischen Aufmarschraum, von dem aus die ‚russische Dampfwalze' den Versuch, das Deutsche Reich niederzudrücken, unternommen hatte. Nun ist sie wieder dorthin zurückgerollt und schwer beschädigt.

Auf den **türkischen Kriegsschauplätzen** kam es im Februar zu keinen größeren Entscheidungen. Im armenischen und nordpersischen Kaukasusgebiet hemmte der Winter durch starke Schneefälle in dem ohnedies unwegsamen Lande die Heeresbewegungen der Russen und Türken; nur kleinere Gefechte mehr von örtlicher als allgemeiner Bedeutung wurden verzeichnet; so am 1. Februar bei Artwin, am 9. und 10. bei Egrikilissa und Lespik. Dann am 21. wieder bei Artwin und El Mali am Tschorukflusse, am 24. nochmals bei Artwin, angeblich alle mit günstigem Ausgang für die Türken. Auch in Mesopotamien kam es neuerdings zu Kämpfen zwischen Türken und britischen Landungstruppen, die am 3. Februar in Stärke von 6 Bataillonen, 2 Schwadronen, 4 Batterien, 2 Maschinengewehr-Abteilungen, gedeckt durch 2 Kanonenboote und 1 bewaffneten Hilfsdampfer, eine türkische Stellung am Fluß Rota-Suja erfolglos angriffen und von den Türken zum Rückzuge gezwungen wurden. Auf ägyptischem Gebiete östlich des Suezkanals ist anscheinend der äußerst schwierige Aufmarsch des türkischen Heeres noch nicht vollendet, bis jetzt kam es dort nur zu kleineren Zusammenstößen, die vermutlich durch Erkundungen herbeigeführt wurden. Kennzeichnend ist für die Kriegslage, daß sich die britischen Streitkräfte nur abwehrend verhielten und nicht wie einst Bonaparte angriffsweise gegen türkisches Gebiet vorgingen, sogar die zu Ägypten gehörende Sinai-Halbinsel fast widerstandslos preisgaben. Auf dem Vormarsche schlugen die Türken am 2. Februar bei Roma eine starke britische Aufklärungsabteilung zurück. Am 5. Februar gingen aus Suez 1 Offizier und 250 Mann britisch-ägyptischer Truppen nach Osten zu den Türken über. Drei Tage später trieben türkische Vortruppen britische Vorposten über den Suezkanal zurück und überschritten ihn zur Erkundung mit mehreren Kompagnien zwischen Tussum und Serapeum, wobei britische Panzerzüge und Kreuzer feuerten; dabei wurde ein Kreuzer durch türkisches Geschützfeuer schwer beschädigt. Die türkischen Vortruppen behielten Fühlung mit dem Gegner und klärten die britischen

Verteidigungsmittel auf. Endlich sollen aus der Cyrenaika 20000 bewaffnete Beduinen unter angeblicher Führung türkischer und deutscher (?) Offiziere anfangs Februar jenseits Siwa-Solum erschienen sein, sowie zur selben Zeit nordpersische Stämme am Kaspischen Meere gegen die Russen sich erhoben und deren Besatzung aus Enzéli vertrieben haben. Im Schwarzen Meere war weder die türkische noch die russische Flotte militärisch wirksam. Auf türkischer Seite ist die in Asien und Afrika besonders schwierige Kriegführung erst noch in vorbereitender Entwicklung. Mit Geduld muß man darauf warten, doch kann man ihr zuversichtlich entgegensehen; Geduld ist um so mehr nötig, als nun auch noch ein Kampf um die Dardanellen bevorsteht. Deren Außenwerke erhielten zunächst am 19. Februar von britischen und französischen Kriegsschiffen 400 Schuß, wohl nur um das Feuer der türkischen Batterien hervorzulocken und so diese zu erkunden. Erst am 22. Februar wurde die Beschießung wieder aufgenommen, wobei drei Kriegsschiffe von der türkischen Küstenartillerie angeblich schwer beschädigt wurden. Zwei Tage darauf fand wieder erfolglose Beschießung der Dardanellen-Außenwerke durch britische und französische Schiffe statt, desgleichen am 25. Februar. Nachdem drei Schiffe, darunter eines von der Agamemnon-Bauweise, durch türkisches Geschützfeuer beschädigt wurden, zog sich die feindliche Flotte gegen das Eiland Tenedos zurück. Von einer zwölf Schiffe starken britisch-französischen Flotte wurde am 27. Februar der Feuerangriff auf die Dardanellen-Werke Kum Kaleh und Seddil erneuert; die türkische Küstenartillerie traf das Admiralsschiff und sah ein anderes Schiff sinken; drei schwer beschädigte britische Kriegsschiffe suchten an diesem Tage den Hafen von Salonichi auf. Auch am 28. Februar erfolgte eine Beschießung der türkischen Batterie Seddil Bahr, verbunden mit Landungsversuchen von Erkundungsabteilungen, die jedoch abgewiesen wurden. 5 Panzerschiffe wurden von 7 türkischen Granaten getroffen. Im achten Kriegsmonat wird sich zeigen, ob es sich bei diesem Vorgehen gegen die Dardanellen um einen ernsthaften Angriff auf Konstantinopel, das Kriegsziel der Russen und das Sehnsuchtsbegehren der Griechen, handelt, oder ob damit nur die Aufmerksamkeit der türkischen Heeresleitung von anderen Unternehmungen der verbündeten Gegner abgelenkt und sie zur Kräftezersplitterung verführt werden soll.

Von den Kämpfen in den deutschen Schutzgebieten, vom Burenaufstand und den Wirkungen des „Heiligen Krieges“ in Nordafrika und Indien liegen blos unbeglaubigte und so dürftige Nachrichten vor, daß kein klares Bild zu gewinnen ist. Bemerkenswert ist immerhin der mit gelandeten japanischen Truppen unterdrückte Aufruhr eines britisch-indischen Regiments am 24. Februar in Singapore, sowie die Bindung starker gegnerischer Kräfte durch alle diese unsicheren und unverlässigen Bewegungen.

Neben den für die neutrale Schiffahrt und unsere Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen wichtigen Staatsverhandlungen zwischen Amerika und Großbritannien sind für uns von großer mittelbarer Bedeutung die scharfen Gegensätze zwischen China und Japan. Für den Krieg in Europa wird Japan, das hiedurch militärisch voll in Anspruch genommen wird, zunächst nicht und auch später wohl kaum mehr in Betracht kommen. In seiner militärischen Wehrlosigkeit kann China zwar jetzt keinen Krieg führen, wird also alle die unverschämten Forderungen Japan's bewilligen müssen. Aber Druck erzeugt Gegendruck und wird die unkriegerischen Chinesen wohl sicher zur Wehrhaftigkeit erziehen sowie zur Aufstellung einer großen Kriegsmacht veranlassen.

Überblickt man die Ereignisse des siebten Kriegsmonats im ganzen, dann gewinnt man ein für die Deutschen und deren Verbündeten durchaus günstiges

Ergebnis. Den Februar kennzeichnen drei besonders wichtige Tatsachen: Der bis jetzt wirksame Unterseebootskampf, die Besiegung der Russen in Bukowina und Ostpreußen, der chinesisch = japanische Streit. Für uns ist dieser militärisch noch besonders bedeutsam, denn er drängt Amerika, das bisher Großbritannien zuneigte, jetzt aber durch dieses wirtschaftlich benachteiligt wird, gegen seine ursprüngliche Absicht auf unsere Seite. Bedroht doch Japan ernstlich seine Handelsbestrebungen in China, wie auch seine ostasiatischen Niederlassungen.

Mit der Kriegslage am Schlusse des Februar kann also der neue Dreibund wohl zufrieden sein. Zuversichtlich dürfen wir der ferneren Entwicklung entgegensehen. Aber so weit sind wir denn doch noch nicht, daß wir schon die Beute verteilen könnten. Unbegreiflicher Weise treten jedoch immer wieder Leute auf, die hiezu die Neigung zeigen. Zunächst müssen wir wünschen, daß durch erhebliche Vergrößerung unserer Faustpfänder die Grundlagen für die Friedensverhandlungen erweitert werden. Namentlich aber hoffen wir vertrauensvoll, daß es unseren tüchtigen türkischen Bundesgenossen gelingen möge, Ägypten zurückzuerobern und damit dem Welthandel des britischen Reiches ins Herz zu stoßen, denn darum dreht es sich vor allem in diesem Kriege.

Abgeschlossen 1. März 1915.

Generalmajor Friedrich Otto.

Der Kampf um die deutsche Kultur in Amerika nennt sich eine Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen zur deutsch = amerikanischen Bewegung von Dr. Julius Goebel, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Staatsuniversität in Illinois (Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1914). Goebel ist einer der tüchtigsten Vorkämpfer der Sammlung der deutschen Volkskraft in den Vereinigten Staaten. Dem Dichterwort ‚Am deutschen Wesen soll die Welt genesen', hat er mit starkem, hoffnungsfreudigem Idealismus während der Jahrzehnte seiner öffentlichen Tätigkeit Verständnis und Geltung zu verschaffen gesucht. Ein Mann, der seiner Überzeugung zuliebe zweimal seine Stellung opfert, war in den Vereinigten Staaten eine seltenere Erscheinung, wie vielleicht sonst wo. Goebel hat dies getan, trotz Frau und zahlreicher Familie. Solcher Führer bedurfte das amerikanische Deutschtum, um sich, einer übermächtigen, gehässigen Gegnerschaft zum Trotz, mit solch opfermutiger Freude und solch tatkräftiger Energie auf seine Aufgabe zu besinnen, wie dies seit dem Kriege geschehen ist. Die Hoffnungen, welche Goebel in seinem noch vor dem Krieg geschriebenen Buch an die Entwicklung der deutschen Idee in den Vereinigten Staaten mit zähem Glauben geknüpft hat, sind weit überholt durch die Ergebnisse, die der Krieg gezeitigt hat. Goebel selbst dürfte dieses Aufflammen deutschen Bewußtseins und deutschen Selbstgefühls unter unsern Landsleuten in den Vereinigten Staaten froh überrascht haben. Das ist der schönste Dank sicherlich, den sich Goebel für seine jahrzehntelangen Mühen erhoffen konnte. Goebel hat gegen Schluß des Buches mit Recht darauf hingewiesen, daß keine verstärkte Einwanderung und kein Austauschprofessor die Aufgaben löst, die den Deutschen Amerikas von der Geschichte und ihrem Schicksal aufgegeben sind. Nur sie selbst könnten und müßten sich helfen. Nun haben sie sich geholfen, aus dem tiefsten Innern heraus ist, unter der Wucht des Ansturms, der plötzlich von einer ganzen Welt entfacht wurde gegen alles, was deutsch ist, die Einigung des amerikanischen Deutschtums erfolgt. Für das amerikanische Deutschtum ist plötzlich sein weltgeschichtlicher Tag angebrochen. Es ist überaus belehrend, aus Goebels Buch zu erfahren, wie er sich die Wirksamkeit des amerikanischen Deutschtums denkt. In seiner Rede ‚Warum prote-

stieren wir Deutschamerikaner gegen den Imperialismus?' (S. 40 ff.) hat Goebel schon im Jahre 1899, richtig vorausschauend, im Interesse der amerikanischen Unabhängigkeit es als die historische Aufgabe der Deutschen Amerikas bezeichnet, diesen Staat freizuhalten von der Einbeziehung in die Gefolgschaft der angelsächsischen Weltherrschaftspolitik Englands. Mit Recht hebt Goebel hervor, daß die ganze angelsächsische Verbrüderung nur auf das eine hinauslaufen könne, die Vereinigten Staaten Nordamerikas zu der englischen Kolonie zu machen, die sie bis vor hundert Jahren waren — nicht der Form, aber der Sache nach. Heute ist es soweit. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas haben im Bewußtsein ihrer derzeitigen Leiter und einer durch Schlagworte der kulturlosen käuflichen Sensationspresse verhetzten Mehrheit sich selbst verloren. Sie leisten Gefolgschaft denselben Ansprüchen Englands, aus deren Bekämpfung sie entstanden sind. Die Vereinigten Staaten verneinen so die Grundlagen ihres Daseins und ihrer Daseinsberechtigung. Deutschland kämpft jetzt um die Selbständigkeit der Völker in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung. Es müßte dabei das volle Verständnis der Vereinigten Staaten finden, die um der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Kolonisten Nordamerikas willen in blutigem Kriege geboren worden sind. Statt auf der Schwelle des Übergangs vom Agrar- zum Industriestaat mit verdoppelter Energie das wirtschaftliche Selbstbestimmungsrecht der Völker zu betonen, stellen die Vereinigten Staaten ihre ganze wirtschaftliche Kraft in den Dienst der Erhaltung der wirtschaftlichen Vormachtstellung Englands. Die Deutschen Nordamerikas erfüllen durch ihre Gegnerschaft gegen diese Selbsterniedrigung und diesen Selbstmord der Vereinigten Staaten eine patriotische Aufgabe. Goebel betonte in seinem Buch wiederholt, daß die Deutschamerikaner nicht die politischen Ziele des Deutschen Reiches zu fördern haben. Daß sie sich voll in den Dienst ihrer amerikanischen Heimat zu stellen haben. Daß sie ihr Deutschtum zur Förderung der amerikanischen Kultur erhalten und pflegen müssen. Es wäre tatsächlich verfehlt, das Aufflammen des deutschen Bewußtseins jenseits des großen Wassers als Unterstützung der Reichspolitik zu werten und zu verwerten. Das könnte die werdende Macht des Deutschtums drüben nur schwächen. Goebel will durch ein seines Wertes und seiner Kraft bewußtes deutsches Volkstum amerikanische Geschichte machen, mit deutschem Geist die amerikanische Kultur ausbauen. Die Durchdringung der Welt mit deutscher Kultur ist ihm die Verwirklichung des Menschheitsideals. Aber er weiß, daß hiezu die Erhaltung der politischen Macht des Deutschen Reiches Voraussetzung ist. Heute wird er wie alle unsere Volksgenossen drüben unseren Sieg erhoffen als treuer Bürger der Vereinigten Staaten. Denn der Kampf, der sich abspielt auf den Schlachtfeldern Europas, ist nicht ein Kampf um die politische Weltherrschaft Deutschlands, sondern um die Freiheit des deutschen Geistes. Das Deutschtum braucht, um die verflachte angelsächsische Kultur zu überwachsen, nur der Bewegungsfreiheit, die ihm durch die Erhaltung der Selbständigkeit des Deutschen Reichs gesichert ist. Gerade weil unsere Gegner, England voran, befürchtet haben, daß die durch die Reichsgründung und die Reichsentwicklung so ungeahnt geweckte und belebte, deutsche Kultur sich friedlich die Welt erobern würde, suchen sie im Reich die deutsche Kultur zu zerstören. Die junge Tatkraft und die überlegene Geistesbildung, die überall dort wirksam wird, wo das Deutschtum ein ausschlaggebender Bestandteil des Staats- und Wirtschaftslebens ist, bedroht England im ruhigen Besitz der Weltherrschaft. Gerade auch in den Vereinigten Staaten ist das Deutschtum diejenige Kraft, welche

dieses Staatswesen zur vollen Entwicklung seiner Selbständigkeit bringen und lösen muß aus der kulturellen Abhängigkeit und maritimen Unterordnung unter England. Darum dürfen und müssen die Deutschen Nordamerikas als amerikanische Patrioten unsern Sieg wünschen und Stellung nehmen gegen die Förderung unserer Feinde durch kurzsichtige Eintagspolitiker und ein verhetztes Publikum. Möge das Lesen der Goebelschen Aufsätze bei uns Klarheit verbreiten über Wesen und Ziel der deutschen Bewegung in Nordamerika. K. s.

Literatur

Kriegs-Lyrik von heute. Es ist sonderbar: fragt jemand heute nach guter Kriegslyrik, so muß man ihn jedesmal um hundert Jahre zurückweisen, obwohl bereits die 70er Jahre eine beträchtliche Zahl von Kriegsliedern hervorbrachten, aber was ist von dieser ganzen Menge Volksgut geworden? All die Geibel, Schack usw. sind vergessen und nur wenige früher entstandene Verse von Ch. F. Scherenberg, oder später gewordene von Fontane oder etwa von Liliencron haften im Gedächtnis. Wir fürchten, daß es auch heute den Dichtern ähnlich ergehen wird, denn noch hat sich keiner ins Herz des Volkes gesungen, obwohl Hunderte von Liederbüchern vom Fleiß, vom Temperament und von der Ergriffenheit der Autoren zeugen; hundert Liederbücher und vielleicht eine Million von Gedichten, wenn nicht mehr. Daß unter dieser Unzahl auch einige recht schöne Gedichte stehen, sei zugegeben, aber selbst diese Gedichte, wen haben sie mit derselben Gewalt ergriffen, wie etwa Strophen von Kleist, Lieder von Arndt, Rhythmen von Rückert?

Kriegs-Lyrik stellt sich uns nur in zweierlei Gestalt dar: strenge Kunst-Dichtung, bei absoluter Beherrschung des Formalen (Kleist, Rückert) und das Lied, das pathetische Marschlied (Arndt, Schenkendorf) oder das gemütvolle Volkslied, alle Stimmungen von der Trauer bis zum grotesken Humor enthaltend (Uhland, Brentano, Hauff, anderseits der Soldat und das Volk selbst); Balladen lassen sich mühelos der einen oder der andern Kategorie angliedern.

Abgesehen von der strengen Kunst-Dichtung, die immer nur von wenigen fortgepflanzt wird, da sie ihrer Schwierigkeit wegen jeden Dilettantismus so gut wie ausschließt, hätten wir hier somit nur vom Lied oder liedhaften Gedicht zu handeln, um zu begründen, warum wir die Lyrik einer so weit zurückliegenden Epoche der heutigen vorziehen. Was ist ein Kriegslied, wenn nicht der Dichtung gewordene Ausdruck für das Empfinden eines ganzen Volkes, oder zum mindesten einer typischen Volks- oder Militärgruppe (z. B. Studenten, einzelne Truppenteile usw.)? Nun glauben wir allerdings, daß dem in unserer Zeit so sorgsam gepflegten Subjektivismus der Dichtung ungemein schwer fallen muß, gerade das Typische in Worte zu fassen. Es gibt aber auch noch andere Gründe: der vor hundert Jahren entbrannte ideale Nationalismus stammte aus der jahrzehntelangen Not des ganzen Volkes; das heutige Bild ist ein wesentlich anderes, denn der Wohlstand des Deutschen Reiches hat in der Literatur sonderbarerweise einen gewissen Skeptizismus aufgerufen, begleitet von übertriebener analytischer Auto-Psychologie, denen beiden die reine Begeisterung ziemlich fremd ist; dennoch wurden wir von Kriegsanfang bis jetzt von begeisterten Versen überschüttet, nur daß die Begeisterung mehr im Inhalt lag und nicht im heiligen Feuer, im glühenden Geistes-Strom, die in den Versen treiben sollten. Wir sprechen hier nicht von den unzähligen Dilettanten, die sympathische und wohl auch typische Empfindungen in schlechte Verse kleideten, bewahre! Wir messen hier nur die lyrische Produktion anerkannter Schriftsteller der Gegenwart an jener vor hundert Jahren.

Der Inhalt ist natürlich fast der gleiche, aber wo sind Verse, mit diesem starken Schicksalston, wie aus Vorweltgesängen, wie dieses von Rückert:

‚Oh, wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab ich rasch mich dargestellt,
Alles andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar danach nicht umgeschaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.‘

Oder wo sind Strophen von so stürmendem Pathos, wie diese von Arndt:

‚Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.‘

Doch genug des Zitierens. Nur dieses soll noch gesagt werden, daß uns das Wesentliche eines Kriegsliedes nicht in seinen Worten noch in seinem Inhalt zu beruhen scheint, sondern, um es kurz heraus zu sagen, in seiner Musik, seiner innerlichen Musik, jener fortreißenden, jener überzeugenden Musik, die noch aus jedem in seiner Art vollendeten Gedicht quillt und uns wie ein treuer Barometer anzeigt, ob das Werk für seinen Autor eine Notwendigkeit war, oder nur das einseitige Produkt seines Willens, seiner Überzeugung, seiner Fertigkeit, kurzum — einer Laune.

Nach diesem Maßstab einer innerlichen Musik gemessen, dürften allerdings die meisten der heutigen Kriegslieder im Vergleich mit den früheren blaß erscheinen, oder, um im Bilde zu bleiben, verblasen. Der große Schwung und Ton früherer Jahrzehnte ist dahin und nur wenige Rhythmen bleiben im Gedächtnis. So das ‚Reiterlied‘ des jungen gefallenen österreichischen Offiziers H. Zuckermann:

‚Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall ich am Donaustrand?
Sterb ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh sie meine Seele holen,
Kämpf ich als Reitersmann.‘

oder der innige ‚Soldaten-Abschied‘ des Kesselschmieds Heinrich Lersch, ein Gedicht, das seltsamerweise bereits vor Kriegsausbruch erschien:

‚Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nicht mehr nützen;
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen.
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!‘

Einzelne Gedichte des frühverstorbenen außerordentlich begabten Dichters Hermann Löns müssen wir in dieser Reihe nennen, vielleicht ein wenig gesucht volkstümliche Gedichte, aber im allgemeinen stark und klar. Einige Gedichte von Ludwig Thoma und F. Hussong schließen sich an, in den energischen Rhythmus grotesken Humor aufnehmend, vor allem aber jenes schon volkstümlich gewordene Lied Aus einer Mainzer Wachtstube: O Nikolaus, mit seiner köstlichen Strophe:

‚Der Franzmann auch, der Franzmann auch, zeigt wieder seine Krallen,
Er möchte gern den schönen Rhein,
Wir aber nach Paris hinein,
Das will ihm nicht, das will ihm nicht, das will ihm nicht gefallen!‘

Von Richard Dehmel gibt es ein kräftiges Gedicht ‚Deutschlands Fahnenlied‘, nur leider zu ungleich in den einzelnen Strophen. Rudolf Alexander Schroeder hat sogar ein ganzes Gedichtbuch herausgegeben, in dem zwei außerordentlich schöne Stücke stehn: ‚Lemberg‘ und ‚Reiterlied‘; das gewiß zu empfehlende Buch heißt: ‚Heilig Vaterland‘ (Insel-Verlag). Die viele Berliner Kriegslyrik hat auf uns gar keinen Eindruck gemacht, ebensowenig wie Ernst Lissauers: ‚Haßgesang gegen England‘, ganz abgesehen davon, daß uns dieser betäubende Aufruf zum Haß nicht mit dichterischer Würde vereinbar erscheint; eine Ausnahme machen wir für

das nervös-hochgespannte Gedicht ‚Es geht eine Schlacht' von Alfred Kerr und für die lyrischen Flugblätter zweier junger Berliner: Rudolf Leonhardt und Alfred Richard Meyer; des letzteren Heft heißt ‚Helden' und enthält u. a. ein ganz kurzes Gedicht, das wir für außerordentlich typisch für die Zeit um Kriegsanfang halten; es heißt: ‚Ein Berliner Landwehrmann schreibt seiner Frau aus Köln, Anfang August':

‚Meine Schuhe
— Ruhe! Ruhe! —
Stell ich nachts verkehrt stets vor die Tür.
Sonst kann ich nicht garantieren,
Daß allein sie losmarschieren,
Morgen sind in Lüttich, übermorgen vor Namur.'

Witz? oder Anekdote? Keins von beidem: brausender Volkssturm, trefflich festgehalten in energischen Zeilen. Man findet noch andere schöne Gedichte in diesem Heft (Verlag A. R. Meyer, Berlin). Noch ein anderer Berliner, der Dramatiker Franz Dülberg, hat sein Empfinden in einem schönen ‚Theaterprolog' kräftig ausgedrückt.

Aber die Großen? Was ist mit denen? George, der Prophet des Krieges in seinem ‚Stern des Bundes', schwieg bisher; von Rilke stehen einige impressionistische, nervöse freie Rhythmen im ‚Kriegsalmanach 1915' des Insel-Verlags. Hofmannsthal und Hauptmann haben leider in ihren Versen bisher versagt. Von den andern mehr oder weniger anerkannten Größen schweigen wir lieber, von ihnen gilt das zu Beginn des Artikels Ausgeführte. Zwei neue Dichter jedoch hat uns der Krieg beschert, die an sprachlicher Kraft und innerer Bedeutung das meiste bisher Erwähnte übertreffen. Der leidenschaftlichere ist ein bisher völlig unbekannter österreichischer Dichter Julius Zerzer; sein Buch ‚Kriegsmesse 1914' ist bei Eugen Diederichs erschienen. Es war ein guter Gedanke, das ungeheure äußere Geschehen (der Krieg) im Bilde des ungeheueren inneren Geschehens (die Messe) darzustellen, ein Gedanke, würdig eines großen Dichters. Es ist nicht an uns, hier über Glaubensfragen mit dem jungen Dichter zu rechten; genüge dies, daß sein Temperament ihn über Worte und Bilder ins glühende Chaos der Mystik fortreißt, wie es einst dem jungen Schiller geschah, an dessen noch nicht gefestigte dithyrambische Sprache auch die Zerzers erinnert; der Verleger spricht in seinem Prospekt von Goethe: Goethisches haben wir nicht entdecken können, wohl aber eine so edle Begeisterung, eine so bildhafte Phantasie, eine so männliche Wucht im Rhythmischen, daß wir gar keiner Vergleiche bedürfen, um zu sagen: dies ist ein neuer Dichter; wohl ihm, daß eine heilige Erschütterung sein erstes Werk schuf.

Auch der andere Dichter scheint von Schiller herzukommen, aber vom reifen Schiller, vom griechisch-bedeutungsvollen. Albrecht Schaeffer ‚Kriegslieder' (Ludwig Ey, Hannover) ist kein ganz Unbekannter mehr: bei Kurt Wolff erschienen im vorvorigen Jahr schöne Gedichte von ihm, ein wenig kalt zwar, ein wenig parnassisch, aber in früher Meisterschaft vollendet. Seine Kriegslieder scheinen uns das dichterisch-wertvollste seiner bisherigen Produktion, zumal solche Stücke wie ‚Die Toten von Dieuze', oder ‚Goeben', oder ‚Der sterbende Soldat': in klaren Strophen spricht hier eine so bedeutende, ja, würdevolle Ruhe, begleitet von einer so absoluten Beherrschung von Form und Sprache, daß wir seinen Gedichten unwillkürlich den Preis von allen anderen Werken dieser Zeit zuerkennen müssen. Wir erhoffen unserem nationalen Schrifttum noch vieles von der ferneren Tätigkeit dieser zwei begabten und begeisterten Talente. Jug.

Unsere Kunstbeilagen

Albrecht Dürer ist in diesen Tagen der Besinnung auf deutsches Wesen und seinen Ausdruck wieder mehr als sonst ein alter deutscher Meister zur Geltung gekommen, ungeachtet der Wandlung, die sich in den letzten Jahren in seiner Schätzung zugunsten Grünewalds als des reinen deutschen Künstlers vollzogen hat. Dürer ist eben der kulturell weitere gewesen, und wenn auch sein Versuch, die Anschauungen der italienischen Renaissance in den deutschen Formsinn zu übertragen, im ganzen nur einen fraglichen Erfolg hatte und haben mußte, so hat er eben damit einen Widerstreit im deutschen Wesen vorausgebildet, der bis heute nicht entschieden ist, und sich eben dadurch dem nach ihm kommenden Deutschtum innig verwandt gemacht. Grünewalds bekanntes Auferstehungsbild ist tiefer und deutscher, aber der Auferstehende erhebt sich nicht aus der Mitte einer so nah gesehenen zeitgegenwärtigen Menschheit, wie Dürer sie in seinen Soldaten in starkem deutschem Gefühl und fast einem Wuste von zudringenden Gestalten und Werkzeugen zeigt. Das aber wird die wahrhafteste Auferstehung wie der deutschen Kunst so des deutschen Geistes sein, daß das erlöste Wesen sich erhebt aus dem Gefühl des ganzen Volkstums und getragen wird durch eine ganze Wahrheit, die bei Dürer damals schon zerbrach. Der Widerstreit ist inzwischen vielfacher geworden und die Erlösung schwerer; aber daß sich das ganze Volk, selbst noch schlafend im höheren Sinne oder kaum die Augen öffnend, so um seine geschichtliche Berufung schart wie die Wächter des Grabes bei Dürer, das stärkt die Hoffnung auf ein deutsches Ostern. K. W.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Direktor des Mozarteums in Salzburg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Tintoretto/Michaels Kampf mit dem siebenköpfigen Ungeheuer



Phot. F. Bruckmann A.-G., München



Zwölfter Jahrgang Mai 1915

Die Amerikaner und wir
Von Nikolaus Kaumanns

Ein Amerikaner, Price Collier, hat in einem Buche ‚Deutschland und die Deutschen, vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet‘ (deutsch von E. von Kraatz, Verlag George Westermann, 1914) unser Vaterland zu schildern versucht. Seine Betrachtungen fußen auf Beobachtungen, die bis in die jüngste Zeit vor dem Kriege reichen. Sachlich, nüchtern und wohltuend tiefgreifend ist sein Urteil; besser als irgendein Amerikaner zeigt er sich unterrichtet über deutsche Verhältnisse und auffallend geschickt, seine persönlichen Beobachtungen zu verwerten. Ohne bewußtes Vorurteil, zeigt er sich doch unfähig, der Eigenart und weltgeschichtlichen Aufgabe Deutschlands gerecht zu werden. Seiner angloamerikanischen Denkungsart fehlt das Maß für Deutschland und seine Ansprüche. Sie spinnt sich hochmütig in sich selbst ein. Der Sinn für Gleichberechtigung fehlt diesem Amerikaner. Der Wille zum vollen Verständnis unserer staatlichen und volklichen Besonderheiten geht ihm ab; der Wille, den keine noch so gründliche Beschäftigung mit unseren Verhältnissen und Einrichtungen erzeugen kann, der Wille, der hinter jeder Erkenntnis liegt, dessen Mangel ihm deshalb auch nicht zum Bewußtsein kommt.

Das Buch ist geschrieben im Banne eines tiefgreifenden Gegensatzes deutscher und englisch-amerikanischer Kultur. Jetzt, nach Ausbruch des Krieges zwischen England und Deutschland, ist besonders lehrreich, in den Gedankengängen dieses guten anglo-amerikanischen Beobachters das Material wiederzuerkennen zu den Schlagworten, die unsere Feinde vor den

Neutralen gebrauchen, um ein moralisches Recht zu unserer Vernichtung vorzutäuschen. Es ist überaus bezeichnend, daß der Anglo-Amerikaner darin ganz Engländer ist. Wer die Ausführungen Price Colliers richtig verfolgt, wird ohne Rücksicht auf politische Parteistellung zu der resignierten Überzeugung kommen, daß es zwischen der herrschenden englischen und anglo-amerikanischen Anschauung und unseren Entwicklungszielen keine Verständigung gibt. Die Stellung, die ein so ruhiger, ernster und durchaus friedlicher Mann wie Price Collier zu Deutschland und dem Deutschtum einnimmt, rechtfertigt besser als irgendein urkundlicher diplomatischer Beweis die Unvermeidlichkeit des gegenwärtigen Krieges. Mancherlei Schäden unseres politischen, gesellschaftlichen, sittlichen Lebens tadelt er mit Recht. Er unterläßt es auch nicht, seinen Landsleuten deutsche Vorzüge zur Nachahmung zu empfehlen. Aber was uns selbst bei verschiedenster politischer und religiöser Denkform schließlich allen als höchste sittliche Aufgabe erscheint, gerade das widerstrebt ihm im Innersten. Wer eine Kultur verwirklicht sehen will, in deren Mittelpunkt die soziale Wohlfahrt steht, der tritt in den schärfsten Gegensatz zum individualistischen Herrenideal. Kein Sozialdemokrat wird das Buch weglegen ohne die Erkenntnis, daß es das soziale Element unserer Kultur ist, welchem im englisch-amerikanischen Individualismus ein unerbittlicher Feind gegenübersteht, der gefährlicher ist als die blindwütige russische Autokratie. Wer denkt wie Price Collier, wer mit solcher Selbstverständlichkeit für seinen Herrenstandpunkt ausschließliche Geltung fordert, der muß mit Naturnotwendigkeit unser Gegner sein; der muß uns instinktiv hassen. Denn wir haben wie kein anderes Volk das sittliche Ideal des Dienstes der einzelnen fürs Ganze zu pflegen verstanden; wir haben durch unsere staatliche Einigung die reichen individuellen Fähigkeiten der Glieder unseres Volkes in strenger Ein- und Unterordnung zu einem Ganzen von ungeheurer Wirkungskraft zu vereinen gewußt, zu einer Wirkungskraft, die sich in Kürze dem englisch-amerikanischen Individualismus überlegen erweisen mußte. So überlegen, wie jede auf Pflichterfüllung aufgebaute Organisation gegenüber einer bloßen Interessengemeinschaft. Die englische Rasse schöpft ihre Kraft und Kultur aus der Entwicklung der auf sich selbst gestellten Persönlichkeit. Diese individualistische Kultur ist von selbst beschränkt auf eine dünne Oberschicht, der es nicht an Glücksgütern gebricht, ihrem Herrenbewußtsein entsprechend zu leben. Sich im wirtschaftlichen Kampf eine solche Herrenstellung zu erobern, das ist das höchste Streben derer, die nicht rettungslos im breiten Strom der großen Masse versinken, weil es ihnen an Fähigkeit, Tatkraft oder — an den allernötigsten Mitteln gebricht, über die ersten Schwierigkeiten des Lebens hinwegzukommen. Der Vorzug des amerikanischen Individualismus gegenüber dem englischen besteht darin, daß er auf die breitere Grundlage gestellt ist. Die amerikanischen Verhältnisse lassen dem einzelnen die größte Ellenbogenfreiheit zum Emporringen an die Oberschicht. Dort wie da zeigt aber die individualistische

Kultur, an unseren Verhältnissen gemessen, eine große Schwäche. Sie liegt in der ungeheuren Kräfteverschwendung, mit der sie arbeitet. Sie ist eine ständige Auslese der Stärkeren auf Kosten der Schwächeren. Das Bessere lebt in ihr ständig auf Kosten des Guten — soweit es angängig ist, ein im wesentlichen wirtschaftliches Streben mit Beiwörtern sittlicher Bewertung zu belegen. Und hier muß ein weiterer Mangel hervorgehoben werden. Die individualistische Kultur muß, weil ihr Ideal des unabhängigen Herrenmenschen im Grunde nur vom Erreichen einer hervorragenden wirtschaftlichen Position abhängt, in der Pflege des Wirtschaftlichen ihren Mittelpunkt haben. Das wirtschaftliche Streben ist so der alles überragende gemeinsame Grundzug individualistischer Kultur. Die englisch-amerikanische sittlich-religiöse Selbstgerechtigkeit ist kein Zufall. Sittlich-religiöses Streben liegt außerhalb des Bereichs der individualistischen Kultur**gemeinschaft**, außerhalb des Bereichs der Dinge, die die einzelnen zu einer Interessengemeinschaft verbinden. Die deutsche Kultur zeichnet sich gegenüber dieser einseitigen Kultur wirtschaftlicher Auslese durch die **Sammlung** der wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte der Individuen aus. Zur Erreichung jeder größeren Kulturhöhe ist der Ausbau der individuellen Fähigkeiten erforderlich. Diesen Ausbau haben wir stets gepflegt und pflegen ihn auch jetzt ständig. Es hat uns auch schließlich nicht zum Schaden gereicht, daß der Betätigung unseres Individualismus auf politisch-wirtschaftlichem Gebiete große Hemmnisse entgegenstanden. Die notwendige individualistische Entwicklung haben wir so zuerst auf wissenschaftlichem und sittlichem Gebiet suchen und finden müssen. Wir haben so, als wir wirtschaftlich und politisch freier wurden, ein reiches gemeinsames wissenschaftliches und sittliches Kulturleben mitgebracht. Entscheidend geworden ist dann, daß bei uns die auf allen Gebieten reich entwickelten individuellen Fähigkeiten nicht der ungehemmt freien Entwicklung überantwortet wurden, in der sie sich zum großen Teil gegeneinander verbrauchen, sondern durch unsere staatliche Organisation auch in den Dienst der Allgemeinheit gestellt wurden. Was dadurch den einzelnen Individuen an Entwicklungsmöglichkeit entgeht, wird tausendmal ausgeglichen durch die Erhaltung der minder kräftigen Energien, die dabei langsam zu größerer Kraft heranreifen. Das eint das wirtschaftliche wie sittliche Streben der Individuen zu einer nationalen Macht von größter Stoßkraft. Diese Sammlung geht ohne eine Beschränkung der Freiheit des einzelnen — über deren notwendigen Umfang sich streiten läßt — nicht ab. Seiner Schwäche gegenüber dieser Sammlung aller nationalen Kräfte, der wirtschaftlichen wie sittlichen, bewußt, wendet sich der englisch-amerikanische Individualismus mit Energie gegen die staatliche Organisation, welche diese Sammlung hervorbringt. Die reich entwickelten individuellen Fähigkeiten der Deutschen fühlen Engländer und Amerikaner als wesensverwandt; die Sammlung dieser individuellen Fähigkeiten durch die preußisch-deutsche Organisation ist ihnen fremd und unheimlich.

Der Individualismus, der in England wie in Nordamerika die Geister beherrscht, fühlt sich durch uns bedroht. Dessen muß man sich bewußt sein, dann versteht man ohne weiteres die Sympathien der Anglo-Amerikaner für England. Daß aber der Individualismus Nordamerikas über die gegenwärtige eigenartige ‚Neutralität‘ hinaus je zu kriegerischen Verwicklungen mit uns drängen würde, ist nicht anzunehmen. Indessen eingedenk bleiben sollen wir des Gegensatzes. Aus ihm erwächst uns eine wichtige Aufgabe. Sie ist, wie ich sofort hinzufügen will, obwohl politischer, ganz unkriegerischer Art.

Der Individualismus ist in jeder Form das egoistische Streben nach Alleingeltung. Wirtschaftlich ist er der Träger illoyaler Konkurrenz. Zur staatspolitischen Richtschnur erhoben, ist er der Anspruch auf die Weltherrschaft. Im englischen Staat hat der Individualismus seinen vollkommensten politischen Ausdruck gefunden. Das Ergebnis dieses Krieges muß sein, daß England es aufgibt, unsere seinen Weltherrschaftsplänen hinderliche Entwicklung mit Gewalt zu stören. Haben wir unsere Entwicklungsfreiheit erkämpft, so genügt es uns durchaus, friedlich unserer Arbeit nachgehen zu können. Weltherrschaftsansprüche im Sinne des englischen Individualismus sind uns fremd. Wir brauchen für unser Wirtschaftsleben kein künstlich hergestelltes Übergewicht. Es genügt uns freie Bahn. Wir wollen unsere Wirtschaft in friedlichem Wettbewerb mit den andern Völkern konkurrieren lassen. Wogegen wir uns einzig wehren, das sind illoyale Eingriffe anderer in diesen Wettbewerb.

In den Vereinigten Staaten ist der Individualismus zur politischen Reinkultur im Sinne der englischen Weltherrschaftsidee nicht herangezüchtet worden. Der nordamerikanische Staat ist seiner Entstehung nach sogar die Verneinung der politischen Vorherrschaft Englands. Das geht ihm sozusagen noch nach, trotz mancher Anwandlung im Sinne des englischen Imperialismus. Die Monroedoktrin ist zunächst nicht so sehr der Anspruch der Union auf die politische Herrschaft auf dem amerikanischen Kontinent als die Abwehr des Übergreifens von Weltherrschaftsansprüchen europäischer Staaten dorthin. Im Zusammenhang mit wirtschaftlichen Tendenzen hat sich die Monroedoktrin allmählich allerdings bis zu einem gewissen Grade in den Anspruch auf die politische Vorherrschaft in Amerika umgesetzt. Immerhin ist, was an imperialistischen Tendenzen englischen Sinnes im amerikanischen Staate vorhanden ist, nicht so stark, daß die Union je daran denken würde, die ihr unbequeme wirtschaftliche Entwicklung einer Großmacht mit Waffengewalt aufzuhalten. Das Zurückweichen der Union vor dem Vordringen Japans in China beweist dies. Indessen — je weniger der amerikanische Individualismus politische Weltherrschaftsgelüste hegt (dazu ist er auch zu spät geboren), desto mehr regt sich in ihm der Sinn, eine wirtschaftliche Weltherrschaft auf unblutigem Wege sich zu erobern. Anzeichen dafür liegen in Menge vor. Unsere Aufgabe der Bekämpfung des individualistischen Herrentums ist nach Zurückweisung der englischen

Ansprüche auf die politische Weltherrschaft keineswegs erledigt. Es bleibt uns die Aufgabe, Europa vor der wirtschaftlichen Knebelung durch Nord-Amerika zu schützen.

Die Union ist im Begriff, aus einem großen Agrarstaat ein gemischter Staat zu werden, immer stärker von Industrie durchsetzt. Sie sieht einem ganz riesenhaften Wachstum ihrer industriellen Leistungsfähigkeit entgegen. Gemessen an dem, was sie schon an industrieller Geltung besitzt, muß das zu erwartende Wachstum der nordamerikanischen Industrie jeden Vergleich mit der industriellen Erstarkung irgendeines europäischen Staatswesens weit überholen. Dabei läuft die Union nicht die Gefahr, in der Ernährung abhängig zu werden. Sie ist zunächst in der Lage, die rasch sich steigernde landwirtschaftliche Produktionskraft der südamerikanischen Staaten sich unter Ausschluß der europäischen Staaten dienstbar zu machen, die auf diese Zufuhren angewiesen sein werden. Weiterhin steht außer Zweifel, daß die nordamerikanische Landwirtschaft selbst in solche Leistungsfähigkeit versetzt werden kann, daß sie jedem industriellen Wachstum der Union zu folgen imstande ist. So oder so: Unter dem Vorantritt der Union kann sich der amerikanische Kontinent zu einem Wirtschaftskörper entwickeln, der die Fähigkeit hat, die Welt mit industriellen Produkten zu versorgen, ohne selbst irgendwie auf die Umwelt angewiesen zu sein. Dabei würde die Union, die Fortdauer der Vorherrschaft Englands zur See vorausgesetzt, mit England notwendig in Konflikt kommen. Die von uns erstrebte Durchbrechung der Seeherrschaft Englands wird auch dem amerikanischen Wirtschaftsleben zugute kommen. Insofern laufen die amerikanischen und die deutschen Interessen gleich, aber nur insofern.

Der große Krieg wird Europa wirtschaftlich schwächen. Er wird es der Union nicht nur erleichtern, außerhalb Europas wirtschaftlich vorzudringen, sondern auch in Europa große Fortschritte zu machen. Der Haß, der den Krieg überdauern wird, fördert auf längere Zeit hinaus dieses wirtschaftliche Vordringen Amerikas. Gegen diese wirtschaftliche Ausdehnung Nord-Amerikas können wir von unserem eigenen Standpunkt aus nichts anderes tun, als unserem Wirtschaftsleben den Vorrang der besseren Organisation zu erhalten, vor allem darauf bedacht zu sein, ihm die größtmögliche Unabhängigkeit im Bezug des Rohstoff- und Lebensmittelbedarfs zu verschaffen und zu sichern. Wir dürfen aber nicht blind dagegen sein, daß die Ansprüche der nordamerikanischen wirtschaftlichen Ausdehnung uns nicht mit demselben Verständnis für die Gleichberechtigung entgegentreten werden, wie wir von unserem Standpunkt aus es ihnen entgegen zu bringen geneigt sind. Ist in der Union der politische Individualismus nicht in Reinkultur gezüchtet worden, so ist dafür das Wirtschaftsleben dort vom extremsten Individualismus beherrscht. Diesem Individualismus fehlt jeder Sinn für die Gleichberechtigung, und er ist um kein Mittel verlegen, eine unbequeme Konkurrenz zu beseitigen. Nur kann sich diese wirtschaftliche Unduldsamkeit zur Erreichung ihrer Ziele nicht der staatlichen Waffen-

gewalt bedienen wie in England. Trotzdem fehlt es ihr nicht an der Möglichkeit, sich auch gegenüber fremden Wirtschaftskörpern in unangenehmster Weise fühlbar zu machen. In den Trusts hat der wirtschaftliche Individualismus Nordamerikas die Knebelung der Gesamtheit zugunsten der privaten Interessen weniger Herrenmenschen zur meisterlichen Vollendung gebracht. Die in Nordamerika jetzt und leider wohl noch in absehbarer Zeit herrschende Auffassung, welche in jeder notwendigen Beschränkung des privaten Egoismus einen unleidlichen Angriff auf die persönliche Freiheit sieht, hat bisher alle Maßnahmen der Bekämpfung der Trusts unwirksam sein lassen. Die Vertrustung des amerikanischen Wirtschaftslebens erfordert allerdings nur unsere Aufmerksamkeit, nicht aber unsere Abwehr. Allein die Trusts haben mit gefährlichem Erfolg das Feld ihrer Tätigkeit auch nach Europa gelegt. Daß der amerikanische Tabaktrust sich England dienstbar gemacht hat und auch nach Deutschland vorgedrungen ist, sollten wir nicht vergessen. England hat auch den amerikanischen Fleischtrust zu spüren bekommen. Es ist uns in Amerika sehr übel vermerkt worden, daß wir mit den amerikanischen Fleischerzeugnissen auch seinen verderblichen Einfluß fern gehalten haben. Die Bekämpfung des amerikanischen Öltrusts wurde bei uns gründlich erörtert, als der Krieg ausbrach. Nicht der Reichtum Nordamerikas an wirtschaftlicher Entwicklungsfähigkeit ist es, der uns vor eine weltwirtschaftspolitische Aufgabe besonderer Art stellt, sondern der Mißbrauch, welchen der in Amerika heimische wirtschaftliche Individualismus damit zu treiben droht auf Kosten schwächer fundierter fremder Wirtschaftskörper.

Der Konkurrenz Nordamerikas außerhalb und innerhalb Europas begegnen wir mit unserer Konkurrenz. Gegen die illoyale Konkurrenz, welche von amerikanischer Seite durch das Übergreifen der Trusts in das europäische Wirtschaftsleben droht, müssen wir Europa zur Abwehr vereinigen. So erwächst uns eine Führerrolle in Europa. Sie besteht darin, daß wir Europa überzeugen, mit uns das Interesse an der Erhaltung der wirtschaftlichen Selbständigkeit der schwächer als die Union fundierten Wirtschaftskörper gemein zu haben. Das ist eine durchaus unblutige Aufgabe. Sie führt uns von selbst dazu, von vornherein, beim Friedensschluß mit unseren europäischen — und asiatischen Gegnern darauf bedacht zu sein, daß diese notwendige wirtschaftliche Verständigung nicht aussichtslos erscheint. Wir werden darum mit unseren politischen Ansprüchen nicht weiter gehen, als unsere Sicherung davor erfordert, daß wir nicht wieder die mit uns wirtschaftlich ganz gleich interessierten europäischen Staaten im Bunde gegen uns finden zugunsten des insularen Individualismus, der in der Union seine der kontinentalen Wirtschaft feindliche Ergänzung und Fortsetzung findet.

Daß Deutschland die Führerrolle zukommt zur Abwehr der Verwüstungen, mit welchen der extreme amerikanische Wirtschaftsindividualismus Europa bedroht, das fühlt niemand deutlicher als die amerikanischen Trust-

magnaten, die Träger des Geld-Herrentums, die samt und sonders unsere Feinde sind. Denn Deutschland ist, auch auf wirtschaftlichem Gebiet, der beste Organisator. Und — die Organisation ist der überlegene Gegner des Individualismus. Was nicht unnötig macht, daß Europa sich wirtschaftlich zusammenschließt. Denn Nordamerika hat den Vorzug, ein auf keinerlei Zufuhr angewiesenes Wirtschaftsgebiet zu sein. Demgegenüber ist jeder einzelne europäische Staat im Nachteil; sogar ganz Europa. Dieser Nachteil muß durch die Organisation des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens ausgeglichen werden. Die Idee dieser Organisation würde die Erhaltung des Kolonialbesitzes der europäischen Staaten gegen jede Beeinträchtigung zu einer gemeinsamen wirtschaftlichen Angelegenheit Europas machen. Dabei ist unter Europa England mitzuverstehen, wenn es seinen Weltherrschaftsansprüchen entsagt, die es zum Gegner der wirtschaftlichen Interessen Europas machen. Es würde diesen Verzicht ohne zu große Opfer bringen können; führe dabei auf die Dauer sogar besser. Denn — selbst wenn es siegte: der Krieg hat die Unhaltbarkeit der englischen Vorherrschaft zur See dargelegt. England kann diesen Krieg überhaupt nur führen, weil es die wohlwollende Unterstützung der Union findet. Sollte man sich das in der Union nicht merken? Der Krieg zeigt die ganze Schwäche des englischen Wirtschaftslebens, und Amerikas wirtschaftlicher Ausrottungskrieg hatte schon vor dem 1. August 1914 auf englischem Boden begonnen. England, auch ein, was wir nicht hoffen, siegreiches England, wird das erste Opfer der Union sein.

Der Panamakanal und die Weltmacht Amerikas / Von Graf Vay von Vaya und zu Luskod

I.

Zwecke und Ziele.

Die Rolle, die Amerika gegenwärtig in der Weltpolitik spielt, beschäftigt mit vollem Recht das allgemeine Interesse der Völker. Wer vermag das Endziel seiner Stellungnahme zu dem Völkerkrieg zu ahnen? Wer vermag die Absicht zu ergründen, die hinter der kurzen Offenbarung verborgen liegt, daß Amerika die Integrität Chinas energisch schützen werde?

Doch mögen solche Äußerungen noch so rätselhaft scheinen und manche Schritte der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten dem Fernerstehenden widersprechend vorkommen, dem näheren Beobachter zeigen sie stets das selbstbewußte Streben, das stetig um die endgültigen Hegemonien auf der westlichen respektive östlichen Hemisphäre ringt.

Amerikas Imperialismus bildet nicht nur eines der erstaunlichsten Kapitel der Geschichte der Gegenwart, er birgt wohl auch für die Zukunft noch manche überraschende Seiten. Die Vereinigung der einzelnen Staaten war, wie noch lebhaft in Erinnerung, keine leichte, und der langwierige Bürgerkrieg hat das ganze Land mit Blut begossen. Und doch scheint es heute nahezu unglaublich, daß Nachbarstaaten, wie Pensilvania und Virginia oder Carolina, vor wenigen Jahrzehnten noch sich als tödliche Feinde bekämpften und das heute einheitliche Riesenreich einstens ganz zerstückelt war.

Jedoch ist die Arbeit noch lange nicht beendet. Kanada, trotzdem zurzeit jede Erörterung darüber sorgfältig vermieden wird, ist längst dazu auserkoren, dem Staatenbunde anzugehören. Nur ist der geeignete Augenblick noch nicht gekommen, die großen Probleme an den Geländen des Stillen Ozeans zu lösen. Es wär jedenfalls unklug, vor deren Erledigung Englands Neid und Feindseligkeit hervorzurufen. Daher wartet Amerika mit Geduld, bis Kanada als reife Frucht ihm zufällt.

Die Regelung der Lage in Zentralamerika ist in mancher Hinsicht dringender. Alle die verschiedenen gegeneinander stehenden Republiken verursachen unzählige Schwierigkeiten. Vor allem Mexiko, der bedeutendste und kampffähigste Gegner, wird die meisten Opfer und die längste Zeitdauer für seine Unterwerfung beanspruchen. Doch mit dem erfolgreich beendeten Kanal von Panama wurde ein Riesenschritt vorwärts getan. Panama soll demnächst das bedeutendste Bollwerk für die Macht am Pazifik sein. Durch den neuen Wasserweg können die Kriegsschiffe leicht die Wellen des Stillen Ozeans erreichen. Und dies ist wohl auch ihre kürzeste Straße nach Ostasien.

Das lebhafte Interesse der Vereinigten Staaten an jenen Regionen bedarf wohl keiner näheren Erörterung. Es ist klar, daß die Regierung von Washington keinen Rivalen zur Geltung kommen lassen will. Die auf ihre Interessensphäre so eifersüchtige Republik wacht scharf über jedes

Ereignis und weist jeden fremden Einfluß energisch ab. Friedliche Einwanderungsversuche sowie Bemühungen um Niederlassung werden stets verhindert. ‚Amerika für die Amerikaner' klingt der stolze Wahlspruch.

Die oft erwähnte Monroedoktrin hilft zur Lösung jeder schwierigen Frage. Dem Inhalt nach unbestimmt und nach dem Wortlaut doppelsinnig, kann sie für jede Gelegenheit günstig gedeutet werden. Von Kuba wurden die Spanier vertrieben, die Philippinen annektiert, alles nach dem Sinn dieser äußerst nützlichen Lehre. Wo immer Fremde den Interessen der Amerikaner im Wege stehen, wird dieser bequeme Ausweg mit sicherem Erfolge beschritten.

Japan mit seinem unerwarteten Aufschwung bildet zweifelsohne den bedenklichsten Gegner. Die Gefahr seiner Ausdehnung entlang dem Stillen Ozean erregt mit Recht tiefste Mißstimmung. Daher die von manchen für zu streng erachteten Maßregeln, den Japanern und sämtlichen Asiaten die Landung und Kolonisation zu verbieten. Amerika, das sonst die Freiheit und Gleichstellung aller Völker mit so schwülstiger Beredsamkeit verkündet — denkt kaum daran, selbst davon Gebrauch zu machen.

Die mächtige Kluft, die Nippon von Amerika trennt, vertieft sich, anstatt sich auszugleichen. Es ist zurzeit jedem klar, daß Japans Interessen denjenigen der Vereinigten Staaten direkt entgegengesetzt sind: Die angriffslustige Eroberungspolitik der Regierung in Tokio kreuzt manche Pläne von Washingtons Staatsmännern. Ein Zusammenstoß infolge der offen zugestandenen oder auch noch verheimlichten Ziele läßt sich vielleicht noch länger hinausschieben, ist jedoch keinesfalls endgültig zu vermeiden.

Der bevorstehende Kampf um die Macht am Stillen Ozean ist sozusagen die Folge der gegenwärtigen Kämpfe um die Vorherrschaft auf dem Atlantischen Ozean. Hier wie dort werden die gegensätzlichen Interessen durch blutige Kämpfe entschieden. Jedenfalls versäumt Nordamerikas Republik keine Gelegenheit, sich schon zurzeit möglichst zu stärken und auf kommende Ereignisse in jeder Beziehung vorzubereiten. Ihre Diplomatie ist aufs äußerste bestrebt, sich mit allen Nachbarn, die ihm zu diesem Zwecke nützen könnten, günstig zu stellen.

China mit einer weit über vierhundert Millionen zählenden Menschenmenge scheint vor allem der wertvollste Verbündete zu sein. Wenn auch augenblicklich noch nicht gerüstet und zur Kriegführung wenig geeignet, ist es jedoch bei der wunderbaren Überlegenheit der Bevölkerung nur eine Frage der Zeit, daß dieses Reich die tapferste Armee hervorbringen wird. Umwandlungen vollziehen sich sogar in Asien neuerdings viel schneller wie in der Vergangenheit. Gar wenige glaubten noch unmittelbar vor dem Russisch-Japanischen Kriege an die Übermacht Nippons.

Kurz, die kühne Äußerung, daß Amerika die Integrität Chinas energisch verteidigen werde, läßt kaum an seiner Aufrichtigkeit zweifeln. Die Staatsmänner und Diplomaten von Washington sind gewöhnlich klug und berechnend. Es ist ihnen klar, daß sie für ihre künftigen großen Unter-

nehmungen außer ihren Millionen Dollars und ihrer neuen Flotte auf die Heere der gelben Republik für den Krieg zu Lande angewiesen sind.

Alle diese Bestrebungen sind seit Jahren deutlich wahrzunehmen. Jedem, der in Ostasien weilte und in Tokio oder Peking mit den maßgebenden Kreisen in Berührung kam, konnten sie kaum unbemerkt bleiben. Die Tage von Japans Popularität sind längst verschwunden, und die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft war von kurzer Dauer. Das mehr und mehr aggressive Auftreten des kleinen, unermüdlichen gelben Volkes hat rechtzeitig Besorgnis erregt. So wurden zum Schutze gegen die stets wachsende Einwanderung oder friedliche Invasion strenge Maßregeln getroffen und neue Gesetze gemacht.

Der Durchstich der Landenge von Panama war jedenfalls die wichtigste aller Schutz- und Trutzmaßregeln. Die strategische Bedeutung des neuen Wasserweges bedarf wohl keiner näheren Erörterung. Zur Sicherung für die erhoffte Einverleibung der verschiedenen kleineren Republiken, wie vor allem für die Befestigung der Übermacht auf den Wassern des Stillen Ozeans war das Unternehmen von größter Bedeutung.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, hat das gewaltige Werk eine unermeßliche Tragweite. Ob der Kanal in seiner jetzigen Gestaltung dem beabsichtigten Zwecke vollkommen entspricht oder nicht, — eine Frage, auf die ich später näher eingehen werde —, kommt nur in zweiter Linie in Betracht. Ebenso scheint es für die Vereinigten Staaten ziemlich gleichgültig, ob der Kanal vom finanziellen Standpunkt aus erfolgreich sein wird. Die Bestrebungen der Regierung sind von einer anderen Art und gehen nach anderer Richtung, weiterabliegende Ziele bezweckend.

Die so nahe bevorstehende Eröffnung des Panamakanals wird für uns viele Überraschungen im Gefolge haben und uns manche neuen Gesichtspunkte erschließen. Der große Seeweg wird uns mit bisher gänzlich unbekannten Erdenwinkeln in Verbindung bringen und durch Welthandel uns zu Erben ihrer Reichtümer machen.

Die Vereinigten Staaten täuschten sich keineswegs, als sie unter ungeheueren Opfern und mit nahezu 400 Millionen Dollar den Durchbruch des Kanals vollendeten. Sie berechneten ganz richtig die gewaltigen Vorteile, die sie aus diesen äußerst fruchtbaren Landstrichen ziehen würden, sowie die politischen Möglichkeiten von unschätzbarer Tragweite. Die Kanalarbeiten sind denn auch mit erstaunlicher Schnelligkeit ausgeführt worden; überall herrschte und herrscht noch jetzt fieberhafte Tätigkeit. Längs des Kanals sieht man Hüttenwerke, Dörfer, ja selbst neue Städte erstehen, es werden Häfen angelegt, Festungen errichtet, kurz nichts fehlt, um diese kostbare Zone zu gewinnen, zu verteidigen.

Die Eroberung Zentralamerikas durch Nordamerika ist zweifelsohne eines der bemerkenswertesten geschichtlichen Ereignisse unserer Epoche. Das rasche Emporwachsen der Vereinigten Staaten während des letzten Jahrhunderts steht in den Annalen der Völker fast einzig da.

Die Art und Weise ihrer Ausdehnung von Ozean zu Ozean, ihrer Schutz- und Oberherrschaft über die unermeßlichen, ehemals französischen und spanischen Gebiete sind ebenso viele Beweise von staunenerregender Energie und Entschlossenheit.

Die neue Bevölkerung überflutet nach und nach die vormals ungesunden und unbewohnbaren Regionen. Kolonisten aus dem Norden und Unternehmer jeder Art kommen, um sich hier anzusiedeln; sie nehmen vom Lande Besitz, beuten dort die Minen aus, errichten Fabriken, alle mit dem gleichen Fleiße, mit der gleichen Hartnäckigkeit. Auf jedem Arbeitsgebiete zeigt sich gleiche Ausdauer, man möchte sagen, gleicher Scharfblick.

Und noch immer ist die Eroberung, das gewaltige Eindringen weit davon entfernt, ein Ende zu erreichen. Die Einmischung der großen Republik in die Geschäfte der benachbarten Völker ist stärker als je. Mögen indes die Schritte feindlich, mögen sie freundlich sein, immer betonen sie das Uebergewicht der Regierung in Washington.

Im Kriege wie im Frieden verfolgt die Eroberung unaufhaltsam ihren Weg; wenn schon in der letzten Zeit die Kolonial-, die See- und Landsiege nicht so geräuschvoll waren, so erzielten sie trotzdem nicht minder günstige und entscheidende Resultate.

Bei längerem Aufenthalte an den Ufern des Golfes von Mexiko oder des Karibischen Meeres treten überraschende Tatsachen zutage. Überall und immer erkennt man das Vorherrschen einer und derselben Macht. Eisenbahnen und Schiffahrt sind unbedingt in ihren Händen; Handel und Industrie bleiben Eigentum der amerikanischen Unternehmer oder Syndikate.

Der Einfluß des Yankee-Kapitals ist sozusagen unbegrenzt, die Milliardäre werden allmählich nicht nur die Herren des Volkes, sondern auch ihre Vorbilder.

Jedermann bemüht sich, die nordischen Eindringlinge nachzuahmen. Man kleidet sich, man handelt immer mehr nach amerikanischer Sitte. Alle auf den Märkten ausgebreiteten Waren kommen von Chikago oder Pittsbourg, von Philadelphia, von Boston und anderen Industriestädten. Zentralamerika ist plötzlich einer der gewinnbringendsten Abnehmer der nordamerikanischen Produkte geworden. Die Minen mit ihren unschätzbaren Reichtümern, die außerordentlich fruchtbaren Länder werden von den gewandten Eindringlingen aufgekauft, die, von Jahr zu Jahr an Zahl zunehmend, sich nach dem Süden ausbreiten bis zu dem Zeitpunkte, wo sie alles an sich gerissen haben werden, was wirklichen Wert besitzt. Es ist ganz belanglos, unter welchem Namen die verschiedenen bis dahin unabhängigen Republiken dieser großen Gebiete auf der Landkarte weiter fortbestehen; die Hauptsache ist, daß ihre Erzeugnisse und Reichtümer den neuen Herren angehören.

Übrigens hat es den Anschein, als ob die Staatsmänner der Vereinigten Staaten die ersten wären, welche die sogenannte Autonomie dieser veralteten Republiken wenigstens für den Augenblick erhalten wollten. Gewitzigt durch ihre eigenen kostspieligen Erfahrungen in Cuba und in den Philip-

pinen und auch durch die Wechselfälle unaufhörlicher Kriege, sind sie eher Anhänger einer friedlichen Eroberung durch wirtschaftliche Ausbeutung.

Was mich hier sowohl, wie durch ganz Zentralamerika am meisten interessierte, ist der Kampf zwischen der lateinischen und der angelsächsischen Rasse um das Übergewicht. Überall spielt er sich mit der nämlichen Energie ab, und offen oder versteckt treten stets Gärungen zutage.

Seitdem zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die spanischen Besitzungen ihre Unabhängigkeit erklärt und verschiedene kleine und große freie Staaten gebildet haben, sind ununterbrochen Aufstände aufeinander gefolgt. Bis zum heutigen Tage ist Mexiko der Schauplatz beständiger Revolutionen und Metzeleien, und diese Unruhen wiederholen sich ebenso unaufhörlich in Guatemala, in Nicaragua wie in den anderen Nachbarstaaten.

Es wird von den Widersachern der Vereinigten Staaten behauptet, daß die meisten der inneren Unruhen durch nordamerikanische Agenten veranlaßt werden, und es ist schwer zu sagen, inwieweit diese Anklagen berechtigt sind. Allerdings ist es Tatsache, daß gerade Nordamerika in erster Linie aus diesen Wirren Nutzen zieht. Durch die Revolutionen in Kuba sind die Vereinigten Staaten in den Besitz von Porto-Rico, Nipe-Bay und von anderen wichtigen Hafenplätzen gelangt. Die erste mexikanische Revolution bot einen sehr gelegenen Vorwand zur Vermittlung, und der Konflikt endigte bekannterweise mit der Abtretung gewaltiger Länderstrecken, wie Kaliforniens, Texas' und hauptsächlich Neu-Mexikos. Schließlich haben sich die Vereinigten Staaten bei den Revolten in Kolumbien das unter dem Namen Panamakanalzone bezeichnete, die Landenge durchquerende Gebiet gesichert, durch welche Zone hindurch der Kanal gegraben wurde, der heute den Vereinigten Staaten gehört.

Diese Zone erstreckt sich über fünf englische Meilen auf beiden Seiten des Kanals, von den Ufern des Stillen Ozeans zum Atlantischen Meere und zu den Inseln Perico, Naos, Culebra und Flamengo; alles in allem ein Umfang von 450 Quadratmeilen. Zwar sind die Städte Panama und Colon dabei nicht inbegriffen, doch üben die Vereinigten Staaten eine genaue Aufsicht und Überwachung all ihrer Geschäfte aus.

Die Vereinigten Staaten sind im Besitze der ausgedehntesten Rechte, sie dürfen jegliches Gelände erwerben, selbst solches in Privatbesitz, sobald dasselbe für die Ausdehnung ihrer Arbeiten nützlich sein könnte.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß gerade der Bodenerwerb eine der größten Schwierigkeiten für die Lessepssche Gesellschaft war. Für die kleinsten Parzellen wurden außerordentliche Preise verlangt, und oft mußten um den Besitz jedes einzelnen Quadratmeters endlose Prozesse geführt werden, da die Regierung von Kolumbien mit Vorliebe ihren eigenen Leuten recht gab, was jeden Augenblick im Fortschreiten der Arbeit Lähmungen hervorrief.

Seither hat sich die Lage völlig verändert. Kolumbien hat im Norden sämtliche Provinzen verloren. Der Ausbruch der Revolution war auch

dieses Mal, wie so oft schon, sehr günstig für die Interessen Nordamerikas, und auch hier ist's schwer festzustellen, bis zu welchem Punkte dieses daran beteiligt war. Auf alle Fälle erklärte sich Panama als unabhängige Republik, und deren erste Handlung war die Überlassung des von den Kanalunternehmern gewünschten Gebietes.

Leider hat die politische Moralität seit der Erschaffung der Welt nur wenig Fortschritte gemacht. Die primitivsten Völker haben schon zu Beginn der Geschichte nicht viel anders gehandelt, als ihre Nachkommen es noch heute tun. Redensarten und Formeln allein sind vielleicht anders und die inhaltslosen diplomatischen Noten geschmeidiger, besonders doppelsinniger geworden, freilich ohne jemanden täuschen zu können, denn in der fernen Vergangenheit wie in der Gegenwart haben stets die Stärkeren behauptet, im Rechte zu sein.

Kurz und gut — der jetzige Kanal durchfließt von einem Ende bis zum andern eine Zone, die den Vereinigten Staaten angehört, und wo kein Mensch mitzusprechen ein Recht hat. Ein Staat im Staate — ein Gebiet, das nur nach den Beschlüssen Washingtons handelt und seinen Befehlen gehorcht. Um im gegebenen Falle sich verteidigen oder, wenn es angebracht war, sogar selber angreifen zu können, erheben sich Festungswerke und weht das Sternenbanner mitten im lateinischen Amerika.

So verknüpfen sich mit diesem Riesenunternehmen Dinge beinahe noch interessanter, als das Werk selbst. So wunderbar auch der Durchbruch der Landenge und so über alles Lob erhaben dessen Ausführung ist, — wichtiger noch sind die Folgen, die sich jetzt wohl schon ahnen lassen, in ihrer Tragweite aber wahrscheinlich die kühnste Einbildungskraft noch übertreffen.

II.

Die Organisation.

Die Organisation in ihrer ganzen Ausdehnung war das Werk des ersten Präsidenten, Mr. Theodor Shonts, der seine Stellung dem Col. Goethals überließ, nachdem er die Vorarbeit eingeleitet hatte.

Der Panamakanal ist unstreitig eine der wunderbarsten Schöpfungen unserer in technischen Ausführungen so überaus reichen Zeit. Unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten wurden zuerst hinweggeräumt, Sümpfe vertieft, Berge durchschnitten und Felsen gesprengt, bis die Wasser zweier Meere sich vereinigten. Die geographische Lage hat unerwartete Umwälzungen erfahren müssen. Das Klima selbst beginnt bereits Veränderungen aufzuweisen. Das Wunderbarste bei alledem ist, daß der ehemals so klägliche Gesundheitszustand sich wesentlich verbessert hat. Mit Hilfe strenger Maßregeln und mit Geldopfern von phantastischer Höhe sind die todbringenden Fieber heute ganz verschwunden.

In der Tat schien unter allen Schwierigkeiten im Kampfe gegen die bejammernswerten sanitären Zustände diese die unüberwindlichste zu sein. Zu Hunderten und Tausenden fielen die Arbeiter dem Fieber zum Opfer.

Die französische Gesellschaft sah sich gezwungen, die Zahl ihrer Angestellten stets neu zu ergänzen, bis sich schließlich niemand mehr bereit fand, dem fast sicheren Tode entgegenzugehen.

Die Ursache des Übels hatte man damals noch nicht klar erkannt. Die Mückengefahr wurde erst später festgestellt. Heute weiß man, daß die Krankheit durch die Stiche dieser kleinen gefährlichen Tiere, und nicht durch die Ausdünstung der Sümpfe verbreitet wird. Sie entsteht einzig durch die verschiedenen Insekten, welche ihre Eier auf die Oberfläche der stehenden Wasser ablegen. Jetzt wird mittels Kanalisation der Boden trocken gelegt, Petroleum wird über die Sümpfe ausgegossen, und das Resultat dieser Arbeit ist ein sofortiges Aufhören der Epidemie. Mit dieser seltsamen Petroleumbegießung hat man es heute erreicht, daß in jenen Gegenden, wo die traurigsten Gesundheitszustände geherrscht hatten, jeglicher Fieberkeim ausgerottet ist.

Kaum eine der vielbewunderten Entdeckungen ist so staunenswert, als diese unerhofften hygienischen Ergebnisse.

Das Öl wird durch die Vereinigten Staaten auf besonders konstruierten Schiffen geliefert und in ungeheueren Behältern aufbewahrt. Ein wahres Netz von Röhren ist zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean auf der ganzen Länge des Kanals angebracht und entleert sich an den Stellen, wo Sümpfe vorhanden sind. Das System ist ähnlich wie bei den städtischen Wasserleitungen, nur mit dem Unterschied, daß hier Petroleum an Stelle des Wassers fließt. Es ist ziemlich einfach trotz seiner großen Ausdehnung. Wohl verschlingt es enorme Summen, jedoch an Geld fehlt es den Vereinigten Staaten niemals, auch kann dasselbe wohl nicht besser angewendet werden als zur Rettung und zum Wohlbefinden einer unzählbaren Menge von Menschenleben.

In zweiter Reihe verdient die Organisation der gewaltigen Arbeit und ihrer Arbeiter die größte Bewunderung. Ungefähr 40 000 menschliche Wesen müssen untergebracht, genährt, überwacht und bezahlt werden. Männer und Frauen aller Stände und verschiedenster Rassen werden beschäftigt. Menschen jeden Alters und der ungleichsten Bildungsgrade verdienen sich bei diesem Kanalbau ihren Lebensunterhalt.

Zu ihrer Beherbergung hat die Gesellschaft außer den schon vorhandenen über 2000 Gebäude errichtet, von den elegantesten Sommerpalästen der Direktoren bis zu den reizenden Villen der Angestellten, die in ihrem Stil und Geschmack ebensoviel Verschiedenheit wie Abwechslung aufweisen.

Die verheirateten Arbeiter bewohnen meist kleine ‚Cottages‘, während die alleinstehenden Männer gemeinsame Schlafsäle teilen. Es sind dies mächtige Hallen mit übereinandergestellten, mechanisch zu bewegenden eisernen Betten, wie sie in Kasernen und auf den Schiffen üblich sind.

Und welch peinliche Sauberkeit überall! Um davon einen Begriff zu geben, genügt der Hinweis, daß in den Schlafsälen nichts liegen bleiben

darf. Die Bewohner sind angewiesen, jedes Paket im Aufbewahrungsraume abzugeben. Das Waschen geschieht in besonderen, mit Brausen versehenen Räumen; für die Mahlzeiten sind große Speisesäle errichtet, in denen von der Gesellschaft Gerichte zu verschiedenen Preisen verabfolgt werden.

Desgleichen sind große Dampfwäschereien eingerichtet, die für die ganze Menschenmenge zu sehr mäßigen Preisen die Wäsche besorgen. Täglich werden dort 7—8000 Stück Wäsche gereinigt.

Es ist ersichtlich, daß alles getan wird, um jegliche Bedürfnisse zu befriedigen und den Aufenthalt in dem fernen Exil so angenehm als möglich zu gestalten.

Die großen Magazine, Departement store genannt, bieten von den einfachsten Artikeln an alles bis zu den letzten Schöpfungen des Reichtums und des Luxus. Wie überall anderwärts scheint auch hier das shoping, das Einkaufen eine der unterhaltendsten Beschäftigungen der weiblichen Bevölkerung zu sein. Die Gesellschaft aber zieht als Eignerin aller Unternehmen dadurch indirekter Weise die reichlich bemessenen Gehälter wieder ein.

Die finanziellen Manipulationen der Gesellschaft sind außerordentlich scharfsinnig und einträglich. Unser erster Gedanke ist wohl: ‚Welche Geldverschwendung! Was für übertriebene Gehälter!‘

Und wirklich verdient jedermann ungefähr das Dreifache wie daheim. Der kleinste Handwerker stellt sich im Tage auf 3—4 Dollars.

Das Einkommen von Ingenieuren, Mechanikern und Direktoren übersteigt dasjenige von Generälen und Ministern anderer Länder.

Aber gerade diesen Mitteln verdankt man eine Elite an Angestellten und kann sie festhalten. Immerhin genügt eine reichliche Bezahlung allein nicht, es galt, den Fremden das Dasein auch möglichst angenehm zu gestalten.

So treffen wir denn inmitten jener Urwälder auf schmucke Wohnhäuser, Sportplätze, Klubs und Kasinos. Es gibt Theater und Konzerte, es finden tagtäglich Gesellschaften aller Art statt, und abends beim Nachtessen im gastlichen Hause irgendeines Angestellten könnte man fast vergessen, daß man sich im fernen Panama befindet, der Landenge, deren Namen allein dereinst Entsetzen verbreitete und Elend voraussagte.

Es will scheinen, als ob es hier jedem viel besser gehe als in seinem Vaterlande. Er findet größere Behaglichkeit, kann sich mehr Dienstboten halten und besitzt mehr Geld als anderwärts.

Die Gesellschaft ist freigebig und ermutigt sogar den Hang zu Aufwand und Verschwendung. Das Geld muß rollen, um am Ende doch wieder in ihre feuersichern Kassen zurückzukehren.

Für soziologische Studien wäre hier ein ebenso interessantes wie lehrreiches Feld. Denn im Grunde ist es ein ganz abgeschlossenes Lebensbild, das sich vor unseren Augen enthüllt. Die Gesellschaft ist absoluter Herr und Besitzer von allem; sie versteht es aber mit merkwürdiger Geschicklichkeit, selbst im Hintergrunde zu bleiben, indem sie die Bedeutung des

einzelnen hervorzuheben weiß. Dadurch glaubt sich ein jeder weit über seinen wirklichen Wert erhaben. Und trotz indirekter Befehle und geschriebener Verordnungen, durch die auch die einfachste Handlung vorgezeichnet ist, und obwohl die Arbeiter wie Soldaten zur festgesetzten Zeit ihre Schlafsäle aufsuchen müssen, und keine einzige Unternehmung ohne besondere Erlaubnis gestattet wird, fühlt jeder sich geschmeichelt und glaubt unabhängig zu sein, weil eben die persönliche Eitelkeit nicht verletzt wird.

Macchiavelli selbst hätte es nicht vermocht, ein System geschickter aufzubauen. Man ist sogar viel weiter gegangen, als es der berühmte Staatsmann je zu tun gewagt hätte. Um der menschlichen Eitelkeit gerecht zu werden, hat man die ganze Menschenmasse in zwei getrennte Klassen geteilt und hat ihnen als vergoldete Pillen die Namen goldpay und silverpay zugelegt; die einen werden täglich mit Gold, die andern mit Silber ausbezahlt.

Man geht in dieser Teilung und Unterscheidung soweit, daß in Bahnhöfen, Läden und Wirtschaften getrennte Räume für die mit Gold bezahlenden und die mit Silber bezahlenden vorhanden sind.

Durch die sinnreiche Einteilung ist die für die Vereinigten Staaten so peinliche Negerfrage glücklich gelöst. Die Neger und die kein Vorurteil gegen die Farben kennenden Eingeborenen werden mit Silber bezahlt. Die Yankees nehmen als Handwerker, Kaufleute, Mechaniker höhere Stellungen ein wie die einfachen Arbeiter und beziehen daher ihre Gehälter in Gold.

Die gesundheitliche und sittliche Überwachung ist unbedingt die lobenswerteste Seite des Unternehmens, das sich selbst als eine Art von Mustereinrichtung betrachtet. Auf dem ganzen Arbeitsgebiet herrscht peinlichste Sauberkeit. Werkstätten und Wohnräume werden regelmäßig durch ärztliche Kommissionen besichtigt, die kleinste Unregelmäßigkeit wird schwer geahndet; so können Hausfrauen für das Stehenlassen von gebrauchtem Wasser in Eimern und Kübeln von fünf bis zu fünfzig Dollars bestraft werden.

Eine nicht geringe Sorge bot die Unterrichtsfrage für die große Anzahl von Kindern. Dringendes Bedürfnis wurde die Errichtung von Schulen, die in jeder Hinsicht den Einrichtungen höherer Lehranstalten entsprechen und es den Schülern ermöglichen, ihre Studien daselbst bis zu Ende zu führen. Die Zahl neuer Kirchen ist nicht weniger beträchtlich; die Predigten finden in den verschiedenen Sprachen statt. Die Gesellschaft läßt jeglichem Unternehmen ihre Unterstützung zuteil werden, das den sittlichen Stand der Arbeiter hebt und die Zufriedenheit zu sichern vermag.

III.

Die Ankunft.

An einem strahlenden Morgen landete ich in Colon. Die originellen, entzückenden Inseln der Antillen, Kuba und Jamaika, berührend, hatte ich auf einem der großartig eingerichteten Schiffe der Hamburg-Amerika-

linie, die die direkte Fahrt von Nordamerika nach Zentralamerika vermittelt, die Reise über Vera Cruz gemacht. Gleich einem schimmernden Teppich breitete das sonst so unruhige Karibische Meer sich vor meinen Blicken aus, so spiegelblank, daß es beinahe farblos erschien. Der Himmel war von blendendem Licht übergossen und die ganze Natur mit Funken übersät.

Geblendet von dieser strahlenden Helle, vermochte ich kaum die Gegenstände zu unterscheiden, die mich umgaben. Erst allmählich konnte ich am Horizonte die Palmenwälder erkennen und sah Hügel mit wunderbarer Vegetation in der Ferne auftauchen.

Nach und nach entrollte sich ein prächtiges Landschaftsbild vor meinen Augen, und der Reiz der Tropen enthüllte sich in seiner reichen Fülle. Ein wahres Gewirr üppigen Wachstums und prachtvoller Blattgebilde; dichte Vorhänge von Schlingpflanzen, dann Blumen in tausend Formen und Farben sich zu bezaubernden Massen verwirrend.

Hier breiten riesenhafte Bäume ihre farrenbedeckten Äste aus, dort blühen Orchideen in unglaublicher Höhe. Es ist eine unvergleichliche Vegetation mit der ganzen Überfülle heißer Länder, belebt durch das frohe Gezwitscher farbenprächtiger Vögel und vom goldenen Glanze flatternder Schmetterlinge.

Die Stadt Colon selbst hat ein ganz modernes Aussehen. Sie verdankt ihren Wohlstand der Gesellschaft des Panamakanals. Doch bietet sie baulich nichts Interessantes. Mit ihren geraden, im rechten Winkel sich kreuzenden Straßen gleicht sie einem Schachbrette. Die Häuser sind, wie in den Vereinigten Staaten, aus Holz gebaut und ihre Fassaden beinahe durchaus mit allen möglichen Geschäftsschildern und Plakaten, lauter ins Auge fallenden Anpreisungen irgendwelcher amerikanischer Artikel, bedeckt.

Die Ästhetik leidet stark unter dieser Architektur von Balken und Brettern. Der alte Stil der spanischen Kolonie macht einen viel malerischeren Eindruck.

Man freut sich geradezu, ihm am anderen Ende des Kanals, in Panama, oder da, wo noch die Erinnerung an die Konquistadores weiterlebt, wieder zu begegnen. Weißgetünchte Paläste mit ihren Bogengängen, ihren glänzenden, terrassenförmig aufgebauten Dächern, den schimmernden Kuppeln aus bunten Kacheln, rufen uns die hispano-maurische Zeit ins Gedächtnis zurück. In der sehnsuchtsschweren Landschaft, voll von ruhmreichen Erinnerungen, heben die leuchtenden Fliesen der massiven Kirchtürme sich grell vom azurblauen Himmel ab.

Obschon die neuen Abkömmlinge aus dem Norden sich die Verbreiter der Zivilisation im Lande nennen, zeigen sie bedauerlicherweise die traurigste Gleichgültigkeit gegen jede künstlerische Regung. In ihren Augen hat nur die Nützlichkeitslehre Berechtigung. Kaufläden, Schreibstuben, Werkstätten werden in trübseligster Einförmigkeit nebeneinander errichtet. Die naive Phantasie der bescheidenen Bevölkerung allein hat ihre Baulichkeiten

durch Übertünchen der Hausfronten mit verschiedenen hellen Farben vor dieser Öde bewahrt, so daß sie trotz ihres äußerst primitiven Eindrucks im einzelnen als Ganzes sich harmonisch von der lichten Landschaft und dem prächtigen Hintergrund abheben.

So bunt und vielfarbig die Wohnhäuser Colons sind, so verschiedene Schattierungen weisen auch die Gesichter der Bewohner auf. Man sieht sie vom Schwarz des Ebenholzes bis zum zarten Weiß Kastiliens. Die Ureinwohner waren natürlich indianischen Ursprungs, jetzt sind sie schon großenteils gemischt; doch besteht unter den spanischen Kolonisten ein beträchtliches Element, das die ganze Rassenreinheit der Vorfahren aufrecht erhalten hat.

Die Einwanderung aus Nordamerika wird täglich zahlreicher, indes die Arbeiterschaft zumeist aus westindischen Negern besteht, die man in Scharen aus Jamaika und von den Bermudasinseln kommen läßt. Es sind dies zum größten Teil an Manneszucht gewöhnte großbritannische Untertanen mit ausgezeichneter Schuldbildung, in vollständig geordneten Verhältnissen aufgewachsen. Überall bewähren sie sich durch Ausdauer und andere vorzügliche Eigenschaften. Der Unterschied zwischen dem kolonialen und amerikanischen Neger ist auffallend groß. Der Erstere gewinnt sich sofort die Sympathie durch seine Gutmütigkeit, seine liebenswürdige, harmlose Naivität. Der amerikanische Neger dagegen, allzu harten und demütigenden Gesetzen unterworfen und in vielen Teilen der Vereinigten Staaten als eine Art von Paria verachtet, ist von blindem Haß gegen die Weißen erfüllt. In Nordamerika, dem Lande der sogenannten Freiheit, ist es noch heute jedem Menschen von dunkler Hautfarbe untersagt, sich an öffentlichen Orten, in Theatern, sogar in den Wartesälen der Bahnhöfe zu zeigen. Das Gesetz verbietet unter schweren Strafen die Vollziehung von Ehen zwischen Weißen und Farbigen.

In den englischen Kolonien wird ganz im Gegensatz dazu die Eigenliebe und das Verantwortlichkeitsgefühl beim Neger nach Möglichkeit entwickelt. Er erhält eine gründliche Schulbildung und wird seinen Fähigkeiten entsprechend für militärische und administrative Posten vorbereitet. Das bewunderungswürdige Polizeiwesen von Kingston gibt uns ein Beispiel, was man aus den gut vorgebildeten und beschäftigten Negern zu machen imstande ist. Leider beginnt der amerikanische Einfluß immer mehr um sich zu greifen. Die Bewohner der früher so ruhigen und zufriedenen Inseln lassen sich durch utopische Versprechungen blenden.

Die Auswanderung der Neger nach den Ufern Zentralamerikas gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. Jamaika allein lieferte schon über achtzigtausend Arbeiter und die benachbarten Inseln mindestens ebensoviel. Vollbesetzt kommen die Dampfer mit den kräftigen Gestalten an, die längs des Kanals sich Geld verdienen wollen.

Selbstredend übt der Dollar eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Der Arbeiter verdient mit Leichtigkeit eine Summe, die ein für sein ganzes

Leben genügendes Kapital bildet. Daher sind die schwarzen Arbeiter so zahlreich vertreten. Sie haben, vereint mit Spaniern baskischer und asturischer Herkunft, beinahe sämtliche Erdarbeiten ausgeführt.

Die ursprünglichen Bewohner des Gebietes waren niemals sehr zahlreich, die Gesamtzahl der Indianer beträgt nur einige Tausende. In der Gegend belebter Hafenplätze und größerer Städte haben sie etwas Kultur angenommen, während die in den Wäldern zerstreuten Stämme noch so wild geblieben sind wie früher.

Colon gegenüber, auf dem Landstrich der Zone, am jenseitigen Ufer, liegt die neue Stadt Cristobal. Hier gehört schon alles der Panamagesellschaft. Alle Gebäude sind von Angestellten und Arbeitern derselben bewohnt. Von Schlingpflanzen und blühenden Blumen freundlich belebt, nehmen sich die vielen kleinen Häuschen mit ihren offenen Galerien und Säulengängen gar reizend aus. Das Charakteristische daran sind die zum Schutze gegen die Mücken dicht mit Musselin verhängten scheibenlosen Fenster.

Dem alten Hafen gegenüber steht noch unverändert eine ziemlich große Villa, die ehemalige Wohnung von Ferdinand Lesseps. Auf einem kleinen Platze, inmitten des Parkes, erhebt sich die imposante Bronzebüste von Christoph Kolumbus, dem großen Entdecker Amerikas. Sie ist ein Geschenk der Kaiserin Eugenie. Cristobal und Panama sind die beiden Hauptzentralen der Verwaltung. Am Bahnhofe kommen und gehen ununterbrochen Züge, um die Arbeiter nach ihren verschiedenen Arbeitsstätten zu befördern und in ungeheueren Mengen die Lebensmittel herbeizuschaffen. Mit Kühlvorrichtungen versehene Wagen, angefüllt mit Fleisch, Gemüsen und Eis, setzen sich alltäglich zu frühester Morgenstunde in Bewegung, um auf der ganzen Strecke die zum Tagesgebrauch nötigen Nahrungsmittel abzuliefern.

(Schluß folgt.)

Haus Elderfing / Roman von Ilse von Stach

Vierzehntes Kapitel.

‚Reinhold,‘ sagte Sibylle am kommenden Tage zu mir, ‚ich habe irgendwo einmal gelesen: Wer eine Sache kennen lernen will, der muß ihr mit Freundesgefühlen bis auf den Grund nachgehen — erst wenn er dort angekommen ist und alles Gute gesehen und verstanden hat, darf er sich als Feind fühlen — und dann wird seine Feindschaft gerecht und gut sein! — So will ich dem Katholizismus nachgehen,‘ sagte Sibylle — ‚als wenn ich für ihn wäre ...‘

‚Das ist bei dem Katholizismus sehr gefährlich,‘ lächelte ich, denn ich dachte an die Verheißungen, die dem guten Willen gegeben sind — aber Sibylle verwies mir mein Lächeln und meine Geheimnisse mit einem strengen Blick — sie gedachte, sich durch ernste, methodische Arbeit mit dem seltsamen Gebilde, das man katholische Kirche nennt, auseinanderzusetzen. Nichts erschien ihr unpassender als Andeutungen und Prophezeiungen, die niemand kontrollieren konnte.

Aus jener Zeit, die ich jetzt in der Erinnerung eine Zeit der Rüstung und der Gnade nenne, die sich aber wie ein ungewisser Weg im Zwielicht lebte, haben sich mir drei Tage — drei Taten möchte ich sagen — wie große, deutliche Wegweiser eingeprägt.

Der erste dieser Tage folgte Sibylles Entschluß, den Katholizismus kennen zu lernen, notwendig und bald. Ihre Frage nach den besten apologetischen, historischen, dogmatischen Werken konnte ich nicht beantworten — ich wußte nur einen Rat: wir wollen den alten Dechanten in Vredenscheid befragen.

Das war für Sibylle ein schwerer Entschluß; die dunkle Vorstellung vieler Protestanten, als nähme der katholische Geistliche wie der Teufel gleich die ganze Hand, wenn man ihm den kleinen Finger hinreicht, trübte ihre Einsicht.

Aber Sibylle verbohrte sich niemals eigensinnig und wider die Vernunft in eine vorgefaßte Meinung. Nachdenklich hörte sie mich an. Ich sagte ihr, daß es ja auch Patienten gäbe, die, bevor sie zu mir kämen, alles mögliche, was ‚gut sein sollte‘, probiert hätten, daß sie meist mit diesem Kurieren auf eigene Faust viel kostbare Zeit und Kraft verloren hätten — sagte ihr, daß wir auch Zeit verlieren würden, wenn wir nach eigenem Gutdünken auf literarische Anzeigen hin versuchen wollten, uns zu orientieren — daß wir schließlich — und nach schlimmeren als allein den zeitlichen Verlusten — doch den Fachmann würden beraten müssen ...

‚Aber,‘ sagte Sibylle besorgt, ‚wir werden ihn immer im Hause haben, wenn wir ihn einmal rufen . . .‘

‚Wenn wir ihn einmal rufen, so wird er einmal kommen,‘ sagte ich mit Bestimmtheit — ‚das zweitemal kommt er nur auf deine zweite Bitte!‘

‚Und . . . er wird schweigen?‘

Es war Sibylles letzter Einwand.

‚Sibylle!‘ sagte ich ein bißchen entrüstet, denn ich liebte das feine, geistige Gesicht des alten Dechanten und fand, daß man ihm wenigstens zutrauen konnte, ein anständiger Mensch zu sein.

Noch in derselben Stunde — es war am Vormittag — machte ich mich auf den Weg nach Bredenscheid. Je näher ich dem Kirchplatz und mit ihm dem Pfarrhaus kam, um so peinlicher wurde mir zumute. Nicht in Sibylles Angelegenheit — o nein! — das, im Gegenteil hob und stärkte mich — aber ich mußte doch damit anfangen, von mir zu reden, und was ich da zu sagen hatte, war wenig rühmlich.

Das Pfarrfräulein führte mich in das Studierzimmer des Herrn Dechanten.

Ich hatte eine Mönchsklause erwartet — einen kahlen Raum, dessen einziger Schmuck das Kruzifix und die theologische Bibliothek sein würde — und ich fand die freundliche Umgebung einer zarten, sinnigen Seele. Was für heimliche Blüten und Sehnsüchte verbargen sich hinter dem strengen, abgezehrten Priestergesicht, das ich aus klugen Predigten kannte, das ich vor Andacht glühend unter dem Baldachin gesehen hatte, als die zitternden Hände den Leib des Herrn hielten?

Über dem Schreibtisch dieses Mannes hing Correggios ‚Heilige Nacht‘, lächelte in großer Lieblichkeit diese jungfräulichste aller Madonnen. Zu seinen Meditationen musizierten Fra Angelicos Engel, und die Augen, die gewohnt waren, auf das Übersinnliche gerichtet zu sein — hier weideten sie schönheitsdurstig auf Poussins italienischen Gefilden. Wer in diesem Raum lebte, der liebte Italien — das Harte, das Deutsche, das Eckige hatte sich in den Winkel mit dem Betstuhl und Kruzifix zurückgezogen — ein altes, holzgeschnitztes Kruzifix, dessen nackte, häßliche Marter denn freilich für die dunkelsten Stunden im Leben einer um den Triumph des Göttlichen ringenden Menschenseele genügen mochte.

Wie ich erwartet hatte, bereitete mir der Dechant, als er eintrat, einen kühlen Empfang.

‚Was verschafft mir die Ehre, Herr Doktor?' Aber er lud mich doch zum Sitzen ein, und ich fing an — nicht ohne Verlegenheit —, die Geschichte meines Abfalls und die meiner Rückkehr zu erzählen.

Er unterbrach mich mit keinem Wort, half mir mit keiner Frage.

Je mehr Sibylle in den Vordergrund meiner Erzählung rückte, um so leichter floß mir die Rede. Als ich bei dem Grund meines Kommens angelangt war — als ich ‚Hochwürden! — raten Sie uns, helfen Sie uns!' ausrief — da war es mir vor Rührung und Begeisterung ganz warm ums Herz geworden.

Der Dechant schien meine edlen Gefühle nicht zu teilen.

Sachlich und immer noch ein wenig kühl ignorierte er zunächst den Fall Sibylle.

‚Es würde also,' sagte er zu mir, ‚unter diesen Umständen Ihrer Versöhnung mit der Kirche nichts mehr im Wege stehen . . .'

Ich biß mir auf die Lippen.

‚Meine Kinder, Hochwürden, sind einstweilen nicht katholisch — ich kann noch keine Garantien geben . . .'

‚Wünschen Sie eine Versöhnung mit der Kirche?' fragte er mich mit einem durchbohrenden Blick. Aber dem konnte ich standhalten und antwortete:

‚Von ganzem Herzen! —'

‚So wird sich ein Modus finden,' sagte der alte Herr freundlich.

Ich kam auf mein Thema zurück.

‚Darf ich denn hoffen, Hochwürden, daß Sie meine Frau in ihren Studien beraten werden?'

Der Dechant stand auf, stellte sich ans Fenster und trommelte gegen die Scheiben.

‚Seltsam, seltsam,' sagte er, ‚Gottes Wege sind seltsam.'

Plötzlich kam er lebhaft auf mich zu.

‚Wenn Sie wüßten, lieber Doktor, wieviel Schimpf, wieviel Spott, wieviel ärgerliche Händel mir Herr von Wylich angetan hat, seit er auf Elderfing Herr ist und ich in meiner Pfarrkirche . . . Trage ich das Allerheiligste über die Straße, und der kleine Elderfinger Jagdwagen, den Herr von Wylich immer selbst kutschiert, kommt des Weges — wie vom Teufel gejagt biegt er in die nächste Gasse ein. — Warum? — Daß der Diener an seiner Seite dem Heiland nicht die Ehre des Grußes antut . . . Mein lieber Doktor — ich könnte Ihnen Geschichten erzählen — hundert für eine — . . . ! — Und dann die verstorbene Frau! — O, ich habe sie sehr verehrt, die

schöne, junge Frau von Wylich . . . sie war sehr wohltätig, sehr liebevoll . . . gegen die Bauern — gegen uns Städter . . .' der Dechant lächelte . . . ,war sie ein bißchen hochmütig — aber wer wollte ihr das nachtragen? — Ich traf sie oft an den Krankenbetten ihrer Bauern — öfter noch traf ich ihre Spur, denn ich bin ja meist der letzte, der gerufen wird . . . traf einen Hauch von Güte und Fürsorge, den sie zurückgelassen hatte . . . o, eine liebenswerte Frau — einmal, am Bette eines gelähmten Bäuerleins würdigte sie mich einer religiösen Diskussion — das heißt sie bewies mir kurz und bündig mit einigen Bibelstellen, wie wir Katholiken doch so traurig tief im Irrtum stecken — sie aber, die sich zu der reinen, Lutherischen Lehre bekennten . . . ja, ja, mein lieber Doktor, ich lächelte damals, wie ich heute, in der Erinnerung, lächeln muß — und außerdem schwieg ich, was Sie begreifen werden. Aber Frau von Wylich strahlte und funkelte: „Nun sehen Sie, Herr Pfarrer, Sie können mir nicht antworten! —"

Und ihre Tochter . . . und Herrn von Wylichs Tochter . . . will sich von mir belehren lassen?'

Der Dechant ging im Zimmer auf und ab. ,Es wird wohl das beste sein,' sagte er, ,wenn ich Ihnen zunächst einige Bücher, die ich für geeignet halte, aus meiner Bibliothek mitgebe . . .'

Ich war ehrlich erschrocken.

,Hochwürden,' bat ich warm, ,kommen Sie zu uns! Ich habe leider nicht mit Liebe und Sorgfalt und Verständnis die Seele meiner Frau studiert, daß ich sie offen vor Ihnen ausbreiten könnte. Kommen Sie und sehen Sie! — Ihnen wird es ein leichtes sein, die richtige Diagnose zu stellen — und danach richtig zu raten . . .'

Der Dechant trat noch einmal ans Fenster. ,Gottes Wege sind sehr seltsam, sehr seltsam . . .' dachte er wohl wieder, denn er schüttelte mit dem Kopf. Aber er sagte: ,Ich komme, lieber Doktor, heute gegen abend komme ich!'

Wenn Sibylle wirklich diesem ersten priesterlichen Besuch mit einem gewissen Unbehagen entgegengesehen hatte, so klärte sich doch die Atmosphäre im gleichen Augenblick, in dem der Dechant unsere Stube betrat — nicht um des Überlegenen und Geistigen willen, das er mitbrachte, sondern um des Menschlichen willen . . .

,Verzeihung, gnädige Frau,' sagte er fast verwirrt — ,aber seit Sie erwachsen sind, habe ich Ihnen niemals so gegenübergestanden — es ist mir, als sähe ich Ihre Frau Mutter vor mir —'

Die Spannung in Sibylles Gesicht löste sich.

‚Meine Mutter,‘ sagte sie nur.

‚Ja, die ewige Jugend,‘ fuhr der Dechant fort, ‚die haben die Frühverstorbenen vor uns Langlebigen voraus — die Generationen verwischen sich . . .‘

Wir setzten uns, und Sibylle holte das Bild ihrer Mutter, das sie am meisten liebte — das im dunklen Samtkleid und mit dem hoffnungslosen Ausdruck auf dem jungen Gesicht . . .

Der Dechant betrachtete es lange.

‚Diesen Blick habe ich nicht an ihr gekannt,‘ sagte er, ‚aber er ergreift mich . . . er ergänzt das Selbstsichere ihres Wesens . . . er ergreift mich tief . . .‘

Sibylle erstaunte.

‚Wie Sie meine Mutter gekannt — wie Sie sie überhaupt angesehen haben! —‘

‚Das Ansehen, gnädige Frau, und das Kennen . . .‘ der Dechant brach ab. Vielleicht sollte der Satz heißen: ‚Das Ansehen und das Kennen liegt für einen Priester, der noch dazu ein alter Mann geworden ist, nicht weit auseinander . . .‘ vielleicht! — ich jedenfalls hatte längst das Gefühl, erkannt zu sein — die tiefe Menschenkenntnis aber, mit der der Dechant dies erste Gespräch mit Sibylle führte, habe ich erst in später Erinnerung begriffen.

Während er noch Gutes und Freundliches über die große Ähnlichkeit zwischen Frau von Wylich und ihrer Tochter sagte, enthüllte sich Sibylle langsam unter seinen Blicken als eine wesentlich andere als die, deren intellektuelles, Tenknagelsches Gesicht trügerisch die große geistige Leidenschaft verbarg — und die des Blutes — deren sie fähig war.

Mit einer entschiedenen Wendung war der Dechant von Frau von Wylichs Frömmigkeit auf Sibylle übergegangen.

‚Ihre Mutter war eine fromme Frau,‘ hatte er gesagt — und dann, indem er mit einem großen Blick von dem Bilde zu Sibylle aufsah — ‚Sie werden ihrer Fürbitte viel zu danken haben.‘

Sibylles Gesichtsausdruck verdunkelte sich. Mehr resigniert als abweisend sagte sie:

‚Ich glaube nicht an eine persönliche Unsterblichkeit.‘

‚Und, gnädige Frau, Sie glauben nicht an einen persönlichen Gott?‘

Es lag so viel Angst und Dringlichkeit in der Frage des Dechanten, daß es Sibylle ein wenig, ein klein wenig ans Herz rühren mochte.

Leise antwortete sie: ‚Nein!‘

Der Dechant stand auf. Die Erregung trieb ihn aus seinem Sessel in die Höhe.

‚Mein lieber Doktor,‘ sagte er, ‚ich muß mir selbst noch einmal klar machen, zu welchem Zweck Sie mich gerufen haben. Sie sagten mir, wenn ich Sie recht verstanden habe, Ihre Frau wolle den Katholizismus kennen lernen — aber Sie sagten mir nicht . . . oder habe ich das überhört? . . .‘

‚Ich habe wohl nichts davon gesagt,‘ entschuldigte ich mich.

Der Dechant fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen.

‚Das Problem ist also ein ganz anderes, als ich erwartet hatte. Womit ich nicht sagen will, daß es nicht zu lösen wäre. Warum sollte man den Katholizismus nicht — zunächst — auf logischem Wege, rein theoretisch, kennen lernen? Es führen ja so viele Wege nach Rom — vielleicht —‘ lächelte der Dechant geheimnisvoll — ‚sogar alle! — Und die wissenschaftliche Unanfechtbarkeit unseres Gebäudes muß ja jedem denkenden Menschen imponieren, selbst wenn er das Fundament nicht begreift . . .‘

Der Dechant stand still, schüttelte mit dem Kopf und gestikulierte:

‚Nein, nein, nein,‘ sagte er fast leidenschaftlich, ‚ohne Gott ist das alles nichts, nichts, gar nichts — ohne Gott . . .‘

‚Herr Dechant,‘ unterbrach ihn Sibylle, ‚glauben Sie im Ernst, daß ich eine freie Seele für das Studium des Katholizismus hätte, daß ich überhaupt Lust und Willen dazu hätte — wenn ich mich im Besitze Gottes fühlte —?‘

Der Dechant sah Sibylle nachdenklich an.

‚Gnädige Frau,‘ sagte er, ‚Sie rühren mit diesen Worten an eine Wahrheit, deren Tiefe und — ich möchte sagen — katholische Religiosität Sie unmöglich ahnen können . . .‘

‚Oder ahnen Sie, gnädige Frau, daß der Mensch, der nur den letzten äußersten Funken des himmlischen Lichtes, das wir Gott nennen, geschaut hat — daß dieser Mensch sich so glückgesättigt und beschenkt fühlt, daß ich tauben Ohren predige, wenn ich ihn einlade, Gottes überschwengliche Wirkung, Gottes strahlende Vollendung in seiner Kirche, seiner Braut, in seiner Herz-Erwählten zu empfinden?‘ —

Seltsam schimmerten Sibylles Augen.

‚In der Zeit, in der ich mich mit indischen Religionssystemen beschäftigte, hatte mein Buchhändler irrtümlich ein allgemeines In-

teresse für Mystik bei mir vorausgesetzt und schickte mir einige seltsame Bücher. Es waren katholische Mystiker. Ich las sie — und ich ahne seitdem, was es heißt, wenn jemand von Gott besessen ist. Aber ich habe mir weitere Sendungen dieser Art verbeten.'

‚Und warum taten Sie das?'

‚Ich will den strengen Weg, ich will den einfachen, taghellen Weg — ich will mich nicht verwirren lassen —'

‚Gut, gnädige Frau, gehen Sie diesen Weg — ich werde Ihnen die strengsten, die einfachsten Geister zu Führern anempfehlen — aber tun Sie das eine — beten Sie! —'

‚Ich werde gewiß n i c h t beten,' sagte Sibylle mit funkelnden Augen, ‚soll ich mich selbst blenden, wo ich Klarheit suche?'

Der Dechant überhörte Sibylles Frage.

‚Es gibt berühmte Beispiele,' erzählte er, ‚große Männer, die den Katholizismus so tief begriffen hatten, daß sie ihn lehrten — bedenken Sie, was das heißt, sie lehrten ihn und taten doch niemals den einen, den allein seligmachenden Schritt über die Schwelle. Man weiß, daß sie nicht gebetet haben — daß sie nicht beten wollten! — Gewissenhaftes Studium kann wohl Erkenntnis vermitteln — nur der Wille treibt zur Tat . . .

Auch in Ihrem Leben, gnädige Frau, hat es eine Stunde gegeben, in der Sie gesprochen haben: ich w i l l nicht glauben — ich glaube nicht. Und wenn Sie jemals wieder sprechen lernen: ich glaube — so wird dieser Tat, dieser Tugend ein: ich w i l l glauben vorangehen.

Wie könnte sonst Gott unseren Glauben richten?'

Sibylle schwieg.

Ihre Seele schien in einen tiefen Gram zu versinken, denn seine Schatten gruben sich deutlich in ihr Gesicht ein.

Während i c h an die ferne Stunde im Kahn denken mußte, in der Sibylle mir mit kühler Vornehmheit gesagt hatte: ‚ich habe mich entschlossen, nicht an Gott zu glauben —' suchte wohl i h r e Erinnerung die Stunde selbst — jene dunkle Stunde der Jugend, in der geschehen war, was ihre Lippen gelernt hatten, hart und selbstverständlich auszusprechen: ich glaube nicht.

Vielleicht war es eine sternlose Nacht auf Elderfing gewesen — vielleicht stand Sibylle am offenen Fenster der alten Kinderstube und starrte in das schwarze Wasser des Hausgrabens — und ungewisse, halb verstandene Begriffe aus Naturwissenschaft und Philosophie zogen wie der Vortrupp einer schwer bewaffneten Reiterei

durch ihre Seele. Und die schwer Bewaffneten folgten, deren Rüstkammer die Melancholie des Lebens war. Die zerrten an der goldenen Kette, mit der die gläubige Seele an ihren Ursprung gekettet ist . . . die rissen los die Kette, daß die Seele wie vom Alpdruck überwältigt stöhnte: es ist nichts — ich glaube nicht. Und die Wasser in der Tiefe gurgelten ‚ich glaube nicht‘, und die Käuzchen in den Kastanien schrien auch ‚ich glaube nicht . . .‘

‚Denken Sie nicht an das Finstere, an das Trostlose und Gottlose, gnädige Frau,‘ sagte der Dechant mit heiterer Güte — ‚denken Sie an freundliche Bilder aus Ihrer frühen Jugend, als die liebe Frau Mutter noch lebte und Sie die Worte „Gott — Jesus — Christus" noch aus ihrem Munde hörten —

Erzählen Sie uns doch, wenn Sie sich dessen erinnern, ob Sie sich in der ersten Kindheit von religiösen Eindrücken angezogen oder abgestoßen fühlten.‘

‚Ach ja, Sibylle,‘ mischte ich mich ein; ‚wir sind nun bald sieben Jahre verheiratet, und ich weiß so wenig von deiner seelischen Entwicklung . . .‘ — ich stand auf — ‚aber warte einen Augenblick, ich will eine Flasche Wein aus dem Keller holen, und Anna hat ja gewöhnlich in irgendeinem Versteck einen fertigen Kuchen stehen — wir wollen doch den Herrn Dechanten nicht darben lassen.‘

Ich brachte eine Flasche von unserem ‚Besten‘, den uns Vater Wylich letzte Weihnachten — nicht ahnend, zu welch schwarzer Sitzung wir ihn mißbrauchen würden — gestiftet hatte; Anna trug verschämt und geschmeichelt das jüngste Erzeugnis ihrer Backkünste auf — und Sibylle — nachdem wir den Geber des guten Tropfens in harmloser Bosheit hatten leben lassen — Sibylle fing an zu erzählen, und es schien, als verweile sie nicht ungern in einer Zeit des Friedens, die durch die Frage des Dechanten vor ihr aufgestiegen war.

‚Ich besinne mich mit besonderer Deutlichkeit auf meine erste Kirchfahrt nach Laaken,‘ erzählte Sibylle, ‚ich war noch sehr klein — viel zu klein, um bei der langen Predigt still sitzen zu können, sagte meine Mutter; weil ich aber so sehr bat, und weil mein Geburtstag — der fünfte — gerade auf einen Sonntag fiel — bekam ich die Erlaubnis mitzufahren.

Es war mir sehr feierlich zumute, als ich mit meinem neuen Gesangbuch, das ich eigens zu dieser ernsthaften Geburtstagsfeier geschenkt bekommen hatte, in den Wagen stieg.

Meine Mutter und Fräulein Stephani unterhielten sich über

Dinge, die mich wohl nicht interessierten, denn ich habe sie vergessen — aber ich weiß noch, daß ich mir auf der ganzen Fahrt ausmalte, wie schön, wie herrlich wohl das Haus, in dem — wie meine Mutter gesagt hatte — nur vom lieben Gott gesprochen und gesungen würde, inwendig aussehen mochte. Nun konnte ich die kahlen, weiß getünchten Wände nicht eigentlich schön finden — aber vielleicht wollte das der liebe Gott so haben, da meine Mutter und alle die sonntäglich würdevollen Bauern und Bäuerinnen das ganz in der Ordnung zu finden schienen.

Als die Orgel zu spielen anfing, fuhr es mir durch alle Glieder. „Jetzt," dachte ich — „jetzt kommt es!" und als sich aus diesen ersten Tönen „Wer nur den lieben Gott läßt walten" ein kräftiger Gemeindegesang entwickelte, war ich stolz und glücklich, daß ich auch mitsingen konnte.

Während der Predigt übte ich meine früh erworbenen Lesekünste an zwei goldenen Sprüchen, die als einziger Schmuck von den Wänden glänzten. Der erste hieß: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte —"

Das fand ich sehr tröstlich; wenn ich einmal allein durch den Elderfinger Busch ginge und mich verirrt hätte, so würde „dein Wort" wie zwei kleine Flammen, die auf dem Erdboden kriechen, vor meinen Füßen herleuchten, und ich würde nach Hause finden, selbst wenn ich bis an die geheimnisvolle Stelle, die wir „Großvaterstuhl" nannten, mich verstiegen hätte. Diesen zuversichtlichen Gedanken hing ich nach, und als der Pfarrer Amen sagte, hatte ich erst eben den zweiten Spruch entziffert: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!" Das erschreckte mich sehr, denn ich hatte ja kein Wort gehört, sondern nur an die heimliche Hilfe gedacht, mit der ich ohne Gefahr durch den Elderfinger Busch kommen wollte.'

Sibylle unterbrach sich, aber das Lächeln auf ihrem Gesicht deutete an, daß sie noch als kleines, erstauntes Mädchen auf der Wylichschen Kirchbank zwischen Mutter und Gouvernante saß.

‚Nun kam das Schönste und Merkwürdigste und Ungeahnteste,' fuhr Sibylle fort — ‚der Pfarrer sagte — am Schluß eines langen, dunklen Satzgebildes — „singen wir mit allen Engeln und Erzengeln Gott einen Lobgesang!"

Alle standen auf und sangen unter mächtigem Orgelgebraus: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, und alle Lande sind seiner Ehre voll. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn —

hosiannah, hosiannah, hosiannah in der Höhe!" — Mir klopfte das Herz bis an den Hals; denn das wußte ich ganz gewiß — jetzt sangen mit der Gemeinde von Laaken und mit meiner Mutter und mit mir — sangen alle Engel und Erzengel Gott einen Lobgesang! . . .'

Als sich der Dechant an jenem Abend verabschiedete, sagte er: ‚Ich schicke Ihnen also einen Stoß Gelehrsamkeit ins Haus, gnädige Frau — und wenn das Studium allein keine Blüten zeitigen will — und wenn Sie denn durchaus nicht beten wollen, gnädige Frau — dann singen Sie nur getrost mit allen Engeln und Erzengeln Gott einen Lobgesang!'

◆ ◆ ◆

In unserem Garten blühten Krokus und Vergißmeinnicht; ein paar versteckte Veilchen dufteten durch die laue Luft — da ging zum zweitenmal eines Tages Sonne über uns auf, die Weg und Ziel mit jähem Licht überstrahlte, die auch den dritten Gnadentag, der die Zeit der Rüstung vollenden sollte, schon im Schoße trug.

Ein Winter, der recht ein harter Winter gewesen war, lag hinter uns. Sibylle ging wie eine Nachtwandlerin durchs Haus. Riß sie sich von ihren Büchern los, kam sie zu den Kindern, zu mir, zu Anna, so blieb sie doch in das Gespinst ihrer Gedanken wie in einen dunklen Schleier eingehüllt.

Zuweilen ertrug ich es nicht länger — der ich versöhnt mit der Kirche und in Frieden mit Gott lebte — drang in sie und fragte sie, ob sie Hoffnung habe, das Ziel zu erreichen — dann sah sie mich mit ihrem kühlen, Wylichschen Blick an —: ‚Hoffnung? Nein! — Und was für ein Ziel?'

Ließ ich mich in solch einem Augenblick nicht von meiner Mutlosigkeit mundtod machen — brachte ich es über mich, sachlich mit Sibylle zu sprechen, so konnte ich Dinge hören, die mir — minder absolut — genügt hätten, mein Leben darauf aufzubauen.

‚Übrigens,' sagte sie einmal, ‚ich finde, daß der persönliche Gott wie ein Keil in die Lücke aller gottlosen Systeme paßt —'

Aber was tat sie mit dieser wichtigen Entdeckung?

Sie spann ihre Fäden weiter, sie häufte Erkenntnis auf Erkenntnis, schauderte und bewunderte bei dem Anblick des untadeligen Gebäudes, das vor ihren Augen aufstrebte — und trug ihre unerlöste Seele wie ein leicht verletzliches Kleinod, wie ein krankes und darum doppelt geliebtes Kind, mit sich herum.

Seltsam verschoben sich schon während dieser Wintermonate

die Probleme in Sibylles Kopf, und — ich empfand es mit Staunen — die Probleme ihres Herzens. Von mir, der ich der Atem ihrer Seele gewesen war, schien sie völlig abgelenkt. Hatte sie vergessen, daß sie um meinetwillen den Katholizismus kennen lernen wollte? Wo war ich, wenn sie in ihrer Stube eingeschlossen saß, wenn sie den Kopf in die Hände vergrub und die Augen auf Gotteswissenschaft brannten — oder auch verzweifelt ins Leere brannten? — Da war nur Gott und Sibylle, nur Sibylle und Gott. Wo war ich, wenn sich die Kirche in ihrer großen, feierlichen Tradition vor Sibylle auftat? Wenn sie durch die ununterbrochene Kette priesterlicher Handauflegung den Hauch und Segen Christi über ihrem Haupte spürte? Wenn ihr die alten Wahrheiten des Christentums schrecklich und schön zugleich als Wahrheiten erschienen — wo war ich dann?

Da war nur Sibylle und die Kirche — nur die Kirche und Sibylle.

Und doch vergingen die Stunden der Bedrängnis — Stunden, die wohl zur erlösenden Tat drängen wollten — und skeptische Stunden siegten und machten Gott zum raffiniertesten aller philosophischen Begriffe und die Kirche zu dem merkwürdigsten aller historischen Gebilde.

Aber nicht nur über Gott siegte diese Skepsis, sie siegte auch über mich — Gott, von dem ihr Herz nichts wußte, füllte doch ihre Gedanken — und ich, den ihre Liebe im ersten Blick des Auges umfaßt und begriffen hatte, konnte ihr nur mehr das Lächeln der Resignation abgewinnen. Sollten wir ohne neu empfangene himmlische Liebe — und ohne irdische Liebe, die wir besessen hatten, aus diesem trostlosen Winter hervorgehen?

Als schon sein Ende nahe war — Gott wußte es, ich wußte es nicht — ich verzweifelte an ihm und an Sibylle — da hätte ich eines Tages mit Gewalt Sibylles Lippen zum Gebet lösen mögen — aber ich bezwang mich, denn ich hielt es wie immer für klüger, fein gemessen mit ihr zu reden.

‚Sibylle,‘ sagte ich, ‚du bewunderst die große Weisheit der katholischen Kirche, die Geschlossenheit ihres Systems — warum mißtraust du einzelnen ihrer Ratschläge?‘

‚Ich bitte dich, Reinhold, sage deutlich, was du von mir willst.‘

‚Warum läßt du dich nicht belehren, daß der Glaube eine Gnade ist — und daß wir beten müssen . . .‘

Sibylles Gesicht verzerrte sich zum Ausdruck tiefster Qual.

‚Gibt es keinen Weg, keinen einfachen Weg, ohne diese geheimnisvollen, suggestiven Mittel . . .?‘

‚Keinen,‘ sagte ich. Sie hörte mich nicht.

‚Jetzt glaube ich, manches zu erkennen und zu wissen, und vielleicht, in zehn Jahren, sehe ich die Dinge ganz anders an . . .‘

‚Sogar sicher, Sibylle. Und in weiteren zehn Jahren siehst du die Dinge wieder anders an —‘

‚Du verstehst mich nicht, Reinhold. Ich meine, bevor man sich zu einer so ungeheuerlichen Weltanschauung entschließt, müßte man nach allen Richtungen hin den heutigen Stand der Wissenschaft . . .‘

Sibylle brach ab; sie fühlte wohl selbst, daß ihre Forderung Wahnsinn war. Aber es reizte mich, diesen Wahnsinn in deutlichen Worten sicherzustellen.

‚Und du glaubst im Ernst, daß dein Leben ausreichen würde, Biologie, Philosophie, die katholische und protestantische Theologie von Grund aus zu studieren — und wenn das Leben reichte und du es diesem Studium gewidmet hättest — glaubst du, daß du im Alter noch die Fähigkeiten des Herzens und des Willens hättest, die notwendig sind, zu einer Erkenntnis, und wenn es die Wahrheit selber wäre, ja zu sagen?‘

Sibylle schwieg.

Mich ließ der Gedanke und seine Gefolgschaft noch nicht los.

‚Nie ist es mir so klar gewesen,‘ sagte ich, ‚warum Gott sein Reich auf Glauben und Tun gegründet hat und nicht auf Wissen.‘ Die Vorstellung überwältigte mich.

‚Sibylle,‘ rief ich aus, ‚kannst du wirklich glauben, daß ein grüblerischer, nur seiner Wissenschaft vertrauender Gelehrter dem Urgrund aller Dinge näherkommt als einer unserer einfältigsten Heiligen, die für Gott leben . . .!‘

Sibylle sank in ihrem Stuhl zusammen. Sie war ein Bild erschütterndster Hoffnungslosigkeit — die graue Blässe ihres Gesichtes — der hilflose, flehentliche Blick — die zitternden Hände —

‚Ich glaube . . .‘ flüsterte sie, ‚ich muß es aufgeben . . .‘

In dieser dunkelsten Stunde kam uns Gott zu Hilfe, indem er Sibylle mit dem Widerstand der Kräfte die geistige Verantwortung entzog — indem er mir auferlegte, Arzt und Pfleger zu sein. Einem heftigen Herzkrampf waren Tage so großer Erschöpfung gefolgt, daß Sibylle fast immer mit geschlossenen Augen im Bett lag — schlafend — oder halb schlafend — und wenn sie ein Viertelstündchen zum Bewußtsein erwachte, ließen wir uns am friedlichen Beisammen-

sein, an ein paar Worten der Sorge und des Dankes, ein paar Blicken der Liebe genügen.

Dann kam eine Nacht, in der Sibylle tief und traumlos den Schlaf der Genesung schlief.

Ich schlief nicht. Gerade weil ich ihre gesunden, gleichmäßigen Atemzüge hörte, quälte mich die Unruhe: Was wird sie tun, wenn sie aufwacht und die neue Kraft fühlt — wird sie in das Joch dieses Winters zurückkehren, abgewandt von mir, ja selbst von den Kindern, suchend, forschend und den Trost der Erde und des Himmels verschmähend — oder wird sie das Joch von sich werfen, wird sie irdische Liebe und irdisches Leben zurückbegehren und mit Entschlossenheit wiederholen, was sie wenige Tage zuvor nur gestammelt hatte: ‚Ich gebe es auf!'

Oder . . .? Oder . . .? Es gab noch ein Drittes — wäre es nicht möglich, daß ihre Seele aus diesem Schlaf zu einem neuen Willen erwachte — zum Glaubenwollen, zum Betenwollen . . .? Ich zitterte bei dem Gedanken, aber ich tat ihn weit von mir — solch große, überschwengliche Hoffnung — nein, die brachte meine grämliche Seele nicht hervor —

Herr, mein Gott, und mit eben dieser Seele soll ich nun Worte finden, das Unbegreifliche zu preisen, das du an uns getan hast! —

Um dieses Unbegreiflichen willen hätte ich niemals unternehmen dürfen, Sibylles Lebensgeschichte zu schreiben, denn ich werde mit ungeschickter Erzählung verdunkeln, was selbst ich, der ich doch nur Sibylle sah, in tiefster Ergriffenheit als lauter Licht durchlebte . . . aber schon fange ich an, den Gang der Handlung zu verwirren — ich muß alle Affekte zurückhalten — als schlichter Zuschauer muß ich berichten — und Gott verzeihe mir die trockene Sprache, die seinen seligen Geheimnissen eine Trägerin sein soll . . .

Als der Tag schon unabweisbar durch die geschlossenen Vorhänge in unser Zimmer Einlaß begehrte, tat ich ihm seinen Willen und öffnete einen kleinen Spalt — dann aber hielt ich mich still lesend im Bett, um Sibylles köstlichen Schlaf nicht zu stören.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich gelesen haben, da hob sich Sibylle langsam in die Höhe. Ich legte das Buch beiseite, um die Genesene zu begrüßen — aber die Seltsamkeit ihrer Gebärde hielt mich zurück —

Sie streckte beide Hände aus — ihr Gesicht war weiß und leuchtend wie Marmor — die Augen schimmerten in einem fremden Glanze . . . Mit verhaltenem Atem sah ich sie an —

Da öffnete sie die Lippen. Es war, als wollten sich die Worte nicht im Munde formen — endlich brachte sie — wiewohl immer mühsam und stockend — den Satz hervor, nach dem sie gesucht hatte...

‚Es ist leichter ... am Dasein ... des eigenen Leibes ... zu zweifeln — als — am — Dasein ... Gottes ...'

Als sich dieser Satz, dies Bekenntnis von ihren Lippen losgerungen hatte, lächelten diese Lippen, wie ich sie niemals vorher und niemals nachher habe lächeln sehen — eine sanfte Seligkeit breitete sich über Sibylles Gesicht aus — und während Ströme von Tränen aus ihren Augen flossen, sank sie in die Kissen zurück.

Ich wagte nicht, sie anzusprechen.

Während mich noch bange und hoffende und verworrene Gefühle zugleich umdrängten, faßte sich Sibylle, lächelte mit einer letzten, lieblichen Erinnerung an das Lächeln ihrer Entrückung und sagte:

‚Reinhold, schnell laß uns aufstehen —' und dann, wie von einem neuen, fröhlichen Entschluß beseelt: ‚Ach, Reinhold, laß uns beten — laß uns singen ...'

Noch einmal überwältigte sie die Bewegung; noch einmal flossen ihre Tränen.

Ich stand eilig auf, zog mich notdürftig an und kniete bei Sibylles Bett nieder.

‚Sibylle,' sagte ich und legte meine Stirn auf ihre Hand — ‚was ist dir geschehen!? Wenn du kannst, so sprich! —'

‚.... Du kennst doch das Märchen vom Marienkind,' sagte sie, ‚Hannes hört es so gerne —' Sibylle unterbrach sich, befreite ihre Hand aus meiner Liebkosung und hielt alle zehn Finger gespreizt in die Höhe — ‚ja, weißt du,' fuhr sie fort, ‚mir ist, als müßte mir auch an einem Finger ein bißchen Goldglanz hängen geblieben sein... habe ich wohl geträumt, Reinhold —? Mir scheint, ich war wach und sah in einen großen Glanz — der nichts anderes war als... als ...' sie fing an zu zittern ... ‚und ich mußte eingestehen, daß Gott ... ich mußte sagen —: es ist leichter, am Dasein des eigenen Leibes zu zweifeln als am Dasein Gottes ...'

‚Das sagtest du laut! —'

‚Ja, Reinhold, mir ist, als hätte ich es laut gesagt —'

Sibylle schloß die Augen. Vielleicht hoffte sie, noch einen Schein, noch einen Schimmer des großen Glanzes zu erhaschen, wenn nicht die Gegenstände der Außenwelt ihre Augen füllten. Aber der Glanz war entschwunden — und nichts als die zielsichere Sehnsucht

war Sibylle geblieben — nichts als der wahrhaft einfache Weg, nach dem sie so lange vergebens gesucht hatte.

Den betrat sie ohne Zögern.

‚Reinhold,' sagte sie, ‚hilf mir doch — ich sehne mich so sehr — nach einem Morgengebet! . . .'

Sibylles Ansinnen, daß ich ihr helfen sollte zu beten, bestürzte mich. Noch war ich völlig überwältigt, noch wußte ich das, was ich gesehen und gehört hatte, nicht zu fassen, nicht einzureihen in die möglichen Erfahrungen dieser Erde — aber ein dunkles Gefühl, als könne wohl Sibylle mich beten lehren, nicht aber ich sie, schloß mir den Mund, trieb mir eine Röte der Verwirrung ins Gesicht.

Aber ich wußte Rat. Ich stand auf, ging ins Kinderzimmer und holte unsere Kinder — alle drei — aus ihren Betten.

In ihren Nachtröckchen und mit bloßen Füßen stellten sie sich vor Sibylles Bett, falteten die Hände und beteten, als ahnten sie ihre Mission, mit einer rührenden Andacht das Morgengebet.

Sie beteten:

‚Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
Wie sanft hab' ich geschlafen die Nacht . . .'

— und Sibylle lächelte mir zu und flüsterte: ‚Wie selig bin ich aufgewacht . . .'

◆ ◆ ◆

Einige Wochen später — es war am Pfingstsonntag — da gab es frühe Tagwache im Doktorhaus zu Laaken. Bis in die Nacht hinein hatte Anna an den weißen Kleidern für Sibylle und die Kinder geplättet, hatte gebacken und gescheuert und ein Fest zugerüstet, daß es mir ganz hochzeitlich zu Sinn war.

Würden wir die Hochzeit der Seelen feiern, die Sibylle einst so heiß ersehnt hatte — würde sie das Geschenk sein, die Morgengabe bei unserem Fest, das mehr war als Hochzeit?

Noch vor dem ersten Glockenläuten machten wir uns auf den Weg nach Bredenscheid. Der Dechant in seiner zarten Güte hatte uns diese frühe Stunde des Pfingsttages bestimmt; die maiengeschmückte Kirche — hatte er gesagt — sollte recht ein Bild unserer frohen Seelen sein — an ihr sollten wir auch die Freude der Kirche ermessen über ihre heimkehrenden Kinder . . .

Betend — fürbittend — erwartete er uns in der Kirche.

Zum erstenmal schritt Sibylle zum Altar. Und sie ging nicht — sie schritt mit einer Sicherheit und Würde, als ergreife sie ein fürstlich hohes Erbe, zu dem sie je und je berufen war.

Bis zu dem heutigen Tage hatte sie sich zu Gebeten oder bei Gottesdiensten immer in der äußersten Kapelle aufgehalten — da, wo das Heilige Grab verehrt wird und wo sie, als sie mich suchte, die Nähe Gottes verspürt hatte.

Heute schritt sie hoch aufgerichtet und freudig und gefolgt von ihren Kindern zum Altar. Tönend füllte ihre Stimme die festliche Kirche und zitterte nicht, als sie, die rechte Hand auf dem Evangelium, die linke in der Hand des Priesters, der einen, heiligen, katholischen Kirche Glauben und Gehorsam gelobte.

Als Katholikin betrat Sibylle zum erstenmal die Elderfinger Kirchbank.

Dann erwartete sie der Dechant in der kleinen Kapelle — dort und jetzt wollte sie ihre Beichte ablegen ...

Indessen begann am Hauptaltar eine stille Messe ...

Während des Segens kehrte Sibylle auf ihren Platz zurück: es nahte die Hochzeit der Seelen — die Vereinigung mit Gott und das Einswerden in Gott.

Gedachte sie meiner, als sie den heiligen Leib empfing — oder gedachte sie seiner und nur seiner?

Mich erfüllte es mit tiefer Rührung zu wissen, daß ich jetzt mit Sibylle, mit der ich im Fleische ein Leib war, auch eins geworden war im geistigen, geheimnisvollen Leibe Gottes.

Fünfzehntes Kapitel.

Diesem Pfingstfest, an dem wir mit großer und sonderlicher Freude die Geburt der Kirche gefeiert hatten, waren Wochen vorausgegangen, die Sibylle traumhaft glücklich durchlebte, und in denen das Zweifeln und Sorgen mir als mein Teil zugefallen war ...

Wenn Sibylle wirklich — und daran zweifelte ich nicht — den Glauben an Gott in innerster Seele ergriffen hatte, — war ihr Eintritt in die katholische Kirche die notwendige Folge davon? Mußte sie wirklich um des neu erwachten Gottesglaubens willen die Religionsgemeinschaft verlassen, in der sie getauft und erzogen war? Und würden nicht, wenn es zu spät wäre, diese Stimmen aus der Kindheit in ihrem Herzen rufen, und ängstigen ... und locken? Für mich selbst wußte ich ja nichts anderes, als daß es eine Kirche auf Erden gibt, — die heilige, katholische, — aber Sibylle?

Hatte sie, da ihr Erfahrung fehlte, die zureichenden Gründe für ihre Wahl und Entscheidung? Sorgenvoll durchstöberte ich

die theologische Bibliothek, die sich im Laufe des Winters bei uns angesammelt hatte, — und gewiß! — da fand sich ja allerlei, — Symbolik, Dogmatik, Reformationsgeschichte — Luther — doch schien das alles, seit Sibylle jenen begnadeten Blick in die Herrlichkeit Gottes getan hatte, gar kein Leben, keine Wirklichkeit in ihrem Bewußtsein zu haben.

Ich trug meine Zweifel zum Dechanten. Aber da hatte Sibylle einen Bundesgenossen gefunden, daß ich vor der Übermacht der Sorglosen, mystisch Gewissen, meine sämtlichen Raisonnements einpacken, und auch glauben, auch hoffen mußte, Sibylle gehe — in ihrer nachtwandlerischen Art — den richtigen Weg.

Mit einem Lächeln hatte der Dechant meine Skrupel abgefertigt, — er, der als ein peinlich genauer, fast pedantischer Konvertitenlehrer galt.

‚Wenn es Menschen gibt,' hatte er zu mir gesagt, ‚die für den Katholizismus vorherbestimmt sind, so ist es Ihre Frau. Und wäre sie nicht auf Elderfing, sondern im innersten Afrika geboren, — diese Seele hätte sich Gott in seine Kirche geholt! — Wollen Sie mit ihr disputieren? Über die Rechtfertigungslehre? Oder über das Papsttum? — Wir lesen in der Bibel, daß der Glaube eine gewisse Zuversicht sei, — aber nicht nur der Glaube an Gott ist eine gewisse Zuversicht, — auch der Glaube an die Kirche . . .'

‚Auch der Glaube an einen Menschen,' dachte ich in meinem Herzen, ‚und solchen Glauben nennen wir Liebe —' und Sibylles Liebe, mit der sie mich ohne Frage noch Zweifel geliebt hatte, stand wie ein Wunder und eine Sehnsucht vor meiner Seele, und lehrte mich begreifen.

‚Sie liebt die Kirche,' sagte ich laut.

Und ich wunderte mich nicht mehr, wenn der Glaube und die Andacht unserer Kirche dem Elderfinger Kinde nichts seltsam Fremdes erschien, wenn vielmehr seine Seele durch katholische Gebetsinbrunst beflügelt wurde, wie die Schwingen des Schmetterlings durch zarte, hingehauchte Stäubchen.

Für immer unvergeßlich ist mir Sibylles Wesen und Ausdruck im Gedächtnis haften geblieben, als sie — am Tage ihrer Aufnahme — das erste große, festliche Hochamt hörte.

O, der Dechant kannte Sibylle! —

Als wir nach der denkwürdigen Feier in der Kirche bei ihm am Frühstückstisch saßen, sagte er mit geheuchelter Besorgnis zu Sibylle: ‚Hoffentlich, gnädige Frau, enttäuscht Sie unser Lob-

gesang nicht, den wir Gott mit allen Engeln und Erzengeln singen, — wir tun es so gut wir können, — und wie wir es verstehen . . .'

So sagte er, — aber er wußte wohl, daß Sibylle, die längst in stillen heiligen Messen — durch Gnade — begriffen hatte, was würdiger, wohlgefälliger, vollkommener Gottesdienst sei, — daß Sibylles Seele im feierlich gesungenen Hochamt nicht mehr von dieser Welt sein würde.

Der Kantor unserer Pfarrkirche — jetzt dirigiert er wohl Sonntags ein Chörlein der himmlischen Heerscharen — war ein feiner Musiker, und eine glühende Seele. Jeder Ton, den die hageren Dirigentenhände gleichsam durch die Kirche entsandten, jeder Ton, ... das erfüllte ihn mit zitternder Freude — galt der größeren Ehre und Verherrlichung seines Schöpfers. Wochenlang rang er bald sanftmütig, bald zornmütig mit seiner Kinderschar um solch ein Kyrie, um solch ein Sanctus! — ‚Liebe Kinder, das war falsch, — das kann unser Herrgott in den Tod nicht hören!' — oder auch: ‚Ihr Taugenichtse, ihr schläfrigen Gesellen, — will das Gezirpe „Himmel und Erde sind voll deiner Herrlichkeit" vorstellen?' — So rang er mit den Buben und den Mädchen, und was er ihnen am Feiertag entlockte, das war mehr als der gute Wille, den Gott ansehen wird, — es war wie ein Lobgesang von Engelsstimmen zu seiner Ehre . . .

Und Sibylle kniete und lauschte, kniete und schaute . . . Die heilige, unbegreifliche Handlung am Altar einte sich mit dem flehentlichen und jubelnden Gesang zu jener inbrünstigen Gewalt, die das Himmelreich herabzieht . . . Benedictus, qui venit in nomine Domini.

Ich aber — Gott verzeihe mir — konnte Gedanken und Augen nicht von Sibylle abkehren; denn was ich nur geglaubt hatte, konnte ich mit Händen greifen: sie ist katholisch, — sie ist wirklich in ihrer Seele Seele katholisch.

Über Sibylles Anblick während des Hochamts war das letzte Bedenken, das ich dem Tage ihrer Aufnahme entgegengetragen hatte, in meinem Bewußtsein versunken . . . leise stieg es wieder herauf, als wir die Kirche verließen, — aber nicht mehr als eine Art schlechtes Gewissen, sondern als Faktor, der in einer Rechnung steht, die voll und gültig bezahlt wurde.

Die Vorstellung, daß Sibylles Aufnahme in der Bredenscheider Pfarrkirche vollzogen werden sollte, war mir immer ein Ärgernis gewesen. Oft hatte ich Sibylle gebeten: ‚Verreise, — laß es in der Stille eines Klosters vor sich gehen . . .' und hatte mir aus-

gemalt, wie das Gerücht von ihrer Konversion allmählich im Heimatstädtchen bekannt würde, und wie es Sibylles erstem Kirchgang als Katholikin eine glattere Bahn bereiten möchte. Aber Sibylle hatte immer den Kopf geschüttelt und wie aus einem geheimen Müssen heraus geantwortet: ‚Hier, gerade hier will ich's tun, Reinhold!'

Also war es geschehen, daß Sibylle im Angesichte einiger Bredenscheider Bürger und einiger Elderfinger Bauern, die in aller Herrgottsfrühe zur Kirche gekommen waren, ihren Eid geschworen hatte — eine Handvoll Zuschauer — aber Augen zum Sehen, Ohren zum Hören und Münder genug, um draußen auf dem Kirchplatz den späteren Kirchgängern, die von nah und fern herbeiströmten, die große Neuigkeit zu erzählen: ‚Dem Herrn Baron sine Dochter hätt' sich bekehrt!'

Als wir zum Hochamt in die Kirche zurückkehrten, war da keiner in der Menge, der nicht versucht hätte, sich mit Blick und Getuschel an die neue Katholikin zu hängen. Aber diese Volkes-Stimme war keineswegs eine Stimme Gottes, die das Herz kennt und Sibylles Tat gesegnet hätte — sie kam aus bäurischer — bürgerlicher — menschlicher Gesinnung und hatte ihren Maßstab in sich selbst.

‚Was einer ist, das soll er bleiben —'

Das ist die letzte Weisheit ländlich-sittlicher Philosophie, vor der auch die edelsten Triebe, die nach Wahrheit und Vollkommenheit, weichen müssen.

Und bei den Elderfinger Bauern fügte sich zu diesem Grundbegriff ihrer Erkenntnis ein Argument des Herzens: ‚De arme Herr Baron! — Wat wird de Herr Baron dazu seggen?'

Während noch auf dem Heimweg Sibylles Sinne geschlossen blieben, daß keine mißbilligenden, mißtrauenden Blicke, keine feindlichen Worte ihr Bewußtsein erreichten, war mir die bäurische Frage: ‚Was wird der Herr Baron dazu sagen?' schwerer aufs Gemüt gefallen.

Als wir wieder zu Hause waren und Sibylle länger und länger in der Welt ihrer neuen Seligkeit und Erkenntnis zu verharren schien, riß ich sie unbarmherzig und auch ein wenig ungeduldig in die Wirklichkeit zurück.

‚Sibylle,' sagte ich, ‚du mußt deinem Vater schreiben; jeden Augenblick kann er aus fremdem Munde erfahren, was er denn doch wirklich zuerst von dir hören sollte! —'

Langsam, wie sich ein Träumender zum wachen Leben besinnt, löste sich Sibylle aus ihrer süßen Hingabe an Gott und stellte sich dem Leben zur Verantwortung.

‚Ja, Reinhold,‘ sagte sie, ‚ich weiß wohl, was ich mir damit herausgenommen habe, in diesen Wochen —‘ sie lächelte — ‚unablässig vor der Tür des dreizehnten Zimmers zu stehen, in dem die heilige Dreifaltigkeit auf goldnen Stühlen sitzt — ich weiß, Reinhold, daß ich mit dem heutigen Tage, der mir gleichsam den Schlüssel in die Hand gegeben hat, zurück muß — zuerst in deine Wohnstube, Reinhold, und in die Kinderstube — aber auch zurück nach Elderfing oder wohin es sonst sein mag — zu Papa und Tante Gunda, zu Roderich — zu deiner Mutter, Reinhold — und jeder wird eine andere Meinung haben über das, was heute morgen geschehen ist.‘

‚Ja, Sibylle,‘ sagte ich, ‚und schließlich darfst du Laaken und Bredenscheid und Elderfing im weiteren Sinne nicht vergessen oder gering achten — mit diesen scheinbar Gleichgültigen und Namenlosen wirst du dich auch auseinandersetzen müssen. . . .‘

‚Ja, denke dir, Reinhold — nun du das sagst, sehe ich plötzlich tausend Augen auf mich gerichtet. — Wie seltsam! — Haben sie mich denn heute früh, als wir aus der Kirche kamen, so angesehen? So — mißtrauisch — und feindselig? Und ich habe es nicht begriffen! —‘

Sibylle schloß die Augen, als sähe und begriffe sie dann leichter die züngelnden Lichtchen, die ihr aus ungezählten biederen Westfalengesichtern entgegenblitzten.

‚Alles Ungewöhnliche macht die Leute mißtrauisch und — neugierig,‘ tröstete ich Sibylle; ‚aber so ein Mißtrauen lebt sich nieder! — schließlich sind sie doch alle Katholiken.‘

Sibylle sah mich groß und ernst an.

‚Sie sind Katholiken,‘ sagte sie, ‚und doch tasten und greifen sie schamlos wie mit Fühlhörnern nach meinem Heiligtum — sieh, Reinhold, mein Vater ist „nur“ Mensch — aber das wird er nicht tun. Gewiß, er haßt den Katholizismus — aber wenn ich zu ihm spreche — zum erstenmal in meinem Leben aus der innersten Erfahrung heraus zu ihm spreche — so wird er ahnen, was ich gesucht und gefunden habe, und wird mir glauben. O ich möchte wohl in dieser Stunde zu ihm fahren — aber ich kenne mich — ich brächte nichts über die Lippen; darum will ich ihm schreiben, Reinhold — laß mich ein Stündchen allein.‘

Und Sibylle ging und schrieb ihrem Vater, wie sie gesagt hatte, aus dem innersten Erlebnis ihrer Seele heraus — und kannte ihren Vater so wenig, wie Herr von Wylich seine Tochter kannte.

Und während über Sibylle der unsichtbare Fittich eines gesteigerten Glaubens rauschte — eines hinreißenden Glaubens an den Sieg des Geistigen, der alle Dämme der Schüchternheit und Konvention, die sie lebenslänglich von ihrem Vater getrennt hatten, überflutete —, waren schon auf Elderfing dunkle Mächte am Werk, die das Geistige verhöhnen, die das Blut aufstacheln, wo es von alter Bitterkeit und immer genährtem Haß leicht entzündlich geworden ist.

Es war einer unter den Bredenscheider Kirchgängern gewesen, der nicht zur feiertäglichen Erbauung gekommen war und dann außer dem Pfingstsegen eine besinnliche Verwunderung über Sibylles ‚Bekehrung' davongetragen hatte — es war einer gekommen, um schadenfroh die Elderfinger Bänke vom Gedränge der Gläubigen ‚sauber' zu halten — und hatte da ein sonderliches Schäflein am Weiden gefunden, das er zwar nicht aus der Hürde vertreiben konnte, das aber seinen Fängen so wenig wie jedes andere entschlüpfen sollte.

Schneller, als es seine gemächliche Gewohnheit war, brachte der Förster Schottländer an diesem Pfingstsonntag die lange Elderfinger Chaussee hinter sich — aber es war nicht seine Försterin gewesen, die ihn zur Eile angelockt, oder der das Schmunzeln auf seinem breiten Gesicht gegolten hätte — das Schloß war sein Ziel, und Herrn von Wylichs Ahnungslosigkeit, die jeden Augenblick durch das läppische Geschwätz der Mägde getrübt werden konnte — wobei denn Schottländer um den Reiz des frischen Schaumes gekommen wäre. . . .

Herr von Wylich saß Zeitung lesend an seinem Schreibtisch.

‚Na, Schottländer, was bringen Sie Gutes?'

‚Wat soll aus Bredenscheid Jutes kommen?' fragte Schottländer lachend zurück.

‚Ach, der heilige Mann war schon in der Kirche! Haben Sie Elderfing würdig vertreten auf meiner Bank?'

‚Ihre Bank, Herr Baron, war besetzt.'

‚Besetzt?' fragte Herr von Wylich mit geheucheltem Erstaunen, während er im stillen ein pikantes Anekdötchen witterte.

‚Aus Opposition, Schottländer — oder aus Dummheit?'

Schottländer grinste.

‚Aus Heiligkeit, Herr Baron!'

‚Ja konnten Sie denn die heiligen Leute nicht auffordern, da Platz zu nehmen, wo sie hingehören?'

‚Sie jehörten aber in die Elderfinger Kirchbank, Herr Baron. . . .‘

‚Das soll mich wundern, Schottländer.‘

‚Dat soll wohl sein, Herr Baron. Aber ich habe mir jesagt — wer katholisch ist und Wylichsches Blut in den Adern hat — der jehört auf die Elderfinger Kirchbank.‘

Herr von Wylich ließ die Zeitung sinken.

Was Schottländer da zu berichten hatte, schien auf etwas anderes hinauszulaufen als auf ein Anekdötchen.

‚Ich kenne kein Wylichsches Blut, das katholisch ist,‘ sagte er.

Für Schottländer war der Augenblick gekommen, nunmehr zu erzählen und gleichmütig zu erzählen, denn Herrn von Wylichs selbstsichere Neugierde war in Spannung und unsichere Gequältheit übergegangen.

‚Dat haben wir ja schon lange jewußt, dat de Doktor Aldenhoven frumm jeworden is —‘

‚Meinetwegen,‘ sagte ungeduldig Herrn von Wylichs Handbewegung.

‚— aber heut saß da nich de heilige Doktor allein — da saß de Frau Tochter Sibylle, und Anna mit de drei Enkelchen war auch da — de janze heilige Familie —‘

Herr von Wylich lachte.

‚Meine Tochter wird sich den Humbug mal haben ansehen wollen —‘

Dann runzelte er die Stirne — ‚aber richtig ist das nicht und gibt nur Anlaß zu dummen Redereien; das will ich mir in Zukunft doch verbitten.‘

Schottländer schien Herrn von Wylichs Beurteilung der Sache überhört zu haben.

‚Verdenken kann man et ja der Familie Aldenhoven nich —‘ sagte er im milden Ton des Verstehenden — ‚de Herr Baron würde auch friedlicher leben auf Elderfing, wenn er beizeiten katholisch jeworden wäre. . . .‘

‚Was soll das heißen, Schottländer?‘

‚Dat soll heißen, Herr Baron, dat de Frau Tochter Sibylle heute morjen in aller Herrjottsfrühe für sich und de drei Söhne abjeschworen hat, dem Dechanten in de Hand . . .‘

Zornbebend sprang Herr von Wylich von seinem Sessel auf.

‚Abgeschworen?‘ brüllte er — ‚was hat sie abgeschworen?‘

‚Ihren Jlauben hat se abjeschworen, und dem katholischen

Und währen[illegible] ‚[illegible]uben hat se sich zuschworen . . .' erklärte Schottländer gesteiger[illegible] [illegible]mütlich. De[illegible] Herrn von Wylich schwoll die Ader auf der Stirn. Er zitterte am ganzen Leibe.

‚Das hat sie tun können —?' Fast erstickte ihm sein empörtes Blut die Stimme im Hals — ‚wie ein schmutziges Hemd hat sie ihre Religion ausgezogen — und hat mir diese Schmach, diese Schande angetan —'

Den Blick voll Schmerz und hilfloser Wut sah Herr von Wylich seinen Förster an —

‚Schottländer —' stöhnte er.

Und Schottländer half. Half das Unbegreifliche — daß Wylichsches Blut katholisch geworden war — dennoch begreifen.

‚De Frau Tochter Sibylle is eben so janz anders jeartet wie de Herr Baron — die kann sich auf Heller und Pfennig den Schaden berechnen, den ihr Mann davon hat, wenn se nich zur Kirche halten — de Frau Tochter kann rechnen, wie de alte Exzellenz jerechnet hat, als der Herr Baron um die gnädige Frau anjehalten haben. . . .'

Wie eine Vision stand Elisabeth von Tenknagel vor Herrn von Wylichs Augen — stand da jung und schön und kühl — so, wie seine Liebe und seine Raserei an ihr zerbrochen war. Ja, da war es wieder, das kühle Tenknagelsche Blut, aus dem er sich wie aus einem heimlich vergifteten Brunnen Rätsel über Rätsel, Bitterkeiten über Bitterkeiten geschöpft hatte, sein lebelang. Elisabeth freilich, dessen, was Sibylle heute getan hatte, wäre sie nicht fähig gewesen — vor der Religion hätte sie Halt gemacht — wenn sie auch unerschüttert von der Liebe eines Mannes geblieben war.

Sibylle aber — ja, sie war klüger, sie war selbstsicherer als ihre Mutter — sie war noch kälter, noch rätselhafter. . . . Herr von Wylich schauderte. . . .

‚Nie,' sagte er heftig, denn er wollte seine dunklen Gefühle durch Reden zur Klarheit bringen — ‚nie werde ich glauben, daß diese kluge Sibylle, für die schon unsere evangelische Kirche viel zu naiv ist, den ganzen katholischen Klimbim ernst nimmt. . . .'

‚Als Frau von Droste Vischering zum heil'jen Rock nach Triere jing — auf de nächste Wallfahrt jeht de Frau Tochter auch mit. . . .'

Schottländer konnte spotten — aber noch war Herr von Wylich nur der Empörung fähig.

‚Solch eine schamlose Lüge,' sagte er — ‚ich frage Sie, kann eine aufgeklärte Frau wie meine Tochter zu den Heiligen beten?

Oder ... oder ... an den gebacknen Gott im Tabernakel glauben? — So ein Unsinn, so ein sträflicher! — Die Schererei mit dem katholischen Volk wollen sie los sein, das Mißtrauen, das ich hier auf Elberfing seit Jahr und Tag schlucke — aber lieber will ich mir den Tod dran fressen, als meinen Protestantismus verleugnen, mit dem ich glauben und reden kann, was ich Lust habe.'

Keinen Augenblick stieg in Herrn von Wylich der Gedanke auf, eben jene ‚Lust', die er selbst am Protestieren empfand, möchte für einen anderen in dem reichen und süßen Glaubensleben des Katholizismus verborgen sein — keinen Augenblick erinnerte er sich daran, daß kluge und tiefe Geister zu allen Jahrhunderten seit ihrer Gründung für diese Kirche gelebt hatten und gestorben waren — Geister, vor denen sich die kluge Sibylle wohl nicht zu schämen brauchte, wenn auch sie an der katholischen Erkenntnis sich genug sein ließ — es rührte die ungeheure Macht des katholischen Glaubens über die Seelen der Menschen, über die Hohen und die Geringen, über die Reichen und Armen im Geiste, mit keiner Ahnung an sein Herz.

Als ihm am Nachmittag ein Bote aus Laaken Sibylles Brief überbrachte — sprach er zu einem Blinden von der Farbe — zu einem Tauben von der Harmonie der Sphären ... Und doch war es ein Brief, so schwer von Seele und von Segen, daß ich mich nicht getraue, auch nur einen einzigen Satz nach dem Gedächtnis aufzuschreiben, um nicht mit verfehlten Worten seinen Glanz und Zauber zu trüben ..., aber ich weiß, daß — hätte ich ihn bekommen, mir meine Kinder diesen Brief mit ins Grab legen sollten, denn Sibylles Seele war darin lebendig.

Die Stunde aber, in der Herrn von Wylichs Antwort über Sibylle hereinbrach, war schrecklich und auf den Tod erschütternd.

Auch er antwortete schriftlich.

Als wir gelesen hatten, sagte Sibylle leise: ‚Reinhold, verbrenne den Brief, daß wir uns nicht an meinem Vater versündigen, wenn wir ihn wieder lesen ...'

Bei seinem Aufgang hatte dieser Tag Sibylle die himmlische Heimat und den himmlischen Vater beschert — bei seinem Niedergang entriß er ihr den irdischen Vater und die irdische Heimat: Haus Elberfing sollte seinem jüngsten Kinde um der niedrigen Käuflichkeit seiner Gesinnung willen von nun an verschlossen bleiben.

• • •

Noch in keinem Jahre, seit wir unser Laakener Gärtchen bebauten, zogen wie in diesem Jahre sehnsüchtige Gedanken hinüber

nach Elderfing. Wir sprachen nicht viel von Trauer oder Sehnsucht; aber als wir den letzten Flieder für meinen Schreibtisch abschnitten, sagten wir: ‚Jetzt sind die großen Büsche neben der Treppe auch schon abgeblüht‘ — und bald darauf: ‚jetzt blüht der rote Rhododendron im Sandgarten‘, —: ‚jetzt duftet der Jasmin in der Grotte vom Croquetplatz —.‘

Als aber eines Morgens die volle Pracht der Rosen in unserem Garten stand — Rosen, die aus Elderfinger Ablegern gezogen waren —, da litt es uns nicht länger, da beschlossen wir eine nächtliche Wanderung in die Gärten von Elderfing, und durchlebten den Tag bangselig wie Kinder — und erwartungsvoll.

Als der späte Mond aus dem Walde aufstieg, fand er uns schon auf schmalen Wegen zwischen Wiesen und Büschen.

‚Die Nacht wäre auch ohne ihn hell genug gewesen,‘ sagte Sibylle, die in Feindschaft mit dem Monde lebte.

‚Gestern war schon Vollmond,‘ tröstete ich sie, denn ich wußte, daß er weniger über ihr Gemüt vermochte, sobald die lichte Rundung erreicht war, und Finsternis wieder kaum merklich, aber bedrohlich an seinem äußersten Kreis leckte.

Aber Sibylle grollte ihm dennoch:

‚Elderfing wird noch gespenstischer aussehen, wenn er so groß und gelb darüber steht . . .‘

‚Gespenstisch — aber schön‘, meinte ich, und konnte dem Mond nicht gram sein.

Der Weg, den wir gewählt hatten — weit ab von der Chaussee und immer dem Lauf des treuen Aaflusses entlang — war alles nächtlichen Zaubers voll. Vom Walde her über die Grenzbüsche der Wiesen, und hinüber zu den Weiden an beiden Ufern der Aa hingen die Nebel in Schleiern, die vom Mondlicht schimmerten; oft standen wir still, als könnten wir dem sanften Rhythmus, nach dem sie sich zu schwingen schienen, lauschen; aber das Gezirpe der Grasmücken war die einzige hörbare Musik, und die spielte wohl minder feierlichem Reigen als dem der Nebelschleier zum Tanze auf.

An der Wippenbrücke überschritten wir die Aa. Von da an gingen wir mit verhaltenem Atem und auf Zehen. Vorbei an den Röhrichtteichen, in denen die Reiher einbeinig wie Störche standen und die Frösche inmitten ihres hochzeitlichen Gequakes wegschnappten. Und dann kam die Hecke des Bosketts.

‚Mir nach,‘ sagte Sibylle, ‚ich weiß einen Durchgang —‘

Die Hecke hielt ein Stückchen Spitze aus der Bluse fest —

Sibylle ließ es wehmütig lächelnd hängen, als hafte ein Tropfen Herzblut oder eine Träne an der Spitze.

Dann strebte sie eilig vorwärts, daß ich ihr kaum folgen konnte, denn es war dunkel im Boskett, und ich kannte nicht wie sie jede Baumwurzel und jede Schlingung des Weges.

Auf dem kleinen Rasenrondell machte sie Halt und preßte die Hand auf ihr schlagendes Herz — die andere Hand streckte sie mir entgegen.

‚Laß mich nicht los, Reinhold,‘ sagte sie.

Nun gingen wir Hand in Hand zum Croquetplatz, wo der Jasmin duftete, und über den kleinen Steg durch den Krautgarten. Da blühten die Rosen in üppiger Fülle — Sibylle strich liebkosend über die samtnen Blütenblätter, aber sie pflückte nicht eine, und zog auch mich, als ich einer glühend roten an den Stengel griff, abwehrend mit sich fort.

Wo der Hausgraben die hintere Seite des Schlosses umspült, wo links der schmale Rain den Graben vom großen Teich trennt und rechts die weiße Schafbrücke über die Aa in die Wiesen führt, da traten wir bis in das Schilf hinein und sahen lange schweigend zu dem stillen, grauen Hause auf.

Endlich sagte Sibylle:

‚Jetzt stehen wir an der Stelle, wo die Söhne meiner Urgroßmutter durch den Graben geschwommen sind — und doch beneide ich diese verstoßenen Söhne; denn drüben auf dem Balkon stand ihre Mutter mit offenen Armen . . .‘

‚Sieh rechts die Fenster,‘ sagte ich zu Sibylle, und faßte ihre zitternde Hand fester — ‚hinter diesen Fenstern schläft Tante Gunda . . .‘

‚Das ist es eben,‘ antwortete Sibylle, — ‚sie schläft; und wenn sie wach ist, so denkt sie liebevoll und friedlich an mich und meine Rückkehr zu Gott — und steht nicht auf und kämpft nicht mit Papa — und wenn sie ihn nicht besiegen kann, so kommt sie nicht heimlich auf graden und krummen Wegen, ruft mich nicht nachts unter ihr Fenster und wartet nicht auf mich, — Reinhold, wäre ich nicht bei dir, sondern irgendwo allein in der Welt, und mein Vater hätte mich verstoßen — glaubst du, daß Tante Gunda mich mit der Kraft ihrer Liebe schützen würde, wo immer es auch sei?‘

‚Solche starke Liebe ist auch nicht jeder Mutter gegeben,‘ sagte ich trübe — und dachte an meine eigene Mutter und an die Grenzen ihrer Liebe.

Sibylle erkannte meine Gedanken, aber ihre Hoffnung, ihre Sehnsucht wollte meiner Resignation nicht glauben.

‚O Reinhold,‘ sagte sie, ‚vielleicht fängt jetzt ein neues, inniges Leben mit deiner Mutter für uns an; es stand ja nur zwischen uns, daß ich nicht katholisch war, und daß wir alle der Religionslosigkeit preisgegeben waren — jetzt verstehe ich sie so gut — ihre Angst, ihre Abkehr — o Reinhold! Wie viel werden wir uns zu sagen haben, wenn sie wieder zu uns kommt!‘

Zarte Träume von einer Mutter also trugen Sibylles Seele hinweg über die Bitterkeit unseres nächtlichen Abschieds von Elderfing. Wir drangen nicht bis zum Hofe vor; auf den Hof gingen Herrn von Wylichs offene Fenster — ein Hund hätte anschlagen und uns verraten können . . .

Unbemerkt, wie wir gekommen waren, kehrten wir zurück durch die Gärten, grüßten noch einmal vom jenseitigen Ufer des großen Teiches zu dem stillen Hause hinüber — dann gingen wir unseren Weg und sahen nicht mehr rückwärts. Nur den Schall der Turmuhr hörten wir — weit vom Nebel getragen — noch eins und halb zwei und zwei schlagen . . .

Als einige Wochen später meine Mutter zu einem längeren Besuch nach Laaken kam, — Haus und Herz war mit heimlicher Sorgfalt für sie gerüstet worden —, da trug Sibylle ihre letzte kindische Hoffnung, es könne ihr noch einmal eine irdische Mutter beschieden sein, zu Grabe.

Sibylles Bekehrung — was hatte die letzten Endes an den spröden Gefühlen meiner Mutter für Sibylle ändern können! — Gewiß, meine Mutter dankte Gott, daß ich nun wieder zur Kirche ging, daß die Kinder als ordentliche Katholiken erzogen würden — soweit Sibylle dazu fähig sein würde; denn Sibylles Katholizismus, von dem Sibylle das große, unmittelbare Verstehen erhofft hatte, war ja für meine Mutter nur wieder eine neue, wunderliche Gebärde dieser Schwiegertochter, die ihr selbst so gar nicht wesensverwandt war.

Und wäre Sibylle als eine Heilige in unsere Mitte getreten — je erhabener, um so schlimmer, denn ‚unserem‘ Katholizismus haftete eine gewisse hausbackene Nuance an —, meine Mutter hätte gefunden, daß Sibylle so ‚anders‘ sei, als ‚wir‘ sind — und hätte den Kultus des eigenen Blutes wichtiger erachtet als Liebesfähigkeit und Verehrungsfähigkeit für etwas der guten Familie Aldenhoven Neues und Fremdes.

Einmal fragte ich meine Mutter:

‚Ist es denn so schwer, einen Menschen zu lieben, den man nicht selbst geboren hat?‘

Da lachte sie auf ihre schelmische Art und antwortete: ‚Habe ich deine Kinder nicht lieb, Reinhold?‘

‚Meine Kinder, ja,‘ sagte ich, ‚und es gelingt dir wirklich gut, die Ähnlichkeiten mit Sibylle zu ignorieren; aber du wirst mir zugeben, daß es viel gemütlicher, viel vertrauenerweckender wäre, wenn es keiner Sibylle bedürfte und ich alle meine Kinder, die nun doch leider „unsere“ Kinder sind, allein hätte hervorbringen können!‘

‚Dumm Tüch,‘ sagte meine Mutter, ohne von ihrer Handarbeit aufzusehen, aber das befriedigte Lächeln darüber, daß sie in ihres Herzens innersten Gefühlen von mir erkannt war, zuckte ihr noch lange um die schmalen Lippen . . .

Am Abend dieses Tages fand ich Sibylle in unserer kleinen Laakener Kapelle vor dem Muttergottesaltar knien.

Wir waren allein.

Ich kniete neben ihr nieder, und sah zu dem Gnadenbilde auf, das mütterlich beide Arme zu uns ausbreitete.

Da hörte ich die Stimme des Herrn in meinem Innern und sprach auch, wie er gesprochen hatte: ‚Siehe, das ist deine Mutter!‘

Sibylle aber weinte die letzten Tränen um irdische Mutterliebe — früh verlorene, immer ersehnte, und nie, niemals gefundene.

(Schluß folgt.)

Krieg und Sozialismus / Von Th. Brauer



Die Stellungnahme der sozialistischen Organisationen zum Kriege drängt sich nicht nur als eine von vielen Erscheinungen dieser ereignisreichen Zeit der allgemeinen Beachtung auf, sondern will weit mehr noch im Hinblick auf die ganze zukünftige kulturelle Entwicklung gewürdigt sein. Dabei muß dann allerdings weiter ausgeholt werden. Das lohnt sich indes, da darnach, wie mir scheint, der Krieg mehr als eine bloße Episode in der Entwicklung des Sozialismus bedeutet: er leitet (wenigstens in der Möglichkeit) einen bestimmten Abschluß dieser Entwicklung ein.

‚Das Kapital' von Karl Marx, jenes Buch, das größte Bedeutung für den neuzeitlichen Sozialismus gehabt hat, führt den Untertitel: ‚Kritik der politischen Ökonomie'. Es war zunächst und in erster Linie bestimmt, die Leitgedanken der einige Jahre früher erschienenen Schrift des Verfassers ‚Zur Kritik der politischen Ökonomie' weiter zu führen. Man sollte denn auch darin nicht etwa ein System des Sozialismus suchen. ‚Das Kapital' sollte den Punkt aufzeigen, von dem aus das System des Kapitalismus durch die Gewalt seiner Eigenbewegung aus den Angeln geschleudert werden würde. Damit wurde der sogenannte wissenschaftliche Sozialismus eingeleitet, der unter alle seitherige sozialistische Systemmacherei, von der Marx zusammen mit Engels selbst noch bei Abfassung des Kommunistischen Manifestes in den vierziger Jahren nicht ganz frei gewesen, einen Strich ziehen sollte. Freilich ist jene Kritik von ganz eigener Art. Sie zergliedert das kapitalistische System nicht nur mit ebenso viel unerhörtem Scharfsinn wie Leidenschaftlichkeit, sondern eröffnet auch Ausblicke von atemberaubender Wucht. Die Wirkung hat, wenn man sie heute rückschauend erfassen will, dem von Marx vorgeblich erstrebten Zweck in keiner Weise entsprochen. Die von Marx gezogenen Schlußfolgerungen wurden ebenso viele Fäden, die von seinen Anhängern zu neuen Systemen des Sozialismus zusammengewoben wurden. Diese unterscheiden sich dann von den älteren meist nur dadurch, daß sie mit naiver Wichtigtuerei ihren wissenschaftlichen Charakter auf Schritt und Tritt betonen. Man weiß, was für einen fruchtbaren Projektenmacher Marxens Darlegungen beispielsweise aus dem mit soviel gesundem Menschenverstand begabten Bebel gemacht haben (vgl. Bebels ‚Die Frau und der Sozialismus', seine ‚Kladderadatsch'-Prophezeiungen usw.). Genau so wenig konnte Marx, der in der ökonomischen Forschung ‚die Teleologie kaputt machen' wollte (Engels), verhindern, daß seine Anklagen gegen den Kapitalismus — so, und nicht etwa gegen die Kapitalisten als solche, wollte er sie erhoben wissen — zu Samenkörnern wurden, aus denen inzwischen ein ganzes Gebüsch von ethischen Wertungen, oder genauer: von rein auf Verneinung gerichteten Moralauffassungen aus dem Boden geschossen ist.

Daß es so kam, liegt gewiß zunächst an der schweren Verständlichkeit von Marxens Schreibweise. Diese verurteilt sein Hauptwerk

von vorneherein dazu, in seinem eigentlichen Kern für die meisten Anhänger des Sozialismus ein Buch mit sieben Siegeln zu bleiben. In die populäre sozialistische Literatur und Denkweise gingen infolgedessen nur die Bannflüche des Meisters über, an denen sich das agitatorische Bedürfnis seitdem immer wieder aufs neue gesättigt hat. Nun muß man sich diese Bannflüche als mit Hilfe der dialektischen Methode gewonnen und so als das gleichzeitige Ergebnis weitausholender Kausaluntersuchung und anscheinend unentrinnbaren logischen Zwanges denken. Das alles alsdann auf einem zeitlichen Hintergrunde, dessen hauptsächlichste Seite durch den bei Lamprecht besonders gebräuchlichen Begriff der Reizsamkeit annähernd gedeckt wird. Und schließlich als Gemeinde eine noch in voller Gärung begriffene Partei. Das alles macht es verständlich, wie es gekommen ist, daß aus der Marxschen Kritik der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sich schließlich eine Art von sozialistischem Glaubensbekenntnis erhob, das bis in die neunziger Jahre hinein sich sozusagen unumschränkter Anerkennung erfreute, und in dessen Mittelpunkt der Gedanke einer gewaltsamen sozialen Revolution stand, obwohl gerade mit dem ‚Kapital' der Gedanke der Evolution in die Köpfe der Massen hineingehämmert werden sollte.

Zur Verbreitung der marxistischen Ideengänge, zumal in der erwähnten entstellten Form, hat dann schließlich nicht zuletzt auch Bismarcks ungeduldige Kraftnatur (Sozialistengesetz!) beigetragen. Als im Jahre 1875 die beiden sozialistischen Parteien, die der Lassallianer und die der Marx nahestehenden ‚Ehrlichen', die vordem in heftigster Fehde gelegen, sich in Gotha auf ein einheitliches Programm geeinigt hatten, fand das gemeinsame Programm das entschiedene Mißfallen von Marx. In einem in Bebels Lebenserinnerungen abgedruckten Briefe von Friedrich Engels wird an dem Programm insbesondere ausgesetzt, daß die Lassallesche Staatshilfe in das Programm aufgenommen ist, und daß Forderungen an den ‚heutigen Staat' gestellt werden. Daraus ergibt sich deutlich, wie stark damals noch die Lassallesche Tradition in der deutschen Arbeiterschaft lebte. Diese Lassallesche Tradition aber, auf die noch zurückzukommen sein wird, stand der in Bismarcks späterem Gesetzgebungswerk lebendigen Auffassung von der Verbindung eines sozialen Kaisertums mit der Demokratie nicht so ferne, als daß jede Verständigung ausgeschlossen gewesen wäre. Mit der Einführung des demokratischen Wahlrechtes im Reich hatte Bismarck selbst der Möglichkeit einer solchen Verständigung vorgearbeitet. Kurz bevor er jedoch zur Durchführung seiner sozialen Gesetzgebung überging, die zu ihrem vollen Gelingen die wirkliche Staatsbürgerfreiheit der Massen voraussetzt, machte er diese Freiheit durch das Sozialistengesetz illusorisch. Das hat den Boden für die revolutionäre Auffassung, als deren Vertreter Marx galt, mit dem ergiebigsten Stoff ‚gedüngt': mit Märtyrerblut. Seitdem spricht aus den sozialistischen Schriften immer ausschließlicher ‚Marxismus' und damit schlechthin eine Feindschaft gegen

den heutigen Staat, die dem deutschen Wesen an sich völlig fernliegt — so fern, daß vor einer Reihe von Jahren der angesehene holländische Revolutionär Domela Nieuwenhuis den Nachweis hat führen wollen, daß aller deutsche sozialistische Radikalismus im Grunde genommen doch die angeborene Anhänglichkeit an den Staatsgedanken nicht verleugnen könne.

Von hier aus scheint es aber theoretisch jedenfalls keine Verbindungsfäden zwischen Sozialismus und Gegenwartsstaat zu geben.

Wie kam es nun doch zu jener — wie soll man sagen — Versöhnung von Sozialismus und heutigem Staat, die seit Ausbruch des jetzigen Krieges vor sich gegangen zu sein scheint und die wie eine Art Offenbarung auf die deutsche Menschheit wirkte? Es sei versucht, auch diese Frage, zu deren Beantwortung allerdings auch manches schwerwiegende taktische Moment ins Feld geführt werden kann, in der Hauptsache unter grundsätzlichen Gesichtspunkten zu beantworten.

Weil es Marxens Ziel war, den Sozialismus wissenschaftlich zu begründen, lehnte er sich mit aller Schärfe gegen das Vorgehen der Utopisten auf, den Sozialismus aus ethischen Prämissen abzuleiten. Sein Nachweis sollte dahin gehen, daß der Sozialismus in den gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen selbst völlig vorgebildet sei. Bei diesem Nachweis baute er auf der von den Vertretern des ökonomischen Liberalismus, namentlich Ricardo, geschaffenen Grundlage auf. Hatte der ökonomische Liberalismus alle Verbesserungsvorschläge zugunsten der Lage des Arbeiterstandes mit dem Hinweis niedergeschlagen, daß alle ethischen Bemühungen an dem Mechanismus des freien Spiels der wirtschaftlichen Kräfte unrettbar scheitern müßten, so zielte Marx auf den Nachweis ab, daß es gerade jenes von ethischen Bemühungen unbeeinflußte freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte sei, das mit Naturnotwendigkeit zum Sozialismus führe. Die Summe seiner Untersuchungen zieht Marx in dem bekannten Satz: Die Expropriation des viele Arbeiter exploitierenden Kapitalisten ‚vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitale'. Auf diesen Ton unausweichlicher ursächlicher Verkettung ist das ganze Werk ‚Das Kapital' abgestimmt. Vereinzelt allerdings dringt in diesem Werk auch der Marx des Kommunistischen Manifestes durch, und es kommt dann zu Anklängen an die Losung, daß die Befreiung der Arbeiterklasse von den Arbeitern selbst ausgehen müsse: ‚Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses (des kapitalistischen) Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse.' Es ergibt sich somit eine doppelte Triebkraft in der Richtung des Sozialismus:

die der kapitalistischen Produktion immanente Gesetzlichkeit, und der Wille der durch die kapitalistische Entwicklung zur Empörung getriebenen Arbeiterklasse. Aus dem Wechselspiel beider entwickelt sich der Klassenkampf. Es ist nun natürlich von größter Wichtigkeit, auf welcher der beiden Triebkräfte in einem gegebenen Augenblicke der Nachdruck liegt. Und der ganze reformistische oder revisionistische Streit führt im Grunde genommen darauf zurück, daß die Revisionisten das psychologische oder besser voluntaristische Moment, also die im organisierten Vorgehen der Arbeiterklasse gelegenen Gegentendenzen gegen die dem kapitalistischen Prozeß innewohnenden Verelendungstendenzen, für die Auffassung und Arbeit des Sozialismus in erster Linie betonten, um den Übergang zum Sozialismus möglichst ohne schmerzhafte Umwälzungen herbeizuführen, während die Radikalen, die zwar auch das organisatorische Moment, jedoch mehr sekundär, betonen, bislang auf das Spiel der Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise ihre stärksten Hoffnungen setzten.

Bislang! Denn — um das schon hier vorweg zu nehmen — der Krieg hat eine gewaltige Erschütterung dieser letzteren Anschauung gebracht, die kaum ohne Einfluß auf die fernere Entwicklung der sozialistischen Theorien bleiben kann. Und damit dürfte eine frühere Phase des Sozialismus, die gerade die deutsche Sozialdemokratie überwunden zu haben glaubte, wenn auch in geläuterter Form, aufs neue wieder aufleben.

Rufen wir uns nochmals ins Gedächtnis zurück, daß die ersten geordneten Bestrebungen zur Verwirklichung des Sozialismus auf deutschem Boden durch eine Arbeiterbewegung unter starkem Einfluß staatssozialistischer Auffassungen standen. Es war der Sozialismus Lassallescher Prägung. Erwähnt wurde, wie er mit durch das Eingreifen Bismarcks zugunsten der in doppelter Hinsicht revolutionären marxistischen Anschauungen zurückgedrängt wurde. Nun aber ist es überaus bezeichnend, wie alsbald, nachdem das Sozialistengesetz gefallen (1890), unter der Einwirkung der von den Marxisten argwöhnisch und mißtrauisch aufgenommenen sozialen Initiative des jungen Wilhelms II., sich staatssozialistische Gedanken in der deutschen Sozialdemokratie aufs neue durchzuringen suchen. Auf demselben Erfurter Parteitag von 1891, der das noch heute geltende sozialdemokratische Programm schuf, das den Marxismus endgültig als die Grundlage des sozialdemokratischen Wirkens festlegen wollte — auf demselben Erfurter Parteitag kommt schon der ‚Opportunismus‘ auf. Was dieser ‚Opportunismus‘ in Wahrheit ist, zeigt bereits der nächste Parteitag (1892), dem die Parteileitung einen eigenen Vortrag gegen den Staatssozialismus halten zu lassen für nötig hielt. Hier wird die Formel geprägt und festgelegt, daß Staats*sozialismus* Staats*kapitalismus* bedeute und der ganze Begriff nur einer ‚Wortfalschmünzerei‘ seine Existenz verdanke. Indes die theoretische ‚Abschlachtung‘ hindert den ‚Opportunismus‘ nicht, lustig weiter zu leben und an Ansehen zu gewinnen. In dem Maße, wie die um die sozialistische Fahne sich scharenden Massen

wachsen, jedoch in viel stärkerer Progression, wächst auch ihr auf die Gegenwart gerichtetes Wollen, und es ist gar nicht zu verhindern, daß sie bei ihren Erwartungen die Augen auch auf den Gegenwartsstaat richten. Man hat das Empfinden, daß Bebel 1893 mit seinen ‚Kladderadatsch'prophezeiungen den Marxismus gewaltsam retten will, indem er nach einer Verkoppelung der nach Marx dem Kapitalismus innewohnenden Naturtendenzen mit den immer stärker auftretenden voluntaristischen Gegentendenzen gegen die unvermeidlichen Begleiterscheinungen der kapitalistischen Entfaltung, allerdings stark auf Kosten der letzteren, strebt. Es bildet sich, wie ein sozialistischer Schriftsteller treffend gesagt hat, eine Ideologie heraus, die in einem Zahlenbeispiel das Geheimnis der künftigen Entwicklungen löst. Der Tag der Erfüllungen wurde errechnet. Ihn abzuwarten, schien vernünftig und schien nichts von chiliastischen Gedankenabirrungen an sich zu haben. Denn er lag in erreichbarer Nähe. Und war das Ganze nahe, wozu dann Kompromisse? Und gerade in dieser Ideologie spielt der europäische Krieg als Einleiter der sozialen Revolution eine große Rolle. Aber es hilft alles nichts. Durch Bernsteins Untersuchungen dringen gar bald schon immer stärker die beunruhigenden Zweifel an der Erfüllung der katastrophalen Erwartungen in die Bewegung hinein, die in der ‚bürgerlichen' Wissenschaft längst Heimatrecht haben. Der Pulsschlag der Hoffnungen auf die dem Kapitalismus immanenten Gesetze wird immer leiser. Gegen Ende des Jahrhunderts erkämpfen sich die Gewerkschaften, früher nur als Rekrutenschulen des Sozialismus gewertet, die ausdrückliche Anerkennung, daß die Grundlage ihrer Wirksamkeit der sonst einfach ignorierte Gegenwartsstaat sei. Nun liegt aber die Sache nicht etwa so, daß es der Kapitalismus an der von Marx in glühenden Farben entworfenen grandiosen Entfaltung hätte fehlen lassen, wie man vielleicht irrigerweise aus Bernsteins Hinweisen auf den im Vergleich zu Marxens Annahme langsameren Gang der Dinge entnehmen könnte. Im Gegenteil: die kapitalistische Entwicklung übertrifft alle Erwartungen, und sie spielt einzelnen eine Industrieherrschaft in die Hand, die vom Feudalismus gerade die schlimmeren Seiten: das starke, aufreizende Machtgefühl, hervorkehrt. Die natürlichen Voraussetzungen, die zu einer sozialen Revolution führen könnten, scheinen also in Hülle und Fülle gegeben. Und dann kommt im letzten Jahrzehnt noch das unausgesetzte Grollen hinzu, das immer aufs neue einen europäischen oder gar einen Weltkrieg ankündigt: jenen Krieg, der nach alter Auffassung der Einleiter der sozialen Revolution sein würde. Und dennoch: zu ebenderselben Zeit, während das alles sich abspielt, entfernt sich die sozialistische Arbeiterbewegung immer weiter von der sozialistischen Naturgesetzlehre. Schon wurde der Gewerkschaften gedacht, deren ganze Existenz in ihrer in Deutschland üblich gewordenen Arbeitsweise eine Konzession an die bestehende Ordnung ist. Ja, in diesen Preisfechtern der Arbeiterbewegung wendet sich die Entwicklung in solcher Stärke von der mechanistischen Auffassung weg und zu der rein voluntaristischen hin, daß

es unmittelbar vor dem Krieg zu einer auch förmlichen Annäherung des Gewerkschaftssozialismus an die ‚bürgerliche‘ Sozialreform kommt. Und als nun der im sozialistischen Glauben ehemals so bedeutsame Krieg wirklich ausbricht und unser Volk in allen seinen Teilen eine nie gekannte Einigkeit zeigt, da geht es geradezu wie ein Aufatmen durch diese sozialistischen Gliederungen, als ob man froh wäre, nun den alten Bann, der immer noch auf den Gemütern gelastet, abschütteln und offen an der großen Volksbewegung teilnehmen zu können, nicht im Sinne der Einleitung der sozialen Revolution, sondern, im Gegenteil, jene ihr diametral entgegengesetzte allgemeine Volksbewegung selbst fördernd und kräftigend.

Womit hing dieses vollständige ‚Abirren‘ vom ursprünglichen Wege zusammen?

Der Umschwung in der deutschen Sozialdemokratie beim Ausbruch des Krieges erfolgte, rein äußerlich betrachtet, wie ein plötzlicher scharfer Schnitt. Noch bis zum Vorabend enthalten die Betrachtungen der Presse Mahnungen, Warnungen und Beschwörungen im alten Agitationsjargon. Es kommt sogar bis zu solchen Betrachtungen, die, unter Hinweis auf das, was in Frankreich nach 1870 angeblich vor sich gegangen, in das Lob des Segens einer Niederlage ausklingen. Dann aber bringt der eine Tag — von wenigen Ausnahmen abgesehen — eine Wendung, die nicht vollkommener sein kann. Die dafür gegebenen offiziellen Erklärungen reichen nicht entfernt zu einer Begründung aus. Man kann sie, wie jedermann weiß und hier daher nicht ausgeführt zu werden braucht, mit früheren offiziellen Erklärungen spielend widerlegen. Einen Augenblick ist man geneigt, ausschließlich an einen jener großartigen taktischen Züge zu glauben, an denen die Geschichte dieser Bewegung so reich ist. Der Blick schweift auf die Vorgänge beim Kriegsausbruch von 1870 zurück, wo das Parteivolk mit den Kriegsgegnern recht unsanft ins Gericht ging. Aber freilich, das würde wohl manches erklären, aber bei weitem nicht erschöpfend den ferneren Verlauf der Dinge, vor allem nicht das Bemühen, für die Frontänderung nicht bloß nach Entschuldigungsgründen zu suchen, sondern nach tieferer, aufs Positive gerichteter Begründung. Denn es ist nicht zu vergessen, daß die Bewegung Hunderttausende mitschleppt, die ganz auf die alten marxistischen (pseudo-marxistischen) Anschauungen geeicht sind und unter gewöhnlichen Verhältnissen ein bewußtes Beharrungs- oder Trägheitselement bilden. Der Schlüssel zur Erklärung muß daher anderswo, und zwar von der Tatsache aus gesucht werden, daß die ungeheure Mehrheit der Anhänger des Sozialismus sich das völlig veränderte Verhalten nicht nur für einen Augenblick gefallen ließ, sondern unverdrossen während der ganzen seitherigen Dauer des Krieges in Briefen aus den Schützengräben und von sonstigen Stellen der Front her immer aufs neue Bausteine zur festen Fundamentierung der neu eingenommenen Stellung lieferte. Diese Beobachtung führt auf den einzig einleuchtenden Erklärungsgrund: die Berührung der sozialistischen Massen mit der vollen Wirklichkeit des Lebens.

Die sozialistischen Theorien und Anschauungen boten den Arbeitermassen ein verzerrtes Bild des Lebens. Ähnlich, wie es etwa ein zerbrochener Spiegel tut, der kein vollständiges und wohltuendes Erfassen eines Bildes zuläßt, sondern den Blick mit boshaftem Nachdruck andauernd auf die störenden Risse zieht und ihn so schmerzt und abstößt. Als jüngst einzelne Organe der deutschen Sozialdemokratie sich in heftigen Selbstanklagen ergingen, weil man selbst dem Auslande immer nur einseitig verneinende Kritik und damit ein völlig verzerrtes Bild von der deutschen Heimat und ihren Zuständen geliefert, wandte ein großes Gewerkschaftsblatt demgegenüber entschuldigend ein: Wer ein altes Haus erhalten will, weil er sich wohl darin fühlt, preist es als zweckmäßig und schön, sieht wohl selbst in seinen Mängeln noch Vorzüge; wer es aber umbauen will, weil es ihm zu wenig Licht, Luft und Sonne einläßt, untersucht und zeigt, wo es unschön, morsch und baufällig ist. Einsichtige Sozialisten, besonders aus dem Lager der Revisionisten, hatten das Verhängnisvolle einer solchen Erziehung des Volkes längst eingesehen. Es wäre töricht, die auf kulturelle Wirkung drängenden, gewaltigen Kräfte des Sozialismus leugnen zu wollen. Aber für die Hebung dieser Kräfte hat der in erster Linie auf Kritik angelegte Marxismus so gut wie nichts getan. Wo es dennoch unter Berufung auf den Marxismus geschehen sollte, mußten förmliche geistige ‚Gliederverrenkungen' dazu verhelfen. Ein Beispiel bietet das mit dem Worte von der Entfaltung der Produktivkräfte getriebene Spiel. In der Auslegung des gemeinen Mannes hat dieses Wort einen unzweifelhaft rein ökonomischen Unterton. Und damit ist ja eigentlich auch der Geist des Marxismus getroffen. Das Anpassungsbedürfnis aber zog die Bedeutung dieses Wortes je nach der Lage der Sache nach Art einer Ziehharmonika auseinander. So kommt es in den mannigfachsten Bedeutungen in der sozialistischen Literatur vor. Zuweilen Produktions- und Verkehrsmittel bedeutend, bezieht es zu anderen Zeiten Wissenschaft und Kunst in seinen Sinn ein, bis schließlich ‚die größte Produktionskraft die revolutionäre Klasse selbst' wird. So sehr, ‚daß jeder Unterschied zwischen der Marxschen materialistischen und der herrschenden ideologischen Geschichtsauffassung verschwindet'. (Tugan-Baranowsky.) Und so auf allen Gebieten. Heute, nach Kriegsausbruch, will der Sozialismus ja auch den Arbeitern stets die Bedeutung der Nation nahegebracht haben. Nun stimmt das auch, aber nur bis zu einem gewissen Grade: Nämlich bis dahin, wo der Riß durch das Bild geht: in der verzerrenden Darstellung des Sozialismus bildet die Nation die Form, innerhalb der sich das endgültige Ringen zwischen Besitzenden und Proletariern um die ausübende Gewalt abspielen soll. Wer wollte aber heute zu behaupten wagen, daß darin die Bedeutung der Nation liegt?

Währenddem floß der Strom unseres nationalen Lebens immer mächtiger und voller an den verbissen abgewendeten Arbeitern vorbei, die Grundlage ihres eigenen Daseins verschiebend, ihr Geschick in eine Weltpolitik verflechtend, deren Notwendigkeit ihr Verstand sich nicht verschließen konnte,

während ihr ‚Glaube‘ sich mit tausend Gründen und — Schlagworten dagegen auflehnte.

So ging es — bis der Krieg rücksichtslos alle Theorien und Schlagworte beiseite schob und gegenüber dem warm hereinflutenden Leben ihre Schemenhaftigkeit sich mit abstoßender Deutlichkeit gerade dem, dem praktischen Leben am nächsten stehenden einfachen Arbeiter ergab. In diesem Lichte aber auch wurde die seitherige ungeheure, fast unglaubliche Suggestivkraft des marxistischen Sozialismus in ihrer vollen Stärke erst recht offenbar. Denn nun sahen wir sie vor uns stehen, die Anhänger des Marxismus: sie rieben sich die Augen, als ob sie zu träumen vermeinten: War das nicht ihr eigen Fleisch und Blut, das da den dreimal verfluchten ‚Militarismus‘ auf seinen starken Schultern trug, in fast selbstverständlicher Kameradschaft mit dem viel gelästerten Junker und Leutnant? Waren das nicht ihre eigenen Angelegenheiten, von denen jeder Aufruf zum Schutze des Vaterlandes, jeder Trutzgesang an die Feinde sprach? Man erzählt, daß in den Tagen der ersten endlosen Märsche durch Belgien und Frankreich es deutsche Sozialdemokraten gewesen, die die eifrigsten Sänger der Soldaten- und Marschlieder waren. Es sei gewesen, als könnten sie nicht genug hinabtauchen in die Gedankenwelt, die sich da wie etwas ganz Neues vor ihnen erschloß. Mit rührender Verwunderung sahen sie, daß das Volk in Waffen, das sich da gegen die halbe Welt auflehnte, zu einem großen Teil sie selbst, ihre Väter, Söhne und Brüder waren. Nun fühlten sie die innerliche Zugehörigkeit zu dem einen deutschen Volke, von der sie in der Welt des Alltags, wo sie sich mühsam mit halbverdauten Theorien herumschlugen, nichts hatten wissen wollen: sie hatten immer nur die äußere Dornenhecke, das Erzeugnis überaus kleinlichen Kastengeistes, gesehen, weil man ihnen nur diese zeigte. Nun wurde aber auch die Isolierung der Arbeiterschaft, an der sich seither ihre trotzige Auflehnung immer wieder emporgereckt, zu einem fast schmerzhaften Gefühl, aus dem man sich so schnell wie möglich hinausretten mußte.

Damit war eine Stimmung geschaffen, in der nun auch jene Besten unter den Sozialisten ihre Stimme mit der Aussicht, Gehör zu finden, erheben konnten, die längst gesagt hatten, daß, wenn von Weltpolitik und nationaler Politik die Rede war, das auch die Arbeiter, ja, sie in erster Linie anginge, daß es Staatsnotwendigkeiten gebe, die nicht lediglich einer Stärkung des Feudalismus oder Kapitalismus dienten, sondern eine unentbehrliche Grundlage auch für den Aufstieg des Arbeiterstandes seien, daß nicht jede behördliche Anordnung pure Bosheit oder Angst vor dem roten Gespenst sei, daß es im Staate einen Organismus gebe, der der Lebenskraft bedürfe, wenn seine Glieder, darunter auch die Arbeiterklasse, leben wollten usw. Nun konnten die Reformisten endlich hoffen, die starke, sturmfeste *Grundlage für ein neues sozialistisches und sozialdemokratisches Programm* zu finden, das von ihnen so heiß ersehnt worden. Wem das banal erscheinen sollte, der sei daran erinnert, daß eine Arbeiter-

bewegung nicht auf die gleiche Stufe mit anderen Bewegungen von ‚Interessenten‘ gestellt werden kann. Sie muß eine Weltanschauung haben, und es wurde bereits darauf hingewiesen, wie man aus Marx selbst eine solche sich zurechtkonstruierte, trotzdem sein ‚Kapital‘ gerade dazu nicht den Anreiz bieten sollte. An der vom so verstandenen Marxismus ausgehenden gewaltigen Suggestivkraft aber waren bisher alle Bemühungen der Revisionisten um die Aufstellung eines an der Wirklichkeit berichtigten Programms, das in etwa zu dem früheren ein Äquivalent zu bieten vermöchte, zerschellt. Was Bernstein und andere auf diesem Gebiete geleistet, ist in der Hauptsache über die Gelehrtenstube nicht hinausgedrungen. Allerdings steckte der Keim des Mißerfolgs von Anfang an in den revisionistischen Bemühungen. Diesen erging es wie aller vorwiegend analysierenden Tätigkeit: darunter verflüchtigte sich der Geist, der Lebenshauch, und gerade darauf kommt es für eine Bewegung von dieser Art in erster Linie an. Und dann noch dies: Die Erklärung für das Versagen des Revisionismus in der Aufrichtung eines solchen neuen Programms ist mit darin zu suchen, daß sich die Revisionisten nicht entschließen konnten, mit den alten Formen und Formeln rücksichtslos zu brechen. Vielleicht in der Hoffnung, jenes Sichverflüchtigen des Geistes zu verhindern, wollten sie einen neuen Inhalt in die am meisten im sozialistischen Denken und Wollen festgewurzelten Formen hineingießen. Das führte notgedrungen zur Halbheit. Was wollten die Revisionisten der verzehrenden Glut entgegensetzen, die Marx in die alten Formen und Formeln hineingelegt hatte? Wie ist nicht der Begriff des Klassenkampfes bei den Revisionisten verblaßt! Die Masse fühlte das instinktiv. Sie wurde mißtrauisch. Gewiß haben auch Marxisten, wie Max Adler, eine Neufundamentierung des Marxismus im einzelnen versucht, zum Beispiel durch Einführung der Kantschen Erkenntniskritik in die materialistische Geschichtsauffassung. Aber sie hielten diese letztere doch als Weltanschauung hoch, mag es auch zuweilen anders scheinen. Die Revisionisten dagegen degradierten sie zu einem wissenschaftlichen Hilfsmittel oder, wie der Däne Bang es ausdrückte, zu einer Laterne, ‚mit der wir in die geheimnisvollen Winkel der Geschichte und der modernen Volkswirtschaft hineinzuleuchten suchen‘. Allerdings suchten die Revisionisten bei uns in Deutschland ihre Auffassung durch deren Zurückführung auf die Klassiker der deutschen Philosophie zu festigen. Aber auch das zog nicht. Bloßes Experiment blieb ferner der Versuch, dem marxistischen System eine ethische Stütze zu verschaffen. Wenn man den praktischen Erfolg der revisionistischen Tätigkeit mit einem Worte bezeichnen will, so sei es etwa dahingehend, daß sie in den Führern und einer Oberschicht der praktisch tätigen Organisatoren den Glauben an den Marxismus erschütterte und daß diese nunmehr mangels ausreichenden Ersatzes die Taktik zu ihrem ‚Glaubensbekenntnis‘ machten. Auf diesem Wege ist es zu jenem Revisionismus der Praktiker gekommen, von dem nach der letzten Reichstagswahl Martin Spahn in diesen Blättern eine so herb anmutende

Schilderung entworfen hat, indem er schließt: ‚Nicht eine rote Flut mehr droht sich von dort aus über unser Vaterland zu ergießen, wohl aber eine Welle schmutzig grauen, trüben Schlammes.‘ Die verhängnisvollen Wirkungen dieser von den revisionistischen Führern gewiß nicht beabsichtigten Entwicklung hat niemand eindringlicher gekennzeichnet und beklagt als Gerhard Hildebrand, einige Zeit bevor man ihm in der deutschen Sozialdemokratie den Stuhl vor die Türe setzte. ‚Wenn die Arbeiterbewegung‘, so sagt er, (nach dem Dahinschwinden der Vergesellschaftungsidee in marxistischer Fassung) ‚darauf verzichten will, ihrerseits bewußt und planmäßig durch Entwicklung eines allverbindenden Gesittungsideals an der sittlichen Erziehung der Menschen zu arbeiten, wenn sie bloße Klasseninteressenpolitik zu treiben gedenkt, wenn der „Sozialismus“ der Zukunft somit in bloßes Macht-, Besitz- und Genußstreben zurücksinkt, dann wird ein kraß negatives Verhältnis zwischen ihm und den sittlich-religiösen Problemen entstehen, und die Hoffnung derer, die im Sozialismus einmal die Sprungkraft gesehen haben, die aus der Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft auf die Stufe einer allverbindenden Menschheitsgesittung hinaufführt, bleibt betrogen‘.

Die innere Zerrissenheit der deutschen Sozialdemokratie der letzten Jahre und Jahrzehnte liegt im übrigen so offen zutage und ist so bekannt, daß hier nur darauf hingewiesen zu werden braucht. Aus der Mitte derjenigen, denen, wie Hildebrand, das Mißbehagen darüber innerlich einen Stoß gab, sind die zum Teil dilettantenhaften religiösen Auseinandersetzungen hervorgegangen, die in den letzten Jahren die Spalten sozialistischer Organe füllten. Die Mißstimmung war schließlich so stark geworden, daß in der letzten Zeit, mit dem Aufkommen des Imperialismus, unter Kautskys Führung aufs neue die Hoffnung auf eine soziale Revolution als Erfolg einer Verschärfung der Klassenkämpfe und eines unfehlbar bevorstehenden Weltkrieges wieder auftauchen konnte. Allerdings war dabei die köstliche Beobachtung zu machen, daß selbst radikalste Marxisten sich vor den Konsequenzen, die nach altmarxistischer Auffassung aus der Entwicklung des Kapitalismus notwendig folgen mußten, zu fürchten begannen. Im Jahre 1912 erschien der Imperialismus als besonderes Thema eines deutschen sozialdemokratischen Parteitages. Der frühere Sturm und Drang in den Hoffnungen auf die kapitalistische Entwicklung, die in ihrer Zuspitzung alle Marxsche Beschreibung weit hinter sich gelassen hat, ist aber, wie die damaligen Debatten zeigten, nunmehr entweder verflogen oder er nimmt sich in seinem naiven Abstand zu den furchtbaren Kräften und Mächten der kapitalistischen Wirklichkeit wie eine Harlekinade aus. Ganz vereinzelt tauchte trotzdem mit den Kautskyschen Prophezeiungen selbst in Kreisen der sonst gewiß nicht miesmacherischen Gewerkschaften die marxistische Verelendungstheorie wieder auf — was allein für die Stimmung in der deutschen Sozialdemokratie geradezu Bände spricht.

Nun hat aber der Krieg der Suggestivkraft des Marxismus die elementare Gewalt des wirklichen Lebens entgegengestellt und die Stunde für die Grundlegung einer neuen Weltanschauung scheint gekommen. Nun hat in kürzester Zeit die Idee des Revisionismus Blut und Leben bekommen, und mit klaren, verständigen Augen schaut gerade die Masse in ihre Wesenhaftigkeit hinein. *Wird dieser historische Moment das rechte Geschlecht finden?* Das ist die Frage. Und es geht wohl nicht an, sie ohne weiteres zu bejahen, wenn man z. B. sieht, wie hilflos der Führer der Revisionisten, *Bernstein*, den elementaren Ereignissen, die über uns gekommen, gegenübersteht. Er, der mit Bienenfleiß immer neue Materialien herangeschleppt, um an Einzelheiten die Brüchigkeit des alten Programms darzutun, ist wie überwältigt von der neuen Zeit und weiß sich nicht darin zurechtzufinden. Er tiftelt mit der Akribie eines Philologen an den Weiß- und Blaubüchern herum und vergißt darüber ganz der weltgeschichtlichen Zusammenhänge des uns umtosenden gewaltigen Geschehens.

Eine Erscheinung allerdings läßt einen Hoffnungsschimmer durch. Wir sagten, daß die Massen unter dem Bann der Suggestivkraft des Marxismus gestanden. Das nimmt aber nicht weg, daß ihnen der eigentliche Marxismus, wie *Marxens* Persönlichkeit selbst, niemals innerlich nahe gestanden. Will man eine volkstümliche Note in den Liedern der Sozialisten finden, so wird man immer wieder auf *Lassalle* stoßen:

‚In Breslau ein Kirchhof —
Ein Toter im Grab —
Dort schlummert der Eine,
der Schwerter uns gab.'

Und das läßt die Hoffnung erstehen, daß gerade unter den heutigen Umständen der Lassalleanismus in irgendeiner Form wieder zu seinem Rechte kommen wird. Schon früher konnte man bei *Bernstein* bemerkenswerte Beobachtungen machen hinsichtlich der Wirkung *Lassalles* und seiner Lehren. Er hat die Ausgabe der Reden und Schriften *Lassalles* besorgt und dann im Jahre 1904 offen eingestanden, daß die eingehendere Beschäftigung mit *Lassalle*, sowie seine eigene theoretische Entwicklung ihn Lassalle geistig näher geführt hätten. Das bezeugt mehr wie lange Darlegungen die innere Verwandtschaft des Revisionismus mit dem Lassalleanismus, und die Schlußfolgerungen daraus kann jeder selbst ziehen. Allerdings hat es *Bernstein* anscheinend bisher nicht über sich vermocht, auch innerlich bis zu dem Zentralpunkt des Lassalleanismus vorzudringen, nämlich bis zu dessen hoher Auffassung vom Staate. Nun aber ist der Augenblick gekommen, wo sich der Sozialismus mit dem Staatsgedanken auseinandersetzen muß. Daran kommt ohnehin auf die Dauer keine Massenbewegung vorbei. Eine bloß negative oder ignorierende Haltung ist nicht ewig aufrecht zu erhalten. Daher verdienen jetzt die aus manchen sozialistischen Schriftstellern, wie namentlich *Heine*, sprechenden Staatsbeja-

hungen doppelte Aufmerksamkeit. Dem Deutschen ist das Denken mit dem Staate mehr noch eingeboren wie anderen Völkerschaften, und gerade der Revisionismus ist, wie früher gezeigt, mit dem Gedanken an den Staat und sein Verhältnis zu dem vierten Stande sozusagen auf die Welt gekommen. Bemerkenswert ist ebenfalls die fast selbstverständliche Inanspruchnahme der staatssozialistischen Kriegsmaßnahmen (Getreidemonopol usw.) für den Sozialismus, obwohl, wie gesagt, schon 1892 Staatssozialismus und demokratischer Sozialismus als zwei sich ausschließende Gegensätze proklamiert wurden. Auch das bezeugt, wie wenig innerlich verwachsen unsere deutschen Sozialdemokraten mit dem staatsverneinenden marxistischen Sozialismus sind. Die Stärkung des voluntaristischen Elementes im Sozialismus mußte schließlich in Hochachtung vor dem Gedanken eines starken Staates münden; denn damit war ja die Wertschätzung der freiwilligen Unterordnung in das Gefüge eines starken Organismus verbunden und darauf lief doch die Erziehung der Massen in der eigenen Organisation hinaus — sie mußte es von dem Augenblicke an, wo der Staat den Massen etwas anderes wurde als ein verzerrter Begriff, wo mit dem einigen Volk auch er ihnen Erlebnis wurde, wie es jetzt im Kriege geschehen ist. Und auf derselben Linie liegt auch die Tatsache, daß die Sozialisten sich jetzt mit Entrüstung dagegen verwahren, daß der von ihnen vertretene Internationalismus Antinationalismus sei. Bei Marx war er es ohne Zweifel. Man lese seinen Briefwechsel mit Friedrich Engels, der überhaupt erst gewissermaßen den Schlüssel zu seinem ganzen Werke bildet. Marx dachte wirklich international. Mag sein, daß, hätte er nicht das Leben gelebt, das er wirklich leben mußte und das ihn nirgendwo Wurzel fassen ließ, er international hätte denken können, ohne doch darum weniger deutsch zu sein, wie man das ja auch an Goethe feststellen will. Mag sein. Denn Marx, das zeigt uns sein ganzes kühnes, wenn nicht geniales Hinausgreifen über die gegebenen Verhältnisse, hatte etwas vom Seher an sich, dessen Blick nicht an Schranken haftet, die dem gewöhnlichen Denken gezogen sind. Weil aber er und seine Jünger seine, man möchte sagen dichterische Intuition theoretisch als Durchschnittsbegabung voraussetzten, wiederholte sich an ihnen die Erfahrung der französischen Revolution: auch die Rousseausche Theorie vom Staate ließ für den Begriff der Nation keinen Platz, und doch hat in den Debatten der Nationalversammlung und des Konvents, in den Klubs der Jakobiner und Girondisten gerade dieser Begriff die lebendigste Bedeutung erlangt. Bei unseren Sozialisten war, so lange der Friede dem theoretischen Spintisieren keine Schranken setzte, die notwendige Folge ein schaler Intellektualismus und damit eine verbitterte Bekämpfung alles Eigenen und ursprünglich Gemütvollen. Nie ward insbesondere der Goethesche Erziehungsgrundsatz, der auf der Ehrfurcht aufbaut, gröber verletzt, wie in der sozialistischen Erziehung. Und es spricht für die gesunde Kraft unseres Volksgeistes, daß die Zerstörungen, die dadurch angerichtet wurden, verhältnismäßig noch so gering geblieben sind.

Nun haben eigenes überwältigendes Erlebnis und ernüchternde Erfahrung dessen, was außerhalb Deutschlands vor sich gegangen, die Proletarierherzen im Gedanken an ihr Volk und an ihren Staat wieder höher schlagen lassen. Auch in den sozialistischen Arbeitermassen merkt man das Zähneknirschen gegen die unglaubliche Lästerung alles dessen, was Deutschland und das Reich betrifft. Der deutsche Arbeiter findet keinen Zusammenhang zwischen den früheren rednerischen Glanzstücken der romanischen Sozialisten, aus denen oft geradezu leidenschaftlicher Haß gegen das eigene Land sprach, und der jetzigen Verhimmelung der Deutschland feindlichen Sache unter Vorantritt sozialistischer Minister, die als Koryphäen des Marxismus galten und nun die deutschen Arbeiter mit Grimm und Haß verfolgen, weil sie sich nicht in wilder Empörung gegen ihren Staat auflehnen. Wen wundert es bei alledem, daß wir jetzt — ist es vielleicht nur eine natürliche, aber bloß vorübergehende Reaktion? — auch solche Stimmen schon hören, die an die Auffassungen in der ersten Zeit des deutschen Sozialismus erinnern, als Lassalle den aufhorchenden Arbeitern in begeisterten Worten von dem sittlichen Zweck des Staates sprach? Noch freilich ist alles mehr Symptom und niemand weiß, in welche Richtung die Entwicklung drängen wird. Sicher ist aber wohl eins, daß für den deutschen Arbeiter, der diese große Zeit erlebt, Marxens Naturgesetze ihre Suggestivkraft verloren haben und seine Weltanschauung in Zukunft mehr als bisher im deutschen Gemüt und in deutscher Pflichtauffassung wurzeln wird.

*

Es empfahl sich, und zwar nicht bloß im Hinblick auf die jeder politischen Erörterung jetzt gezogenen Grenzen, unser Thema in der Hauptsache von diesem grundsätzlichen Standpunkte aus anzufassen, denn hätten wir etwa die Lage in der deutschen Sozialdemokratie zugrunde gelegt, so würde ein Bild schreiender Widersprüche herausgekommen sein. Die volle Einmütigkeit der ersten Zeit hat nicht lange nachgehalten. Das alte Übel der Quertreiberei macht sich wieder stark bemerkbar, wenn auch erfreulicherweise die übergroße Mehrheit sich entschieden dagegen auflehnt. Schon sprechen einzelne aus, daß eine Spaltung herbeigeführt werden müsse, um das reine marxistische Evangelium zu retten, während andere unter Führung der an der praktischen Arbeit über alles interessierten Gewerkschaften allen Spaltungsversuchen entgegentreten, weil die äußere Geschlossenheit mehr denn je jetzt nach dem Kriege vonnöten sei. Inwieweit diese Erscheinungen die oben skizzierten Strömungen beeinflussen werden, ist nicht abzusehen. Die Stimmen derer, die aus den Schützengräben kommen werden, dürften ausschlaggebend in die Wagschale fallen. Im übrigen ist im Auge zu behalten, daß man notgedrungen in irgendeiner Weise doch wieder bei den Errungenschaften vor dem Kriege wird anknüpfen müssen. Der Krieg ist ja kein Normalzustand. Wie das Wirtschaftsleben nach seiner Beendigung aussehen wird, auch das wird die Entwicklung der sozialistischen Auffassungen

ziemlich stark berühren. Und schließlich hängt auch von den politischen Fähigkeiten — oder Unfähigkeiten — der Nichtsozialdemokraten vieles ab. Sicher ist wohl, daß die Ignorierung der Staatsnotwendigkeiten in dem früheren Maße nicht mehr zu erwarten ist, und daß auch die deutsche Staatsform selbst, nachdem man ihre Stärke und ordnende Kraft im Vergleich zu anderen mit eigenen Augen gesehen und wohltuend gespürt hat, mehr Anerkennung finden wird. Der praktische Politiker mag an eine zukünftige starke und mehr oder weniger positiv arbeitende Linke unter Einschluß der Sozialdemokratie denken, der ein im Grunde gemeinsames Humanitätsideal Richtschnur für die Kulturpolitik sein werde. Qui vivra, verra. Was unser Volk davon zu erwarten hat, das wird sich dann zeigen, wenn die großen Probleme, die der Krieg aufgeworfen und unter denen das Bevölkerungsproblem im weitesten Sinne eine Hauptrolle spielt, praktische Lösung heischen. Dann wird sich insbesondere zeigen, ob der Krieg wirklich den Geist des Radikalismus, der vorher am Marke unseres Volkslebens nagte und der in einer jahrzehntelangen ‚Erziehungs'tätigkeit der Sozialdemokratie viel Nahrung fand, jenen Geist, dessen kulturelles Auswirken ein christlicher Arbeiterführer einmal als Simplizissimuskultur kennzeichnete, an der Wurzel tödlich getroffen hat, oder ob wir im wesentlichen nur mit äußeren Verschiebungen rechnen dürfen und die jetzige Zeit eine vorübergehende romantische Episode bleibt, die höchstens einen Teil sozialistischer Arbeiter, ähnlich wie frühere Begebenheiten stark geistigen Gepräges, ästhetisierender Beschäftigung zutreibt. Beachtenswert bleibt jedenfalls, daß viele Sozialisten von der radikalen Zunft den Arbeitern darzutun sich bemühen, daß sie das alles, was sich jetzt ereignet, unter dem Gesichtswinkel historisch-relativistischer Wertung zu beurteilen hätten.

Gebe Gott, daß die Zukunft das, was jetzt als ein ernstes Rätsel vor uns steht, im Sinne dauernden Gewinns für das deutsche Volksleben lösen möge! Dann ward unserem Volke der Weltkrieg nicht umsonst beschert!

Worte von Görres*

Mit jedem Volk geht ein guter und ein böser Geist durch seine Zeiten: beide streiten oft grimmig miteinander, wie bei Daniel der Engel von Persien mit dem von Griechenland. Sind der Sünden viel geworden in der Nation, dann siegt das dunkle Wesen; die Zornschale, bis zum Rande angefüllt, wird über ihre Häupter ausgegossen, und sie bereiten sich im Wahnsinn selber ihre Plagen, oder fremde Völker kommen als Werkzeuge der Rache über sie. So über Israel Babylon, über Babel Assyrien, über Assyrien das Perservolk, über diese Alexander mit den Griechen, über alle dann das breite, scharfe Römerschwert, am Gefäße aber brachen die Germanen die schon vom Rost zerfressene Klinge ab, darauf kam in Sturm das Frankenreich, später der Sarazenen und Türken wilde Macht, die Züge der Tataren, die innere Glaubensgärung, endlich in unseren Tagen die Revolution. Das sind die großen Weltstürme in der Geschichte, Entspannung aller Federkräfte. Schlappheit und tiefes Sinken des geistigen Barometers ist ihnen vorangegangen, heilsame Erfrischung ihnen jedesmal gefolgt.

Die Dinge, die da kommen sollen, stehen in der Geburt; sie können nicht zurückgetrieben werden, ohne daß neue Wehen folgen. Es ist nicht mehr in die Macht eines Menschen gegeben, Frieden zu wollen oder Krieg, so gewaltig, übermächtig sind die Fügungen, daß die Starken wie die Schwachen hingerissen werden im Stromgang, und ausgeworfen, wo sie nimmer hingedacht. Es sträubt sich wohl der ohnmächtige Menschenwille und meint etwas zu bedeuten; es möchte auch wohl die gute Gesinnung den in blutigem Zwiespalt zerrissenen Völkern Ruhe gönnen: aber ein anderer Geist weiß besser, was ihnen frommen mag, und unsichtbar verwirrt er die Sprachen, die sich verständigen wollen. Auch die flache Halbheit, die überall alles sonst verdirbt, mag nicht zu ihrem Ziele kommen; die starke Kraft, die dahinter braust, treibt die leere Spreu wie Gewölk am Himmel vor sich her, während sie wie Schlaglawinen durch ihren Ungestüm Wälder niederlegt.

Die innere moralische Verderbnis eines Staates kommt gar leicht im Kriege an den Tag. Auf dem Schlachtfelde entscheidet es sich rein: das Schwert schneidet scharf ein und fährt mitten durch das faule Fleisch und jagt den bösen Geist aus, der über der Fäulnis brütet. Im Frieden aber, da umstellen die Höflinge die lebende Leiche, draußen stehen Sophisten und disputieren mit den Zweiflern. Pauken und Trompeten jubeln zu allen

---

* Solche machtvollen Worte, deren wir hier nur wenige aus vielen gleichgewichtigen wiedergeben, sind nun vereint in der reichen Auslese zeitgemäßer Görreszitate, die soeben unter dem Titel „Flammenzeichen“ ans Licht tritt (bei Kösel, Kempten. Geb. M. 1.50). Ganz vom Geist der Freiheitskriege erfüllt klingt jede Zeile in diesem gehaltvollen Brevier, als sei sie eigens für unsre Tage geschrieben.

Fenstern hinaus, was aus- und eingeht trägt seine stehenden Lobgedichte mit sich, und die, welche sich nicht bedeuten lassen wollen, werden eingesteckt. Jährlich einmal hebt man den Kadaver aufs Pferd und bindet ihn fest wie den toten Cid. Dies währt so lange, bis ein Sturm losbricht und die Lüge zerstreut und die Schlacht ihren Mann fordert und — wenn sie ihn nicht findet — über alle Phantome hinschreitet.

Wie der Asbest in Feuersgluten nicht verbrennt, vielmehr gereinigt von dem Schmutz und Unrat aus den Flammen kommt, so ist's auch beschaffen mit den Völkerschaften: der reinigende Blitz zehrt in ihrem Marke, und sie vergehen nicht. Seit die Schuld der Alten Welt versöhnt, scheint es, sollen ganze Nationen nicht mehr untergehen; von Zeit zu Zeit wird ihr Schuldenbuch nachgesehen und jeder ihr richtiges Pfund zugewogen, und dann treten sie wieder verjüngt in besserer Gestalt in die Geschichte ein. Sind Unkraut und Stoppeln vom Feuer erst gefressen, dann sproßt fröhlich auf die junge Saat.

Herrlicher ist auf Erden nichts, als wenn ein ganzes Volk in dieser Weise in der Blüte mutiger Begeisterung steht und in eines jeden Herzen eine Flamme brennt, die durchscheinend alles Körperhafte im Menschen, der sonst nur Staub und Asche ist und Sinnentrieb, ihn mit dem Schimmer einer höheren Natur umleuchtet. Schöner ist kein Zorn als die Entrüstung einer edlen, mißhandelten Nation, die nach kurzem Selbstvergessen endlich ihre ganze Würde wiederfindet und nun auf einmal den höhnenden Feind, der eben noch unter die Füße sie getreten, mit dem bloßen Schrecken ihres Namens schlägt. Solches ist ein Zeichen, daß Gott mit ihr ist, denn er ist immer bei dem Rechte, und von ihm kommt die Begeisterung, die Satanas mit aller seiner Pracht den Seinigen nicht zu geben vermag, weil er selber sie mit seinem Lichte beim Sündenfall verloren.

Nicht jener, der zuerst das Schwert gezogen, hat den Krieg begonnen, sondern der so ungerechte Tat verübt; mit ihr, insofern sie in die Weltverhältnisse einzugreifen droht, ist Unheil und Streit geboren, weil sie allein in Blut und Tod vernichtet wird.

Amboß oder Hammer sein gilt mehr, als es je gegolten. Ist es nicht der menschlich freie Willen, die grimme Not wird euch gewaltsam zum Werke dringen. Findet sie euch nicht aufrechtstehend, dann wird sie unerbittlich und erbarmungslos euch unter die Füße treten und wie mit Rosseshuf zerstampfen. Seid ihr nicht selbst wehrhaft und kommt das Kriegsvolk über euch dahergezogen, dann urteilt, was euch geschieht, und ergründet, sofern ihr es vermögt, des Elends Maß. Wehrhaft steht ihr dem Freunde gleich an gleich gegenüber, und niemand wird euch versehren; vereinigt aber seid ihr um so stärker gegen den Feind und könnt bei ihm eure Notdurft holen.

Eine Welt will gewonnen oder verloren sein; nichts Geringeres steht zum Preise ausgesetzt, wenn alle Völker sich aufgemacht und auf dem Felde

der Entscheidung zusammenkommen. Nimmer finden sie mehr also sich beisammen, wie gegenwärtig eine Gesinnung sie vereinigt hat; in ihre Hände hat Gott das Schwert der Entscheidung hineingelegt: schlagen sie zagend einen flachen Schlag, das Heil eines Jahrtausends ist verloren. Denn der Himmel ergrimmt dem blöden Unverstande und nimmt die Herrschaft von dem Volke, das sie nicht zu gebrauchen versteht, wie von dem, das sie mißbraucht.

Es ist keine Entbehrung zu ersinnen, der diese brave Jugend nicht mit willigem Mute sich unterzogen hätte; dem Hunger und dem Mangel, Not und Krankheit haben sie getrotzt; alle Beschwerden der Witterung haben sie getragen; durch Feuer, Sturm und Ungewitter sind sie zum Siege vorgeschritten; nicht reißende Ströme, nicht Klippen und Gebirge haben sie in ihrem mutigen Laufe aufgehalten: selbst wenn der Tod, ein grauenvoller Drache, aus tausend Rachen Feuer speiend, auf den Schlachtfeldern sich ihnen entgegenwarf, unerschrocken sind sie auf ihn losgegangen, bis das Ungeheuer die Flügel schwang und durch die Lüfte von dannen flog, um an anderm bequemern Orte sich wieder aus der Höhe herabzulassen und ihrer von neuem dort zu warten. So von Kampf zu Kampf sind sie endlich mit den anderen braven Brüdern zu dem Stein gekommen, wo der Lindwurm seine Höhle hat, die Alberich mit seinen Zwergen hütet. Aber Balmung, das gute nordische Schwert in der Hand dieser Schlangentöter, wird das freisame Gewürm darniederlegen, und die Jünglinge werden sich in seinem Blute baden, daß die Haut fest und hörnern wird und fortan kein Eisen mehr sie und in ihnen das Vaterland versehren kann.

Glaubt nicht, daß euch eine neue Freiheit zuteil werde ohne eine neue Leistung und daß das Gute ohne euer Zutun euch im Schlaf anfliege; das ganze Streben dieser Zeit kann nur einen vernünftigen Sinn in sich haben: daß sie reger, lebendiger und tüchtiger zu sein sich vorgenommen, als die frühere gewesen; tut sie in dieser Weise, dann wird ihr auch ein glückliches Los zuteil fallen; ist es anders, dann wird sie sich jämmerlich betrogen finden.

Nicht daß wir am Kriege an sich einen sonderlichen Gefallen fänden, oder daß wir leichtsinnig und hart an dem Elende vorübergingen, das er in seinem Gefolge zu haben pflegt. Wir fühlen vielmehr recht im Herzen, wie viel des besten Blutes in ihm die Erde tränket und wie er an dem Leben so viel braver Leute wie die Flamme am Öl zehrt: aber eben weil wir gründlich den rechten Frieden wollen, hassen wir auch gründlich jene Truggestalten, durch die noch einmal die Halbheit sie äffen und verwirren möchte. Tief im Fleische steckt der Dorn; habt ihr unter Schmerzen und Blutvergießen diesen nicht herausgezogen, dann fiebert bis zum Schwinden die Natur, und denkt nicht, daß auch nur ein gesunder Tag euch werde.

Sie nennen Arndt den Hasser. Das ist er zu seinem ewigen Ruhme; diese aber meinen in ihrer Bosheit, ihn damit hinterrücks anzuschwärzen,

aber es wird sein Stolz sein, daß sie ihn also schelten, denn wer den rechten Haß hat, in dem wohnt auch die rechte Liebe. Arndt sprach als Mann, als Millionen schwiegen, Tausende krochen und dies Gesindel gar mitlief mit der Schlechtigkeit und kuppelte mit ihr und hurte mit dem neuen Baal, und nun, nachdem sie kaum schamrot eine kurze Zeit geschwiegen, wollen sie sich schon wieder über den Mann erheben, dem sie nicht wert sind, die Schuhriemen aufzulösen, und ihn mit kahlen Ironien schrauben und sich groß machen mit Kühle und Mäßigkeit in ihren Grundsätzen. In kurzem werden sie in die Welt ausrufen, sie hätten alles gemacht und vorgesagt, die andern aber seien die Brut, die man vertilgen müsse. Gott wird von dieser Landplage, wie von so viel andern, uns wohl auch befreien.

Neben der Zwietracht, die Deutschland in politischer Hinsicht in sich entzweit, läuft als würdige Gesellin die Unduldsamkeit, welche die verschiedenen Religionsparteien veruneinigt. Eines ist gerade so viel wert als das andere, und beides geht aus der allererbärmlichsten Selbstsucht und gehässiger Leidenschaftlichkeit hervor. Daß zur Zeit, wo ein neuer Glauben sich erhebt, in den Hader der Parteien sich die Leidenschaften mischen und es nun zum Blutkampf kommt, ist sehr erklärlich und natürlich und kann wie alles, was in der Leidenschaft geschieht, nicht zugerechnet werden. Aber dies Nachhalten, dies stille Anfeinden, diese Scheelsucht, womit die Glieder verschiedener Konfessionen sich verfolgen, kann auch gar nichts für sich anführen, indem es nur auf die gemeinste Schlechtigkeit im Menschen gegründet ist. Sie wollen es ausgeben für frommen Eifer, aber dieser verfährt nicht also, er sucht wohl zu gewinnen, zu überreden, auch wohl zu zwingen im Übermaße gutwilligen Dranges, aber er haßt nicht und verfolgt nicht, noch feindet er irgend an und treibt jene stille kleine Bosheit, die gewöhnlich solchen Hader auszeichnet. Er nimmt nicht den Hader mit in die stille Kirche, wo der Gottesfriede wohnen soll, und erfüllt nicht mit Streit das stille Haus des Herrn.

Die Engländer, auf ihren Goldberg gelagert, wogen Menschenleben gegen ihre Klumpen und erkauften die noch ungeborene Generation für ihren Hader; ihnen war der Krieg eine Spekulation, und sie verwandten die Kapitale, die er ihnen verschaffte, ihn immer mehr in die Länge zu ziehen.

Die Freuden Mariens

Sieben Schwerter kündeten die Weisen,
sieben Freuden wurden Dir verlieh'n,
ihrer schönste war es, als auf leisen
Fittigen Dein Frauenglück erschien,
als Dein Schoß, o Wunder voller Gnaden,
einen Engel trug, der Heiland ward,
als auf Deinen selig-ernsten Pfaden
Gottes Kind zur Mutter kürt die Magd.
Ach, die Schmerzen, siebenfach, verhießen
Qual. Du denkst lebendiger Freuden Klang,
denkst des Boten, der auf matten Fließen
das gebenedeite Ave sang.
Fühlst das Leben, das in Knospenhülle
Leuchtestrahlend Dir entgegenwacht,
das aus grenzenloser Liebesfülle
unsichtbare Lichter angefacht.
Das sich in der Hirten Augen spiegelt,
Könige entzündend ganz und gar,
das Dein Hauch in seligem Kuß besiegelt,
das die Nacht durchdringt wie Maientag.
Und Du ahnst der künftigen Freude Glänzen,
ahnst ein Werden und ein Aufwärtsgehen,
siehst ihn, wie er, stolz, in jungen Lenzen,
wird zu Größe und zur Weisheit stehen.
Ach! Du fühlest Segen nur und Süße,
Demut nur und hohen Glückes Last
und von Sternen und von Welten Grüße,
Andacht, daß Du I h n geboren hast,
daß die eine Nacht zur ewigen Weihe
uns erkoren wurde wundervoll,
daß, wie Goldstrom durch Jahrhundertreihe,
dieses Kindes Glut und Anmut quoll.
Sieben Freuden sind Dir aufgehoben,
sieben Schwerter senken sich herab.
Glück und Qual empfängt mit seligem Loben
still ein Herz, dem sich das Höchste gab.

Miriam Eck †.

Arbeiterversicherung und Krieg
Von Karl Witowski

Gibt es denn Wechselbeziehungen zwischen der Arbeiterversicherung und dem Kriege, die es der Mühe wert erscheinen lassen, ihnen nachzugehen? So mag mancher Leser fragen. Noch ist ja Wesen und Wirken unserer deutschen sozialen Versicherung in weiten, selbst führenden Kreisen nicht genügend erkannt und gewürdigt. Das mag daran liegen, daß die zuerst ergangenen Gesetze über die Kranken- und über die Unfallversicherung im wesentlichen nur die Arbeiterklassen und die Betriebsunternehmer erfaßten. Das Interesse der von ihnen hiernach nicht unmittelbar Betroffenen blieb ihnen fremd. Und als die Invaliden- und Altersversicherung alle Arbeitgeber in Stadt und Land zwang, die von ihnen Beschäftigten zu versichern, wurde das nicht gerade freundlich aufgenommen. Man empfand das ‚Kleben‘ und ‚Wappeln‘ lästig, bemängelte die geringe Höhe der Renten und die Gewährung der Altersrente erst mit dem siebzigsten Lebensjahre — ‚das doch nur die Wenigsten erreichten‘ — als unzureichend. Immerhin fand man sich auch mit diesem Gesetze zwar ab, etwa wie mit einer nun einmal vorhandenen Steuer. Der hohen sozialpolitischen und wirtschaftlichen Bedeutung der gesamten Arbeiterversicherung wurde man sich aber nicht bewußt. Und so fehlt es denn leider bis auf den heutigen Tag noch vielfach an ihrer richtigen Würdigung. Die Zusammenfassung des äußerlich spröden Stoffes in der ungefügen Reichsversicherungsordnung hat die Verbreitung seiner Kenntnis über den Kreis der Fachleute hinaus wohl kaum gefördert. So mag denn in der Tat die Frage nach dem Einfluß der Arbeiterversicherung auf den Krieg und dessen Einwirkung auf jene erklärlich erscheinen. Stehen doch auch beide Begriffe in scharfem Gegensatz zueinander: Der Krieg aus Haß und Neid geboren, mit seiner rücksichtslosen Zertrümmerung der Werke des Friedens und der Vernichtung der Blüte der Völker; die soziale Versicherung dagegen eine Frucht der Nächstenliebe, ein Werk des Friedens und im Frieden zu wirken bestimmt, mit ihrer Fürsorge für das Wohl der wirtschaftlich Schwachen und ihrem Schutz gegen die Folgen der Krankheit und die Gefahren für Leib und Leben der unteren Volksschichten! Und doch, muß nicht die soziale Versicherung gerade wegen ihrer den Wirkungen des Krieges entgegengesetzten Ziele zu einem Rüstzeug gegen die Schäden des Krieges werden? Heißt es nicht die Widerstandskraft gegen den angreifenden Feind erhöhen, wenn die Gesundheit und körperliche Rüstigkeit des Volks ganz besonders gepflegt, die wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze durch gemeinsame Friedensarbeit der Arbeitgeber und Arbeiter überbrückt, und so die breitesten Volksmassen zu der Erkenntnis geführt werden, wie der das Vaterland bedrohende Feind der gemeinsame Feind Aller ist, so daß auch der Geringste zum Schutze der ihn schützenden und nährenden Heimat seine ganze Kraft bereit stellt? Gewiß, die Kriegs-

bereitschaft hängt von der kriegerischen Vorbereitung ab: aber sie versagt bei ungenügender körperlicher und sittlicher Tüchtigkeit des Volks. An diesen Voraussetzungen der Wehrkraft hat die Arbeiterversicherung seit einem Menschenalter hingebend und erfolgreich gearbeitet. Eine kurze Darstellung ihrer Leistungen in der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung soll dies zu erbringen suchen.

Die Krankenversicherung mit etwa 10 000 Krankenkassen umfaßt etwa 20 Millionen Versicherte. Ihrer vorbeugenden Heilfürsorge gelang es vielfach, den Ausbruch von Krankheiten zu verhüten. Eigene Heilanstalten der großen Krankenkassen mit Spezialärzten und allen Einrichtungen nach dem neuesten Stande der ärztlichen Wissenschaft sorgten für möglichst vollkommene Herstellung der Kranken. Viele von ihnen waren früher überhaupt ohne oder ohne genügende ärztliche Behandlung geblieben und sind dem Siechtum verfallen. Jetzt sorgt man auch für die Kräftigung der Genesenden durch Badereisen, geeignete Walderholungsstätten usw. Auch diese Fürsorge für die Genesenden ist wichtig, weil sie vor zu frühem Eintritt in die volle Arbeit bewahrt und dadurch Rückfälle und schwere Schädigungen abwendet. Die Krankenkassen verfügen über etwa hundert eigene Krankenhäuser, Lungenheilstätten und Genesungsheime. Segensreich wirkt auch die Fürsorge für die Angehörigen der Versicherten und für die Schwangeren und Wöchnerinnen, indem sie Erkrankungen von Müttern und Kindern vorbeugt. Die Ausgestaltung von Mutterschutz und Säuglingspflege fand dadurch reiche Anregung. Untersuchungen der Wohnungsverhältnisse regten zum Bau von gesunden Arbeiterwohnungen an. Für die Aufklärung über die Ursachen und die Verhütung von Volkskrankheiten sorgten ärztliche Vorträge. Sie bekämpften auch das Kurpfuschertum. Bis zum Jahre 1912 haben die Gesamtleistungen der Krankenkassen über 5½ Milliarden Mark betragen. Es liegt auf der Hand, daß sie für die Volksgesundheit reiche Früchte gezeitigt haben.

Wesentlich augenfälliger als auf dem Gebiete der Krankenversicherung tritt die vorbeugende Tätigkeit in der Unfallversicherung hervor. Mechanische Verletzungen des Körpers durch äußere Einwirkungen bei der Betriebsarbeit, die ja in den Bereich der Unfallversicherung fallen, lassen sich leichter verhüten als das Eindringen von Ansteckungskeimen und innere Erkrankungen. Dementsprechend haben die Berufsgenossenschaften meist schon frühzeitig umfassende Unfallverhütungsvorschriften erlassen und wirksam durchgeführt. Man hat die Unfallverhütung die Seele der Unfallversicherung genannt. Jene Vorschriften klären den Arbeiter über die ihm drohenden Gefahren bei der Arbeit auf und geben ihm die Mittel zu seinem Schutze an die Hand. Seit ihrem Bestehen haben die Berufsgenossenschaften insgesamt 28,5 Millionen Mark für die Unfallverhütung aufgewendet. Es wurden dadurch in etwa 800 000 Betrieben 25 Millionen versicherte Personen geschützt.

Nicht nur der Verhütung von Unfällen, sondern auch der allgemeinen

körperlichen und sittlichen Gesundung der arbeitenden Klassen dient der unausgesetzte und immer nachdrücklichere Kampf der Berufsgenossenschaften gegen den Alkoholgenuß auf den Betriebsstätten.

Auf dem Wege des größtmöglichen Schutzes des Arbeiters schließt sich der Unfallverhütung die erste Hilfe bei Unfällen an. Sie soll die Folgen der Verletzung, die nicht verhütet werden konnte, möglichst verringern. Sie beginnt deshalb sofort auf der Betriebsstätte, indem die Betriebe das nötige Verbandszeug und Rettungsgerät bereit halten. Unfallstationen mit ständigem ärztlichen Dienst, Krankenpflegestellen und Gemeindeschwestern auf dem Lande werden von den Berufsgenossenschaften unterstützt. Von deren eigenen Einrichtungen seien beispielsweise die der Knappschafts-Berufsgenossenschaft, insbesondere die Oberschlesische Zentralstelle für Grubenrettungswesen, erwähnt. Erfolgreich hat sich das Zusammenwirken des Reichsversicherungsamts, des Roten Kreuzes und der Berufsgenossenschaften auf diesem Gebiete gestaltet. Es bezweckt die Ausbildung von Betriebsangestellten zu ersten Hilfeleistungen bei Betriebsunfällen durch Ärzte des Roten Kreuzes, Bereitstellung von Arznei-, Verbands- und erforderlichenfalls Beförderungsmitteln auf den Betriebsstätten, um die Verletzten möglichst rasch zum Arzt zu bringen. Zu diesem Zwecke sind schon über 5000 Betriebshelfer ausgebildet worden. Ihre Reihen werden durch die von großen Betrieben aus freien Stücken und auf ihre Rechnung ausgebildeten Helfer wesentlich ergänzt. Ist die erste Hilfe geleistet, so tritt ein möglichst frühes Heilverfahren mit dem Ziele ein, nicht nur anatomisch die Verletzung zu heilen, sondern dem Verletzten die verlorene Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit möglichst wiederzugeben. Dabei wird Hand in Hand mit den Krankenkassen gearbeitet, denen die Heilfürsorge in den ersten 13 Wochen nach dem Unfall grundsätzlich obliegt. Die Behandlung erfolgt in geeigneten Krankenhäusern möglichst spezialärztlich. Seit dem Jahre 1896 haben die Berufsgenossenschaften bis zum Jahre 1912 über 14 Millionen Mark auf die Frühbehandlung verwendet. Insgesamt haben sie für das Heilverfahren 163,3 Millionen Mark ausgegeben. Der verdienstvolle Vorkämpfer auf dem Gebiete der Behandlung der Unfallverletzten, Geheimrat Rieder, erklärte die frühzeitige sachgemäße Heilfürsorge für das vielleicht Wertvollste, was die Unfallversicherung unserem Volke geschenkt hat. Erwähnt sei endlich die Fürsorge von Berufsgenossenschaften und einzelnen Arbeitgebern durch Unterbringung von Teilinvaliden in geeignete Beschäftigung. Sie schützt den leicht Entmutigten und der Verhetzung Zugänglichen vor Willensschwäche und Simulation und macht ihn wieder zu einem nützlichen Gliede der wirtschaftlichen Gemeinschaft. Die namentlich in der letzten Zeit in dieser Richtung eingeleiteten Maßnahmen versprechen guten Erfolg. Die Gesamtleistungen der Berufsgenossenschaften belaufen sich bisher auf 2,5 Milliarden Mark.

Am vielseitigsten ist das schadenverhütende Wirken der Versicherungsträger in der Invalidenversicherung. In ihren Bereich fallen alle Körperschäden von längerer Dauer, soweit sie nicht Folge von Betriebsunfällen

sind und deshalb der eben erwähnten Fürsorge der Berufsgenossenschaften angehören. Wie umfangreich sich die Versicherungsanstalten darin betätigen, beweist schon die Tatsache, daß sie jährlich über 23 Millionen Mark dafür aufwenden. Unter den meist behandelten Krankheiten nimmt die Tuberkulose die erste Stelle ein. Zu ihrer Bekämpfung verfügen die Anstalten über 80 eigene Heilstätten, Sanatorien und Genesungsheime mit rund 10 000 Betten. Die Errichtung dieser Häuser hat etwa 75 Millionen Mark gekostet. Für die Unterstützung privater Lungenheilstätten sind außerdem etwa 15 Millionen Mark aufgewendet. Im Jahre 1912 verpflegten die Versicherungsanstalten rund 50 000 Lungenkranke. Erfahrungsmäßig fördert mäßige Arbeit den Heilerfolg. Sie kräftigt, gibt neuen Lebensmut und erleichtert den Übergang zur Berufsarbeit. Die Erfolge der Lungenkrankenbehandlung gestalteten sich mit den zunehmenden Erfahrungen immer günstiger. Während 1897 bei 68 v. H. eine Besserung erzielt wurde, betrug sie 1910 schon 90 v. H. und stieg bis 1912 auf 92 v. H. Dauererfolge wurden von den im Jahre 1897 Behandelten bei einer Untersuchung im Jahre 1901 27 v. H., im Jahre 1912 von den 1907 Behandelten 57 v. H. ermittelt. Auch die Sterblichkeit der Lungenkrankheiten ist gesunken. Von 10 000 Kranken starben im Jahre 1876 30,95 v. H., 1911 nur noch 15,12 v. H. 1890 starben in Preußen 84 086 Personen an Tuberkulose, 1913 nur noch 56 583. — Für die Nachbehandlung wirken die Walderholungsstätten segensreich. Seit der Geltung der Reichsversicherungsordnung haben die Versicherungsträger auch die Heilfürsorge für rentenberechtigte tuberkulose Waisen und ihre Ueberweisung in Kinderkolonien und geeignete Familien aufgenommen. Von besonderer Bedeutung ist die Erziehung der Kranken in den Heilstätten zum sachgemäßen Verhalten. Sie nehmen die Belehrungen über die ihnen förderliche Gesundheitspflege mit in das Leben und übermitteln ihre Erfahrungen ihrer Umgebung. Schon das bewirkt einen gewissen Schutz gegen Ansteckung. Er wird erhöht durch die Überweisung unheilbarer Tuberkuloser in besondere Abteilungen der Krankenhäuser. Im Jahre 1912 hatten die Versicherungsträger 204 derartige Abteilungen belegt. Nicht zu unterschätzen sind die von den Anstalten eingerichteten oder unterstützten Fürsorge- und Auskunftsstellen. Sie klären die Kranken und ihre Angehörigen über die gebotenen Verhaltungsmaßregeln auf. Beispielsweise über die Beseitigung des Auswurfs. Sie vermitteln auch ihre Aufnahme in die Krankenhäuser u. dergl. So hat beispielsweise die Versicherungsanstalt Berlin im Jahre 1913 mehr als 60 000 Versicherte und deren Angehörige in Fürsorge genommen und etwa 17 000 Arbeiterfamilien in der dazu errichteten Station beobachtet. Die weit über 100 Millionen, die in den letzten 20 Jahren zur Errichtung und Unterhaltung der Lungenheilstätten ausgegeben sind, tragen in der Wiederherstellung vieler Tausender reiche Frucht.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen der Volksgesundheit ist die Wohnungsfürsorge. Nicht allein in körperlicher, sondern auch in sittlicher Be-

ziehung. Auch in ihr haben sich die Versicherungsanstalten besonders verdienstvoll betätigt. Sie haben hier wie in der Bekämpfung der Tuberkulose wegweisend und bahnbrechend gewirkt. Sie haben bis zum Jahre 1913 482,6 Millionen Mark zum Bau von Arbeiterwohnungen und über 25 Millionen für Ledigenheime und ähnliche Anlagen hergegeben. Diesen weitschauenden und hochherzigen Maßnahmen, denen sich zahlreiche andere auf allen ihnen gesetzlich zugänglichen Gebieten der Volkswohlfahrtspflege anreihen, haben die Versicherungsanstalten bis zum Jahre 1913 über 2 Milliarden Mark zugeführt. Die Gesamtleistungen der Versicherungsträger einschließlich der vorstehend nicht erwähnten Rentenzahlungen betrugen bis zum Jahre 1913 nahezu 11 Milliarden Mark. Sie erreichen jetzt täglich die Höhe von 2¼ Millionen Mark.

So ist die Sozialversicherung wirtschaftlich ein Segen für die an ihr beteiligten 59 Millionen Versicherter geworden. Besondere Anerkennung aber verdient ihre oben geschilderte vorbeugende Tätigkeit. Denn so wichtig und unentbehrlich die Entschädigung der Arbeitsinvaliden durch Renten ist, so wird sie doch bei weitem an sittlichem und wirtschaftlichem Wert durch den Schutz gegen die Arbeitsunfähigkeit überragt: Er erhält und erhöht die werbende Kraft des Volkes, die Rentenzahlungen dagegen schützen den einzelnen nur vor der äußersten Lebensnot. Allerdings verringern sie auch die Armenlasten. Jene Anerkennung ist aber gerade gegenwärtig am Platz. Denn ungezählte Tausende von denen, die jetzt in Feindesland begeistert für das Vaterland kämpfen, danken ihre Wehrhaftigkeit der rechtzeitigen und sachgemäßen Behandlung, die ihnen in früheren Krankheiten durch die soziale Versicherung zuteil wurde und sie vor dem Siechtum bewahrte. Weitere Tausende sind kampffähig geblieben dank der Schutzmaßnahmen der Berufsgenossenschaften in den Betrieben, die Körperschäden von ihnen fernhielten oder die erlittenen Schäden durch alsbaldige sachgemäße Behandlung im wesentlichen beseitigten. Die Unfallversicherung hat auf diesem Gebiete der ärztlichen Betätigung einen veränderten und verbesserten, oft sogar neuen Boden geschaffen. Während man sich früher im wesentlichen mit einer anatomischen Behandlung, mit der Heilung der Wunde, begnügte, gingen die Berufsgenossenschaften, die nach dem Grade der Erwerbsunfähigkeit zu entschädigen haben, dazu über, die Erwerbsfähigkeit möglichst vollkommen wiederherzustellen. Sie machten von den neuen Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaften umfassend Gebrauch und regten diese wiederum zu weiteren Fortschritten an. Glänzend gestaltete sich die Wundbehandlung unter Zuhilfenahme der allgemeinen und örtlichen Betäubung, der Anti- und Asepsis, der Heilung und dem Ersatz von verletzten Nerven und Sehnen, der Nachoperation versteifter Gelenke und alter Narben usw. Die Beeinträchtigung der Bewegungsfähigkeit wird durch die medico-mechanische Behandlung, Elektrisation, Heißluftbehandlung, Massage, Wasserbehandlung u. dgl. erfolgreich bekämpft. Verlorene Glieder werden durch orthopädische Stützapparate und künstliche Glieder in überraschendem Grade ersetzt. Alle die

reichen Erfahrungen der Ärzteschaft auf dem Gebiete der sozialen Versicherung kommen jetzt den verwundeten oder im Felde erkrankten Kriegern zu Gute. Die Heilerfolge werden nach dem gegenwärtigen Kriege sich wesentlich günstiger gestalten als nach dem Feldzuge 1870/71.

Nicht nur auf die Erhaltung und Stärkung der Volksgesundheit und damit der Wehrkraft des Reichs wirkte die soziale Versicherung segensreich ein: sie milderte auch die sozialen Gegensätze zwischen den Unternehmern und Arbeitern. Unvermittelt war dem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erwachsenen Großkapital und der fabrikmäßigen Großindustrie ein millionenhaft vermehrtes Arbeiterheer gegenübergetreten. Schwere daraus drohende soziale und politische Zusammenstöße hat die Schöpfung der sozialen Arbeiterfürsorge in den Formen der Arbeiterversicherung und des allgemeinen Arbeiterschutzes von Deutschland abgewendet. Den Grundgedanken dieser Versicherung bildet die Erkenntnis, daß es ein Gebot der Gerechtigkeit, aber auch staatsmännischer Voraussicht ist, den Lohn des Arbeiters nicht auf das Maß zu beschränken, das zur Deckung seiner laufenden Lebensbedürfnisse während seiner Arbeitsfähigkeit erforderlich ist, sondern daß bei der Lohnbemessung auch die Zeiten der Erwerbsunfähigkeit und des Alters zugunsten des Arbeiters in Rechnung zu stellen sind. Diesen Zuschlag zu dem tatsächlich gezahlten Lohne stellen die Versicherungsbeiträge des Arbeitgebers dar. Er kommt dem Arbeiter in der Zeit der Erwerbsunfähigkeit in den Formen der Heilfürsorge und der Renten durch Vermittlung der Versicherungsträger zugute. Die Zwangsbeiträge des Arbeitgebers bilden somit einen festen Aufschlag zu den Herstellungskosten des Arbeitserzeugnisses und werden als solcher in letzter Linie von der Gesamtheit der Käufer getragen. Auf die Versicherungsleistungen hat der Arbeiter einen gesetzlich geschützten Rechtsanspruch. Er ist dadurch der niederdrückenden und unwürdigen Empfindung enthoben, in den Tagen der Arbeitsunfähigkeit auf das Almosen der Armenpflege angewiesen zu sein; das Bewußtsein seiner rechtlich gesicherten Stellung lehrt ihn den Wert der sozialen Fürsorge des Staats, der er jene Sicherheit verdankt, schätzen und verknüpft ihn schon aus praktischen Erwägungen heraus unwillkürlich und von selbst mit der bestehenden Staatsordnung. Dies um so leichter, als zur Durchführung der Arbeiterversicherung Unternehmer und Arbeiter in besonderen Körperschaften zu gemeinsamer Arbeit organisch verbunden wurden. Ein weitgehendes Selbstverwaltungsrecht ermöglichte es, den aus freien Wahlen hervorgegangenen Vertretern der beiden Gruppen in der Verwaltung und Rechtsprechung ihre widerstreitenden Ansprüche friedlich zu vertreten und zur Geltung zu bringen. Man gewann Verständnis für die berechtigten Interessen des anderen Teils und die vernünftigerweise innezuhaltenden Grenzen der eigenen Wünsche. So knüpften sich auf sachlichem Boden unter Leitung der auf den Ausgleich der Gegensätze bedachten Aufsichtsbehörde mehr und mehr Fäden des wechselseitigen Vertrauens und der Versöhnung. Dieser friedlichen Regelung der Beziehungen zwischen den Arbeitern und den Unternehmern entsproß eine

wohlwollende auch persönliche Fürsorge vieler Unternehmer für ihre Arbeiter weit über das gesetzlich Geforderte hinaus. Ihre freiwilligen Zuwendungen für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen haben bereits den Wert von 1$^1/_2$ Milliarden Mark überschritten. So kam es, daß allmählig tiefer und allgemeiner, als man wohl annehmen mochte, die Keime der besseren Erkenntnis vom Werte der Leistungen des Gegenwartsstaats und der bestehenden Gesellschaftsordnung in der Seele der unteren Volksschichten trotz aller Verhetzung sich regten. Und mit Macht lohte über Klassenhaß und Parteigezänk hinweg erhabene vaterländische Begeisterung der Massen auf, als der frevelhafte Überfall heimtückischer Feinde gegen Kaiser und Reich hereinbrach. Wohl marschierten die Arbeiterbataillone auf, aber nicht zum Sturm gegen Fabriken, Zeughäuser und Paläste, wie man wohl jenseits des Kanals, der Vogesen und der Weichsel gehofft hatte, sondern Schulter an Schulter mit Junkern und Bauern hinaus gegen den siebenfachen Feind, der die nährende Heimatscholle mit all ihrem von vielen Irregeleiteten erst in der Stunde der Gefahr ihres Verlustes erkannten Segen bedrohte. Ein Volk, ein Kaiser, ein vertrauensvoller Glaube an den gerechten Lenker der Schlachten und der Geschicke der Völker! Fürstensohn und Arbeiterkind kämpfen den gemeinsamen Kampf für die gleichen Ideale. Gefahrvolle Erscheinungen waren in unserem politischen und sittlichen Leben aller Schichten der Gesellschaft zu beklagen. Aber gewaltige sittliche Kräfte sind in unserem Volke wieder erwacht. Sein Kern ist gesund geblieben. Verstummen müssen angesichts dessen auch die voreilig laut gewordenen Stimmen über die verderblichen Schattenseiten der Arbeiterversicherung, über unerwünschte Folgen von Rentensucht auf Volkscharakter und Volkskraft durch Verweichlichung und Anreiz zu Unwahrhaftigkeit. Gewiß, allen menschlichen Einrichtungen haften Mängel an und keine ist auch frei von abfälliger Beurteilung aus diesem oder jenem Parteilager. Diente nicht auch unser Heerwesen zur Zielscheibe seichter Witzeleien, ja selbst bizarrer Befehdung ganzer Parteien im eigenen Lande! Und doch hat unser ‚Militarismus' in seinem innersten Wesen Deutschland zu dem gemacht, was es ist. Der soldatische Geist der Ordnung und Zuverlässigkeit auch in den kleinsten Dingen, kameradschaftliche Opferwilligkeit und bereitwillige Unterordnung des Einzelnen unter die Zwecke des Ganzen sind Grundzüge deutschen Wesens geworden. Sie haben uns zum Kriege gerüstet und führen uns zum Siege. Das begeisterte, todesmutige Einsetzen des Einzelnen für das Ganze, das wir an den im Felde kämpfenden Brüdern bewundern und ehren, spiegelt sich wieder in dem Pflichtbewußtsein und dem Drange zum Siege mitzuhelfen bei den in der Heimat Zurückgebliebenen.

Auch die Träger der Arbeiterversicherung lassen es nicht an sich fehlen. Unbeirrt durch die auch für ihre Verwaltung mit der Kriegslage reichlich verbundenen Schwierigkeiten erfüllen sie hingebend ihre Pflicht. Einige Hinweise auf die Sachlage während des Krieges und gewisse durch ihn hervorgerufene neue Gesichtspunkte dürften am Platze sein:

Der Krieg ändert grundsätzlich an dem Versicherungsverhältnis nichts. Es genügt, daß eine der im Gesetz vorgeschriebenen Berufsarbeiten gegen Lohn verrichtet wird. Es sind somit auch Zivilpersonen versichert, die die Militärverwaltung oder private Unternehmer für Heereszwecke, beispielsweise bei Festungsarbeiten, beschäftigten. Hört die gesetzliche Voraussetzung mit dem Eintritt in den Kriegsdienst auf, so endet damit die Versicherung. Sie gilt auch während des Krieges nur innerhalb Deutschlands. Ausnahmen bilden nur Fälle, in denen heimische Betriebe vorübergehend im Auslande tätig werden. Beispielsweise wenn ein Unternehmer von ihm gefertigtes Kriegsmaterial durch seine Arbeiter für Rechnung des Heeres in das Ausland begleiten läßt. Die Versicherung ist nur für die nationale Arbeit geschaffen. Das hindert nicht, daß, wie im Frieden, auch feindliche Ausländer während des Krieges versichert sein können, wenn sie ihre im Frieden versicherte Arbeit fortsetzen. Nicht versichert sind dagegen Ausländer — aber auch Inländer — die der in Deutschland eingedrungene Feind für seine Zwecke beschäftigt. Ausländer, die für die deutsche Heeresverwaltung oder deutsche Unternehmer im Auslande arbeiten, sind nicht versichert. Ebensowenig zur Arbeit angehaltene Kriegsgefangene, weil sie keine freien Arbeiter sind. — Auch der freiwillige Eintritt in die Versicherung ist, wie im Frieden, nur unter den gesetzlichen Voraussetzungen zulässig. Gewisse Erleichterungen sind aus Anlaß des Krieges für die freiwillige Weiterversicherung ergangen. Danach gilt zur Erhaltung der Anwartschaft aus der Krankenversicherung bei deutschen Versicherten, die zum Kriegsdienst einberufen sind, der Aufenthalt im Auslande dem Aufenthalt im Inlande gleich. Für die Invalidenversicherung bedarf es keiner besonderen Vorschriften für die freiwillige Fortsetzung der Versicherung im Kriege, weil hier die Militärzeit der versicherungspflichtigen Beschäftigung gleichsteht. Ebensowenig bei der Unfallversicherung. Sie kennt nur eine Versicherung bei Beschäftigung in einem versicherten Betriebe. — Auch an der Beitragspflicht ändert der Krieg nichts. In der Krankenversicherung erlischt die freiwillige Selbstversicherung und die freiwillige Weiterversicherung, wenn der fällige Beitrag zweimal nicht gezahlt ist. In der Invalidenversicherung gilt der Militärdienst für diejenigen, die er zur Aufgabe versicherter Tätigkeit genötigt hat, als Ersatztatsache der versicherungspflichtigen Beschäftigung gleich. Hierbei kommt nur der Dienst im deutschen Heere in Betracht, weil die deutschen Gesetze nur die deutschen Verhältnisse regeln. Es sind aber durch besondere Vorschrift die von Deutschen im österreichisch-ungarischen Heere geleisteten Dienste denjenigen im deutschen Heere gleichgestellt. — In der Unfallversicherung hat der Versicherte keine Beiträge zu entrichten, sondern nur der Unternehmer. Gegen etwaige Ausfälle bei Betriebsunternehmern, die Angehörige feindlicher Staaten sind, müssen sich die Berufsgenossenschaften durch Einziehung von Vorschüssen, durch Erfordern von Sicherstellungen, gerichtlichen Beschlagnahmen, vielleicht auch durch Anregung von Überwachung der Betriebe durch staatlich Beauftragte zu schützen suchen. — Die Begriffe ‚Betriebsunfall‘

und ‚Invalidität‘ erhalten im Kriege keinen anderen Inhalt. — An der Entschädigungspflicht der Versicherungsträger ändert der Krieg nichts. Ansprüche von Kriegsteilnehmern, die vor Ausbruch des Krieges entstanden sind, bleiben bestehen. Der Eintritt in den Kriegsdienst bewirkt nicht etwa ein Ruhen der Rente. Es ist auch für möglichste Vereinfachung der Förmlichkeiten bei der Auszahlung der Renten durch die Post, insbesondere an die Angehörigen in der Heimat gesorgt. Hier soll beispielsweise schon eine Feldpostkarte des Kriegsteilnehmers die Angehörigen zum Empfange der Rente berechtigen. Nach dem Gesetz steht der Anspruch auf Sterbegeld demjenigen zu, der die Beerdigung ‚besorgt‘. Dies tut bei den im Felde Gefallenen der Truppenteil. Es kann daher fraglich sein, ob die Angehörigen oder die Militärverwaltung jenen Anspruch haben. Aber die letztere wird wohl regelmäßig darauf verzichten, weil ihr besondere Kosten durch die Beerdigung auf dem Schlachtfelde nicht erwachsen. Von etwaigen Einzelfällen abgesehen, wird das Sterbegeld daher den Hinterbliebenen zufallen. Tritt der Rentenanspruch nach Eintritt des Berechtigten in den Kriegsdienst ein, so bleibt er unter den allgemeinen gesetzlichen Voraussetzungen erhalten. Für die Krankenkassen ist allerdings durch ein besonderes Gesetz zur Sicherung ihrer Leistungsfähigkeit vorgesehen, daß sie nur die Regelleistungen zu gewähren haben und höhere Beiträge erheben dürfen. Diese Maßnahmen schienen geboten, weil der Krieg die gesündesten Arbeiter den Betrieben entzog, so daß das Versicherungsrisiko sich erheblich zu verschlechtern drohte. Diese Befürchtung scheint nicht zuzutreffen. Die anfangs stark gesunkene Zahl der Versicherten ist erfreulich wieder angewachsen. Die Kassen werden auch auffallend weniger in Anspruch genommen als vor dem Kriege, und die Beiträge gehen regelmäßig ein. Das ist ein günstiges Zeichen für die allgemeine wirtschaftliche Lage. Es darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die schwersten Lasten erst als Folgen der vor dem Feinde entstehenden Krankheiten eintreten werden. Darum wird auch weiterhin gewissenhaft hausgehalten werden müssen. Immerhin erlaubt die gegenwärtige Lage vielen Krankenkassen, auch die freiwilligen Mehrleistungen über die 26. Woche nach Eintritt der Krankheit sowie Familienhilfe und Mehrleistungen an Wöchnerinnen zu gewähren. — Wichtige Mehrleistungen an Wöchnerinnenhilfe haben der Bundesrat und Reichstag beschlossen. Die Frauen versicherter Kriegsteilnehmer erhalten bei der Entbindung und für die Zeit nach dieser außerordentliche Unterstützungen aus Reichsmitteln in Form von Hebammen- oder ärztlicher Hilfe sowie Wochen- und Stillgeld. Diese Wochenhilfe wird auch dann gewährt, wenn der Ehemann bei Eintritt in den Kriegsdienst sich nicht weiter versichert hat. Auch bei Versicherten weiblicher Personen, deren Ehemänner sich im Felde befinden, können die Kassen — aber auf ihre Rechnung — jene Wochenhilfe gewähren. Diese im Interesse der Allgemeinheit zu begrüßende Vorsorge für das kommende Geschlecht wird den an der Fürsorge für die Familie durch den Krieg behinderten Vätern ein neuer beruhigender Beweis

der dankbaren Anerkennung ihres Opfermutes sein. Im Sinne dieser zeitgemäßen Vermehrung der sozialen Maßnahmen durch den Gesetzgeber haben die Versicherungsträger schon alsbald nach Ausbruch des Krieges aus sich heraus zu außergewöhnlichen Mitteln gegriffen, um in dem gewaltigen Ringen des Vaterlandes durch besondere Fürsorge für die Hilfsbedürftigen, durch Bereitstellung ihrer Einrichtungen für Kriegszwecke und zur Stärkung der Finanzkraft des Reichs beizutragen. So haben beispielsweise die Versicherungsanstalten über 100 Millionen Mark für die Kriegswohlfahrtspflege bereitgestellt. Davon sind für 1 Million Mark warme Unterkleider für die Truppen beschafft und 1$^1/_2$ Millionen Mark dem Roten Kreuz zugewendet worden. Gleich hohe Summen sind zu Dankes- und Ehrengaben für Hinterbliebene der Gefallenen und zur Verhinderung des Verfalls der Ansprüche aus der Arbeiterversicherung und aus Lebens- und Volksversicherung bestimmt. 200 Millionen sollen als Darlehen zu günstigen Bedingungen an bedrängte Kreise und Gemeinden usw. dienen. Auch die durch den Krieg hart betroffenen Versicherungsanstalten Ostpreußen und Elsaß-Lothringen werden durch Darlehen anderer Versicherungsanstalten Beihilfen erhalten. Schon nach dem Gesetz haben die Versicherungsträger einen Mindestteil ihres Vermögens in Reichs- und Staatsanleihen anzulegen. Das ist in Höhe von ca. 560 Millionen Mark geschehen. In den beiden Kriegsanleihen haben die Berufsgenossenschaften und Landesversicherungsanstalten 353 Millionen angelegt und dadurch die Finanzkraft des Reichs unmittelbar gestärkt. Hierzu treten die ebenfalls beträchtlichen Zeichnungen vieler Krankenkassen. Auch zur Einschränkung der durch den Krieg veranlaßten Arbeitslosigkeit und deren wirtschaftlichen Folgen werden Versicherte unterstützt, wenn sie bisher ihre Angehörigen aus ihrem Arbeitsverdienst ganz oder überwiegend unterhalten haben. Soweit es ohne Schädigung der überwiegenden Interessen der Versicherten geschehen kann, sind in den Krankenhäusern und Heilstätten der Versicherungsträger Tausende von Betten für die Unterbringung der Verwundeten zur Verfügung gestellt, deren Behandlung die Anstaltsärzte übernehmen. Die Versicherungsträger haben ein besonderes Interesse an der bestmöglichen Heilung der verwundeten oder im Felde erkrankten Krieger, denn nach ihrer Entlassung aus dem Militärverhältnis werden sie vielfach über die Leistungen der Militärverwaltung hinaus mit Rentenanträgen angegangen werden. Abgesehen davon sind sie sich der allgemein vaterländischen Pflicht bewußt, für die Wiederherstellung derer nach Kräften zu sorgen, die in heldenhaftem Opfermut für die Verteidigung der Heimat ihre Gesundheit geopfert haben. Es ist deshalb mit der Militärverwaltung vereinbart worden, daß die Militärsanitätsbehörden den Versicherungsträger zur Mitarbeit bei der Durchführung der Heilbehandlung innerhalb ihres Interessenkreises heranziehen. Eine weitere Mitarbeit dürfte insbesondere der Berufsgenossenschaft bei der Unterbringung der Kriegsinvaliden in möglichst gesicherte Lebensstellungen nach Abschluß des Heilverfahrens erwachsen. Sie

wird die Aufgabe haben, auf die in ihr vereinigten Berufsgenossen in ihrer Eigenschaft als Betriebsunternehmer dahin einzuwirken, daß sie möglichst nachsichtig und entgegenkommend Invalide in ihren Betrieben beschäftigen, damit sie den zum Lebensunterhalt erforderlichen Zuschuß zu ihrer Militärrente als nützliche Glieder der wirtschaftlichen Gemeinschaft erwerben können. Es ist zu hoffen, daß die deutschen Unternehmer auch dieser ehrenvollen und wichtigen Aufgabe ihre Hilfe nicht versagen werden.

Daß der Krieg außerordentlich hohe Anforderungen an die Versicherungsträger stellt, liegt hiernach auf der Hand. So günstig sich die Einnahmen bei den für Kriegszwecke arbeitenden Industrien stellen, so erheblich ist ihr Rückgang in anderen Gewerbszweigen und einzelnen Landesteilen infolge Darniederliegens des Wirtschaftslebens. Aber auch in solchen Fällen wird es an Mitteln zum Durchhalten nicht fehlen. Die Krankenkassen können nach den vorstehend erwähnten Maßnahmen zugunsten ihrer Leistungsfähigkeit im allgemeinen als gesichert gelten. Die Berufsgenossenschaften werden erforderlichenfalls auf ihre Rücklagen (Reservefonds) zurückgreifen können, oder sich durch Verpfändungen ihrer Wertpapiere und durch Anleihen helfen. Da der Kreis der Versicherten bei allen Zweigen der Versicherung großenteils derselbe ist, sind auch Darlehen der gutgestellten Versicherungsträger an notleidende gesetzlich zulässig. Denn solche Darlehen kommen im wesentlichen denselben Versicherten auf anderem Gebiete zugute. Auch die Zusammenlegung notleidender Genossenschaften mit bessergestellten kann in Frage kommen. Für leistungsfähige Berufsgenossenschaften haben in letzter Linie Staat und Reich einzutreten. Bei den Landesversicherungsanstalten ist ein gewisser Ausgleich der Lasten schon gesetzlich vorgesehen. Insbesondere sind gerade die Rentensteigerungen infolge des Militärdienstes von allen Anstalten gemeinsam zu tragen. Bei Leistungsunfähigkeit haftet der Gemeindeverband, für dessen Bezirk die Anstalt errichtet ist, bei dessen Unvermögen der Staat. Das Gesetz läßt eine freiwillige Rückversicherung zu. Sie könnte zweckentsprechend ausgebaut werden. Im Falle eines glücklichen Ausganges des Krieges kämen auch Zuwendungen aus der Kriegsentschädigung an notleidende Versicherungsträger in Betracht.

Überblickt man hiernach das bisherige Wirken der Versicherungsträger, so wird ihnen die Anerkennung nicht versagt werden können, daß sie das von Kaiser Wilhelm I. hochherzig begonnene und von Kaiser Wilhelm II. ausgebaute große soziale Werk der Arbeiterfürsorge an ihrem Teile pflichtbewußt und erfolgreich zum Segen Deutschlands durchgeführt haben. Erhaltung und Festigung der Gesundheit des Volkes, Stärkung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiterschaft und Förderung des sozialen Friedens sind die unschätzbaren Beiträge der sozialen Versicherung zu der geschlossenen Einigkeit aller Volksschichten Deutschlands gegen die feindlichen Mächte. Gebrochen ist der Geist der starren Verneinung, der lange Zeit Millionen unserer Volksgenossen beherrschte. Und erfreulich bricht das Bekenntnis hervor, wie sehr man sich dadurch gegen das Vaterland versündigt hat.

Ein Organ des deutschen Metallarbeiterverbandes erörtert die Frage, wer die Abneigung des Auslandes gegen Deutschland verschuldet habe. Es kommt zu dem Schluß, daß die ätzende, unsere deutschen Zustände verzerrende und schwarz in schwarz malende Kritik der sozialdemokratischen Presse einen beträchtlichen Teil dazu beigetragen habe. Es bekennt insbesondere, daß in keinem anderen Lande der Welt in den letzten Jahrzehnten der wirtschaftliche, soziale und geistige Fortschritt des arbeitenden Volkes so groß gewesen ist wie in Deutschland. Zahlreiche ähnliche Stimmen aus dem gleichen Lager lassen hoffen, daß diese bessere Erkenntnis, aus der schweren Not der Gegenwart geboren, auch in den kommenden Tagen des blutig erkämpften Friedens nicht völlig untergehen wird. Gewiß sind die inneren wirtschaftlichen Kämpfe, wie v. Vollmar an ein Blatt eines neutralen Staates schreibt, jetzt nur in den Hintergrund getreten und auf eine günstigere Zeit verschoben. Möge es dann aber in jenen Kämpfen wenigstens an der eines großen Volkes würdigen gegenseitigen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, an Achtung des Gegners und wechselseitigem Vertrauen nicht fehlen. Möchten doch auch andere ‚innere Feinde' und Schäden durch die tiefernste Prüfung, die Gottes Hand über uns verhängt hat, geläutert und gemildert werden. Jenes törichte ‚Übermenschentum' mit dem Ideal der Selbstherrlichkeit des einzelnen, die zur Auflösung der menschlichen Gesellschaft führen muß, und den Stärkeren berechtigen soll, die Schwächeren zu vernichten. Jener Individualismus und Subjektivismus, der ohne Scheu vor christlicher Zucht und Sitte ‚sich auslebt', und jene oberflächliche Scheinkultur, die den Gottesglauben und die religiösen Kräfte aus Schule, Jugendpflege und Volk möglichst fernhalten will, und in dem Wahne, der Mensch könne auch ohne Gott und Religion Mensch sein, durch eine allgemeine ‚Humanität' und Ethik ersetzen zu können glaubt.

Muß nicht zur Heimkehr zu Gott mahnen, was wir an Frankreich mit seiner Aufklärung und seinem Unglauben, an Rußland mit seiner in seelenlosen Formen erstarrten Kirche und an dem scheinheiligen England erleben, das mit der Bibel in der Hand und der Lüge im Herzen das Christentum zum Hausknecht seines gierig zusammengerafften Weltgeschäfts gemacht hat. Wäre es endlich denkbar, auf eine Abkehr von jenen konfessionellen und sonstigen Unduldsamkeiten zu hoffen, die unser Vaterland zerfleischen und die, wie ihre Vertreter offen erklären, nur während des Krieges ruhen. Wohl nur, um dann von neuem nach Ausnahmegesetzen gegen Volksgenossen zu trachten, die auch in diesem heiligen Kampfe um die höchsten uns allen gemeinsamen Güter ihr Gut und Blut wiederum getreu auf dem Altare des Vaterlandes opfern. Möge, dem zum Trotz, Gott es fügen, daß aus Blut und Eisen dieses Krieges ein im Innern dauernd geeinigtes und darum wahrhaft größeres Deutschland hervorgeht. ‚Ein starkes, einiges Volk, ohne Klassenhaß und Parteiverbitterung, mit starkem, stolzem Nationalgefühl, ein deutsches Volk, das sich seines Werkes, seiner Kraft und Größe bewußt ist und in seinem sittlichen Wesen auf festem Gottesglauben

und christlicher Gesinnung ruht.' Beim Ausbau dieses neuen Deutschen Reichs wird auch die Sozialpolitik als ein Eck- und Grundstein seiner Festigkeit nicht fehlen. Weitere Ziele und Aufgaben werden ihr gestellt werden. Möge dann ein jeder, der an diesem hehren Werke mitzuarbeiten haben wird, es an Hingabe und Opfersinn nicht fehlen und sich von der Gewißheit leiten lassen, daß der Kampf gegen menschliches Elend das beste Rüstzeug ist im Ringen der Völker um die Vormacht.

Maria

Maria! schönste Frühlings-, schönste Herbsteszeit,
Mai und Oktober sind dir fromm geweiht.
Bei Jugendtanz, bei reifemüdem Schritt
Nimmst du, Maria, still die Zeiten mit.
Wenn Mai, gleich frohem Kind, zeigt Übermut,
Hältst du den Lenz, das Kind, in deiner Hut,
Wenn bald der Sonne Gold am Tag verrinnt,
Wenn leis Vergeh'n sich in den Wiesen spinnt,
Dann richtest du das Jahr, das müde, auf;
Noch einmal lächelt's hold in seinem Lauf.
Die ersten Rosen sammeln wir für dich
Und auch die letzten, wenn der Sommer wich,
Wenn von der Spindel, die er emsig dreht,
Ein Silberfaden durch die Lüfte weht.
Maria, leite sanft auch unsre Zeit,
Vom Lenz zum Herbst gib gnädig uns Geleit.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Kleine Bausteine

Ein Besuch in Czenstochau
Von Johann Georg, Herzog zu Sachsen

Das weithin in der katholischen Welt als Wallfahrtsort bekannte Kloster in Czenstochau war bis zum Kriege in andersgläubigen Kreisen wenig oder nur in einem bedauerlichen Zusammenhang genannt worden. Seitdem es jedoch am 12. August 1914 von deutschen Truppen besetzt worden ist, wurde es viel in den Zeitungen erwähnt, und nachdem der Kaiser ihm einen eingehenden Besuch gewidmet hat, ist es sozusagen in aller Munde. Auch mir war es vergönnt, am 10. und 11. Februar dieses Jahres daselbst zu weilen, als ich unsere Lazarette in Russisch-Polen besichtigte. Bisher war mir das auf keiner Reise möglich gewesen. Czenstochau liegt ja auch ziemlich abseits vom Reiseverkehr. Nur Pilger besuchen es in gewöhnlicher Zeit. Und doch wie sehr lohnt ein Besuch. Vor allem der Kunstfreund kommt dabei ganz auf seine Rechnung.

Czenstochau, wie wir gewohnt sind, den Wallfahrtsort zu nennen, heißt eigentlich nur die Stadt, die nebenbei gesagt, 80 000 Einwohner hat, darunter sehr viele Juden. Das Kloster selbst heißt Jasna Gora, der klare Berg. Seit 1382, wo das Gnadenbild aus der Gegend von Lemberg hierher gebracht wurde, ist es das Nationalheiligtum der Polen. Hunderttausende pilgern alljährlich hierher und finden Trost und Gnade. Auch auf unruhige Tage kann das Kloster zurückblicken, besonders als die Schweden es (1655) vergeblich belagerten. Die Mönche gehören dem Orden der Paulaner an, der im XIII. Jahrhundert durch einen gewissen Eusebius in Ungarn gegründet worden ist. Sie tragen ein weißes Gewand und folgen der Regel des hl. Augustinus. Ihr Patron ist der hl. Einsiedler Paulus. Hier befinden sich dreizehn Mönche, in Krakau noch acht. Bis vor kurzem seien noch welche in Portugal gewesen, wurde mir gesagt. Jetzt gäbe es nur noch diese beiden Klöster.

Das Kloster erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe und beherrscht weithin die flache Gegend. Zwei lange Straßen, aus denen in der Hauptsache die Stadt besteht, würden sich an ihm im rechten Winkel treffen, wenn man sie verlängerte. Von Süden ist der einzige Zugang. Auf dem Platze davor liegen in einem Halbkreise Handlungen von Devotionalien, ähnlich wie in Einsiedeln. Das Torgebäude, durch das man in einem Bogen hinaufgeht, ist wie fast das ganze Kloster im Barockstile (1723) erbaut und wirkt besonders malerisch. Über dem ersten Tore grüßen uns die Madonna und eine Statue des hl. Michael, letztere sowohl beim Betreten als auch beim Verlassen des Klosters. Denn er ist zweimal dargestellt, Rücken an Rücken,

wie man dies manchmal auch an Marienstatuen, besonders in Süddeutschland findet. Sofort stören die Bettler etwas, die uns alle ihre Gebrechen zeigen. Das gemahnt an italienische Wallfahrtsorte. Dann folgt eine Zugbrücke. Ueber dem zweiten Tor ist der letzte König Polens, Stanislaus Poniatowski, im Medaillon dargestellt. Das dritte Tor schmückt das Bild der Mater Dolorosa. Dann folgt noch eine Brücke und ein viertes Tor.

Nun kommt man auf die Umwallung, wo mich in Vertretung des Priors der Pater Romuald Dziemadowitz empfing, als ich am Nachmittag des 10. Februar mit einer Reihe sächsischer Offiziere das Kloster besichtigte. Der Prior ist krank. Der Pater spricht, wenn auch mit ausgesprochen slavischem Akzent, doch ziemlich fließend deutsch. Wir gingen zunächst um die ganze Umwallung, die sich als eine typische des XVII. Jahrhunderts ausweist. Auch der alte Graben ist noch vollständig erhalten. Auf seiner äußeren Seite sind in den letzten Jahren die Stationen des Kreuzweges angebracht worden. Sie sind von dem Warschauer Bildhauer Wielonski, dem Bruder eines Mönches im Kloster, lebensgroß in Bronze ausgeführt und 1913 vollendet worden. Es sind keine Reliefs, sondern Vollfiguren, die sich in köstlichster Weise von der Gegend abheben. Die meisten enthalten nur zwei oder drei Figuren und wirken durch ihre schlichte Größe. Besonders schön und edel ist immer der Heiland aufgefaßt. Sehr schön ist die fünfte Station, wo Christus wunderbar geduldig erscheint. Vielleicht die ergreifendste Darstellung ist aber diejenige, welche darstellt, wie Jesus angenagelt wird. Wie erhaben steht er zwischen den beiden Henkern, die ihn entkleiden. Die letzte Station ist im Gegensatz zu den andern ein Relief, das von unbehauenen Steinen umgeben und von dem Kreuz überragt wird. Es fällt durch diese Ausführung aus der Harmonie mit den übrigen heraus. Das ganze scheint mir ein vorzügliches Werk christlicher Kunst zu sein, das in weiten Kreisen bekannt zu werden verdiente.

Hierauf besuchten wir die Kirche, die im Westen von einem 92 Meter hohen Turme überragt wird. Der Dachreiter und die anderen Türme sind bedeutend niedriger. Der Zutritt erfolgt von Süden, rechts von dem hohen Turme. Die Kirche ist im XVII. Jahrhundert erbaut worden und macht einen eigentümlich schmalen Eindruck. Leider ließ sich die eigentliche Wirkung nicht beurteilen, da die Kirche ganz eingerüstet war. Im Laufe dieses Jahres soll die Renovation beendigt werden. Die Fresken an der Decke und an den Wänden sind 1695 von dem schwedischen Maler Dankwart ausgeführt worden. So weit sie sich bei den Gerüsten beurteilen lassen, sind sie in flotter Barockmanier ausgeführt, nicht besser, nicht schlechter als manche gleichzeitigen. Der Hochaltar ist mit guten Marmorskulpturen geschmückt.

An der Nordseite befindet sich die Gnadenkapelle, die in ihrer Architektur noch auf das XV. Jahrhundert zurückgeht. Das reiche Netzgewölbe spricht dafür. Über dem Altar erblickt man das Gnadenbild. Nach der Überlieferung soll es natürlich von dem hl. Lukas gemalt sein. Und zwar habe dieser dazu die Tischplatte der Mutter Gottes verwendet, die wiederum

der hl. Joseph gezimmert habe, so erzählt mir Pater Romuald. Nachher sei es im Besitz der hl. Helena gewesen. Sicher ist nur, daß es im XIV. Jahrhundert in Belze bei Lemberg, wohin es angeblich als Geschenk eines russischen Fürsten gekommen war, gewesen ist und von da durch den Herzog Wladislaus von Oppeln 1382 hierherkam. Es ist sehr schwer zu beurteilen, da es ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckt ist. Auf Grund einer Kopie und einer Photographie, die mir der Pater schenkte, komme ich zu folgendem Resultate. Das Bild, von dem nur die Gesichter und die Hände von Mutter und Kind zu sehen sind, geht zweifelsohne auf das berühmte Gnadenbild der Hodigitria in Konstantinopel zurück. Leider ist uns dieses ja nicht erhalten. Auch wissen wir nicht das Alter desselben. Das hiesige ist eine, wie mir scheint, gute Wiederholung von etwa 1300, oder frühestens aus dem XIII. Jahrhundert. Damit wird auch die Uebertragung 1382 leicht erklärt. Soweit ich es übersehen kann, ist es eine der ältesten Kopien der Hodigitria, die sich erhalten haben. Ob es in Kiew oder in Konstantinopel angefertigt worden ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. Für ersteres spricht die Nachricht, daß das Bild durch einen russischen Fürsten in die Gegend von Lemberg gekommen ist. Mir will aber doch der Ursprung aus Konstantinopel wahrscheinlicher vorkommen. Es ist auf Zypressenholz gemalt. Das stark nachgedunkelte, aber nicht ursprünglich schwarze Gesicht Mariä zeigt die typischen byzantinischen Züge: große Augen, lange Nase, und kleinen Mund. An der rechten Wange sieht man noch zwei Säbelspuren, die plündernde Edelleute oder, nach anderen Nachrichten, die Hussiten dem Bilde beibrachten. Die rechte Hand liegt vor der Brust, die linke umfaßt das Kind. Auch dieses hat die typischen Züge. Sein gelocktes Haar ist noch zu sehen. Die rechte Hand segnet, die linke umfaßt ein Buch. Vermutlich ist der Mantel Mariä rot, wie sich das fast immer bei der Hodigitria findet. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert ist das Gnadenbild ganz mit Gold, Perlen und Edelsteinen bedeckt worden. Das Gewand, denn von einem solchen kann man sicher sprechen, ist an und für sich ein gutes Werk der damaligen Goldschmiedekunst. Die jetzigen Kronen passen gar nicht dazu. Sie sind, wenn ich recht verstanden habe, ein Geschenk Pius IX. oder X. Die früheren hatte Clemens XI. geschenkt. Der Hintergrund ist auch mit Edelmetall bedeckt. Da erblickt man in Relief links die Dornenkrönung und die Geburt Christi, rechts die Verkündigung und die Geißelung. Darstellungen des Gnadenbildes, die natürlich mehr oder weniger Anspruch auf Genauigkeit haben, findet man überall in Polen in Häusern und sogar an Bäumen. Der Altaraufbau, der das Gnadenbild trägt, ist kunstvoll in Ebenholz geschnitzt und stammt aus dem XVII. Jahrhundert. Auf ihm knien große silberne Engel. Auch das Kruzifix scheint mir ein gutes Werk der Barockkunst. Aber alles ist so mit kleinen und größeren Exvotos beladen, daß man den Kunstwert schwer beurteilen kann. Auch die Wände sind mit solchen bedeckt. Die Lampen, die vor dem Altar hängen, sind zum Teil künstlerisch gut, besonders eine, die Johann Sobieski gestiftet hat.

Die Kapelle ist durch ein Gitter abgeschlossen, daran schließt sich im Westen ein Bau im üppigsten Barockstil.

Nicht weit von der Gnadenkapelle steigt man eine Treppe zur Schatzkammer hinauf. Die Schätze sind recht gut in großen Schränken mit Glasscheiben aufgestellt. Natürlich kann sich die Sammlung nicht mit den großen Kirchenschätzen wie z. B. in Aachen messen. Aber sie enthält vieles, was der Beachtung jedes Kunstfreundes wert ist. Fast ausnahmslos sind es Weihegaben von Polens Königen und Adel. Es ist mir ganz unmöglich, alles aufzuzählen. Ich will nur das erwähnen, was mir besonders bemerkenswert erscheint. Ins Mittelalter gehen die wenigsten Sachen zurück. Erinnerlich sind mir in der Hinsicht nur ein herrliches, spätgotisches Kruzifix und ein ebensolches Reliquiar. Der Pater erzählte, sie seien vom König Sigismund von Polen gefertigt. Ich glaube eher, daß sie Weihegeschenke von ihm sind. Gut sind einige Sachen, die mir als Werke von Augsburger Goldschmieden zwischen 1550 und 1650 erscheinen. Besonders köstlich ist da ein Anhänger, den ich als erstklassige Arbeit bezeichnen möchte. Reizend ist der Reisealtar von Joh. Sobieski, den er auch mit in Wien gehabt hat. Er ist in Ebenholz geschnitzt, die Reliefs daran in Silber getrieben. Das mittlere derselben, die Anbetung der hl. 3 Könige darstellend, hat etwas gelitten. Um so besser erhalten sind die kleineren darum herum. Auch dieses Werk möchte ich für eine deutsche Arbeit halten. Als Sachse freute es mich besonders, das Weihegeschenk meines Ahnen Augusts III. Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen (1733—1763) zu sehen. Es sind dies ein Kruzifix und 10 Apostel in Meißner Porzellan, die er als Ersatz für goldene stiftete, Werke von dem berühmten Bildhauer Kandler. Sie sind ganz weiß und tadellos erhalten. Natürlich ist auch vieles recht geschmacklos da, besonders eine Monstranz in Form eines Palmbaums, an der oben der Rabe das Brot bringt, und unten zwei Löwen stehen. Der Rabe und die Löwen sind die Wappen des Klosters, in Erinnerung an den hl. Einsiedler Paulus. Unbegreiflich ist es, daß die Mönche auch Krücken und ähnliche Gegenstände, die als Exvotos geopfert worden sind, hier in der Schatzkammer untergebracht haben. Endlich sind auch schön gestickte Meßgewänder da. Die meisten stammen aus der Zeit um 1700. Was ich hier von dem Schatz erwähne, ist, wie man sieht, nur ein ganz kleiner Teil. Es wäre sehr zu wünschen, daß einmal eine genaue Aufnahme und Publikation der künstlerisch wertvollen Sachen erfolgte. Vielleicht findet sich nach dem Feldzuge ein Kunsthistoriker, der diese schöne und dankenswerte Aufgabe übernimmt.

Nun sah ich mir noch das Kloster an. Wenige Schritte von der Schatzkammer steigt man eine Treppe in die Höhe und tritt hinter der Gnadenkapelle auf eine Art Balkon. Dort gehen wieder Stufen zu einer offenen Kapelle hinauf. Hier befindet sich eine weit über lebensgroße Kopie des Gnadenbildes, davor ein Altar. An den Stufen stehen große Statuen von musizierenden Engeln. Sie sind in Sandstein und wirken sehr gut. Bei großen Pilgerfahrten wird hier das Pontifikalamt gehalten. Das muß sich herrlich

ausnehmen, besonders wenn sich unten das Volk in Nationaltracht drängt. Am 15. August 1914 hat hier ein großer Feldgottesdienst stattgefunden. Die Aussicht ist von hier aus sehr schön. Man übersieht meilenweit das Land, bis zu den sanften Höhen der Lysa Gora. Freilich gehört Sonnenschein und blauer Himmel dazu, wie ich es an dem Nachmittag hatte.

Dann zeigte mir der Pater seine Zelle. Er hat einen Wohn- und einen Schlafraum. Alles machte einen behaglichen Eindruck. Ein offenes Harmonium mit darauf liegenden Noten bewies mir, daß er die Musik ausübt. Das Kloster hat lange Gänge und viele Treppen. Ueberall ist elektrisches Licht gelegt. Bald soll auch Zentralheizung eingeführt werden. Jetzt ist es eisig kalt. Die Bibliothek ist ein mäßig großer Raum, aber gut und übersichtlich eingerichtet. Ausgelegt sind einige wertvolle Manuskripte. Namentlich fiel mir ein Livre d'heures aus dem XV. Jahrhundert mit gut erhaltenen köstlichen Miniaturen auf. Aber im allgemeinen kann sich die Bibliothek nicht mit den Klosterbibliotheken z. B. Ober- und Niederösterreichs messen. Endlich sahen wir uns noch das Refektorium an. Es ist ein ziemlich großer Raum, wohl von etwa 1600, mit Fresken geschmückt. Für die 13 Mönche ist der Saal entschieden zu groß. Nachdem noch ein Gruppenbild vor dem Eingang aufgenommen worden war, schieden wir von dem Kloster.

Am Morgen des 11. Februar las mir der Pater Romuald die hl. Messe vor dem Gnadenaltar, während der ich die hl. Kommunion empfing. Es betete sich so gut an dieser Stätte. An einer solchen hat man ja immer manches Memento für Angehörige, Freunde und Bekannte anzubringen. Sehr erbaulich war die Frömmigkeit des Volkes. Obwohl es nur Wochentag war, kommunizierten doch weit über 100 Leute, Männer und Frauen. Es folgte hierauf noch eine Messe.

Dann mußte ich zum Frühstück in das Refektorium kommen. Der Pater war da sehr gemütlich und gesprächig. Er erzählte mir unter anderem über die Hochzeit des Königs Sigismund III. von Polen mit der Erzherzogin Constantie, die in diesem Raume 1605 stattgefunden hatte. Zuletzt kamen wir auf den hl. Einsiedler Paulus zu sprechen. Da ließ er mir keine Ruhe, wir mußten noch einmal in die Kirche, um die Kapelle des Heiligen zu besuchen. Sie bietet an und für sich nicht viel Neues. Interessant ist das Bild des Heiligen, das auch zum Teil mit Silber belegt ist. Die Kapelle liegt an der Südseite der Kirche. Daneben sind noch zwei Kapellen übereinander. Zu der oberen führen Stufen hinauf. Hier befindet sich ein zweites Gnadenbild Mariä. Ein polnischer Adeliger, wenn ich recht verstanden habe, ein Sapieha, hat es aus der Kapelle Urbans VIII. in Rom gestohlen, wofür er exkommuniziert wurde. Der Nachfolger des Papstes verzieh ihm aber alles. Das Bild ist mit Ausnahme des Gesichtes und der Hände ganz mit Silber belegt. Es war nicht möglich, es näher anzusehen, da ein Priester an dem Altar gerade die Messe las. Zu der anderen Kapelle führen Stufen hinunter. Hier werden ungezählte Reliquien verehrt.

Dann hieß es von dem Kloster endgültig scheiden. Mit vielem Danke

verabschiedete ich mich von dem Pater. Der Gnadenmutter sandte ich einen Abschiedsgruß. Dankbaren Herzens ging ich von dannen mit der leisen Hoffnung, in künftigen Zeiten den Besuch wiederholen zu können.

Die Erziehung eines Volkes
Von Maria Maresch

Inmitten der ungeheueren Wirren des Weltkrieges, der brandenden Flut der Millionenheere, in denen die einzelne Existenz versinkt, erhebt sich wie ein Leuchtturm in stürmisch bewegter See der große Zielgedanke der Führung des Menschengeschlechtes, der providentiellen Erziehung des Einzelnen, des Volkes und der Menschheit. Wir Deutschen, die wir mitten im Kampfe stehen, können die Leitlinien der Erziehungsarbeit an uns und durch uns heute noch nicht voll erfassen, aber es lebt ein Volk unter uns, das in seiner nationalen Tragik ein Schulbeispiel dieser Führung ist und das heute — wie wir alle fühlen — an einem Wendepunkt seiner Schicksale angelangt ist: das polnische Volk.

Wer dort, wo die polnische Volksseele sich frei entfalten konnte, gelebt hat, wird anerkennen müssen, daß in diesem Volke die schlichteste Herzenseinfalt und religiöse Innigkeit der unteren Schichten sich mit genialer künstlerischer Phantasie und grandiösem Opfersinn paaren. Dennoch wurde diesem hochbegabten Volke das tragische Schicksal zuteil, seine staatliche Selbständigkeit zu verlieren und 1772 teilweise, 1795 vollständig unter drei mächtige Nachbarreiche aufgeteilt zu werden, seine ehrenvolle Selbsterziehung durch eine teilweise sehr harte Fremderziehung ersetzt zu sehen.

Dieses scheinbare Schicksalsrätsel erfährt seine Lösung, wenn wir die innere Entwicklung Polens näher betrachten. In der polnischen Geschichte der Zeit vor der Teilung Polens erkennen wir genau, wie dieses an sich hochbegabte Volk den Mangel an staatenbildender Kraft und erzieherischer Disziplin mit den übrigen slavischen Völkern teilt. Das Polen vor der Teilung hatte seine Kriegshelden, seine Heiligen und seine Dichter; es hatte seine vornehme Hofhaltung, in deren Gefolge der eine große Teil des Volkes als szlachta, Adel — nur den vornehmen Lebensgenuß und die kriegerische Leistung als sein Lebenswerk betrachtete, während der andere bäuerliche Teil des Volkes in starker Abhängigkeit ohne Schulbildung und volkserzieherische Tätigkeit von oben sein Leben dahinbrachte. Der Kitt zwischen den beiden Ständen, der gewerbefleißige und intelligente Mittelstand, der es in den Städten Deutschlands zu so großer Wohlhabenheit brachte, fehlte fast gänzlich; nur die seit Kasimir dem Großen in starker Zahl eingewanderten Juden bildeten als Handelstreibende eine Art Mittelschicht, die aber in einer Zeit ohne sozialpolitische Schutzgesetzgebung durch Wucher sowohl den Adel als auch den Bauernstand stark drückte. Wie stark

diese Klassentradition noch heute auf der Entwicklung des Volkes lastet, merkt man vielleicht am besten in Galizien, wo polnisches Wesen sich am freiesten entwickeln konnte: in ganz verarmten Familien ist das überaus häufige Adelsprädikat immer wieder ein Hindernis, ihre Kinder zu praktischen bürgerlichen Berufen zu erziehen, was eine entsetzliche Überflutung der Gymnasien und Hochschulen mit sich bringt.

Der zahlreiche Adel war auch mit außerordentlichen politischen Rechten ausgestattet. Es ist zu bekannt, welch verhängnisvolle Rolle das liberum veto im polnischen Reichstag spielte, als daß es hier näher ausgeführt zu werden brauchte. Das Bestehen dieser Bestimmung zeugt ebensosehr von dem Idealismus wie von der mangelnden organisatorischen Kraft der Nation, und der Untergang Polens als eines selbständigen Staatswesens erscheint im Lichte der Führung des Menschengeschlechtes weniger als Vergewaltigung durch die Nachbarstaaten denn als providentielle Maßregel, den Mangel an Selbsterziehung durch Fremderziehung zu ersetzen.

Der Weg dieser Fremderziehung war allerdings für Polen hart und dornig. Es fand in Deutschland einen gestrengen Vater, der es aus seinen Träumen riß und vor allem zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit und Disziplin erzog, in Österreich letzten Endes eine nachgiebige Mutter, die ihm im ganzen und großen willfährig war, in Rußland den blutigen Tyrannen, der es in nationaler, politischer, religiöser und wirtschaftlicher Beziehung knechtete. Wenngleich die Nation als solche den Verlust ihrer Selbständigkeit *stets* bitter empfunden hat, so kam es zu blutigen Aufständen doch meist nur dort, wo zugleich das Einzelleben auf das bitterste geschädigt war — im schismatischen Rußland.

In drei großen Aufständen suchte Polen seine Selbständigkeit wiederzuerringen: 1830—31, 1848 und 1863, jedesmal ohne äußeren Erfolg, jedoch unter starker Umgestaltung des inneren geistigen Lebens der Nation. Während vor der endgültigen Aufteilung Polens 1795 der Geist des französischen Klassizismus und Rationalismus das geistige Leben und die Literatur beherrscht hatte, rang sich seit 1795 eine religiöse, patriotische Grundstimmung durch. Die Herrschaft der französischen Theorie verlor an Macht und brach 1820 völlig in sich zusammen und eine neue, herrliche Epoche begann für die polnische Literatur, die im Gegensatz zur früheren ihre Kräfte aus dem reichen Geistesleben Deutschlands schöpfte, aus den Anregungen Herders, Lessings, Schillers und Goethes und diese dennoch national umbildete: die polnische Romantik, der eigentliche Höhepunkt des polnischen Geisteslebens. Neben dem gewaltigen Einfluß der deutschen Romantik, Shakespeares und Ossians, wirkten vor allem auch die bisher verachteten, unerschöpflichen Quellen des eigenen Volkslebens, der Volkspoesie und der Naturdichtung des Mittelalters auf die polnische Romantik.

Das Jahr 1831 leitet einen neuen Abschnitt ein. Nach dem unglücklichen Aufstand der Jahre 1830—31, der mit der Niederlage bei Ostrolenka und der Besetzung Warschaus endete, erstarkte der vaterländische Geist, der

die Aufhebung der Konstitution in Russisch-Polen mit einer Massenauswanderung nach Frankreich beantwortete, wo bald eine mystisch-politische Schule entstand, welche die Schicksale Polens im Sinne des ‚Messianismus' ausdeutete. Polen war nach der Lehre Towiańskis als ‚Christus der Nationen' unschuldig gemartert und gekreuzigt worden, um die Menschheit zu Gott zu bekehren; es sollte wie Christus auferstehen, um die Welt zu erlösen. Die beiden größten Dichter Polens, die Romantiker Adam Mickiewicz (1798 bis 1855) und Julius Slowacki (1809—1849) standen in der letzten Zeit ihres Lebens im Banne des politischen Messianismus, während der dritte im Bunde, der große Romantiker Graf Siegmund Krasinski (1812—1859) in seinen ‚Psalmen' die Rettung des Einzelmenschen und der Nation aus der geistigen Auferstehung in Gott verkündete. In ihm rang sich bereits die religiöse Renaissance durch, an der die Apostel der Pariser polnischen Emigranten, vor allem der Ingenieur Janski, gearbeitet hatten.

Voll innerer Verbitterung, voll Verzweiflung an Gottes Gerechtigkeit waren Zehntausende von Polen nach dem unglücklichen Ausgang des Aufstandes 1830—31 nach Frankreich geflohen. Der Name Gottes durfte unter ihnen nicht einmal genannt werden. Aber in einigen rang sich der Büßergeist durch. Ein Janski, ein Hieronymus Kajsiewicz, ein Semenenko erkannten, daß Polen für seine eigene Schuld litt, und predigten den Emigranten die Gerechtigkeit Gottes. Sie gründeten 1842 eine geistliche Kongregation von religiös-politischer Mission, und legten sich den vielsagenden Namen ‚Resurrectionisten' bei. Als Prediger der Gerechtigkeit Gottes und der Buße nahmen sie den Kampf mit dem ‚Messianismus' der Sekte Towiańskis auf und arbeiteten für die Reinerhaltung katholischen Lebens sowohl unter den Emigranten als auch in Galizien und Amerika.

Das Jahr 1848 endete die Emigration. Von da ab versuchte die Intelligenz Polens wieder, auf heimischem Boden ihr geistiges Leben zu entwickeln. Aber noch einmal brach leidenschaftlich das Freiheitsgefühl durch, und ohne weitere Vorbereitung versuchten die Bewohner Russisch-Polens 1863 einen neuerlichen Aufstand gegen ihren Unterdrücker, der mit einer schrecklichen Niederlage endete und zum Verlust der letzten Reste von Autonomie führte. Damit war die messianistische Hoffnung zerstört, die ohne persönliche Vorbereitung, ohne organisatorische und wirtschaftliche Arbeit die Wiederauferstehung Polens erhofft hatte. Krasinski hatte recht behalten, der in seinem ‚Psalm des guten Willens' seinem Volke zugerufen hatte: ‚Ohne unsere Mitarbeit kann Gott uns nicht retten.' Nun sahen die weiten Kreise der Bevölkerung ein, daß politische Freiheit der Lohn mühevoller innerer Arbeit sei, und begannen seit dem Jahre 1863 auf allen Gebieten des volkswirtschaftlichen, kulturellen, geistigen Lebens eine rege Tätigkeit. Auf den Erfahrungen des Jahres 1863 ruhte von nun an die ganze innere Arbeit und Erstarkung der polnischen Nation und, als im September 1913 in Lemberg feierlich die Fünfzigjahrfeier des Aufstandes begangen wurde und die in den Verbänden der ‚Skauts' und ‚Sokól' militärisch organisierte Jung-

mannschaft und Männerwelt den weißhaarigen überlebenden Veteranen des Aufstandes huldigte, da klang aus allen Reden der eine Ton durch: Das hochherzigste Opfer des Einzelnen ist sinnlos, wenn es nicht gebunden ist in der starken Disziplin der Gesamtheit, wenn es nicht vorbereitet ist durch die zielvolle organisatorische Erziehungsarbeit der Jahrzehnte.

Aus diesem Geist sind in Galizien, Posen und geheim auch in Russisch-Polen jene nationalen Organisationen entstanden, deren charakteristischste die Jugendorganisation der Skauts und die Männerorganisation der Sokól sind, aus denen Galizien jetzt seine ‚polnischen Legionen' gebildet hat, die an der Seite der österreichisch-ungarischen Heere kämpfen. Der Zielgedanke dieser Organisationen ist es, die wehrfähige Mannschaft zum Krieger und zugleich zum Bürger zu erziehen. In der Jugendorganisation ist überdies das religiös-ethische Moment stark ausgeprägt; der Skaut muß ein sittlich reines Leben führen, darf nicht lügen, nicht rauchen, keinen Alkohol genießen. Der Zielgedanke seines Lebens muß es sein, ‚sich für das Vaterland zu opfern', das Interesse der Gesamtheit über sein eigenes Wohlergehen zu stellen, im Gegensatz zu der in jedem Polen schlummernden Überschätzung der eigenen Individualität sich in das Ganze einzugliedern. In diesen Gedankenkreisen ist ein großer Teil der polnischen Jugend seit Jahrzehnten erzogen worden. Der Geist der Disziplin und Solidarität, der in diesen Vereinigungen zum Ausdruck kommt, ist nicht zum wenigsten auf den erzieherischen Einfluß des deutschen Geistes zurückzuführen. Und was immer in der polnischen Volksseele an Großem und Edlem schlummerte, die spontane Opferfreudigkeit, das reiche Phantasieleben, das zerflattert nicht mehr in eigenwilliger Betätigung, sondern fließt, zu reichem Strom gesammelt, gebändigt einher, die Quellen der menschlichen Kultur zu speisen.

Ungeziefer in russischen Feldzügen
Von Paul Holzhausen

Ein unsauberes Kapitel; aber selbst das Häßliche kann nach Lessing ästhetisch wirken — mindestens im Kontrast gegen das Schöne.

Auch der Hochgebildete ist den menschlichsten Menschlichkeiten unterworfen. Vor allem auf Reisen und noch mehr im Kriege. Vor vielen Jahren hat mir einmal Adolf Bastian, der verstorbene Ethnograph und Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde — der berühmte kleine Bastian — eine recht drastische Beschreibung von seinem Aussehen auf einer seiner Orientfahrten gemacht: die Nähte weiß von Läusen — der Kleiderlaus (Pediculus vestimenti Burm.). ‚Man konnte sie mit den Händen aus dem Waffenrock herausgreifen,' erzählte mir über diese Tiere auch ein alter Mitkämpfer von 1870/71, der die Gefechte gegen die Loirearmee mitgemacht hatte. Das war also in Frankreich. Dieser Tage habe

ich auch den Brief eines befreundeten Mediziners gelesen, in Cortemark, zehn Kilometer von Dixmuiden, geschrieben, wo der Jünger des Hippokrates als ‚Lausedirektor' angestellt ist. Man muß ihm recht geben, wenn er seinen Posten ohne Scherz als einen sehr ‚ehrenvollen' bezeichnet. Denn die Aufgabe, den Kulturmenschen von dieser — vielleicht der scheußlichsten — Plage im Kriege zu befreien, ist nicht gering einzuschätzen.

Schon wer in Italien reist, vor allem wer vor zwanzig, dreißig Jahren in diesem gesegneten Lande fern von der Ferrovia, der Eisenbahn, umherstreifte, hatte manches nächtliche Abenteuer der unangenehmsten Art zu bestehen, in denen Fenchelöl und Insektenpulver die wirksamsten Helfer im Streite waren. Denn wo der germanische Einfluß aufhört — nach Süden zu also in Welschtirol — fängt die Unreinlichkeit an, und von dieser unzertrennlich ist die niedere Tierwelt, von der wir hier reden.

Als das klassische Land des Ungeziefers aber gilt für den Europäer doch Rußland, wie man sich denn auch den Kosaken nicht anders als mit Läusen bedeckt vorstellen kann. Als das klassische Jahr der mit dieser Plage zusammenhängenden Leiden hat bisher immer das Jahr 1812 gegolten, und so wird es denn erlaubt sein, aus diesem ein paar Beispiele anzuführen, um zu zeigen, was der Mensch, besonders zur Kriegszeit, in dem ungastlichen Lande von jener Plage auszustehen hat, die schon in den Büchern Moses eine bekannte Rolle spielt:

Schon auf dem Hinmarsch nach Moskau hatten die Krieger der großen Armee Napoleons von allen Arten des Ungeziefers zu leiden: neben den Läusen von Flöhen, Wanzen, Kakerlaken und Schwabenkäfern, die in den Wohnhäusern Polens in solchen Mengen auftraten, daß ein großer Teil der Offiziere und Soldaten vorzog, in Scheunen und Ställen oder auf freiem Felde zu schlafen. Sogar den an das Übel gewohnten Landesbewohnern wurde der Aufenthalt in ihren Häusern oft unerträglich. Der kurhessische Major v. Loßberg erzählt: ‚Wenn es der Bauer in seiner Wohnung nicht mehr vor Ungeziefer aushalten kann, verläßt er sie und baut sich in einiger Entfernung eine neue. Wehe aber dem Wanderer, der in einer so verlassenen Wohnung Schutz vor Wind und Wetter sucht oder hier zu übernachten denkt!' Ein bayerischer Offizier, dessen Erinnerungen aus dem russischen Feldzuge bei Gelegenheit der hundertjährigen Wiederkehr von 1812 von einem seiner Nachkommen aufs neue veröffentlicht wurden, Friedrich von Furtenbach, klagt besonders über die Schwaben, die er aber nicht in Polen, sondern erst im eigentlichen Rußland in großen Mengen vorfindet. Er sucht sich deren Auftreten aus den dortigen Rauchstuben zu erklären, dann auch aus der Tatsache, daß die meisten Häuser von Birken- und Espenholz erbaut sind, während zu den polnischen vorzugsweise Tannen- und Kiefernholz verwendet wird. Diese unangenehmen Käfer waren so zahlreich, daß man ‚mit einem angezündeten Span ihrer 100 auf einmal verbrennen kann'. Die Bayern kamen später größtenteils an die Düna. Dort stellte sich ein anderes Insekt ein: Myriaden von Fliegen, die den Leuten in solchen Mengen in das Essen fielen, daß man,

wie ein bayerischer Artilleriehauptmann meldet, ‚kaum einen Löffel Suppe genießen konnte, ohne einige dieser Tiere mitzuverschlingen‘.

Die gräßlichste Plage aber blieben nach wie vor die widerlichen Insekten, die ein Franzose einem sächsischen Husarenunteroffizier mit den Worten beschrieb: ‚Sind sich kleine Tier, nicht von die hopp, hopp, sondern von die doucement marschier,‘ d. h. die Läuse.

Unter den legendarischen Leiden des Rückzugs von Moskau nimmt die Läuseplage eine der ersten Stellen ein. ‚Alle erlebten Schrecknisse des Rückzugs‘, schreibt ein preußischer Reitersmann, der in der großen Armee nach der Zarenstadt gezogen ist, ‚hat die Zeit verbleicht, aber die Erinnerungen an jene überstandenen Qualen lassen sich nicht verwischen.‘ Bei der gänzlichen physischen Vernachlässigung der vom Feinde Verfolgten mußte dieses Übel einen Umfang annehmen, wie kaum irgendwann und irgendwo zuvor. Selbst die höchsten Würdenträger des unglücklichen Heeres, die auch in der Zeit der größten Entbehrungen noch immer Mittel fanden, um sich vor Kälte und Hunger einigermaßen zu schützen — vor den Läusen konnten auch sie den Körper nicht bergen. Der württembergische Regimentsarzt Roos, dessen Memoiren ich vor einigen Jahren herausgegeben habe*, erzählt von seinem Kommandeur: ‚Sogar der Graf von Scheler fand sich hier den andern gleich und machte bei Entdeckung von Ungeziefer in seiner Wäsche die Bemerkung, daß in diesem Kriege der Obergeneral dem Tambour und dem Trainsoldaten in dieser Beziehung gleichstehe.‘ Auch vor Majestät Napoleons Bettlaken machten die ekelhaften Kriechtiere nicht Halt. Der kaiserliche Kammerdiener Constant weiß davon zu erzählen.

Eine besondere Tücke des Schicksals aber wollte, daß das Ungeziefer den von so vielen Leiden heimgesuchten Teilnehmern an dem Feldzuge auch die kurzen Stunden der Erholung in den Nächten verdarb. ‚Am Tage beschäftigt und in anhaltender Bewegung, fühlte man den ganzen Umfang des Übels nicht,‘ sagt der vorhin erwähnte preußische Reiter, ‚aber sobald man sich zum Schlafen niederlegte, begann ein Kriechen, Stechen und Brennen am ganzen Körper, welche Pein den Armen zwang, die Kleider aufzureißen und sich durch Kratzen Linderung zu verschaffen . . . Es war ein gieriger Drang, dem man durchaus nicht widerstehen konnte, sich, sobald Jucken und Stechen überhand nahmen, so lange zu kratzen, bis Blut und Haut die Nägel bedeckten und die gerissenen Wunden so tief wurden, daß der Schmerz das Übergewicht behielt.‘ Auch ein Mann von höherer Bildung, der französische General Griois, berichtet, daß er sich einmal beim Scheuern einen großen Fetzen Haut aus dem Nacken gerissen habe.

Alle Versuche, sich der Peiniger zu entledigen, mußten bis zur Ankunft in wirtlichere Gegenden verschoben werden. Erst bei der Rückkehr auf deutschen Boden war es möglich, gründliche Reinigungen vorzunehmen.

* Mit Napoleon in Rußland, Stuttgart (Lutz), 1.—4. Aufl., 1911 ff., franz. Ausg. von dem Oberstleutnant Buat, Paris 1913.

Manch komisches Intermezzo ist dabei untergelaufen. Einem württembergischen Offizier, von Martens, schickten seine Quartiergeber frische Wäsche ins Zimmer, ‚die er mit unbeschreiblicher Wollust anzog‘. Den Sergeanten Bourgogne, den auch bei uns in Deutschland sehr bekannt gewordenen originellen Memoirenschreiber, ließ eine Elbingerin durch ihre rüstige Dienstmagd mit einem Frieslappen im Bade abreiben. Noch drastischer war das Verfahren einer ehrsamen Schneiderfamilie in Sachsen, in deren Hause zwei aus Rußland zurückkehrende Bayern einkehrten. Die Leute mußten sich ausziehen, die Hemden flogen in einen Zuber voll kochenden Wassers; das Schneiderlein aber fuhr mit heißem Bügeleisen über die Uniformstücke: ‚Das bekam den russischen Untertanen nicht gut; es war ein wahres Rottenfeuer, wie ihnen das Bügeleisen über den Leib fuhr.‘

Am schlimmsten daran aber waren die Unglücklichen, die in die Gefangenschaft der unsauberen Feinde gerieten und in den russischen Hospitälern neben tausend andern Leiden, Entbehrungen und Mißhandlungen auch das schauerliche Ungeziefer mit in den Kauf nehmen mußten. In den Pesthöhlen der Wilnaer Lazarette kroch es die Wände hinauf und hernieder. Ein junger Leutnant in württembergischen Diensten, ein Freiherr von Soden, will erlebt haben, daß zwei deutsche Kameraden von den Läusen buchstäblich ‚aufgefressen‘ wurden.

Solche Fälle waren wohl verhältnismäßig selten; aber ein anderer furchtbarer Feind trat im Bunde mit der Läusepest in den russischen Spitälern auf. Man hat sie bei dem damaligen Stande der medizinischen Wissenschaft nicht völlig zu erklären gewußt, die ungeheure über den Begriff alles Epidemischen hinausgehende Verbreitung des Hospitalfiebers (Flecktyphus) in den Lazaretten. Ihren Höhepunkt erreichte sie wieder in Wilna: nach einem von der Hand eines Augenzeugen, des Obersten v. Seeger, angefertigten amtlichen Verzeichnisse starben von 389 württembergischen Soldaten in vier Wochen 314. In und um Wilna aber wurden im Winter des Jahres 1812/13 im ganzen an die 70 000 Menschen bestattet.*

Heute weiß man, daß die Kleiderlaus bei der Übertragung ansteckender Krankheiten, vor allem des Flecktyphus, gefährliche Beihilfe leistet. Diese Erkenntnis allein dürfte neben den greulichen Qualen, die das Ungeziefer tapferen Kriegern bereitet, und dem unaussprechlichen Ekel, den es namentlich unter den gebildeten Klassen des Soldatenstandes hervorruft, eine Mahnung sein, die Bestrebungen derer zu unterstützen, die gerade der Bekämpfung dieses Übels im gegenwärtigen Kriege ihre Sorge widmen.

* Über die ‚Leichengreuel in Wilna‘, eines der düstersten Kapitel in der Geschichte des Lazarettwesens, vergl. mein in den letzten Jahren oft genanntes Werk ‚Die Deutschen in Rußland‘, 1.—4. Aufl., Berlin, Morawe & Scheffelt, 1912, franz. Ausg. von dem (jetzt gefallenen) Major Minart, Paris 1914.

Kritik

Syrien und Ägypten / Neue Literatur besprochen von A. Baumstark

Dröhnend fallen um uns die eisernen Würfel eines titanischen Völkerringens, das in der Geschichte der Menschheit nicht seinesgleichen hat. Es sind nicht zuletzt auch die Stammländer der ersten Jugendblüte des Christentums im Orient, Syrien und Ägypten, über deren Schicksal sie entscheiden werden. Wenn in diesen Tagen überhaupt noch eine dem tieffriedlichen Gebiete frühchristlicher Kunstforschung gewidmete literarische Erscheinung beanspruchen darf, eine Beachtung auch in weiteren gebildeten Kreisen unseres Volkes zu finden, so sind in solcher Lage unstreitig die anziehenden Studien, in welchen ein schöngeistiger deutscher Fürstensohn um ein ausgedehnteres und vertiefteres Interesse für die christlichen Denkmäler jener beiden Länder wirbt.

Seine Königliche Hoheit Herzog Johann Georg zu Sachsen ist durch seine Reisen, seine Sammlertätigkeit und eine ebenso rührige als jeden Lärm und jede Aufdringlichkeit vermeidende schriftstellerische Betätigung mehr und mehr in die vorderste Reihe sich mit der Kunstgeschichte des christlichen Ostens befassender Gelehrter eingerückt. Von wertvollen Beiträgen in verschiedenen archäologischen und kunstwissenschaftlichen Zeitschriften abgesehen, folgten einer 1912 erschienenen reich illustrierten Schrift über ‚Das Katharinenkloster am Sinai‘ (Teubner, Leipzig) und seine Kunstschätze noch im nämlichen Jahre die liebenswürdigen ‚Tagebuchblätter aus Nordsyrien‘ (ebenda). Die lebensvolle Schilderung einer vom Verfasser in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Schwester im Herbste 1910 unternommenen Wanderfahrt eröffnet hier auch Fernerstehenden den Blick in die fast märchenhafte Welt altchristlicher Ruinenstädte im Hinterlande des alten Antiochia, über die bislang neben dem grundlegenden Werke H. de Vogüés aus den Jahren 1861—77 (Syrie centrale, architecture civile usw.) nur die voluminösen Veröffentlichungen zweier amerikanischer Expeditionen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts den Fachgelehrten unterrichteten. Ein noch stattlicheres Buch hat nunmehr die ‚Streifzüge durch die Kirchen und Klöster Ägyptens‘ (ebenda) zum Gegenstande, welche der Herzog nach einem ersten, auch dem Nillande schon im Dezember 1910 abgestatteten Besuche vor allem in den drei letzten Monaten des Jahres 1912 durchgeführt hat. Das dort dem Text eingefügte Abbildungsmaterial, dessen hohe Vorzüge in den ‚Tagebuchblättern‘ einigermaßen durch die Kleinheit des Formats beeinträchtigt werden, ist hier am Ende in einem glänzenden Album von nicht weniger als 109 Tafelseiten vereinigt. An die Stelle der Tagebuchform ist eine mehr systematische Darstellungsweise getreten, die den Leser das Niltal aufwärts von Alexandria bis nach Nubien geleitet, um in einem Schlußkapitel sich den Bereicherungen zuzuwenden, die Ägypten für die Privatsammlung des hohen Reisenden geliefert hat. Auch darin bezeichnen die ‚Streifzüge‘ einen bedeutsamen Schritt über die ‚Tagebuchblätter‘ hinaus, daß es dem Verfasser dies-

mal in erheblich größerem Umfange vergönnt war, wertvolles Material der Forschung neu zu erschließen. Aus dem einst von Syriern besiedelten Muttergottes-kloster der Nitrischen Wüste, das dem Britischen Museum und der Vatikana den unschätzbarsten Teil ihrer syrischen Handschriftenbestände geliefert hat, bringt er die erstmalige Veröffentlichung dreier Apsisfresken des 10. Jahrhunderts, die, eine Unterschicht des 8. durchschimmern lassend, als Denkmäler syrischer Monumentalmalerei auf ägyptischer Erde von einzigartiger Bedeutung sind, und eine umfassende Publikation köstlicher, den Altarraum der Klosterkirche umlaufender Stuckornamente. Aus dem oberen Niltale macht er in Wort und Bild mit einer umfangreichen Gemäldeschicht bekannt, welche sich dort in zerfallenden Klöstern und an den Wänden zum christlichen Gotteshause umgewandelt gewesener antiker Tempelhallen findet. Daneben fehlt von den schon bislang erschlossenen Teilen des christlichen Ägyptens— mit Ausnahme des Apollonklosters von Bawit und seiner französischen Ausgrabungen — keine Stelle von nennenswerter Bedeutung in dem prächtigen Buche. Durch die Ruinen der von C. M. Kaufmann aufgedeckten Menasstadt und des von englischen Ausgrabungen unter Quibbels Leitung bloßgelegten Jeremiasklosters bei Sakkarah geleitet es, durch die koptischen Kirchen Alt-Kairos und ein bei der hervorragendsten derselben begründetes junges Museum koptischer Kunst, durch die dem Syrerkloster benachbarten burgartigen Klöster der Natronwüste und durch die Totenstadt der Oase el-Khargeh mit ihren dem Freskenschmuck der römischen Katakomben mehr als ebenbürtigen Malereien, durch das ‚Rote‘ und das ‚Weiße Kloster‘ bei Assiut mit der reichen, spätantiken Architektur ihrer Kirchen und ihren Erinnerungen an die gewaltigste Erscheinung des koptischen Mönchtums und der koptischen Literatur: den heißblütigen Anba Schenudi. Mit den Lebensregeln des Pachomianischen Klosterwesens wird der Leser vertraut und erlebt an heiliger Stätte das zeremoniöse Gepränge einer liturgischen Feier mit, in der höchstes christliches Altertum zu neuem Leben wiedererwacht zu sein scheint. Als die ehrwürdigen Merkzeichen der einzig großen kirchlichen Vergangenheit des Landes lernt er so die christlichen Monumente Ägyptens verinnerlicht empfinden.

Der Tag wird kommen — weil er kommen muß —, an dem ein durch den endgültigen Sieg der blanken deutschen Waffen der Welt wiedergeschenkter Friede auch dem heute unterbundenen Fremdenstrome nach dem Lande der Pharaonen wieder die Bahn freimacht. Die christliche Ruinenwelt Nordsyriens wird alsdann in einem wirtschaftlich neugeborenen Osmanenreiche in absehbarer Zeit naturgemäß gleichfalls leichter zugänglich werden, als sie es bisher war. Möchten unter jenen günstigeren Verhältnissen einer — wolle Gott! — nicht fernen Zukunft die Bücher Herzog Johann Georgs recht vielen willkommene Führer zum genießenden Verstehen auch einer vom leuchtenden Siegeszeichen des konstantinischen Christusmonogrammes überragten Kunst sein, die für immer völlig im Schatten der altorientalischen, klassischen und islamischen Kunstdenkmäler des gleichen Mutterbodens zu stehen um so weniger verdient, weil immer klarer der Forschung zum Bewußtsein kommende Zusammenhänge organischer Entwicklung sie unter Umgehung von Byzanz mit unserem Eigensten, mit der Kunstblüte unseres abendländischen Mittelalters, verknüpfen!

Hochland-Echo

Positionskrieg und Sittlichkeit

Jeder Krieg — das ist eine alte Erfahrung — bringt für die hinter der Front lebenden Truppen eine erhöhte Versuchung zu sexueller Ungebundenheit mit sich. Da ist es dann nicht verwunderlich, wenn in einem Stellungskampf wie dem gegenwärtigen dieser Umstand mehr als gewöhnlich in die Erscheinung tritt. Alles was vom Standpunkt rein militärischer Zweckmäßigkeit dagegen geschehen kann, ist hygienische Fürsorge und Vorbeugung. Daß in diesen für den Gesundheitszustand des Heeres notwendigen Maßnahmen keine Sanktion dieser Ungebundenheit gelegen ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Dennoch begegnet man zuweilen Äußerungen — selbst in der Presse — die nicht bloß auf ein Verstehen dieser Erscheinungen des Trieblebens, sondern auf deren unverblümte Rechtfertigung und Verteidigung hinauslaufen. Weil von einer Bestrafung, wie sie in Friedenszeiten solche trifft, die sich gewisse Krankheiten durch Liederlichkeit zugezogen haben, im Felde abgesehen wird, sollte man sich dennoch hüten, die Tat an sich so hinzustellen, als ob sie nunmehr moralisch nicht angerechnet oder als gleichgültig behandelt werden dürfte. Es muß als ein grober und taktloser Übergriff vom Standpunkt militärisch-hygienischer Überlegung in das Gebiet der Moral bezeichnet werden, wenn z. B. ein Arzt in einer angesehenen Tageszeitung die Auffassung rühmt, es sei den Truppen zu sagen, sexuelle Freiheiten im Felde könnten nicht als Sünde gelten, und wenn damit zugleich der Anschein erweckt wird, als sei diese Auffassung auch die unserer Heeresleitung. Solchen Gedankenlosigkeiten gegenüber ist es an der Zeit, auch andere als nur hygienische und physiologische Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, wie dies Fr. W. Foerster in einem soeben erschienenen Schriftchen ‚Die deutsche Jugend und der Weltkrieg' (Furche-Verlag, Kassel 1915) wiederholt in hervorragender Weise tut. Die Hauptstelle dieses prächtigen Aufrufs zu Würde und Männlichkeit lautet:

> ‚Nur wer das ungeheure Schicksal dieses Krieges von einem höheren Standpunkte aus erfaßt und verarbeitet, wer alle die übermenschlichen Aufgaben des Tages und der Nacht als Gleichnisse ewiger Aufgaben begreift im Kampfe um das überirdische Ziel, wer die Botschaft des heroischen Lebens bis in ihre letzten innerlichsten Ansprüche durchdenkt und durchlebt — nur der erfährt wirklich Gottes Gegenwart auch im Felde. Und nur er kann darauf rechnen, daß der Krieg nicht die tierischen Instinkte in seiner Natur entfesselt, sondern das Ewige aus den verborgenen Tiefen der Seele herausruft und in Tätigkeit setzt. Was nützt mir das Eiserne Kreuz für Tapferkeit vor dem sichtbaren Feinde, wenn ich mich dem unsichtbaren Feinde unter schimpflichen Bedingungen übergebe? Die christliche Religion fordert die erhabenste und allseitigste Offensiv-

bewegung des menschlichen Willens, sie ist der ewige Tagesbefehl des Geistes an die Natur, sie flüstert uns das heilige „Vorwärts" auch dort noch zu, wo alle Trompeten der Welt zum Rückzug blasen. „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist!"

Die Versuchung zu sexueller Ungebundenheit ist im Kriegsleben wohl stärker als irgendwo. Und ganz besonders im Positionskriege. Die eintönige Mühsal des Schützengrabens, die Abstumpfung des Empfindens für den Wert des Menschenlebens, die tägliche und stündliche Todesbereitschaft — das alles peitscht das Verlangen nach dem sinnlichen Rausch zu scheinbar unüberwindlicher Macht empor. Und doch — gerade der Schützengraben hat wiederum sein geheimnisvolles Antitoxin, nicht bloß für die körperliche Gesundheit. Gerade in der unbeschreiblichen Not des Schmutzes, des Hungerns, der Kälte, der Nässe und der Granaten, da erheben sich in allen edler geborenen Seelen ganz neue und ungeahnte moralische Kräfte und Bedürfnisse; die bloße bürgerliche Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit ist dieser Lebensnot und Seelennot nicht gewachsen. Man muß von einem strahlend reinen Hemde träumen, um es im Schützengrabenhemde auszuhalten — und man muß nach vollkommener sittlicher Reinheit, nach ganz unbefleckter Mannesehre, nach radikaler Abkehr von allem und jedem Schmutz in Worten und Werken streben, um der hundertfachen Übermacht des Dreckes überlegen zu bleiben, der sich in solcher Lebenslage in die Kleider und in die Seele hineindrängt. Das haben mir viele tapfere, starke und leidenschaftliche junge Männer bezeugt. Die Haltlosen gehen da ganz zugrunde — die höher Strebenden erleben Wunder in ihrer Seele. Sie erfahren die Seligkeiten und Verheißungen des „Weltüberwinders" und werden sie nicht wieder preisgeben. Und da sie unbeirrt edler Frauenwürde die Treue halten, so leuchten ihnen selbst in schwerer Manneseinsamkeit alle Sterne und Tröstungen künftiger Liebesgemeinschaft, und wenn sie fallen auf dem Felde der Ehre, so ruhen sie dorten nicht bloß als Hüter deutscher Grenzen, sondern auch als Hüter alter deutscher Keuschheit und reinen deutschen Herdes — bis sie dereinst von Angesicht zu Angesicht schauen, was uns hienieden nur als dunkles Gleichnis gegeben ist.

Ohne religiös-sittliche Vertiefung des männlichen Offensivgeistes hat auch das kriegerische Heldentum keine solide Grundlage im Charakter. Wer noch auf irgendeinem Gebiete Deserteur bleibt, wer noch irgendwo die Waffen streckt und feige die Ehre preisgibt, auf dessen Treue kann auch im Felde nicht unter allen Umständen gerechnet werden. Wer nur in militärischer Beziehung diszipliniert ist, in anderer Richtung aber ungeordneten Begierden die Zügel schießen läßt, dessen Wille zur Disziplin ist noch nicht tief genug gewurzelt, um allen militärischen Eventualitäten gewachsen zu sein. Wer zwar vor der Front getreu ist, aber hinter der Front ohne echtes Verantwortlichkeitsgefühl handelt, dem wird man keinen verlorenen Posten anvertrauen dürfen. Nur ein ganzer Mann ist auch ein zuverlässiger Soldat. Erfasset und verwertet den Krieg als Hochschule für „ganze Männlichkeit", vergeistigt und vertieft das heroische Mannesideal nach allen Seiten — dann bleibt ihr auch im Waffenrock Träger deutschen Geisteslebens und gebt auch dem Kriegsleben tiefere sittliche Kräfte!"

Nur wenn von den Millionen der jetzt im Felde stehenden deutschen Männer recht viele als Sieger auch auf diesem Gebiete männlicher Selbst-

achtung und Selbstbehauptung in die Heimat zurückkehren, dürfen wir mit Prof. Foerster hoffen, daß unser gesundes Volkstum auch die traurige Ära der ‚sexuellen Frage' überwinden und daß künftig nicht mehr der ‚Liebespöbel aller Klassen' bei uns das große Wort führen werde.

Wir stehen auch hier, wie Foerster schließt, noch im Positionskrieg. Möge den besseren Gewalten der Durchbruch gelingen. th.

Händler und Helden

Bereits vor mehr als zehn Jahren, anläßlich einer Würdigung Herbert Spencers, sind in dieser Zeitschrift die krämerhafte Nützlichkeitsphilosophie und das diesseitig beschränkte Wohlfahrtsideal als Kernübel englischer Weltansicht gebrandmarkt worden. Erst heute, im Gefolge der Kriegsereignisse, ist der Gegensatz englischer und deutscher Geistesart allenthalben zu deutlichstem Bewußtsein durchgedrungen; und man muß sich nun eher hüten, jenen Widerspruch und Wertunterschied nicht pharisäerhaft zu übertreiben. Gestehen wir es nur getrost zu, daß bei uns allen jener ‚englische Geist' einer mammonistischen Diesseitsethik bereits tief genug sich eingenistet hatte und nur durch die schmerzhaftesten Erfahrungen und Entsagungen wieder zurückgedämmt und, will's Gott, für geraume Zeit unschädlich gemacht werden konnte. Noch heute müssen wir auf der Hut sein, daß nicht selbst den harten und heilsamen Opfern, die für die Freiheit und Größe des Vaterlandes bereits gebracht sind und noch von uns gefordert werden, durch jene niedrige Krämergesinnung Eintrag geschieht; durch jenen Händlergeist, der alles Verausgabte immer mit reichlichen Zinsen wieder hereingebracht haben will, für den selbst ein Weltkrieg mit all' seinen Heldentaten und Greueln schließlich nur nach den Gesichtspunkten eines guten Geschäftes seine Schlußabrechnung finden muß.

Der Krieg ein nützliches Geschäft oder ein heiliges Gebot, geführt entweder von Händlern oder von Helden, so lautet die unausweichliche Alternative, zu der wir bereits heute innerlich Stellung nehmen und nach der wir alle künftigen Entschlüsse einrichten müssen. Ein siegreiches Deutschland, das nichts anderes erstrebte, als in Englands bisherige Rolle einzurücken, würde die Erfolge seiner Waffen durch die Niederlage seines Geistes wieder zunichte machen. Alle unsere Kämpfe und Siege und Opfer werden erst gerechtfertigt und gekrönt sein, wenn künftig nicht mehr die Gesinnung der Krämer und Händler, sondern der Krieger und Helden bei uns daheim und in aller Welt triumphiert.

Dazu tut not vor allem Selbsteinkehr. Und sie ist vielfältig im Werke auch da, wo man bisher jeder ethischen und religiösen Grundsätzlichkeit sich abhold zeigte. Nicht nur die volkserzieherischen Theoretiker und Praktiker von Beruf erheben mahnend und anfeuernd ihre Stimmen; selbst ein Volkswirtschaftler, wie Werner Sombart, der sich einstens zu dem

ausgesprochen amoralischen ‚Wirtschaftssystem höchster Produktivität‘ bekannte, fordert nun sein Volk zu ‚patriotischen Besinnungen‘ auf, die er ausdrücklich nach dem ethischen Gegensatz ‚Händler und Helden‘ betitelt:*

‚Händler und Held: sie bilden die beiden großen Gegensätze, bilden gleichsam die beiden Pole aller menschlichen Orientierung auf Erden. Der Händler tritt an das Leben heran mit der Frage: was kannst du Leben mir geben? er will nehmen, will für möglichst wenig Gegenleistung möglichst viel für sich eintauschen, will mit dem Leben ein gewinnbringendes Geschäft machen; das macht: er ist arm; der Held tritt ins Leben mit der Frage: was kann ich dir Leben geben? er will schenken, will sich verschwenden, will sich opfern — ohne Gegengabe; das macht: er ist reich. Der Händler spricht nur von „Rechten“, der Held nur von Pflichten, die er hat. Und auch, wenn er seine Pflicht erfüllt hat, fühlt er sich immer noch zu geben geneigt:

„Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug getan.“ (Goethe.)

„Also will es die Art edler Seelen: sie wollen nichts umsonst haben, am wenigsten das Leben.

Wer vom Pöbel ist, der will umsonst leben; wir andern aber, denen das Leben sich gab, — wir sinnen immer darüber, was wir am besten dagegen geben!“

„Das ist euer Durst, selber zu Opfern und Geschenken zu werden: und darum habt ihr den Durst, alle Reichtümer in eure Seele zu häufen . . .“

„. . . ein Grauen ist uns der entartende Sinn, welcher spricht: alles für mich.“

Also sprach wiederum Zarathustra.

Die Tugenden aber des Helden sind die entgegengesetzten des Händlers: sie sind alle positiv, Leben gebend und weckend, es sind „schenkende Tugenden“: Opfermut, Treue, Arglosigkeit, Ehrfurcht, Tapferkeit, Frömmigkeit, Gehorsam, Güte. Es sind kriegerische Tugenden, Tugenden, die ihre volle Entfaltung im Kriege und durch den Krieg erleben, wie denn alles Heldentum erst im Kriege und durch den Krieg zu voller Größe emporwächst.‘

Namentlich in zwei sonst so verschieden gerichteten deutschen Denkern wie Fichte und Nietzsche (Sombart übersieht hier Adam Müller) hat sich im letzten Jahrhundert die schärfste Reaktion gegen den Nützlichkeitsstandpunkt englischer Weltbetrachtung mit allem Nachdruck angekündigt:

‚Deutsches Denken und deutsches Empfinden äußert sich in der einmütigen Ablehnung alles dessen, was auch nur von ferne englischem oder insgesamt westeuropäischem Denken und Empfinden nahe kommt. Mit innerstem Widerwillen, mit Entrüstung, mit Empörung, „mit tiefem Ekel“ hat sich der deutsche Geist gegen die „Ideen des 18. Jahrhunderts“, die englischen Ursprungs waren, erhoben; mit Entschiedenheit hat jeder deutsche Denker, aber auch jeder Deutsche, der deutsch dachte, zu allen Zeiten den Utilitarismus, den Eudämonismus, also alle Nützlichkeits- und Glücks- und Genußphilosophie abgelehnt: darin waren sich die feindlichen Brüder Schopenhauer und Hegel, und Fichte und Nietzsche, waren sich Klassiker und Romantiker, waren sich Potsdamer und Weimaraner, waren sich alte und neue Deutsche einig.‘

* München und Leipzig 1915, Verlag Duncker & Humblot. Kart. M. 1.—.

Dem englischen Händlertum aberkennt Sombart seit Shakespeares Zeiten jede schöpferische Kulturkraft:

‚Kein geistiger Kulturwert kann aus Händlertum erwachsen. Nicht jetzt und nicht in alle Ewigkeit. Aber sie wollen auch keine geistige Kultur. Alle geistigen Werte bedrücken sie. Und deshalb haben sie aus ihrem innersten Wesen zwei Lebensformen geboren, die als Ersatz geistiger Werte dienen können, die aber durch ihre Verallgemeinerung auch dazu verhelfen, den letzten Rest geistigen Lebens aus dem Volke auszumerzen: ich meine den Komfort und den Sport.‘

In der näheren Ausführung dieser Grundgedanken versäumt es Sombart keineswegs, auch der verwandten Entwicklungsgefahr im deutschen Volksleben den Spiegel vorzuhalten:

‚Soviel steht fest: in England war die Menschheit zuerst an der händlerischen Weltanschauung erkrankt. Aber die englische Krankheit hatte dann weiter um sich gegriffen und hatte vor allem auch den deutschen Volkskörper bereits befallen . . . Komfort und Sport waren zu uns herübergekommen.

Nun müssen wir uns aber zum Bewußtsein bringen, daß diese beiden — einzigen! — Erzeugnisse der englischen Händlerkultur wahrer Kultur im allerhöchsten Maß feind und abträglich sind; daß sie geeignet sind, irgendwelche höhere, vornehmere Gesittung von Grund aus zu zerstören; daß sie aber insonderheit aller heldischen, also wahren Kultur deshalb so gefährlich sind, weil sie sich als harmlose Lebensformen einführen, als eine Bereicherung auch des feineren, edleren Lebens, um erst nach einiger Zeit, nachdem sie sich eingebürgert haben, ihren zerstörenden Einfluß auf den Volksorganismus auszuüben.

Komfort bedeutet zunächst nichts anderes als die Verbequemlichung des Lebens. Und daß eine solche harmlos im Grunde ist, und daß wir alle sie unbedenklich und gern annehmen, steht außer Zweifel. Wenn der Ofen nicht raucht und die Fenster gut schließen, so ist das gewiß ein wünschenswerter Zustand. Auch kann man gelten lassen, daß ein hübsch gedeckter Teetisch und ein sauberes Bad Annehmlichkeiten des Daseins sind, die an und für sich keiner vornehmen Lebensauffassung Abtrag zu tun geeignet sind.

Aber ebenso gewiß ist es, daß sie große Gefahren in sich bergen. Schon wenn man anfängt, ihnen irgendwelche Wichtigkeit beizumessen, statt sie als grenzenlos nebensächliche Dinge anzusehen, denen man so wenig wie möglich Zeit und Aufmerksamkeit schenken soll . . .

Nun aber, wenn gar der Komfort anfängt, einen breiten Raum in der Lebensführung und Lebensbewertung einzunehmen, wenn die Einrichtung des Lebens unter dem Gesichtspunkt höchster Behaglichkeit und Annehmlichkeit sozusagen zu einem, wenn nicht zu dem einzigen, Bestandteil der Weltauffassung wird: dann ist er schädlichstes Gift. Dann zerstört der Komfort alle idealistischen Regungen, er zerstört aber auch alle künstlerische Kultur. Unsere Komfortisten verwechseln manchmal künstlerische und kunstgewerbliche Kultur, als welch' letztere ebenfalls mit Komfort sich vereinigen läßt. Aber ein Überwuchern des Kunstgewerbes selbst ist aller bildenden Kunst abträglich . . .

Der Komfortismus als Weltanschauung ist vom Übel, und ein Volk, das von ihm erfüllt wird, wie das englische, ist nicht viel mehr wie ein Haufen

lebender Leichname ... Denn der Komfortismus ist ja nicht eine äußere Gestaltungsform des Daseins, sondern eine bestimmte Art und Weise der Bewertung und Lebensformen. Er steckt nicht in den Gegenständen, sondern im Geiste, und darum kann er sich über reich und arm verbreiten. Er ist aber so grundgefährlich, weil in seinem Erfolge sich andere Werte in die Seelen einschleichen, die diese ins Gemeine hinabzuziehen geeignet sind. Wer das bequeme und behagliche Leben hochschätzt, muß notwendig auch den materiellen Gütern eine hohe Bedeutung beimessen, und wer das tut, muß im Reichtum an materiellen Gütern ebenfalls einen großen Wert erblicken. Womit dann also die Umkehrung aller Werte erreicht wäre, die, wenn sie zu einer allgemeinen Erscheinung im Volke wird, verheerende Wirkung anrichten wird. Wie arg weit wir auf diesem Abwege von aller wahren Kultur vor dem Kriege selbst in Deutschland schon gelangt waren, ist noch deutlich in jedermanns Erinnerung.

Der Sport ist der Zwillingsbruder des Komfort. Er tritt in die Welt mit diesem zusammen. Auch er ist im Grunde und in seinen Anfängen harmlos und erscheint in der Gestalt körperlicher Übungen sogar als ein Freund jedes tüchtigen jungen Menschen. Aber im weiteren Verlauf erweist sich auch der Sport als eine den gesunden Organismus verzehrende Krankheit, wenn er nämlich dazu übergeht, die Stelle anderer, wichtigerer Lebensbetätigungen einzunehmen: wenn er einerseits die kriegerische Übung, andrerseits die geistige Beschäftigung ersetzen will, wie er es in England schon tut, und wie er es in Deutschland vor dem Kriege angefangen hatte zu tun.

Körperliche Übungen in dieser alle übrigen Lebenswerte verdrängenden Form müssen mit Notwendigkeit des Menschen Seele zum Verdorren bringen, müssen ihn geistig verblöden, wie sie ihn körperlich zum Krüppel machen, das heißt zu einem Menschen mit einseitig ausgebildetem Muskel- und Gefäßsystem ...

Der Sport wächst sich ähnlich wie der Komfort zu einer Weltanschauung, zum Sportismus aus, dem gemäß das ganze Leben ein Sport ist oder sich in einzelne Sportakte auflöst.‘

Gerade auch der Sport wird durch die Einführung des Wettunwesens gleichsam zu einer sonntäglichen Fortsetzung der händlerischen Tätigkeit außerhalb des Kontors; der äußere Erfolg, in Gestalt des Rekords ziffernmäßig gebucht, wird ‚zum Zentralwert des Lebens überhaupt‘.

Durch diesen händlerischen Geist, für dessen beginnendes Umsichgreifen auch in Deutschland Sombart manches drastische Beispiel aufweist, wird das ganze Leben zu einem ziellosen Aufhäufen und Steigern veräußerlichter Geschäftigkeit; ein angeekelter Kulturpessimismus lag auch in Deutschland schärferen Beobachtern schon nahe genug:

‚Wir schwärmten für den „Fortschritt“, damit das sinnlose Leben noch weiter gesteigert würde: mehr Reichtum, mehr Rekord, mehr Reklame, mehr Zeitungen, mehr Bücher, mehr Theaterstücke, mehr Bildung, mehr Technik, mehr Komfort. Und der Bedächtige mußte immer wieder fragen: wozu? wozu?‘

Das alles ist nun mit dem Ausbruch des Krieges anders geworden; der alte deutsche Heldengeist hat sich wieder auf sich selbst besonnen:

Was setzen wir jenem Krämerideal entgegen? Gibt es ein Bejahendes,

das sich übereinstimmend in aller deutsch gerichteten Weltanschauung wiederfindet? Ich glaube, ja. Und wenn ich es in einem Satze ausdrücken soll, was es ist, so möchte ich den alten Schifferspruch nennen, der über dem Hause Seefahrt in Bremen eingemeißelt ist und der lautet:

„Navigare necesse, vivere non est"

‚Leben brauchen wir nicht; aber wenn wir leben, so haben wir unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu tun' . . .

Welchen deutschen Mann wir auch um seine Meinung fragen: er wird mit dem Spruche antworten, der über dem Hause Seefahrt in Bremen eingemeißelt ist: der gewöhnliche Mann, der jetzt im Schützengraben für Deutschlands Freiheit kämpft, wie auch die Geister, die uns als Fanale dienen:

‚Es ist nicht nötig, daß ich lebe; wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch zu retten ist.' Friedrich II.

‚Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.' (Goethe.)

‚Was ist das Größte, das ihr erleben könnt? Das ist die Stunde der Verachtung . . . Die Stunde, wo ihr sagt: „Was liegt an meinem Glücke! Es ist Armut und Schmutz und ein erbärmliches Behagen . . ."' (Nietzsche.)

Die heldische Weltauffassung, die auch die idealistische heißen kann, gipfelt in der Geringschätzung des naturalistischen Einzellebens, dessen Beruf sie darin erblickt, sich aufzugeben, aufzuopfern, um ein höheres Leben im Geiste dafür zu gewinnen:

Setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein . . .

So dient jeder der Sache, seinem Werke, einem Überindividuellen und erzeugt damit eine Welt über sich und außer sich. Damit aber das Wirken des einzelnen nicht sinnlos sei, muß es sich in einem höheren Leben zu einer lebendigen Einheit wieder zusammenschließen; aus dem vereinzelten Schaffen des Individuums muß ein Gesamtwerk hervorwachsen, das eigenes Leben hat und das das eigentliche Leben auf der Erde lebt, das eigentlich Wirkliche in dieser Welt ist, während das Einzelleben nur einem Schatten gleicht, der vorüberhuscht. Dieses überindividuelle Leben, für das und in dem der einzelne lebt, stellt sich dar in der Idee des Volkes und Vaterlandes.'

Nur über eines wird sich, trotz seiner Anknüpfung an den späteren Fichte, Sombart nicht klar: über die notwendige religiöse Fundamentierung dieses Vaterlandsidealismus. Die Religion erscheint ihm, wie Nietzsche, einseitig in der verzerrten Gestalt englisch-bigotten Sonntagschristentums. Wer wollte aber leugnen, daß sich auch in der deutschen Christenheit beider Bekenntnisse eine verwandte Scheinheiligkeit einzuschleichen begann, der englische ‚cant'* mit seiner typischen Trennung des Werktagsverhaltens

* Eine scharfsichtige Psychologie dieses ‚cant' gibt Max Scheler im Anhang seines auch sonst höchst lesenswerten, geistreichen Buchs ‚Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg' (Leipzig 1915. Verlag der weißen Bücher. Geb. M. 6.50). Mit den philosophischen und ethischen Verfälschungen des Kriegsgedankens gerade durch den englischen Utilitarismus hält Scheler ironische Abrechnung. Hauptsinn des gegenwärtigen englisch-deutschen Krieges ist ihm dabei nicht unser siegreicher Wettbewerb mit dem Inselvolk, son-

von den Sonntagsgrundsätzen?! So läßt sich Sombarts Mißverständnis immerhin begreifen und auch aus seinen folgenden, fehlgerichteten Worten noch eine ernste Nutzanwendung entnehmen:

‚Können heutigentags religiöse Predigten die Menschen vor dem Versinken im Materialismus retten? Ich zweifele nicht daran, daß dort, wo noch ernster, religiöser Sinn von alters her die Herrschaft hat, in vielen Fällen ein Damm gegen die mammonistische Flut stehengeblieben ist. Aber daß gerade ein strengreligiöses oder, sagen wir lieber, kirchliches Leben nicht vor der Erfüllung mit händlerischem Geiste schützt, dafür liefert ja England, das Stammland dieses Geistes, den besten Beleg. Man kann also sehr wohl jeden Sonntag in die Kirche gehen und doch ein — Händler sein. Nietzsche meinte geradezu: der Engländer sei „als der Gemeinere von beiden, auch frömmer als der Deutsche". Jedenfalls werden die alten Kirchen, wenn sie sich an dem Rettungswerk der modernen Menschen beteiligen wollen, sich der heldischen Elemente ihrer Lehre wieder mehr bewußt werden müssen, damit sie wirklich eine Schutzwehr gegen den eindringenden Kommerzialismus bilden können und werden sich die starken idealen Kräfte zunutze machen müssen, die in der Vaterlandsliebe und der Staatsidee wieder aufgesprungen sind.‘

Diesem letzteren Appell an die heldischen Elemente der christlichen Lehre darf man getrost wieder zustimmen. Sie waren allzeit vorhanden und haben gerade in schwerer Not ihre Kraft immer wieder am fruchtbarsten entfaltet. Auch die Erfahrungen des gegenwärtigen Weltkriegs werden es gewißlich wieder beweisen, daß es für deutschen Heldengeist keinen stärkeren Rückhalt gibt als in der christlichen Wahrheit.

Held und Metaphysiker und homo religiosus leben und wachsen, so schildert es tieferblickend als Sombart Max Scheler in seiner Philosophie des Krieges*, während solcher Zeiten miteinander in uns in die Höhe:

‚Wie auf Stufen läßt der Genius des Krieges seinen Lehrling bis an die Grenze der großen herrlichen religiösen Wahrheit wandeln: die da heißt „Unsterblichkeit", Gewißheit und Sicht auf ewiges Leben! . . .

Das Bild des ganzen, großen, umfänglichen Menschen, von dem der Friede nur eine kleine, graumelierte, mittlere Zone sehen ließ, — das Bild des Menschen, wie er vor Gott steht, die Füße tief im Morast seiner Tierheit, beladen mit den Geschwüren der Erbsünde und seiner eigenen Schuld, und das Haupt im Lichte der Sonne und im Glanze der Sterne, dort und da den Himmel berührend, dies Bild steht jetzt plastisch vor uns. Der Krieg erst ermißt den Umfang, die Spannweite der menschlichen Natur; der Mensch wird sich seiner ganzen Größe, seiner ganzen Kleinheit bewußt.‘ E.

---

dern vielmehr die ‚steigende Erlösung vom Zwang einer Konkurrenz mit England‘. Los von England! — in jeder Hinsicht — ist sein letztes und bestes Wort.

* Im vorgenannten Werke S. 124 ff.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für März 1915*

Im gewöhnlichen Leben pflegt man zu sagen ‚Lügen haben kurze Beine‘, denn die Wahrheit der Tatsachen holt sie meistens rasch ein. Aber im Zeitalter des Fernschreibers und der Druckschriften können sie trotz der kurzen Beine blitzschnell um die ganze Erde laufen und viel seelischen Schaden anrichten, bis ihnen die Aufklärung zwar sicher jedoch langsam nachhinkt. Besonders auffällig tritt dies im gegenwärtigen Kriege hervor, in dem die Briten im alleinigen Besitze der unterseeischen Fernverbindungen sind und die Aufdeckung der Lügen den zeitraubenden Postumweg durch die neutralen Gebiete nehmen muß. Diesen Vorteil nützen jetzt unsere Feinde tüchtig aus, indem sie außer mit ehrlichen Kriegswaffen auch mit Lügen, Verleumdungen und Beschimpfungen kämpfen und dabei erfolgreich mit der Einfalt, auch mit der Dummheit unwissender Volksmengen rechnen. Bei diesen kann sich die Wahrheit nur schwer Zugang verschaffen, bloß zwingende Wucht der Tatsachen öffnet ihr den Weg. Vom Siege unserer Streitmacht hängt deshalb das Durchdringen der Wahrheit ab, wenn wir aber unterliegen sollten, dann würden den Deutschen die Verlästerungen für alle Zeiten ankleben. Ein Zeichen, ja ein Zugeständnis eigener kriegerischer Schwäche ist zwar solch unanständige, niedrige Kampfweise der Gegner. Besonders die heuchlerischen Engländer sind darin Meister, kein Mittel ist ihnen zu schlecht, sie beachten kein Völkerrecht und vergewaltigen die militärisch ohnmächtigen neutralen Staaten, um sie zum Bündnis zu nötigen. Die erst kürzlich vom britischen Minister Grey ausgesprochene Absicht, das Deutsche Reich niederzuwerfen und zu vernichten, zwingt uns zur rücksichtslosesten Kriegsführung. Demnach muß die Niederlage Großbritanniens unser Kriegsziel sein, dazu ist die äußerste Kraftanstrengung nötig. ‚Wir müssen siegen!‘

Vorläufig sind wir aber noch lange nicht so weit. In unabsehbarer Ferne ist der Frieden. Gleichwohl erhoben anfangs März in gemeinsamer Eingabe der Bund der Landwirte, der Deutsche Bauernbund, der Zentralverband deutscher Industrieller, der Bund der Industriellen, der Hansabund und der Reichsdeutsche Mittelstandsverband an den Reichstag einmütig die Forderung, daß die Erörterung der Friedensbedingungen möglichst bald freigegeben werde. Unzweifelhaft liegt diesem wirtschaftlichen Wunsche auch vaterländisches Empfinden zugrunde. Aber dennoch ist lebhaft zu bedauern, selbst wenn man von dem schädlichen Einfluß solcher Erörterung auf die Kriegführung und die Stimmung der noch neutralen Mächte absehen könnte, daß die genannten Verbände, die Millionen von Groß- und Kleinbetrieben umfassen, vor der Eingabe anscheinend keine kriegskundigen Fachleute zu Rate zogen. Denn jene Forderung zeugt von militärischer Unkenntnis der Kriegslage, die vorerst wohl ein Gleichgewicht der beiderseitigen Kräfte, doch noch keine Sicherheit für die Zukunft gibt. Gewiß wird der neue Dreibund schließlich siegen. Immerhin ist ein zeitweiliger Rückschlag nicht vollkommen ausgeschlossen. Jedenfalls ist nicht abzuschätzen, wieviel Zeit

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Februar 1915‘ Hochland, Aprilheft Nr. 7 von 1914/15, Rundschau S. 117—123.

erforderlich sein wird, um die zahlreichen Gegner zum Frieden zu zwingen.

Noch ist der Angriffsgeist der Gegner nicht gebrochen, fast auf allen Kriegsschauplätzen müssen die Streitkräfte des neuen Dreibundes feindliche Vorstöße abwehren. Unbedingt nötig erscheint, den Erfolg des noch in Vorbereitung befindlichen türkischen Vormarsches gegen Suezkanal und Ägypten abzuwarten, denn hier ist die empfindlichste Stelle des großbritannischen Welthandels. Auch der Unterseekrieg gegen die Schiffahrt der britischen Eilande braucht noch Zeit zu voller Wirksamkeit, bis die große Störung der Lebensmittelzufuhr ihren vollen Einfluß auf die dortige Bevölkerung ausüben kann. Bei Annahme dortiger Verpflegsvorräte für mindestens drei Monate wird entscheidende Wirkung kaum vor Ende Juni eintreten, wahrscheinlich erst viel später, denn alle Getreide- und Fleischsendungen vermögen die deutschen Tauchschiffe nicht abzufangen. Man darf daher nur mit einem Erfolg der stetig zunehmenden, schließlich für die britische Bevölkerung unleidlichen Teuerung rechnen, aber niemals auf vollständige Aushungerung Großbritanniens. Aus allen diesen militärischen Gründen wäre jetzt schon eine Erörterung der Friedensbedingungen verfrüht. Mit voller Berechtigung wurde sie deshalb vom deutschen Reichskanzler abgewiesen.

Zunächst wird noch mit äußerster Heftigkeit überall weitergestritten. Größere Kämpfe zur See fanden zwar im 8. Kriegsmonat wie auch im vorhergegangenen seitens der deutschen Flotte nicht statt. Wohl aber entfalteten deren Unterseeboote und Kreuzer wieder eine lebhafte Tätigkeit. Amtliche Mitteilungen über die erzielten Leistungen erfolgten nicht, andere sind unverlässig; immerhin darf man nach Veröffentlichungen neutraler Zeitungen annehmen, daß durchschnittlich täglich mindestens 2—3 britische und französische Handelsschiffe versenkt wurden. Auch einige neutrale Schiffe, die sich mit Banngut in das Kriegsgebiet wagten, wurden von deutschen Seestreitkräften aufgebracht. Ob diese außerdem feindliche Kriegsschiffe zerstörten, ist unsicher; bekannt wurde nur die am 12. März erfolgte Versenkung des britischen Hilfskreuzers ‚Bayano' durch ein deutsches Tauchschiff. Bloß mittelbar läßt sich die Wirksamkeit des Unterseekrieges erkennen aus der wirtschaftlichen Schädigung Großbritanniens besonders auf dem Gebiete des Getreidehandels, wo es bisher maßgebender Weltmarkt war. Nun aber verschoben sich die Verhältnisse zu seinen Ungunsten, indem die Einfuhr ganz erheblich sich minderte, die Getreidepreise stark anzogen und damit den Weltmarkt von England nach Amerika drängten; hier sinkende, dort steigende Preise. Dabei wird durch die andauernde, sich mehrende Teuerung eine große Lohnbewegung der britischen Arbeiter verursacht. Nach englischen Zeitungen trat Ende März eine verschärfende Wendung im Unterseekriege ein durch Verwendung neuer, besonders leistungsfähiger deutscher Tauchschiffe, die größer, schneller und besser gerüstet, auch mit Schrapnellschuß bis auf 3000 Meter (?) wirksam sein sollen. Demnach dürfen wir auf vermehrte Leistungen rechnen. Selbstverständlich kann solche Wirksamkeit nicht ohne Verluste erfolgen. So wurden nach amtlicher Bekanntgabe am 4. März ‚U 8' durch ein britisches Torpedoboot und am 9. März ‚U 12' durch den britischen Zerstörer ‚Ariel' versenkt, die Besatzungen, soweit sie gerettet werden konnten, gefangen.* Nach einer unsicheren französischen Berechnung wären bis 10. März angeblich schon 6 deutsche (ältere) Unterseeboote mit insgesamt 3000 Tonnen und 60 Mann verloren, dagegen 8 britische Kriegsschiffe und 1 russisches

* Während der Drucklegung erfolgte amtliche deutsche Mitteilung, daß das seit dem 26. März überfällige ‚U 29' als verloren anzunehmen ist.

mit zusammen 73000 Tonnen und 3300 Mann versenkt, außerdem 3 französische beschädigt oder versenkt worden. Auf deutscher Seite ist ferner der Verlust des Kreuzers ‚Dresden‘ zu beklagen. Nachdem dieser in dem am 8. Dezember stattgehabten Seekampf bei den Falklandinseln den übermächtigen feindlichen Flotten glücklich entkommen war, mußte er behufs Ausbesserung den neutralen Hafen des chilenischen Eilandes Juan Fernandez aufsuchen, wurde dort am 15. März gegen alles Völkerrecht von britischer Übermacht angegriffen und deshalb von seinem Führer freiwillig versenkt. Ob der erfolgreiche deutsche Hilfskreuzer ‚Prinz Eitel Friedrich‘, der zur zeitkostenden Kesselausbesserung am 11. März den neutralen amerikanischen Hafen Newport-Nowes aufsuchte, ebenfalls verloren ist, war bei Monatsschluß noch nicht bekannt. Endlich ist noch hervorzuheben das erstmalige, zugleich sehr wirksame Zusammenarbeiten deutscher Seestreitkräfte mit dem Landheere am 23. März bei Vertreibung und Verfolgung der in Memel eingedrungenen russischen Truppen. Ist es doch zugleich ein Beweis, daß die deutsche Flotte die Ostsee beherrscht. Mit dem Abgleich der Seekriegsrechnung können die Deutschen zufrieden sein. Nach englischer Veröffentlichung beträgt bis jetzt der Kriegsverlust der britischen Handelsflotte schon 60 Millionen Mark an Schiffen und 90 Millionen an Ladungen; der Gesamtwert der versicherten britischen Schiffe ist 3 Milliarden und der Ladungen 15 Milliarden Mark. Von 45 Schiffahrtsgesellschaften, die unmittelbaren Handel mit Großbritannien unterhalten, wurde nach französischer Quelle auf 40 Verbindungen seit Anfang März der Betrieb bis zu 40 Prozent eingeschränkt.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze blieb im März die Lage unverändert. Heftige Kämpfe ließen zwar die militärischen Kriegsgrenzen an einzelnen Stellen in geringem Maße hin und her schwanken, doch mißlangen den sehr angriffslustigen Gegnern alle Durchbruchsversuche. Besonders hartnäckig und andauernd waren die französischen Angriffe in der Champagne, die schon im Februar begannen und bis Mitte März dauerten, aber trotz ungeheuerer Menschenopfer erfolglos blieben. Auch die britische Armee unternahm am 10. März einen kräftigen, anfänglich erfolgreichen Vorstoß, doch wurde die Fortsetzung von den Deutschen in den nächsten Tagen blutig abgewiesen und das Gleichgewicht mit wirksamen Gegenstößen wiederhergestellt. Ähnlich erging es auf den lothringischen und oberelsäßischen Kampfstätten, wo keine Partei einen entscheidenden Erfolg errang, obwohl Ströme von Blut vergossen wurden. In diesem ‚Stellungskriege‘ halten sich gleich starke Kräfte die Wage, doch sind die Deutschen durch Festhalten des belgischen und französischen Gebietes im Vorteil.

Unverändert blieb die Lage auch auf dem südlichen Kriegsschauplatze, wo keine größeren Heeresbewegungen und demnach auch keine Ereignisse erfolgten. Nur einzelne Geschützkämpfe und Plänkeleien wie auch militärisch einflußlose Würfe von Fliegerbomben kamen vor. Bedeutungslos für den Kriegsverlauf erwiesen sich die inneren Kämpfe in Albanien wie auch ein kurzer Vorstoß der österreichisch-ungarischen Flotte auf den montenegrinischen Hafen Antivari.

Hochbedeutsam sind dagegen die Riesenkämpfe im Osten gegen die Russen. Hier schwebt immer noch die Entscheidung des Landkrieges. Als merkwürdige neue Erscheinung, die bis jetzt in der russischen Kriegsgeschichte unbekannt war, ist die unermüdliche Angriffstätigkeit des Russenheeres hervorzuheben, die bei den Millionen von Kämpfern zu einer unerhörten gegenseitigen Zerfleischung der Menschen führt.

Rücksichtslos treiben die russischen Befehlshaber ihre Truppen vorwärts in das vernichtendste Feuer, nur selten gelingt es dabei, vorübergehend Teilerfolge zu erringen, meist zerschellen die Angriffe, wobei viele Tausende von Toten und Schwerverwundeten zwischen den Kampfstellungen liegen bleiben. Trotz dieser ungeheueren Blutopfer der wochenlang andauernden heftigen Schlachten von nie dagewesener Ausdehnung fiel noch keine Entscheidung, immer werden aus dem Osten neue große Truppenmengen herangeführt: die russischen Soldaten wachsen nach wie ihr Ungeziefer. Aber die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte halten allen Anstürmen gegenüber stand und vermögen trotz ihrer erheblichen Minderzahl immer wieder die Angreifer zurückzuwerfen, wenngleich sie selbst ebenfalls nur schwer vorwärts kommen. Aus der großen Fülle von Tatsachen können wegen Raummangel hier nur die Hauptereignisse hervorgehoben werden.

Erhebliche Fortschritte machte im März die Vertreibung der Russen aus der Bukowina. Dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten gelang es bereits, die österreichisch-russische Grenze zu erreichen und mit Vortruppen in Bessarabien einzudringen, also den linken Flügel der Russen von der rumänischen Nordgrenze abzudrängen. Dagegen ist der größte Teil von Galizien Ende März fortgesetzt in russischer Gewalt, ja durch den am 22. März erfolgten sehr betrübenden vorzeitigen Fall der österreichisch-ungarischen Festung Przemysl fester als bisher. Gilt doch ein Land erst nach Einnahme seiner Festungen für erobert. Noch ist zwar die Festung Krakau und damit Westgalizien in österreichischem Besitz. Heldenhaft verhielt sich die tapfere Besatzung von Przemysl, bis sie nach $4^1/_2$monatlicher Einschließung der Hunger bezwang. Außergewöhnlich große Verluste brachte sie den Belagerern bei, trotz der Entbehrungen hielt sie standhaft aus, sie verdient daher höchste militärische Anerkennung, die ihr auch der Feind nicht versagte. Wenn aber von besonderer Stelle verkündet wurde, daß die Besatzung der ‚Naturgewalt' des Hungers erlag, so dürfte die Schuld doch auch bei der allzugroßen Sparsamkeit der Volksvertretung liegen. Auf den Fortgang des Krieges übte der Verlust der Festung keinen wesentlich merkbaren stofflichen Einfluß aus, denn mit Deckung des strategischen österreichisch-ungarischen Heeresaufmarsches war der Hauptzweck von Przemysl erfüllt. Dagegen war die seelische Einwirkung nicht unbedeutend. Kurz vorher glückte es den russischen Angriffen, die Karpathenstellung einzubiegen und einige Kilometer weit in ungarisches Gebiet einzudringen. Glücklicherweise verhinderten jedoch kräftige Gegenmaßnahmen der Verbündeten den russischen Durchbruch und brachten die Russen wieder zum Halten.

Höchst erfreulich sind die deutschen Erfolge auf dem nördlichen Flügel des Ostheeres. Nach Vernichtung der 10. russischen Armee in der Winterschlacht in Masuren bildeten die Russen sogleich eine neue 10. Armee, die anfangs März gegen die deutschen Stellungen vorrückte. Als beim Gegenangriff ihr rechtes Flügelkorps vollständig umfaßt wurde, wich sie der Schlacht aus und zog sich am 9. März fluchtartig auf ihre Festungen am Bobr zurück. Endlich ist noch der am 18. März begonnene russische Einfall in das ostpreußische Gebiet des Memeler Kreises hervorzuheben. Durch geschickten, raschen Truppeneinsatz und schon erwähnte Mitwirkung deutscher Seestreitkräfte wurde der räuberische Plünderungszug höchst erfolgreich bestraft. Hindenburgs bewegliche Gruppenheerführung bewährte sich auch im 8. Kriegsmonat wieder. An dessen Schlusse ist der Osten des Deutschen Reiches frei von Feinden, wäh-

rend unser Ostheer, soweit nicht Teile von ihm in Galizien und Bukowina unseren Verbündeten beistehen, mit seinen Hauptkräften auf russischem Gebiete kämpft. Im März machten die deutschen Truppen 55 800, die österreichisch-ungarischen mehr als 40 000, zusammen also rund 96 000 russische Gefangene, wodurch der Verlust der Besatzung von Przemysl sich nahezu ausgleicht.

Immer nützlicher und einflußreicher erweist sich die osmanische Bundesgenossenschaft. Denn die türkische Streitmacht bedroht den Suezkanal mit Ägypten, den britisch-russischen Einfluß in Persien, fördert die Gärung in Indien und Marokko, sperrt endlich durch Festhaltung der Meerengen Bosporus und Dardanellen die Schiffahrtsverbindung der Westmächte mit Rußland, das somit wegen gleichzeitiger Beherrschung der Ostsee durch die deutsche Flotte von seinen Verbündeten abgeschnitten ist. Damit aber ist die Türkei für Deutsches Reich und Österreich-Ungarn wertvoller, als es eine andere gleichstarke, doch ungünstiger liegende Militärmacht sein könnte. Vorläufig fielen zwar auf den türkischen Kriegsschauplätzen noch keine Hauptentscheidungen. Für das ausgedehnte Schwarze Meer erweisen sich sowohl die russische wie die osmanische Seemacht zu klein; keine konnte im März ein herrschendes Übergewicht bekommen, jede zeitweise an den gegnerischen Küsten auftauchen und wehrlose Hafenstädte beschießen. Wenn sie einander auch nicht auswichen, so verfehlten sie sich doch in dem weiten Wasserbecken zum entscheidenden Kampfe. Auch zu Lande unterblieb solcher. Im armenischen Kaukasusgebiet fanden wohl verschiedene örtliche Gefechte statt, besonders bei Artwin, doch brachten sie keine Änderung der Kriegslage; noch befinden sich die türkischen Streitkräfte auf russischem Gebiete. In Nordpersien scheint Stillstand zu herrschen, während starke russische Truppen bei Choi sich sammeln. Erfolgreiche, doch für den allgemeinen Kriegsverlauf wenig bedeutsame Kämpfe führten die Türken gegen britische Landungstruppen in Mesopotamien bei Bassorah. Zur Störung des türkischen Vormarsches auf Ägypten schwächlich unternommene britische Landungsversuche an der Medina- und Hedjahs-Küste scheiterten kläglich. Am Suezkanal kam es vorerst bloß zu Gefechten der beiderseitigen Vortruppen; der Aufmarsch der türkischen Angriffsarmee ist wohl noch nicht fertig; erfolglose Beschießungen von Smyrna und anderen mittelländischen Hafenplätzen durch britisch-französische Kriegsschiffe sollte ihn vermutlich verzögern und die Türken zur Kräftezersplitterung verleiten.

Größte Aufmerksamkeit erregte dagegen überall der britisch-französische Dardanellen-Angriff, der schon Mitte Februar begann und im März fortgesetzt wurde. Hatte es doch den Anschein, als ob hier der Brennpunkt des ganzen Krieges wäre. Bei seinem Gelingen wäre nämlich die unmittelbare Verbindung der Dreiverbandmächte hergestellt, dagegen die Türkei von ihren Bundesgenossen abgeschnitten worden. Wegen der militärisch unzureichenden Angriffsvorbereitung, zu der außer den Kampfschiffen die Bereitstellung eines mindestens 300 000 Mann starken Landungsheeres gehörte, hatten kriegskundige Fachleute von Anfang an die Meinung, daß er bloß eine starke Bedrohung sei, um Rußland Entgegenkommen zu zeigen, neutrale Balkan- und Mittelmeermächte zum Anschluß an den Dreiverband zu veranlassen und die Türkei vom Vormarsch auf Ägypten abzuhalten. Die Richtigkeit dieser Vermutung bestätigte der opferreiche Mißerfolg. Nach schweren Schiffs- und Mannschaftsverlusten, sowie jämmerlich gescheiterten Landungsversuchen wurde am 18. März der Angriff aufgegeben, angeblich, um eine Wiederholung in

größerem Maße vorzubereiten. Wahrscheinlich sind aber die bereitgestellten Landungstruppen in Ägypten und anderen Kriegsschauplätzen dringender nötig. Schreitet doch in Asien und Afrika die islamitische Bewegung bedrohlich fort, dort militärische Kräfte bindend, uns entlastend. Auch der erfolgreiche Widerstand der deutschen Schutztruppen in den afrikanischen Niederlassungen kostet viel gegnerische Streitkräfte. Endlich kommt auch noch die scharfe Zuspitzung des japanisch-chinesischen Streites hinzu; beiderseits werden schon Kriegsvorbereitungen getroffen, die Amerika und Großbritannien empfindlich berühren.

Innerhalb des Deutschen Reiches brachte der März wichtige Vorgänge. Durch die vorsorgliche Einführung von Brot- und Mehlkarten wurde erzieherisch auf das Volk gewirkt, mit den wichtigsten, im Frieden oft verschwendeten Lebensmitteln sparsam umzugehen. Willig fügten sich die Stadtbewohner, während die allen Neuerungen schwer zugänglichen Landleute vielfach sich den Beschränkungen entziehen möchten und aus Habsucht Getreide- und Mehlvorräte zu verheimlichen suchen. Durch Aufklärung und Beeinflussung solcher selbstsüchtiger Hartköpfe könnten die Geistlichen großes vaterländisches Verdienst sich erwerben. Hochbedeutsam ist ferner, daß es der deutschen Wissenschaft und Technik gelang, durch Gewinnung von Stickstoff unmittelbar aus der Luft die verhinderte Salpetereinfuhr im Inlande zu ersetzen, außerdem die damit ermöglichte Mengenerzeugung von Hefe als hochwertiges Futtereiweiß zu entdecken und so ein besonders für Pferde ausgezeichnetes Futtermittel herzustellen. Großartig ist endlich der Riesenerfolg der zweiten deutschen Reichsanleihe mit 9,6 Milliarden Mark. Das ist ein ‚goldener Sieg‘, der die ‚Silberkugeln‘ des ‚Gentleman‘ Grey weit hinter sich läßt.

Erhebenden Abschluß des 8. Kriegsmonats bildete die Vorfeier von Bismarcks 100. Geburtsfest. Gerne erinnerten sich alle, daß er das deutsche Volk ‚in den Sattel setzte‘. Reiten lernte es selbst, wie die wirtschaftliche, technische und wissenschaftliche Entwicklung im Frieden bewies und wie es jetzt im Kriege zeigt, indem es in Bismarckschem Sinne die feindliche Überzahl sieghaft abwehrt. Mit dem Deutschen Kaiser danken wir deshalb herzlichst ‚dem eisernen Kanzler in eiserner Zeit‘!

Abgeschlossen 1. April 1915. (M.)

Generalmajor Friedrich Otto.

Geschichte

Über den National-Charakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse in ihren Beziehungen zum Weltkriege hat Hofrat Dr. L. Löwenfeld in München eine lesenswerte, gemeinverständliche Schrift herausgegeben*, das 100. Heft der fesselnden Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. — Nach den Schriftstellern des Altertums nimmt der Verfasser als Nationaleigenschaften der Franzosen an: Wandelbarkeit des Geistes, Neuerungssucht, Freude an Waffen- und äußerlichem Glanze, Eitelkeit, Prahlsucht, Kriegslust, Redegabe und Bestimmbarkeit durch schöne Worte, im Kriege stürmischen Angriff und baldiges Nachlassen der Energie. Durch mancherlei Einflüsse (wie das Auftreten und Schwinden von fremdrassigen Elementen, namentlich dem germanischen) haben sich einige von diesen Eigenschaften mehr, andere weniger entwickelt. Kräftig sind vor allem Eitelkeit, Emotivität und Hang zur Grausamkeit. Treibt irgendeine Ursache eine von ihnen oder mehrere in die Hitze, dann werden sie zu einem Feuer, in dessen Lichte die Vernunft nun leicht alles im Leben einseitig, leidenschaftlich, geblendet

* Bei F. J. Bergmann, Wiesbaden.

beurteilt, woraus die tollsten Handlungen zu entstehen vermögen. Ein Zustand hat sich gebildet, der nicht normal, der vielmehr psychopathisch ist. Der Verfasser ist der Meinung, daß solch eine psychopathia gallica bei den heutigen Franzosen wüte. Er bringt mannigfache Beweise zuerst für das Vorherrschen der Prahlsucht und Grausamkeit, dann für ihre krankhafte Steigerung. Bewirkt wird diese Steigerung durch die Suggestion von Vorstellungen und ihren Schlagworten wie Freiheit, Gleichheit, Ruhm, Nationalehre, Nationalrache. Während und nach der Steigerung beginnt endlich das blinde Walten der zur überwertigen Idee gewordenen Vorstellung. Menschen, die überwertigen Ideen zugänglich sind, müssen eine große Emotivität besitzen und Menschen, die eine überwertige Idee verbreiten, müssen von einer großen Stärke zur Suggestion erfüllt sein. — Als Beispiel der letzteren erwähnt der Verfasser die Jungfrau von Orleans. Die Art, wie er diese Erscheinung behandelt, ist charakteristisch für die Art seiner Beurteilung der Franzosen. Er sieht und bewertet an der Befreierin Frankreichs vom englischen Joche nur jene Eigenschaften, die ihm medizinisch wertvoll erscheinen und kommt zum Urteile oder drängt besser den Leser zu dem Schlusse, daß die Jungfrau unter Halluzinationen gehandelt und an sensoriellem Irresein gelitten habe. Glaubt er damit ihre Erscheinung erklärt oder gewürdigt zu haben? Alle oder sehr viele große Menschen würden nach diesem rein medizinischem Verfahren schon deshalb kranke sein, weil sie in ihrem Denken und Fühlen die Weise des Durchschnittsmenschen überschreiten. Christus selbst würde zum Helden einer Klinik. Im wissenschaftlich medizinischen Rahmen mag es angehen. Aber auch in religiösem? Auch für die vielen Menschen, die keine Ärzte sind? Ich glaube nicht. Ich glaube, daß Halluzination nur ein Name ist, ein Verlegenheitsname, ähnlich wie die Elektrizität einer ist für eine Sache, wovon man nur die Eigenschaften und Wirkungen, und nicht ihren Ursprung und tiefste Wesensart kennt. Es ist ein Wort, wofür die Wissenschaft vielleicht schon bald ein anderes setzen wird, das ihr klarer dünkt. — Wie den Fall der Jungfrau von Orleans, so einseitig behandelt er auch den französischen Nationalcharakter und auch seine Auswüchse im Dreyfusprozesse und in der Racheidee. Nur auf das Wichtigste darf ich hier eingehen. Der Verfasser sieht nur gewisse Seiten der französischen Seele. Diese sieht er sehr klar, was gut ist; er stellt sie aber so dar, als ob sie die wichtigsten und die einzigen wären, was unter den gebildeten Laien, an die er sich ja wendet, große Irrtümer hervorrufen kann. So sagt er von der Eitelkeit und Prahlsucht der Franzosen, daß sie auf Selbstüberschätzung und Mangel an Wahrheitsliebe beruhten. Wenn man nur die Eigenschaften an sich erklärt, so ist das Urteil richtig; es ist wissenschaftlich objektiv. Doch wie, wenn der eitle und prahlsüchtige Mensch sich bewußt ist, prahlsüchtig zu sein, und es nur aus Gewohnheit oder aus Lust bleibt; ja, wenn er weiß, daß er ein schlimmes Laster hat und wenn er trotzdem sich dieses Laster zum Ärger oder zur Erheiterung seiner selbst und anderer bedient? Dann steht er über seiner Sinnlichkeit, er beherrscht sie zwar nicht um sie zu unterdrücken, aber um sie besser auszunützen. Er geht haushälterisch mit ihr um. Er hat mehr Freude daran, sie asketisch zu meistern, als in ihr auf- und unterzugehen. Sie sind keine Leidenschaften, die das ganze Wesen erfüllen; sie sind Vergnügen, die es ergötzend streifen. Prahlsucht und Eitelkeit sind subjektiv verändert. Besonders bei dem Südfranzosen, der von diesen Neigungen viel mehr als der Nordfranzose ergriffen wird. Den Prahlereien der andern glaubt er nur oberflächlich. Auch sie genießt er mehr, als daß er sich von ihnen berauschen ließe. Diese Eigentümlichkeit be-

stimmt natürlich den Charakter der Erscheinungen von Massensuggestion in Frankreich. Mir scheint, als ob der Verfasser bei der Beurteilung der französischen Volksseele diese asketisch-geistige romanische Eigenart nicht so scharf gesehen habe, wie viele andere. Er verkennt den Einfluß des Katholizismus, der für die romanische Seele nicht nur in rein religiöser Hinsicht wichtig ist. Der Romane, und besonders der Franzose, betrachtet sich nur als ein Gast auf dieser Erde. Der Körper wird nicht sehr geehrt; er ist nur Stoff, sei es zum Genusse oder zur Beherrschung. Alles körperlich-dynamisch Schwere reizt ihn. Er geißelt es gern durch Worte und Taten. Daher seine Neigung zur Grausamkeit, die eine Entartung der Lust zur Leichtigkeit, zum Asketismus ist. Dadurch wird klar, daß der Franzose sich gegen das Versinken in ein Gefühl mit Wollust sträubt. Der Wiener Grillparzer war ähnlich so. Aber er klagte darüber und sehnte sich schmerzlich nach einem gänzlichen Untertauchen in eine Leidenschaft, nach dem großen Erlebnisse. Der Franzose jammert nicht darüber wie über eine Schwäche, sondern freut sich darüber wie über eine Tugend. Geschichten, wie diejenige in Wedekinds Schauspiel ‚Frühlings Erwachen‘, sind ihm unverständlich. Indem er sich Leidenschaften nicht ganz überläßt, indem er sie möglichst groß anfacht, nur um besser darüber Herr zu bleiben, spielt er fast mit ihnen. Wenn er sich jetzt einem Eindrucke heftig hinzugeben scheint, entwindet er sich ihm wieder in der nächsten Minute. Il n'est ému qu'à fleur de peau, sagt H. Taine. Er ist ja nicht männlichen, er ist weiblichen Charakters. — Nach dem Verfasser wird eine überwertige Idee pathologisch, ‚wenn die Stärke ihres Gefühls in keinem Verhältnisse zu ihrem Inhalte steht‘. Da der Franzose sich einem Gefühle nur leicht und nur vorübergehend hingibt, sichert er sich gegen die große und schädliche Wirkung einer überwertigen Idee. Ihr Sturm verwüstet deshalb nur einzelne Personen, die an sich schon krank waren. Das erkennt man, wenn man die überwertige Idee des Romantismus in ihren Wirkungen in Frankreich und Deutschland vergleicht. In Deutschland ist Romantismus fast gleichbedeutend mit seelischer Erkrankung. Goethe und Grillparzer urteilten so; fast alle großen Romantiker bewiesen es. Bei ihnen wurde Leben und Lehre dasselbe. Bei den Franzosen (vielleicht Musset ausgenommen) waren Leben und Lehre getrennt. Sie dichteten romantisch, lebten recht praktisch. Chateaubriand, Hugo, Flaubert sind Zeugen. Ihre Handlungsweise entbehrte der deutschen Verschmelzung von Lehre und Dasein, bewahrte sie aber auch vor seelischen Krankheiten. In Frankreich gilt das Wort viel, aber auch ihm gegenüber ist man asketischen Geistes: man überliefert sich ihm nicht; es ist weniger ein Ausdruck als ein Mittel des Lebens. Jene gehässigen Erklärungen gegen Deutschland, die von dem Irrenarzte Toulouse, von dem Philosophen Bergson und dem Senator Pelletan ausgingen, sind für mich Tiraden, blutrünstige Bühnentiraden, losgelassen wie ein Feuerwerk aus Lust an der feuerartigen Wirkung von Worten, und berechnet für das große Parterre, das Volk, wobei man in Gunst bleiben möchte. Das ist nicht sachlich, nicht gerechtsam, ist eben nicht deutsch. Dr. Löwenberg nennt es schon deswegen pathologisch, weil es nicht sachlich sei. Das kommt mir nicht genau begründet vor. Sachlich und gerecht zu sein, fällt dem Franzosen selbst im normalen Zustande schwer. Er glaubt gar nicht, daß es in Wirklichkeit möglich sei. Er sieht im Leben nur Parteien, empfindet vornehmlich Zuneigung oder Abneigung, Zustimmung oder Gegenstimmung. Seine Sachlichkeit heißt Rücksicht, heißt Takt; Gerechtigkeit bedeutet ihm so viel wie Verständnis, Abwägung, Gnade. Rechtsfälle werden fast immer zu einem Kampfe um das Hirn und die Nerven der Richter.

238

Diese romanische Eigenart ließ die Drey-
'ushändel zu Parteihändeln ausarten,
:vorin Dreyfus nur ein Schlachtruf des
Rassen- und Ideenstreites zwischen Nord-
und Südfrankreich, zwischen Katholiken,
Monarchisten, Militaristen einerseits und
Juden, Protestanten, Jakobinern und Anti-
militaristen andererseits wurde. Damit
leugne ich nicht gegen Löwenberg die Aus-
wüchse dieser Kämpfe; ich charakterisiere
sie nur etwas anders wie er. — Die Rache-
idee der Franzosen wird von dem Verfasser
als eine überwertige Idee dargelegt. Da-
von habe ich auch den Eindruck erhalten,
als ob er wieder nur die Tatsachen, die
in viel Redereien bestehen, an sich ge-
sehen, sie also von den Menschen, ihren
Urhebern, losgerissen, und gar nicht jene
romanische Eigenart der Vergeistigung
beachtet hätte. Die Racheidee soll nach
ihm pathologisch überwertig sein, ‚weil
die Gefühlsbetonung der Revancheidee in
einer Stärke erhalten wurde, die eine
nüchterne, sachliche Beurteilung der Vor-
und Nachteile feindlicher Absichten gegen
Deutschland unmöglich machte'. Die über-
mäßige Gefühlsbetonung der Racheidee
halte ich aus oben angegebenen Gründen
für sehr vereinzelt. Was die sachliche
Beurteilung der Vor- und Nachteile feind-
licher Absichten gegen Deutschland an-
betrifft, so muß ich fragen: Wie, wenn
der Franzose diese rein materielle Be-
urteilung einer vaterländischen Sache von
sich wiese, wenn er vorzöge, sie ideell zu
zu betrachten, ohne deswegen sich
der Einsicht zu erwehren, daß
ein Krieg mit Deutschland Unsinn sei?
Wenn er seine vaterländische Chimäre
höher stellte als eine öffentliche sehr nütz-
liche, doch demütigende Freundschaft mit
Deutschland? Seine Racheidee wäre auch
dann noch eine überwertige Idee, je nach-
dem man das seelische oder materielle
Leben höher stellt. Eine pathologische ist
sie aber gewiß nicht mehr, zumal wenn
der Franzose diese Idee nur als einen
Lebensrahmen ansieht, sich wohl von ihr
zu leidenschaftlichen Taten, besonders in
der kriegerischen Gegenwart, hinreißen,
sich indessen von ihr selbst nicht wie von
einer Leidenschaft beherrschen läßt. Vor
dem Kriege sah er diese Idee zwar als
ein gutes Mittel zur Erreichung von
allerhand Vorteilen geistiger und ma-
terieller Art an. Die Idee selbst aber
war ihm eine süß-wehmütige Illusion,
die seinem Stolze schmeichelte. Er hätte
sie längst verloren, wenn wir Deutsche
es gewollt hätten. Ich meine ihn bemerken
zu hören: ‚Laßt uns doch den Schein
dieser Idee. Erkennt unsere Eigenart doch
ein wenig an. Ihr seid doch begabt dazu.
Stellt uns doch nicht immer vor die
brutale Wirklichkeit. Wir sehen sie so
gut wie ihr. Wir leiden daran. Reißt
doch die Wunde nicht immer auf. Tut
doch so, als ob wir noch glauben dürften,
Elsaß-Lothringen wieder erobern zu kön-
nen. Dann würden wir die besten Freunde
sein.' — In der Tat, die Frage der
deutsch-französischen Verständigung war
bis zum gegenwärtigen Kriege nicht, wie
der Verfasser annimmt, eine Frage der
Erkenntnis, sondern eine Frage des
Taktes. Wir haben Frankreich falsch
behandelt. Unsere Lebensart stößt sich
allzu sehr an der französischen. Wir sagen
gern (wie Gottfried Keller) ‚rund heraus,
was wir denken, und bewältigen die
Dinge mit offener Wahrheit und nicht
durch hinterhältiges Verwischen, wie es
eine Art unechter Bildung tut.' Doch
dies zarte, feine Verwischen der Dinge
von allzu grober Wirklichkeit lieben die
Franzosen; sie lieben es, um die Härten,
die Grausamkeiten des Lebens durch Takt,
Rücksicht, Höflichkeit sich gegenseitig zu
verbergen. Das ist ihr Lebensmittel. Es
ist eine andere Art, ‚die Dinge zu be-
wältigen'. Wenn wir diese Lebensweise
nicht in unser nationales Leben einführen
können, so sollten wir uns überlegen, ob
es nicht nützlich sei, es im internationalen
Leben, das heißt vor allem in unserer
großen Presse, zu tun. Es ist ja nicht
unmöglich, wir hätten nur dem Beispiele
Goethes praktisch zu folgen. Es würde

uns im Auslande mehr beliebt machen und wir errängen gewiß manchen politischen Vorteil, der uns jetzt entgeht. Diese Handlungsweise ist aber zweifellos die Grundbedingung zum Erfolge jener großzügigen Kulturpolitik, die Professor Lamprecht für die Größe Deutschlands als notwendig ansieht. Von diesem Standpunkte aus hielt ich es auch für fesselnd, zu den Meinungen des Mediziners Löwenberg einige andere Meinungen zu setzen, die sich ergänzen und uns über das Franzosentum aufklären mögen.

Firmin Coar.

Die Orientpolitik Österreichs. Eine der seltsamsten Beobachtungen, die übrigens bisher noch kaum gemacht wurde, ist die, daß Rußland in dem jahrhundertelangen Krieg gegen die Türkei sich außerordentlich lang vollkommen untätig verhalten hat. Seit der Schlacht auf dem Amselfelde, seit 1389, begann Europa sich für die Zurückdrängung der Osmanen zu erwärmen und brachte seine Empfindungen durch die Teilnahme an der Schlacht von Nikopolis 1396 zum Ausdruck. Rußland dagegen hat vor 1711 überhaupt nichts Ernstliches gegen die Hohe Pforte unternommen. Es erschien erst, nachdem die Kraft der Ungläubigen gebrochen war, um die Früchte fremder Anstrengungen einzustecken. Unter den angedeuteten Fremden standen die Österreicher in erster Linie. Sie haben seit der Schlacht auf dem Amselfelde den Hauptanprall der türkischen Hochflut auszuhalten gehabt. Sie haben ganz Europa vor der Wut der Christenfeinde verteidigt, bis, eigentlich ohne hinreichenden Grund, sie in der Verteidigung erlahmten. Wenigstens ist kein rechter äußerer Anlaß ersichtlich. Die Kriege mit Ludwig XIV. waren ausgefochten, und bis zu dem Ringen mit Preußen sollte noch ein Menschenalter vergehen. Möglicherweise ist der Hauptgrund darin zu finden, daß die Monarchie für einige Geschlechter hinaus gesättigt war und genug damit zu tun hatte, die den Türken entrissenen Länder wieder aufzurichten und einer neuen Entwicklung entgegenzuführen. Ganz aber trifft diese Beweisführung nicht zu; wenigstens hat eine Besiedlung des Banats erst siebzig Jahre nach dessen Eroberung angefangen.

Über die ersten Jahrhunderte der habsburgischen Orientpolitik gibt das sorgfältige Werk Theodor von Sosnoskys* manche wertvollen Aufschlüsse. Besonderen Reiz werden immer die verfrühten Prophezeiungen von dem Sturze des türkischen Reiches haben. Schon im Jahre 1627 schrieb ein englischer Diplomat, Roe — derselbe, der, den Hut in der Hand und ein höfliches Lächeln um den Mund, vorher Indien bereist und den Hof der Mogule studiert hatte: ‚Nach menschlichem Ermessen ist diese Monarchie (die Türkei) am Ende. Gott kann alles tun, aber dieses Reich kann nicht mehr lange bestehen.‘ Seitdem sind fast drei Jahrhunderte ins Land gegangen, und die Türkei bereitet sich gerade jetzt zu neuem Aufschwung vor, und wird, wenn sie Glück hat, vielleicht noch einmal ihre Flügel über Turkestan spannen, was selbst Suleiman der Prächtige in der Fülle seiner Macht niemals vermocht hat. Im gleichen Jahre, da Roe so falsch prophezeite, forderte Wallenstein zur Eroberung der Türkei auf, was immerhin beweist, daß selbst in hervorragenden Köpfen die Erwartung vom baldigen Sturze der Osmanenmacht verbreitet war. Der große Condottiere gewann den Kaiser, Pappenheim und, wie es scheint, auch den Papst für seinen Plan. Dem Generalleutnant Collalto schrieb Wallenstein über Tilly: ‚Er hat gleich mit Händen und Füßen dareingeplatzt und sagt, das wäre eine heilige, rühmliche, leichte und nützliche Impresa. Ich habe ihm gesagt, wie wir vorm Jahr vermeint haben, die

* ‚Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866‘. Von Theodor von Sosnosky. 1. Band. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Disposition zu machen . . . er approbierts . . . Wird Friede in Italien, noch heuer können wir einen Anfang zu Macedonien und Albanien machen . . .' Daraus wurde nichts. Leider! Dagegen fiel Serbien zeitweilig in die Hände Österreichs, und mit ihm ein Teil Bosniens. Im Jahre 1689 beginnt die Massenauswanderung orthodoxer Serben aus Novibazar und Nachbarschaft nach Slavonien und Ungarn. Es ist bezeichnend, daß man eher an die Ansiedlung von Serben dachte, deren Zahl allmählig eine halbe Million erreichte oder überstieg, aber erst sehr viel später an die Ansiedlung von Deutschen, deren Auswanderung nach Amerika gerade 1689 durch Pastorius stark gefördert wurde und in ein neues Stadium eintrat.

Bei der griechischen Frage berührt sich Sosnosky mit einer Arbeit Moldens, der in einer gewissenhaften Sonderschrift die Orientpolitik Metternichs in der zweiten Hälfte der griechischen Erhebung erörtert*. Es handelte sich bei der griechischen Frage kurz gesagt darum, ob das neue Hellas unter russischen oder westlichen Einfluß geraten solle. Begreiflicherweise war da Österreich in einer ziemlichen Klemme. Denn auf der einen Seite war die Weltanschauung Metternichs der zarischen am nächsten, war ausgesprochen konservativ, einem wohlwollenden Despotismus geneigt und dem revolutionären Sinn, der sich bei den Westmächten entfaltete und von ihnen unterstützt wurde, durchaus abhold. Auf der anderen Seite konnte die Territorialmacht Österreich es nicht dulden, daß Rußland auf dem Balkan allzu stark würde, und zwar vornehmlich auf der Westhälfte des Balkans, die schon damals, halb unbewußt, halb bewußt, zum Einflußkreise der Habsburger Monarchie gerechnet wurde. Die Frage wurde überdies jedoch durch die schwankende Haltung Rußlands ungemein verwickelt, denn die Russen, die 1828/29 gerade die Türkei niedergeschlagen hatten, machten hierauf eine schroffe Wendung und wurden plötzlich zu Schützern und Verteidigern der Hohen Pforte und infolgedessen zu Gegnern der Griechen, denen sie soeben zur Freiheit verholfen hatten. Der Zar — es war seit 1825 Nikolai I. — hatte gefunden, daß eine geschwächte Türkei, die unter russischem Einfluß stünde, seinen wirtschaftlichen und politischen Nutzen zum mindesten ebenso förderte wie jede andere denkbare Kombination, und daß eine solche mehr oder weniger friedliche Art, den Balkan zu beherrschen, weitaus am ungefährlichsten war. Nun hatte der Khedive, Mehemed Ali, den Sultan angegriffen, und war bis zum nördlichen Kleinasien vorgedrungen. Das gab dem Zaren den willkommenen Anlaß, dem schwerbedrohten Sultan die Hilfe Rußlands als einzige Rettung erscheinen zu lassen. Bei den hierbei gepflogenen Verhandlungen spielt Tatistschew eine Rolle. Er ist der Gründer einer ganzen Dynastie von Orientdiplomaten. Sein Sohn war lange Jahr hindurch Gesandter in Cetinje und hat die Freundschaft zwischen Montenegro und Petersburg außerordentlich gefestigt; er hat Erinnerungen hinterlassen, die seine Tochter jetzt herausgeben will. Ein anderer Tatistschew hat sich als Erforscher Anatoliens hervorgetan.

Der Hauptteil des Sosnoskyschen Werkes ist der bosnischen Frage gewidmet. In größter Ausführlichkeit werden die Zustände vor 1876, wobei die Veröffentlichungen des Balkaninstitutes von Serajewo hätten herangezogen werden sollen, die Verhandlungen über die Annexion und die militärischen Vorgänge bei der Besetzung dargestellt. Das einzige, was ich dabei vermisse, ist eine Aufklärung über die zweifelhafte Rolle, die Hadschi Lojah bei der Okkupation spielte. Sehr erwünscht wäre auch ein Abschnitt über das Verhältnis Österreichs zu Albanien ge-

* Ernst Molden. Die Orientpolitik Metternichs. 1829—1833. Herausgegeben von der Gesellschaft für Neuere Geschichte Österreichs.

wesen. Hoffentlich holt das der zweite Band nach.

Inzwischen ist durch den Abgeordneten Szirmeny eine weitere Abmachung des Dreibundvertrages enthüllt worden. Sie bezieht sich auf Italien, und besagt, daß dieses nicht verpflichtet sei, den Bundesgenossen zu helfen, falls in den betreffenden Streit England verwickelt würde. Dadurch ist aller Welt klar geworden, daß Italien mit seiner Neutralität keine Treulosigkeit beging. Dr. A. Wirth.

Albanisches und Englisches. Vor einigen Monaten erschien die Neuordnung Albaniens als ein wichtiges Problem der europäischen Politik. Wer denkt heute noch daran? Darum hat auch der neueste Band der Memoiren-Bibliothek von Rob. Lutz, Stuttgart, ‚Ali Pascha, Tyrann von Albanien; Erinnerungen an seine Regierung von Ibrahim Manzour Efendi' viel von seiner ‚Aktualität' verloren. Als bleibende Geschichtsquelle wird die von Dr. E. Schulz, Hamburg, besorgte Übersetzung der Erinnerungen, die 1827 in Paris erschienen sind, doch kaum gelten können. Ibrahim ist französischer Offizier, gebürtiger Elsässer, der nach den wunderbarsten Abenteuern in den Dienst des türkischen Paschas gerät. Inwieweit seine Darstellungen zuverlässig sind, läßt sich schwer sagen. Was der militärische Abenteurer von sich selbst erzählt, klingt recht romanhaft; man fragt sich unwillkürlich, ob sich nicht im ganzen Buche Wahrheit und Dichtung mischen, ob es dem Verfasser nicht mehr um fesselnde Erzählung als um historische Treue zu tun war. Im besten Falle gibt er Beiträge zur Charakteristik des merkwürdigen Ungeheuers, das noch im 19. Jahrhundert auf europäischem Boden möglich war, sogar in politischem Verkehr mit einigen westlichen Kulturmächten stand. Über die größeren geschichtlichen Zusammenhänge sagt das Buch wenig, nur eine kleine, politische Episode gewinnt im gegenwärtigen Augenblick eine gewisse Bedeutung. Sie wirft ein helles Licht auf die politische Moral Englands, das sich heute als Schützer der internationalen Vertragstreue aufspielt.

Der Tyrann von Janina, an dessen Hof französische und englische Geschäftsträger verkehrten, hatte es auf die kleine jonische Republik Parga (an der Süd-West-Küste von Epirus) abgesehen, die ehemals unter venetianischer, dann unter französischer Schutzherrschaft stand. Ali Pascha sandte 5000 Albanesen gegen Parga aus, doch die französische Besatzung (nur 60 Mann, wie Manzour Efendi behauptet!), schlug sie in die Flucht. Die Parganer huldigten danach dem französischen General in Korfu und erhielten von ihm Lebensmittel und Schießbedarf. Auf der Rückfahrt wandten sich die Abgesandten Pargas plötzlich der in der Gegend kreuzenden englischen Flotte zu, übergaben den Engländern die Vorräte und baten sie, Parga unter ihren Schutz zu nehmen. In der Nacht brachten die Verräter die Engländer nach Parga, die französische Besatzung mußte weichen. Das war nicht ritterlich von den Engländern. ‚Der Verrat glückte; die Engländer kennen diese Art von Kriegsführung gut,' sagt der Franzose. Doch die Parganer hatten sich ja die neuen Schutzherren gerufen. Sie ahnten nicht, wie sie betrogen werden sollten. Die Engländer wollten sich offenbar dem Tyrannen gefällig erweisen, wohl um ihn gelegentlich gegen die Türkei gebrauchen zu können. Kurz nach der Besetzung von Parga begannen sie geheime Verhandlungen mit Ali Pascha und trotz der Verzweiflungsausbrüche der armen Parganer schlossen sie einen Verkaufsvertrag mit ihm ab. Er sollte den Parganern das unbewegliche Eigentum bezahlen; denn es war sicher, daß die Einwohner vor dem neuen Herrn, der ihnen mit Tod und Sklaverei drohte, fliehen würden. Doch Ali Pascha, den Manzour Efendi als überaus habgierig schil-

dert, konnte den Besitz selbst abschätzen, und die Eigentümer wurden geradezu ausgeplündert. Im Mai 1819 wurde die Abtretung der Stadt, die sie nichts anging, von den Engländern vollzogen, und tatsächlich verließen die Parganer ihre Heimat, die ihnen die ‚Schutzherren‘ verkauft hatten. Es waren 4000 Menschen, die von dem englischen Verrat betroffen wurden. Ein kleines Häuflein, und fast hundert Jahre sind seitdem verflossen! Das englische Volk, das heute an seine Mission gegenüber Belgien glaubt, kennt wohl nicht einmal den Namen Parga. Die Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, wird ihn aber noch nicht vergessen haben! Emil Ritter.

Unterrichtswesen

Die höheren Schulen und der Krieg. Am 17. März 1813 rief Friedrich Wilhelm III. sein Volk zum Befreiungskampf. Da drängten sich freudig Jünglinge und Männer, Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete, das ganze Volk zu den Waffen. Die Werkstätten, die Hörsäle der Hochschulen leerten sich, selbst Gymnasiasten stellten sich freudig in den Dienst des Vaterlandes. Frauen, Mädchen und Kinder legten Geld und Gut oder ihrer Hände Arbeit auf den Altar des Vaterlandes, in Darbringung freiwilliger Gaben wetteiferten alle. So oder ähnlich lauten die Schilderungen von der gewaltigen Volkserhebung des Jahres 1813.

Wir lasen oder hörten sie immer mit Begeisterung und Bewunderung; sie schienen uns ein leuchtendes Beispiel unerreichter Vaterlandsliebe. Und in der Stille dachten wir wohl, daß heute eine solche Begeisterung nicht mehr möglich sei, weil wir zu nüchtern, zu prosaisch, zu realistisch, ja zu materialistisch geworden wären. Wir alle, insbesondere aber die Jugend, die gebildete Jugend, die verweichlichte, blasierte. Und wo nicht in Genußsucht entnervt, dann in dumpfer Büchergelehrsamkeit der Gegenwart entfremdet, zum Handeln unfähig, unter den Händen pedantischer Professoren im Studium einer untergegangenen Welt der lebenden entzogen!

So wurde unsere Jugend und die Wirkung des höheren Jugendunterrichtes uns ja dargestellt; nicht nur in Tageszeitungen und auf der Bühne, sondern in Zeitschriften, die eben der Jugenderziehung dienen wollten, in pädagogischen Reformorganen von Lehrern selbst. Und was haben wir erlebt? Die Begeisterung von 1813 hat sich wiederholt; nein, sie ist überholt, überholt gerade durch unsere gebildete Jugend, durch die Jugend unserer höheren Lehranstalten, nicht zuletzt auch durch die Jugend unserer vielgeschmähten Gymnasien.

Am Tage der Mobilmachung erging ein Erlaß des Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Preußen an die Provinzialschulkollegien, wonach die Primaner der neunstufigen höheren Lehranstalten, die zum Dienst im Heere oder der Marine verpflichtet seien oder auf freiwillige Meldung hin herangezogen würden, zu einer außerordentlichen Reifeprüfung, Notprüfung, zuzulassen seien. Sie brauchten erst im dritten Halbjahre der Prima anzugehören.

In den übrigen Bundesstaaten erfolgte diese Bekanntgebung ebenfalls. Sie fand auch für die verschiedenen anderen Berechtigungsstufen entsprechende Anwendung. So konnte unter gleichen Voraussetzungen den Unterprimanern die Reife für Oberprima, Obersekundanern die für Unterprima verliehen werden.

Durch Verfügung vom 3. August wurden auch Notprüfungen an den höheren Lehranstalten und den militärberechtigten Privatanstalten für diejenigen Schüler angeordnet, welche die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst nachweisen wollten. Voraussetzung war, daß der Schüler mindestens seit Herbst 1913 der Untersekunda angehörte, das 17. Lebensjahr vollendet

hatte, militärtauglich war und die Zustimmung seiner Eltern zum Eintritt ins Heer besaß. Durch Verfügung des Reichskanzlers vom 7. August werden auch solche Schüler zugelassen, die erst seit Ostern 1914 die Untersekunda besuchen.

Und die Wirkung? In ungeahnter Menge meldeten sich die Primaner zum freiwilligen Heeresdienst. An einzelnen Gymnasien lösten sich die Primen vollständig auf. Sich nicht zu freiwilligem Eintritt ins Heer zu melden, galt schier als Schande.

Für die Berliner Gymnasien und Realgymnasien finden wir eine zuverlässige Statistik über die Zahl der Kriegsfreiwilligen und der Notprüfungen im Pädagogischen Zentralanzeiger für das Deutsche Reich Nr. 25. Hier einige Angaben. Askanisches Gymnasium: Die Notprüfung haben 42 Primaner bestanden, wovon 15 schon ins Heer eingetreten sind. Außerdem sind 10 Unterprimaner, 10 Obersekundaner und 2 Untersekundaner angenommen worden. Berlinisches Gymnasium zum grauen Kloster: Die Notreifeprüfung haben 15 Primaner bestanden, wovon 8 schon beim Militär sind. Die Prüfungen sind noch nicht abgeschlossen. Friedrichs-Werdersches Gymnasium: Die Notprüfung haben 23 Primaner bestanden. Von ihnen sind 14 bereits ins Heer aufgenommen. Köllnisches Gymnasium: Die Notprüfung haben 13 Primaner bestanden. 2 Obertertianer haben sich als Kriegsfreiwillige gemeldet und sind ins Heer eingestellt worden. Lessing-Gymnasium: Die Notprüfung haben 24 Primaner bestanden, 5 sind ins Heer eingetreten. Andreas-Realgymnasium: Die Notreifeprüfung haben 12 Primaner bestanden, 7 sind beim Militär angenommen worden. Ein Schüler, der die Primareife erworben hat, und 2, die das Einjährigenexamen bestanden haben, sind ins Heer eingetreten. Friedrichs-Realgymnasium: 20 Primaner bestanden die Notreifeprüfung, 7 sind für den Heeresdienst angenommen worden, 3 Obersekundaner sind mit Primareife ins Heer eingetreten, einer als Fahnenjunker. Falk-Realgymnasium: Die Notreifeprüfung haben 25 Primaner bestanden, 6 hiervon sind bereits ins Heer eingetreten. Am großartigsten steht freilich da das Leibniz-Gymnasium: 23 Primaner unterzogen sich der Notreifeprüfung, alle bestanden, alle 23 wurden für militärtauglich befunden und ins Heer eingereiht. Außerdem sind 3 Obersekundaner dieser Schule mit Primareife, 3 Untersekundaner mit Einjährigen-Berechtigung als Kriegsfreiwillige eingetreten.

Ich denke, diese Beispiele genügen. Und mehr wollen sie nicht sein, daher nur eine kleine und mehr zufällige Zusammenstellung! Wie in Berlin, so war es auch in der Provinz und in den andern deutschen Bundesstaaten. Überall drängten sich die Schüler zu den Notprüfungen und zum Heeresdienst. Hoffentlich erhalten wir später hierüber eine genaue und vollständige Statistik!

Nun weiß ich ja wohl, daß hierbei mancherlei mitspricht und daß nicht immer die Vaterlandsliebe das einzige ausschlaggebende Motiv war. Die Prüfungen fanden um ein halbes Jahr früher statt, als sonst im regelrechten Gange des Schuljahres der Fall gewesen wäre, sie waren auch in verschiedener Hinsicht erleichtert. Das bildete sicher einen besonderen Anreiz. Das Beispiel, die Reden der Kameraden rissen mit, überwanden Bedenken, weckten die Phantasie, ließen manches schöner, anderes weniger schwierig erscheinen, als es wohl in Wirklichkeit ist. Das Wort ‚Massensuggestion‘ hier zu gebrauchen, vermeide ich, da es eines von jenen vielen Fremdwörtern ist, die mehr klingen als erklären.

Aber das ist schließlich bei jeder Hingabe, insbesondere bei jeder Volksbewegung der Fall. Auch 1813 riß gewiß das Beispiel anderer manchen Zö-

gernden fort, übten Zuspruch und Tadel, wirklicher oder zu erwartender, ihre vorwärtsdrängende Wirkung.

Selbst bei den Kreuzzügen verbanden sich mit der religiösen Begeisterung, die in dem allgemeinen Zuruf: Gott will es! ihren ergreifenden Ausdruck fand, wohl auch Beweggründe mehr weltlicher Art: Schuldner, die das Kreuz nahmen, waren bis zur Heimkehr von der Zinszahlung befreit, Hörige erlangten durch Beteiligung am Kreuzzug ihre Freiheit.

Was zum Handeln treibt, ist wohl kaum auf eine einfache sprachliche oder mathematische Formel zu bringen. Da schwingt, dem Handelnden selbst unbewußt, gar vieles mit. Der Jugend liegen selbstsüchtige Motive im allgemeinen fernab, sie wird getrieben durch Begeisterung und Tatendrang. Und da der Tatendrang nicht zu befriedigen ist ohne Loslösung von der Schulbank, so wäre die Hoffnung, durch den Eintritt ins Heer früher als sonst die Schule verlassen zu können, immer noch kein zu verachtender Beweggrund.

Tatsächlich aber war es die Begeisterung, welche gleich einem zündenden Feuer flammte und auch manchen zu rascher Anmeldung zum Heeresdienst drängte, dessen Körperbau dem prüfenden Blick der Militärbehörde nachher zum Kriegsdienst nicht geeignet erschien. Denn unsere Militärbehörde ist noch wählerisch und kann es sein, da die Zahl der Kriegsfreiwilligen über alles Erwarten in allen Ständen groß ist.

Und daß das Sitzen in der Schulstube und hinter dem Studiertisch keine so gute Vorbereitung zum Ertragen der Kriegsstrapazen ist wie etwa die harte Landarbeit, das liegt auf der Hand.

So konnte auch nur ein Teil derer genommen werden, die sich unmittelbar von der Schulbank her zur Kriegsteilnahme gemeldet hatten.

Die aber nicht zum Heeresdienst herangezogen werden, müssen die Schule weiter besuchen und die Prüfung zur üblichen Zeit in der vorgeschriebenen Weise regelrecht ablegen. Die Notprüfung zählt ihnen nicht. In den Verordnungen über die Notprüfungen war dies schon enthalten; es ist aber neuerdings nochmals in aller Deutlichkeit wiederholt und eingeschärft worden.

Das mag für manchen, der sich schon der Schule entwachsen und im Dienste des Vaterlandes zu Höherem berufen fühlte, eine harte Zumutung sein. Denn in dem Augenblick eines großen Entschlusses wächst der Mensch, und ein großer Entschluß ist es sicher, sich freiwillig den Mühsalen und Entbehrungen des Feldlagers und den Gefahren und Schrecknissen der Schlachten auszusetzen.

So reisen denn diese Schüler vielfach von Garnison zu Garnison, um bei irgend einem Truppenteil als tauglich angenommen zu werden.

‚Ja, ist Ihnen denn die Schule so verhaßt, daß Sie lieber mit aller Gewalt in den Krieg wollen, als die Schule weiter besuchen?‘ So fragte ich einen, der schon bei mehreren Waffengattungen vergeblich versucht hatte, angenommen zu werden. Ich fragte ihn nur in einem Moment so, in Gedanken; über die Lippen kam mir die Frage nicht, ich hätte mich ihrer geschämt. Es war ein gutbeanlagter, fleißiger Schüler. Was ihn trieb, war reine, edle Begeisterung.

Und daß es neben dem Tatendrang vor allem die vaterländische Begeisterung ist, die unsere älteren Schüler zu den Waffen führt, das ersieht man an den jüngeren, die die Schule weiterbesuchen müssen.

Von nichts wollen sie hören wie von Krieg und Sieg. Ich lasse eben nur Aufsätze über unsere Kriegserfolge schreiben. Die Schüler fertigen sie mit einem Eifer, einer Sorgfalt und einem Geschick in Benutzung der Zeitungen, daß ich mich schon öfters im stillen hierüber gewundert habe.

Im Geschichtsunterricht kürzte ich früher die Erzählung der Schlachten und

Kriege, um Zeit zu gewinnen für Darlegungen aus der Bürgerkunde. Das ist jetzt vorbei. Die Bürgerkunde war ein Erzeugnis der langen Friedenszeit, die Kriege vergessen und als überwunden ansehen ließ. Heute stehen Krieg und Schlachten wieder im Mittelpunkt alles Tuns und Geschehens, in der Welt wie im Unterricht. Im Turnunterricht werden die Marsch- und Ordnungsübungen wieder bevorzugt. Sie mußten in den letzten Jahren etwas sehr zurücktreten hinter dem Spielen mit seinen unangenehmen Begleiterscheinungen, dem Lärmen und Schreien. Turnlehrer, die den erziehenden Einfluß der Marsch- und Ordnungsübungen rühmten, gerieten leicht in den Verdacht der Rückständigkeit. Lawn-Tennis und Faustball werden jetzt beiseite geschoben. Den Marsch- und Ordnungsübungen mit ihrer Gewöhnung zur Genauigkeit, Ruhe und Stille wird erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet werden.

In der Schriftstellerlektüre werden überall kriegerische und vaterländische Stoffe bevorzugt, und unsere Verlagsbuchhandlungen ermöglichen die Auswahl durch reiches Angebot geeigneter Ausgaben.

Auch hierin zeigt es sich, daß unsere Schulen und ihre Lehrer den Zeitverhältnissen rasch Rechnung zu tragen verstehen. Wir sind weder so weltfremd noch so schwerfällig, als man uns oft hinzustellen beliebte. Unsere Schulen haben die Probe bestanden. Die Begeisterung und die Hingabe unserer Schüler bekunden, daß wir erzogen haben.

Direktor Dr. Seidenberger.

Naturkunde

Der Wasserhaushalt des Mittelmeeres. ‚Wo der Hellespont die Wellen brausend durch der Dardanellen hohe Felsenpforte rollt.‘ Die stromartige Beschaffenheit der sagenberühmten, auch in unseren Tagen wieder viel genannten Meerengen an den zwei Seiten der Propontis ist auch außerhalb des Kreises der Seeleute bekannt; auch ihre Ursache, nämlich der Wasserüberschuß des Schwarzen Meeres. Er ergießt sich mit starkem Gefälle durch die Enge, die schon die Römer deshalb geradezu Strom nannten — Bosporus amnis —, und dann noch einmal durch die Dardanellenpforte, um die Verluste auszugleichen, die das Mittelmeer, von nur wenigen starken Strömen gespeist und von heißen Ländern eingeschlossen, durch die mächtige Verdunstung erleidet. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß auch an der gegenüberstehenden Seite eine Zufuhr stattfindet, und zwar eine viel gewaltigere. Sie fällt nur nicht so auf, weil die Straße von Gibraltar sehr viel breiter ist als die türkischen Straßen. Sonst ist die hier bewegte Masse die größere, wenn sie auch gelegentlich für ein paar Stunden durch die Gezeitenbewegung aufgehalten und selbst rückgestaut werden kann.

Über die ungeheuere nautische, strategische und politische Bedeutung dieser zwei Eingangspforten zu dem Meere, das die alten Römer mare nostrum nannten und das die heutigen Briten ebenso nennen möchten, brauchen wir hier kein Wort zu verlieren. Von wissenschaftlicher Bedeutung sind aber Studien, die besonders in den letzten drei Jahrzehnten gemacht wurden über die Art des Ausgleiches der großen Wassermengen, die hier in Betracht kommen. Nur die geduldigste Einzelarbeit im Beobachten und Rechnen kann auf diesem Gebiete der Hydrographie zum Ziele führen. Zahlreiche Lotungen an den verschiedensten, planmäßig ausgewählten Stellen müssen Aufschluß über Temperatur und Salzgehalt des Wassers in bestimmten Tiefen ergeben. Wer bergmännische Ausstellungen besucht hat, erinnert sich wohl, einmal ein hübsches Modell gesehen zu haben, das einen ganzen Industriebezirk plastisch darstellte. Was über der Erde liegt, kann man da

ja leicht veranschaulichen; für die unterirdischen Schächte und Flöze muß man sich aber mit zahlreichen steilrecht aufgestellten und entsprechend angemalten Glasplatten helfen. Aber bei der Darstellung des Meeres würde auch das einigermaßen versagen. Man könnte ja wohl die Celsiusgrade und die Salzprozente nach vertikaler und horizontaler Anordnung darstellen, nicht aber die Strömungen selbst, die nicht etwa bloß am Hellespont und an den Säulen des Herkules stattfinden, sondern einerseits bis in das Innerste des Mittelländischen Meeres hinein zu verfolgen sind, andererseits sich auch noch im fernen Ozean deutlich erkennen lassen.

Im Winter von 1908 auf 1909 und wieder im Sommer 1910 hat der dänische Forscher Johannes Schmidt an Bord des dafür ausgerüsteten Dampfers ‚Thor' zahlreiche Messungen solcher Art unternommen, die der Herstellung eines großen Längsprofils und mehrerer kleiner Querprofile galten. An zahlreichen Punkten wurden aus bestimmten Tiefen die Proben entnommen und, unter Rücksicht auf die notwendigen Verbesserungen, nach Temperatur und Salzgehalt untersucht. Das Hauptprofil geht von Rhodos nach Süden bis in die Gegend westlich von Alexandrien, wendet sich dann nach Westnordwest, schneidet das Syrtenmeer ab, geht durch die Enge zwischen Sizilien und Afrika, die übrigens auch noch der Schauplatz einer atlantischen Strömung ist, nach Nordnordwest, biegt dann etwa in der Mitte zwischen den zwei einander am nächsten stehenden Punkten von Sizilien und Sardinien scharf nach Westsüdwest und streicht nun an Tunis, Algier und Oran vorbei nach Gibraltar. Aber hier bricht es nicht etwa ab, sondern es wird durch den Ozean, an Lissabon und Corunna vorbei weiter gezogen bis in die Gegend von Brest und Quessant. Denn soweit läßt sich die mittelmeerische Rückströmung verfolgen. Wir dürfen ja nicht denken, das zuviel verdunstete Mittelmeerwasser werde einfach nachgefüllt, wie man etwa Eimer in einen großen Waschkessel ausgießt. Das Einströmen erzeugt eine Gegenströmung, und in der Enge von Gibraltar, wo sich zwischen dem Mittelmeer und dem Ozean ein Felsenwall bis etwa 400 unter dem Meeresspiegel eindrängt, da stürzt das warme salzreiche Mittelmeerwasser aus geringen Tiefen, die bis zu 200 Metern reichen, wie ein ins Kolossale gesteigerter Niagara über diesen Wall hinab in das Atlantische Meer, wo es sich noch bis zu 1200 Meter durch Temperatur und Salzgehalt verrät. Die Oberströmung jedoch gleitet in geringen Tiefen über dem Mittelmeerwasser hin nach Osten, immer, immer weiter, zwischen Sizilien und der Karthagischen Küste, wie angedeutet, infolge der Verengung wieder etwas stärker einsetzend. Dieser Strom läßt sich bis zur Levante nachweisen!

Schmidt hat seine Ergebnisse in einem zu Kopenhagen im Jahre 1912 erschienenen Werke veröffentlicht. Das hat einen anderen Gelehrten, Gerhard Schott von der Deutschen Seewarte in Hamburg, zu einer Neubearbeitung des gesamten wissenschaftlichen Mittelmeermaterials angeregt, die in den beiden ersten Heften des gegenwärtigen Jahrganges der Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie mit vielen Tabellen und farbigen Kurventafeln veröffentlicht wird. Auch die Studienreisen österreichischer Schiffe in der Adria, russischer im Pontus usw. werden herangezogen. Daß die Aufgabe, wie die Erscheinungen selbst, durch den Gang der Jahreszeiten noch mehr verwickelt wird als durch Ebbe und Flut, sei hier nur erwähnt. Auch sonst wollen wir nur die Endergebnisse mitteilen, schlichte Zahlen, in denen eine ungeheure Arbeit niedergelegt ist. Man kann dem atlantischen Oberstrome eine vertikale Mächtigkeit von 125 Metern geben und dabei annehmen, daß er in der ganzen Tiefe und in der

Breite der Gibraltarstraße, also 14 Kilometer breit, mit der Geschwindigkeit von 3,6 Kilometern in der Stunde oder von einem Meter in der Sekunde nach Osten drängt. Das ist, wie man sieht, noch nicht einmal die Geschwindigkeit eines gewöhnlichen Fußgängers. Aber es geht so weiter, tagaus tagein, und wenn man die 31 bis 32 Millionen Sekunden des Jahres bedenkt, findet man, daß jährlich 55 198 Kubikkilometer einströmen. Das Schwelgen in großen Zahlen ist ja im ganzen eine unnütze Spielerei; immerhin mag betont werden, daß 1000 Millionen Kubikmeter gleich einem Kubikkilometer sind. Geben wir einem gewöhnlichen Wohnhause das Volumen von 5000 Kubikmetern, so gehen 200 000 solcher Häuser auf ein Kubikkilometer. Nicht viele Städte erreichen das, wenn sie auch manche sehr große Häuser haben.

Nun aber verbleibt diese erstaunliche Wassermenge dem Mittelmeere nicht, sondern nicht weniger als 51 886 km^3 (Kubikkilometer) fluten als Unterströmung zurück, so daß nur 3312 km^3 oder 6% dem Mittelmeere als Verdunstungsersatz verblieben. Um ihm diesen zu bieten, werden, wie Schott mit Recht betont, 55 198 + 51 886 oder 107 084 km^3 in Bewegung gesetzt. — Die Geschwindigkeit des Unterstromes beträgt 0,8 Meter in der Sekunde, die vertikale Mächtigkeit etwa 175 Meter.

Die Wasserfülle der Unterströmung läßt sich aus den Verhältnissen der Oberströmung mit Hilfe des einleuchtenden, durch die Erfahrung bestätigten Satzes berechnen, daß der gesamte Salzgehalt des Mittelmeeres unverändert bleibt. Kennen wir den prozentischen Salzgehalt von Ober- und Unterströmung, so können wir berechnen, wieviel Salz eingeströmt ist und mit wieviel Wasser es herausgeführt werden muß. Führt man die Rechnungen auch für den Bosporus durch, so ergeben sich wesentlich kleinere Zahlen. Gewiß ist das Schwarze Meer von kühleren Ländern eingeschlossen als das Mittelmeer, und es nimmt viele wasserreiche Ströme auf. Was besagt das jedoch gegenüber der Wasserfülle des Ozeans? Schott findet aus den Schmidtschen Zahlen unter Heranziehung der russischen Ergebnisse, daß durch den Bosporus jährlich 322 km^3 pontischen Wassers ein- und 180 km^3 mediterranen Wassers ausfließen. Der Oberstrom macht in der durchschnittlich 1100 Meter breiten Straße nur 40, der Unterstrom nur 33 Zentimeter auf die Sekunde. Der jährliche Überschuß beträgt 152 km^3.

Es ist nun merkwürdig, daß die Festlandsströme, welche das Mittelmeer aufnimmt, ihm nicht viel mehr Wasser zuführen, als dieser Überschuß beträgt, nämlich 230 km^3 im Jahre. Davon liefert der Nil 100 km^3, der Po 50,8, diese beiden zusammen also nicht ganz so viel wie der Bosporus. Die Rhone gibt 39,2, der Tiber 9,2 und der Ebro 3,2 km^3; der Rest wird von kleineren Wasserläufen bestritten. Viel größer ist die Wassermenge, die der Himmel selbst über dieses Gebiet ausgießt, obwohl er durch die Klarheit seiner Luft sprichwörtlich geworden ist. Sind es auch im Durchschnitt nur 400 Millimeter, sehr wenig gegenüber den 660 von Hamburg oder den 726 von Münster, so fallen diese doch über eine Fläche von etwa 2 500 000 km^2 (Quadratkilometer). Dabei versteht sich, daß die 400 Millimeter ein Durchschnittswert sind; die Gebiete von Ägypten und Tripolis mit nur 250 sind da mit regenreicheren ausgeglichen. Das Wasserprisma von der angegebenen Fläche und Höhe bedeutet nun 1000 km^3 im Jahre, etwa drei Zehntel des atlantischen Überschusses, aber das 6—7fache des pontischen!

Rechnet man als Gewinn den Regen und die Zuflüsse, als Verlust die Unterströmungen, so bleibt noch ein Schaden, der eben der Verdunstung zur Last fällt. Sie ergibt sich zu 4690 km^3, dem 4—5fachen der Regenmenge. In der Tat entspricht, während die Regenmenge, wie

angegeben, eine Wassersäule von 450 mm bedeutet, die Verdunstung einer Säule von 1870 mm; zum Vergleiche mögen die Regenhöhen des Blocksberges (1670 mm) sowie von St. Jago (1720 mm) und Alt-Aussee (1970 mm) dienen.

Somit kann Schott für den Wasserhaushalt des Mittelmeeres folgenden Plan aufstellen:

		km³
I.	Süßwasserzufuhr durch Festlandsflüsse	230
	Süßwasserzufuhr durch Niederschläge	1000
II.	Meerwasserzufuhr durch den Bosporus	330
	Meerwasserzufuhr durch die Gibraltarstraße	55 200
	Summe:	56 760
III.	Meerwasserausfuhr durch den Bosporus	180
	Meerwasserausfuhr durch die Gibraltarstraße	51 890
IV.	Süßwasserentnahme durch Verdunstung	4690
	Summe:	56 760

An der Deckung des Verlustes, den das abdunstende Wasser bedeutet, beteiligen sich also die Bosporus-Strömung mit 3,2 %, die Festlandsflüsse mit 4,9 %, die atmosphärischen Niederschläge mit 21,3 % und die atlantische Strömung mit 70,6 %.

Die Vergleichung dieser Durchschnittszahlen mit älteren von Th. Fischer (1885) und besonders von O. Krümmel (1911) läßt erkennen, daß wir bezüglich des Prozentsatzes der einzelnen Etatsposten bereits recht sicher auftreten können, obgleich die Verdunstungsgröße noch bei Krümmel wesentlich anders als bei Schott herauskam.

Univ.-Prof. Dr. J. Plaßmann.

Literatur

Miriam Eck † 28. I. 1915. Es ist merkwürdig, wie harmonisch leise die Stimmen anklingen, die sich jetzt zu ihrem Gedächtnis erheben. Kaum eine selbstbetonte unter ihnen, und wenn doch, verletzt sie. Es ist, als hätte man ein an sich zartes Geigenspiel ganz der verklärend entrückenden Milde des Dämpfers unterstellt. Ähnlich wirkte sie selbst: ihr Sein, Leben, Schaffen. Wer dieses wirklich erfassen will, muß schon die ausschließende Mühe auf sich nehmen, ihr gegenüber sich selbst vergessen und rückhaltlos hingegeben in ihr Wesen eindringen zu wollen. Wer das Glück hatte, ihre persönliche Gegenwart in rechter Weise aufzufassen, empfing unvergeßliche Aufschlüsse. Und solche Versteher wußten bald, daß hier, in Persönlichkeit und Werk, hinter ersichtlich großer Zartheit eine von Gottes- und Menschenliebe, von echter Güte umschlossene Kraft glühte, deren Kern eine durch eisernen Willen umhegte Reinheit war, und die eben deshalb ein Schicksal, an dem ungezählte andere robustere Naturen zerschellt wären, zu meistern vermochte. Denn Miriam Eck, im Alltäglichen Käthe Sebaldt genannt, zählte zu den Siegern, die trotz verborgener schwerer Hemmnisse das Leben seelisch leuchtend überwinden und sich selbst, ihr Wesen und Tun, in innerer Klarheit, Tiefe und Schönheit ausprägen. Doch kannte sie ihre Grenzen, nicht zuletzt solche physischer Widerstandsfähigkeit, und eben deshalb konnte sie, die immer Wahrhaftige und zu dankbar bewundernder Anerkennung wirklicher Größe stets Bereite, mitten im Aufschwung sich Halt gebieten, mitten im Auftun sich verschließen, was begreiflicherweise leicht auf entstellendes Verkennen stieß. Hinzu kam bei ihr jene Erfahrung, die ihr als Ergebnis dies feststellte: daß unter allen Künsten die des Schweigens uns die schönsten Blüten beschert habe. Kein Wunder, daß sie, der Mensch und der Künstler, ihr Tiefstes, Bestes — zwischen den Zeilen stehen ließ.

Als Sproß einer protestantischen Familie: der durch Wilhelm Jordan berühmt gewordenen ‚Sebalds', und Toch-

ter eines genial begabten preußischen Offiziers am 21. August 1861 zu Trier, dem ‚deutschen Rom', geboren, empfing sie hier früh, durch Umgebung und sonstige Umstände, tiefgehende katholische Eindrücke, die ihr um so treuer haften blieben, als sie sich vorwiegend ihrem dankbaren Gedächtnisse — sie war einer der dankbarsten Menschen! — eingegraben hatten, und als in ihr die Veranlagung zur Romantik eines Novalis schlummerte. Wie dieser gelangte sie nicht über eine gewisse überbrückende Erkenntnisschwelle hinaus. Wie er war sie eine — ob oft schweigende oder heroisch verstummende — Bekennernatur im Leben und in ihrer Dichtung. Deren Einzelschöpfungen darf ich hier aus Raumrücksichten nur streifend erwähnen. Daß wir in ihnen vielen katholischen Motiven und Anklängen begegnen, kann uns nach dem oben Gesagten nicht überraschen. Gleich das erste, ihren Namen weit tragende Buch, bezeichnenderweise ein soziales: ‚Die jungfräuliche Frau. Eine Beleuchtung' (1900), zeigt sie als der betreffenden katholischen Überzeugung sinnfällig nahestehend. Das von katholischer Überlieferung umwobene und durchleuchtete Jugendparadies spiegelt ihr erstes Erzählbuch wider: ‚Augusta Trevirorum. Skizzen und Bilder aus trierischer Mappe' (1900), das erfüllt war von poetisch abgeklärtem, humor- und anmutdurchsonntem Wirklichkeitssinn, durchpulst von der sie überhaupt kennzeichnenden herzbezwingenden Liebe zu den Kleinen und Entbehrenden: den Kindern, Armen und Alten, sowie deren Freunden und Helfern. Künstlerisch noch höher steht die ihre Geschehnisse kaleidoskopartig verlebendigende Novelle ‚Der klingende Berg' (1903), sowie der tief in verborgenstes Seelenland führende Roman ‚Peregrina. Ein Lebensbuch' (1903), der aber infolge seiner autobiographischen Prägung vielfach mißverstanden wurde. Die lyrischen Sammlungen aus den Jahren 1901—1902: ‚Herbst' und ‚Marienlieder' — der letzteren Benennung erklärt sich hauptsächlich aus der Entstehungszeit: dem der Himmelskönigin geweihten Maimonat —, zeugen von Kraft der Leidenschaft und ihrer Beherrschung, von künstlerischer Schulung, reicher bildhafter Phantasie, ergreifendem, lieblichem Wohllaut und ethisch tief schürfendem Feinsinn. Das Bedeutendste, das Miriam Eck schuf, ist das sechsaktige Schauspiel ‚Caterina von Siena' (1910), das ihre dichterische Entwicklung als in wuchtigem Vorschreiten dartut. Ihre letzte Arbeit war die Verdeutschung der religiösen Lyrik Thompsons, den die Zukunft als internationale Größe feiern wird*. Dieselbe Zeit wird auch auf die erwähnte hervorragende Übertragung, sowie nicht zuletzt auf Bühnendichtungen wie ‚Caterina' zurückzugreifen wissen.

Miriam Eck trug ein stolzes patriotisches Herz in sich. Seit Ausbruch des Krieges galt ihr Denken und Fühlen in erster Linie dem gewaltigen Ringen des heiß geliebten Vaterlandes. Ihre geschwächte Gesundheit aber vermochte den vielen unvermeidlichen Anstürmungen nicht mehr zu widerstehen. So führte sie ein plötzlicher sanfter Tod hinüber ins Reich des ersehnten Schauens, des ewig siegenden Lichtes und für immer erlösenden Friedens. Eine Unvergeßliche ging von uns, die uns in ihrem zum Teil noch ungedruckten dichterischen Nachlaß ein auszuwertendes Vermächtnis übermittelt hat. M. M.

---

* Siehe die im ‚Hochland' erschienenen Verdeutschungen: ‚Der Jagdhund des Himmels' (Juni 1912) und ‚Ode an die untergehende Sonne' (Februar 1914), zwei Dichtungen großen Stils in meisterlicher Übertragung. Verse von Miriam Eck brachten das Juliheft 1911 (‚Nachtgebet') und das Dezemberheft 1912 (‚Nur du'). Das im vorliegenden Heft gedruckte Gedicht ist eines der letzten der Dichterin, das sie kurz vor ihrem Tod eingereicht hat. D. R.

Bacon oder Shakespeare? Da immer noch da und dort Stimmen laut werden, welche die Frage, ob nicht in Wahrheit der Philosoph Francis Bacon Shakespeares Dramen verfaßt habe, einer ernstlichen Nachprüfung wert erachten, sei hier einmal die Beweismethode der Baconianer an einem typischen Beispiel beleuchtet:

Im fünften Akte von Shakespeares ‚Verlorener Liebesmüh' findet sich das auffällige lateinische Wort ‚Honorificabilitudinitatibus'. Der Scharfsinn des Baconianers Sir Edwin Durning Lawrence hat nun herausgebracht, daß sich durch Umstellung der Buchstaben aus dem langen Worte ein lateinischer Satz zusammendividieren läßt: Hi ludi F. Baconis nati tuiti orbi', zu deutsch — wenn man dieses Latein gelten läßt —: ‚Diese Spiele, Francis Bacons Kinder, sind der Welt aufbewahrt worden.' Damit soll nun klar und deutlich dargetan sein, daß Bacon selbst sich insgeheim als den Verfasser jener Dramen bekannt habe.

Aber derartige Beweisversuche bleiben ‚Verlorene Liebesmüh'. Denn jenes dreizehnsilbige, zungenbrecherische Wortungetüm ist in keiner Weise Shakespeare eigentümlich und darum sein Gebrauch irgendwie besonders beachtenswert und aufschlußverheißend, sondern als das längste lateinische Wort ist es schon geraume Zeit vorher in der Literatur bekannt und gerade zu Shakespeares Zeiten oft genug in Scherz und Ernst angeführt worden; die genaueren Nachweise findet man bereits im Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft Bd. 33. Unter anderen gehört zu den Autoren, die das Wort gebrauchen, kein geringerer als Dante in seiner gemeinhin noch viel zu wenig gewürdigten Schrift ‚De vulgari eloquentia'; er führt es nämlich im siebenten Kapitel als ein Beispiel solcher Worte an, die sich keinesfalls in das Versmaß der Kanzone fügen.

Wer weiß, ob daraus nicht nächstens ein Baconianer folgern wird, daß auch die Werke Dantes eigentlich von Bacon verfaßt worden seien?

M. E.

Musik

Das ‚Triumphlied' von Brahms — ein musikalisches Denkmal aus großer Zeit. In den wenigen stillen Stunden, die die Aufregung des uns umtobenden Kampfes um unser nationales Sein frei läßt, empfinden wir mehr denn je das Bedürfnis nach Vertiefung in die lebendigsten, unvergänglichsten Zeugen deutscher Kultur, in die Werke unserer großen Künstler, Dichter und Gelehrten. Nicht zuletzt aus ihnen vermögen wir jenen unerschütterlichen Glauben an unsere nationale Sache, an die unverwüstliche Kraft deutschen Geistes zu schöpfen, der uns jetzt so nottut, und der den Keim endlichen Erfolgs bereits in sich birgt. Und wenn dabei auch alles, was echt deutsch ist, mit gleich überzeugender Stärke zu uns spricht, erscheint unser Interesse unwillkürlich doch von all den künstlerischen und allgemein geistigen Dokumenten besonders gefesselt, die mit den großen politischen Daten unserer nationalen Entwicklung zusammenhängen. Aus diesem Grunde wird auch der Musiker jetzt manches Erzeugnis seiner Kunst, das gewöhnlich in der Überfülle einer großartigen Umgebung fast verschwand, mit bevorzugender Liebe umfangen und genießen. So erging es dem Verfasser unlängst mit dem ‚Triumphlied' von Brahms, dessen Partitur ihm zufällig unter die Hände kam und plötzlich all die Erinnerungen verlebendigte, die sich für den Kenner der Lebensgeschichte des Meisters an die Entstehung dieses Werkes knüpfen. Max Kalbeck hat in seiner bei aller künstlerischen Einseitigkeit doch monumentalen Brahmsbiographie eingehend davon berichtet.

Gleich dem ihm sonst so ferne stehenden Wagner war auch Brahms zeitlebens ein überzeugter deutscher Patriot und als solcher allem fremdländischen Wesen abhold. Besonders lebhaft war seine Abneigung gegen das Franzosentum. Es mögen da Erinnerungen aus seiner Kinderzeit mitgespielt haben: noch war ja in Hamburg ingrimmige Erinnerung an die rohen Übergriffe lebendig, die sich einst die Generale Napoleons I. gegen die okkupierte Stadt erlaubt hatten. So begrüßte der Meister die Erhebung Deutschlands gegen den alten Erbfeind im Sommer 1870 mit hellem Jubel. ‚Ich war so begeistert,‘ erzählte er, ‚daß ich fest entschlossen war, nach der ersten großen Niederlage der Deutschen als Freiwilliger mitzuziehen, und hatte die feste Überzeugung, auch meinen alten Vater dort zu treffen. Nun, gottlob, daß es anders gekommen ist.‘ Der glänzende Verlauf des Feldzuges, der mit der Neugründung des einigen Deutschen Reiches endete, fand in Brahms auch weiterhin einen begeisterten Zuschauer, und unmittelbar unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse von damals entstand das ‚Triumphlied‘, der gewaltige, jubelnde Schlußakkord zum ‚deutschen Requiem‘. Eine der frühesten Anspielungen auf die neue Arbeit gab Brahms in einem Brief aus Wien an seinen Freund Reinthaler unterm 12. Dezember 1870, wo es heißt: ‚Wie große Sehnsucht habe ich nach Deutschland zu kommen, ich darf davon nicht anfangen . . . Könnte ich was, und hätte auch noch Mut, ich schriebe ein gutes Tedeum und dann führe ich nach Deutschland.‘ Reinthaler fragte darauf zurück, ob nicht das ‚Tedeum‘ am Ende schon im Werke sei, und darauf konnte Brahms dem Freunde im Februar 1871 mit der Zusendung des ersten Chors des ‚Triumphliedes‘ — denn um nichts anderes handelte es sich bei dem geheimnisvoll angekündigten ‚Tedeum‘ — antworten. ‚Eine meiner politischen Betrachtungen über dieses Jahr‘ — heißt es im Begleitschreiben. ‚Den weiteren Text findest Du im 19. Kapitel.‘ Dieser Hinweis meint, wie bei unserem bibelfesten Künstler selbstverständlich, die Heilige Schrift, und zwar die Offenbarung Johannis. Dort lesen wir im 19. Kapitel:

‚Danach hörte ich eine Stimme großer Scharen im Himmel, die sprachen: Halleluja! Heil und Preis, Ehre und Kraft sei Gott unserm Herrn! Denn wahrhaftig und gerecht sind seine Gerichte, daß er die große Hure verurteilt hat, welche die Erde mit ihrer Hurerei verderbet, und hat das von ihrer Hand vergossene Blut seiner Knechte gerochen.‘ Im Original beziehen sich diese Worte auf Babylons Fall; auf die Zeitverhältnisse angewandt aber paßten sie nicht minder treffend auf Paris, das moderne Seine-Babel, dessen Fall Brahms damals mit Tausenden deutscher Patrioten bejubelte. Gegen diese Stadt als die sichtbare Verkörperung alles dessen, was er als Franzosentum haßte, hatte der Meister von jeher eine besondere Abneigung gehabt. ‚Paris war ihm,‘ sagt Max Kalbek, ‚ein Markt von Alfanzereien und Nichtigkeiten, eine Brutstätte perverser Ideen, ein Pfuhl von Lastern, Verbrechen und Scheußlichkeiten.‘ ‚Von Paris ist uns selten etwas Gutes gekommen,‘ pflegte er geringschätzig zu sagen, wenn irgendein Modetand, eine neue Richtung der Kunst und Literatur von dort importiert wurde. So schienen ihm die urkräftigen Worte des heiligen Buches ein willkommenes Echo des eigenen Empfindens. Freilich, sie in ihrer ganzen naiven Drastik als Grundlage eines modernen Kunstwerkes zu übernehmen, ging nicht wohl an: Darum begnügte sich Brahms mit dem Hallelujahruf auf den Herrn und seine gerechten Gerichte, die weitere Ergänzung dem stillschweigenden Verständnis des Hörers überlassend. Und an diesem Verständnis konnte es um so weniger fehlen, als die in der Kompo-

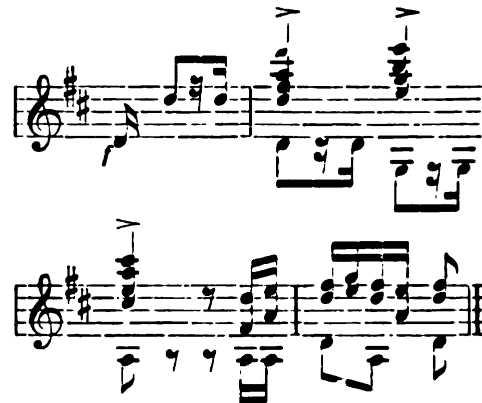
sition erscheinende Fortsetzung des biblischen Textes seiner aktuellen Deutung einen jeden Irrtum bannenden Abschluß gibt. Der Text des Triumphliedes fährt nämlich weiter: ‚Lobet unsern Gott alle seine Knechte und die ihn fürchten, beide, kleine und große‘ . . . ‚Denn der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen‘ . . . ‚Lasset uns freuen und fröhlich sein und ihm die Ehre geben‘ . . . ‚Und ich sahe den Himmel aufgetan, und siehe, ein weißes Pferd, und der darauf saß, hieß Treu und Wahrhaftigkeit und richtet und streitet mit Gerechtigkeit‘ . . . ‚Und tritt die Kelter des Weins des grimmigen Zornes des allmächtigen Gottes‘ . . . ‚Und hat einen Namen geschrieben auf seinem Kleide und auf seiner Hüfte: ein König aller Könige und ein Herr aller Herren . . .‘ — Wer dieser Reiter auf dem weißen Pferde, dieser ‚König aller Könige‘ sein solle, konnte den Zeitgenossen des begeisterten Künstlers nicht zweifelhaft sein, auch wenn Brahms nicht selbst die Antwort darauf durch die Widmung gegeben hätte, die das Titelblatt seines Werkes ziert und die lautet: ‚Seiner Majestät Kaiser Wilhem I. ehrfurchtsvoll zugeeignet vom Komponisten.‘ Der Brief aber, mit dem der Meister um die Genehmigung dieser Widmung ansuchte, ist ein neues Dokument von der Wärme des patriotischen Empfindens, dem das ‚Triumphlied‘ seine Entstehung verdankt. ‚Die Errungenschaften der letzten Jahre‘, heißt es da unter anderem, ‚sind so groß und herrlich, daß es demjenigen, dem es nicht vergönnt war, die gewaltigen Kämpfe für Deutschlands Größe mitzukämpfen, um so mehr ein Herzens-Bedürfnis sein muß zu sagen und zu zeigen: wie beglückt er sich fühlt, diese große Zeit erlebt zu haben.

‚Durchaus gedrängt von diesen lebhaften Gefühlen des Dankes und der Freude habe ich versucht, ihnen in der Komposition eines Triumphliedes Ausdruck zu geben.

‚Meine Musik ist auf Worte aus der Offenbarung Johannis gesetzt, und wenngleich wohl nicht zu verkennen, was sie feiern soll, so kann ich doch den Wunsch nicht unterdrücken, durch ein äußeres Zeichen, womöglich durch die Vorsetzung des Namens Eurer Majestät, die besondere Veranlassung und Absicht dieses Werkes zu nennen.‘ . . .

In huldvollster Weise nahm Kaiser Wilhelm die Gabe des begeisterten Künstlers entgegen, dem die schlichten Dankesworte des verehrten Monarchen wohl der schönste Lohn seiner schöpferischen Arbeit waren. —

Als gewaltiger achtstimmiger Chor mit Orchesterbegleitung und Baritonsolo erhebt sich das ‚Triumphlied‘ zu einer an Händel gemahnenden Monumentalität des Ausdrucks von teilweise schier dramatischer Lebendigkeit. Nichts hat es gemein mit jener Gattung von ‚Gelegenheitsmusik‘, der in ähnlichen Fällen manchmal selbst noch größere Geister als Brahms (— man denke an Wagners ‚Kaisermarsch‘! —) sich nicht zu entziehen vermochten. Und doch trägt es auch musikalisch die Spuren seiner Entstehungsgeschichte deutlich kennbar zur Schau durch zwei sinnige poetisierende Zitate, die Brahms in der Thematik des Werkes anbrachte. Das einleitende Orchestervorspiel läßt mit dem Motiv:



die Melodie des ‚Heil dir im Siegerkranz‘ anklingen, die nur durch den kühn geschwungenen, fanfarenartigen Anfang und die Übertragung aus den 3/4 in

den $^4/_4$-Takt etwas verschleiert und idealisiert erscheint. Noch wirkungsvoller ist das zweite Zitat. Am Schluß des zweiten Abschnittes bringen zu den in zarten $^{12}/_8$-Takt-Rhythmen gehaltenen Worten des Chores ‚Laßt uns freuen und fröhlich sein' die Flöten und Trompeten in breiten, feierlichen Tönen den Choral: ‚Nun danket alle Gott':



Diese eigenartige Kombination ist Brahms durch eine bekannte historische Anekdote nahegelegt worden, die ihm, dem Vielbelesenen, durch Karl Friedr. Beckers Weltgeschichte bekannt geworden sein mag. ‚Nach der siegreichen Schlacht bei Leuthen am Abend des 5. Dezember 1757 ließ Friedrich der Große das ermattete Heer auf dem Schlachtfelde zurück und setzte allein mit einem Haufen Husaren dem geflohenen Feinde nach, um das Abbrechen der Brücken zu hintertreiben. Viele der braven Kriegsmänner, von Hunger, Frost und Mattigkeit überwältigt, sanken auf den feuchten Boden hin. Ringsum stöhnten Verwundete. Bei jedem Schritte stieß man auf Leichen. Die Dunkelheit der Nacht machte die große Szene noch schauerlicher. Auf einmal fing ein Soldat an, laut und langsam zu singen: „Nun danket alle Gott!" Von denselben Gefühlen ergriffen, fielen die Spielleute mit den Instrumenten ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das kräftige Lied mit. Es war ein kriegerischer Auftritt von der feierlichsten Erhabenheit. Mit neuem Mute belebt, verließen die Streiter ihr Siegesgefilde und zogen noch an demselben Abende ihrem Führer nach.' Dieser Szene aus dem Kriegerleben des ruhmreichen Ahnen seines Kaisers wollte Brahms in seinem Siegeslied ein Denkmal setzen. Außerdem mag ihn, den gelehrigen Schüler Bachs, wohl das musikalische Problem gereizt haben, die altberühmte Form der Choralvariation in neuartiger Weise den Zwecken des Ausdrucks dienstbar zu machen. — —

Noch ist für unser Vaterland die Zeit zu rauschenden Siegesfesten nicht gekommen. Noch schwankt das Los in der Hand des Schlachtengottes, und wie günstig es sich uns auch schon geneigt hat — ferne sei von uns der Übermut eines Jubels vor der endgültigen Entscheidung. Wenn aber diese gefallen, und — wie wir mit Gottes Hilfe hoffen dürfen — für uns gefallen ist, dann mögen die begeisternden Klänge des ‚Triumphliedes' der Welt künden, daß er auch in uns noch lebendig ist der hohe idealistische Geist, der einst das Deutsche Reich neu erstehen ließ und dabei auch über die schwersten Opfer sich hinwegzusetzen vermochte.

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Naturkunde.

Eine gemeinverständliche Einführung in die gesamten Naturwissenschaften, unter dem Titel **‚Moderne Naturkunde'** herausgegeben von einem Kreis fachmännischer Mitglieder des Keplerbundes (Naturwissenschaftlicher Verlag, Godesberg; brosch. M. 10.80) erfüllt ihre gar nicht leichte Aufgabe im ganzen vortrefflich. Gleich der erste Abschnitt, in dem Lassar-Cohn die wichtigsten Grundbegriffe und allgemeinen Tatsachen der Chemie durch Wort und Bild veranschaulicht, ist mustergültig für die rechte Art, rein sachlich und zugleich anregend zu belehren; hervorgehoben sei auch die erstaunlich gehaltreiche Behandlung der Botanik durch Heineck. Nicht ganz so glücklich gerät hie und da die heikle Abgrenzung zwischen naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Fragen in der Allgemeinen Biologie von Dennert und namentlich in der Anthropologie und Urgeschichte von Hauser. In dem Abschnitt über Zoologie fallen manchmal Ungenauigkeiten der Angaben (z. B. Spalte 1009 und 1061) und Zugeständnisse an fragwürdige populär-wissenschaftliche ‚Theorien' (z. B. Spalte 1056 u. ö.) unliebsam auf. Zur Ausmerzung solcher letzten Unebenheiten wird sich gewiß in den Neuauflagen, die dem verdienstlichen Handbuch zu wünschen sind, Gelegenheit bieten.

In den Anforderungen an gemeinverständliche Darstellungen der Naturkunde immer anspruchsvoller zu werden, dazu gibt das Erscheinen so erstklassiger Sonderleistungen das Recht, wie nun eine in den zwei Bänden von Hesse und Doflein **‚Tierbau und Tierleben'** (Verlag Teubner, Leipzig. In Leinen je M. 20.—, in Halbfranz je M. 22.—) vollendet vorliegt. Es ist schon anläßlich des ersten Bandes, von Hesse über den ‚Tierkörper als selbständiger Organismus', an dieser Stelle hervorgehoben worden, daß das Werk über das Maß dessen, was man bisher von einer populär-naturwissenschaftlichen Darstellung gewohnt war, im eingehenden Text und der auserlesenen Illustration weit hinausgeht und auch dem bereits Sachkundigen noch vielfältige Belehrungen bringt. Das gilt erst recht von dem noch umfänglicheren zweiten Band über ‚Das Tier als Glied des Naturganzen', welchem zudem noch die seltene, bereits aus früheren Werken bekannte Darstellungskunst von Franz Doflein zugute kommt. Es bedurfte einer solchen in der Tat, um eine erstmalige allseitige Bewältigung der hier zusammengefaßten Wissensgebiete zustande zu bringen. Über einzelne der behandelten, so unendlich fesselnden Lebenserscheinungen, wie z. B. das Tier beim Erwerb seiner Beute und im Kampf mit seinen Verfolgern, oder im Zusammenwirken mit seinen Artgenossen (Geschlechtsleben, Brutpflege, Gesellschaftsbildung, Wanderungen), seine Anpassung an unbelebte oder lebendige Faktoren der Umgebung u. dgl. m. anregend zu unterrichten, wäre ja wohl keine so große Kunst. Dabei sich immer streng an das Tatsächliche zu halten, ist schon schwieriger. Aber vollends alle hier in Betracht kommenden Tatsachen- und Problemgruppen in vergleichender Überschau zusammenzufassen und trotz ihrer Fülle klar, systematisch und zuverlässig zu entwickeln, das grenzt für eines Menschen Kraft schon fast ans Unmögliche. Um so mehr verdient Dofleins Leistung bewundernde Anerkennung. Und diese kann auch nicht wesentlich sich mindern angesichts des unvermeidlichen Miteinfließens geringfügiger Versehen (Überschätzung des Farbensinns bei Fischen z. B. und seiner Bedeutung für die geschlechtliche Zuchtwahl), noch durch die gewichtigeren allgemeintheoretischen Bedenken, welche seine Festhaltung einer rein mechanistischen Denkweise bei all ihrer vorsichtigen Formulierung wachrufen muß. Die allgemeine Wissenslage der Biologie in unseren Tagen bringt nun einmal eine Vorliebe für derartige Auffassungen und eine Verkennung ihrer theoretischen Tragweite fast naturnotwendig mit sich; und die notwendige Klärung kann nur von der bereits im Gang befindlichen gründlichen naturphilosophischen Neuorientierung allmählich erhofft werden. Daß Doflein zu denjenigen gehört, welche auch über die Grenzen ihres so unermeßlichen Spezialgebietes noch hinauszublicken bereit sind, beweist auch sein vielfältiger Anknüpfungsversuch an die neuen Einsichten der Tierpsychologie. Bei seinem allgemeinen Standpunkt ist er geneigt, die psychischen Fähigkeiten der höheren Tiere zu überschätzen, hat aber doch bemerkenswerterweise auf Grund eigener Augenscheinnahme den Hereinfall auf die sogen. rechnenden Pferde und Hunde vermieden: ‚Vieles, was von den sogen. Gedanken dieser denkenden Tiere mitgeteilt worden ist, ist so phantastisch, daß man ohne weiteres die Mitarbeit eines in dieser Richtung begabten menschlichen Gehirns dabei herausmerkt.'

Gerade in tierpsychologischer Hinsicht ließen ja früher populärbiologische Werke der märchenerzählenden Phantasie den freiesten Lauf. Ein Werk wie **‚Brehms Tierleben‘** büßte gerade hierdurch erheblich an Zuverlässigkeit ein. Um so erfreulicher ist es, daß in dessen gründlich durchgearbeiteter Neuauflage fast allenthalben diesbezüglich nach dem Rechten gesehen wird, und mit besonderer Sorgfalt geschieht es in der von Ludwig Heck herausgegebenen Säugetierreihe, bei der auch der illustrative Schmuck sehr glücklich bereichert wird. Zu dieser Reihe gehört auch der neue elfte Band (Bibliogr. Institut; geb. M. 12.—), der die Ordnung der Nagetiere behandelt. Gerade solche Vertreter derselben, die jedem Naturfreund aus eigener Beobachtung bekannt sind, wie Hase, Kaninchen, Eichhorn, Ratte, Maus, werden nun mit förmlichen Monographien von allseitiger Aufschlußfülle bedacht. Der Schlußabschnitt des Bandes ist den Robben gewidmet, von denen ja auch einige Arten zu den meistgewürdigten Insassen unserer Tiergärten zu zählen pflegen.

Soeben ist noch der dritte Band des Gesamtwerkes erschienen, über die Fische, bearbeitet von Otto Steche. Aus dem Formenreichtum ist unter besonderem Bedacht auf die heimischen Arten eine hinreichende Auswahl getroffen, um neben allen wichtigen neuen Ergebnissen auch die vielen künftigen Aufgaben biologischer Meeresforschung zu veranschaulichen. Die vergleichendanatomische Einleitung ließe sich etwas anregender denken.

Die neuen Erkenntnisse, welche aus der Beobachtung des tierischen Verhaltens sich erschließen, sind geradezu unerschöpflich. Vieles muß davon bald geborgen werden, sonst ist es für immer zu spät. Was Adolf Fischer über **Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest** zu sagen weiß (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; geb. M. 5.—), schließt eine solche Lücke. Als Offizier und Jäger hat er lange Jahre das scheinbar öde Land durchstreift und das volle Mitempfinden gewonnen ‚mit den seltsamen Menschen und Tieren, die hier Heimatrecht hatten‘. Etwas von den schärferen Sinnen, die er an Antilopen und Buschmännern rühmt, hat er auch selbst erworben und berichtet frisch und sachlich, was er gesehen. Man versteht nach diesem Buche besser als bisher, warum Deutsch-Südwest so manchem ernsten Menschen zur neuen Heimat wurde.

Das höchste Thema auch der Naturwissenschaften, wenn schon auf deren besondere Betrachtungsweisen beschränkt, bleibt die Ordnung Homo sapiens L. **Aus der Urzeit des Menschen,** deren ein gutes Teil in den Eingeborenen Deutsch-Südwests noch leibhaftig vor uns steht, faßt Johannes Bumüller in stoffreichem, anschaulichem Überblick zusammen, was die Prähistorie mit Sicherheit zu vermitteln vermag. (Verlag Bachem, Köln; geb. M. 6.—.) Daß über die richtige Deutung der Funde die Meinungen oft noch weit auseinandergehen, wird nirgends verhehlt; die eigene Auffassung, zumal in dem neuen Kapitel über die Abstammung des Menschen, schließlich dahin formuliert, daß es für die Naturwissenschaft noch ein Geheimnis sei, woher der Mensch gekommen. Im übrigen trägt diese nun schon dritte Auflage des empfehlenswerten, reich-illustrierten Buches allem Erkenntniszuwachs sorglich Rechnung, den gerade die jüngsten Funde über Körperbeschaffenheit und Geisteskultur des Urmenschen gebracht haben. — **‚Die Rassen und Völker der Menschheit‘** schildert der Münchener Anthropologe Ferdinand Birkner in dem nun vollendeten 2. Bande des großen, prachtvoll ausgestatteten populär wissenschaftlichen Standardwerks **‚Der Mensch aller Zeiten‘** (Allgem. Verlagsgesellschaft. In Lieferungen je M. 1.—) mit vorbildlicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit. Von der Einbeziehung hypothetischer Meinungen und Auseinandersetzungen ist so gut wie gänzlich abgesehen. Der menschliche Körper als Grundlage der somatischen Rassenlehre wird in Wort und Bild musterhaft beschrieben, dann in seinem Unterschied vom Tierkörper charakterisiert; die ältesten Reste des Menschen, die Bevölkerung Europas in Vorzeit und Gegenwart, sowie die Eingeborenenbevölkerung der deutschen Schutzgebiete mit Hilfe der gewonnenen anthropologischen Vorkenntnisse außerordentlich lehrreich geschildert, und erst im Schlußkapitel über Rassengliederung und Einheit des Menschengeschlechts wird auch in die theoretischen Meinungsverschiedenheiten kurz eingeführt. So sollte es in allen solchen Werken gehalten werden. Der dritte Band des Prachtwerks, in dem erst auch die geistigen Anhaltspunkte für die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechtes zur Sprache kommen, hat den Wiener Ethnologen P. Wilhelm Schmidt zum Verfasser und verspricht daher das Ganze würdig zu beschließen.

Gediegene populärwissenschaftliche Literatur wird stets auch einigen Einblick in das Werden der vermittelten Erkenntnisse, nicht nur in die allerletzten Ergebnisse zu bieten suchen. Daraus erklärt sich der große Nutzwert geschichtlicher Einführungen, und je rascher ein Wissensgebiet sich entwickelt,

desto nützlicher ist der historische Rückblick. Das gilt auch von einem scheinbar nur aufs Nützliche bedachten Gebiet wie der Technik. Auch sie bedarf weiterer Ausschau, und dies lehren gerade die Höchstleistungen ihrer Vergangenheit. Bei aller hohen Erwartung erhält man über **‚Leonardo als Techniker und Erfinder'** durch Franz Feldhaus' reichillustriertes Werk doch noch eine Auskunft, die in Erstaunen versetzt. Die ahndungsreiche Universalität dieses gottbegnadeten Menschen ist in manchen Stücken der künftigen Entwicklung der Technik um ganze Jahrhunderte vorausgeeilt (Diederichs. Gebd. M. 10.—). — Unter besonderer Berücksichtigung gerade auch der technischen Nutzanwendungen berichtet der neue, nun schon 29. Band des altbewährten **‚Jahrbuchs der Naturwissenschaften'**, herausgegeben von Jos. Plaßmann mit einem Stab von Fachmännern, (Verlag Herder, Freiburg; gebd. M. 8.—), vielseitig und anregend über alle Fortschritte der Naturerkenntnis im verflossenen Jahre. Die noch wesentlich vervollkommnete Illustration, darunter z. B. zwei treffliche Tafeln über moderne Luftschiffahrt, wird sicherlich dazu beitragen, daß sich den alten Freunden dieses praktischen Hilfsbuchs gar manche neuen gesellen. Gerade auch über die Verwertung der neuen Erkenntnisse im Kriegswesen finden sich darin eine ganze Reihe heute besonders aktueller Abschnitte.

Unsere Kunstbeilagen

Das machtvolle Bild Tintorettos ‚Michaels Kampf mit dem siebenköpfigen Ungeheuer', das seinen Gehalt aus der Geheimen Offenbarung schöpft, soll uns ein Symbol des deutschen Kampfes und Geistes unter dem Schutze seiner höheren Mächte sein.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Direktor des Mozarteums in Salzburg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Jan van Eyck / Maria mit dem Kind in einer Kirche



Phot. F. Bruckmann A.-G., München



Zwölfter Jahrgang Juni 1915

Der Krieg und das Rassenproblem
Von Konrad Guenther

Greulichen Unsinn kramst du da aus,' hätte man mit dem Zwerg Mime zu Herrn Poincaré sagen können, als dieser den französischen Soldaten weiszumachen suchte, der Krieg würde zu einem Siege der ‚lateinischen Rasse' werden. Zunächst spielen unter den 160 Millionen Slaven und Nordasiaten, den etwa 55 Millionen germanischen Briten (mit Kanada, Australien, Südafrika usw.), den 300 Millionen Indern, den 64 Millionen Japanern und all den Negerstämmen, die unter Frankreichs Fahnen fechten, die 35 Millionen Franzosen als alleinige Angehörige der lateinischen ‚Rasse' doch eine mehr als bescheidene Rolle. Dann aber und vor allem hätte das Oberhaupt des ‚großen' Frankreich, der ‚ersten Kulturträgerin der Welt', die einfache Tatsache kennen müssen, daß es eine lateinische Rasse weder heute gibt noch je gegeben hat. Auch die in den französischen Zeitungen so oft wiederkehrende Phrase von der ‚französischen Rasse' beruht auf Unkenntnis der Grundlagen der Naturwissenschaft und Geschichte. Aber freilich ist über den Begriff der Rasse die große Masse der Gebildeten — und zwar auch bei uns — sich noch recht wenig klar.

Das Wort ‚Rasse' ist ein naturwissenschaftlicher Begriff. Es gilt daher nicht nur für den Menschen, sondern im ganzen Reich der Organismen. Am besten kennen wir den Begriff von unseren Haustieren her. Ein jeder wird wissen, was eine Hunderasse ist. Das Wort bezeichnet hier eine bestimmte Form von Hunden mit gewissen wohlumgrenzten körper-

lichen und geistigen Eigenschaften, die sich bei Reinzucht vererben. Die ‚Foxterrierrasse' z. B. umschließt kleine, zierlich gebaute Hunde mit schmalem Kopf, halblangen, leicht umgelegten Ohren, lebhaftem, etwas nervösem Charakter usw. Und paart man zwei solche Hunde, so erben die Jungen dieselben Eigenschaften. Solche Rassen gibt es auch in der freien Natur, und zwar sowohl unter Tieren als auch unter Pflanzen. Und im allgemeinen wird von den Rassen angenommen, daß sie von gemeinsamen Stammeltern abstammen.

Sehen wir uns nun unter den Menschen der Erde um, so bemerken wir auch unter ihnen Gruppen, die unter sich in körperlichen und geistigen Eigenschaften einheitlich sind, in eben diesen beiden Punkten aber von anderen Gruppen sich unterscheiden. Wir erblicken da eine ‚Negerrasse' mit schwarzer Hautfarbe, krausem Haar, wulstigen Lippen, vorspringendem Kiefer usw., die von einer anderen in ihrer Art ebenso wohlcharakteristischen ‚gelben Rasse' sich unterscheidet. Schon in den ältesten Überlieferungen der Völker kennt man die Menschenrassen. Auch im ersten Buch Mosis ist von ihnen die Rede, und auch hier werden sie hergeleitet von gemeinsamen Stammeltern — den Kindern und weiteren Nachkommen Noahs.

Einem Papua, einem Andamanen, selbst einem Japaner sieht der Völkerkundige sofort an, zu welcher Rasse er gehört. Denn diese Rassen sind im großen und ganzen einheitlich, sowohl im Bau, als in der Größe, als auch in den wesentlichsten Einzelheiten. Jeder Papua hat eine breite, kurze Nase, jeder Andamane bleibt unter einem bestimmten Körpermaß, und schwarzes, straffes Haar, kurzer Wuchs, sogenannte ‚geschlitzte' Augen sind für jeden Japaner charakteristisch.

Wie steht es nun mit einer ‚lateinischen', ja selbst nur mit einer ‚französischen' Rasse? Da ist keine einheitliche Körpergrundform, wie sie der Rassenbegriff haben muß, vorhanden. Es gibt große und kleine Franzosen, hell- und dunkelhaarige, lang- und kurzköpfige, solche mit gebogenen und mit kurzen Nasen. Gerade so ist es auch bei uns Deutschen. Man stelle doch z. B. einen Schwarzwälder neben einen Schleswig-Holsteiner. Wenn jeder eine Rasse verkörperte, dann können es nur verschiedene Rassen sein. In der Tat ist mancher Bergbewohner aus Süddeutschland mit seinem kurzen Schädel, dunklem Haar, kleinem, gedrungenem Wuchs, mit vorstehenden Backenknochen und tiefliegenden Augen dem Mongolen, besonders dem Westmongolen (der uralaltaischen Gruppe) ähnlicher als dem blonden Nordländer aus der meerumschlungenen Provinz. Ist er aber deswegen kein Deutscher? Diesen Zweifel würde er sich mit Recht verbitten! Er fühlt deutsch und spricht deutsch und gehört ebenso zum deutschen Volk wie der Schleswig-Holsteiner. Aber eben zum deutschen V o l k, und das ist etwas grundsätzlich anderes wie Rasse. V o l k ist kein naturwissenschaftlicher, sondern e i n K u l t u r b e g r i f f. Zu einem Volk rechnet man Menschen, denen gemeinsame Kulturgüter, vor allem dieselbe Sprache eigen ist. Es gibt also ein deutsches, ein französisches Volk und eine lateinische oder besser

romanische Völkergruppe, deren Kultur und Sprache einheitlicher Herkunft, wenn auch bei verschiedener Entwicklung ist. Dasselbe gilt von der germanischen und slavischen Kultur und Völkergruppe. Dagegen läßt sich ein einheitlicher Rassenbegriff weder für Frankreich noch für Deutschland festlegen, und so kann es weder eine französische noch eine deutsche Rasse geben.

Wir müssen also, wenn wir nach den Rassen in Europa suchen, von politischen und sprachlichen Grenzen absehen. Das hat denn die Anthropologie auch getan und hat dabei drei Haupttypen gefunden, die charakteristische Körpereigenarten an sich tragen, welche sie, wenn sie unter sich bleiben, vererben. Es sind das die nordische, alpine und mittelländische Rasse, der sich noch eine vierte, die ‚dinarische' zugesellt, von der wir aber, als nicht von derselben Bedeutung, wie sie den anderen eigen ist, absehen wollen. Merkmale der nordischen Rasse sind hoher, schlanker Wuchs, blondes Haar, ein ‚langer' Schädel (d. h. der Längsdurchmesser von der Stirn nach dem Hinterkopf ist länger als der quere, der dem Beschauer zugesenkte Kopf hat also einen lang-ovalen Umriß), schmales Gesicht, schmale, gerade oder leicht gebogene Nase. Der ‚alpine' Mensch hat einen kurzen Schädel, dessen Umriß sich dem Kreise nähert, dunkles Haar, eine breite, kurze Nase, ein rundes Gesicht und gedrungenen Wuchs, während der ‚Mittelländer' noch dunkelhaariger ist, dabei mittelgroß, aber mit langem Schädel und gerader oder gebogener Nase ausgestattet. Seine Haut ist gebräunt, sein Wuchs schlank.

Nun liegt in den Bezeichnungen dieser drei Rassen auch schon ihre Verteilung in Europa angedeutet. Nordeuropa ist vorwiegend das Gebiet der nordischen Rasse, in den Mittelmeerländern wohnt die mittelländische, während die alpine Rasse von Osten her einen Keil zwischen die beiden anderen hineintreibt, der nach Westen immer spitzer ausläuft, und dessen Rückgrat die Alpen bilden. In Schweden z. B. sind unter der Bevölkerung 75,3 Prozent blondhaarig, in Norddeutschland noch 43 Prozent, während hier 12 Prozent brünett sind, der Rest aber Zwischenstufen zwischen beiden Endpunkten darstellt. Südlich der Mainlinie gibt es in Deutschland nur noch 18 bis 24 Prozent Blonde, während die Schweiz gar nur 11,1 Prozent von diesen aufweist. Eine ähnliche Tabelle ergibt der Vergleich der Schädelformen; die langen Schädel überwiegen im Norden und werden gegen die Alpen zu immer mehr von den kurzen verdrängt. Man kann die drei Rassen Europas durch drei verschiedenfarbige Flüssigkeiten darstellen, die an den Grenzen ineinanderfließen und sich gegenseitig noch weit durchdringen, bis allmählich die reine Farbe deutlicher hervortritt. Ganz rein aber würde sie nirgends sein; man kann sagen, daß es kaum einen Menschen in Europa gibt, der nicht Anlagen aller drei Rassen in sich trüge. Unter den Tausenden von Ahnen, die jeder Mensch hat, ist eben überall auch einmal ein Fremdling gewesen, als Angehöriger eines erobernden oder unterjochten Volkes. Das ist bei den unzähligen Verschiebungen, wie sie die kriegsreiche Geschichte

Europas gebracht hat, unvermeidlich. Es ist dabei auch ferner zu bemerken, daß die Körpereigenschaften einer Rasse sich nicht als Ganzes vererben. Eingehende und aufs höchste interessante Untersuchungen haben vielmehr gezeigt, daß die Vererbungskraft der einzelnen Körperteile sehr verschieden ist. Bei der Mischung von Lang- und Kurzköpfen hat der letztere das Übergewicht, während eine große oder gar gebogene Nase sich in durch die zwei Rassen gemischten Generationsreihen stärker als eine Stumpfnase erweist und immer sieghafter herauskommt.

Ähnlich ist es mit der Vererbung geistiger Eigenschaften. Es ist also sehr wohl möglich, daß jemand körperlich alpin, geistig aber nordisch ist. Und da wir am Menschen das Geistige höher einzuschätzen haben als das Körperliche, würde für uns ein solches Individuum die nordische Rasse mehr verkörpern als ein anderes, das körperlich nordisch, geistig aber alpin wäre. Daraus folgt, daß man über niemand seiner scheinbaren Rassenzugehörigkeit wegen den Stab brechen darf; nur eingehendste Untersuchung könnte feststellen — und auch diese nicht vollständig —, welche Rasse in ihm überwiegt.

Ja, nicht einmal die großen Rassengruppen, die sogenannte weiße, gelbe, braune und schwarze Rasse, lassen sich scharf voneinander sondern. Die braunen Inder stehen uns der Rasse nach näher als z. B. die Juden, ja wahrscheinlich sogar auch näher als die mit uns zu einem Volk verschmolzenen Alpinen, denn diese schließen körperlich an die Mongolen an. Den Übergang zu den letzten bilden die sogenannten Ural-altaischen Stämme, so die Türken, Ungarn, Finnen. Nur eine große Rassengruppe hebt sich schärfer von den anderen ab, das ist die schwarze. Dieser fühlen wir uns am fernsten, immerhin ist auch viel schwarzes Blut in die Weißen übergegangen, teils durch Amerika, teils durch die Araber und Türken, in deren Harems Millionen hübscher und munterer Negerinnen zu finden waren.

Es ist der Gang der Menschheitsentwicklung, daß die Rassengrenzen immer mehr verwischt werden. Je stärker sich die Menschen auf der Erde vermehren und ausbreiten, um so öfter und gründlicher kommen sie zusammen, und Beziehungen und Vermischungen entstehen ganz von selbst. Dazu liegt es im Wesen der Kultur, einer Einheit zuzustreben. Nicht nur werden Güter aller Art ausgetauscht, sondern das, was für ein Gut erkannt oder auch nur Mode geworden ist, wird allgemein angenommen. So hat die europäische Kleidung einen Siegeszug über die ganze Erde angetreten. Sie hat dabei viel Schönes zerstört. Manche Völker haben Trachten, die ihnen viel besser standen, weil sie zu ihrem Wesen paßten, um der europäischen Kleidung willen aufgegeben, so die Japaner, viele andere Asiaten und Afrikaner. Auch die Uniformen der Soldaten, die Waffen, die Häuser, das alles wird immer einheitlicher. Ebenso geht es geistigen Gütern. Europäisches Recht und Sitte verbreiten sich. Vor allem aber sind es die großen Religionen, die vereinheitlichend wirken. Sie dürfen keine Rassenunterschiede unter ihren Bekennern gelten lassen. Vor Gott sind alle

Menschen gleich. Und wenn heute noch die christlichen Völker, wie das dieser Krieg leider wieder so deutlich zeigt, noch fern von der großen Weisung ihres Meisters sind: „Ihr aber seid alle Brüder', so hieße es doch an der Kraft unserer Religion zweifeln, wenn wir nicht überzeugt sein wollten, daß das erhabene Ziel einmal doch erreicht werden wird.

So sehen wir, zurückblickend auf die Geschichte der Menschheit, eine langsam, aber sicher vorwärtsschreitende Verschmelzung der Rassen sich vollziehen. Am Anfang der Geschichte können wir noch wohlgeschiedene Rassen deutlich unterscheiden. Ein hübsches Beispiel dafür gibt das bekannte altägyptische Felsengrab-Gemälde aus dem Jahre 1900 v. Chr., das den Einzug semitischer Nomaden, die sich mit Geschenken und Austauschartikeln versehen haben, darstellt. Auf den ersten Blick, und zwar nicht nur durch die hellere Farbe, unterscheiden sich hier die Semiten von den sie begleitenden Ägyptern. Jede Rasse ist ungemein treffend charakterisiert. Zu dieser Zeit waren also im großen und ganzen die Angehörigen eines Volkes auch die einer besonderen Rasse. Und auch noch später ist das der Fall gewesen. Die Hunnen, die Avaren stellten einen durchaus einheitlichen Typus dar, ebenso schildern die Römer die Germanen als durchweg blondhaarig, blauäugig, hochgewachsen, und die Gräberfunde bestätigen uns, daß wirklich im Durchschnitt unsere germanischen Vorfahren einheitlicher gebaut waren als wir. An unseren Altvordern war leicht zu erkennen, welcher Rasse sie angehörten: es war die, welche wir heute die nordische nennen, zu der aber außer den Germanen auch die anderen Nordvölker, Kelten und Nordslaven, gehörten. Es gab also eine Zeit, da waren die Germanen einheitlich in der Rasse und in der Kultur. Sie redeten dieselbe stolzklingende Sprache, nur nach Mundarten geteilt, sie hatten dieselben Sitten, waren von derselben Tapferkeit, hatten denselben hohen Sinn und Ehrfurcht vor der Gottheit und der Natur und Freude an Tieren und Pflanzen. Wir wissen ja heute, daß die Germanen durchaus keine rohen Barbaren waren, sondern daß sie ein feines Kunstverständnis hatten und auch im Können hoch standen. Das lehren uns die zum Teil wunderbar edel ausgeführten Kunstwerke aus der ‚Bronzezeit' Nordeuropas.

Konnte man also in frühen Zeiten den Begriff ‚Germane' wegen der körperlichen Einheitlichkeit des Volkes auch als Rassenbegriff fassen, so hat er doch heute mit Recht allgemein die Bedeutung einer sprachlichen Zusammenfassung gewonnen. Wir reden von Völkern germanischer Zunge, im Gegensatz zu denen romanischer und slavischer Zunge. Ebenso ist der Begriff ‚indogermanisch' nur sprachlich zu nehmen. Von einer indogermanischen Rasse zu reden, ist ein Unsinn. Es ist bekannt, daß außer den Europäern auch Perser und Inder Indogermanen sind, ja daß in der Sprache des letzteren Volkes die Wurzeln der Sprachen der anderen liegen. Im Gegensatz zu den Indogermanen stehen die Semiten. Die Anthropologie hat aber nun festgestellt, daß die Semiten der Rasse nach den europäischen Mittelmeervölkern zuzurechnen sind und mit ihr die mittel-

ländische Rasse bilden. Die Rassenkunde scheidet also die Mittelmeerstämme von den Nordeuropäern, die Sprachenkunde rechnet sie uns bei. Jene führt die Grenze wagerecht durch Europa, diese schräg durch Vorderasien.

Nun müssen wir aber annehmen, daß wie die Germanen, so auch die Indogermanen oder ‚Arier‘ in altersgrauer Zeit einheitlich waren auch in der Rasse. Die arische Kultur wie insbesondere auch die Sprache wird von einem Volk ausgebildet worden sein, und dieses wird einer Rasse angehört haben. Welche Rasse das gewesen sein, wo überhaupt das arische Urvolk gewohnt haben mag, darüber gibt es natürlich nur Hypothesen. Manche Forscher sind der Ansicht, daß die nordische Rasse die Begründerin der arischen Kultur gewesen sei, und es spricht in der Tat vieles für diese Theorie. Die ältesten Überlieferungen der Arier, die indischen Heldensagen, ebenso auch die Gesänge Homers klingen an die altgermanischen Heldensagen an, und von den Germanen wissen wir, daß sie die nordische Rasse rein zum Ausdruck brachten. Auch die Benennung der Person nach Name und Vatername ist ebenso altarisch wie echt germanisch, ferner die Aufstellung von Sippennamen (z. B. Pandavas [Panduinge] in Indien, Wälsungen im germanischen Heldenlied), die Bevorzugung von kriegerischen Namen und noch vieles andere. Wir fühlen uns ja auch der griechischen und altindischen Kultur näher verwandt als etwa der römischen. Homer ist uns wie einer der Unseren.

Man hat ferner aus verschiedenen Wortwurzeln, die sich in allen indogermanischen Sprachen finden, geschlossen, daß diese Wörter und das, was sie bezeichnen, schon jenem Urvolk bekannt waren. Am interessantesten ist da das Wort ‚Schnee‘ und ‚schneien‘, das auch die Inder haben, aber gemäß ihrem Klima in der Bedeutung ‚feucht werden‘, ‚zerfließen‘. Das gemeinsame Wort läßt darauf schließen, daß die Arier, als sie sich noch nicht getrennt hatten, in einer Gegend wohnten, in der es Schnee gab. In ähnlicher Weise lehrt die Sprachwissenschaft, daß die Urarier keine Palmen und Löwen, wohl aber die Flora der gemäßigten Zone und Wölfe und Bären kannten. Aus derartigen Überlegungen heraus haben verschiedene Männer, als deren bekannteste Graf Gobineau und H. St. Chamberlain gelten dürfen, auf eine Herrscherstellung der nordischen Rasse in der Geschichte der Menschheit überhaupt geschlossen. Und sie haben sich bemüht, in den Geisteshelden der verschiedensten Völker das nordische oder germanische Blut aus dem Körperbau, dem Charakter, den Vorfahren, dem Namen nachzuweisen.

Wie dem aber auch sei, eines ist sicher, jenes arische Urvolk hat sich nicht reinrassig erhalten. Es muß ein kraftvolles Volk gewesen sein, voller Wander- und Tatenlust, denn sein Einfluß hat sich schon in vorgeschichtlicher Zeit über Persien, Indien und ganz Europa ausgebreitet. Ich sage, sein Einfluß, nicht sein Blut. Denn wenn auch in den meisten Fällen die Arier fremde Völker unterworfen und ihnen ihre Kultur aufgezwungen haben mögen, so kann es sich doch auch ereignet haben, daß ein fremdes Volk die Kultur der Arier annahm, ohne daß diese in ihr Land eindrangen, etwa

so, wie die Japaner europäische Kleidung und andere Kulturgüter übernommen haben. Bei einer noch stärkeren Überlegenheit des betreffenden Kulturvolkes einerseits und einer noch mehr entwickelten Aufnahmefähigkeit des Fremdvolkes andererseits ist es nicht unmöglich, daß das letztere auch noch die Sprache des ersteren sich aneignete. Auch später noch haben Kulturgüter die Bezeichnungen des Volkes, von dem sie kamen, behalten. So wimmelt es bei uns von französischen Bezeichnungen, noch mehr Wörter aber haben die Russen von uns übernommen, und zwar viele, die in ihrer Zusammensetzung kerndeutsche sind, wie ‚Butterbrot‘, ‚Kammerdiener‘, ‚Perückenmacher‘ (Friseur), ‚Reichstadt‘, Wörter, die in russischen Buchstaben ordentlich komisch anmuten. Dabei sind die französischen Wörter bei uns meistens Bezeichnungen von Luxusartikeln (Parfüm, Crême, Pralinées), während die von den Deutschen an die Russen abgegebenen Wörter Dinge des täglichen Bedarfs auch des Mittelstandes bedeuten. Daher ist der deutsche Einfluß auf die Russen tiefergehend, diese können die deutschen Wörter weniger missen als wir die französischen.

In dem obigen Falle von der friedlichen Annahme der arischen Kultur durch ein Fremdvolk hätten wir einen Beleg dafür, wie wenig Volk und Rasse sich zu decken brauchen. Denn wir hätten bei obigem Beispiel ein indogermanisches Volk, d. h. ein Volk mit indogermanischer Kultur, aber von vollkommen fremder Rasse. Wer steht uns dafür, daß nicht so manche Völker Europas auf ähnliche Weise die arische Kultur und Sprache übernommen haben?

Aber auch dort, wo die alten, noch rasseeinheitlichen Arier das Land eines anderen Stammes in Besitz nahmen, blieb ihre Rasse nicht rein erhalten. Sie haben ja nur in den seltensten Fällen die Unterworfenen mit Stumpf und Stil ausgerottet, meistens waren die Eroberer mit der Herrschaft zufrieden, ja sie waren froh, ein Volk von Gehorchenden und für eigenes Interesse Arbeitenden unter sich zu haben. Bei den alten Griechen hat sich die Erinnerung an solche Verhältnisse erhalten. Ihre Schriftsteller berichten von der Einwanderung der Hellenen in die Halbinsel, und wie diese hier das Volk der Pelasger vorfanden und unterjochten. Doch hat neuere Forschung nachzuweisen versucht, daß auch die Pelasger schon eine indogermanische Kultur hatten, daß also die hellenische Einwanderung der zweite Vorbruch arischer Völker war. Von den Stämmen, welche bei der ersten Einwanderung der Arier, eben jener Pelasger, die die ‚mykenische‘ Kultur begründeten, unterworfen wurden, hat sich keine Erinnerung erhalten. Jedenfalls ist sowohl damals wie auch später eine Mischung der Stämme eingetreten, die sich noch später fortsetzte. Persische, römische und andere Elemente kamen nach Hellas, in diesen Strömen verrann das hellenische Blut, und das wird der Grund gewesen sein, daß die althellenische Kraft und Kulturblüte schwand. Vollends änderte sich die hellenische Art, als um das Jahr 900 nach Christus die Slaven in Griechenland eindrangen. Die heutigen Griechen haben mit den alten Hellenen nichts mehr gemein als die Sprache — auch diese in verwandelter Form.

Reiner hielten sich die arischen Eroberer in Indien. Auf das strengste schlossen sie sich von den Unterworfenen, den schwarzen Dasyu, ab, und es entstand ein strenges Kastenwesen, das noch heute seine volle Kraft hat. Die Kastengesetze, die vor allem jede Heirat zwischen den höheren und niederen Kasten untersagen, haben das Blut der alten Arier — Arya ist ein indisches Wort — rein erhalten, und uralte Sitten und Gewohnheiten, Sagen und religiöse Vorstellungen haben sich die Inder bis auf den heutigen Tag bewahrt. Mögen wir aber auch die Reinhaltung einer edlen Rasse hochschätzen, so zeigt doch andererseits gerade Indien, daß eine derartige Abschließung auf die Dauer das betreffende Land schwächt, weil es keine Einheit aufkommen läßt. Nur einheitliche und einige Völker, das sehen wir wieder jetzt an uns selbst, können dem Ansturm der Feinde widerstehen. Und die Uneinigkeit Indiens ist denn auch die Ursache, daß in dem Sonnenlande 300 Millionen Menschen von wenigen Engländern niedergehalten werden.

Soll in einem Lande, dessen Bevölkerung aus Unterworfenen und Herren besteht, Friede herrschen und Kraft gegen auswärts emporwachsen, so müssen jene beiden Elemente miteinander verschmelzen. Das ist bei allen großen Völkern Europas geschehen. Denn, von vorgeschichtlichen Zeiten ganz abgesehen, haben ja alle europäischen Völker am Beginn des Mittelalters einen Herrenstand nordischer Rasse, nämlich Germanen, erhalten. Waren die Eroberer noch nicht mit den Unterworfenen zu einer Einheit geworden und erfolgte ein kräftiger Angriff von außen, so ging das Reich zugrunde, das lehren uns die Ostgoten und Vandalen. Darum mußte es das Bestreben der beiden Parteien sein, zu einer Einheit zu kommen, und diese ist denn auch, bald früher, bald später, überall erreicht worden.

Die Eindringenden vereinigten ihre Kultur mit der der Stammesbevölkerung. Eine wichtige Rolle spielte dabei die Religion. Es ist bekannt, daß die Langobarden erst dadurch zu ‚Italienern' wurden, daß sie vom arianischen zum katholischen Bekenntnis übertraten. Dasselbe geschah in Frankreich, in Spanien. Den Schlußstein der Verschmelzung aber bildete die Schaffung einer einheitlichen Sprache. Wo eine solche nicht zustande kam, entstand auch kein kraftvolles Reich, und das Land wurde der Spielball der umherwohnenden Staaten. Das zeigen die russischen Ostseeprovinzen, Est-, Liv- und Kurland. Die in der nördlichen Hälfte von Esten, in der südlichen und westlichen von Letten bewohnten Lande wurden um das Jahr 1200 von Deutschen kolonisiert, es entstand eine deutsche Kultur — vor der die estnische und lettische fast gänzlich verschwand, wie diese Völker z. B. noch heute in deutschen (gotischen) Lettern ihre Sprache schreiben. Aber eben diese Sprache haben die deutschen Herren bestehen lassen, und so blieb die Kluft zwischen Herrschenden und Untergebenen offen. Die Ostseeprovinzen gehörten nicht lange sich selbst, sie wurden sehr bald im Norden dänisch und später im Süden polnisch, dann insgesamt schwedisch und endlich russisch; und während die Letten noch vor 50 Jahren zum großen

Teil gern deutsch geworden wären, haben mit dem allgemeinen Erstarken des Volksbewußtseins auch sie Liebe zu ihrer Art und Sprache bekommen und den Kampf gegen die Deutschen aufgenommen.

Ein anderes interessantes Beispiel bietet England. Hier faßten in einem ursprünglich keltischen, später römisch kolonisierten Lande die Angeln und Sachsen, germanische Völker, Fuß und gründeten ein starkes Reich, das germanisch rein blieb, weil es sich gegen die nach Westen gedrängten Kelten streng abschloß. Im Jahre 1066 erschienen die Normannen auf der Insel. Auch dieses Volk bestand aus echten Germanen, hatte sich aber vorher in Nordfrankreich festgesetzt und hier die französische Sprache angenommen. Als die Normannen nun England eroberten, behielten sie dort als Herren ihre Sprache bei, und gerade diese besondere Sprache war es, die die Sachsen empfinden ließ, daß sie von Fremden beherrscht wurden. Erst Jahrhunderte später hob sich der Gegensatz, die Sprache wurde einheitlich, und zwar — wenn auch mit vielen französischen Beimischungen — auf germanischer Grundlage, wie denn auch das germanische Blut auch später noch gegenüber dem der römischen Kolonisten und der übrigens ja ebenfalls der nordischen Rasse angehörigen Kelten bei weitem überwog.

Anders in Italien, Spanien, Frankreich. Hier hatte die römische Kultur festen Fuß gefaßt, in Italien war sie von jeher zu Hause gewesen, Frankreich und Spanien aber waren seit Cäsars Zeiten vollständig dem römischen Reich einverleibt gewesen, Tausende von Römern hatten sich in diesen Ländern niedergelassen, und die Eingeborenen hatten ihre Kultur angenommen und sich überall mit ihnen vermischt. Der Masse dieser in ihrer Kultur festwurzelnder Völker konnten die germanischen Eroberer ihre Art nicht mehr aufzwingen, vielmehr schlug die der Eingeborenen um so kräftiger durch, je mehr die Langobarden, Franken und Goten im Interesse des Friedens nach innen und der Macht nach außen mit den Unterworfenen zu einer Verständigung zu kommen suchten. Man darf aber nicht glauben, daß die germanische Eigenart im Römischen und Römisch-Gallischen vollständig verschwand. Norditaliener, Nordfranzosen und Nordspanier, deren Gebiete ja alle noch heute germanische Namen tragen (Lombardei, Normandie, Catalonien = Gota-Alanien), haben in ihrem Körperbau und in ihrer Art noch viel Germanisches an sich. Der unbändige Mut und Stolz der Spanier, die Verwegenheit und Abenteuerlust, die bei der Eroberung Amerikas so recht sich ausleben konnte, aber auch ihre Unduldsamkeit sind echt gotisch. Mit so manchen bedeutenden Italienern und Franzosen fühlen wir uns näher verwandt als die eigenen Volksgenossen. Und auch in der Sprache jener Völker ist durchaus nicht das germanische Element Nebensache. Bei vielen Ausdrücken ist die lateinische Form durch die germanische verdrängt worden. Das geschah besonders bei Dingen, die die germanischen Herren auch weiter als ihr Eigentum und Recht in Anspruch nahmen. Also vor allem im Kriegshandwerk. Der Krieg heißt im Romanischen heute nicht mehr bellum wie bei den Römern, sondern Guerra oder guerre, das

ist gleichbedeutend mit Werra und Wehr, denn das W verwandelt sich bei den romanischen Völkern in G, so Guelfen = Welfen, Guido = Wido, Guillelmo = Wilhelm. Auch garder, garnir sind germanisch und kommen von warten, wahren. Ferner eine Unmenge von Namen, vor allem die der Könige, so Louis, Henri, Alphons, Ferdinand, dann auch Familiennamen, wie Garibaldi. Endlich sind auch viele Wortveränderungen, Abwandlungen und anderes im Gebrauch der Sprache germanisch.

So also ist die romanische Kultur und Sprache entstanden. Das Überwiegen des lateinischen Elementes in dieser Kultur ist das Bindeglied zwischen den romanischen Völkern. Der Rasse nach sind sie Gemische von nordischem, mittelländischem und alpinem Blut. Freilich ist das erstere im Laufe der Geschichte immer mehr zurückgetreten. In Frankreich hat es sich in den unzähligen Kriegen geschwächt und erhielt dann in der Revolution noch einen letzten Stoß. Denn die Hinrichtungen betrafen hier vor allem den Adel, der von den fränkischen Herren abstammte, und das war auch schon daran erkennbar, daß unter den Hingerichteten soviel Blonde waren, daß sich ein Handel mit den begehrten blonden Perücken bilden konnte. Der Abbé Sieyès wies ja auch schon bei Beginn der Revolution darauf hin, daß das Blut des Volkes dem der beiden herrschenden Stände, des Adels und der hohen Geistlichkeit, fremd sei und um so mehr sich gegen die Unterdrückung der Oberen empören müsse. Diejenigen aber, welche die nordische Rasse für die höchste erachten, sehen gerade in der Vernichtung dieses wertvollsten Blutes, um das sich die Franzosen selbst gebracht haben, den Hauptgrund zu dem Niedergang dieses Volkes, wie er sichtlich schon seit mehreren Jahrzehnten begonnen hat.

In Deutschland war seit den Aufzeichnungen der Geschichte germanische Kultur zu Hause. Unsere Sprache ist im wesentlichen rein germanisch, und das ist ein Vorteil, den sie vor den romanischen und der englischen Sprache voraus hat. Dem Deutschen sind seine Wendungen und Wörter faßlicher, in den Einzelheiten erkennbarer, während in jenen anderen Sprachen viele Wörter gebraucht werden, deren Urbedeutung nicht mehr klar ist, ebenso Zusammensetzungen, deren Teile das Volk nur gelernt hat, aber nicht mehr versteht.

Über die Umwälzungen in der vorgeschichtlichen Zeit unserer Heimat haben wir nur Hypothesen. Von den Kelten wissen wir freilich, daß sie ebenfalls Teile von Deutschland beherrscht haben, bevor sie weiter nach Westen gedrängt wurden. Ob vor ihnen aber noch ein anderes Volk in Deutschland wohnte, etwa alpiner Rasse, darüber haben wir nur Vermutungen. Es gibt ja manche Bezeichnungen von Bergen, Flüssen usw. (z. B. Kandel, Belchen im Schwarzwald) aus uralter Zeit, die in Lauten zu uns sprechen, welche wir nicht verstehen und die jedenfalls nicht indogermanisch sind. Möglich, daß die Eindringenden sie von einem nicht arischen Urvolk übernommen haben, von dessen Kultur sonst jede Spur geschwunden ist.

Von dem Blut eines solchen Volkes müssen aber doch Ströme in

unseren Adern fließen; denn es ist unwahrscheinlich, daß das alpine Aussehen so vieler Deutscher erst von den später hereingebrochenen Kurzköpfen, den Hunnen und Avaren, herrühren sollte. Es muß vielmehr eine vorgermanische Urbevölkerung da gewesen sein. Diese scheint sich am besten in den Landstrichen gehalten zu haben, die zwischen den Gebieten zweier germanischer Stämme lagen. Solche Ländereien ließ man nämlich gern unbesetzt, um nicht in zu nahe Berührung miteinander und dadurch zu Streitigkeiten zu kommen. So verlief die Grenze zwischen Alamannen und Franken in Baden etwa in der Gegend von Achern, und mir selbst ist bei einem Volksfest in diesem hübschen Städtchen der zwar einheitliche, aber dabei durchaus alpine Typus der Bewohner aufgefallen.

Es scheint aber auch, daß das Klima in irgendeiner Weise den Körperbau beeinflußt oder wenigstens dem für seine Besonderheit geeignetsten Körper die größte Vererbungskraft zu geben vermag. Demgemäß könnten wir annehmen, daß in Nordeuropa bei einer Rassenmischung die nordische Rasse allmählich durchdringt, auch wenn bei der Mischung das alpine Blut überwiegt, während in Mitteleuropa das Klima dem alpinen Blut Kraft gibt, das nordische zu überwinden. Denn zur Völkerwanderung waren beispielsweise die echt germanischen Alamannen herrschend am Oberrhein, wie man denn auch in den Gräbern aus jener Zeit 80 bis 90 Prozent Langköpfe findet, während heute in der Bevölkerung die Langköpfe durchaus in der Minderzahl sind. Seit jenen Tagen haben sich aber die Verhältnisse in dieser Gegend nicht geändert, die Alamannen sind weder vertrieben noch in ihrer Volkszahl geschädigt worden, und wenn heute trotzdem ihre nordische Eigenart zurückgegangen ist, so möchte man glauben, daß mit der Zeit das Blut der alpinen Urbevölkerung, wenn es auch nur in kleinen Strömen in das alamannische hineingeflossen war, durch das Klima begünstigt, immer mehr seine Eigenart durchgesetzt hat.

Alle diese Fragen bieten der Forschung noch ein weites, dankbares Feld. Vor allem gilt es, für die Kulturen der Vorzeit, die man ja zum großen Teil kennt und als alte und junge Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit mit vielen Unterabteilungen scheidet, die dazugehörigen Menschen aufzufinden, ihre körperliche Eigenart festzustellen und den Zusammenhang mit der historischen Zeit herzustellen. Aber auch aus dem Material, das wir bis jetzt überblicken, können wir wenigstens einen berechtigten Schluß ziehen. Und das ist folgender. In der fortschreitenden Geschichte der Menschheit verwischt sich die Trennung nach Rassen immer mehr, während die Teilung nach Völkern sich erhält, ja weitere Kreise zieht und sich befestigt. Die Rasse ist also sozusagen vom Volk in der Herrschaft abgelöst worden. Das ist ja auch nur natürlich. Volk ist ein Kulturbegriff, und die Entwicklung des Menschen ist charakterisiert durch das Steigen seiner Kultur.

Nun gibt es aber noch einen umfassenderen Kulturbegriff, das ist der Staat. Auch Völker können miteinander vereinigt und unter die

gleichen Gesetze gestellt werden, ohne daß ihre Volkseigenarten zu einer Einheit werden. In vielen Fällen versucht freilich der Staat, eine solche Einheit zustande zu bringen; so möchte Rußland immer wieder, und oft mit Gewalt, seine Deutschen, Finnen, Ukrainer, Polen zu Russen machen, ja ihnen sogar die russische Staatsreligion aufzwingen. Aber diesem Gewaltstaat steht Österreich-Ungarn gegenüber, das aus vielen Völkern zusammengesetzt ist und ihnen ihre Eigenart läßt. Wird nun die Entwicklung der Menschheit in der Weise vor sich gehen, daß der Staatsgedanke über den Volksgedanken siegt, immer umfassendere Staaten entstehen, und in einem endlichen Einheitsstaat der Friede auf der Erde gesichert wird? Möglich, daß diese schöne Zukunft dem Menschengeschlecht blüht, wenn der Gang der Entwicklung aber so verliefe, dann müßten wir unsere Zeit als einen Rückschlag bezeichnen. Denn vor hundert Jahren und mehr war der Staatsgedanke stärker als jetzt. Friedrich der Große bezeichnete sich als ersten Diener des Staates, nicht des Volkes. Und die Völker empfanden es nicht schwer, zu fremden Staaten zu gehören, wenn man ihnen nur ihre Freiheiten ließ. So waren die Deutschen Livlands zufrieden im russischen Staat, ebenso die Elsässer im französischen. Die Machtherrlichkeit der Fürsten schaltete mit den Völkern nach Belieben.

Erst mit der französischen Revolution erstarkte das Volksbewußtsein, ist aber mit voller Kraft erst vor wenig Jahrzehnten durchgebrochen. Unserer Zeit gehören die Kämpfe zwischen Tschechen und Deutschen in Böhmen an, die Erstarkung der Polen, der Schrei der Irredenta nach den noch nicht mit dem italienischen Staat vereinigten Italienern. Im Balkankrieg trat das Bestreben, die Staatsgebiete nach Volksgebieten abzugrenzen, zum ersten Male in der Geschichte greifbar zutage, wenn es auch teils wegen der auch hier stark vorgeschrittenen Volksmischungen, teils wegen des Machthungers einzelner Sieger, nur einen teilweisen Erfolg brachte. Aber man erkannte doch die Kraft des Volksgedankens, und hoffte in diesem neuen Krieg die Abgrenzung der Volksstaaten zu vollenden — auf Kosten des typischsten Völkerstaates, Österreich-Ungarns. Wider Erwarten der Russen und Serben erwies sich der Staatsgedanke in der Donaumonarchie lebensfähig. Die bosnischen Serben waren weit davon entfernt, in hellen Haufen zu ihren Volksgenossen jenseits der Drina überzugehen, und alle die vielen Slaven hielten es lieber mit Österreich-Ungarn als mit Rußland. Die Kultur war es, die sie unter den Fahnen der Donaumonarchie verteidigten, die freie Selbstbestimmung, die höhere Gesittung. Das war das einigende Prinzip gegen die Kosakenhorden, und es erwies sich stärker als der Wunsch nach Vereinigung mit den stammverwandten, aber in der Kultur tiefer stehenden Völkern. Wie wird das nun in der Zukunft sein? Um darüber ein Urteil zu fällen, müssen wir zuerst diesen Krieg übersehen können und seine Resultate wissen. Was wir heute erkennen, ist, daß die Zusammensetzung aus verschiedenen Rassen einen Staat ebensowenig wie ein Volk schwächen, daß aber ein aus einem einheitlichen Volk bestehender Staat stärker ist

als einer, der aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt ist, und zwar besonders dann, wenn diese Völker nur mit einem Teil ihres Bestandes zu ihm gehören. Zerschnittene Völker werden sich immer nach Vereinigung sehnen, und ein Völkerstaat, der lebenskräftig bleiben will, muß darnach streben, entweder ihm noch fehlende Teile seiner Völker direkt in sich aufzunehmen oder wenigstens ein vereinigendes Band für die Getrennten im Verein mit dem anderen Staat zu schaffen.

* * *

Wenden wir uns aber von dieser noch mitten im Fluß begriffenen Entwicklung ab zu dem, was wir überschauen können. Wir haben gelernt, daß einander vollkommen fremde Rassen zu einer Einheit verschmelzen, wenn ihre Interessen dieselben werden, wenn sie auf Tod und Leben aufeinander angewiesen sind und Jahrzehnte, Jahrhunderte dasselbe erleben. Ähnliches finden wir ja auch im Leben des Einzelnen. Freundschaft vereint inniger als Blutsverwandtschaft, Freundschaft, wie sie durch gleiche Interessen und gemeinsames Leben, etwa auf der Schule und Universität, geschlossen wird. Und die engste Gemeinschaft, die es im Leben gibt, kommt in der Ehe zustande.

Von der deutschen Küste der Nordsee sind einst die alten Sachsen nach England übergefahren. Dort leben noch heute ihre nächsten Verwandten. Trotzdem stehen sie diesen fremd, ja feindlich gegenüber, während sie mit den ihnen blutsfremderen Normannen oder gar Kelten sich eins fühlen. Und unseren Niedersachsen ist der Süddeutsche der Bruder, nicht der Angelsachse. Die Sprache ist ein besseres Bindemittel als das Blut. Und das gemeinsame Erleben! Seit Nord- und Süddeutsche auf den französischen Schlachtfeldern gemeinsam das Reich erstritten haben, fühlen sie, daß sie demselben großen Volk angehören. Dieser Krieg wird die deutsche Einheit, die sich schon an seinem Anfang so herrlich offenbart hat, noch inniger zusammenschmelzen, so daß Neider und Feinde nicht ein Atom von ihr werden abbröckeln können.

Haben wir aber den Wert des gemeinsamen Erlebens recht erkannt, dann ergibt sich für uns noch etwas anderes. Goethe sagt:

‚Es bildet
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.'

Und wir wissen es aus eigener Erfahrung, das Leben formt Charaktere. Gemeinsames Erleben wird also gemeinsame Charaktereigenschaften schaffen können. Es wird denkbar sein, daß ein Volk den von ihm aufgenommenen zuerst einander an Körper und Geist verschiedenen Rassen gemeinsame Charaktereigenschaften aufprägt, und so wenigstens dem Geiste nach eine neue Art, eine Volksrasse, schafft. Ja, vielleicht auch körperlich. Wir wissen ja, daß, wie das Leben, so auch der Charakter den Zügen des einzelnen sich mehr oder weniger aufprägt. Warum soll das nicht auch für ein ganzes Volk Geltung haben? Hier kommt ja noch die Sprache

gestaltend hinzu. Die englische Sprache verändert die Züge wohl am meisten, das Verschieben des Unterkiefers, das die englische Lautbildung verlangt, hat bleibenden Einfluß auf diesen Teil des Gesichtes. Aber auch die anderen Völker haben ihre Eigenart. Der Vielgereiste, der auch gut zu beobachten versteht, sieht den Leuten ihre Nation an, auch ohne daß er sie sprechen hört.

Vorerst aber macht sich doch ein Volks*charakter* deutlicher bemerkbar als eine Volks*physiognomie*. Sehen wir daraufhin unsere Feinde an. Gibt es einen *russischen* Volkscharakter? Ganz gewiß. Er spricht aus dem Wesen der einzelnen, der Körperschaften, aus Dichtung, Musik und bildender Kunst. Eine tiefe Schwermütigkeit, Pessimismus ist dem Russen eigen. Diese Eigenschaft kommt am auffälligsten in den alten russischen Volksliedern zur Geltung, aber auch in neuerer Musik und Dichtung. Die Kompositionen echter Russen, wie von Tschaikowsky, sind sofort an ihren Molltönen zu erkennen. Ja, überhaupt hat die slavische Musik etwas sehr Charakteristisches, Chopin, Smetana wird jeder Musikalische schon aus ein paar Takten heraushören. Das Verständnis für eigenes Leid macht auch für fremdes empfänglich. Der Russe ist mitleidig. Er ist auch gutmütig. Wenigstens im Volk, das ja in diesem wie in keinem anderen Lande im schärfstem Gegensatze zu den ‚Gebildeten' steht. Dafür eine hübsche Geschichte aus jüngster Zeit. Eine nahe Verwandte von mir reiste, aus Riga ausgewiesen, über Petersburg nach Deutschland. Als sie in der elektrischen Bahn letzterer Stadt als Deutsche erkannt wurde, begann eine elegante Dame auf das gröbste über die Deutschen zu schimpfen. Eine einfache Bäuerin aber, die neben meiner Verwandten saß, streichelte unausgesetzt ihre Hand und sagte: ‚Sie Arme, was müssen Sie jetzt leiden' und andere mitleidige Worte.

Hat so der Russe viele liebenswürdige Eigenschaften, zu denen auch noch eine selbst dem einfachsten Bauern innewohnende ritterliche Höflichkeit kommt, so stehen doch andererseits einer kräftigen Entwicklung des Volkes die echt russische Passivität und der Mangel an sich vorwärts arbeitender Energie entgegen. Darum leistet der russische Soldat, wie wir auch jetzt wieder sehen, in der Verteidigung Ausgezeichnetes, im Angriff weit weniger. Man vergißt bei der Bewertung Rußlands häufig, daß die Russen ja eigentlich fast immer geschlagen worden sind, so vom livländischen Ordensmeister Wolter von Plettenberg, von Karl XII. bei Narwa, von Friedrich dem Großen, von Napoleon, von den Verbündeten im Krimkrieg, von den Türken im Jahre 1878, von den Japanern und nun endlich und am meisten vernichtend von unserem Hindenburg. Trotzdem hat Rußland durch die Wucht seines Riesenreiches immer einen günstigen Frieden durchgesetzt.

Ein schlagendes Beispiel dafür, wie wenig die Russen aus eigener Kraft etwas vorwärtszubringen vermögen, ist ihre Kirche. Die griechisch-katholische Kirche ist seit Wladimir dem Heiligen (um das Jahr 1000) Staatskirche

und bildet mit dem russischen Reich eine Wesenseinheit. Wie wenig aber ist sie seit jener Zeit vorgeschritten, wie ist sie hinter der abendländischen Kirche zurückgeblieben. In Westeuropa lebendigstes Wirken und Schaffen, Prediger, Ausbauer, Gelehrte, Künstler in Überzahl, viele von überragender, der Welt ihren Stempel aufdrückender Größe. In Rußland Stille, das kirchliche Leben arm und ohne Fortschritt. Im Abendlande kommen nacheinander drei herrliche Baustile zur Blüte, in Rußland werden die Kirchen noch heute so gebaut, wie man es bei der Übernahme der Religion in Byzanz gelernt hatte; die Heiligenbilder schauen aus ihren Rahmen gerade so starr lächelnd heraus wie zur Zeit Justinians, und ihr Hauptwert besteht in der edelsteinblitzenden Umrahmung. Ebenso suchen die Kirchen weniger durch edle Bauformen als durch vergoldete Kuppeln und bunte Malereien zu wirken. Nur die gewaltigen Glocken haben tiefe und ernste, wundervolle Stimmen.

Das große russische Volk ist in seinen Anschauungen, in seiner Bildung um Hunderte von Jahren zurück. Versuche, Besserung zu schaffen, die von der Regierung kamen, freilich selten genug, fanden wenig Mithilfe. ‚Der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit' ist ein beliebtes russisches Sprichwort, noch häufiger hört man auf Vorstellungen, man solle sich doch Mühe geben, vorwärtszukommen, die Antwort: ‚Nitschewó', das heißt wörtlich ‚Nichts', dem Sinne nach aber, ‚es ist ja alles egal, besser wird's doch nicht'. Was hat man erwartet, als das Volk in der Duma zur Mitregierung herbeigezogen wurde! Kritisiert wurde da viel, endlose Reden wurden gehalten, aber die positiven Resultate waren gleich Null, weil niemand kraftvoll und ohne Selbstsucht zu arbeiten verstand. So hat noch keine Volksvertretung versagt wie die Duma! Der Regierung aber fehlt das Pflichtgefühl noch mehr. Bestechung, Bereicherungssucht geht von den höchsten Beamten hinunter bis zum Schutzmann, dem ‚Gorodowoi'. Durch äußere Eroberungen sucht man die innere Fäule zu verdecken, das Volk über das, was es braucht und verlangen muß, hinwegzubetrügen. Das muß und wird zu einem schlimmen Ende führen.

Was von diesem Charakter der Russen die Ursache sein mag, darüber ließe sich manches reden. Die weiten ebenen Flächen stimmen melancholisch, die furchtbare 200jährige Mongolenherrschaft hat die Tatkraft des Volkes gebrochen. Ich habe so manchen Kenner Rußlands gesprochen, der an einem Aufschwung dieses Volkes überhaupt verzweifelte.

* * *

Wenden wir uns nun zu den Franzosen. Wenn wir uns fragen, welcher Charakterzug durch das ganze französische Volk hindurchgeht, so möchte ich antworten: Unsachlichkeit. Der Franzose kann die Dinge nicht betrachten, wie sie sind, immer trüben aufsteigende Gefühle, Leidenschaften, Voreingenommenheiten seinen Blick. Er vermag von sich nur schwer abzusehen. Ein Weltreisender sagte mir einmal, die Franzosen seien das egoistischste

Volk, das es gäbe, an dieser Eigenschaft erkenne man sie überall. Wenn den Franzosen nur etwas Sachlichkeit im Blute steckte, wären doch solche Äußerungen über Deutschland, wie wir sie heute lesen, einfach unmöglich! Dazu kommt freilich noch die Unbildung dieser ‚an der Spitze der Kultur marschierenden Nation'. Ist es nicht lächerlich, daß das ganze Volk Frankreichs glaubt, die Deutschen hätten es besonders auf Standuhren abgesehen! Und ferner! Man vergleiche die Verhandlungen in unserem Reichs- und Landtag mit denen der französischen Kammer. Welche Klarheit und Ruhe bei uns, welche Unsachlichkeit und Lügenhaftigkeit in Frankreich! Mit Reden und Gefühlen sucht man sich über den Ernst der Lage hinwegzutäuschen. Der Mut zur Wahrheit fehlt den Franzosen. Wie tief stehen in dieser Hinsicht Ludwig XIV. und Napoleon unter unserem Friedrich dem Großen! Jene beiden Herrscher haben den französischen Volksgeist gekannt und in seiner Art bestärkt. Sie brachten ihr Volk ins Unglück, weil sie die Grenzen des Möglichen nicht sehen konnten. Das Zeitalter Ludwigs XIV. hat den französischen Volkscharakter sehr beeinflußt. Der ‚Sonnenkönig' hat durch seine Politik, die mit einem Firnis äußeren Glanzes die inneren Schäden zuzudecken suchte, die Franzosen gelehrt, sich an ihrer ‚Gloire' zu berauschen und an einer Sprache, die fortgesetzt die ‚grande Nation' verherrlichte. Er machte den Anfang zur ‚Ville lumière', die das Licht des Geistes und der Kunst egoistisch an sich zog und die weiten Lande der Provinz verarmen ließ, ein trauriger Gegensatz noch heute. Die Franzosen sind ein schlechtes Kolonialvolk, weil es ihren Militärbeamten in den Kolonien hauptsächlich darauf ankommt, Siege zu gewinnen, wie überhaupt das Kolonialreich für Frankreich viel zu groß ist, nur um des Ruhmes willen aber immer noch vergrößert wurde. Sogar die Dichter verstehen es nicht, bescheiden hinter ihre Gestalten zurückzutreten, wie ihnen auch von jeher die Form wichtiger als der Inhalt war. Diese Formüberschätzung kommt auch in der Mode wie im ganzen französischen Leben zum Ausdruck und sogar dort, wo der Inhalt alles sein sollte: in der Wissenschaft. Es ist bekannt, daß der große Lamarck zeit seines Lebens verkannt war, weil er seinen Gedanken eine zwar klare, aber nicht blendende Sprache geben konnte. Die Einleitung zu seiner Flora von Frankreich mußte sogar ein stilgerechter Abbé umschreiben, damit sie für den in der Naturwissenschaft damals allmächtigen Buffon annehmbar wurde. Und einer der ersten heutigen französischen Zoologen, Delâge, kann es sich, wenn er deutsche Arbeiten behandelt, selten versagen, unsachliche Hiebe auf die deutsche Art auszuteilen.

Sehr eingerissen ist ferner in Frankreich das Streben, die Arbeit noch bei ausreichender Kraft niederzulegen. Für Tausende von Franzosen gibt es kein höheres Lebensziel, als sich soviel zu erarbeiten, daß ihnen die französische Rente ein jährliches Auskommen sichert und dann nach Paris zu ziehen. Dieses Verspießbürgern, ferner der Rückgang des Nachwuchses und anderes zeigen, daß Frankreich ein Land ist, das die Höhe überschritten

hat und darauf und dran ist, seine Stellung als Großmacht zu verlieren. Im Vergleich zu Deutschland ist es ja auch schon lange nicht mehr eine wirkliche Großmacht. Sein riesenhafter Kolonialbesitz steht in gar keinem Verhältnis zur Kraft des Mutterlandes. Um so mehr wäre es die Pflicht der Regierung gewesen, eine zurückhaltende Politik zu üben. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Hoffen wir, daß dieser Krieg den außereuropäischen Besitz so verteilt, wie er der Volks- und Arbeitskraft und der Macht der Staaten zukommt, und daß der Staat den wertvollsten Besitz erhält, der am meisten mit ihm anstellen kann.

* * *

Der Schlüsselpunkt zum Verständnis Englands, meint H. St. Chamberlain, liegt in zwei Ereignissen, der Eroberung Englands durch die Normannen und der Entwicklung des Reiches zur Seemacht. In der Tat, beides, die Normannen und die in der Insellage begründete Seeherrschaft, haben zunächst einen englischen Charakterzug geschaffen, den Hochmut, ferner aber auch die Rücksichtslosigkeit und die Gleichgültigkeit bei der Wahl der Mittel. Man lese nur in der englischen Geschichte, mit welchem Hochmut die normännischen Herren auf das angelsächsische Volk herabsahen. Die Insellage hat England lange unangreifbar gemacht. Man fühlte sich sicher, sah auf die anderen Völker herab und suchte sie auszunutzen in der Überzeugung, daß sie sich doch nicht rächen könnten. England konnte vieles machen, ohne befürchten zu müssen, daß ein Fehlschlag dem eigenen Land schaden könnte. So entstand die durch und durch unsittliche englische Politik, die ohne Recht und Gewissen, bald mit falschen, bald mit unmenschlichen Mitteln Völker und Länder schädigte. Das Gefühl der Verantwortlichkeit der eigenen Handlungen war vollständig verloren gegangen. Wie ganz anders wir Deutsche, die wir die Folgen verkehrter Handlungen schwer am eigenen Leibe büßen müssen; in dem Lande der allgemeinen Wehrpflicht hat jeder für die Taten des Vaterlandes einzustehen.

Aus solchem Hochmut und dem Gefühl der Sicherheit nur ist es zu erklären, daß man es in der englischen Regierung bisher nicht für nötig hielt, über den mächtigsten Staat von Europa unterrichtet zu sein. Denn nach dem bisherigen Gang des Krieges dürfen wir uns so bezeichnen; es ist aber bekannt, daß Englands leitender Minister Deutschland aus eigener Anschauung nicht kennt, überhaupt einer jener Engländer ist, die es nicht für der Mühe wert halten, in das Verständnis der anderen Völker einzudringen. Und doch hätte man sich in England immer vor Augen halten müssen, daß die Insellage zugleich eine Gefahr für das Land bedeutet. Englands Boden ernährt die Bevölkerung nicht ausreichend, und deshalb braucht England eine Flotte, die die Unabhängigkeit der Nahrungseinfuhr von allen Ereignissen gewährleistet. Darin liegt aber eine Abhängigkeit von den Verhältnissen des Festlandes. England muß ein Auge darauf haben, daß die Staaten sich gegenseitig im Gleichgewicht halten und zugleich mit

Mißtrauen gegenüberstehen. Denn eine Vereinigung mehrerer Großmächte würde eine Seemacht schaffen können, die England niederzwingen könnte. Daher die unaufhörlichen Aufhetzungen und Intrigen der britischen Politik.

Aber die Gefahr für das Britenreich ist noch größer. Auch eine Großmacht schon könnte so reich und stark werden, daß England im Wettlauf des Flottenbaus allmählich unterliegen müßte. Und dann könnte die Großmacht den Briten vorschreiben, was sie zu tun hätten. Diese Gefahr sah England drohend von der deutschen Nordseeküste herüberkommen. Es war das wirklich ein deutscher Alp. Immer wenn ich mit Engländern — ich hatte in Indien oft Gelegenheit dazu — darüber sprach, daß sich die beiden Völker verständigen müßten, war die Antwort: ‚Das ist alles schön und gut, aber warum baut Deutschland seine Flotte?‘ Nun hätten sich die britischen Politiker sagen müssen, daß man unmöglich einem aufstrebenden Lande das Verlangen nach Seegeltung verbieten könne. Und das Wahre wäre gewesen, den Deutschen kennen zu lernen, um zu sehen, ob überhaupt nahe Gefahr von ihm drohe. Daran verhinderte aber England sein Hochmut und die Unfähigkeit, sich in die Seele anderer Völker hineinzuversetzen. Wohl sah man die friedliche Politik des Deutschen Reiches, die Friedensliebe des Volkes und seines Kaisers, aber Albions Seele war selbst zu sehr von Hinterlist umstrickt, um anderen Ehrlichkeit zutrauen zu können. So erstrebte England keine offene Verständigung, die sicher zu einem Übereinkommen geführt hätte, sondern suchte gegen Deutschland ein Netz von Haß und Neid zusammenzuspinnen, die Völker aufzuhetzen, den Gegner überall zurückzudrängen. Auch von England aber gilt das Sprichwort vom Glashaus und dem Steinewerfen. All diese Schuld muß sich rächen, denn die Geschichte ist gerecht. Wir sehen es schon jetzt, das Verhängnis zieht sich enger und enger über England zusammen.

* * *

Es soll mit dieser Charakterisierung natürlich nicht gesagt werden, daß die drei Völker vorwiegend schlechte Eigenschaften hätten. Sie haben selbstverständlich auch gute, von denen wir lernen können. Aber dazu ist heute nicht die Zeit. Jetzt heißt es, die Charaktereigenschaften der streitenden Völker festzulegen, die den Krieg verursacht haben und aus denen man auf das Ende schließen kann. Und da können wir, so glaube ich, gute Zuversicht zur deutschen Sache fassen.

Denn allen jenen Eigenschaften der Feinde stehen in Deutschland gerade die entgegengesetzten gegenüber; wie jene, so erklären auch sie sich aus der Geschichte unseres Landes. Von englischem Hochmut und englischer Perfidie zeichnen sich scharf deutsche Bescheidenheit ab, der französischen Voreingenommenheit und Leidenschaftlichkeit stehen die deutsche Sachlichkeit und Ruhe gegenüber, der russischen Schwerfälligkeit und dem ‚Hände in den Schoß legen‘ deutsches Vorwärtsdrängen und deutsche Arbeitsfreudigkeit. Alle diese Eigenschaften hat uns ein hartes, aber in bezug auf die

Zukunft eben doch freundliches Schicksal aufgeprägt. Jahrhundertelang war das deutsche Volk in seiner Zerrissenheit der Spielball der umliegenden Mächte. Es gibt wohl nichts Charakteristischeres für diesen Zustand, als daß noch in den sechziger Jahren die Bewohner der Hansastädte sich im Ausland, beispielsweise in Marokko, durch Schweden vertreten ließen, da ihnen dort ein eigenes Konsulat fehlte. Unter solchen Umständen lernt man sich bescheiden. Und ebenso hat der, welcher im Auslande den Schutz fremder Staaten in Anspruch nehmen muß und der den Fremdlingen nicht das Bewußtsein eines eigenen gleichwertigen Staates gegenüberstellen kann, Gelegenheit genug, sich in die Wesensart der anderen hineinzuleben. Das kann mit Sicherheit gesagt werden: es gibt kein Volk, das soviel Verständnis für andere Völker hat, soviel Neigung, auch den anderen gelten zu lassen, wie das deutsche. Shakespeare, das ist schon oft gesagt worden, lebt mehr im Herzen der Deutschen als seiner Landsleute. Ähnliches gilt von Homer, von Dante, auch von Dickens und von anderen mehr. Maeterlinck ist nirgends so verstanden worden wie in Deutschland, den Franzosen und Wallonen liegt seine Art fern, um so schnöder seine Verkennung unserer Volksseele! Auch von Gelehrten und Künstlern ließen sich für unseren Satz schlagende Beispiele herbeiziehen. Mit Recht hat man ja dem Deutschen sogar vorgeworfen, er ginge in der Einschätzung für den Fremden und in seiner Liebe zum Ausland zu weit!

Die deutsche Kunst, an der Spitze die des Albrecht Dürer, zeichnet sich durch Strenge und Fernbleiben von jeder Übertreibung aus. Dasselbe gilt von unseren Musikern, besonders denen der klassischen Periode. Händel, Bach, Beethoven, das ist deutsche Musik, die nur Deutsche schaffen können. Und mich wenigstens überkommt niemals das Gefühl des unbedingt Edlen so überwältigend wie beim Spielen von Beethovens Sonaten. Abhold jeder Übertreibung sind auch unsere großen Dichter.

Man vergleiche unsere Aufrufe vor diesem Kriege, unsere Reden in den Parlamenten, unsere Heeresberichte mit denen der Feinde, etwa der Franzosen. Schlagend werden durch solche Vergleiche die beiden Volkscharaktere einander gegenübergestellt, und es gibt nichts, was uns so ruhig und zuversichtlich machen könnte für unseren Wert und den Ausgang dieses Ringens als ein solcher Vergleich.

Ebensogut scheint uns unsere Sache zu stehen, wenn wir uns mit den Russen vergleichen. Die Arbeitsfreudigkeit ist es und das Pflichtgefühl, das uns vor allem von diesem Volke unterscheidet. Fleißig und tüchtig war der Deutsche schon im Mittelalter, davon legen die alten Städte, ihr Handwerk und ihre Kunst und die Schriften Zeugnis ab. Aber die Erhaltung, ja die Steigerung dieser Eigenschaften verdanken wir doch unserem führenden Staat, Preußen. In des ‚heiligen römischen Reiches Streusandbüchse‘, im winddurchwehten Ordenslande mußte geschafft werden, wenn man nicht ins Elend kommen wollte; hier galt es, gegen Tausende von Feinden sich zu wehren. Es wurde da eine harte Nation zusammen-

geschmiedet, auf die die anderen Völker mit Gefühlen sahen, in denen Bewunderung, Mitleid und aufsteigende Besorgnis sich mischten. Friedrich Wilhelm I., der das Wort von der ‚verdammten Pflicht und Schuldigkeit‘ prägte, ist ein echter Repräsentant dieses Volkes. Aber auch sein großer Nachfolger. Auch er pflichtgetreu bis zum Tode, unermüdlich arbeitend, niemals an sich denkend und von einer Wahrhaftigkeit, die nicht nur das eigene Handeln mitleidlos regierte, sondern überall durch Mauern von Falschheiten und Vorspiegelungen hindurchdrang. Diese erbarmungslose Wahrhaftigkeit Friedrichs des Großen ist der Schlüsselpunkt zu seiner Größe, das hat Treitschke richtig erkannt.

Wen aber harte Lebensbedingungen zu steter Arbeit zwingen, der wird nie das Gefühl haben, fertig zu sein. So hat das ganze Tun der Deutschen die Form der Entwicklung. Wir streben nach Verbesserung, Fortschritt; ein Ziel, an dem wir unsere Hände in den Schoß legen können, sehen wir noch lange nicht vor uns. Darin liegt unsere Jugend. Denn bei allen Lebewesen beginnt mit vollendeter Entwicklung das Alter. Das Unfertige in uns, über das der sich fertig dünkende Franzose so gern lacht, bedeutet also eine Quelle der Kraft. Es hat aber auch Bescheidenheit und Dankbarkeit zur Folge. ‚Ein Werdender wird immer dankbar sein,‘ sagt Goethe. Ein fertiger Standpunkt läßt leicht mit Hochmut auf andere herabsehen, er stört die Objektivität und hindert, weiter zu lernen. Große Männer haben immer die Unzulänglichkeit aller Wissenschaft erkannt, sie wußten, daß wir in der Erkenntnis fortschreiten, aber niemals die Welträtsel lösen werden. Sie waren Werdende, ewig Junge. Wer aber Jugend in sich hat, hat die Zukunft, das gilt vom einzelnen wie vom Volk.

Der Haß aber, der in allen Völkern gerade gegen uns aufgestiegen ist, wurzelt nicht zum wenigsten darin, daß unsere Arbeitslust sie wider ihren Willen in Konkurrenzkampf verwickelt. Wir lassen sie nicht zur Ruhe kommen, nicht zum behäbigen Genuß ihrer Rente, zu ihrem Sport. Sobald sie die Hände in den Schoß sinken lassen, schreiten wir über sie hinweg. In diesem Sinne sind wir wirklich Störenfriede der Welt. Aber Störenfriede zum Guten! Hechte im Karpfenteich, die die Karpfen gesund halten. So gemeint, darf der sonst zu selbstbewußt klingende Spruch: ‚An deutschem Wesen soll noch die Welt genesen‘ gebraucht werden. Denn das vor allem lehrt uns die Weltgeschichte, lehrt uns die Betrachtung der Naturvölker, die mit der Kultur in Berührung treten: Jedem Volk wird die Frage gestellt, ob es arbeiten kann. Verneint es diese Frage, so ist sein Schicksal besiegelt, über kurz oder lang. Aus der Gewißheit aber, daß das deutsche Volk fleißig ist wie kein anderes, können wir schließen, daß es einst die Hauptgeltung auf der Erde haben wird. Ereignisse wie Kriege können die großen Entwicklungen nur zeitweise unterbrechen, niemals abschneiden. Was aus uns wird, hängt allein von dem ab, wie wir uns selbst erhalten. Dieser Krieg aber wird uns endgültig lehren, einig, deutsch und arbeitsam zu bleiben. So können wir getrost in die Zukunft schauen.

Bismarck in Frankreich / Von Firmin Coar

Es scheint im Leben der Menschen schmerzhaftes Gesetz zu sein, daß der eine nur vergrößert, bereichert, gestärkt werden kann, indem ein anderer verkleinert, verarmt, geschwächt wird. Der eine wird so der Sockel zum Leben des andern. Auch unter den Völkern dient das eine als Grund zur Macht des andern. Auch da muß die Freude an der Herrschaft erst erkauft, befreit, geschaffen werden durch die Trauer des andern Volkes über seinen Niedergang und seine Schwäche. Die Geschichte Deutschlands und Frankreichs ist voll von solchen tragischen Beziehungen. Es ist, als ob es gar nicht anders sein könnte. Selbst die Kräfte bedeutender Menschen beider Völker, die die Größe ihrer Länder nebeneinander bezweckten, scheiterten vor einer höheren Macht, die ein Land nur durch das andere zur Größe führen zu wollen scheint. In jedem Jahrhunderte fanden Waffengänge statt, die für den einen zum herrlichen Epos und dem andern zur finstern Tragödie wurden. In dem letzten Jahrhunderte war der Krieg von 1870 eine solche Tragödie für Frankreich. Oh, keine, wie sie von der Bühne her die Menschen zu Genuß und Erhebung erschüttert; es war eine solche, deren grausame Gewalt am eigenen Fleische erlebt wird, wovon ein ganzes Volk der Held ist, wovon alle Bürger, alle Stände, hoch und niedrig ohne Ausnahme ihre Rolle nicht nur spielen, sondern erleiden, schmerzlich aufschreiend, sanft ergeben, stumm verzweifelnd, witzig stolz, racheknirschend, höhnisch übermütig, alles durcheinander; keine erhabene Racinische Tragödie also, eine Shakespearische vielmehr, worin neben den würdigen Ringern auch die Lästerer nicht fehlen, nicht die Narren und auch nicht das Wehen des Weltgeistes, dem der Menschen Wille nur ein Mittel seiner Absicht ist; eine Tragödie schließlich, wovon man an gewissen Stellen wähnen muß, daß sie sich zur Komödie wenden will. Wer diese Tragödie entfesselt hat, dieser Mann heißt für die Franzosen Bismarck.

1. Bismarck vor dem Kriege.

Schon im Vorspiele, in den ersten Berührungen Bismarcks mit Frankreich, kündet sich für uns, die wir soviel später nach den Geschehnissen urteilen, das Drama an. Wo französischer mit bismärckischem Geiste zusammenkam, da wurde es von Anfang an kein Zusammengehen, da wurde es gleich ein Zusammenreiben; das Kreuzen der beiden Geister sah einem blitzenden Kreuzen von Waffen sehr ähnlich; nur blieb es immer schelmenhaft, blieb ein Kreuzen zum Spaße, aus Übermut. So sah es wenigstens äußerlich aus; so hörte es sich an.

Seit dem Krimkriege, als Bismarck, der damals noch Vertreter Preußens am Frankfurter Bundestage war, ernstlich und tätlich die Partei Rußlands nahm und, einen Einfall der Franzosen fürchtend, seinen König Friedrich Wilhelm IV. veranlassen wollte, sein Heer zu mobilisieren, wurde man in Frankreich zum ersten Male wirklich aufmerksam auf den zukunftsreichen preußischen Diplomaten. ‚Ihre Politik führt Sie nach Jena,‘ be-

merkte voll von Güte der französische Gesandte Herr von Moustier zu ihm in einer Unterredung, die in Berlin stattfand. ‚Warum nicht nach Leipzig oder Waterlo?‘ gab voll Rücksicht der Preuße zurück.* Es war klar, daß er dadurch dem Gesandten kein großes Vertrauen einflößte; und den Parisern auch nicht. Immerhin hätte Bismarck es gern gewünscht. Um es zu versuchen, stellte er sich den Parisern persönlich vor. Es war zur Zeit, wo im Oriente der Krieg wütete, Menschen im Flintenfeuer zusammenbrachen oder an der Cholera hinsiechten, zur Zeit, wo die erste Weltausstellung Scharen von Fremden nach Paris zog, wo Feste auf Feste gefeiert wurden und die Stadt ein einziger Strudel von Vergnügungen war. Bismarck ließ sich davon ebenfalls anlocken, doch ging er darin nicht unter. Alles scharf durchdringend, nichts vernachlässigend, beobachtete er selbst dann, wann er sich zu vergnügen schien. Tagsüber übergab er sich dem Treiben der Millionenstadt ‚der wunderbaren‘, des modernen Babylon; des Abends besuchte er die glanzvollsten Pariser Gesellschaften. Nach einem dieser galanten Feste französischen Geistes, das der preußische Gesandte Graf von Hatzfeld, der Schwiegersohn des Marschalls von Castellane, zu Ehren des Prinzen Adalbert von Bayern in seinen Sälen gab und worauf Bismarck unter anderen auch dem General Canrobert, der Marquise von Contades begegnete, notierte der alte Marschall von Castellane über Bismarck: ‚Er ist groß und höflich, hat mehr eine patzige als vornehme Miene. Er soll russische Richtung einhalten.‘**

Trotz seiner mannigfachen, nicht sehr freundlichen Kritik über Paris befand Bismarck sich wohl in der geistesreichen Stadt, ‚denn‘, so sagte sein gerechtester französischer Kenner später von ihm,*** ‚er verlängerte seinen Aufenthalt; ja, um zu bleiben, opferte er eine Reise nach Mittelfrankreich und einen Aufenthalt in den Seebädern; und als er fortfuhr, träumte er davon, zurückzukehren. Er sollte auch noch oft wiederkommen, nur einmal zuviel.‘

Als Bismarck das nächstemal zu längerem Aufenthalte nach Paris reiste, war er selbst dem Pariser Völkchen kein Fremder mehr.

Bismarck hatte inzwischen, mitten im Ungewitter der Verfassungskämpfe, als die Regierung auf Gnade oder Ungnade dem reizbaren, dem stürmischen Willen des Parlamentes preisgegeben schien, die Führung des Staatsschiffes übernommen. Eine seiner ersten Reden war von jener Klarheit, die wir heute Offenheit nennen, weil die Wirklichkeit sie durchdrang; eine Klarheit, die man damals, wo man sich in der Politik wie mit Watte anfaßte, als Blitze mit Donnerschlägen empfand und die man in Frankreich brutale Realpolitik nannte und heute noch nennt. ‚Die großen Fragen der Zeit‘, heißt es da, wie Matter schreibt,† ‚werden nicht

* Matter, Bismarck et son temps, Bd. I S. 377.
** Journal du Marquis de Castellane, Bd. V S. 103–108.
*** Matter, Bismarck et son temps, Bd. I S. 407.
† Matter, Bismarck et son temps, Bd. II S. 32.

durch Reden und Abstimmung erledigt — und das zu glauben, war der große Fehler von 1848 und 1849 —, sondern durch Eisen und Blut.' Das war eine Klarheit, die wehe tat, das waren Worte, die wie Klingen blinkten. J. J. Weiß schrieb im ‚Journal des Débats' vom 4. Oktober 1862: ‚Eisen und Blut! Haben wir so unrecht, der Entfaltung von so viel unbestimmten Einheitsplänen in Deutschland mit Unruhe zu folgen, da die ersten, etwas klaren Worte, die einer der Anstifter der deutschen Einigung fallen läßt, Worte von einem Kampfe mit Feuer und Blut sind?' Die Erwiderung ist sanft. Aber noch war der französische Geist ja nicht geradeswegs herausgefordert.

Ohne jede Voreingenommenheit beurteilte man noch Bismarck. Als er 1865 dem Kaiserlichen Hofe in Biarritz einen Besuch abstattete, begegnete er Mérimée, dem vornehm kühlen und aristokratischen Einschätzer menschlicher Dinge, dem französischen arbiter elegantiarum der Zeit, der von dem preußischen Kanzler meinte: ‚Er ist ein groß gebauter Deutscher, auch sehr höflich, doch keineswegs kindlich. Er hat eine Miene, die ganz und gar von ‚Gemüt' entblößt, doch von Geist angefüllt ist. Er hat mich erobert.'*

Kindlich war Bismarck in der Tat nicht. Seine Werke waren durchaus nicht danach. Es kam nämlich die überraschende Reform des Zollvereins; die polnische Revolution kam; Bismarck schloß mit Rußland den Vertrag, der den Aufstand der Polen schnell unterdrücken half; es kamen in der preußischen Kammer die neuen Militärgesetze; es kam die Auflösung der Kammer, als sie sich für Bismarck etwas zu antimilitaristisch verhielt; es kamen die Reibungen Bismarcks mit Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland; es kam der Prinzenkongreß, der diese Machtfrage lösen sollte und nicht vermochte; es kam bis zum Zwiste der beiden stärksten deutschen Herrscher; es kam jedoch auch ihre Vereinigung in Sachen der schleswig-holsteinischen Frage; es kam für Frankreich immer mehr zu aller sichtbaren Erscheinung jener Geist, der für die Deutschen ein Phönix, für die Franzosen jener Dämon werden sollte, der stets verneint.

Die Konvention von Gastein platzte in Paris wie eine Granate. Es prasselte von papierenen Verwahrungen. Unbekannt mit der völkischen Bedeutung der Frage, beurteilten die meisten Franzosen das Werk Bismarcks wie ein Werk der Literatur, gingen von menschlich idealen Grundsätzen, statt von Wirklichkeiten aus und warfen der Bismärckischen Arbeit das vor, was sie immer, auch in unseren Tagen wieder, mit Meisterschaft vorzuwerfen wissen: Roheit, Unmenschlichkeit, Barbarei. ‚Was uns am meisten an der Vereinbarung auffällt,' sagte die maßvollste und vornehmste Pressestimme, das ‚Journal des Débats' vom 25. August 1865, ‚ist die Tatsache, daß man darin nicht im geringsten Rücksicht auf die Neigung der Bewohner nimmt. . . . Die Herzogtümer könnten gänzlich verwüstet sein, und man

* Mérimée, Lettres à une inconnue, Bd. II S. 275.

würde nicht anders handeln.‘ Wünschten die Franzosen, daß Bismarck mit den Ständen Schleswigs umginge, wie Napoleon III. mit den Ständen Frankreichs bei seinem Staatsstreiche umging, was eine Rücksicht auf die Bevölkerung war, die ein Gegner Napoleons später die Dezembermorde nannte,* oder daß Bismarck die Bevölkerung Schleswigs befragte auf dieselbe bestechliche und heimtückische Weise, wie Napoleon später die Bevölkerung Frankreichs befragte? Bismarck vermied eine solche heimliche, blutrünstige Gewalttätigkeit und wurde dennoch verurteilt, denn man beurteilt im sanften Frankreich die Dinge nicht nach ihrem Inhalte, sondern hauptsächlich nach ihrer Form. Wie die Presse, so tat auch die Regierung nichts anders wie sich gegen Bismarcks und Preußens Aufstieg zur Macht zu verwahren. Frankreich wurde ja geleitet von dem Neffen des großen Napoleon, einem Manne, der nach den ersten Taten der Träumerei zu verfallen schien, ein Mann mit Augen, die an allen Dingen nur den rätselhaften Schein entdeckten, ein Mann, den sein Gegner, Graf Guéronnière, mit ‚der ewigen Zigarette der Stumpfsinnigkeit‘ zwischen den Lippen vorstellte und den sein anderer Gegner, Viktor Hugo, längst vor 1870 Napoleon den Kleinen betitelte. Dieser Mann erblickte in Bismarck keine aufsteigende Gefahr, sondern einen angenehmen Hofmann, der seinen Meinungen das aufmerksamste Ohr lieh und den man in seiner Umgebung laut als seinen Jünger bezeichnete und fast pries. Daher und von seiner Krankheit kam es wohl, daß Napoleon nach dem Dänischen Kriege, als der Kampf um die deutsche Vormacht zwischen Preußen und Österreich herannahte, den Wert, den seine Neutralität für Preußen hatte, kaum erkannte. Heißt es doch, daß die Götter mit Blindheit den schlagen, den sie verderben wollen!

Thiers, der Geschichtschreiber des Konsulates und des Kaiserreiches, neben Bismarck der beste Kenner europäischer Verhältnisse, der spätere Friedensunterhändler, hielt im Mai 1866 von der Rednerbühne der Abgeordnetenkammer herunter eine Rede, worin die Sätze vorkamen: ‚Und es wird ein großes Ereignis geschehen, wonach man seit mehr als einem Jahrhunderte strebt. Man wird ein neues deutsches Kaisertum entstehen sehen, das Kaisertum Karls V., das ehemals in Wien seinen Sitz hatte, das jetzt in Berlin seinen Sitz haben wird, das unserer Grenze recht sehr genähert wäre, das darauf drücken, danach drängen würde . . . und das, um die Ähnlichkeit mit dem Kaiserreiche Karls V. zu vervollständigen, sich statt auf Spanien auf Italien stützen wird.‘** Prophetische Worte für die Menschen unserer Zeit, schwarzseherische, gehässige Worte für die Mehrzahl der Menschen vor 1870.

Schwarzseher und Unglücksprophet war auch Edgard Quinet, der im ‚Temps‘ ausrief: ‚Man hat Deutschland entfesselt, und Deutschland, ich kenne es, wird nicht aufzuhalten sein; wachsen wird es, seine Kräfte wird

* Le Comte Alfred de la Guéronnière, L'homme de Sedan, 7. Aufl. S. 59.
** Moniteur officiel vom 4. Mai 1866.

es fühlen; und uns wird es sie fühlen lassen; es strebt danach, uns zu ersetzen, uns herabzudrücken, uns zu verdrängen, uns zu erniedrigen.* Die Schlacht bei Sadowa und Königgrätz wurde von diesen hitzigen Köpfen keineswegs als eine österreichische, sondern als eine französische Niederlage angesehen.** Diese Warnungen nützten nichts; es nützte allenfalls etwas, daß Lamartine, der Poet, erwiderte: ‚Nein! Nein! Frankreich wird das alles nicht erlauben.' Das tröstete die Unruhigen und beunruhigte nicht die Verantwortlichen. Im übrigen gaben sowohl jene, die alles schwarz, wie jene andern, die alles rosig sahen, Gelegenheit zu beißenden Wortspielen und Witzen. Thiers wurde von den Bonapartisten der ‚Preußische Generalissimus' getauft; Rouher, der Freund Napoleons und der Verfechter seiner edlen Träume, wurde von den Royalisten und Demokraten als der ‚dicke Rouher' bewitzelt, ‚der alles zum Stocken bringe und der Totengräber des zweiten Kaiserreichs sei'. Dabei wünschte der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Drouyn de Lhuys, eine kräftige Politik und die Kaiserin begehrte ein Bündnis mit dem katholischen Österreich. Es wurde aber nur erreicht, den kranken Kaiser noch schwankender, noch unbestimmbarer zu machen. Weder handelte er kraftvoll als Feind noch entschieden als Freund Preußens. Da er durch Mobilisierung seiner Truppen zur Zeit, als Preußens Sieg über Österreich noch nicht entschieden war, eine Vergütung seiner Neutralität nicht zu verdienen vermochte, wollte er eine Vergütung erhandeln, und auch erst mit ungeschickter Hartnäckigkeit, als Preußens Heere längst sieggekrönt wieder in die Garnisonen zurückgekehrt waren und zu jeder Zeit zu neuem Ringen wieder ausrücken konnten. Man weiß, daß Luxemburg, das damals zum Norddeutschen Bunde zählte, aber der holländischen Krone gehörte, und auch das Königreich Belgien die Gegenstände französischer Landbegierde waren; man weiß auch, daß wesentlich Bismarck es war, der die Erfüllung dieser Einverleibungswünsche vereitelte.

Immer Bismarck! Wo der französische Genius des zweiten Kaiserreiches auch seine Blicke hinwenden mochte, stets kreuzten sie sich mit zwei andern Blicken, hart wie Stahl, die in Mußestunden auch träumten und von nichts geringerem wie von einer Kaiserkrone, die Bismarck seinem Herrn und König erst von dem Felde bei Sedan herholen sollte, daher, wo der dritte Napoleon die seinige verspielte.***

In Wirklichkeit spitzte sich die Lage der zwei Staaten jeden Tag mehr zu, so daß es auch ohne die Frage der Hohenzollernkandidatur zum Kriege gekommen wäre. In Wirklichkeit lag der Krieg in der Luft. In Preußen bemerkten die verantwortlichen Geister es und bereiteten sich vor; in Frankreich bemerkten es alle hellen Köpfe, die nur den Fehler hatten, keinen tat-

* Le Temps vom 23. Juli 1866.

** Fernand Giraudeau: La vérité sur la campagne de 1870, erschienen 1871.

*** Le Comte de la Guéronnière, L'homme de Sedan.

sächlichen Einfluß zu besitzen, und so bereitete Frankreich sich nicht vor; so kam es dort nur zu den fesselnden Berichten, die Benedetti, der französische Vertreter in Berlin, die Rothan, der gewandte und scharfsinnige Konsul in Frankfurt, die der General Ducrot in Berlin und der General Lebrun, Napoleons Sondergesandter am Wiener Hofe, der französischen Regierung schickten;* es kam in Zeitungen und Zeitschriften zu glänzenden Artikeln,** die wie Feuerkugeln aufschossen, aber mehr entzückten als schreckten und vor anderen neu aufschießenden vergessen wurden, bevor sie noch verglommen waren.***

Als Bismarck mit seinem Könige und mit Moltke Paris wieder besuchte und abermals zu einer Weltausstellung, da waren unter der Menge etliche, die beim Anblicke seiner Person pfiffen. In der Gesellschaft jedoch bedeckte man den Abgrund, den man zwischen sich und den preußischen Gästen mehr entstehen ahnte als sah, mit den schönsten Blumen. Die Befürchtung davor versteckte man allzu gern mit Übermut und Anmut hinter feines Lächeln, verbindliche Galanterie und funkelnde Wortspiele. Bismarck zeigte seinerseits nun auch, wessen er alles fähig war. Er tat alles, um zu gefallen, und hatte Erfolg. Marschall Vaillant faßte den allgemeinen Eindruck in diese runden Worte zusammen: ‚Wissen Sie, Graf, daß Sie in Paris einen vorzüglichen Eindruck machen? Jedermann sagt: „Wahrlich, ein prächtiger Kerl" (Vraiment, c'est un bon bougre).'† Bei einer andern Gelegenheit in diesen festlichen Wochen schwätzte derselbe alte Marschall mit ähnlicher schelmischer Schmollerei: ‚Alles das ist gut und schön, doch Sie sind, uns gegenüber, zu groß geworden. Eines Tages müssen wir wohl die Klingen kreuzen.' — ‚Nun wohl, kreuzen wir,' klang es ebenso schalkhaft aus dem Munde Bismarcks zurück.††

Ja, kreuzen wir! ‚Im Juli 1870 war Deutschland bereit und Frankreich war es nicht,' sagt Charles Benoist; ‚alle Ursachen des Deutsch-Französischen Krieges lassen sich auf diese eine zurückführen. Der Emser Depesche wurde nur der Strich mit dem Bleistifte versetzt, weil die Stunde gekommen war. Es galt nicht den Versuch, das Spiel der Vorsehung zu erraten, sondern es zu entziffern und festzuhalten; es galt nicht mehr der geschichtlichen Entwicklung vorauszueilen, sondern zu helfen, daß sie zustande komme.' Diese treffenden Worte sind aber lange nach dem Kriege geschrieben. In Wirklichkeit galten die Worte Sarceys. ‚Die

* Matter, Bismarck et son temps, Bd. II S. 6 und im besonderen: Rothan, L'Allemagne et l'Italie; Benedetti, Ma mission en Prusse; Général Lebrun, Souvenirs militaires; Harcourt, Les quatre ministères de Drouyn de Lhuys; Vie militaire du Général Ducrot d'après sa correspondance.

** Namentlich die berühmten Studien des Schweizers Victor Cherbuliez in der Revue des deux mondes: La Prusse et l'Allemagne anfangs 1870.

*** Les clairvoyants de 1867 von R. de Thomasson im Journal des Débats 10. Mai 1913 und Sarcey, Le siège de Paris 3. Kapitel 2.

† Matter, Bismarck et son temps, Bd. II S. 606.

†† Ebenda Bd. II S. 608.

Pariser', heißt es in seiner ‚Belagerung von Paris', ‚haben ihren Geist Leichtgläubigkeiten und Hoffnungen geöffnet. Niemals schauen sie der Wirklichkeit, die ihnen mißfällt, ins Gesicht; sie gleichen dem Vogel Strauß, der den Kopf zwischen zwei Steine steckt, um den Jäger, der auf ihn zielt, nicht zu sehen. Und so kam es, daß die Stimmung in Paris bis zum Ausbruche des Krieges eine ganz leichte, durchaus liebenswürdige, doch gar nicht ernste Empfindung war, die sich aus heiterer Sorglosigkeit gegenüber Gefahren, aus flammender Siegesgewißheit gegenüber Drohungen und aus witzigem Übermute gegenüber Warnungen zusammensetzte. Noch während des Geplänkels in Sachen der Hohenzollernkandidatur war es den Parisern mehr ein Vergnügen, sich mit den Preußen zu zanken, als Ernst, sich mit ihnen zu schlagen.

Doch Bismarck nahm die pathetisch-freche Herausforderung des Ministers Gramont sehr, sehr ernst. Diese Herausforderung war so leichtsinnig wie übermütig und schien wahrhaftig kein Drama eröffnen zu können, worin Krieges Feuer und Blut eines großen Volkes Schicksal neu bestimmt. Aber werden nicht gerade die fürchterlichsten Dramen mit Leichtsinn und Einbildung begonnen? Diese beiden menschlichen Eigenschaften scheinen die besten Helfer der göttlichen Vorsehung zu sein, wahrscheinlich, weil sie so schrecklich weit selbst unter den Menschen der witzigsten Zungen verbreitet sind. So kläglich, so blindlings begann wenigstens 1870 der Waffengang zwischen Frankreich und Deutschland. Und damit ist das Vorspiel zu der Tragödie aus.

Wie aber wurde Bismarck während dieses Vorspiels im Grunde beurteilt? Einige wenige errieten in ihm den Geist, der ‚in der äußeren Politik durch Überraschungen verfährt, durch große Züge';* manche Eingeweihte waren dem ‚prächtigen Kerl' selbst geneigt. Für sie ‚war Preußen am Herzen Deutschlands das, was Frankreich am Herzen Europas war'.** Für viele war er irgendein großer Politiker, worüber man sich gar prickelnde Geschichtchen zuplaudern konnte; man nannte ihn sogar oft als den Urheber gewisser Worte, die wie Schmetterlinge fliegen und sich niederlassen oder die wie Bomben platzen, sobald sie über die Lippen gekommen sind.*** Ganz witzige Geister fuhren fort, Bismarck einfach für einen Jünger Napoleons zu halten, und hätten, als der Krieg in Sicht war, ihn leicht mit jenem Zauberlehrlinge verglichen, der die Geister, die er rief, nicht los wird. Die meisten Zeitungsleser verloren ihn während der Pressefehden vor dem Kriege aus dem Blicke; man schrieb ja ganz im allgemeinen nur über Ems und über König Wilhelm, der das ‚Reich Karls V. wieder herstellen wolle, was Frankreich durch den gerechtesten, den notwendigsten, den günstigsten Krieg

* Victor Cherbuliez, Les Ambitions et les dangers de la Politique prussienne. Revue des deux mondes, 1. April 1870.

** Saint René Taillandier, Les droits et les devoirs de la Prusse. Revue des deux mondes, 15. Oktober 1866.

*** Grand Carteret, Bismarck en Caricatures S. 155–61 u. Persigny, Mémoires.

hindern müsse'.* Die Masse des Volkes jedoch wußte vom Dasein Bismarcks einfach nichts.

2. Bismarck während des Krieges.

Nun aber erfüllte sich ,eines der schrecklichsten Dramen, das, seitdem es eine Geschichte gibt, die Menschheit betrübt hat'.** Was war ihr Inhalt für das Empfindungsleben der Zeitgenossen? Eine nationale Katastrophe! ,Das große Vaterland des Gedankens, das Vaterland eines Rabelais, eines Pascal, eines Diderot, eines Voltaire erniedrigt und zerstampft vom Stiefel eines Ulanen.'*** ,Ein Strudel von Unglücksschlägen', eine ,Erwürgung Frankreichs', ein Krieg, ,dessen Schlachten Stationen zu einem Kalvarienberge' sind, wo Frankreich gekreuzigt wurde. In einer davon, Sedan, stürzte ein Kaiserreich zusammen; ein ganzes Heer, dessen Soldatenzahl eine ,schmachvolle Ungeheuerlichkeit' war, übergab sich dort dem Sieger. An einer anderen Station dieses nationalen Kreuzweges vollzog sich die Übergabe einer ,der allerstärksten Festungen der Erde', der von Metz, ,Frankreichs unberührter Jungfrau'. Die letzte der zahllosen Stationen aber war die Belagerung von Paris, ,wogegen die entsetzenvolle Belagerung des heiligen Jerusalem durch Titus im Vergleiche nur eine liliputhafte Unternehmung war'.† ,Die ganze gegenwärtige Lage ist ein finsterer und dumpfer Haß,' rief Victor Hugo in seiner flammenden Bildersprache aus, ,Haß wegen der erhaltenen Ohrfeige. Wer aber ist geohrfeigt worden? Die ganze Welt. Frankreich ins Angesicht schlagen, bedeutet die Schamröte an der Stirn aller Völker. Es ist der der Mutter angetane Schimpf. Daher der Haß.'†† Ein Krieg mit dem Verluste zweier schönen Provinzen, mit Opfer und Trauer in jeder Familie! So schrecklich ist es, daß

,Denken ist Scham und leben, das ist Leiden.'†††

Das sind die Verzweiflungsschreie jener Patrioten, die in den Stunden nationaler Todesangst vor Unruhe nicht schweigen können, die sprechen müssen, sei es, um nicht zu ersticken, sei es zum Troste der Leidensgenossen, sei es aus kläglicher Eitelkeit, aus Lust am Trauerpompe, womit man ein Vaterland begräbt.

Und was ist in diesem Lande aus Bismarck geworden? Bismarck hatte sich für die öffentliche Meinung in einen Machthaber verwandelt, von dem die Geschicke Frankreichs abhängen. Im ersten Teile der Tragödie, die mit der Gefangennahme des Kaisers Napoleon ihren weltdurchhallenden Abschluß fand, erschien Bismarck der großen Mehrheit des Volkes als der

* Fernand Giraudeau, La vérité sur la campagne de 1870 S. 45.

** Charles Benoist, Le Prince de Bismarck S. 99.

*** Aus einer Rede Jules Clareties. Siehe Victor Hugo, Actes et paroles. Depuis l'exil Teil I. Kapitel V.

† Alle diese Zitate aus L'homme de Sedan.

†† Öffentlicher Brief an die Mitglieder des Genfer Friedenskongresses. Depuis l'exil 19. Kapitel.

††† Victor Hugo, Depuis l'exil, Penser est un affront, vivre est une souffrance.

eherne Arm der Gerechtigkeit, als ‚der schreckliche Drache‘, der das zweite Kaisertum zertrümmerte, das, wie einer seiner heftigsten Angreifer in den Wochen seines Todeskampfes eine Größe nannte, ‚die sich auf Lügen und Hofintrigen stützte, eine ‚fantasmagorie, enluminée d'artifices‘.* Bismarcks unerbittlicher Einbruch in Frankreich erschien als ein Zeichen zu unsagbaren Leiden und Trauer, doch auch als ein Ruf zur Anstrengung der höchsten seelischen Kräfte; Bismarcks Handlungen wurden nach dem Zusammenbruche der Heere Prüfungen des nationalen Gewissens; sie waren Stöße hin auf den Schmerzensweg, der mit Heldengräbern ohne Zahl umstanden war, der aber aus dem alten Frankreich in ein neues führen konnte; Bismarck war für Frankreich der böse Geist geworden, der zwar das Böse will, doch stets das Gute schafft. Eine Menge Broschüren, die zahlreiche Auflagen erlebten, brachten ‚dem großen Staatsbaumeister‘, ‚dem deutschen Richelieu‘ fast so etwas wie Dankbarkeit entgegen. Diese Dankbarkeit hatte freilich einen Hintergedanken. Bei den Royalisten und Republikanern war dieser Dank eigentlich ein frenetischer Beifall dazu, daß Bismarck den ihnen am meisten verhaßten Mann gestürzt hatte: Napoleon III., den ‚großen Sittenzerstörer‘, ‚den Gesandten der Fatalität‘, ‚l'entrepreneur de pompe funèbre‘, der einen Krieg, den mexikanischen, ‚zum Nutzen einiger Spekulanten unternommen hatte‘, Napoleon, den Urheber der Dezembermorde, den Neffen jenes andern Napoleon, ‚jenes Beleidigers der heldenhaften und schönen Luise von Preußen, jenes ersten Napoleon, der einen Vulkan von Zorn im Herzen eines Volkes ließ, dem das Frankreich, das durch Volksbeschluß seinen Neffen zum Kaiser wählte, dem das wahnsinnige Frankreich, das chauvinistische Frankreich heute zum Opfer fällt‘.** Victor Hugo gab seine Satyren auf das zweite Kaisertum, die ‚Züchtigungen‘ (Les Châtiments), heraus, wovon man an die 20 000 Exemplare verkaufte, während einer Belagerung, wo man mit der Ausgabe von einigen Sous für Zeitungen rechnete. Derselbe Victor Hugo war in seinem Aufrufe an die Deutschen nahe daran, in Bismarck den großen Erretter zu feiern. Später noch, in der Sitzung der Nationalversammlung am 1. März 1871, verkündete diese schmetternde Trompete des Volkes dem ganzen Erdenrunde: ‚Meine Rache ist die Brüderlichkeit. Keine Grenzen mehr! Der Rhein gehöre allen! Gründen wir eine Republik, bilden wir die Vereinigten Staaten von Europa, den Kontinentalen Bund, seien wir die europäische Freiheit, der Friede der Welt! Und jetzt drücken wir uns die Hand, denn wir haben uns gegenseitig geholfen: du hast mich von meinem Kaiser befreit, und ich befreie dich vom deinigen.‘*** Wie Victor Hugo, so jubelten auch die Parteien, die noch mehr links standen, die Sozialisten, über den Fall Napoleons. Die Dankbarkeit gegen Bismarck wurzelte bei ihnen ebenfalls in der fanatischen Hoffnung, daß sie nach dem Sturze ihres

---

* Le Comte de la Guéronnière, L'homme de Sedan S. 84 und 142.
** Le Comte de la Guéronniere, L'homme de Sedan S. 28.
*** Depuis l'exil, Bordeaux, Discours sur la guerre.

monarchischen, despotischen, mächtigsten Gegners im ruinenhaften Durcheinander aller staatlichen Verbände, der eigenen Partei die höchste Macht gewinnen könnten. Sogar der kühl beobachtende, scharfsinnige Sarcey meint in seinem Werke über die Belagerung von Paris: ‚Ah, wenn Herr von Bismarck genau gewußt hätte, was in Paris vor sich ging — wenn er Jules Favre (dem ersten Unterhändler wegen eines Waffenstillstandes) geantwortet hätte auf eine Weise, die einige Hoffnung auf zukünftigen Frieden aufkommen ließe, dann wäre der Bürgerkrieg wütend, verzweiflungsvoll ausgebrochen. (Zwischen den Republikanern und den Sozialisten oder besser den Communards.) Wer weiß! Die besiegte Partei hätte den Preußen vielleicht die Tore geöffnet, hätte sich in ihre Arme geworfen und sie gebeten, wieder Ordnung in die Stadt einzuführen.'* Da die germanische Leibtreue gegen Freunde, Parteiführer, Könige und Kaiser den Franzosen unbekannt ist, da sie nur die Leidenschaft zur Ideentreue besitzen, so war es ihnen leicht, Kaiser und Parteiführer ihrer Idee wegen zu verlassen, ja zu verraten; so war es ihnen aber auch gar nichts Unmögliches, einen ähnlichen Verrat an Personen zugunsten einer großen Idee von dem großen Bismarck zu erwarten. Wenn auf Bismarck einige Zeit mit banger Hoffnung geblickt wurde, so blickte man auf ihn wie auf eine Standarte, die die eigene Partei zum Siege führen sollte. Nur deshalb gab man zu, daß er als der Henker des Kaisertums der Befreier und Erwecker des neuen Frankreich wäre. Wir finden also in der vorübergehenden Volkstümlichkeit Bismarcks nur die ichsüchtige Hoffnung, seine Macht auszunützen und gar nichts von dem religiösen Schauer, der auf dem Grunde der deutschen Bewunderung für Napoleon den Großen, den Mann der außerordentlichen Schicksale, liegt.

Als daher Bismarck die heißen Parteigierden unbefriedigt lassen mußte, brach sofort die maßlose Verwünschung der in ihren Lebenshoffnungen Enttäuschten über ihn her. Aus einem Heilande wurde er ein Satan; nichts wie ein Satan. Und das war er während des zweiten Teiles der Tragödie.

Schon Graf de la Guéronnière hatte gedroht, daß eine weitere Kriegführung nach der Schlacht bei Sedan ‚die Explosion einer Entrüstung sein würde, so mächtig, um die festesten Kronen in Splitter zu sprengen'.** Ein Anonymus schrieb gar in seinem offenen Briefe an Bismarck:*** ‚Erfahren Sie und glauben Sie wohl, mein Herr, Frankreich ist die Seele der Welt, Verwalter des ewigen Wortes, Herd jedes großen Gedankens von Edelmut und Aufopferung, Fackelträger der Vernunft. Gott wacht über seine Freiheit, selbst wenn wir ihrer unwürdig sind; er nimmt sie uns ab und gibt uns dafür als Geißel die Tyrannei eines Feiglings oder schickt über uns die tierische Grausamkeit eines Wahnsinnigen: Bonaparte oder Wilhelm.

* Sarcey, Le siège de Paris 4. Kapitel, 2.
** L'homme de Sedan S. 113.
*** Lettre à Mr. de Bismarck, Brüssel S. 56.

Doch der eine erlöst uns vom andern, und der Tod wird uns von beiden erlösen.‘ Und auch hier gibt uns Sarcey das kühle Zeugnis, das mehr wert ist als die glühenden Deklamationen Hugos: ‚Doch was den Traum der Pariser Bevölkerung über alles nährte, das war diese unheilbare Eitelkeit, die der Boden unseres nationalen Charakters ist. Die Einnahme von Paris schien uns ein ungeheurer Frevel, ein so entsetzlicher Angriff gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, daß wir in unserer Einbildung es nicht im voraus fassen konnten, dieses Verbrechen begehen zu sehen; nein, das war unmöglich! Die Erde würde sich eher öffnen, um die Verfluchten zu verschlingen, die es wagen würden, Hand an die heilige Arche zu legen.‘* Wehe über Bismarck, als er nun doch diesen Frevel beging.

Seit der Belagerung von Paris ist Bismarcks Name ein Alpdruck für das französische Gemüt geworden; namentlich war dies der Fall, als das Ungeheuere erst drohte, als es also am ungeheuersten war. Die Qual dieses Druckes durch ergebenen Gleichmut zu überwinden, liegt nicht im Temperamente des Franzosen. Überwinden muß er sie aber, sonst müßte er verzweifeln, was in seiner Frohnatur erst recht nicht liegt. Wut, Zorn, Haß packen, schütteln ihn, und er schimpft. Ah, das tut wohl, das befreit! Wie ein Bleimantel fällt die stumpfe Angst von ihm. Nun kann er wieder aufatmen, ist wieder ein freier Mann, darf den Kopf wieder hoch tragen, seine Augen wieder blinzeln lassen. Wieder hoffen darf er, wieder auf das Leben bauen. Bismarck, der Häuptling jener Barbaren des Nordens, jener Vandalen, die Louis Blanc mit Mohikanern verglich, die die technische Hochschule besucht hätten.** Dieser Bismarck hat eigentlich dem Kaiser Napoleon jene Stricke teuflisch gelegt, die dann der kaiserliche Träumer selbst zu seinem eigenen Verderben knüpfte. Bismarck, mehr als Napoleon, ist schuld an dem greuelvollen Kriege. Und er konnte eine solche Flut von Verbrechen nur entfesseln, weil er der verkörperte Sohn der Hölle war, weil er kein Gewissen besaß, und darum keine Schwierigkeiten kannte. Aus dieser blind leidenschaftlichen Empfindung stammen die Schmähschriften und Verleumdungen, die Bismarck als Hunnenhäuptling, als Attila hinstellen, als einen Barbaren, der aus Neid gegen die französische Lebensweise der französischen Nation den Untergang geschworen habe, der aus höllischem Spaße an Vernichtung alles beschießen, sprengen, anzünden lasse, was in Werken der Baukunst und Malerei an französische Eleganz, Adligkeit, Heiterkeit erinnere. Selbst die Sitten der Franzosen habe er durch seine Spione, Agenten, begnadete Sträflinge verderbt, denn nur dadurch habe man in Frankreich so blind sein können, an Preußen den Krieg zu erklären und so fanatisch gegen die eigenen Landsleute aufgehetzt werden können, um sie in dem Kommuneaufstande zu töten und zu vernichten.***

* Sarcey, Le siège de Paris 3. Kapitel, I.
** Sarcey, Le siège de Paris 10. Kapitel.
*** Comte d'Hérisson, Nouveau Journal d'un officier d'ordonnance 8. Kap. 16. Aufl.

Gegenüber solch einem satanischen Bismarck, gegenüber den Schrecken, die er verbreitete, die man Tag vor Tag leibhaftig vor Augen hatte, die man am eigenen Körper fühlte, gegenüber solch einem Unholde war es Labsal, sich die Entrüstung und den Groll über die Niederlagen, die Wut über die Ohnmacht und die Überreizung durch den Alkohol* schließlich dadurch zu entladen, daß man auf den Namen des Ungeheuers allen Schmutz warf, den man selbst auf die niedrigste Kreatur sonst nicht zu werfen wagte. In Klubhäusern, Theatersälen,** auf der Straße, sogar unter der Feder eines Girardin, Rochefort, Drumont war es guter Geschmack, sich an Kaiser Wilhelm und Bismarck auszuwüten; beispielsweise Kaiser Wilhelm den Papa Wilhelm, und Bismarck seinen guten Freund zu nennen; den ersten besoffen von Champagner darzustellen, und den zweiten besoffen von Blut und Stolz.***

Doch verriet man nicht durch sinnlose Wut die Hoffnungslosigkeit der Lage und die eigene Ohnmacht? Das aber wollte die vaterländische Scham und Eitelkeit verbergen. Sagt nicht Sarcey selbst: ‚In der gesamten Presse war es ja eine abgemachte Sache, so zu lügen, daß die vaterländische Eitelkeit geschmeichelt werde. Niederlagen waren ruhmreicher als Siege; von der Schlacht bei Wörth hieß es, daß sie ein triumphierender Unfall wäre.‘† Menschen, die solchermaßen auf Größe erpicht sind, finden bald auch die bloße, nichts wie gemeine Schimpferei niedrig und klein. Schon vornehmer, großzügiger werden sie es finden, den aufkochenden Zorn über Niederlagen, die sich nicht mehr in Siege umdichten lassen, in Hoffnungen auf ein auffallendes göttliches Strafgericht gegen den Mörder Bismarck auszuströmen. Nach einem glücklichen Scharmützel oder nach einem Siege, woran man zwölf Stunden lang glauben durfte, übersetzte man, da der Himmel heiter schien, seinen Glauben an die Gewißheit einer Vergeltung durch Verse, durch launige Verse, deren Ulk darin bestand, nur den einen Sinn mit lapidarer Komik auszudrücken:

Bismarck, wenn du so weiter machst,
Bleibt dir von den Preußen wohl keiner;
Bismarck, wenn du so weiter machst,
Bleibt dir von den Preußen gar keiner.††

Mußte man dann des Abends den Ton wechseln, und gab kein neuer Vorfall dem stets unruhigen, neugierigen, nach Abwechslung gierigen Geiste der Pariser Stoff zur Hoffnung, zum Hasse, zum Witze, zur Aufopferung,

---

* Ebenda S. 43.
** Villemer, Récits patriotiques.
*** Sarcey, Le siège de Paris 3. Kapitel, I.
† Sarcey, Le siège de Paris 1. Kapitel, II.
†† Ebenda 4. Kapitel, III: Bismarck, si tu continues,
De tous tes Prussiens il n'en restera guère,
Bismarck, si tu continues,
De tous tes Prussiens il n'en restera plus.

dann suchte man gern in den Zeitungen, in den Zeitschriften, in Gesellschaften nach jenen Brücken, die über den Abgrund der Unsicherheit hinweg täuschen. Gegen solche grollende Langeweile war zum Beispiel eine Zeitlang ein gutes Abwehrmittel, Bilder pathetischer Gerechtigkeit in Schaufenstern und Zeitschriften zu betrachten; etwa die von Adrien Marie.* Stehen da im rechten Vordergrunde Kaiser Wilhelm, Napoleon III., Bismarck; alle drei im Totenhemde am Marterpfahle. Kaiser Wilhelm blickt selbst jetzt nicht ungütig. Napoleon scheint merkwürdigerweise zu geifern. Bismarck wirft sich hoch, hart in die Brust und kehrt den Kopf verächtlich zurück. Alle drei lassen die Klagen, Schreie, Flüche, Verwünschungen einer in die Unendlichkeit sich verlierenden Menge verkrüppelter, hungernder, leidender, verzweifelnder, jammernder Männer, Frauen, Greise, Kinder über sich hin kreischen.

Aber selbst diese pathetische Wut ist doch noch allzusehr von der Leidenschaft des Hasses steif und unfrei; für den vaterländischen Stolz verrät sie noch zu sehr die ganze Tiefe der Demütigung des Vaterlandes. Es stärkt mehr und besser den wankenden Mut, die schwindende Hoffnung, wenn man dem Wärwolfe des Nordens den weißen Schrecken entwindet, wenn man ihm ins Gesicht blickt, ihn kritisiert und an dem preußischen Dämon menschliche Eigenschaften und nichts als menschliche, allzu menschliche Leidenschaften entdeckt. Dann ist er der Einbildung nicht mehr gefährlich, denn dann kann man über den so gewaltig scheinenden Gegner ja zu Gericht sitzen. Schriftsteller und Zeichner lassen sich diese Rolle nicht entgehen. Sie richten also, die Zeichner mit dem Stifte, die Schriftsteller mit der Feder. Und mit außergewöhnlichem Erfolge tun sie es; denn nichts befreit den französischen Geist von einem Übel leichter, als wenn er das Übel mit etwas ungewöhnlich Menschlichem, mit etwas Gemeinem in Beziehung bringen und so darüber erhaben sein oder darüber lachen kann. Und Bismarck wird jetzt von den Schriftstellern kritisiert und von den Karikaturisten und Kabarettdichtern belacht.

Besonders belacht! Man wählt nicht lange. Man begnügt sich auch nicht mit der Satire der Bismarckischen Politik. Frech und unverschämt dringt man in sein vertrautes Leben ein. In s e i n vertrautes Leben? Das nun nicht. Denn davon kannten ja nur die Weltleute einige wenige prickelnde Geschichten, wovon sie obendrein wußten, daß sie erfunden wären. Als der preußische Kanzler in den schwülen Sommertagen, plötzlich, ganz wie ein Dämon, in den Gewittern des entsetzlichen Krieges vor den Franzosen auftauchte, war Bismarcks häusliches Leben selbst in Paris gänzlich unbekannt. Kannte man nichts aus seinem eigenen Leben, so kannte man dafür aber das Leben der Preußen, so wie man es in den Lichtern der Boulevarde eben kennen gelernt hatte. Diese Kenntnis wandte man auf Bismarck an. Bismarck wurde der Typus des Pariser Preußen.

* Aus der Werkstätte des Photographen Godet in Paris; auch Singers Buche über Bismarck in der Literatur beigegeben.

Alle Abscheulichkeiten, deren man die Preußen für fähig glaubte, dichtete man dem Kanzler an; alle bismärckischen politischen Eigenheiten dichtete man in allgemeine preußische Abscheulichkeiten um. Man würfelte dabei Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge mit der unbekümmerten Keckheit des Spielers kunterbunt durcheinander.

Die preußische Aussprache des Französischen liefert dem großen Gill die Anregung, Bismarck zu zeichnen, wie er dem Kellner des ‚Café de Paris' (die ganze Stadt Paris ist, so wird angenommen, für Bismarck nur ein einziges Kabarett), wie er also dem Kellner des ‚Café de Paris' Bedingungen stellt, indem er verlangt: ‚Le Alsaces, le Lorraine, le Soizon, ohne die „cicares" zu vergessen.'

Und was dann die Preußen für Diebe sind! Schleswig-Holstein haben sie gestohlen, dann sogar Hannover, Hessen, Frankfurt und was alles nicht in vergangenen Jahrhunderten! Und wie viele Lastzüge voll von den fein gebauten, köstlich verzierten französischen Kaminuhren! Selbst die Offiziere haben diese Kunstwerkchen, die im preußischen Barbarenlande unbekannt sind, aus Neid und Habgier heimlich stibitzt oder gar mit Waffengewalt geraubt.* Mit besonderer Freude hat man diese ‚hunnischen Diebereien' verspottet und verhöhnt. Zahllos sind die Blätter. Unter einem davon, das Bismarck in vertrauter Unterhaltung mit Kaiser Wilhelm darstellt, findet man die geflüsterten Worte Bismarcks: ‚Wenig Ruhm, aber wie viel Kaminuhren!'

Doch das ist nichts gegen Karikaturen, die mit Unflat ausgeführt sind wie die folgende, eine sehr mäßige, die die Ergebenheit, die Vasallentreue Bismarcks dem Gelächter preisgibt, indem sie Wilhelm in den Weinbergen darstellt, wie er plötzlich von dem menschlichsten aller Bedürfnisse gepeinigt wird und den Topf erbittet, und wie darauf der treue Bismarck nichts ergebeneres zu tun weiß, als seinen eigenen Helm untertänig darzureichen. Das ist noch nichts, wiederhole ich, doch es ist alles, was ich hierher setzen kann.

Preußisch ist auch die Freßsucht. Ohne Wahl essen, nein fressen sie, und trinken, nein saufen sie; ärger, viel ärger, weil manierloser als der französische Fresser Gargantua. Von diesem Bismarck ist es im besonderen unglaublich, was er alles vertragen kann. Der Wein Sadowa scheint ihm vorzüglich zu munden; dabei will er sogar, graunzend vor Behagen, mit seiner Gabel einem Franzosen, den man ihm auf einer Platte gebracht hatte, zu Leibe gehen. Aber: ‚Oho, mein Tropf, diesmal wirst du Gräten finden!' So meinte es wenigstens Cham, der im ‚Charivari' diese bissige Karikatur erscheinen ließ.

Preußisch ist die steinerne Unempfindlichkeit. Deshalb schnitzte von Frondas Bismarcks Kopf in Kastanien, aber so, wie er auf einem Haufen Schädel ausruht.

* Ein Maß setzt diesen Verleumdungen der Graf d'Hérisson in seinem Nouveau Journal d'un officier d'ordonnance S. 11–20.

Für neupreußisch gilt der alte Satz: ‚Der Zweck heiligt die Mittel‘, und Rosambeau zeichnet mit giftiger Kunst einen satanischen Jesuiten und schreibt darunter: ‚Don Bazile-Ignace Loyola Bismarck.‘

Dann hat Bismarck die Herrschgier zu einem preußischen Laster gemacht. Litten nicht die Polen, die Dänen, die Hannoveraner, die Hessen, die Frankfurter darunter? Fühlte es nicht Österreich und senkte nicht Bismarck aus reiner Herrschsucht und Landhunger den Stachel des Krieges in das Herz Frankreichs? Nichts scheint diese Gier begrenzen zu können! Nichts? Im Laufe der Welt findet Bismarck seinen Meister. Und Draner umreißt eine rollende Erdkugel, worauf ein Männchen mit riesigen Sporen, mit einem ungeheuren Kopfe unter gewaltigem Preußenhelme ängstlich um Gleichgewicht wippend tanzt.*

Mit den Karikaturisten wetteifern die Schriftsteller. Auch sie wollen trösten, erheben, belächeln, indem sie vom Herrn der Stunde ein Bild geben; auch sie tun mehr bildern als bilden; behandeln den Stoff mehr in der subjektiven, kriegerischen Stimmung als in der objektiven wissenschaftlichen oder künstlerischen Betrachtung.

Erzogen wie ein Kentaurus, umgeben von der Luft der Totengrüfte,** vereinigt Bismarck in sich zum Typus den grausamen Charakter eines Herzogs Alba, den räuberischen eines Wallenstein, den blutdürstigen eines Marat. ‚Die Linien (seines Kopfes) haben eine gewisse Regelmäßigkeit; die Stirn scheint schön; doch die eiförmige Höhe des Hirnes zeigt eine Neigung zu fixen Ideen an. Die eingelochten Schläfen zeugen von dem gänzlichen Mangel an Idealen. Unter den dicken Augenbrauen, unter den schweren Lidern glänzt ein Blick von erstaunlicher Glut; man muß ihn nur mit Mühe aushalten können; und fast unwahrscheinlich ist es dagegen, daß die grauen, blaugetönten Augen einen so heftigen Ausdruck von sich zu schnellen vermögen. Ihre tief umkreisten Höhlen, umwellt von zahlreichen Runzeln, Spuren von hitzigen Erregungen, von Überarbeit oder zügelloser Wollust, verstärken noch den unangenehmen Eindruck. Die sehr scharfen Falten zwischen den Brauen verraten durch ihre Furchen häufige Zornausbrüche. Das kurze Kinn, die breiten Kiefern, der dicke und steife Schnurrbart, die verkrampften Lippen sind ein bekanntes Zeichen unzähmbaren Starrsinnes. Die Ohren, umfangreich und fast unförmlich, stehen vom Kopfe ab wie die eines Elephanten oder gar wie die eines weniger ausgezeichneten Tieres. Die einst zahlreichen Haare sind einer frühzeitigen Kahlköpfigkeit gewichen; diejenigen, die bleiben, werden so kurz geschoren, daß diese Art von natürlicher Bürste die Härte der Gesichtszüge noch vermehrt. Nach dem Typus des Antlitzes glaubte man die Haare schwarz; ihre Farbe ist jedoch von jenem fuchsrot beschimmerten Blond des Nordens,

* Zu den Karikaturen sehe man: John Grand-Carteret, Bismarck en Caricatures, Paris 1890 und Quentin Bauchart, La Caricature politique en France (1870–71).

** Alfred Michiels, Le Comte de Bismarck S. 11.

das ein vielleicht noch unheilvolleres Aussehen hat. Hohe Hüften, breite Schultern, ungemeine Stärke, das sind die hauptsächlichsten äußeren Vorteile, die Bismarck der Natur verdankt. So sieht der Kanzler des Deutschen Reiches aus, und mein Gewissen bezeugt mir, daß ich als treuer und unparteiischer Geschichtschreiber ihn ohne Mißwollen geschildert habe.'* Sein Werk ähnelt ihm; es ‚ist eine Sophistik des Verbrechens'.** ‚Dieser Bismarck begehrte Frankreich zu plündern, um die stets leeren Kassen Norddeutschlands zu füllen, zu überfluten. Als ein von Kraft besessener Mensch ersann er eine Unternehmung nach Seeräuberart.'*** So malt ihn Alfred Michiels im Anfange des Jahres 1871.

Und Graf d'Haussonville in seiner Flugschrift ‚Frankreich und Preußen im Angesichte Europas' hat ein aristokratisches Vergnügen daran, Bismarck, Kaiser Wilhelm und ihre Ahnen mit den Augen eines französischen Weltmannes einzuschätzen. Ihm und seinesgleichen machen Preußen und seine Staatsmänner ‚den Eindruck von Emporkömmlingen. Dem Zuge des Sieges zu widerstehen, ist den Nachfahren der alten Häuser von Frankreich und Österreich natürlich, denn ihre Dynastien sind seit vielen Jahrhunderten daran gewöhnt, den äußersten Schwankungen des menschlichen Glückes entgegenzutreten; Mäßigkeit in der Wohlfahrt ist die wahre Prüfung adliger Rassen... Versuchen nicht Herr von Bismarck und die preußischen Krautjunker seiner Schule, trotz ihrer Ansprüche auf Ursprünglichkeit Beispiel an unserer alten französischen Gesellschaft zu nehmen? Nur sind es ungeschickte Kopisten, die die guten Vorbilder stets nur unvollkommen nachschaffen werden. Wenn es ihnen gelingt, die Rauheit eines Montluc nachzuäffen, so werden sie nie die Geistigkeit eines von Aubigné erreichen; wenn sie es verstehen, sich von der Frechheit eines Louvois anregen zu lassen, so werden sie es nie fertig bringen, uns die Anmut eines Mortemart, eines Caylus oder eines La Festé-Senneterre wieder zu geben.'

Bismarck als Emporkömmling ist auch das Thema von Emile Beausire, wenn auch der Titel seiner Studie ‚Die hundertjährige Feier Hegels' heißt. Die wesentlichste Eigenschaft der Emporkömmlinge ist, emporkommen zu wollen, nicht wahr? Obgleich gereizt durch das Beispiel der andern, getrieben durch Neid, Habgier, Sehnsucht, so arbeitet der Emporkömmling sich doch erst durch hartnäckigen Willen hoch. Solche Emporkömmlinge sind die Deutschen, nicht nur die Preußen. Sie schulden eigentlich alles, was sie nicht ihrem Willen verdanken, andern Völkern. Zwar kann man auch von den Franzosen sagen, daß sie aus der Fremde, aus Rom, das Feuer des Geistes holten, was der Verfasser zu erwähnen nur vergißt; aber es geschah dies — so würde er bemerken, wenn er es eben nicht vergessen hätte — auf spontane Weise. Wir Deutschen sind nicht von der Form geistiger

* La France et la Prusse devant l'Europe, Paris 1871 S. 28–29.
** Ebenda S. 74.
*** Ebenda S. 54.

Dinge selbst begeistert worden, um sie darauf nachzuahmen, sondern wir haben gedacht, daß das, was unsere Nächsten besäßen, auch bei uns irgendwie zu verwerten sei. Wir haben im Schrifttume, in der Wissenschaft, in der Kunst Großes leisten w o l l e n, und siehe, es geschah. Nirgends jedoch haben wir etwas erfunden; stets ahmten wir andere Vorbilder nach, zogen auf, was andere gesät hatten; höchstens, wie in der Musik, vervollkommneten wir etwas, das aber auch wieder andere zuerst ersonnen hatten. In unserer Politik kann es natürlich nicht anders sein. Wir sind eine Nation, die sich nicht aus dem Drange des Herzens heraus triebartig bildete, die sich vielmehr mit dem Hirne gewollt hat (nation voulue). Hegel ist der Philosoph dieser Willenskräfte. Bismarck aber ist, ohne in der Tat Hegels Schüler zu sein, der Ausführer seiner Ansichten.*

Bismarck ist der Mann, dessen tiefstes Wesen, zusammengefaßt wie ein Motto, in dieser Formel klar wird: Macht geht vor Recht. Beweis ist die ‚Fälschung' der Emser Depesche durch Bismarck. Beweis ist die Handlung Kaiser Wilhelms, der versprach, nur gegen Napoleon Krieg zu führen und dann trotzdem gegen die Republick den Krieg weiterführte, ein Wortbruch, der sich nur durch die entfesselten Machtgelüste des Siegers Bismarck erklären läßt.**

‚Dieser Mensch,' beginnt E. Caro sein blitzendes Gemälde Bismarcks, ‚dieser Mensch ist wahrhaftig ein Phänomen in der sittlichen Ordnung.... In ihren traulichen Schilderungen stellen sie (die Engländer) uns diesen Preußen dar als massig im Baue, als Obersten und Diplomaten, als, man weiß nicht genau was, ebensosehr als Soldaten wie als Staatsmann, jäh im Zorne wie im rednerischen Gegenstoße; als einen Wühlacker in der Arbeit, begabt mit außerordentlicher Kraft zur Einpassung; als einen gründlichen Kenner aller Länder Europas, der sich seines weiten Gedächtnisses bedient wie eines Ladens, wo aufbewahrt, sortiert, bezettelt sind die unzähligen Schubfächer der statistischen Tatsachen aus der ganzen Welt. Und das ist nur der äußere Mensch. Wer könnte erst die Falten seines seltsam verzwickten Geistes durchdringen? Wer würde beschreiben können die Mischung von Geschmeidigkeit und starrem Hochmute, den Zweifler, der diensteilig bis zur Fuchsschwänzerei gegenüber den Mächten ist, wovon er die Tiefe oder die Leere noch nicht gemessen hat; der Frechling und Maulheld ist, sobald er triumphiert? Voll unbesiegbarer Hartnäckigkeit, unversöhnlicher Anmaßung, eisiger Ironie, ein wahrer Mephisto als Höfling, der, je nach der Stunde, sich der Wahrheit wie der Falschheit gleichgültig bedient; einer, der fast immer lügt und nur manchmal, um besser seine Leute zu täuschen, die Wahrheit sagt. . . . Alles das hinter dem Gewande witziger Aufwallungen und bezaubernder Vertraulichkeit, anders nur in gewissen Stunden,

* Le Centenaire de Hegel, Revue des deux mondes, 1. Januar 1871.

** L. de Lely de Blancmesnil, Mr. le Comte de Bismarck ou le droit de la Force, Brüssel 1871.

wo die Erörterungen sich zuspitzen, wo seine Zweifelsucht in der Enge steckt und wo schließlich in einer Art barbarischer Freude, wie ein zu lange rückgedämmter Strom, die närrische Prahlerei der Mächtigen und die Frechheit der Erfolgreichen ausbricht. . . . Wie er ist, so hat er sich dieses Mal gezeigt, und dieser Mensch verkörpert den Genius des ganzen hartlustigen, unversöhnbaren Preußen.'*

Gern zitiert man Heine als den größten Preußenfresser, Heine, der Preußen den ,Tartüff unter den Staaten' genannt hat, ein Wort, das zu bewahrheiten Bismarck unternommen hätte.**

Doch jetzt lese man, wie ein Geist von der Feinheit und Gesinnung eines Fustel de Coulanges Bismarck verurteilt, ohne in das Geschrei der blind Hassenden einzustimmen: ,Herr von Bismarck hat sich zum großen Manne machen wollen; möge er befriedigt sein: er darf glauben, daß sein Name nicht untergehen werde; er hat jedoch ebenso gewiß eine schwere Verantwortung auf sich genommen, als er sich mit dem Schicksale einer ganzen Nation belud und als er alles Leben und die ganze Seele dieser Nation sozusagen in die Hand nahm. Darüber schuldet er schreckliche Rechenschaft. Das Übel, das er uns zugefügt hat, soll ihm leicht verziehen werden; aber das, was er seinem eigenen Lande zugefügt hat, wird man ihm nicht so leicht verzeihen. Die deutsche Nation, die nach dem Krieg nicht mehr verlangte als wir, wollte, wie wir, wie ganz Europa, in Frieden leben, den Kreis der Wissenschaften erweitern, die liberalen Einrichtungen entwickeln. Wenn Deutschland später bemerkt, daß dieser Krieg es aus seinem Wege geworfen, seinen Fortschritt aufgehalten, zum Rückgange gezwungen habe, dann wird es den Urheber des Krieges mitsamt seiner rückständigen Politik verachten. Dann wird es Herrn von Bismarck verfluchen, wie wir Louvois verfluchen, und der Haß, der dann auf dem Andenken an den preußischen Minister lastet, wird nicht der Haß Frankreichs, sondern der Haß Deutschlands sein.'***

Das ist wieder der sozialistische Ton allgemeiner Menschlichkeit, gemischt mit der Ansicht, daß Bismarcks Werk als ein Werk der Hölle nur Unheil ausgestreut habe und Rache erwecken würde. Noch schärfer schreibt von diesem Gesichtspunkte Ch. de Mazade: ,Herr von Bismarck hat nichts anderes erreicht, wie die Unmöglichkeiten zu vervielfältigen, die Keime zu ewigem Hasse und zu ewiger Rache nach Vergeltung zu säen. . . . Davon übernimmt er möglicherweise leichten Sinnes die Verantwortung; doch wird er nicht der erste Eroberer sein, der, nachdem er die Gefälligkeiten des Glückes ausgeschöpft hat, an einem oder anderem Tage eine Rachegöttin in dem Übermaße seiner Ansprüche und seiner Gewalttätigkeiten finden wird.'†

---

* La Morale de la guerre de Prusse, Revue des deux mondes, 15. Dez. 1870.
** Ebenda.
*** Louvois et Bismarck, Revue des deux mondes, 1. Januar 1871.
† Chronique de la Revue des deux mondes, 1. November 1870.

So oder so soll Bismarcks Werk nicht dauern; so oder so soll sein Schöpfer auf Schwierigkeiten, auf Widerstände stoßen, die den Koloß zu Falle bringen werden, so stark, so mächtig er auch sein mag. Es ist nicht vergebens, das Gleichgewicht der Welt durch den siegreichen Krieg ins Wanken gebracht zu haben; es ist sogar gefährlich. Der kühne Erschütterer wird, muß eines Tages einsehen, daß es ein Verbrechen ist; es wird der Tag der Sühne sein. Einen falschen Schritt in seinem schwankend ungeheuren Unternehmen, und es wird um ihn geschehen sein; er wird in sein Verderben stürzen. Ach, stürzte er doch ... zerschmetterte er doch und mit sich seine Macht.... Das ist das Bild, das man sich am liebsten von Bismarck ausmalt. Und zwar in allen Kreisen, unter den Leuten des Gedankens sowohl wie unter denen des Gefühles; unter Arbeitern des Geistes sowohl wie unter denen der Hand. Als daher Draner eine rollende Erdkugel umriß, worauf ein Männchen mit riesigen Sporen, mit einem ungeheuren Kopfe unter gewaltigem Preußenhelme ängstlich um Gleichgewicht wippend tanzt, da hatte er ein Bildnis von Bismarck geschaffen, das das volkstümlichste von allen wäre, selbst wenn es schier ungekannt geblieben wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Haus Elderfing / Roman von Ilse von Stach

Sechzehntes Kapitel.

Noch war Sibylle Roderich geblieben. Es war ihr die Hoffnung geblieben, die Liebe dieses sehr geliebten Bruders möchte sich als unantastbar erweisen — als tiefer und geistiger verschlungen als die Liebe der Generation, die uns hervorgebracht hat und von uns fordert, daß wir ihrem Bilde gleich sein sollen ...

Auch sprach aus Roderichs Briefen, die seit Sibylles Konversion bei uns ankamen, eine unveränderte, oder vielmehr unverminderte Treue; eine gewisse Veränderung freilich bemerkte Sibylle, eine leichte Nuance zärtlicher Besorgtheit, die sonst nicht darin gewesen war — und die Sibylle als Mit-Trauer um den Vater und um die Heimat nahm.

Bis eines Tages Roderichs Ankunft Sibylle die wahre Deutung seiner Besorgnis ahnen und langsam und mit wachsendem Entsetzen begreifen ließ.

Über ein Jahr hatte sich Roderich von Elderfing ferngehalten. Die große, unabsehbare Heide, die seine neue Heimat geworden war, ließ ihn oft lange der alten Heimat vergessen, und ihres Stückchens Heide, Kyrith genannt, wo ihm zuerst die Liebe zu solch schwermütig feierlicher Landschaft aufgegangen war.

Da hatte ihn ein Brief seines Vaters mit plötzlicher Unruhe erfüllt.

Wie? — Wenn das eines Tages wie vom Erdboden verschlungen wäre — Haus Elderfing und die Gärten und der Busch — und die Kyrith? — Denn der Grund unserer Väter, der nicht länger unser Grund ist — wo sollen wir ihn suchen? Unwirklich und verlassen liegt er fern im Lande der Erinnerung — und wenn wir seine Schollen mit festen Füßen treten, so wandeln wir doch wie Träumende.

Nicht daß Herr von Wylich seinem Sohn von Schulden und Geldsorgen oder gar von der Möglichkeit, Haus Elderfing zu verkaufen, geschrieben hätte — diese Möglichkeit mochte wohl dunkel wie die Zukunft vor seiner Seele stehen — Worte gab es dafür nicht — nicht für ihn selbst, nicht für andere. Er hatte nur geschrieben: ‚Ich habe meinen Fuchs verkauft; da ich immer seltener reite und auch viel verreist bin, ist solch ein Gaul wirklich Luxus für mich geworden ...‘

Der ‚Fuchs‘ war ein Vollbluthengst edelster Rasse — Herrn von Wylichs Stolz und Freude. ‚Wenn er den verkauft, verkauft er bei der nächsten Gelegenheit Elderfing ...‘

So hatte es Roderich empfunden, und das fremde Gefühl des Heimwehs hatte ihm die kühle Denkungsart verwirrt, daß er einen Augenblick glauben konnte, er werde seinen Vater beraten, er, der Sohn und Erbe, werde helfen und aufhalten und das Schicksal wenden.

Und er war doch nur ein Künstler, und eher ein Fremdling auf Erden — kam in Elderfing an, und es war, wie es immer gewesen war, seit Herr von Wylich sich mit dem Malersohn abgefunden hatte — sie tranken und schwiegen zusammen, sie gingen auf die Ziegelei, besahen die Ringöfen, die Trockenschuppen — vielleicht sogar das Hauptbuch des neuen Inspektors, von dem Roderich noch weniger als sein Vater verstand.

‚Ärger, Ärger, nichts als Ärger hat man mit dem ganzen Ding,‘ sagte Herr von Wylich beim Zuklappen des Buches — dann ging er mit seinem Sohn hinüber zu den neuen Waldanpflanzungen und maß mit liebevollem Stolz das Wachstum der jungen Eichen.

So wenig es Herrn von Wylich gegeben war, seine Sorge um Elderfing einer menschlichen Seele mitzuteilen, so leicht floß ihm die Bitterkeit, die Menschen ihm bereitet hatten, über die Lippen. Und reichlich, überreichlich mag der Groll gegen Sibylle in jenen Tagen geflossen sein! —

Wenn ich Herrn von Wylich richtig kenne — Roderich sprach nicht von seinem Vater, als er bei uns war — aber wenn ich den Alten kenne, so hat er im losgelassenen Wetter auch den Blitz geschleudert: ‚und ich wünsche nicht, daß du sie besuchst, die ungeratene Tochter, die Krämerseele, die katholische Frau Aldenhoven . . .‘

Aber die Kraft des alten Landrats, der von fünfzehn Kindern dreizehn verfließ, ist in Herrn von Wylich doch schon ein wenig gebrochen. Auch antwortet Roderich nicht mit dem herausfordernden Trotz der Landratssöhne. Kühl und einfach und selbst sicher antwortet Roderich: ‚Nein, weißt du, Papa, Sibylle ist nun meine einzige Schwester, und die praktischen Motive bei ihrer Konversion, die sind ja natürlich ausgeschlossen. Laß sie doch nach ihrer Façon selig werden.‘

Und Herr von Wylich, der die Tochter verstoßen hat, dem die Heimat unter den Füßen wankt, streift den Sohn, der ihm geblieben ist, mit einem halben Blick, würgt die Drohung, die ihm aufsteigt, herunter: ‚entweder Sibylle oder ich —‘ und sagt ‚meinetwegen‘, und bitter und resigniert sagt seine Handbewegung: ‚Schwamm drüber!‘

Roderich also kam zu uns, und wir sahen mit unseren Augen, was wir aus seinen Briefen nur dunkel gefühlt hatten; eine Besorgnis um Sibylle, die seiner Liebe zu ihr nicht eigentümlich war, die etwas Seltsames, etwas Lauerndes an sich hatte.

Da traf ich ihn einmal in meiner Arbeitsstube, ganz versunken in das Bildnis Sibylles, als müsse er dies längst vollendete Werk jetzt erst in seinem tieferen Sinnen deuten.

Ich sah mit ihm zu dem Bilde auf und sagte warm: ‚Dafür werde ich dir ewig dankbar sein, Roderich.‘

Er schloß die Augen, und öffnete sie nur langsam und zögernd.

‚Ich habe diese Sibylle sehr geliebt, so weit ich zu lieben fähig bin — dies sehnsüchtig Hingebungsvolle ihres Wesens, etwas Unbeschreibliches, es braucht keine Worte, da ist das Bild . . .‘

Ich ahnte nicht, worauf er hinaus wollte.

‚Und hat sie dieses Unbeschreibliche, das du eher geliebt hast als ich, plötzlich eingebüßt?‘ fragte ich.

‚Ich sehe es plötzlich anders an,‘ antwortete Roderich, ‚in dieser ganzen Genialität der Liebe — steckte vielleicht unbesiegbar der Keim zu ihrem kranken Gemüt . . .‘

‚Du hältst Sibylle . . . für gemütskrank?‘ fragte ich ohne Verständnis, nur voller Staunen. Roderich lächelte verlegen.

‚Ich begreife sehr gut, daß sich in dir die Sache anders spiegelt, lieber Reinhold. Für dich ist das ja auch etwas ganz anderes — wenn zwei dasselbe tun, so i s t es eben nicht dasselbe. Sibylle! — die leidenschaftlicher protestierte als irgendeiner von uns — und wir Wylichs sind wirklich alle von Natur Protestanten — Sibylle wird katholisch! — Das ist gleichbedeutend mit einem völligen Bankrott ihrer geistigen Kräfte!‘ —

Roderich warf sich in meinen Schreibtischstuhl und stützte den Kopf in beide Hände.

I ch war erschüttert, aber Roderich war es auch. Aber konnte ich ihn trösten? Konnte ich ihm beweisen: Sibylles Gemüt ist nicht krank, es ist genesen? Ihre Genialität der Liebe hat endlich das große Ziel und Genügen gefunden?

Ich versuchte nicht, ihn zu belehren; ich bat ihn nur flehentlich, seine ungeheuerliche Anschauung von Sibylles Konversion vor ihr zu verbergen.

Das bat ich ihn, und das versprach er mir, gleich als brächen sich Gedanken und Gefühle nicht tausend heimliche Bahnen von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele, als spotteten sie nicht der Zunge, die da blöde und gehorsam schweigt. —

An einem prächtig schönen Tage machten wir zu dreien einen Spaziergang, weit in das westfälische Land hinaus.

Die Klarheit des Herbstes schwebte über den Wiesen, die Felder, die ihre Frucht hergegeben hatten, dufteten in köstlicher Frische, und eine sanfte Brise, die vom Meer über die große Ebene daherkam, trug kräftigen Höhenrauch in ihren Schwingen. Ich liebe den Höhenrauch. Wo ich ihn nicht mehr atmen könnte, hätte ich die Heimat hinter mir gelassen und den Geruch der Heimat.

Auch an jenem Tage belebte und beglückte mich Rauch und Ruch aus Luft und Scholle, daß ich Roderichs Gegenwart fast vergessen konnte, und die trüben Worte, die er gesprochen hatte, in meinen Ohren nicht nachklangen. Mit langen Schritten war ich ihm und Sibylle immer ein gutes Stück voraus und dankte zudem Gott, daß Sibylle arglos und ahnungslos geblieben war, denn ich hörte sie unterhaltsam plaudern, wie sie es nur in den heitersten Stunden vermochte.

Als sie am Abend mit einem Herzkrampf in meinen Armen lag, habe ich ermessen, welche qualvolle Anstrengung sie dies ‚Plaudern‘ gekostet haben mag, wie sie sich und mich und Roderich über die fürchterliche Erkenntnis hinwegtäuschen wollte, die ihr aus ahnungsvoller Empfindung in das grausam helle Licht des Bewußtseins aufgestiegen war: ‚mein einziger, leiblicher, geliebter Bruder hält mich für geisteskrank, um der Liebe Gottes willen, die mich ergriffen hat.‘

Diese Last und bittre Erkenntnis hatte Sibylle allein tragen wollen, bis Roderich uns verlassen hätte, aber die Anstrengung des Weges und das lebhafte Sprechen, mit dem sie den Schrei ihres Herzens übertönen wollte, hatte mit ihren körperlichen Kräften die seelischen zugleich erschöpft.

Während sie noch in meinen Armen lag, und Roderich dienstbereit eine kalte Kompresse herbeibrachte, schrie sie ihm und mir ihre Qual ins Gesicht: ‚Schütze mich, Reinhold, schütze mich vor diesem Menschen! — Papa ist ja barmherzig, der mich nur für schlecht hält, und mich nur verstößt — aber Roderich kommt — und bemüht sich, und pflegt meinen Wahnsinn — Reinhold, das ist mehr, als ich tragen kann . . .‘

Eine Träne, die Roderich in dieser Stunde weinte, soll ihm unvergessen sein. Er kniete bei Sibylle nieder, küßte ihre Hände, stammelte: ‚liebe, süße Sibylle —‘ aber er ging, und niemand weiß, ob er Abschied nahm von der Sibylle, die ihm teuer gewesen war, oder ob ein Schauer neuer Ahnung seine Seele überflutete.

* * *

Mehr denn je hatte ich mich seit Sibylles Konversion gewöhnt, nur die Klagen meiner Kranken mit soviel Ernst und Sammlung, als ich vermochte, anzuhören, das Ohr aber zu verschließen vor allem Gerede, das die Sippschaft des Patienten mir vielleicht gern zugetragen hätte. Es konnte also viel Neues in Stadt und Land geschehen, manches Schicksal sich vor den Augen der schaulustigen Menschheit vorbereiten, dessen plötzliche Erfüllung mich dann staunen machte wie die Unvernunft eines Naturereignisses.

Wer aber hätte Sibylle von Wechselfälschungen auf der Elderfinger Ziegelei, von eiligen Holzverkäufen erzählen mögen, und von eklem Gelichter, das Haus Elderfing umkreiste, um bei seinem Fall ein Beutestück zu erwischen — Sibylle, die still und glücklich zunahm an Weisheit und Gnade? —

Es war eine kalte Dezembernacht, als ich aus dem ersten Schlaf nach Bredenscheid gerufen wurde. Mein Kollege war verreist, und ein schwindsüchtiger Familienvater, der mit dem Tode rang, wartete, und hoffte wohl gar noch auf mich. Ich ließ meinen Kutscher bei Greve in Bredenscheid ausspannen, denn ich kannte den Patienten, und machte mich auf ein paar Stunden gefaßt.

Was ich erwartet hatte, fand ich vor, eine trostlose Mutter, schlafende Kinder und einen Sterbenden, der noch mit letztem Atem das Leben liebte . . .

Mitternacht war längst vorüber, als ich ihm die Augen zudrückte, und vergeblich nach einem geringen Trost für die verlassene Frau suchte. Ich versprach ihr, am nächsten Tage wieder zu kommen, versprach ihr Sibylles Besuch, dann ging ich, und die trüben Weggesellen des Arztes, die Gestorbenen, die er nicht retten konnte, begleiteten mich durch die stillen Straßen der Stadt.

Als ich auf den Marktplatz kam, sah ich bei Greve noch allerlei Licht hinter den Fenstern, und weil auch mein Kutscher schlief und nicht auf mich wartete, setzte ich mich in die Wirtsstube und bestellte mir einen Grog, um die Schauer, die mich aus Nacht und Tod und Kälte angeweht hatten, in meinen Gliedern ein wenig zu bannen.

Fräulein Karoline, die ältliche Wirtstochter und Chronik von Bredenscheid, brachte mir den Grog mit ihren spitzen Fingern, mit ihren immer gierigen, neugierigen Blicken.

‚Der Herr Doktor ist lange nicht bei uns gewesen,‘ bemerkte sie, im übrigen biß sie sich auf die Zunge, die ihr gern mit einem feisten Skandal durchgegangen wäre. Aber Fräulein Karoline wußte, daß

ich vorzog, meinen Grog ungemischt mit der Schande des lieben Nächsten zu trinken.

Sie machte sich noch dies und das in der Wirtsstube zu schaffen, sah verstohlen zu mir hinüber, hantierte hier und da, dann war sie verschwunden.

Sollte sie das kleine Schiebefenster, das sonst diskret unter einem roten Gardinchen verschlossen war, geöffnet haben? — Sie hatte den Teufel im Leibe, und das geöffnete Fensterchen ließ jedes Wort, das nebenan im Honoratiorenzimmer gesprochen wurde, in die Wirtsstube hinüberschlüpfen . . .

‚Ich bleibe sitzen, und wenn es bis früh um fünfe dauert,‘ hörte ich plötzlich eine mir wohl bekannte Stimme sagen.

Sie gehörte einem der angesehensten Bredenscheider Bürger, einem von Herrn von Wylichs ‚Getreuen‘. —

‚Ich auch,‘ antwortete eine zweite Stimme, deren Besitzer mir nicht gleich gegenwärtig war; aber ich erkannte ihn bald aus dem Inhalt des Gespräches als den Inspektor auf Schloß Laaken.

‚Ich auch, Herr . . .‘, sagte der Inspektor, und da er die Gewohnheit hatte, Namen und Titel in einem schnurrenden r untergehen zu lassen, will auch ich den ‚Getreuen‘ weder benennen noch betiteln . . . ‚Herr . . . r . . r . . was glauben Sie, wie mir zu Mute ist? Wenn wir das Geschäft nicht machen, bin ich morgen ohne Brot mit meiner Frau und fünf Kindern . . .‘

Der Getreue mochte wohl ungläubig mit dem Kopfe schütteln; denn der Inspektor fuhr, sich ereifernd fort, ‚in Ehre und Vertrauen, darin versteht der Graf keinen Spaß; dem wäre sein eigens Geld und Gut nicht mehr sicher bei mir, wenn er dächte . . . wenn er wüßte . . .

‚Aber lieber Freund,‘ sagte der Getreue, ‚Sie tun ja gerade, als ob wir dabei wären, einen Diebstahl zu begehen!‘

Melancholisch antwortete der Inspektor: ‚Wenn Herr von Wylich diese Nacht Elderfing verkauft, und weiß nicht ganz gewiß und genau, was er tut . . .‘

‚Ah, bah!‘ meinte der Getreue, ‚dem is nachher viel wohler, wenn er nicht genau gewußt hat, was er tat. Einmal muß es doch sein — und jetzt ist er so weit — jetzt ist er mürbe . . .‘

‚Daß er mürbe ist, Herr . . . r . . ., das will ich glauben; aber daß er einmal doch verkaufen müßte — müßte . . . Herr . . .‘

Fast hörte ich das Achselzucken, so gespannt nahm jeder Nerv, jeder Pulsschlag von mir an dem Gespräch im Honoratiorenzimmer teil.

Der Inspektor fuhr fort: ‚Wenn ich in Herrn von Wylichs Diensten stünde — heute noch wollte ich ihm den Karren aus dem Dreck fahren.‘

‚Gehen Sie hin, spielen Sie den Retter, und bieten Sie sich ihm an,‘ spottete der Getreue.

‚Wäre das Schlechteste nicht,‘ sagte melancholisch der Inspektor.

Dem Getreuen riß die Geduld . . .

‚Aber das schlechteste Geschäft wäre es . . . was wollen Sie! — Prozente sind Prozente — bares Geld und leichte Mühe . . .‘

‚Das verfluchte bare Geld — wenn mir das nicht so fehlte, jetzt, wo mein Anton auf die Gärtnerschule will . . .‘

‚Na natürlich, lieber Freund,‘ sagte der Getreue mit dem Schmalz ehrlichen Verständnisses; aber schon wehrte sich der Inspektor von neuem gegen diese geistige Verbrüderung — an der geschäftlichen hatte er wohl genug und übergenug.

‚Ich bin brotlos — ich bin ruiniert,‘ rief er, ‚wenn der Graf erfährt, wie die Sache zustande gekommen ist, und daß ich mit Gewinn daran beteiligt bin.‘

‚Dem Grafen kann das ja ganz egal sein,‘ sagte der Getreue; ‚er bekommt Elderfing, was ihm schon lange wie das letzte Viertel in seinem Kreise fehlte — und da er doch nicht selbst zu Herrn von Wylich hinüberfahren und mit ihm handeln kann, zahlt er seine Vermittlungsgebühren, wie das recht und billig ist . . .‘

‚Er zahlt sie seinem Agenten, — ja — aber nicht uns!‘

‚Das wäre noch schöner!‘

Der Getreue entrüstete sich geradezu.

‚So ein hergelaufener Agent sollte die ganze kapitale Summe einstecken — und wir? Und Schottländer und ich? — die wir seit Jahr und Tag auf diesen Augenblick warten —, die wir ihn, sozusagen, liebevoll vorbereitet haben? . . . Sie haben ja keine Ahnung, mein lieber Inspektor! Und darum hätten Sie ja von Gottes und Rechts wegen gar nicht dieselben Ansprüche wie wir — weder Sie, noch der hergelaufene Agent. Aber wir brauchten Sie — Sie sind in täglicher Fühlung mit dem Grafen — Sie kennen den Grafen wie Ihre Westentasche . . .‘

‚Ich kenne den Grafen, Herr . . . r . . .‘ sagte der Inspektor, ‚darum weiß ich, daß er lieber hundertmal auf Elderfing verzichten würde, wenn er wüßte, wenn er ahnte . . .‘

‚Er weiß nicht, und er ahnt nicht, und morgen früh gehört Elderfing ihm,‘ schnitt der Getreue dem Inspektor ungeduldig das Wort ab.

‚Aber Herr von Wylich wird morgen früh wissen — . . . wird sich besinnen . . .‘

‚Einmal muß es sein!‘ lachte der Getreue.

‚Aber er kann den Verkauf rückgängig machen, wenn er wirklich — diese Nacht — im Rausch — unterschrieben hat.‘

‚Mein lieber Inspektor,‘ sagte pathetisch der Getreue; ‚Sie kennen den Grafen — ich kenne Herrn von Wylich — ein Mann, ein Wort —‘

‚Ein im Rausch gegebenes Wort —?‘

‚Gilt! — Nicht vor dem gemeinen Menschenverstand — aber vor der Ehre!‘ —

Der Getreue warf sich in die Brust — er verstand sich auf Ehre und Manneswort.

Der Inspektor blieb bei seinen Skrupeln, der Getreue setzte seine prahlerische Sicherheit dagegen — indessen zog die Nacht mit allen Sternen ruhevoll ihre Bahn.

Ich aber saß wie in einer Betäubung hinter meinem Glase Grog. Kaum war ich fähig, den Tatbestand dessen, was ich gehört hatte, für mich selbst in nackte Worte zu fassen: Schottländer also und ein Agent des Grafen Schlichthorst sitzen in diesem Augenblick auf Elderfing, spielen und trinken mit Herrn von Wylich und unterbreiten ihm zu später Stunde die Verkaufsurkunde von Elderfing — Unwillkürlich sprang ich von meinem Stuhle auf — Konnte ich nicht noch eingreifen — Herrn von Wylich warnen, wenn ich augenblicklich nach Elderfing hinausführe? — Ich sah nach der Uhr. Es war halb vier — was hatte ich den Getreuen sagen hören? ‚Ich bleibe sitzen, und wenn es bis früh um fünfe dauert —‘

Schottländer und der Agent wurden also nach vollbrachter Tat in Greves Honoratiorenzimmer erwartet — spätestens um fünf —, es war halb vier — was auf Elderfing geschehen würde und mußte, war wohl zu dieser Stunde schon geschehen — —

Ein Grauen, ein Gefühl der Abwehr schüttelte mich — ich hätte planlos nach Elderfing fahren mögen, oder zu Sibylle fahren — nur um die Atmosphäre der Schmach und des Ekels hinter mir zu lassen, die aus dem Honoratiorenzimmer in die Wirtsstube eingedrungen war. Aber ich setzte mich, und beschloß auch zu warten — und wenn es bis fünf dauern würde.

Die Kirchturmuhr hatte eben vier geschlagen, da hörte ich Pferdegetrappel, das von der Elderfinger Chaussee her zu kommen schien. Die Honoratioren hörten es auch.

‚Herr . . . r . . .,‘ sagte der Inspektor und riß das Fenster auf, ‚sie kommen . . .‘

‚Nur immer ruhig Blut, lieber Inspektor,‘ antwortete der Getreue mit Würde.

Deutlicher drang der Schall des klirrenden Pflasters zu ihren Ohren und zu meinen. Als der Wagen vor Greve hielt, als ich Schottländers aufdringlich prahlerische Stimme im Gang hörte, stand mir das Herz still — Hans Joachim von Wylich — Sibylles Vater — mein Vater — in welches Menschen Hand hast du dich gegeben, dich und das Erbe deiner Väter — Roderichs Erbe und Sibylles Heimat . . .

‚Juten Murjen, Fräulein Karolinchen,‘ sagte Schottländer, ‚zur Belohnung, daß Sie auf uns jewartet haben, dürfen Se uns ne Flasche Sekt aus dem Keller holen — Henkell trocken, Fräulein Karolinchen — extra trocken . . .‘

Da wußte ich: Haus Elderfing ist verkauft.

Aber auch die Honoratioren wußten es. Huldvoll begrüßte Herrn von Wylichs Getreuer den Förster von Elderfing:

‚Zwei Flaschen Henkell trocken — Sie sollen leben, Schottländer!‘

‚Wat jlauben Se, meine Herrn, et war nich so leicht, wie Se denken!‘

Schottländer warf sich mit Getöse in einen Sessel.

‚De Herr Baron kann ’n Dropfen vertragen, bis der nich mehr weiß, was er tut. Aber Durst hat er jehabt, die Nacht, wie noch nie — und jetrunken hat er — als ob eine Nacht ausreichte, den janzen, jroßen Durst zu ersäufen . . .‘

‚Aber so erzählen Sie doch, Schottländer,‘ drängte der Getreue, ‚wie hat er das Angebot des Grafen überhaupt aufgenommen — hat er zugegriffen?‘

‚Zujegriffen?‘ Schottländer lachte. ‚Nee, meine Herren — der hat jetzt noch nich zujegriffen.‘

‚Hat er nicht unterschrieben?‘

Vor den Augen des Getreuen verflüchtigten sich die fetten Zahlen der Prozente.

‚Unterschrieben hat er,‘ prahlte Schottländer. — ‚Haus und Hof und Järten und Äcker und Busch und Bauernjehöfte hat er dem Grafen Schlichthorst verkauft — aber bis daß er seinen Rausch nich ausjeschlafen hat, weiß er nich, dat er verkauft hat. Dem träumt jetzt, er hätte dem Grafen nur dat Vorverkaufsrecht ver-

schrieben — nur, wenn er mal wirklich verkaufen wollte, soll der Graf Haus Elderfing haben ...'

,Schottländer — drei Flaschen Henkell trocken,' schrie der Getreue begeistert, und vergaß ganz seine Würde als Honoratiore von Bredenscheid.

Ich stürzte hinaus — traf noch auf dem Gang Fräulein Karoline mit der ersten Flasche extra trocken und weckte meinen Kutscher.

,Nach Hause!' rief ich ihm zu. Tausendfach schrie es in meiner Seele: nach Hause! Wohl mir, daß niemand mir nach Haus und Heimat trachtet —

Hans Joachim von Wylich — Vater, mein Vater — welches Menschen Herz soll morgen, wenn der Tag graut, deine Heimat sein? —

Sibylle stand am erleuchteten Fenster, als ich vor dem Doktorhaus vorfuhr.

,Was ist geschehen, Reinhold,' begrüßte sie mich; ,ich bin so in Unruhe, ich konnte nicht im Bett bleiben —'

,Ja, Sibylle, es sind schwere und schreckliche Dinge geschehen —'

Wir setzten uns auf den Bettrand; meine Hände hielten die ihren und ich erzählte ...

Schweigend hörte Sibylle mich an. Der Schmerz um ihren Vater grub sich tiefer und tiefer in ihr Gesicht ein.

Endlich sagte sie:

,Reinhold — ich bin überzeugt, daß er in diesem Augenblick die ganze Hölle der Ernüchterung durchlebt.' Ihre Augen blitzten. ,Als die Schurken davongefahren sind, Reinhold, ist ihm der Rausch verflogen — ich sehe ihn an seinem Schreibtisch sitzen — wie er die Urkunde liest — und begreift — und mit Entsetzen auf seine eigene Handschrift starrt ... Fahre hin, Reinhold! — Und wenn du ihm nicht helfen kannst, so bist du doch eine menschliche Seele, die um ihn Sorge und Liebe trägt —'

,Aber er zürnt uns,' zögerte ich.

,Mir zürnt er,' sagte Sibylle; ,dir wird er — in dieser Stunde — gewiß nicht die Türe weisen.'

Ich ging, den Kutscher zu wecken.

Da hörte mich Anna, die immer Sorgliche, und duldete nicht, daß ich ohne Kaffee nochmals in die Nacht hinausfuhr.

In meiner Arbeitsstube war es leidlich warm. So saßen denn Sibylle und ich noch ein Stündchen beisammen — Elderfings

Schicksal wie ein Gewicht auf unserem Haupte — die Trostlosigkeit der Ohnmacht in unserm Herzen . . .

Als ich meinen Kutscher vor dem Elderfinger Boskett halten ließ und ihn nach Hause schickte — ich wollte zu dieser Zeit und Gelegenheit nicht förmlich auf dem Hofe einfahren —, fing eben der Morgen an zu dämmern.

Schön sind die klaren Nächte des Winters, denn ihre Sterne funkeln in der Tiefe seines Dunkels mit doppeltem Strahlenglanz, aber seine Dämmerungen sind wie Schatten des Todes, sie verheißen keiner Sonne Glühen . . .

Schaudernd und fröstelnd durchschritt ich das Boskett und den Krautgarten; auf dem Rondell, wo der Rain beginnt, blieb ich stehen, bleiern lag der Morgen über Haus und Gärten; nur ein trüber Lichtschimmer, der aus Herrn von Wylichs Zimmer kam, schwamm auf dem Eise des Hausgrabens.

Zögernd ging ich weiter. Saß er wirklich, wie Sibylle gesagt hatte, am Schreibtisch, und las, und las wieder, und begriff, und starrte auf die Unterschrift seiner eigenen Hand —

Jetzt stand ich dem Fenster gegenüber, —

Jetzt sah ich ihn sitzen, —

Er schlief.

Da ergriff mich ein ungeheures Erbarmen. Wie eine Mutter den Schlaf ihres Kindes, so hätte ich dieses Mannes Schlaf behüten, sein Erwachen schützen mögen . . .

Ich eilte vorwärts. Kein Tor war verschlossen. Kein dienstbarer Geist kreuzte meinen Weg, unheimlich lagen Hof und Haus in den Banden einer schweren Nacht. Ich öffnete leise die Tür zu Herrn von Wylichs Zimmer und trat ein.

Da stand sie mit erschreckender Deutlichkeit vor mir, diese schwere Nacht, die hier zwischen entkorkten Flaschen und zerbrochenen Gläsern, zwischen Würfeln und Karten abgehalten worden war. Gleichgültig wie die Zeitung von gestern, lag inmitten der Karten die Verkaufsurkunde von Elderfing.

Und dann ging ich dem Schlafenden näher.

Wenn ich — zu Zeiten — Sibylles Seele in ihrer ganzen, unbewußten Schönheit anschauen wollte, betrachtete ich ihr geliebtes Antlitz im Schlafe. Der Schlaf löst alle Spannung, mit der Konvention oder Intellekt die ursprünglichen, die einfachsten Triebe der Seele in Fesseln schlagen. Unbekümmert um das, was der wache Mensch vorstellen will, steigt sie, wenn er schläft, aus ver-

borgenen Tiefen auf, und breitet ihr Bild auf dem wehrlosen Spiegel seines Gesichtes aus.

Es muß schrecklich sein, einen schlechten Menschen schlafend zu sehen . . .

Daß ich aber dich, Hans Joachim von Wylich, schauen durfte, während der Schlaf deines Lebens Stricke und Fallstricke gelöst hatte, vergesse ich nicht; denn ich habe deine Seele gesehen, wie sie aus Gottes Hand hervorgegangen ist, deine Seele, die eine tiefe Sehnsucht nach dem Gutsein ausdrückte, nach dem Reinsein, nach der Liebe, die über alle Vernunft ist, und eine Tragik, eine letzte, innerste Resignation, die keine Worte nennen. Wo waren die Verzerrungen des Ärgers, der Bitterkeiten, der Leidenschaften? Versunken und verschlungen in das Bild der Unschuld, das Gott in dir beschloß, dessen Vollendung und bewußte Heiligung er in dir erblickte . . .

So sah ich deine Seele, Hans Joachim von Wylich, und sehnte mich von Herzen, sehnte mich mit Gott nach der Erlösung dieser deiner Seele, die ich liebe . . .

Da wachtest du auf.

‚Verzeih, lieber Papa,' stotterte ich, nicht ohne Verlegenheit, ‚verzeih, daß ich hier so eingedrungen bin . . .'

Herrn von Wylich war die Situation noch keineswegs klar . . .

. . . ‚zumal du mir — leider — böse bist . . .', fuhr ich fort. Herr von Wylich versuchte, sich den Schlaf von den Schultern zu schütteln.

‚Was ist denn eigentlich los?' fragte er, halb ärgerlich, halb wißbegierig.

‚Ich kehrte diese Nacht nach einem Krankenbesuch bei Greve ein,' berichtete ich, ‚und hörte dort so beunruhigende Dinge über den Verkauf von Elderfing, über die Art, wie man dich dazu gedrängt hat, daß ich mir nicht versagen konnte, zu dir hinauszufahren . . . in der Hoffnung . . . der Verkauf sei vielleicht doch noch rückgängig zu machen . . .', fügte ich zögernd hinzu.

‚Niemand drängt mich, niemand *hat* mich gedrängt . . . mein lieber Reinhold . . .,' sagte Herr von Wylich in einem Ton, der mir meine unerbetene Beflissenheit verwies.

‚Wenn du es aber ganz genau wissen willst,' fuhr er gereizt, aber doch froh, sprechen zu können, fort, ‚es war da gestern Abend so ein Kerl bei mir, ein Agent vom Grafen Schlichthorst, der hatte gehört, daß ich mit dem Gedanken umgehe, Elderfing zu verkaufen . . .

das wirst du mir nachfühlen, wenn's mal sein muß, lieber dem Edelmann als dem Juden, und Schlichthorst hat ja so wie so die großen Hypotheken auf Elderfing ...' Herr von Wylich stand auf ... ‚Das Vorverkaufsrecht habe ich ihm zugesichert, ... wo ist der Wisch?'

Ich reichte ihm die Urkunde vom Spieltisch herüber, aber zugleich hielt ich sie noch fest mit meiner Hand, als dürfe ich sie ihm nicht unvorbereitet ausliefern —

‚Papa,' sagte ich, und da schwang kein Ton in meiner gepreßten Stimme mit — ‚Papa, du hast — diese Nacht — Elderfing — verkauft ...'

‚Unsinn,' fuhr er mich an, nahm mir die Urkunde aus der Hand und breitete sie auf seinem Schreibtisch aus.

Dann rückte er sich seinen Stuhl zurecht, setzte sich, und fing an zu lesen.

Mir stockte das Blut in den Adern ...

Halblaut las Herr von Wylich, mit der Ruhe des seiner selbst Gewissen; aber plötzlich, da quollen ihm die Augen aus ihren Höhlen, da sprang er auf, wie ein verwundeter Stier, da brüllte er: ‚Schurke ... Schurke ... Schurke ...'

Die Mauern von Elderfing dröhnten, der Fußboden schwankte unter den Tritten des Erwachten — leise klirrten die leeren Gläser auf dem Spieltisch ...

Durch das hohe Fenster zog langsam ein glanzloser Morgen in das Zimmer.

Ich trug die verblassende Lampe hinaus und bestellte bei der Wirtschafterin das Frühstück.

Dann kehrte ich zu Herrn von Wylich zurück.

Er saß an seinem Schreibtisch, die Verkaufsurkunde von Elderfing lag vor ihm ausgebreitet. Aber er las nicht, er saß mit gesenktem Nacken, und seine Augen hingen in dumpfer Qual an etwas Unsichtbarem.

Stand die alte Landrätin vor ihm? Sprach sie zu ihm? Sagte sie: ‚Weißt du nicht, daß der Fluch der Mutter die Häuser der Kinder und Kindeskinder niederreißt? Was hast du getan, daß sich mein Fluch gewandelt hätte in einen Strom von Segen? Hast du mit mir gerungen, Seele gegen Seele, Kraft gegen Kraft, Liebe gegen Haß?'

Sagte sie: ‚Glaubst du, Betrüger haben dich diese Nacht überlistet, und du wirst mit dem Buchstaben des Gesetzes ihre List zu-

schanden machen? Du Narr! — Heute hat sich dein Schicksal vollendet! —‘

Als ich versuchte, Herrn von Wylich zu einem schleunigen Protest gegen den Verkauf von Elderfing zu überreden, sah er mich an, hilflos und wissend, wie ein Gerichteter, der auf sich nimmt, was seine Richter verhängt haben.

‚Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben,‘ sagte er heiser.

Und dann hob er sich noch einmal von seinem Stuhle auf, die Hände ballten sich krampfhaft in der Luft und fielen schwer auf die Urkunde nieder — und sein Mund spie den letzten Aufschrei qualvoller Verachtung aus: ‚Schwamm drüber! —‘

◆ ◆ ◆

Würde nicht der Sturz von Elderfing, aus dessen Trümmern Leiden und Bitterkeiten wie Gras wuchsen, eine einzige Frucht, wie aus der Tiefe des heiligen Mutterschoßes heraus, gebären?

Die Frucht des Friedens! — Die süße Frucht der Versöhnung!

Täglich hoffte Sibylle und hoffte auch ich, Herr von Wylich würde nach ihr verlangen, es würde in dieser Zeit, da Gottes Hand schwer auf ihm lag, das Gefühl der Liebe und Gemeinschaft stärker in ihm sein als das der Verbitterung.

Aber wie nach einem Todesfall die Sorge um das Begräbnis, oder um den Nachlaß des Verstorbenen nicht selten den reinen Schmerz aus der Seele des Leidtragenden verdrängt, so mochte wohl Herr von Wylich in jenen Wochen ganz der Ordnung seiner Geschäfte leben, und dem Herzen schuldig bleiben, was ihm gebührt hätte.

Nur Tante Gunda kam — sie war zur Zeit des Verkaufs von Elderfing verreist gewesen, — und es war keine Fremdheit zwischen ihr und Sibylle. Sie hatten einander viel zu sagen, vom Leben der Seele in Gott, vom Leben Gottes in der Seele. Tante Gunda weinte Freudentränen über ihr gerettetes Kind.

Aber ein Wort der väterlichen Vergebung konnte sie uns nicht überbringen.

‚Sibyllchen,‘ gelobte sie uns beim Abschied, ‚so lange ich lebe, will ich um deinetwillen zu Gott bitten, und will vor deinem lieben Vater stehen, aber,‘ fügte sie lächelnd hinzu, ‚es wird weder mir noch dem himmlischen Vater so ganz leicht fallen, dem irdischen das Herz umzukehren.‘

Siebzehntes Kapitel.

Warum füllst du mich mit diesen Wonnen,
du, der alle Süßigkeit umschließt, —
warum gibst du, daß aus deinen Bronnen
reichlich mir des Lebens Wasser fließt?

Warum dürfen meiner Füße Sohlen
wie auf Flügeln schreiten ihre Bahn? —
Hast du Engeln über mir befohlen? —
Sieh, ich wandle auf besonntem Plan! —

Es sind dies Verse aus Sibylles letztem Gedichte, ausbrechende Seligkeiten sind es aus ihren letzten Erdentagen.

Heute erkenne ich in der Spanne Zeit, die Sibylle nach ihrer Rückkehr zu Gott noch zu leben hatte, wie in einem Spiegel Gottes Ziel und Sehnsucht.

Lieben heißt eins sein wollen: ‚dein Herz' warb für ihn der erste Strahl jedes neuen Tages, ‚deine Liebe' schmeichelte das sanfte Säuseln des Windes, brüllte in Nächten der Sturm, ‚deine Seele' schrie brünstig — inbrünstig eine Stimme in Sibylle, außer Sibylle, ‚deine geliebte Seele'.

Und Sibylle machte sich auf und liebte, liebte mit einer so verzehrenden, ausschließlichen Liebe den, der sie gesucht, und den sie gefunden hatte, daß sie je mehr und mehr wie eine Fremde unter uns wandelte.

Lieben heißt eins sein wollen, lieben heißt fraglos und selig sein Selbst verlassen, um aus dem Geliebten neu geboren zu werden; mit welch drangvoller Sehnsucht hatte Sibylle, als sie mich liebte, die ersten, zaghaften Schritte über die Grenzen ihres Selbst hinaus gewagt, aber ich, Gottes Geschöpf, umschloß mein eigenes Selbst mit Zufriedenheit wie mit einer Mauer, und verwirrte Sibylles Sehnsucht, verdunkelte ihr das Ziel, das geahnte und sehr selige.

Gott lieben aber heißt, durch jeden gläubigen Schritt ihm entgegen ‚wie auf Flügeln schreiten', Gott lieben heißt, die Knospe der Seele öffnen, bang nur ein Spältchen öffnen, und Glanz und Schimmer aus der überfließenden Fülle des Geliebten empfangen, empfangen, daß die Blütenblätter kaum den Segen zu halten vermögen, empfangen, daß sie sich immer williger, immer seliger erschließen müssen, ob sie gleich stürben in der verzehrenden Glut solcher Empfängnis.

O Sibylle! — Du Schoßkind Gottes! —

Sanfte Wege zeigte er dir, die du wandeln solltest. Sieh an den Aufstieg anderer Erdenkinder! Da geht Gottes Weg durch viel Arbeit und Mühsal, ein langes Leben lang, und der Tau des himmlischen Trostes rieselt spärlich, nur wo das Maß der Kräfte voll wird und übervoll, öffnen sich die Sinne, und es hebt ein Klingen an, wie der Ton einer innerlichen Glocke: ‚sei treu, sei treu — das Ende wird köstlich sein!‘

Aber dir, Sibylle, war der Anfang köstlich, köstlich der Fortgang, und das Ende nahe, dein Gottesweg, auf den er dich mit seinen Augen leitete, war dir mit Rosen bestreut, denn es war der Weg der Liebe.

Gottes Gabe war die Liebe, und Gottes Forderung war die Liebe, und das Siegel war der Tod.

Wie sich der Schmetterling — des nahen Frühlings gewiß — aus den Fesseln seiner Verpuppung loslöst, so löste Sibylle ihres Herzens Triebe aus dem Grund, in dem sie eingewurzelt waren, aus dem Doktorhaus von Laaken, aus sechs Kinderärmchen, die sie mit holder Kette umschlungen hielten, löste sich aus meinem dürren Herzen, das ihnen niemals lebenspendend das eigne Blut und Leben hingegeben hatte.

Ich aber, der ich Gottes Zeichen nicht auf Sibylles Stirn sah, der ich nicht erkannte, daß ihre Seele Eines hervorbringen sollte, und nur dieses: heilige Todesbereitschaft — empfand ihre Loslösung mit Staunen — mit Besorgnis — mit Schmerz — und — eines Tages, aus dem gesegneten Schmerz geboren: mit Sehnsucht! —

Wonach Sibylle geschmachtet hatte, jahrelang, was nicht auf der Brücke von Elderfing bei ihrem ersten Anblick über mich gekommen war, nicht damals im Kahn, als ihre Tränen flossen, nicht zur Zeit der Verlobung, nicht während der Ehe, das ergriff mich mit neuer, zwingender Bewegung: ich sehnte mich nach Sibylle . . .

Ich habe es in der menschlichen Natur immer ein wenig verachtet, dieses Aufkeimen der Liebe in der Stunde des Verlustes, dennoch widerfuhr mir solch Allzumenschliches.

Seit Sibylle Gottes Fährte gefunden hatte, und die neue Spur, die durch alles Dickicht des Lebens zur strahlenden Lichtung führen mußte, mit Leidenschaft verfolgte, ertappte ich mich immer häufiger bei liebevollem Verweilen in einer Vergangenheit, da Sibylle als verschämte Jägerin auf meiner Spur gepürscht war, und von meinem Herzblut die Stillung ihrer großen Passion erwartet hatte.

War es nicht süß und wonnevoll gewesen, ihre suchenden Blicke auf dem Gesicht zu spüren, und heimlich zu wissen: wenn ich mich schenke, wenn ich mich öffne, stehen diese leidvollen, verschleierten Augen wie Sterne über mir, zu überschwänglichem Glanz verklärt?

Ach, es war mir nicht süß gewesen, nicht wonnevoll, ich hatte es als beunruhigend, vielleicht — war es möglich? — als lästig empfunden! — Ich elender Tor! —

O Sibylle, Sibylle, suche mich einmal noch, so will ich mich finden lassen, oder ich will dich suchen, und um dich dienen, wie du gedient hast . . .

Und Tage und Nächte kamen und trugen mir die Schauer nie gekannter Hoffnung und Bangnis in ihrem Schoß.

Wenn ich morgens erwachte, war Sibylles Name wie ein Wunsch auf meinen Lippen, Sibylles Name am Abend wie ein Gebet . . . aber es war nicht ein Gebet um die verklärte Hochzeit der Seelen, da ich Sibylle hätte folgen mögen in die Sphäre hoher Geistigkeit, die ihr von der Stirn leuchtete, es war ein Gebet um das irdische Glück, mit dem ich jahrelang unter einem Dach gewohnt hatte — und hatte es nicht erkannt, und hatte es nicht ergriffen. . .

Jetzt aber stand es vor mir und lockte und verhieß Seligkeiten, indem es zu entschweben schien.

War mir ein Schleier vor den Augen zerrissen, daß ich Sibylle plötzlich von jenem Zauber umflossen sah, der dem Ich die Hingabe an das Du in lieblichen Farben malt, oder hatte sich vielmehr Sibylle mir verhüllt — hatte sie sich in einen Schleier eingehüllt, nach dessen Geheimnis ich die Hände ausstrecken mußte?

Wie ein Jüngling warb ich um ihre Liebe. Ich spähte nach tausend Gelegenheiten, ihr eine Blume, ein Buch, ein Bild zu spenden — und Sibylle freute sich meiner Liebe mit sanfter Freude — und ahnte nicht, daß es nicht länger Blumen der Caritas waren, die ich ihr darbrachte, sondern Amors Blumen, aus verwandeltem Herzen aufgebrochen! —

Trat Sibylle ins Zimmer, so lagen wohl jetzt meine suchenden Blicke auf ihrem Gesicht, o wären sie ihr wenigstens eine Last gewesen! — Aber Sibylle spürte nicht einmal den schweren Inhalt dieser Blicke, nicht ihre Liebe, nicht ihr Leid, so versunken war ihre Seele in Gottes Liebe, die ihr süßer war als Mannesliebe, denn sie erfüllt, was diese verheißt, sie befreit die Seele aus der Gefangenschaft des Leibes: erlöst und beseligt tritt sie hervor und atmet Freiheit, goldene Freiheit.

Gottesliebe — das ist die Vollendung, ist das Absolute, nach dem Sibylle je und je verlangt hatte, und hatte mit klopfendem Herzen vor der Kunst, vor der Mutterschaft — vor der Liebe gestanden, und hatte gefragt: bist du es?' — — —

Nein, nein, Sibylle, ich war es nicht, nie war ich der, der dir hätte geben können, was dein Herz wünschte, er, der dich schuf zu seiner Lust und Ehre, er allein konnte alle Unrast von dir nehmen und dich sättigen, daß dich nimmer mehr hungerte.

Und ich wollte auch nicht rechten mit dem großen Rivalen, der den Sieg über mich davongetragen und Sibylle so königlich beschenkt hatte, nur meines Herzens Gabe, sei sie groß oder klein — wollte ich auch geben dürfen, denn irdische Liebe ist nicht ein Raub an Gottesliebe.

Daß ich dies erkannte, bewahrte mich vor Bitterkeit gegen Sibylles entrücktes, mir abgewandtes, Gott zugewandtes Wesen, es hatte in meinem eigenen Herzen das hohe Lied der Liebe angefangen zu tönen: ‚Sie erbittert sich nicht — sie sucht nicht das Ihre . . .'

Aber ich litt um Sibylle.

Und dieses Leiden wuchs in mir bis zu der unbegreiflichen Stunde eines blauen Sommertages, in der Sibylle ihre Augen auftat und mich leiden sah.

Ich saß in meiner Arbeitsstube. Soll ich mich schämen, einzugestehen, daß meine Empfindung mich übermannt hatte, daß meine Augen mit Tränen an Sibylles Bildnis hingen!

Da kam sie herein und sah mich an und errötete in großer Verwirrung und sagte: ‚Reinhold — du leidest . . .'

Und weil ich schwer atmete und nicht sprechen konnte, ergriff sie mich bei der Hand, drang in mich und fragte: ‚Warum, Reinhold?'

Da umfaßte ich ihre Knie und stammelte und schwur: ‚Weil ich dich liebe, Sibylle . . .'

Meine Kehle war mir wie zugeschnürt, ich brachte kein weiteres Wort heraus, aber es war — während Sibylles zarte Gestalt schwankte — als sammle sie alle Kräfte ihrer geheiligten Seele, und durchdränge mit visionärem Schauen die Geheimnisse tiefster Erdenliebe, die in Gott geläutert ist.

Wie zum Segen oder zur Prophetie hob sie beide Hände in die Höhe.

Ich sprang auf.

Noch für die Dauer eines Atemzuges hielt sie ihr bebendes Gesicht der übersinnlichen Sphäre zugekehrt, dann lächelte sie, dann

strömte ihr letzter, unbeschreiblicher Blick wie lauteres Licht in meine Augen, dann goß sie ihre Seele und die Liebe ihrer Seele in mein Herz, das ich ihr wie einen offenen Kelch entgegenhielt.

‚Reinhold . . . Reinhold . . . Reinhold . . .‘

Stammelnd und jauchzend und schluchzend quoll wie drei Blutstropfen mein Name von ihren Lippen.

Ihre zarte Leiblichkeit bebte bis in die äußersten Pulse. Da umfing ich sie als ein seliger Mann mit meinen Armen. Wie ihr Herz nach Kampf und Not und Gebet stille geworden war in Gott, so sollte es dies eine, dies einzigemal stille werden in mir.

Sibylle, meine geliebte, süße Sibylle.

Mir selbst klopfte vor großem, großem Glück das Herz immer stürmischer, je deutlicher ich spürte, daß Sibylle ruhig wurde in meinen Armen — ganz ruhig.

Noch ein Aufschluchzen — noch ein Zucken — stille, Geliebte — ganz stille —.

Wir sind eins geworden — uns kann auch der Tod nicht mehr scheiden.

Noch ein leises Seufzen — dann kam die große Stille über sie, es kam eine so feierliche Stille über uns beide, daß ich in tiefster Seele wußte: Wir stehen vor Gott, das Tor der Ewigkeit hat sich vor uns aufgetan.

Und so vollkommen war die hohe Feierlichkeit meiner Seele, daß sie auch nicht von mir wich, als ich auf Sibylle niedersah, und erkannte, daß sie das Tor schon durchschritten hatte, dessen dunkler Eingang mit Schrecken erfüllt.

Schmerz und Qual und Zerrissenheit des Herzens blieb einer späteren Stunde — und dem Rest meines Lebens vorbehalten.

In jenem Augenblick hub ich still und ehrfürchtig, wie ein Priester, der Gott das höchste Opfer darbietet, Sibylle auf; dann holte ich aus meinem Schreibtisch die Kerze hervor, die mir als Kind zur heiligen Kommunion geleuchtet hatte, und die jetzt Sibylles Sterbekerze werden sollte, steckte sie auf einen Leuchter und zündete sie an . . .

Und kniete nieder.

Mir war, als müsse ich Sibylles Seele bei ihrem Einzug ein feierliches Geleite geben, darum betete ich, wie ich den Priester am Sterbelager meiner Kranken hatte beten hören:

‚Ziehe hin, christliche Seele, aus dieser Welt, im Namen Gottes, des allmächtigen Vaters, der dich erschaffen hat, im Namen Jesu

Christi, der für dich gelitten hat, im Namen des Heiligen Geistes, der über dich ausgegossen ist. Deiner scheidenden Seele ziehe entgegen die strahlende Schar der Engel; die Versammlung der richtenden Apostel finde sich ein, das siegreiche Heer der Märtyrer komme dir entgegen, der Chor aller Heiligen und Seligen nehme dich auf . . .

Mögest du deinen Erlöser von Angesicht zu Angesicht schauen, heute noch sei deine Wohnung im heiligen Sion . . .'

Wie ein Hauch aus dem heiligen Sion schwebte ein Lächeln über dem Antlitz der Toten. Hatte sie die große Schar gesehen, die niemand zählen kann, aus allen Völkern und Stämmen, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen, hatte sie das Hosanna der Heiligen gehört und den Ruf ihrer Stimme: ‚Heil unserem Gott, der auf dem Throne sitzt und dem Lamme —'

Ziehe hin, christliche Seele, ziehe hin, und schaue von Angesicht zu Angesicht, . . . und lächle . . .

• • •

Über ein Jahr ist vergangen, seit ich anfing, diese Blätter zu schreiben.

Draußen weht ein schwermütiger Spätsommertag über den Wiesen und über den Gärten, über Menschenäcker, die Saat und Ernte empfangen, gebären und wieder empfangen, über Gottesacker, der, indeß die Jahre wechseln, seine heilige Saat unter Gras und Blumen, unter Schnee und Öde behütet.

Ich habe nun von Sibylles Leben und Tod erzählt.

Heute morgen, als ich sie noch einmal sterbend im Arm hielt, noch einmal ihre geliebte Seele vor Gottes Thron geleitete, zog es mich mächtig hin zu ihrem schweigsamen Grabe. Mir war, als müßte ich ihr danken, Gott danken für Sibylles Leben und Sterben.

Die Astern blühten auf Sibylles Grab. Kränze, die die Kinder am letzt vergangenen Todestag gewunden hatten, welkten zu Füßen des Kreuzes. Mechanisch las ich die Inschrift: Geboren auf Elderfing — gestorben zu Laaken.

Ja, geboren auf Elderfing . . .

Ich nahm Abschied von meinem Grabe, schlug den Wiesenweg ein, der Aa entlang, und ging nach Elderfing.

Dem verödeten Hause nahte ich mich nicht, welche lebende Seele, die teilgehabt hätte an Sibylles Kindheit, konnte ich grüßen auf Elderfing?

Aber tief im Walde, wo die dunkle Tannenallee zum Erbbegräbnis der Wylichs führt, ruht der mütterliche Schoß, der mir mein Kleinod getragen hat. Der Weg dahin ist von Gras bewachsen; Brombeerhecken ranken sich um den Erdhügel, der das steinerne Gewölbe mit vorzeitlicher Größe und Schlichtheit überdeckt, daß es einem Hünengrabe gleichsieht.

Nur ein wettergrünes Sandsteinkreuz kündet, daß hier Christen den Schlaf des Friedens schlafen, der zornige Landrat, der seine Kinder verstieß, die Mutter dieser Verstoßenen, die ihre Hand zum Fluche aufhob — und Elisabeth von Wylich, geborene von Tenknagel. Unter ihren Namen hat sie in den Stein meißeln lassen: ‚Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du Herr weißt, daß ich sicher wohne.‘

Seltsam sicher wohnst du in deinem Waldhügel, Mutter Elisabeth. Nicht dein Gatte, nicht dein Sohn wacht über dem Wylichschen Heiligtum; aber der treue Wald hat dir einen Wächter sonderlicher Art gesetzt. Dort wächst eine Tanne, ihre Wurzeln scheinen aus dem Gewölbe selbst hervorzubrechen, ihr Stamm hebt sich hart vor dem verriegelten Eingang bis über die Höhe des Kreuzes, ihre dunklen Zweige breiten sich schützend vor der Grabespforte aus; wohne du sicher, Mutter Elisabeth, in Gottes und des Elderfinger Waldes heiligem Schutz.

Ich brach eine Handvoll blühender Heide und befestigte sie im Geäst der Tanne — dann ging ich heimwärts.

Und nun schließe ich diese Aufzeichnungen und lege sie in eure Hände, meine Söhne — Söhne Sibylles.

Du aber, Hans Joachim von Wylich, zürne mir nicht, wenn ich Sibylles Erbteil an Elderfing wie einen Raub für Kinder und Kindeskinder an mich gerissen habe. Sieh, ihnen wächst kein Korn auf Elderfinger Acker, ihnen blüht keine Rose im Garten ihrer Väter, aber ihr geistiges Erbteil an Elderfing habe ich nach Sibylles Tode — und erfüllt von Liebe und Ehrfurcht — ergriffen.

So verwalte ich denn dies Erbteil, daß es in Kindern und Kindeskindern unverloren bleibe.

— Ende. —

England und Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts / Von Hermann v. Grauert

In der neueren Geschichte seit dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 muß, wie bereits der politische Mitarbeiter der ‚Preußischen Jahrbücher' (nicht Hans Delbrück) im I. Quartal 1895 Bd. 79 S. 352 ff. jener Zeitschrift in einer zusammenfassenden Übersicht zutreffend hervorgehoben hat, dem Jahre 1894 eine ungewöhnliche Bedeutung zuerkannt werden.* Es ist das Jahr, in welchem während des Frühlings die im Hochsommer 1891 (am 22. August) abgeschlossene politische Entente zwischen Rußland und Frankreich zu einem förmlichen Bündnis ausgebaut wurde.**

Dem Dreibund stand fortan ein schriftlich fixierter Zweibund gegenüber. Der Zar Alexander III. war freilich nicht geneigt, sich in den Dienst der französischen Revanchepolitik zu stellen, um den Franzosen russische Hilfe zu bieten bei einem eventuellen Versuche, Elsaß-Lothringen zurückzuerobern. Aber in dem Gegenüberstehen der beiden kontinentalen Bündnissysteme lagen Spannungen und Gefahren für den europäischen Frieden verborgen.

Zu einem Teile wurde ihnen die Spitze abgebrochen durch den Abschluß des Deutsch-Russischen Handelsvertrages, welcher am 9. Februar 1894 in St. Petersburg unterzeichnet worden, und den der Reichskanzler Graf von Caprivi in der Reichstagssitzung vom 27. Februar 1894 mit Recht rühmen konnte als ein Werk von ungewöhnlicher Tragweite, das dazu bestimmt sei, die Spannung zwischen den Nationen zu mindern und die Friedenszuversicht in Europa zu mehren.

Papst Leo XIII. rief in seinem Apostolischen Sendschreiben ‚Praeclara gratulationis publicae testimonia' am 20. Juni 1894 alle Fürsten und Völker der Erde auf, mitzuhelfen bei der Verwirklichung der Einheit des Glaubens unter der Leitung des Römischen Papstes. Wie der göttliche Heiland so flehte der Papst in heißem Gebete zum ewigen Vater: ‚Ich bitte, ... daß alle eins seien.' Die Annäherung der Nationen untereinander schien ihm vor allem wünschenswert zu sein, um unheilvolle Kriege abzuwenden.***

---

* Für die nachfolgenden Darlegungen ist selbstverständlich auch das Werk des Grafen Ernst zu Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913, überall zu vergleichen, das im Frühjahr 1914 bei S. Mittler in Berlin erschienen und bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Im Frühjahr 1915 ließ Graf Reventlow diesem Buche ein anderes: ‚Der Vampir des Festlandes' folgen.

** Pierre Albin, L'Allemagne et la France en Europe 1885—1894, Paris 1913 p. 326—385. — Erich Marcks, Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart. Stuttgart 1910 S. 24 f.

*** Mit vollem Recht konnte Georges Goyau an dieses päpstliche Sendschreiben von 1894 im Rahmen der geistvollen Essays erinnern, die er unter

Am 24. Juni 1894 wurde der Präsident der französischen Republik, Sadi Carnot, in Lyon meuchlings ermordet, und wenige Tage danach Casimir-Périer zu seinem Nachfolger erwählt. — Noch bedeutsamer war der Thronwechsel, welcher in Rußland eintrat: am 1. November 1894 starb der Zar Alexander III., und es folgte ihm sein Sohn als Kaiser Nikolaus II. in der Herrschaft nach.

Am Todestage des Zaren wurde der französische Artilleriehauptmann Alfred Dreyfus in Paris verhaftet, und im Dezember 1894 wegen angeblichen Verrates militärischer Geheimnisse an fremdländische Militärbevollmächtigte zur Degradation und lebenslänglichen Deportation verurteilt.

In Großbritannien zog sich der ‚alte große Mann‘ W. E. Gladstone Anfang März 1894 von der Leitung der Staatsgeschäfte zurück, und die Königin Viktoria ernannte den Earl Rosebery zum Premierminister, nachdem der letztere im liberalen Kabinett Gladstone seit 1892 bereits das Staatssekretariat für die auswärtigen Angelegenheiten geleitet hatte.

Im Deutschen Reich aber erhielt der zweite Reichskanzler, General Graf von Caprivi, am 26. Oktober 1894 seinen Abschied, und der Kaiser gab ihm den hochbetagten Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst zum Nachfolger.

In Ostasien endlich entbrannte nicht zuletzt um Korea im August 1894 ein Krieg zwischen Japan und China, der bis zum Frieden von Schimonoseki (am 17. April 1895) auch die europäischen Großmächte in Spannung hielt und spaltete.

Inmitten so tiefgreifender großer Ereignisse sind in England nacheinander und nebeneinander die beiden großen politischen Kombinationen der auswärtigen Politik schärfer hervorgetreten, welche die wachsende Aufmerk-

---

dem Titel ‚La Conférence de la Haye et le Saint Siège‘ zuerst in der ‚Revue des deux mondes‘ und dann in seinem Buche Lendemains d'unité, Paris 1900, Perrin & Co. veröffentlicht hat. Da zu der ersten durch den Minister Grafen Michael Murawiew im Auftrage des Zaren Nikolaus II. angeregten Haager Friedenskonferenz (im Mai 1899) Papst Leo XIII. nicht eingeladen war, obwohl die universale Friedensmission des päpstlichen Stuhles ihn zur Mitarbeit besonders berufen erscheinen ließ, so richtete der bekannte englische Friedensfreund William Thomas Stead unter dem 8. Mai 1899 an Kardinal Rampolla ein Schreiben, in welchem er ausführte, die Abwesenheit eines Vertreters des Heiligen Stuhles auf der Haager Konferenz sei eine große Enttäuschung gewesen. Der Kardinalstaatssekretär habe aber dafür den Trost, daß die Weigerung (italienischerseits), den päpstlichen Delegierten zuzulassen, wenigstens in der Auffassung eines Protestanten, ein solides Argument habe entstehen lassen zugunsten der Idee, dem Papste eine territoriale Souveränität zu verleihen, welche ihm einen Rechtsanspruch auf Vertretung bei einer internationalen Konferenz gewähren würde. Stead war der Meinung, daß diese territoriale Souveränität im Interesse des Papsttums selber auf ein unerläßliches Minimum beschränkt werden müßte, das ausreichend sei, dem Papste den Rang eines territorialen Souveräns zu sichern. Vgl. Goyau, Lendemains d'unité S. 63 ff. und 99 ff.

samkeit der öffentlichen Meinung des Inselreiches wie auch der englischen Regierung auf sich gelenkt haben und nach der Meinung ihrer Urheber der jahrelang bestehenden politischen Isoliertheit Großbritanniens ein Ende bereiten sollten.

Wie dem Japanisch-Chinesischen Kriege von 1894/95 im Hinblick auf die gegenwärtige Lage Ostasiens eine besondere Aktualität zukommt — was Japan damals begonnen, scheint jetzt sich zu vollenden —, so dürfen wir auch den beiden eben erwähnten politischen Kombinationen bezüglich der Stellungnahme Englands im gegenwärtigen Weltkriege eine hervorragende Bedeutung zuerkennen, auf welche in der überreichen Kriegsliteratur der Gegenwart noch nicht hingewiesen wurde.

Vom Japanisch-Chinesischen Kriege sagte Lord Rosebery zur Zeit, als er englischer Premierminister war, auf dem Jahresbankett der Messerschmiedgilde in Sheffield am 25. Oktober 1894, er könne nicht mit Gleichmut zuschauen, wenn etwa die Zentralregierung Chinas von einem mutig und erfolgreich vorgehenden Gegner plötzlich gestürzt würde. Ein China ohne Haupt, ohne eine Regierung würde ein Chaos, so schrecklich und verderblich, wie es die Welt noch nie gesehen habe.*

Die beiden politischen Kombinationen aber, welche im Jahre 1894 für die weltpolitische Stellungnahme Englands öffentlich erörtert worden sind, verdienen bei der Abwägung von Recht und Unrecht in der Vorbereitung des gegenwärtig fortdauernden Weltkrieges unsere sorgsamste Einschätzung. Wir bitten dabei, die Werturteile von Recht und Unrecht nicht ausschließlich im moralischen, sondern zugleich auch im historisch-politischen Sinne verstehen zu wollen. Selbstverständlich ist es auch nicht unsere Meinung, die deutsche Politik und die öffentliche Meinung Deutschlands von jedem Fehlgreifen freizusprechen.

Ich beginne mit einer Analyse einer hochinteressanten politischen Betrachtung, welche die angesehene liberale Halbmonatsschrift ‚The Fortnightly Review‘, das englische Gegenstück der französischen ‚Revue des deux mondes‘, zu Anfang des Jahres 1894 veröffentlichte, um die Lage des Dreibundes und die Stellungnahme Englands einer scharfen Prüfung zu unterziehen. Als Verfasser des Aufsatzes zeichnete E. B. Lanin und als Überschrift wählte er: ‚Die Tripelallianz in Gefahr, Eine Warnung an England‘.

Unumwunden betont Lanin, der Verfasser des bekannten zweibändigen Werkes ‚Russische Zustände‘,** den Wert, welchen der Dreibund für das politisch isolierte England bis dahin gehabt habe. Tatsächlich hatten

---

* Münchener ‚Allgem. Zeitung‘ Nr. 300 vom 30. Oktober 1894, S. 3, Histor.-polit. Bl., Bd. 116, 1895, S. 66 f., ‚Zeitläufe‘ von Dr. Edmund Jörg.

** In deutscher Übersetzung von Rudolf Dielitz bei L. Ehlermann in Dresden 1892/93 erschienen. Die Kapitel des ersten Bandes waren 1890/91 in der Fortnightly Review zuvor veröffentlicht worden.

England und der Dreibund seit dem Bestehen des letzteren, also seit 1882, sich mannigfach ergänzt und gegenseitig gestützt. England stand als größte Seemacht neben dem Dreibund als der größten Landmacht. England leistete insbesondere Italien mit Hilfe seiner gebietenden Flotte im Mittelmeere wirksame Hilfe, bot ihm eine Rückendeckung, vornehmlich gegen Frankreich und Rußland. Und auch Österreich-Ungarn wie das Deutsche Reich hatten mehrfach Gelegenheit, unter Bismarck wie namentlich unter dem zweiten Reichskanzler von Caprivi sich der Unterstützung Englands zu erfreuen. Umgekehrt durfte England in der gewaltigen Landmacht des Dreibundes eine willkommene Stütze und Förderung seiner Politik erblicken.

Bei den fortdauernden Interessengegensätzen, welche zwischen England auf der einen, Frankreich und Rußland auf der anderen Seite vornehmlich im östlichen Mittelmeere, in Afrika und Asien bestanden, konnte England nichts Besseres wünschen als das Bestehen des starken mitteleuropäischen Dreibundes, der seinerseits den Flügelstaaten des Kontinentes, Frankreich und Rußland, in einer gewissen Spannung gegenüberstand. Auch J. B. Lanin meinte um die Wende der Jahre 1893/94 in dem Gegensatze der beiden kontinentalen Bündnissysteme eine Garantie des europäischen Friedens und eine Erleichterung der Militärlasten Großbritanniens erblicken zu dürfen. Dadurch sei es England ermöglicht worden, sich den Luxus der Isoliertheit in der Welt zu gestatten. Um die Wende der Jahre 1893/94 schien aber das Verhältnis der beiden kontinental-europäischen Bündnissysteme sich merkbar verschoben zu haben.

Die politische Hegemonie in Europa sei, so meinte Lanin, endgültig vom Dreibund auf den Zweibund (Frankreich-Rußland) übergegangen. Eine nähere Betrachtung der finanziellen Kräfte und sonstigen Machtverhältnisse der einzelnen Dreibundstaaten schien das zu erhärten. Auch auf den Wegen Deutschlands glaubte Lanin gewaltige Schwierigkeiten sich auftürmen zu sehen. Die finanziellen Anforderungen der damaligen neuen Heeresverstärkung schienen ihm zur Verarmung des Volkes führen zu müssen. Die Finanzen des Deutschen Reiches seien ungesund und bedürften einer gründlichen Reorganisation. Graf Caprivi sei vom Zentrum abhängig, dieses aber werde von dem Frankreich freundlichen Papste geleitet.

Die eben erwähnte Verschiebung der Machtverhältnisse in Europa sei für das isolierte England von höchster Bedeutung.

Die Mitglieder des Dreibundes beargwöhnten sich gegenseitig ohne Grund und seien geneigt, den Verbündeten von heute dem russischen Wolf als Beute zu überlassen. Vor allem aber seien sie bereit, die englischen Interessen der Begehrlichkeit Frankreichs und Rußlands zu opfern. In Österreich z. B. verabscheue die ganze klerikale und feudale Partei England ebenso sehr wie der Teufel das Weihwasser. In Frankreich und Rußland regten sich bei alledem die stärksten Antriebe, die Anerbietungen des Dreibundes mit einer Miene von Dankbarkeit anzunehmen. So habe auch Fürst Bismarck als Reichskanzler einen stark antienglischen Zug in seiner Politik

hervortreten lassen, und auch jetzt empfehle er ihn als Journalist eifrig. In der Tat könne ein deutscher oder österreichischer Staatsmann, welcher alle Hoffnung aufgegeben habe, England in die Tripelallianz hineinzulocken, im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens kein weiseres und kein mehr patriotisches Verhalten ausfindig machen als die Preisgabe Englands, das sich stolz auf sich selbst zurückziehe. Nach den ‚Grenzboten' habe der Dreibund kein Interesse daran, Frankreich in den Weg zu treten, wenn es mit Hilfe Rußlands seine Stellung im Mittelmeere zu verstärken suche. Auch die schwersten politischen Schläge, so sagten die ‚Grenzboten', welche England treffen würden, könnten den Dreibund nicht bestimmen, einen einzigen Mann oder ein einziges Schiff in Bewegung zu setzen, um einer Nation beizustehen, auf welche man sich nicht verlassen könne.

Die endgültige Annahme einer solchen Politik würde aber der Bildung einer zeitweiligen Europäischen Koalition gegen Großbritannien gleichkommen. Für England wäre es freilich eine furchtbare Gefährdung, inmitten der starken elektrischen Spannung, die über Europa lagere, gleichsam als Blitzableiter aufgerichtet zu werden. Lanin will von hoher Seite in seinen Befürchtungen bestärkt worden sein. Deshalb empfiehlt er auch als einzige Rettung die entschiedene Anlehnung Englands an den Dreibund. Ein formloses Versprechen des Eingreifens im Kriegsfall nach der Art eines Deus ex machina sei nicht genügend. Eine wirkliche Allianz sei erforderlich. Nun sei Rußland für Großbritannien ein furchtbarer Feind. Der Landhunger Rußlands sei unersättlich. Das letzte Ziel seines unaufhaltsamen Vormarsches in Zentralasien sei die ultima Thule, Indien. Diese Gefahr habe das Indian-Government ständig vor Augen, und auch jene russophilen Radikalen in England blickten auf sie mit fatalistischer Resignation, deren Einfluß auf die auswärtige Politik Großbritanniens entweder viel zu klein sei oder viel zu groß. So sehr die Russen sich auch erfreuten an dem antizipierten Genuß der türkischen Erbschaft, so seien sie doch unendlich mehr an Indien interessiert, welches über alles ihr gelobtes Land geworden sei. Die am meisten allwissenden Staatsmänner Englands wüßten tatsächlich nichts von der Natur und dem Umfang der von den Russen in bezug auf Indien getroffenen Vorbereitungen. Jahre lang habe Rußland in seinem Geheimdienst einen Indischen Hannibal gehabt, der da geschworen habe, sein Leben dem Werke der Rache an den englischen Feinden seines indischen Volkes zu widmen. Auf den Rat dieses Fanatikers sei in der russischen Armee eine Indische Legion gebildet worden. Einer der bestbekannten Offiziere dieser Indischen Legion sei der Leutnant Maschkoff, welcher jüngst zwei russische Expeditionen nach Abessinien geführt und auf dem Boden der Orthodoxie den Samen russischen Einflusses in Afrika erfolgreich ausgestreut habe.

Die Worte, mit welchen Lord Rosebery als Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten kurz zuvor seiner Sorge hinsichtlich der Sicherheit der Grenzen Indiens Ausdruck gegeben habe, sollten unaufhörlich im ganzen Lande (England) wiederholt werden. Auf die Treue Afghanistans könne sich

England bei einem russischen Vormarsch gegen Indien nicht verlassen. Frankreich aber habe Rußland bereits vor zwei Jahren (1891) die Benützung einer Flottenstation (im Mittelmeer) angeboten, und Rußland denke daran, diplomatische Beziehungen mit Abessinien anzuknüpfen.

Früher oder später müsse es zwischen England und Rußland zu einer kriegerischen Auseinandersetzung kommen. Was könne England alsdann hoffen, wenn es für sich allein dastehe? Nur seine Flotte stünde England zur Verfügung. Wenn diese die russische Flotte im Schwarzen Meer und in der Ostsee vernichtet, wenn sie Riga in Brand geschossen, Odessa bombardiert, Reval zerstört, Nikolajeff geschleift, Wladiwostok hinweggewischt und die Insel Sachalin annektiert haben würde, was würde all das England nützen? Absolut nichts. Rußland würde die Wirkung aller dieser Schläge abschütteln, wie eine Ente die Wassertropfen abschüttelt. Die Entscheidung eines Krieges zwischen England und Rußland würde von den Landstreitkräften abhängen. Dafür aber sei England auf fremde Hilfe angewiesen, welche nur die Dreibundmächte ihm bieten könnten. Mit ihnen müßte England daher Sonderabmachungen treffen, welche auch dem Dreibund neue Kräfte zuführen würden.

Aus seiner Isolierung müsse England heraustreten, möge seine Flotte so stark sein wie nur immer möglich. Wende man nun ein, daß keine europäische Allianz England tatkräftige Hilfe leisten werde, um Indien zu schützen, und daß Deutschland, Österreich und Italien auch nicht ein einziges Regiment nach Hindostan entsenden würden, so sei darauf zu antworten: In Indien selbst bedürfe England keine fremde Hilfe. England habe auch nicht an einem einfachen Siege über Rußland an seinen Grenzen im Osten genug. Eine einfache Niederlage Rußlands in Europa oder in Asien, zur See oder zu Lande, würde England keinen dauernden Wandel zum Bessern bringen. Die zu neuer Erstarkung aufstrebende Lebenskraft Rußlands sei so wunderbar, daß keine bloße Niederlage ihr Fortschreiten lange aufhalten könne. Deshalb gelte es, Rußland in seine Teile zu zerlegen; damit allein könne endgültige Hilfe gebracht werden. ‚Dismemberment alone brings finality whit it.' Ein Krieg mit Rußland, welcher ihm am Ende nicht die Vernichtung brächte, würde für England ein Selbstmord sein. England müsse Rußland entweder versöhnen und umwerben in der Hoffnung, von ihm eine analoge Gunst zu erlangen, oder aber England müsse unaufhörlich darauf sinnen, Rußland kampfunfähig zu machen. Das letztere aber könne England niemals für sich allein erreichen. Dies sei auch der Gesichtspunkt, welchen die Staatsmänner des Kontinents ins Auge faßten, welche nicht um eine entfernte Abhängigkeit, sondern um die Existenz ihrer Länder sich bemühten. Wahrscheinlich liege hier auch die wahre Erklärung für ihre unüberwindliche Abneigung, den Konflikt rasch zu Ende zu führen zu einer Zeit, wo die Verhältnisse in erheblichem Umfange ihnen günstig waren. Denn der

Kampf werde, wenn er komme, ein Kampf um Leben und Tod sein. Wie viele Niederlagen man auch den Heeren des Zaren beigebracht haben werde, wenn beim Friedensschluß sein Territorium ungeschwächt bleibe, so dürfe Rußland dennoch als Sieger gelten. Seine Feinde würden sich am Ende in einer erheblich schlimmeren Lage befinden als bei Beginn des Kampfes.

Im Krimkriege wäre die Vernichtung Rußlands möglich gewesen, hätten die Staatsmänner jener Tage die Fähigkeit gehabt, ganze Arbeit zu leisten. Aber damals sei Redseligkeit stärker gewesen als Ernst. Lord Palmerston habe zur Zeit des Krimkrieges erklärt: ‚Wir wünschen nur die Türkei zu schützen, das „Dismemberment" Rußlands bildet keinen Teil unseres Programms.'

Die Gelegenheit, welche England im Jahre 1854 entschlüpfen ließ, biete sich jetzt (1894), so meint Lanin, zum zweiten und zweifellos letzten Male. Die Bedingungen des Beitrittes Englands zur Tripelallianz will Lanin ‚on high authority' erfahren haben. Sie lauteten: Englands Flotte müsse die vereinigten Flotten von Rußland und Frankreich beim Ausbruch der Feindseligkeiten an Stärke übertreffen. England müsse den Schutz der italienischen Küste übernehmen, das Schwarze Meer unter seine Herrschaft bringen, Odessa blockieren und provisorisch Konstantinopel in Besitz nehmen, sofern die Türkei an der Seite Rußlands kämpfen würde. Darüber hinaus könne England sich angetrieben fühlen, Italien bei der Sanierung seiner Finanzen zu helfen.

Nach glücklich durchgeführtem Feldzuge würde England in dem Dismemberment Rußlands solide Garantien gegen zukünftigen Angriff erhalten. Lasse England diese letzte Chance vorübergehen, so möge sein Staatsschiff an den Felsen der Zeit glücklich vorbeikommen, aber nur um in den Sandbänken zugrunde zu gehen.*

Absichtlich habe ich die Darlegungen Lanins ausführlicher wiedergegeben, weil in ihnen der englischen Politik ein großzügiges Programm vorgezeichnet ist, welches durch die Veröffentlichung in der Fortnightly Review erhöhte Bedeutung erhielt.

Der Plan der Zerstückelung Rußlands war damals (1894) nicht neu. Lord Palmerston hatte ihn im Jahre 1854 ausdrücklich abgelehnt. Fürst Bismarck aber erinnert im fünften Kapitel seiner ‚Gedanken und Erinnerungen', welches der Wochenblattpartei und dem Krimkrieg gewidmet ist, an die von den Männern dieses Preußischen Wochenblattes in Berlin befürwortete Politik. In den Kreisen dieser gothaisierenden Partei, zu welcher Männer wie Graf Robert v. d. Goltz, Moritz August von Bethmann-Hollweg, Graf

* Schon in dem Vorworte zu seinem Werke ‚Russische Zustände' Bd. I S. VIII der deutschen Übersetzung rühmte Lanin die Vorzeit des russischen Volkes, als es noch in eine Anzahl kleiner Fürstentümer und Republiken zersplittert gewesen und aus ehrlich gläubigen Heiden bestanden habe. Die Zentralisation habe daraus Moskowitien geschaffen, welches damit anfing, alle die kleinen Rußlande aufzusaugen und wohl damit endigen werde, das österreichische Slavenland und die Balkanhalbinsel zu verschlucken.

Albert von Pourtalès und auch der preußische Gesandte in London, K. Chr. Josias von Bunsen gehörten, glaubte man Preußen ein hohes Ziel setzen zu können. Als Vorkämpfer Europas sollte es die ‚Ausschlachtung' Rußlands anstreben; die Ostseeprovinzen mit Einschluß von Petersburg sollten an Preußen und Schweden kommen, das Gesamtgebiet der Republik Polen sollte von Rußland losgelöst und der Überrest durch Teilung zwischen Groß- und Kleinrussen zerlegt werden. ‚Zur Rechtfertigung dieses Programms wurde mit Vorliebe die Theorie des Freiherrn von Haxthausen-Abbenburg (Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands) benutzt, daß die drei Zonen mit ihren einander ergänzenden Produkten den hundert Millionen Russen, wenn sie vereinigt blieben, das Übergewicht über Europa sichern müßten.'* Aus dieser Theorie, so sagt Bismarck weiter, sei auch in der Wochenblattpartei die Notwendigkeit der Pflege des natürlichen Bündnisses mit England entwickelt worden; Bismarck dagegen hat 1854 wie später die Theorie wie die Konsequenzen scharf bekämpft. Bald nach Ausbruch des Weltkrieges von 1914 ist indessen Johannes Haller, derzeitig Professor der Geschichte in Tübingen, im Septemberheft der ‚Süddeutschen Monatshefte' in seinen ‚Gedanken eines Balten' (a. a. O. 812—816) auf diese Theorie zurückgekommen. Rußland, so meint er hier, werde unser erbitterter Feind bleiben. Dagegen gebe es nur einen Schutz: die Vernichtung des Gegners. Rußland müsse ungefährlich werden, und damit es das werde, müßten ihm seine Westmarken abgenommen werden, das Land der ‚Fremdvölker', die Eroberungen, durch die es am Leben Europas teilnehme, vor allem seine Meeresküsten. Das wichtigste Stück darunter seien die baltischen Provinzen. Durch ihre Einverleibung sei Rußland eine europäische Großmacht geworden. Mit ihrem Verlust, verbunden mit dem Verlust von Finnland, Litauen, Polen, Kleinrußland, Bessarabien und der Schwarzmeerküste werde es aufhören, europäische Großmacht zu sein, werde es wieder werden, was es vor Peter dem Großen gewesen, als Leibniz es auf die gleiche Stufe mit Persien und Abessinien stellen durfte.

Fürst Bismarck hat in dem erwähnten Kapitel seiner Gedanken und Erinnerungen die Lauge scharfen Spottes ausgegossen über die ‚kindischen Utopien' der zweifellos klugen Köpfe der Bethmann-Hollwegschen Partei, die sich als Staatsmänner aufgespielt und für möglich gehalten hätten, den Körper von 60 Millionen Groß-Russen in der europäischen Zukunft als ein caput mortuum zu behandeln, das man nach Belieben mißhandeln könne, ohne daraus einen sichern Bundesgenossen jedes zukünftigen Feindes von Preußen zu machen und ohne Preußen in jedem französischen Kriege zur Rückendeckung gegen Polen zu nötigen.

Seit Bismarcks Tod sind freilich die großen Weltereignisse in vielfach ehernen Tritten mächtig vorangeschritten, und wie in dem Weltgegensatze,

---

* v. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I S. 110.

der da zwischen Rußland und England herrscht, haben sie auch in der Polenfrage und überhaupt in der Behandlung der westlichen Slaven eine wesentlich veränderte Stellungnahme nahelegen können.

In England ist jedenfalls die zu Anfang 1894 von E. B. Lanin empfohlene scharf antirussische Politik nicht zum Siege gelangt, und das Jahr 1894 war noch nicht zur Neige gegangen, da wurde in einem hochangesehenen Organ der öffentlichen Meinung Englands zum Staunen der Welt die gerade entgegengesetzte russenfreundliche Politik empfohlen.

Die früher überwiegend konservativ gerichtete englische Wochenschrift ‚The Saturday Review' verdient auch heute noch, wo der Weltkrieg unsere ganze Aufmerksamkeit gefangen nimmt, gerade im Hinblick auf diese Weltkatastrophe unsere eingehendste Beachtung, und wir dürfen dabei die letzten Jahrgänge des ausgehenden 19. Jahrhunderts einem besonderen Studium unterwerfen. Das große politische Problem, das mit der Devise des näheren Orients bezeichnet wird, ist in der ‚Saturday Review' vom 1. Dezember 1894 einer vorsichtig einleitenden Betrachtung unterzogen worden. Der ungenannte Verfasser des Artikels ‚Russia and the Dardanelles' beschäftigt sich darin mit dem Zweck des französisch-russischen Zweibundes. Wahrscheinlich, so meint er, hätten die russischen Interessen im Schwarzen Meer und an den Dardanellen für den verstorbenen Zaren Alexander III. das eigentliche Motiv bei Abschluß des Bundes mit Frankreich gebildet. Das traditionelle Ziel der russischen Politik, die Eroberung Konstantinopels und das Auftreten Rußlands als Mittelmeermacht, sei auch unter Alexander III. festgehalten worden. Deshalb müsse Rußland für seine Kriegsschiffe die freie Durchfahrt durch die Dardanellen verlangen. Tatsächlich höre man unter dem jungen Zaren Nikolaus II. von einem solchen Begehren. Jetzt gelte es für Rußland, die englische Zitrone auszupressen. England müsse demgegenüber die größte Wachsamkeit, aber auch vollendetes Wohlwollen an den Tag legen. Denn die Öffnung der Dardanellen für russische Kriegsschiffe würde England nötigen, seinen jährlichen Flottenetat beträchtlich zu erhöhen und das Mittelmeer noch fester in seiner Gewalt zu halten als bisher.

Viel zuversichtlicher will acht Tage später eine englische Stimme die Ohren empfänglicher Zuhörer mit den hellen, erhebenden Klängen einer neuen russophilen Politik erfüllen. In der ‚Saturday Review' vom 8. Dezember 1894 las man einen wahrhaft sensationellen Artikel, welcher die Antwort auf die kurze, aber inhaltsschwere Frage zu geben versuchte: Shall we help Russia Southwards? Der Artikel darf hinsichtlich seiner politisch aktuellen Bedeutung dem oft angeführten deutschfeindlichen Artikel in der ‚Saturday Review' vom 11. September 1897 ebenbürtig an die Seite gestellt werden, ist aber in den Kämpfen der Gegenwart so gut wie völlig vergessen. Um so mehr mag er in den Hauptzügen in diesem Zusammenhang hier wiedergegeben werden.

Der Artikel geht aus von den Massakres, welche im Herbst 1894 zu

Sasun in Armenien von türkischen Kurden unter der christlich-armenischen Bevölkerung des Osmanischen Reiches angerichtet worden. Scham und Ekel müßte, so meinte der Artikelschreiber, den Engländer erfüllen, der die Kunde von diesen schrecklichen Gräueln vernehme. Denn die Türkei werde von England inmitten der zivilisierten Nationen erhalten und erlange von England die Kraft, ihre schrecklichen Verbrechen ungestraft zu begehen. Rußland würde ihnen in sehr kurzer Zeit Einhalt gebieten. Aber England stelle sich dazwischen, England trage daher eine schreckliche Mitschuld an der türkischen Mißregierung. Die von den ‚Times' berichteten Greuelgeschichten müßten die Frage nahelegen, ob nicht der Augenblick gekommen sei, der beständigen künstlichen Unterstützung der Pforte durch England ein Ende zu bereiten. Dem Rufe: Genug mit der Türkei in Armenien! könnte leicht und rasch als ein Zeichen wohlüberlegter Änderung der auswärtigen Politik Englands der Ruf folgen: Genug mit der Türkei in Europa!

Lord Rosebery befinde sich in Übereinstimmung mit den Anschauungen seiner scharfsichtigsten Landsleute in beiden politischen Lagern, wenn er zu einem besseren Verständnis mit Rußland zu gelangen suche. Immer stärker werde das Gefühl, daß England in vergangener Zeit der Integrität der Türkei zu viele Opfer gebracht habe, und die Überlegung breche sich Bahn, ob England nicht mehr zu gewinnen als zu verlieren habe, wenn es Rußland den Weg frei gäbe nach dem Südosten Europas und nach Kleinasien. Möglicherweise sei die Zeit nahe, wo England den Russen gestatten könne, einen Teil von dem zu besitzen, was sie am heißesten begehren. Indien brauchte dadurch nicht gefährdet, könnte vielmehr für England noch mehr gesichert werden. Ob die englischen Staatsmänner recht oder unrecht hätten, wenn sie Konstantinopel als den Schlüssel zu Indien betrachteten, so gewänne England nichts, wenn es diesen Schlüssel nicht in Rußlands Tasche gelangen lassen wolle. Indem England den Ausgang nach Süden den Russen verwehrt habe, seien die angeblichen russischen Einbrecher gegen die Nordgrenze Indiens abgelenkt worden. Da gäbe es nun Schlösser genug zum Aufbrechen. Unzweifelhaft müßte England mit Rußland in Zentralasien zum Kampfe kommen, wenn die Dinge weitergingen wie bisher. Wenn aber Rußland für seine Ausdehnung nach Süden gegen die See von England Raum erhielte, so könnte der Druck in Asien erheblich und zu Englands Vorteil erleichtert werden.

Der Artikelschreiber glaubt nicht an die Stärkung Rußlands gegen Indien, wenn England die Russen in die Türkei gelangen lasse. Die Furcht vor Rußlands Vordringen gegen die Türkei war begreiflich, solange man an die Verwendbarkeit des Suezkanals als Kriegsstraße glaubte. Aber die erfahrensten Flottensachverständigen, wie Lord Charles Beresford, Sir Geoffry Phipps Hornby und der verstorbene Sir George Tryon hätten diese Theorie längst aufgegeben. Der Kanal könnte allzuleicht durch Versenken eines Schiffes gesperrt werden. Auch dürfe der Popanz einer russischen Flotte im Mittelmeer die Engländer nicht sehr schrecken. England

habe keine Verschlechterung seiner Mittelmeerposition zu befürchten, wenn zu den vier angrenzenden Mittelmeermächten, Italien, Österreich, Frankreich und Spanien, auch Rußland offen hinzutrete. Vielmehr würde England nur Vorteil davon haben, wenn Rußland ihm im Kriegsfall eine leicht zu treffende verwundbare Seite darbiete. Bisher könne England eine solche schwer erreichen. Den Fehler des Krimkrieges, sich in der Krim auf einen Kampf einzulassen, werde Rußland nicht wieder begehen. Es werde in der Ostsee die englische Flotte abwehren und die indische Grenze bedrohen. Ein englisches Heer, das von Süden her in das Innere Rußlands eindringe, könnte in etwas anderer Weise als die große Armee Napoleons I. vernichtet werden. Wenn aber Rußland sich an der Stelle der Türkei befände und Konstantinopel die südliche Hauptstadt des Zarenreiches wäre, würde die Situation völlig verändert sein. Zahlreicher würden seine verwundbaren Stellen sein, die im Kriege nicht mit zu großen Schwierigkeiten getroffen werden könnten. England würde wissen, wohin die Schläge zu richten wären und jeder Schlag würde treffen.

Lord Rosebery verdiene alles Lob, weil er eine Wendung in den Beziehungen Englands zu Rußland einleite. Weit dürfe er sich vorwagen in der bezeichneten Richtung, um die angedeuteten Vorteile zu gewinnen. Die Freunde der Pforte habe er nicht zu fürchten. Englands Verpflichtungen, die Türkei zu unterstützen, seien immer nur bedingungsweise eingegangen worden, unter der Bedingung nämlich der Zusage von Reformen, welche niemals verwirklicht worden seien. England könne ruhig Verträge zerreißen, welche nichtig seien durch die arglistige und eigensinnige Weigerung der Türkei, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Wenn die Türkei es wünsche, könne England ihr in peinlich ängstlicher Gewissenhaftigkeit das kostspielige und nutzlose Cypern zurückgeben. ‚Wir haben', so schließt der anonyme Verfasser, ‚nichts gewonnen durch unsern Handel mit dem „Unaussprechlichen Türken", den wir zu seinen Gunsten abgeschlossen haben. Nichts haben wir dadurch gewonnen außer einem Anteil an der Sünde einer verbrecherischen Mißregierung, und es ist Zeit, daß wir damit zu Ende kommen.'

In diesem sensationellem Artikel der ‚Saturday Review' vom 8. Dezember 1894 liegen die Keime zu dem zwanzig Jahre später zum Ausbruch gelangten Weltkriege.* Die Entwicklung des Keimes ist freilich keine stetig fortschreitende, regelmäßig verlaufende gewesen. Mancherlei Hemmungen sind ihr bereitet worden. Dem Plane der englisch-russisch-französischen Verständigung, die naturgemäß ihre Spitze gegen Deutschland richtete, ist auch

* E. B. Lanin hatte übrigens schon in seinem Werke ‚Russische Zustände' I S. 16 auf ältere, von ihm natürlich mißbilligte Bestrebungen radikaler englischer Politiker hingewiesen, ein anglo-russisches Bündnis zustande zu bringen. Diese vergeblichen Versuche erlangten erhöhte Bedeutung durch den aufsehenerregenden Artikel in der ‚Saturday Review' vom 8. Dezbr. 1894.

in der Folgezeit mehrere Jahre hindurch der völlig anders geartete Plan einer antirussischen Verbindung Englands mit den Mächten des Dreibundes gegenübergestellt worden, und ein Staatsmann wie Joseph Chamberlain hat, wie wir noch hören werden, einen Teil seiner ungewöhnlich zähen Kraft in den Dienst dieses großen Gedankens gestellt.

Zunächst aber ist mit allem Nachdruck zu betonen, daß der Artikel der ‚Saturday Review' vom 8. Dezember 1894 gewiß nicht aus dem Foreign Office in Downing Street hervorgegangen, daß er vielmehr als die Privatarbeit eines immerhin geschäftigen, um Englands Größe besorgten Politikers einzuschätzen ist. In der Redaktion der ‚Saturday Review' hat er eine Art von Palastrevolution zur Folge gehabt. Die Redaktion der Wochenschrift wurde von Frank Harris, dem bisherigen Herausgeber der liberalen ‚Fortnightly Review' übernommen, drei hervorragende konservative Mitarbeiter der ‚Saturday Review' stellten dagegen infolge jenes viel bemerkten Artikels ihre Mitarbeit ein.*

Wie aber stellte sich Lord Rosebery, der Premierminister des am Ruder befindlichen liberalen Kabinetts, zu der brennenden Frage? Selbstverständlich hat er, obwohl er gerade im Jahre 1894 der Reden nicht wenige gehalten hat, keine Veranlassung genommen, zu dem Artikel vom 8. Dezember 1894 sich öffentlich zu äußern. Dagegen hatte er vier Wochen zuvor beim Lord Mayors-Bankett in der Guildhalle die äußere Politik Englands in beachtenswerten Ausführungen behandelt. Der politische Horizont schien ihm nicht klar, der Himmel nicht wolkenlos zu sein.

Der beklagenswerte Japanisch-Chinesische Krieg berühre, so sagte er, auch Englands Interessen sehr nahe. Großbritannien aber beobachte hier eine strikte Neutralität, die zugleich wohlwollend sei für beide kriegführende Mächte. In den bisher vergeblichen Bemühungen, den Frieden zu vermitteln, sei England vornehmlich Hand in Hand gegangen mit Rußland. Dem Rate der Presse, die englische Regierung möge die Gelegenheit benützen, um die Beziehungen zu Rußland zu verbessern, sei die Regierung bereits zuvorgekommen. Unter dem gegenwärtigen Kabinett seien diese Beziehungen herzlicher als je zuvor. Die Schwierigkeiten mit Rußland in Zentralasien wegen Festlegung der Grenzen (im Pamirgebiete, dem sogenannten Dache der Welt) im Nordwesten von Indien seien behoben. Wenn aber Rußland und England in asiatischen Angelegenheiten in voller Herzlichkeit zusammengingen, so sei ein großer Schritt in der Richtung zum Frieden der Welt getan für allezeit. Schwungvolle Worte der Teilnahme widmete der edle Lord dem ‚großen Kaiser des Friedens', dem verstorbenen Zaren Alexander III., und ebenso teilnahmvolle und hoffnungsfrohe Gesinnungen brachte er dem jungen Zaren Nikolaus II. zum Ausdruck. Die Teilnahme für Alexander III. schließe in sich einen Tribut zugunsten des Friedens. Wie einstens Lord Falkland, so riefen heute Millionen seiner Gesinnungs-

* Vgl. Münchener ‚Allgem. Ztg.' Nr. 343 vom 12. Dezbr. 1894 S. 2.

genossen in brennendem Verlangen nach Frieden und abermals nach Frieden. Die Weltlage sei freilich nicht in jeder Beziehung beruhigend hinsichtlich der Aufrechterhaltung eines guten Einvernehmens unter den Nationen. Drei Gefahren stünden ihm entgegen: einmal die ungeheuren Rüstungen, sodann die gewaltige Maschine, welche wir Presse nennen, die durch unvorsichtige Nachrichtenmeldung auch im Jahre 1894 wiederholt die Beziehungen der Mächte untereinander gefährdet habe, wie beispielsweise in der Samoaangelegenheit.* Die dritte Gefahr endlich seien die bewaffneten Forschungsexpeditionen vornehmlich in Afrika, welche darauf ausgingen, Unterwerfungsverträge mit den Eingeborenen abzuschließen und mit den Unterschriften von Häuptlingen versehen heimzubringen.

Trotz alledem gab Lord Rosebery am Schluß seiner Bankettrede dem Vertrauen lebhaften Ausdruck, auch inmitten der expansiven Bestrebungen der anderen Kolonialmächte den Frieden erhalten zu sehen, und dabei die inneren wie die auswärtigen Interessen of this glorious Empire, of which we realize the glorious traditions, nämlich Englands, zu wahren, dessen stolze Überlieferungen sie alle fest im Auge hielten.

In einem langen Artikel gaben die ‚Times‘ noch in ihrer Nummer vom 10. November 1894 ihrer vollen Zustimmung zu den Darlegungen Lord Roseberys sympathischen Ausdruck. Vor allem begrüßten sie die eindrucksvolle Ankündigung des hergestellten Einvernehmens mit Rußland.

Einen besonders glücklichen Förderer hatte dieses Einvernehmen gefunden an der dem englischen Throne zunächst stehenden Persönlichkeit, dem Prinzen von Wales, dem späteren König Eduard VII. Zweimal war er im Laufe des Jahres 1894 nach Rußland gereist, einmal um der Vermählung der Großfürstin Xenia, der ältesten Tochter Alexanders III. und Schwester Nikolaus' II. am 6. August n. St., beizuwohnen, das zweitemal im November als Vertreter der Königin Viktoria bei dem Leichenbegängnis des Zaren Alexander III. und den unmittelbar darauf folgenden Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers Nikolaus II. und der Prinzessin Alice von Hessen, welche die Nichte des Prinzen von Wales war. Auch der Sohn des letzteren, der Herzog von York, der heutige König Georg V. von England, hatte seinen Vater begleitet, da der Zar ihn besonders eingeladen hatte und ihm, wie die Presse verkündigte, eine besondere Zuneigung entgegenbrachte. Als Vater und Sohn Anfang Dezember 1894 nach England zurückkehrten, wurde der Prinz von Wales von den Zeitungen in schwungvollen Worten begrüßt und als Schöpfer und Festiger der englisch-russischen Entente gepriesen. Der ‚Punch‘ fand, daß er ein Dutzend Diplomaten und viele in Wehr und Waffen starrende Legionen aufwiege. Zar Nikolaus II. sollte ihm

---

* Englische Zeitungsstimmen hatten die Vereinigung Samoas mit der englischen Kolonie Neuseeland gefordert, also die Verdrängung Deutschlands und der Vereinigten Staaten aus ihrem Samoabesitz.

erklärt haben, solange er lebe, könne der Prinz versichert sein, daß zwischen ihnen und ihren Ländern nur Gefühle der Freundschaft herrschen würden.*

Die unter so hoher Patenschaft ins Leben eingeführte englisch-russische Verständigung wurde begreiflicherweise in der Weltpresse lebhaft erörtert. Die Thronrede, mit welcher Kaiser Wilhelm II. am 5. Dezember 1894 den Deutschen Reichstag eröffnete, der fortan in dem neuen Wallotschen Prachtbau tagen sollte, enthielt die vertrauensvolle Versicherung, die Zuversicht in die Erhaltung des europäischen Friedens habe in den letzten Jahren neue Kräftigung erfahren. In dem heimgegangenen russischen Kaiser betrauerte Kaiser Wilhelm II., wie die Thronrede ausdrücklich hervorhob, einen Freund und bewährten Mitarbeiter an den Werken des Friedens. Aber der zu kritischem Pessimismus neigende Zentrumsveteran, Dr. Edmund Jörg, warf am Ende des Jahres 1894 (24. Dezember) in den Zeitläufen der Historisch-Politischen Blätter (Bd. 115 S. 2 f.) im Hinblick auf jenen Satz der kaiserlichen Thronrede die Zweifelfrage auf: ‚Oder deutet die neue Kräftigung vielleicht schon auf die im tiefsten Geheimnis sich fortspinnende Verständigung zwischen England und Rußland wegen Zentral- und Ostasien, die sich unfehlbar zu einem Weltbund ausgestalten würde?' Frankreich wäre selbstverständlich auch dabei, und ein solcher Dreibund müßte notwendig auf das alte Europa herübergreifen. Die nächste Folge würde sein, daß die schwere Aufgabe, welche man ehedem die ‚große Frage des Jahrhunderts' genannt habe, nämlich die orientalische Frage, unter den Auspizien des Bundes der drei wirklichen Weltmächte gelöst würde, sei es heute oder morgen. Die neue Stellung, in die Rußland sozusagen unversehens eingerückt sei, dürfte als die folgenreichste Erbschaft zu betrachten sein, die von dem alten Jahre auf das neue übergehe. Alles sehe man jetzt nach Rußland hinschauen und vor ‚Rußland kriechen'. England habe von jeher als der geborene Gegner Rußlands im Orient beider Weltteile gegolten. Jetzt stimmten die beiden großen Parteien im englischen Parlament, Rosebery und Salisbury, darin überein, daß dies nicht mehr so fortgehen könne.

Zur Kennzeichnung der Stimmung in den gebildeten Kreisen Rußlands führte Jörg nach der ‚Allgemeinen Zeitung' Nr. 227 vom 18. August 1894 einen noch vor dem russischen Thronwechsel geschriebenen Artikel der Petersburger angesehenen Wochenschrift ‚Nedelja' an. Darin heißt es wörtlich:

‚Die russische Politik muß . . . darauf gerichtet sein, daß Rußland von kleinen, unabhängigen Staaten begrenzt wird, und je kleiner und unabhängiger sie sind, desto vorteilhafter ist es für uns (in Rußland). Jetzt sind wir von großen Reichen umgeben, deren Nachbarschaft unserem Lande ungeheure und beständige Opfer für Rüstungen auferlegt; befänden sich an der Stelle dieser großen Reiche kleine miteinander rivalisierende Staaten, so könnte Rußland seine Waffen niederlegen und sich ausschließlich einer friedlichen Tätigkeit widmen.

* M. ‚Allgem. Zeitung' Nr. 346 vom 15. Dezbr. 1894, 2. Morgenblatt.

Aber Rußland tat fast stets das Gegenteil dessen, was ihm vorteilhaft war; es beförderte nicht nur nicht den Zerfall der benachbarten Reiche, sondern es befestigte sie sogar. Wir erinnern nur an die Vergrößerung Preußens und Österreichs durch die Teilung Polens, an die Hilfe, die wir im Jahre 1849 Österreich gegen Ungarn und 1833 der Türkei gegen Ägypten leisteten. Durch seine wohlwollende Neutralität erleichterte Rußland den Zusammenschluß der deutschen Bundesstaaten zu einem mächtigen Reiche, mit dem jetzt gerechnet werden muß. Im hohen Norden beförderte Rußland die Vereinigung Norwegens mit Schweden und im fernen Osten versäumte es die Gelegenheit, die großartigen Aufstände in China und Persien zur Förderung der Auflösung dieser Staaten zu benutzen. Jetzt sieht in Rußland jedermann ein, daß diese Politik falsch war. Rußlands ganzes Bestreben muß künftig nicht auf die Vernichtung, sondern auf die Schaffung und den Schutz kleiner Nachbarstaaten gerichtet sein. Eine solche Politik würde natürlich von den kleinen Staaten an unsern Grenzen mit Freude begrüßt werden. Während diese Staaten jetzt mißtrauisch auf das große Nachbarreich blicken und es sogar hassen, könnte es durch eine solche Politik ihr Wohlwollen und ihre eifrige Unterstützung erlangen. Die geschichtliche Entwicklung scheint eine solche Politik Rußlands zu begünstigen; *nach dem Zerfall der Türkei darf man erwarten, daß auch Österreich-Ungarn diesem Schicksal anheimfallen und sich in kleinere Staatsgebilde auflösen werde. Viele bei uns* (in Rußland) *glauben sogar, daß auch das neue Deutsche Reich noch nicht so fest gefügt sei, daß es nicht wieder auseinanderfallen könnte. Daß sich auch in Indien und anderen asiatischen Ländern ähnliche Prozesse vollziehen werden,* liegt durch*aus im Bereich der Möglichkeit.*'

Der russische Publizist, welcher im August 1894 dieses Zukunftsprogramm in der ‚Nedelja' zum besten gab, war dazu durch das damals im Vordergrund stehende Schicksal Koreas und Bulgariens geführt worden. Das zu jener Zeit bereits bedenkliche Siechtum der beiden ‚kranken Männer' im nahen wie im fernen Orient, der Türkei und Chinas, schien ihm für Rußland die zwei Orientfragen aufgerollt zu haben, die in Bulgarien wie Korea zwei begehrenswerte, für Rußland reifende Früchte erkennen ließen. Der Blick des visionär veranlagten Publizisten weitet sich dann aber und schaut ein Bild von zauberhaftem Reize: Rußland sieht er als einzigen Herrscherstaat der beiden alten Erdteile, umgeben von einem strahlenden Sternenkreise im Grunde genommen dienender und doch im Glanze der Herrin beglückt sich sonnender Trabanten. Wie Deutschland, so findet auch das britische Weltreich keine Gnade vor seinen Augen. Der D-Korrespondent, welcher aus Berlin in Nr. 224 der ‚Allgemeinen Zeitung' vom 15. August 1894 erstmals die Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublikums auf diese Zukunftsphantasie lenkte, meinte, dieses neue erweiterte Programm des Panslavismus werde besonders in Frankreich großen Anklang finden, wo

man mit Vergnügen bereit wäre, Hand in Hand mit Rußland das Protektorat über die zertrümmerten Staaten Mitteleuropas zu übernehmen. Gewiß werden viele Franzosen im Hochsommer 1894 geneigt gewesen sein, den Tönen der politischen Zukunftsmusik der ‚Nedelja‘ mit Andacht zu lauschen. Indessen müßten die Franzosen, denen der politische Scharfblick noch nicht völlig abhanden gekommen, doch wohl einigen Anstoß genommen haben an der zweifellos sekundären Stellung, welche dem französischen Planeten in dem Systeme der russischen Zentralsonne angewiesen worden wäre. Stärkeres Selbstgefühl regte sich jedenfalls in England. Jörg konnte nämlich in seiner politischen Weihnachtsbetrachtung am Ende des Jahres 1894 nach der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ vom 28. November 1894 einen Ausspruch des konservativen ‚Standard‘ in London anführen: Niemand bezweifle mehr die Annäherung zwischen England und Rußland, und wenn diese zwei Mächte zusammengingen, so käme wenig darauf an, welche Politik die andern Mächte verfolgten. Rußland und England könnten mit Recht in der Beziehung sagen: nos duo turba sumus.

Nach der ‚Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung‘ vom 27. November 1894 führte Jörg zugleich eine sehr bemerkenswerte Erklärung des Petersburger ‚Regierungsanzeiger‘ an, in welcher es hieß: Wenn an Stelle des früheren Argwohns, der in England die feindliche Stimmung gegen Rußland aufrechterhalten habe, und an Stelle der früheren Ansichten einmütige Sympathie für den russischen Staat und seine Politik zutage getreten sei, so habe ein derartiger Umschwung ausschließlich auf Grund der tiefen Erkenntnis von der Irrtümlichkeit der Ansichten erfolgen können, die bisher dem Verhältnis Großbritanniens zu den Interessen Rußlands und dessen tatsächlichen Aufgaben und Strebungen zugrunde gelegen hätten. In diesem Sinne äußere sich wenigstens die englische Presse. Keinerlei Umschlag in der auswärtigen Politik könne plötzlich erfolgen, doch sei der erste Schritt zu einer Annäherung Englands an Rußland bereits erfolgt. . . . Lord Rosebery habe (in seiner Guildhall-Rede am 9. November) laut erklärt, daß in der Frage des Chinesisch-Japanischen Konfliktes und in der Pamir-Frage zwischen Rußland und England bereits ein Einverständnis erzielt sei. Die englische Politik divergiere mit der russischen, soviel bekannt, nicht allein in Asien, sondern auch in den Fragen, welche die Situation im Osten Europas beträfen. Bezüglich dessen hätten weder die offiziellen Redner noch die englischen Blätter bisher auch nur ein einziges bestimmtes Wort geäußert. Wenn aber nach der einmütigen Äußerung der englischen Staatsmänner in der britischen Politik ein Umschwung eingetreten sei, der durch die tiefe Erkenntnis von der Notwendigkeit einer veränderten Handlungsweise im Vergleich zu der, welche England bisher bezüglich Rußlands befolgt habe, bedingt worden, so liege kein Grund zu der Annahme vor, daß der Wechsel sich nur auf die asiatischen Angelegenheiten beschränken und nicht auch auf die europäische Politik ausdehnen werde. Der Petersburger Regierungsanzeiger glaubte prophezeien zu können,

daß binnen kurzem ein Abkommen über die freie Durchfahrt durch die Dardanellen und den Bosporus für Kriegsschiffe aller Nationen abgeschlossen sein werde.*

Der früher mitgeteilte sensationelle Artikel der ‚Saturday Review' vom 8. Dezember 1894 hat jedenfalls dazu beitragen wollen, diese Prophezeiung ihrer Verwirklichung näherzubringen.**

E. B. Lanin glaubte tatsächlich schon im Jahre 1892/93 auf begeisterte Liberale in England hinweisen zu können, die da meinten, Rußland müsse eines Tages die Türkei, Persien, Zentralasien und Korea, mit einem Worte die ganze orientalische Welt aufsaugen.***

Edmund Jörg aber meinte am Heiligen Abende des Jahres 1894 vornehmlich die eine Wirkung des nach seiner Auffassung am politischen Horizonte neu aufsteigenden Weltbundes zu Dreien (Rußland-England-Frankreich) herausheben zu müssen: die Isolierung des Deutschen Reiches.

Diese Wirkung ist nun freilich doch nicht so leicht und rasch hervorgetreten.

Erst als König Eduard VII., der erfolgreiche ‚Sonderbotschafter Englands' am Zarenhofe, wie ihn die ‚Times' im Dezember 1894 nannten,† nach

---

* Histor.-polit. Bl. Bd. 115 S. 7 f.

** Die in den ‚Grenzboten' 1895 Bd. 1 veröffentlichte Artikelserie ‚Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik' beurteilt dieselbe, wohl im Sinne Bismarcks, sehr mißgünstig. Rußland dagegen wird als glücklich voranschreitende, organisierende und kolonisierende Weltmacht in Asien gepriesen. Rußlands Drang nach den Meerengen und in das östliche Mittelmeer könne England nicht aufhalten. Daß der Dreibund für England einen orientalischen Krieg führe, sei undenkbar, solange es in Deutschland Staatsmänner gebe. Die Ausbreitung Frankreichs im Indischen und im Stillen Ozean vermehre und verschärfe die Gegensätze zu England. Frankreichs östliche Interessen liefen zuletzt auf der Suezlandenge zusammen. Dadurch werde die ägyptische Frage eine von jenen zentralen Fragen, mit denen sich eine Menge anderer vereinige, bis ein Knoten entstanden sei, den nur das Schwert wieder auflösen könne. In diesem Zusammentreffen der sich häufenden Schwierigkeiten mit dem immer allgemeineren Verständnis der englischen Politik, die an anderer Stelle als eine phönizische gebrandmarkt wird, liege die wahre Mahnung an das Nahen einer weltgeschichtlichen Stunde. Der Verfasser hält also um die Wende 1894/95 trotz der in England stärker hervortretenden Russenfreundschaft den Zusammenstoß zwischen England einerseits, Rußland-Frankreich andererseits für unvermeidlich. Vgl. Grenzboten 1895 Bd. 1 S. 49—59, 199—204, 393—400. Wie ganz anders haben die Dinge bis zum Weltkriege von 1914/15 sich entwickelt!

*** Lanin, ‚Russische Zustände' II S. 25 am Schluß des Kapitels: Armenien und das armenische Volk.

† The Times vom 6. Dezember 1894 in einem eindrucksvollen Leitartikel: He has practically been the special ambassador of this country, dem der Dank des englischen Volkes gebühre.

dem Tode seiner Mutter, der Königin Viktoria, auf die auswärtige Politik Englands einen entscheidenden und dauernden Einfluß auszuüben die Möglichkeit hatte, ist die Isolierung, die Einkreisung Deutschlands und schließlich auch Oesterreich-Ungarns für längere Zeit gelungen und damit die Vorbedingung für den Ausbruch des Weltkrieges von 1914/15 geschaffen worden.

Solange die Königin Viktoria lebte, wäre ihre Verwirklichung nicht möglich gewesen. Die Königin war gewiß eine gute Engländerin. Das englische Staats- und Volksinteresse stand ihr im Vordergrunde der großen Politik. Als während des Krimkrieges die Wogen der öffentlichen Meinung in England sehr hoch gegen Preußen gingen, weil es sich nicht am Kriege gegen Rußland beteiligen, sondern die Neutralität bewahren wollte, da hat die Königin ihrem ‚Lieben Sir und Bruder' auf dem preußischen Königsthron als ‚getreue Schwester und Freundin' am 17. März 1854 aus Osborne mit einer Eindringlichkeit ins Gewissen geredet, welche heute, wo das neutrale Italien sich unter der hämmernden Bearbeitung Englands, Frankreichs und Rußlands krampfhaft windet, mit Verständnis und auch mit einem gewissen Humor gewürdigt zu werden verdient.*

Auch der Prinzgemahl Albert, der ja ein deutscher Koburger war, ist über König Friedrich Wilhelm IV. wegen seiner Neutralität höchlichst ungehalten gewesen. Die Erbitterung gegen Preußen, so schrieb er am 23. Oktober 1854 an den Prinzen von Preußen, sei in England wie in Frankreich im Zunehmen, da man in Preußen den einzigen Freund Rußlands und das Hindernis eines vereinigten Europa und der schnellen Niederwerfung Rußlands erblicke. Der Prinzgemahl glaubte bereits den Ruf nach der Vernichtung Rußlands und der Wiederherstellung Polens zu vernehmen.**

Aber einen Krieg zwischen England und Preußen und später zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche würde Königin Viktoria doch allezeit für einen der größten Frevel an der Zivilisation der Menschheit gehalten haben.

---

* Königin Victorias Briefe und Tagebuchblätter, Bd. II, Berlin 1908, S. 247 ff.

** Bismarck und England, Berlin 1889 S. 6 f.

(Schluß folgt.)

Dem Kaiser

Wie blaute über dir des Sommers Duft —
Lorbeer- und Rosenduft die schwere Fülle —
als Kaiser Friedrich in gewölbter Gruft
der Frühverklärte — der Gewes'ne war — der Stille —
und du der junge Kaiser.

Und deiner Zollernseele eingebrannt
das große Zeichen, draus die Zollerntaten sprossen . . .
und lag von Stund an in der jungen Hand
Krieg oder Friede für ein Volk beschlossen —
für dein Volk.

Krieg! — O bunte, wilde, grause Welt,
die je und je Unsterblichkeit geboren . . .
Sahst Kaiser du im Traum dich Sieger — sahst dich Held,
als heilig du dem Volke zugeschworen:
den Frieden — wahre ich? —

Dir lautere Seele — sing ich dieses Lied,
dir hundertfach versuchten: ‚wirf die Kette der beschwerten,
der dumpfen Tage, die der lange Friede nach sich zieht —
wirf ab — wirf ab —' . . . dir hundertfach bewährten —
unbestechlichen Seele . . .

‚Wirf ab das Joch des Friedens! — spürst du nicht — es raubt
in herbstlich trüben Tagen, was das Schwert — und ewig nur das
Schwert — erzwungen,
trachte nach Kranz und Glorie um dein Haupt . . .'
Du aber hast um Eines nur gerungen:
‚Herr Gott, den Weg — den Weg! —

Zeige den Weg der Wahrheit deinem Knecht.
Habe denn ich, mein Gott, all dieses Volk empfangen —
ich es geboren, daß auch zu Gesetz und Recht
des Volkes ganze Lasten mir wie tiefe Wasser drangen
in meine Seele — ? —

[illegible] — den Sieg!! — ' — Und gab dir Gott, daß deines hohen Ruhms,
Friede zu wollen, mit Posaunenton dich diese große Zeit entbindet,
daß auf dem Gipfel deines Menschentums
dich nun der Krieg mit seinem ungeheuren Anspruch findet —
das gab dir Gott.

Daß du nun stehst, und nicht des Volkes Last
aufhebst vor Gott — nicht Volkes dunkle Schwere —
nein — daß du Deutschlands Herrlichkeit in dir verkörpert hast —
und seinen Sieg — und seine ganze Ehre . . .
Kaiser . . . sei gegrüßt! —

Ilse von Stach.

Der Panamakanal und die Weltmacht Amerikas / Von Graf Bay von Baya und zu Luskod

IV.

Die Arbeiten.

(Schluß.) Wie schon erwähnt, ist die Organisation das Bemerkenswerteste des ganzen Unternehmens. Der Verwaltung gebührt das höchste Lob. Ordnung und System herrschen auf allen Arbeitsgebieten. Gedankenarbeit und Willensstärke haben dieses großartige Werk geschaffen, das vor nicht allzulanger Zeit noch für unausführbar gehalten wurde.

Der Kanal selbst ist verhältnismäßig weniger staunenswert. Bei aller Größe des Werkes kann man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß er nur die erste Stufe des Unternehmens bildet.

Die Wasserstraße mit ihren Schleusen wird in ihrer Kompliziertheit den Anforderungen der Zukunft nicht genügen. Um ihnen entsprechen zu können, ist es unbedingt notwendig, sie eines Tages in der Weise des Suezkanals umzuarbeiten.

Auch die gewaltigen Schleusen werden trotz ihrer Größe für die Schiffe der Zukunft schwerlich ausreichen, die jährlich im Umfange von Hunderten von Tonnen die Wasser des Chágresflusses kreuzen. Dieser Fluß liefert das Wasser für die oberen Wasserflächen und wird den späteren Bedürfnissen wenig entsprechen. Zudem besteht in dem von Erdbeben häufig heimgesuchten Weltteil für die Schutzdämme, ja für die ganze Strecke die Gefahr, durch heftige Erschütterungen zerstört zu werden.

Aber selbst ohne derartig schwerwiegende Ereignisse wird der Schleusenkanal für die Anforderungen des Handels und eines Krieges nicht für lange auf der Höhe stehen. Zwar spricht man heute noch nicht gerne davon, doch es ist sicher, daß eines Tages eine neue, einfachere Straße von weit größerer Tiefe geschaffen werden muß.

Doch überlassen wir die Zukunft der Zukunft. Vorläufig erfüllt der Kanal vollständig seinen Zweck. Seine ganze Länge vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean beträgt ungefähr vierzig Meilen. Von Colón und der Bay Limon führt er durch ziemlich flaches Gelände, bis er die großen Schleusen erreicht, die den Eingang des beträchtlichen Sees gleichen Namens bilden, eine ausgedehnte Wasserfläche mit zahlreichen zerstreuten Inseln. Mit dem Dampfer durchquert man etwa 25 Meilen bis nach Bay-Obispo.

Hier beginnt der berühmte Culebraeinschnitt. Der fünfhundert Fuß hohe Berg mußte durchstochen werden und die dadurch gewonnenen Erdmassen dienten zur Errichtung der verschiedenen Dämme.

Bei Mount-Culebra gewinnt man die beste Übersicht über die Arbeiten. Vom Gipfel des Berges aus liegt die ganze Landenge vor uns ausgebreitet. Überall Fabriken, Arbeiterhäuschen, dazu Maschinen jeglicher Art, von geradezu genialer Konstruktion. Sie verrichten ihre Arbeit fast

ohne menschliche Führung und schaffen mit staunenswerter Vollendung, bewegen sich vor- und rückwärts, schneiden und durchfurchen die Erde, beseitigen die Abfälle, kurz leisten ihre Arbeit mit einer scheinbaren Intelligenz, als ob sie von Menschenhänden getan würde.

Die technische Entwicklung ist mit Recht der Stolz Amerikas. Seine Erfindungen haben eine bis jetzt unerreichte Höhe erlangt und täglich kommen neue hinzu. Die Maschinen verrichten sozusagen jegliche Arbeit, sie schreiben, sie bauen, und die Zeit ist offenbar nicht mehr ferne, in der die menschliche Energie sich lediglich auf die Führung der Räderwerke zu beschränken und kaum sonst mehr mechanische Arbeit zu verrichten braucht.

Durch die tiefen Ausschachtungen erreicht der Kanal nach etwa 9 Meilen die Schleusen Pedro-Miguel, nach weiteren $1\frac{1}{2}$ Meilen durch nochmalige Schleusen endlich das Niveau des Stillen Ozeans.

Die größte Höhe bildet der Wasserspiegel des Sees Gatun, 85 Fuß über der Oberfläche des Atlantischen Ozeans. Bei Pedro-Miguel ist der Spiegel $30\frac{1}{2}$ Fuß tiefer als derjenige des Gatun, und erst bei Miraflores, nach verschiedenen weiteren Schleusen, mündet der Kanal in den Stillen Ozean.

In einer Länge von 16 englischen Meilen, hinter Gatun, hat er eine Breite von 1000 Fuß, dann verengert er sich während 4 Meilen auf 800 Fuß, und bei Bay Obispo beträgt die Breite nur noch 500 Fuß. Die geringste Breite von 300 Fuß hat er durch den ganzen Culebra-Einschnitt, die Biegungen ausgenommen. Es gibt im ganzen 22 mehr oder weniger scharfe Winkel, deren bedeutendster die Tabernilla ist.

Die Oberfläche des Sees Gatun beträgt bei hohem Wasserstande regnerischer Jahreszeiten 32 deutsche Quadratmeilen. Während mehrerer Monate des Jahres werden künstliche Mittel angewendet, um bei der Trockenheit die nötige Wassermenge zu beschaffen, was sich leicht bewerkstelligen läßt, da unter normalen Verhältnissen großer Wasserüberfluß vorhanden ist. Das Niveau der Wasserfläche wird durch Dämme aufrechterhalten; die ausgegrabene Erde liefert meist die mächtigen, oft über hundert Fuß hohen und ebenso breiten Bollwerke. Manche Dämme sind, wie die zwölf Schleusen, in Zement ausgeführt.

Augenscheinlich ist man sehr stolz auf die großen Zahlen. Die Yankees bekunden eine wahre Leidenschaft für das Herzählen gewaltiger Ziffern. Sie führen beständig statistische Aufzeichnungen an, so z. B., daß die ausgegrabene Erde 182 537 766 Kubik-Yards ausmacht. Davon hat die französische Gesellschaft 78 176 960 Kubik-Yards ausgegraben, während für das jetzige Kanalbett nur 29 908 000 Kubik-Yards erforderlich sind. Die französische Arbeit wird auf 25 389 240 Dollar geschätzt; die bis jetzt verausgabte Summe erreicht eine Höhe von mehr als 375 000 000 Dollar.

Diese verblüffenden Zahlen werden mit größter Genugtuung immer wieder genannt; von jeder einzelnen Sache erfährt man, wieviel sie gekostet hat; je größer die Summe, mit um so größerem Stolz wird sie ausgesprochen.

Es ist oft schwer, das genügende Interesse für die phantastischen Werte zu zeigen, um so mehr, als das Geld hier so selten zu den Resultaten im richtigen Verhältnisse steht.

Die Schleusen des Kaiser-Wilhelm-Kanals sind z. B. größer und haben sicher weit weniger gekostet.

Die Verwaltung ist stolz auf ihre Reichtümer und auf die Ausgaben. Die Yankees freuen sich beständig darüber, sich reich zu fühlen. Das Geld übt einen übermäßigen Zauber auf sie aus. Je reicher man ist, um so mehr möchte man dazu besitzen, gleichviel durch was für Mittel.

Menschen, die mit ihrem Überfluß gar nichts mehr anzufangen wissen, für die diese kolossalen Werte zu einer beständigen Sorge, zu einer Last geworden sind, fahren trotzdem immer fort zu schaffen, zusammenzuscharren; sie machen die größtmöglichsten Anstrengungen, opfern die Gesundheit, ja selbst ihr Leben.

Das Panamaunternehmen weist wahrhaftig ungewöhnliche Summen auf, die wohl manchen dafür empfänglichen Geist zu bestechen vermögen. Alles ist Berechnung und wird in mathematischen Ziffern ausgedrückt. Vom kleinsten Gehalte an bis zu den Millionen und Billionen, von jedem Quadratmeter Boden an ist alles genau aufgezeichnet und veröffentlicht. Die geringsten Summen und Maße werden erwähnt, nur um damit zu blenden.

Das Ausgraben geschah mit Hilfe von Dampfschaufeln, äußerst sinnreichen Maschinen. Sie werfen den Boden auf und entfernen die Abfälle mit erstaunlicher Schnelligkeit. Die beste dieser Maschinen soll am 22. März 1910 die Arbeit von 4823 Kubik-Yards oder 8395 Tonnen bewältigt und damit die höchste Leistung erreicht, den Rekord geschlagen haben. Jeglicher Rekord wird in Amerika voll Stolz bekannt gemacht. Kaum in Neuyork angelangt, erfährt man, wer der beste Wettläufer, welches das höchste Gebäude ist; man lernt den Namen des Herkules unter den Boxern kennen, erfährt die größte Entfernung im Aeroplan und auch, wer am meisten für ein Mittagessen bezahlt hat.

Ob Mensch oder Maschine, der Name wird bekannt, sobald sie das Glück hatten, irgendwo, wie man hier zu sagen pflegt, to beat a record.

V.

Der Amerikanismus.

Die Kundgebungen des Amerikanismus fallen hier mitten in dieser tropischen Umgebung noch stärker ins Auge als in den Vereinigten Staaten. Die Yankees haben alle ihre Einrichtungen und Gebräuche mitgebracht und eingeführt. Die vom Staate unterstützte Gesellschaft begünstigt, was immer an die heimatliche Erde erinnert, und schätzt alles, was von nationalem Empfinden zeugt.

Das tägliche Leben, wie es sich längs des Panamakanals abspielt, ist vollständig amerikanisch. Jedermann spricht englisch oder vielmehr Yankee-englisch, das sich von Tag zu Tag merklicher von der Sprache Shakespeares

entfernt. Durch die Aufnahme der verschiedensten Ausdrücke der Einwanderer und besonders durch den nasalen Ton wird im Laufe der Jahrhunderte ein von der Sprache ihrer Vorfahren ganz verschiedenes Idiom entstehen, wie dies bei den Holländern der Fall war, die heute nicht mehr englisch sprechen können.

Auch die sozialen Verhältnisse weisen die nämlichen Eigentümlichkeiten auf; die Lebensweise bleibt sich auch hier in den Tropen gleich, sowohl in der Arbeit wie im Sport. Übung und Ermüdung holt man sich hier wie drüben, in Schreibstuben, in Klubs und auf den Sportplätzen, und führt bei einer Temperatur von 40 Grad genau das gleiche Dasein wie in den Vereinigten Staaten.

Die zahlreichen Angestellten sehen darauf, daß ihren Familien viel Zerstreuung geboten wird; auch gibt es genau so viele Einladungen wie an jedem anderen Platze. Man liebt die Geselligkeit und das gute Leben, und die großen Gehälter werden mit ebenso großer Freigebigkeit verschleudert. Das Geld bleibt nicht lange in der Tasche, es wird ebenso leicht ausgegeben wie verdient und fällt stets zuletzt wieder der Gesellschaft anheim.

Kehren wir zum Kanal zurück. Dem Beobachter drängt sich in erster Linie die Frage auf, warum man hartnäckig am Bau der Schleusen festgehalten hat, anstatt einer hochgelegenen Wasserstraße den Vorzug zu geben. Im Anfang hielt man die Ausführung für bedeutend schwieriger, kostspieliger und vor allem zeitraubender. Die Eröffnung des Kanals mußte im Jahre 1915 stattfinden, um dem ungeduldig und mißtrauisch gewordenen Publikum zu zeigen, daß der bereits als Chimäre betrachtete Durchbruch der Landenge wirklich in Erfüllung gegangen war. Dabei fielen auch noch andere Erwägungen ins Gewicht. Vor allem waren die Schleusen von großer Bedeutung für viele Fabriken und sonstige Unternehmungen, deren Einfluß in Washington überaus mächtig ist.

Einer verläßlichen Statistik verdanken wir die genauesten Beschreibungen. Wie gesagt, gibt es sechs doppelte Schleusen zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean. Drei davon befinden sich in Gatun, wo sie mit der Haupthöhe von 35 Fuß den Seespiegel erreichen. Die drei andern sind in Pedro Miguel und Miraflores, von wo der Abfall nach dem Stillen Ozean beginnt. Sie haben alle die gleiche Länge von 1000 Fuß auf 110 Fuß Breite. So beträchtlich aber diese Maße auch sind, bleibt es doch fraglich, auf wie lange Zeit sie für die gewaltigen und stets noch größer werdenden Handelsschiffe und Dreadnoughts genügen können.

Die Seitenwände haben auf dem Grunde eine Stärke von 45—50 Fuß; die Vorderseite erhebt sich senkrecht bis zu 24½ Fuß Höhe; von da an verengt sie sich und hat am obern Ende noch 8 Fuß Breite. Die mittlere Mauer hat einen Umfang von 60, eine Höhe von ungefähr 81 Fuß. Beide Seiten sind vertikal. 42½ Fuß über dem Boden und 15 Fuß über der Höhe der Schleuse teilt sich die Mauer und bildet einen Innenraum in der Form des Buchstabens U und im Umfange von 19 Fuß in der Tiefe und

44 Fuß an der Spitze. Dieser Mittelraum enthält einen Tunnel mit drei Abteilungen oder Galerien, deren unterste zur Drainage dient. Die mittlere Galerie enthält die Drähte des elektrischen Stromleiters zur Bedienung der Flügel. Die obere Galerie ist ein Durchgangsweg für die Arbeiter.

Die beim Gatunsee durch Wasserturbinen erzeugte Elektrizität führt sämtliche Schiffe in und durch die Schleusen und bewirkt die nötige Kraft. Es dürfen keine Schiffe mit eigener Kraft durch die Schleusen fahren, sie werden vermittels elektrischer Lokomotiven bugsiert, die auf der Schleusenmauer auf Zahnradschienen laufen. Die Zahl der im Betriebe stehenden Lokomotiven richtet sich nach der Zahl der Schiffe; gewöhnlich genügen vier Lokomotiven.

Die aus Stahl verfertigten Schleusentore haben eine Dicke von 7 Fuß, eine Länge von 65 Fuß und eine Höhe von 47—82 Fuß und je 300—600 Tonnen. Zwischenschlüsse sind in den Schleusen angebracht, um nötigenfalls an Wasser und Zeit sparen zu können. Man verwendet sie für kleine Schiffe.

Die Tore sind derart angebracht, daß sie die Schleusen in Kammern von je 600 und 400 Fuß Länge einteilen. Zur Errichtung der Schleusen wurden ungefähr 4 200 000 Kubik-Yards feste Masse ausgerechnet, wofür etwa die gleiche Menge Zement nötig war. Zum Füllen der Schleuse öffnet man die oberen Klappen, während die unteren geschlossen bleiben. Das Wasser strömt vom Teiche durch die breiten Abteilungen in die schmalen und von da in die Schleusenkammern. Durch dieses System wird das Wasser so rasch wie möglich über die ganze horizontale Fläche der Schleuse verteilt und jede Störung in dem Raume vermieden, während er sich anfüllt oder entleert. Die Durchschnittszeit zur Füllung und Leerung der Schleuse beträgt 15—20 Minuten; dabei öffnen sich die Klappen so ruhig, daß keine störenden Wirbel entstehen.

Um einen Dampfer durch sämtliche sechs Schleusen zu leiten, braucht man mindestens drei Stunden, für jede Schleuse von Gatun etwa eine halbe Stunde und ebenso lange für die drei andern Schleusen bei Pedro Miguel und Miraflores. Somit wird für die Durchfahrt eines Dampfers durch den ganzen Kanal eine Zeitdauer von 12—15 Stunden angenommen, im Verhältnis natürlich zur Größe und Schnelligkeit des Schiffes.

Der bedeutendste Damm ist derjenige beim Gatunsee. Seine Länge beträgt eineinhalb Meilen, sein Durchmesser an der Basis ungefähr eine halbe Meile. Die Dämme bestehen aus einer Mischung von Sand und Lehm, die durch hydraulischen Druck zwischen felsige und andere beim Durchstich gewonnene Bestandteile eingestreut wurde. Sie enthalten etwa 21 000 000 Kubik-Yards Material.

Neben dem Damme gibt es 21 Abhänge längs dem Culebra-Abschnitt. Zwölf davon bedecken Flächen bis zu 47 Acres, neun nehmen kleine Flächen von weniger als einem Acre ein, im ganzen 149 Acres. Am größten ist der Hang bei Cucaracha auf der östlichen Kanalseite. Er bedeckt einen

Flächenraum von 47 Acres und hat von der mittleren Linie des Kanals 1820 Fuß abgebrochen. Der Abhang fing französischen Berichten zufolge schon im Jahre 1884 an, in Bewegung zu geraten, und hat den Amerikanern seit Beginn ihrer Tätigkeit viel zu schaffen gemacht. Über 2 000 000 Kubik-Yards wurden aus dem Wege geräumt, und noch immer rutscht die Erde nach.

In einer lehrreichen, der geographischen Gesellschaft vorgelesenen Schrift erklärt der sonst so optimistische erste Ingenieur des Panamakanals, daß die größte Schwierigkeit beim Durchstich eben diese Hänge und Brüche sind, deren große Erd- und Steinmassen die Drainage verstopfen, die Dampfbagger umwerfen und die Geleise aufreißen.

Brüche kommen an den Stellen vor, wo der untere Felsen von schlechter Beschaffenheit ist und von horizontal nach dem Kanal ziehenden Rissen durchkreuzt wird. Das Wasser ist dann nicht imstande, die aufgeschichtete Masse wegzuschaffen. Durch das Gewicht der eingebrochenen Erdmenge wird das auf dem Boden des Kanals sich befindende Material seitlich geschoben und weggeschwemmt, während sich die obere Masse gegen die Axe des Kanals in Bewegung setzt, bis sich das Ganze verschoben hat.

Welchen Umfang diese Bewegungen annehmen können, ersehen wir daraus, daß in einem Jahr zum Beispiel von 14 921 756 weggeschafften Kubik-Yards 884 530 oder 6 Prozent von Erdrutschen herrührten. Im Jahre 1910 kamen auf 14 921 750 Kubik-Yards 2 649 000 oder 18 Prozent durch die gleichen Ursachen, die teils schon bestanden, teils sich fortwährend weiterbilden. Außer den Erdrutschen besteht das Material aus Felsgestein und muß gesprengt werden, ehe es die Dampfbagger entfernen können.

Die neue Panamabahn wird in ihrer Ausführung mit dem Kanalbau Schritt halten. Die alte Linie von Colon nach Mindi und von Corozal nach Panama wird mit Weglassung einiger Krümmungen wieder hergestellt und in Gebrauch genommen.

Die neue Strecke von Mindi bis Gatun, zwei Meilen, und von Paraiso bis Corozal, vier Meilen, ist bereits fertiggestellt und soll demnächst dem Betrieb übergeben werden.

VI.

Die Vorläufer.

Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatten zum Zwecke eines Durchbruches der Landzunge Versuche stattgefunden. Philipp II. verbot jedoch unter Androhung der Todesstrafe die Ausführung des gewagten Unternehmens.

Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts war das Problem wieder aufgenommen worden. Vorläufig wurde eine Eisenbahn zwischen Colon und Panama errichtet und schon im Jahre 1855 vollendet. Seither entstanden auf den meisten überseeischen Landzungen weitere Linien, deren bedeutendste Salina-Cruz mit Puerto-Mexico verbindet.

Der Panamakanal ist kaum vollendet und schon spricht man von dem Durchbruch anderer Landengen, besonders derjenigen von Costa-Rica, von Nicaragua und von Honduras; denn alle diese kleinen Republiken erwachen allmählich und suchen aus den Vorzügen ihrer geographischen Lage Nutzen zu ziehen. Die Wasserflächen der Seen Managua und Nicaragua bieten Möglichkeiten zur Verwirklichung dieser Projekte, die ganz bestimmt eines Tages ausgeführt werden.

Seit dem Jahre 1880 sind insbesondere zwei Kanalprojekte vielfach erörtert worden — das eine von den Vereinigten Staaten, das andere von Frankreich.

Das Projekt von Nicaragua wollte San Juan de Nicaragua am Karibischen Meer durch einen Schleusenkanal mit Brito am Stillen Ozean verbinden. Der Kanal sollte den Fluß San Juan hinaufführen, den Nicaraguasee durchziehen und unter Zuhilfenahme von zwei kleinen Strömen sich zum Stillen Ozean herabsenken. Die Länge wurde auf 200—300 Kilometer berechnet. — Das zweite Projekt war der Panamakanal. Wie wir wissen, führt er durch den Gatunsee, macht sich den Chágresfluß zunutzen und durchquert den Berg Culebra. Hiebei waren nur 60 Kilometer Ausgrabungen nötig, um von einem Ozean zum andern zu gelangen.

Dieses Projekt wurde bekanntlich angenommen und geht seiner baldigen Vollendung entgegen. Die Arbeiten begannen im Jahre 1881. Eine französische Gesellschaft hatte sich unter dem Vorsitze des Ingenieurs des berühmten Suezkanals, F. v. Lesseps, gebildet. Noch lebt das Mißgeschick des tapfern Vorkämpfers in aller Gedächtnis, und ebenso unvergessen sind die gewaltigen Opfer, die phantastischen Summen, die das Unternehmen verschlang, wo jeder einzelne Spatenstich Geld kostete und jeder Schritt zum Ziele Menschenleben.

Noch heute befinden sich zu beiden Seiten des Kanals kleine Friedhöfe; überall im Walde erheben sich einfache Holzkreuze und deuten die Gräber der zahlreichen Opfer an. Denn Malaria und Fieber haben beständige Ernte gehalten. Mochte man die Menschen auch aus den verschiedensten Erdteilen herbeilocken und mit schwerem Gelde bezahlen — kaum angekommen, erlagen sie in Hekatomben, bis sich schließlich keine Leute mehr fanden, die Arbeit zu verrichten, und kein Geld mehr, sie zu bezahlen. Es kam zum vollständigen Zusammenbruch. Der Sturz des Weltunternehmens ist einzig in seiner Art und bleibt ein wunder Punkt der finanziellen und industriellen Leistungen des Ausgangs des 19. Jahrhunderts.

Die Vereinigten Staaten erwarben alles noch vorhandene Material. Fertige Arbeiten, errichtetes Mauerwerk, Maschinen, alles wurde im Namen der Gesellschaft taxiert und ausbezahlt.

Die Berechnung der schon gemachten Ausgrabungen betrug 25 389 240 Dollars, die der Eisenbahn 9 644 320 Dollars, die Maschinen mehr als 2 Millionen usf. Die Gesamtsumme belief sich auf rund 40 000 000 Dollars.

In der Beschlußfassung des sogenannten ‚Spooner act' wurde der Präsident der Vereinigten Staaten durch eine Kommission von sieben Mitgliedern zum Kanalbau bevollmächtigt. Im Januar 1905 nahm das Kriegssekretariat in einem Briefe an den Präsidenten Kenntnis davon.

Im Jahre 1907 vereinfachte dieser die Sache, indem er selbst die Pflichten des Obmannes und des ersten Ingenieurs in seiner Person vereinigte. Später ging das Kriegssekretariat bei der Regierung der Kanal-Zone in gleicher Weise vor, wodurch die Reibereien, die früher zwischen den drei verschiedenen Beamten bestanden hatten, vermieden wurden.

Das Hauptingenieuramt besteht aus drei Abteilungen. Die erste hat die Zeichnungen für Mauer- und Schleusenkonstruktionen, Ventile, Schleusentore und die Entwürfe zu den beweglichen Dämmen auszuführen. Der zweiten unterliegen sämtliche Fragen betreffs Kaufläden, Gebäuden, städtischen Verbesserungen, Lose- und Aktienberechnungen, Lohn- und Unterhaltsgelder. Die dritte hat die Aufsicht über Meteorologie, Flußwasserwerke, sowie die allgemeine Regelung aller in den andern Abteilungen nicht vorkommenden Angelegenheiten. Dem Obmann selbst unterliegt die Überwachung der sanitären Einrichtungen, der Verwaltung, Gesetze, Rechnungsprüfungen, Vorschußauszahlungen, Quartier und Unterhaltsgelder, sowie die Ankaufsabteilung in den Vereinigten Staaten. Die Gesundheitskommission hat die Spitäler, die Fürsorge für die Kranken und die Ölbegießung der Sümpfe zu überwachen.

Die Arbeit der Zivilverwaltung ist eingeteilt in Post-, Zoll-, Steuer-, Gefängnisabteilungen, in Schulen, Feuerversicherungen und öffentliche Arbeiten. Anwälte, Schätzmeister und Aufseher der Kanalzone bilden die Gerichtsbarkeit für den Hauptkreis und für die Bezirke der Zone. Der Bezirksvorstand vertritt die Kommission in den meisten Streitfragen, die zwischen der Kanalzone und der Republik Panama vorkommen.

Im Namen des Sachwalters und des Bevollmächtigten der Kommission handhabt das Gericht die gesetzlichen Angelegenheiten sowie die Bodenfrage für den Kanal und die Eisenbahnen. Der Rechnungsprüfer hat die Verantwortung über die Bücher der Kommission, er trägt alle Kosten ein und verwaltet die Couponbücher und Mehlzettel.

Monatlich einmal unterzieht er die Vorschußverrechnungen einer Durchsicht und halbjährlich zahlt er dem Kassierer der Vorschußkasse den Barschaftsbetrag aus. Er prüft die Bücher und Rechnungen aller Angestellten, die mit Geld und Couponbüchern zu tun haben, kontrolliert alle Listen und sieht täglich die Zeitbücher der stundenweise beschäftigten Angestellten nach. Er berichtet über Eigentumsentwendung und Übertretung von Vorschriften und Bestimmungen betreffs der wirtschaftlichen Verwendungen von Arbeit und Material, er beschwichtigt Streitigkeiten zwischen Beamten und läßt sich über sämtliche Beamtengehälter Rechenschaft ablegen.

Der von Washington für die Kommission eingesetzte Beauftragte hat alle vom Quartieramt benötigten Besichtigungen und Ankäufe in den Vereinigten

Staaten zu besorgen. Auch besetzt er die freiwerdenden Stellen mit sogenanntem ‚Goldpay'-Personal. Die Sekretariate der Kommission und der Panama-Eisenbahn unterstehen dem Obmann, der durch diese Stellung gleichzeitig Präsident der Panamabahn ist.

Im allgemeinen hängt die Wahl der Beamten von ihrer besonderen Tüchtigkeit ab. Man läßt ihnen volle Freiheit in der Anwendung ihrer eigenen Methoden, mit denen sie sichere Erfolge zu erzielen glauben, und erreicht dadurch im vollsten Umfange individuelle Anstrengung und Verstandesarbeit. Ein jeder einzelne ist von persönlichem Interesse für das Werk beseelt und schreibt sich selber einen großen Teil an dem Erfolge des Unternehmens zu. Jedem Besucher der Landenge muß die allgemeine Begeisterung und Tüchtigkeit bei dem Unternehmen ins Auge fallen. Ich muß doch sagen, daß mich viel mehr als die rein materiellen Ergebnisse die psychologischen Seiten gefesselt haben. Die ganze Arbeit in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrer Ausdehnung steht einzig da und zeigt uns ein außerordentlich vielseitiges Feld. Die Kanalzone bildet ein abgeschlossenes Land und die Arbeiter eine kleine abgesonderte Nation.

Das Leben selbst entfaltet sich uns in ganz besonderer Form. Neue Zustände werden geschaffen, unerwartete Möglichkeiten erschließend; unvermutet erweitert sich der ganze Gesichtskreis. Ein Zeitraum von zehn Jahren bringt eine Menge von Umwandlungen hervor; man lebt sich in die Verhältnisse ein, faßt Wurzel, die Kinder kommen zur Welt, es wächst die Jugend heran, eine ganze Entwicklung vollzieht sich.

Eigenartige Ergebnisse treten dabei zutage. Wir stehen einer völlig neuen Lebensart und ungewöhnlichen Verhältnissen gegenüber, denn überall am ganzen Kanal ist das Leben vollständig verschieden von allem bisher Gesehenen oder Gekannten. Neue Bedürfnisse rufen naturgemäß andere Zustände hervor, und man kann sagen, daß ein neues Kapitel in der Geschichte der Zivilisation seinen Anfang genommen hat.

Wem wirft sich nicht beim Betrachten eines mächtigen Monumentes zuerst die Frage auf, nach was für Plänen es entstanden ist, unter was für Bedingungen die Arbeiter geschafft haben und wie das Dasein der großen arbeitsamen Menge gewesen sein mag. Von welch großem Interesse wäre es z. B. zu wissen, wie die Pyramiden errichtet worden sind, wie die Chinesen die Große Mauer gebaut und die Assyrier ihre hängenden Gärten hergestellt haben.

In der Tat wäre es sehr fesselnd, einen Blick in das Ameisengetriebe jener Menschen und ihrer Bestrebungen werfen zu können. Eine genaue Beschreibung dieser gewaltigen Werke vermöchte uns neben der Arbeit als solcher eine wichtige Phase der sozialen Verhältnisse der damaligen Zeit vor Augen zu führen. Dadurch würde die zu allen Zeiten so wichtige Arbeiterfrage wie in einem Bilde sich vor uns entfalten, wir könnten auf einmal ungeahnte Umstände erfahren, die Heranziehung der Arbeiter, die Gehaltsfrage, die Zahl der Arbeits- und Mußestunden kennen lernen, wir wüßten, ob die

Arbeiter zufrieden waren und was sie beschwerte, wie sie sich ernährten, wie sie wohnten, was für technische Kenntnisse sie besaßen, mit einem Wort, wir bekämen einen Überblick über ihre Kulturstufe. Ihr ganzes Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten würde uns verständlicher sein. Ihre Vorzüge und Fehler könnten verwertet, die geistige und materielle Seite mit größerer Gerechtigkeit und Sachkenntnis beurteilt werden, was doch im Grunde der wichtigste Punkt ist.

So bedeutend das Werk selbst auch sein mag, so bleibt es doch überflügelt durch die Größe des Gedankens, dem es entsprang. Die persönliche Intelligenz wie der soziale Geist offenbaren sich uns in jeder Epoche auf andere Art. Bald sind es Gewalt und kriegerische Tüchtigkeit, bald Gedankentiefe und poetische Phantasie, die Verfeinerung in der Kunstpflege, oder wie zu heutiger Zeit die technischen Erfindungen, die unser Erstaunen wachrufen.

Während meines Aufenthaltes in Panama hat mich besonders die Ausführung des Riesenwerkes von Tag zu Tag mit wachsender Bewunderung erfüllt. Der Gedanke, der, seitdem die Landenge bekannt ist, durch Generationen hindurch den menschlichen Geist beschäftigt hat, verdankt seine Verwirklichung dem Talente Lesseps' und seine Ausführung der Ausdauer der Yankees.

Nirgends offenbart sich die technische Vervollkommnung unserer Zeit mit so großer Gewalt und in so vollkommener Weise. Der Kanaldurchstich ist ein Triumph der Mechanik. Alles haben die Maschinen getan, alles wird den Maschinen verdankt. Der größte Teil der Arbeit wurde durch bewundernswerte Erfindungen vollbracht, kompliziertes Räderwerk ersetzt die Menschenhand, staunenswerte Neuerungen schaffen stets neue Werkzeuge.

Angesichts dieser großartigen Erfindungen wird sich die Arbeit der Menschen notwendigerweise umgestalten müssen. Ihre Verwendung und Bestimmung wird eine vollständige Verschiebung und Umsetzung erfahren, die ganze Tätigkeit wird sich wandeln und gewissermaßen den Erfordernissen der immer komplizierteren Maschinen anpassen.

Die geringste Bemühung wird berechnet und hat ihren bestimmten Wert; die kleinste Handlung wird in Gold oder Silber besoldet, je nachdem der Angestellte in die Kategorie der ‚gold- oder silver-pays' gehört.

Sollte dieses Dasein ein Zukunftsbild für das Leben der kommenden Generationen sein, und dereinst alles nach dem Signalpfeifen und dem Glockenschlag sich richten müssen? Und sollte der Unterschied der sozialen Klassen dann nur noch in der Gehaltsfrage bestehen wie auf diesem seltsamen Boden der Kanalzone? Der Amerikanismus ist sicherlich reich an Überraschungen. Nirgends können wir ihn besser beobachten als hier.

Was immer malerisch und empfindsam ist, gilt hier als überflüssig, wenn nicht gar als gefährlich. Nur die Arbeit, die zu dem Werke in Beziehung steht, wird geschätzt. Der Grad des Ansehens hängt ganz allein von der Bedeutung der Mitwirkung am öffentlichen Interesse ab.

Angesichts dieser neuen sozialen Einrichtung möchte man sich fragen,

ob man endlich vor der richtigen Lösung steht, und ob die soziale Frage dadurch zugleich glücklich gelöst wird. Doch leider kann ich auch hier nicht bemerken, daß die Klassengegensätze gemildert wären. Der Abgrund, der die ‚gold pays' von den ‚silver pays' trennt, ist ebenso unüberbrückbar, als damals zwischen den Heloten und Spartanern, zwischen den Plebejern und Patriziern, den Leibeigenen und den Herren des Mittelalters, und zwischen den Arbeitern und den Kapitalisten der heutigen Tage. Welche Benennung man ihm auch geben mag, der Tatbestand bleibt derselbe und scheint wohl unvermeidlich bei dem Menschengeschlecht hienieden zu sein.

VII.

Die Arbeiter.

Die Anstellung und Unterbringung der Arbeiter ist Sache des Quartieramtes, das in zwei Hauptabteilungen zerfällt: 1. für Arbeit und Unterkunft, 2. für Material und Proviant. Durch die Arbeitsabteilung wurden 43 432 Arbeiter nach der Landenge gebracht, wovon 11 797 aus Europa kamen, 19 448 aus Barbados, der Rest aus andern Ländern Westindiens und aus Colombia. Darum ist man nicht auf die Ansässigen angewiesen.

Die sogenannte ‚Gold force' setzt sich aus der Geistlichkeit, Missionären und Lehrern, überhaupt höheren Beamten, den Bauunternehmern und den geübten Arbeitern der Kanal- und Eisenbahngesellschaft zusammen. Sämtlich Amerikaner, bilden sie die Elite der Zone.

Die ‚silver force' besteht aus den Taglöhnern der Kommission und der Eisenbahngesellschaft. Davon sind etwa 4500 Europäer, hauptsächlich Spanier, besonders Basken. Eine kleine Anzahl sind Italiener, der Rest, etwa 30 000, sind Westindier, deren Handwerker in der Stunde 16—44 cents verdienen. Der Durchschnittslohn für die westindischen Arbeiter ist 10 cents pro Stunde, doch werden einzelne, deren Tätigkeit besonderer Art ist, mit 16—20 cents bezahlt. Die Spanier verdienen gewöhnlich 20, alle anderen 16 cents.

Das Material- und Proviantamt hält in acht Geschäftshäusern einen Proviantvorrat für die Kommission und Panama-Eisenbahngesellschaft aufgestapelt, dessen Wert sich auf 4 500 000 Dollars beläuft. Jährlich wird ungefähr für 12 000 000 Dollars Proviant angekauft, für dessen Beförderung ein Dampfer täglich verladen werden muß.

Die Kanal- und Eisenbahnangestellten beziehen ihre Nahrung, Kleidung und sonstigen Bedürfnisse durch das Unterhaltsdepartement, dessen zwei Abteilungen aus dem Verpflegungsamt und der Hotelverwaltung bestehen. Der Umsatz beträgt sieben Millionen fünfhunderttausend Dollars pro Jahr. Davon fallen 6 000 000 Dollars auf das Verpflegungsamt und 1 500 000 Dollars auf die Hotelverwaltung.

Zum Verpflegungsamte gehören 22 Hauptgeschäfte, die auf die gleiche Anzahl von Dörfern und Lagern längs des Kanals verteilt sind. Nach der Berechnung werden die Angestellten mit ihren Angehörigen, ungefähr 65 000

Menschen, täglich genährt, gekleidet und mit allem Nötigen versorgt. Im Verein mit dem Kleinhandel bestehen in Cristobal folgende Geschäfte: Kühlräume, Eisfabriken, Bäckereien, Kaffeeröstereien, Waschhäuser und Packereien.

Die Hotelverwaltung hält außer dem Hotel Tivoli in Ancon noch 18 Hotels für weiße Angestellte, denen Mahlzeiten zu 30 cents serviert werden. In diesen Hotels werden monatlich ungefähr 200 000 Mahlzeiten verabreicht. Es gibt 18 Kosttische für europäische Arbeiter, die ihre Portion von drei Gängen mit 40 cents bezahlen. Im ganzen werden an diesen Tischen annähernd 270 000 Mahlzeiten im Monat ausgeteilt. Für die westindischen Arbeiter sind vierzehn Küchen errichtet, wo die Leute eine Portion von drei Gerichten für 27 cents erhalten. Ungefähr 100 000 Mahlzeiten werden monatlich in diesen Küchen verabfolgt.

Die monatlichen Auslagen für die Hotels, Küchen und Kosttische betragen 85 000 Dollars, für Arbeitslöhne und sonstige Bedürfnisse 17 000 Dollars. Die Monatseinnahmen, mit Ausschluß der Einkünfte des Hotels Tivoli, stellen sich auf etwa 105 000 Dollars.

Einige der größeren Kosten und Abgaben sind folgende: Bezahlung an die Alte Panama-Gesellschaft 40 000 000 Dollars, an die Republik Panama 10 000 000 Dollars, Abgaben im Jahre 1902: 10 000 000 Dollars, im Jahre 1905: 11 000 000 Dollars, im Jahre 1906: 25 456 415 Dollars, 1907: 27 161 367 Dollars, im Jahre 1908: 29 178 900 Dollars, im Jahre 1909: 33 638 000 Dollars, im Jahre 1910: 37 835 000 Dollars, im Jahre 1911: 45 360 000 Dollars, und so gehen diese gewaltigen Ziffern weiter.

Die Eisenbahn durchläuft dem Kanal entlang eine Strecke von 47 Meilen, von Colon bis Mindi 4,17 Meilen und von Corozal bis Panama 2,83 Meilen. Der alte Schienenweg wurde beibehalten, die übrige Strecke von 40 Meilen ist neu.

Bei Gatun verläßt die Bahn den Kanal und zieht sich in östlicher Richtung durch das Tal des Gatunflusses bis zu einer Entfernung von 4 1/2 Meilen vom Mittelpunkte des Kanals. Von da an wendet sich die Bahn wieder nach Süden und berührt das östliche Ufer des Gatunsees bis zum Beginn des Culebra Cut.

Anfangs bestand die Absicht, die Bahn auf einem Damm von 40 Fuß durch den Culebra Cut zu führen, 10 Fuß über dem Wasserspiegel, doch die zahlreichen Erdrutsche machten diesen Plan unausführbar. Jetzt ist man im Begriff, jenseits des unter dem Namen Goldhill-line bekannten Abschnittes eine Linie herzustellen. Nachdem die Bahn den Damm bei Bas-Obispo verlassen hat, arbeitet sie sich etwa 2 Meilen in das Hügelland hinein. Weiter führt die Linie durch das Pedro-Migueltal nach Paraiso, etwa 800 Fuß vom Kanal entfernt.

Vom Südende des Culebra Cut nach Paraiso läuft die Bahn, bei einer Maximalsteigung von 45 Prozent, parallel mit dem Kanal bis Panama.

Über den Gatunfluß ist eine eiserne Drehbrücke im Bau begriffen, und eine zweite ¼ Meile lange Eisenbrücke führt über den Chagresfluß nach Gamboa.

Wo früher müde Maulesel und Tausende von Sklaven die Waren von einem Ozean zum andern schleppen mußten, fahren heute ununterbrochen die Züge nach beiden Richtungen und legen den Weg von Panama nach Colon in kaum 1½ Stunden zurück.

Der Pfad durch die Landenge war schon seit der Zeit der Eroberung eine viel begangene Geschäftsader. Die gesamten Schätze von Peru, Bolivia, Columbia und dem übrigen Süden wurden zu Schiff nach Panama und von dort per Maulesel durch den Dschungel nach Colon gebracht, um von hier aus nach allen Weltgegenden versendet zu werden.

So gelangte die jährliche Messe der Limon-Bay zu großer Berühmtheit. Eine regelrechte Baracken- und Zeltstadt erstand inmitten der tropischen Wälder. Die entferntesten Meere entsandten ihre Schiffe dorthin; die berüchtigten Corsaren und wilden Flibustier trafen sich bei dieser Gelegenheit, Männer, wie der kühne Morgan, der gefürchtete Drake und so mancher andere Abenteurer fanden sich auf diesem glänzenden und seltsamen Schauplatze ein, wie sich noch heute das Volk in Andalusien zu den großen Feriecz versammelt.

Leider ist das Malerische dieser Messen verschwunden, doch dafür das Leben noch geschäftiger geworden. Auf der ganzen Strecke herrscht emsige Tätigkeit. Das Volk ist noch so beweglich und ebenso viele verschiedene Sprachen werden gesprochen wie in jenen glänzenden Tagen. Der Überfluß an Gold und Silber scheint noch größer geworden zu sein. Das einstige Schauspiel hat sich verändert, andere Darsteller sind aufgetreten, jedoch die gleichen Leidenschaften beherrschen sie heute noch. Das Treiben hat nicht nachgelassen, und noch immer herrscht die Eroberungslust, wie in der Vergangenheit so in der Gegenwart.

Die große Bedeutung des Kanals für die Vereinigten Staaten läßt sich ohne weiteres erkennen, ebenso seine wirtschaftlichen Vorzüge durch die Umgehung des weiten Weges um Cap Horn.

Sogar bei den unglaublichen Ausgaben von 375 bis 400 Millionen Dollars wird sich das Unternehmen zweifelsohne bewähren. Unter welchem Gesichtspunkte man auch dasselbe betrachten mag, wird es sich immer reichlich lohnen; vor allem, wenn in Kriegszeiten die Zusammenziehung der Flotte mit Umgehung des langen, unsicheren und von Stürmen bedrohten alten Seeweges stattfinden kann.

Trotz der enormen Auslagen werden die in Aussicht stehenden hohen Taxen und Zölle, die vielen beabsichtigten Abgaben genügende Einnahmen erzielen, nicht allein zur Bezahlung der Baukosten, sondern auch zur Tilgung der durch die Vereinigten Staaten gemachten Schulden. Natürlich sind die Zölle und Taxen von größter Wichtigkeit, doch mögen die jetzigen diesbezüglichen Vorschläge übertrieben sein.

Wie dem immer sei, das erste Schiff hat den Kanal durchschwommen, und in dieser Tatsache liegt das Wesentliche.

Im vergangenen Monat November ist das kleine Schiff ‚Louise‘ mit einer großen Anzahl von Kanalbeamten und ihren Familien zum erstenmal durch den Isthmus gedampft.

Das Problem ist gelöst. Das Werk, das man noch vor kurzem für einen schönen, aber unausführbaren Traum gehalten, ist vollendet. Die Wasser zweier Ozeane vereinigen und mengen sich. Eine völlig neue Lage hat sich damit für die Landkarte ergeben. Eigentlich zeigt der Globus eine, so könnte man sagen, neue Gestaltung auf der westlichen Hemisphäre. Sie wird in ihren Folgen wohl wichtiger sein, als wir jetzt vorauszusehen vermögen.

Welchen Einfluß wird diese neue Weltstraße auf jene früher fast unbekannten und schwer zu bereisenden Gegenden haben?

Es ist zu vermuten, daß sich hier die materiellen Zustände in kurzem von Grund auf ändern. Die schwachen Republiken mit ihrer unzulänglichen Verwaltung und den kläglichen Geldverhältnissen können sich der Aufsaugung durch die Vereinigten Staaten nicht erwehren. Wozu sollten sie auch den Kampf aufnehmen, da sie doch auf bequemerem Wege der größten Vorteile sicher sind! Das Sternenbanner duldet seinerseits, für den Augenblick wenigstens, die sogenannte Unabhängigkeit der Länder Mittelamerikas. Es läßt ihnen sogar scheinbar volle Freiheit zu Revolutionen unter sich und gestattet ihnen dadurch, sich nach und nach immer mehr selbst zu schwächen und nach eigenem Belieben gegenseitig zu vernichten.

Keine geeignetere Eroberung läßt sich denken, die nicht nur ohne Opfer zu erreichen ist, sondern sofort große Vorteile mit sich bringt und sogar Sympathien erwirbt, anstatt Widerstand wachzurufen; zumal in gewissen Geschäftskreisen, die durch den finanziellen Wohlstand alles erhoffen.

Die reichsten Regionen der bis jetzt fast unbekannten Gegenden gelangen so in den Besitz der Yankees. Eisenbahnen, Schiffsgesellschaften, Häfen stehen meist unter der Kontrolle amerikanischer Syndikate, gegen deren Interessen die Regierungen selbst nicht aufzutreten wagen.

So bemerkenswert die äußeren Umwandlungen Zentralamerikas sind, ebenso bedeutend sind auch seine inneren Umgestaltungen.

Der Utilitarismus der Nordamerikaner durchdringt die neuen Generationen. Die in den alten Anschauungen aufgewachsene, ehemals tief religiöse Bevölkerung lebte ziemlich sorglos in den Tag hinein. Das Klima selbst erleichterte den Kampf fürs Dasein. Jedermann war vor direkter Not geschützt, und der Wunsch nach Überfluß, das dringende Bedürfnis nach Reichtum waren unbekannt.

Leider sind heute die einstigen Spuren der so anziehenden alten lateinischen Kultur im Verschwinden begriffen. Ja sogar die Gedankenwelt dieser Völker verblaßt mehr und mehr. Der Materialismus des Nordens

bedroht immer stärker den Idealismus der südlichen Länder. Der Reichtum der Vereinigten Staaten umhüllt und blendet die ganze Welt, so daß selbst die elementarsten Begriffe der reinen Vernunft verwechselt werden. Ja, oft wird sogar verwechselt, daß der Kampf um das Geld gleichbedeutend mit ‚leben' sei, und daß Reichtum alles bieten kann, selbst das Glück.

Der Panamakanal und seine beiderseits sich ausbreitende Zone wird uns, wie schon erwähnt, fremdartige Zustände und manche Überraschung bringen. Inmitten all' dieser Umwälzungen und der riesenhaften Leistung tauchen vor unserm Geiste unwillkürlich Zukunftsbilder auf. Wir suchen uns die künftigen Ergebnisse vorzustellen, die aus dieser gewaltigen Arbeit hervorgehen werden. Welche Bedeutung wird der Durchstich der Landenge in einem oder zwei Jahrhunderten haben?

Vergebliche und nutzlose Gedanken, die dem Vorstellungsvermögen vorauseilen möchten. Schließlich ist der Mensch nur das blinde Werkzeug eines höhern Willens, der allein allwissend ist und mit Sicherheit voraussieht. Der Mensch ist eigentlich nur der Arbeiter, der Handlanger — Handlanger von Genie oft, jedoch was will das bedeuten!

Das Endziel seiner Handlungen steht über den beschränkten Berechnungen. Konnte Kolumbus, als er an jenen Gestaden landete, alle Folgen seiner abenteuerlichen Reisen ahnen? Aber die Hoffnung bleibt uns immerhin.

So hoffen wir denn, daß das geniale Werk und die Geduld im Guten und nicht im Bösen wirken mögen; daß es ein Werkzeug der Vereinigung und des Friedens, nicht aber der Zwietracht und des Krieges werde. Möchte nun die Straße zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean die Friedenshand zwischen Osten und Westen bedeuten.

Kleine Bausteine

Deutschlands Stellung im wissenschaftlichen Leben / Von Bernhard Dürken

Draußen vor unseren Grenzen rast der Krieg; hinter den unerschütterlichen Linien unserer herrlichen Heere aber wird neben dem, was der Kampf um Sein oder Nichtsein erfordert, geschafft an friedlichen Werten. Das schönste Zeugnis dafür war die Annahme des Kultusetats im Preußischen Abgeordnetenhause. Zwar haben sich die Hörsäle der Hochschulen ehrenvoll geleert; Dozenten und Studenten sind mit hinausgezogen zum Schutze des Vaterlandes. Aber der Unterrichtsbetrieb sowohl wie die wissenschaftliche Forschung werden nach Möglichkeit aufrecht erhalten. Auch das ist vaterländische Pflicht. Es gilt nicht nur, angewandte Wissenschaft zu treiben, die in Technik und Medizin unmittelbaren Nutzen bringt, sondern auch Wissenschaft der reinen Erkenntnis, die neben Religion und Kunst erst aus dem Barbaren den Menschen macht. Es gilt, auch im wissenschaftlichen Leben unserem Vaterlande den Platz an der Sonne zu sichern.

Aber, heißt es, die Wissenschaft ist international; die internationalen Beziehungen sind durch den Weltkrieg tödlich getroffen; wird es da bei der gegenwärtigen Lage überhaupt möglich sein, Wissenschaft zu treiben, insbesondere solche Leistungen zu vollbringen, welche die deutsche Wissenschaft davor schützen, aus dem internationalen Wettbewerb ausgeschaltet zu werden? Es gibt auch bei uns ängstliche Gemüter, welche diese Frage scheuen. Bevor wir die Antwort darauf geben und untersuchen, ob das Wort von der ‚internationalen Wissenschaft' viel mehr als ein Schlagwort ist, wird es gut sein, zu prüfen, welche Stellung Deutschland im wissenschaftlichen Leben einnimmt.

Bleiben wir dabei nicht bei allgemeinen Erörterungen stehen, sondern gehen wir über zu handgreiflichen Beispielen.

Die naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächer veröffentlichen die Ergebnisse ihrer Forschung — das, was wir Originalarbeiten nennen — zumeist nicht in selbständigen Büchern, sondern in sogenannten Zeitschriften und Archiven. Das darin vorliegende Material ist für unser Thema deshalb von besonderem Wert, weil diese ‚Zeitschriften' jedem Fachmanne ohne Rücksicht seiner völkischen Zugehörigkeit offen stehen; weil sie zweitens eine internationale Verbreitung besitzen und von allen großen wissenschaftlichen Büchereien gehalten werden, und weil sie endlich einen schnellen Austausch der Forschungsergebnisse ermöglichen. Darum geben sie ein treffendes Bild von der Anteilnahme der einzelnen Völker am wissenschaftlichen Leben.

Greifen wir zunächst einige beliebige Zeitschriften heraus, wie sie gerade zur Hand liegen. Bemerkt sei, daß in den folgenden Zusammenstellungen nur Originalarbeiten, aber keine Referate und kompilatorische Aufsätze berücksichtigt sind.

Das dritte Heft des 218. Bandes von Virchows Archiv (ausgegeben am 31. Dezember 1914) enthält insgesamt sechs Abhandlungen, die alle in deutscher Sprache geschrieben sind. Beachtet man aber die Herkunft der Arbeiten, so ergibt sich, daß nur vier aus Deutschland stammen, während je eine auf Italien und Amerika entfällt. Das liefert die bemerkenswerten Tatsachen, daß erstens ausländische Verfasser ihre Arbeiten in Deutschland veröffentlichen, daß sie sich zweitens dabei auch der deutschen Sprache bedienen. Die Bedeutung und die Gründe dieser Erscheinung werden unten klar zutage treten.

Die Nummer 24 des Neurologischen Zentralblattes (Jahrg. 33; ausgegeben am 16. Dez. 1914) bringt zwei Originalaufsätze, von denen der eine (Dubois) aus dem französischen Original ins Deutsche übersetzt ist, während der andere die englische Sprache benutzt. Außer den schon betonten Tatsachen tritt uns hier also drittens der Umstand entgegen, daß deutsche Zeitschriften fremdsprachliche Beiträge drucken.

Das herangezogene Heft des Anatomischen Anzeigers (Nr. 19; Bd. 47; 23. Dez. 1914), der ebenso wie das Neurologische Zentralblatt nur kürzere Abhandlungen übernimmt, enthält deren drei, je eine in deutscher, englischer und italienischer Sprache, so daß die Zahl der vertretenen Sprachen auf drei steigt.

Ergänzen wir das Bild noch durch Berücksichtigung eines Heftes der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie (Heft 1; Bd. 112; 22. Dez. 1914). Die vier Untersuchungen sind deutsch geschrieben, aber nur zwei Verfasser gehören dem Deutschen Reiche an; einer hat seinen Arbeitsort in Lemberg; einer ist Schwede (Stockholm).

Diese wenigen Angaben genügen schon, um zu zeigen, welche Bedeutung den deutschen Zeitschriften im Auslande beigelegt wird. Zu einem abschließenden objektiven Urteil gelangt man aber erst, wenn man ähnliche Zeitschriften verschiedener Länder einander gegenüberstellt. Dabei ist besonders auf zwei Umstände das Augenmerk zu richten, nämlich auf die Mitarbeit deutscher Forscher an ausländischen Zeitschriften und auf die Zahl der auf die einzelnen Sprachen entfallenden Arbeiten, welche in den einzelnen Abhandlungen berücksichtigt sind. Denn Zahl und Art der zitierten Literatur geben einen Maßstab dafür, in welchem Grade die Forschungsergebnisse eines Landes bewertet werden, und welches Land bzw. welche Sprache die meisten und bedeutendsten Beiträge zur Wissenschaft liefert. Der im folgenden gegebenen Zusammenstellung liegt eine willkürliche, unbeeinflußte Auswahl von Zeitschriften zugrunde; jede andere Auswahl würde ein ähnliches Bild geben. Die Gegenüberstellung ist insoweit für Deutschland ungünstig, als von der deutschen Zeitschrift nur ein Band be-

rücksichtigt ist, während jedes Jahr zwei Bände des Archivs erscheinen. Außerdem ist zu beachten, daß zwei der herangezogenen Zeitschriften in englischer Sprache gehalten sind, wodurch sich das Verhältnis weiter zu ungunsten der deutschen Sprache verschiebt. Letzterer Mißstand ist kaum zu beseitigen, da bei der zitierten Literatur nur nach Sprachen, nicht nach der staatlichen Zugehörigkeit des Verfassers unterschieden werden kann. Aber dadurch wird das Ergebnis hinsichtlich Deutschlands um so schwerwiegender sein.

Wir wählen je eine deutsche, französische, englische, russische, italienische und amerikanische Zeitschrift.

Das Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen (Leipig 1908, Bd. 26) bietet ähnliche Verhältnisse wie die bereits erwähnten deutschen Zeitschriften. Von 24 Abhandlungen sind 19 deutsch geschrieben, eine französisch, drei englisch und eine italienisch, so daß vier verschiedene Sprachen vertreten sind. Da aber nur 16 Verfasser ihren Arbeitsort in Deutschland bzw. Österreich-Ungarn haben, ergibt sich, daß drei Ausländer sich der deutschen Sprache bedient haben, und zwar ein Japaner und zwei Amerikaner, während drei Amerikaner, ein Franzose und ein Italiener in ihrer Landessprache geschrieben haben. Wir finden also auch hier die drei Tatsachen, daß Ausländer ihre Originaluntersuchungen (nicht etwa Übersetzungen!) in Deutschland veröffentlichen, daß sie sich dabei vielfach der deutschen Sprache bedienen und endlich, daß die deutschen Zeitschriften in der Lage sind, fremdsprachliche Aufsätze zu drucken.

Und welches Bild geben die ausländischen Zeitschriften?

Die Archives de Zoologie expérimentale et générale (Paris 1908, Bd. 8) bringen 8 Untersuchungen, die alle in französischer Sprache abgefaßt sind. Von den 9 Verfassern sind 8 Franzosen und 1 Norweger, der französisch schreibt. Fremdsprachliche Beiträge sind in dem Bande also nicht enthalten. Um in dieser Hinsicht die Leistungsfähigkeit des Archives zu beurteilen, muß man die deutschen Zitate beachten, die von Druckfehlern wimmeln. Besonders bezeichnend ist auch die Tatsache, daß die Mehrzahl der Tafeln, und zwar gerade die technisch schwierigen, in — Deutschland gedruckt sind.

Journal of Anatomy and Physiology (London 1908, Bd. 42) enthält 35, nur englisch geschriebene Abhandlungen; von den beteiligten 30 Verfassern sind 2 Amerikaner, 28 Engländer. Also auch hier ist nur die Eigensprache der Zeitschrift benutzt worden; unter den Mitarbeitern ist Deutschland ebensowenig vertreten wie in dem französischen Archiv oder den noch zu erwähnenden ausländischen Zeitschriften.

Die russische Biologische Zeitschrift (Moskau 1910, Bd. 1, Titel russisch und deutsch!) bietet auf den ersten Blick eine größere Mannigfaltigkeit, da vier verschiedene Sprachen zur Anwendung gekommen sind, und zwar zwölfmal russisch, viermal deutsch, je einmal französisch und englisch. Die Verfasser arbeiten aber sämtlich in Rußland. Daß fremde Sprachen benutzt

sind, erklärt sich aus der Notwendigkeit, die Aufsätze für Nichtrussen verständlich zu machen, nicht aus der Vielseitigkeit der Zeitschrift. Das beweist auch der Umstand, daß allen russischen Arbeiten ein Referat in deutsch oder französisch beigefügt ist, während den fremdsprachlichen Beiträgen ein russisches Referat angehängt ist, was wohl in den besonderen russischen Verhältnissen begründet ist. Beachtenswert ist, daß unter den fremden Sprachen deutsch bevorzugt wird.

Im Archivio di Fisiologia (Florenz 1908, Bd. 5) haben 28 Verfasser 41 Abhandlungen veröffentlicht, von denen 40 italienisch, 1 französisch geschrieben sind. Die letztere stammt von einem Spanier. 26 Verfasser leben in Italien, 1 in Argentinien, doch dürfte es sich hierbei nach dem Namen (Ducceschi) ebenfalls um einen Italiener handeln. Untersuchungen deutschen Ursprungs sind nicht vorhanden. Die Tafeln sind nur zum kleineren Teil im Inland gedruckt; die Mehrzahl ist in Stockholm hergestellt.

Endlich bietet das amerikanische Journal of experimental Zoology (Baltimore 1907, Bd. 4) das gleichförmigste Bild. Sämtliche Verfasser (21) sind Amerikaner, die englisch schreiben; Ausländer sind überhaupt nicht beteiligt.

Das Ergebnis der ganzen Gegenüberstellung läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß deutsche Verfasser ihre Abhandlungen nur in Deutschland drucken lassen, daß sie sich nur der eigenen Sprache bedienen; daß dagegen Ausländer vielfach in einem fremden Lande veröffentlichen, wobei Deutschland entschieden bevorzugt wird. Sie schreiben dabei häufig deutsch. Selbst dann, wenn die Arbeiten im eigenen Lande erscheinen (Rußland), werden von Ausländern landfremde Sprachen benutzt, unter denen der deutschen der Vorrang zukommt. Für die Leistungsfähigkeit der einzelnen Zeitschriften ist bezeichnend, daß wohl französische Tafeln in Deutschland gedruckt werden, aber deutsche nur im Inlande. Wenn dieses Ergebnis auch nur an einer Reihe von Zeitschriften gefunden wurde, so weiß jeder Kenner der wissenschaftlichen Fachliteratur, daß ihm nicht bloß beschränkte Gültigkeit zukommt.

Wenn jemand seine Originalarbeiten in einer fremden Sprache oder in einem ausländischen Archiv erscheinen läßt, so ist der Grund dafür einzig und allein der, ihnen Beachtung und Verbreitung zu sichern. Unzweifelhaft zeigt sich hierin das Übergewicht Deutschlands: Wir Deutschen haben es nicht nötig, uns der ausländischen Fachpresse oder gar fremder Sprachen zu bedienen. Deutsch ist Trumpf!

Von einer Berücksichtigung des wissenschaftlichen Wertes der verglichenen Arbeiten wurde absichtlich abgesehen, um jedes subjektive Moment der Bewertung auszuschalten. Ersetzen läßt sich nun ganz objektiv dieser Umstand durch Vergleich der zitierten Literatur. Denn da es sich stets um ernst zu nehmende wissenschaftliche Untersuchungen handelt, ist jeder Verfasser bestrebt, mit der einschlägigen Literatur nach Möglichkeit Fühlung zu nehmen. Da im allgemeinen nur maßgebende Abhandlungen herangezogen

rücksichtigt ist, während [illegible] die Herkunft der für das betreffende Gebiet
Außerdem ist [illegible] Abhandlungen sowohl der Zahl als auch ihrer wissenschaftlichen
englische [illegible] Bedeutung nach.
ungu [illegible]
zu [illegible]
de [illegible]

Bei einer größeren Zahl der im vorstehenden herangezogenen Abhandlungen wurde daher die zitierte Literatur gezählt und nach Sprachen zusammengestellt; bei allen Arbeiten war das nicht möglich, weil Literaturnachweise entweder fehlen oder ungenau sind.

In 20 Abhandlungen des Arch. f. Entw. Mech. sind 467 Literaturangaben enthalten; über die Hälfte (343) ist deutsch geschrieben. Die französische Zeitschrift bringt in 6 Arbeiten 296 Nachweise; davon sind 138 französisch, 88 deutsch; die übrigen 70 verteilen sich auf mehrere Sprachen. Ebenso günstig sieht es im übrigen Auslande aus. Von den 234 berücksichtigten Arbeiten aus dem englischen Journ. of An. and Phys. sind außer 109 englischen 78 deutsche erwähnt, so daß auf die übrigen Sprachen zusammen nur 47 entfallen. Die russische Zeitschrift berücksichtigt unter insgesamt 246 zitierten Abhandlungen 51 russische und 129 deutsche; 66 entstammen den anderen Sprachgebieten. Das italienische Archiv bringt in 31 Abhandlungen 396 zitierte Arbeiten, von denen 96 italienisch, 217 deutsch sind; 83 werden von anderen Sprachen geliefert. Endlich sind unter 495 Zitaten des amerikanischen Journal of exper. Z. 237 englische und 209 deutsche vertreten; nur 49 verteilen sich auf französisch und italienisch.

Rechnet man nun zu der Zahl der Zitate die hier geprüften Originalabhandlungen hinzu (vgl. folgende Zusammenstellung), so ergibt sich eine Gesamtsumme von 2240 berücksichtigten Abhandlungen.

		Davon sind geschrieben									
		deutsch	französisch	englisch	italienisch	russisch	polnisch	nordisch	holländisch	spanisch	lateinisch
Zahl der Abhandlungen, bei denen die zitierte Literatur gezählt ist	106	19	7	42	31	7	—	—	—	—	—
Zahl der zitierten Abhandlungen	2134	1064	349	502	133	52	6	6	3	4	15
Gesamtsumme	2240	1083	356	544	164	59	6	6	3	4	15
Anteil der einzelnen Sprachen in Hundertsteln der Gesamtsumme	100	48,6	16	24,4	7,4	2,6	0,2	0,2	0,13	0,9	0,7

Davon ist fast die Hälfte (1083) deutsch geschrieben, so daß 48,6 v. H. der gesamten Veröffentlichungen auf die deutsche Sprache entfallen. Im übrigen sprechen die Zahlen für sich selbst.

Da naturgemäß jeder Verfasser die Literatur seiner eigenen Sprache am eingehendsten berücksichtigen wird, da sie ihm am leichtesten zugänglich ist, bekommen wir erst ein vollständig richtiges Bild von der Bewertung der deutschen Forscherarbeit im Auslande, wenn wir die deutschen Originalarbeiten ausschalten, also nur ausländische Zeitschriften heranziehen und aus diesen wiederum die in der Eigensprache der Zeitschrift geschriebenen Zitate ausscheiden. Dann erhält man den Grad der Berücksichtigung der jeweils für die betreffende Zeitschrift als ausländisch anzusehenden Literatur, ohne daß das Ergebnis zugunsten Deutschlands beeinflußt ist (vgl. folgende Zusammenstellung). Ein Vergleich der unten gegebenen Zahlen beweist über-

Name der Zeitschrift	Zahl d. zitierten Abhandlungen abzügl. der in der Eigensprache der Zeitschrift geschriebenen	Davon sind geschrieben					In Hundertsteln der Summe entfallen auf				
		deutsch	französisch	englisch	italienisch	russisch	deutsch	französisch	englisch	italienisch	russisch
Archives de Zoologie expérimentale et générale. Paris.	158	88	—	46	10	—	55,7	—	29,1	6,3	—
Journal of Anatomy and Physiology. London.	125	78	38	—	5	1	62,4	30,4	—	4	0,8
Biologische Zeitschrift. Moskau.	195	129	19	31	5	—	65,1	9,7	15,9	2,6	—
Archivio di Fisiologia. Florenz.	300	217	62	20	—	—	72,3	20,7	6,7	—	—
The Journal of experim. Zoology. Baltimore.	258	209	43	—	6	—	81	12,8	—	2,3	—
Summe	1036	721	162	97	26	1	69,6	15,6	9,4	2,5	0,1

zeugend, daß es in erster Linie die deutsche Literatur ist, welche die Forschung befruchtet. Besonders springt das in die Augen, wenn man die absoluten Zahlen in Verhältniszahlen umrechnet. Unter 1036 in nur ausländischen Zeitschriften zitierten Arbeiten finden sich allein 721 deutsche, d. h. fast 70 v. H. In allen Zeitschriften beträgt der Anteil der deutschen Abhandlungen mehr als die Hälfte; im ungünstigsten Falle (Archives de Zool. expér. Paris) fast 56 v. H., im günstigsten (Journal of exper. Zool. Baltimore) 81 v. H. Die russische Literatur tritt ganz in den Hintergrund; nach der deutschen kommt die französische mit 15,6 v. H. (bezogen auf die Gesamtsumme), die englische mit 9,4 v. H. und die italienische mit 2,5 v. H.

werden, ergibt dieser Vergleich die [illegible] Wissenschaft können wir uns kaum wichtigen Abhandlungen [illegible] Bedeutung nach.

Bei ein[illegible] der deutschen [illegible] daß Deutschland auf dem berücksich[illegible] lungen [illegible] ergibt sich also [illegible] einnimmt. Dasselbe gilt für die meisten an[illegible] samme[illegible] in allen [illegible] die erste Stelle [illegible] naturwissenschaftlichen Forschung.

Kehren wir nun zum Ausgang unserer Betrachtung zurück. Wird die Stellung Deutschlands im wissenschaftlichen Leben durch den Krieg erschüttert, indem durch die gegenwärtige Störung der internationalen Beziehungen der deutschen Forschung wesentlicher und dauernder Schaden zugefügt wird? Wir können getrost antworten: Nein!

Zunächst einmal wird die ausländische Forschung von denselben Schädigungen betroffen wie die deutsche, ja wohl noch von empfindlicheren; dann, wie wir gesehen haben, zehrt sie zu einem guten Teil von deutscher Arbeit.

Ferner: was ist international an der Wissenschaft und am Forschungsbetrieb?

Erstens liefert die Wissenschaft allgemein gültige Ergebnisse, die nicht nur für das Ursprungsland bestehen, sondern für alle Völker. Daran ändert der Krieg gar nichts. Was während und nach dem Kriege in Deutschland an Forschungsarbeit geleistet wird, kann daher von anderen Völkern nicht vernachlässigt werden, wenn anders diese nicht Gefahr laufen wollen, in der Wissenschaft ins Hintertreffen zu geraten.

Zweitens kommen internationale Beziehungen zustande durch ausländische Schüler. Zwar brauchen wir Deutsche im allgemeinen nicht auf ausländische Hochschulen zu gehen, aber dafür kamen bislang umsomehr Ausländer aller Schattierungen zu uns. Die sind wir ja nun zumeist los geworden; s' ist nicht schade darum, denn es waren recht viel Parasiten darunter.

Drittens schaffen zunächst rein sachliche Interessen vielfach persönliche Beziehungen durch Austausch der Abhandlungen und persönliches Kennenlernen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese von Wert für den Forschungsbetrieb sind. Aber mögen sie jetzt auch vielfach gestört sein; da sie, soweit sie von Bedeutung sind, auf rein sachlicher Grundlage beruhen, nämlich dem Interesse an allgemein gültigen Wahrheiten, werden sie sich von selbst wiederherstellen, wenn wir nur dafür sorgen, daß die deutsche Forschung möglichst viel solcher Erkenntnisse liefert. Denn wo der Schwerpunkt liegt, dahin gravitiert alles andere.

Viertens endlich bestehen internationale Organisationen und Kongresse, welche ihre Wurzel ebenfalls in dem sachlichen Interesse haben. Von ihnen können die deutschen Gelehrten auf die Dauer nicht ausgeschlossen werden, wenn nicht den Organisationen selbst unheilbarer Schaden zugefügt werden soll. Durch die jetzt vielfach übliche Streichung deutscher Gelehrter aus der Mitgliederliste ausländischer gelehrter Gesellschaften wird die deutsche Wis-

senschaft nicht bedroht, höchstens wird der Eitelkeit einzelner ein heilsamer Stoß versetzt, ebenso wie durch den Verlust ausländischer Schüler.

Nur ein Umstand ist ernsterer Natur, aber unter ihm leiden die meisten unserer Gegner ebenfalls. So mancher hoffnungsvolle Student und auch mancher junge Gelehrte vergießt sein Blut fürs Vaterland. Diesen Ausfall können wir nur wettmachen durch doppelten Fleiß. Doch darum braucht uns nicht zu bangen.

Denn wodurch hat sich die deutsche Forschung ihren Platz errungen? Durch ihre Ausdauer, durch ihre Gründlichkeit und ihre Ordnungskunst. Und diese dem Deutschen von Hause aus eigenen Grundlagen seines Wesens werden ganz gewiß nicht durch den alle schlummernden Kräfte aufrüttelnden Daseinskampf verringert werden, im Gegenteil.

Die echt nationalen Eigenschaften des Deutschen haben der deutschen Forschung ihre Bedeutung im internationalen Leben gegeben, und sie sind es andrerseits auch, welche den internationalen Wissenschaftsbetrieb fördern. Man denke nur an die von dem Deutschen Anton Dohrn († 1910) begründete Zoologische Station in Neapel, das großartigste Forschungsinstitut der Welt. Gelehrte aller Länder und Zungen kommen dort ständig zusammen; Stazione Zoologica steht über dem Eingang, aber wenn man hineintritt, grüßen einen alsbald deutsche Laute, und wenn man mit dem Stationsdampfer hinausfährt aufs Meer, zum Sammeln oder, falls überflüssige Kohlen da sind, zur Erholung, dann muß jedem Deutschen das Herz höher schlagen, denn am Heck weht die deutsche Flagge.

Ohne Zagen also kann die deutsche Wissenschaft in dem gewaltigen Ringen sich eins fühlen mit dem Volke, dessen gewiß, daß ihre auf nationaler Arbeit beruhende internationale Bedeutung nicht untergehen wird.

Kritik

Allumfassung der Kriegswissenschaft

Vom gegenwärtigen Kriege sind jetzt alle Gemüter derart erfüllt, daß niemand etwas anderes als Kriegerisches denken, sprechen, hören, sehen will. Wenn unsere Feinde, wie sie vorgeben, mit ihrem Überfall in erster Reihe den deutschen ‚Militarismus', die Wehrherrschaft, bekämpfen wollten, so verfehlten sie diesen Zweck und erzielten tatsächlich die höchste Steigerung, denn bei der ganzen Bevölkerung ist der kriegerische Sinn der alten Deutschen wieder erwacht. Jedermann — alt wie jung, männlich und weiblich — fühlt und handelt nun soldatisch, nimmt lebhaften Anteil an allen militärischen Dingen und sucht sich auf diesem Gebiete zu belehren. Doch ist dies nicht so einfach. Nach und nach entwickelte sich das Kriegswesen zu einer Wissenschaft größter Ausdehnung und Verzweigung mit einer Vielseitigkeit, die sonst wohl kein Fach der Gelehrsamkeit besitzt. Ihre vollständige Umfassung und Beherrschung vermag der einzelne nicht, hiezu braucht man Hilfsbücher, die im Felde bei wirklicher Anwendung der Kriegswissenschaft bloß durch unerläßliche feinste Arbeitsteilung ersetzt werden können.

Derartigem Auskunftsbedürfnis kommt untengenanntes Nachschlagewerk* entgegen, das zwar erst zu 7/9 vollendet ist, aber doch schon sehr viel Stoff darbietet, dabei in seiner gediegenen Anlage vorbildlich erscheint. Bis jetzt sind in 84 Lieferungen sieben Bände fertiggestellt, zwei sind noch ausständig. An der Vollendung des Handbuches hindert vorläufig der schwebende Krieg, doch ist das Werk bis zum Nachschlagworte ‚Österreich-Ungarn' gediehen, also für alle die Anfangsbuchstaben A—Os umfassenden militärischen Begriffe wohl benützbar. Im Frieden erst werden die noch fehlenden Bände 7 und 8 bearbeitet, nachdem die im Felde befindlichen Herausgeber, sämtliche Mitglieder der Schriftleitung und sehr viele Mitarbeiter wieder heimgekehrt sein werden. Dank einem geschickten Einfalle des Herausgebers erschien der auch einzeln käufliche Band 9 als Sonderband ‚Kriege' schon vor den Bänden 4—8. Für alle Benützer des unvollendeten Werkes, die kriegsgeschichtlichen Aufschluß über vergangene Feldzüge suchen, bietet er auf diesem Gebiete erschöpfende Belehrung.

Solches Nachschlagewerk allein herzustellen, wäre ein einzelner Schriftsteller nicht imstande. Vom ursprünglichen Herausgeber und dessen Nachfolger wurden denn auch mehr als 200 Offiziere, Sanitäts- und Veterinäroffiziere, Beamte, Gelehrte, Techniker, Künstler usw. zur fachmännischen Mitwirkung gewonnen. Ihre Namen enthalten Verzeichnisse, die dem 1., 4., 6. und 9. Bande vorgedruckt sind. Bei so erheblicher Anzahl von Mitarbeitern können selbstverständlich nicht alle Beiträge gleichwertig gut sein. Jedoch zeigen alle bis jetzt

---

* ‚Handbuch für Heer und Flotte'. Enzyklopädie der Kriegswissenschaften und verwandter Gebiete. Unter Mitwirkung von zahlreichen Offizieren, Sanitätsoffizieren, Beamten, Gelehrten, Technikern herausgegeben von † Georg v. Alten ((Generalleutnant z. D.), fortgeführt von Hans zu Albert (Hauptmann a. D.), Lief. 1—84, je 2 M. Vollständig in 108 Lieferungen reich illustrierten Textes mit farbigen Beilagen, Kartenplänen, Gefechtsskizzen usw. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 1909—1915.

erschienenen Lieferungen, daß die Schriftleitung mit großem Geschick bemüht war, eine durchschnittlich gleichmäßige Gediegenheit zu erzielen. Auf eine in der ‚Deutschen Literaturzeitung' vom Berichterstatter gegebene Anregung hin wurden vom Band 3 an die Verfasser der größeren Abhandlungen genannt. Damit wurde den Mitarbeitern einerseits der wohlverdiente Anerkennungserfolg gesichert, andererseits ihnen selbst die Verantwortung für ihre Leistungen übertragen, wie dies bei jeder Veröffentlichung, besonders aber bei wissenschaftlichen Arbeiten dringend geboten erscheint.

Zur Erfüllung des von den Herausgebern angestrebten Lehrzweckes, der bloß durch Stoffzusammenfassungen zu erreichen ist, sollen nach einer bereits erteilten Zusage der Schriftleitung — ebenfalls auf Anregung des Berichterstatters — dem Schlußbande Inhaltsverzeichnisse, für jedes einzelne Stoffgebiet gesondert, beigegeben werden. Dann wird das Handbuch zugleich auch Lehrmittel sein. Außerdem wäre es zu schwer für den Benützer, die zur Sache gehörenden, im Handbuche befindlichen Schlagwörter eines besonderen Stoffgebietes aus dem Gedächtnisse zu finden.

Unwillkürlich taucht beim Überblicken des gebotenen reichen Inhalts die Frage auf, ob das Werk nicht wesentlich knapper gefaßt werden konnte, um es durch größere Billigkeit der Allgemeinheit zugänglicher zu machen? Gewiß wäre dies möglich gewesen, dann wäre es wirklich ein ‚Handbuch' geworden, was es bei dem gewählten großen Umfange tatsächlich nicht ist. Aber nach der Aufschrift soll es zugleich eine ‚Enzyklopädie', eine Allumfassung der Kriegswissenschaften und verwandten Gebiete sein. Als solches ist es warm zu begrüßen, denn solches Vorbildwerk fehlte Heer und Flotte bis jetzt, war geradezu eine Notwendigkeit. Unmöglich kann selbst der geistig besonders befähigte Offizier so umfangreiche Kenntnisse voll in sich aufnehmen, nachdem er auch noch allgemein wissenschaftlich und in fremden Sprachen sich fortbilden muß. Deshalb ist ein so allumfassendes Kriegswörterbuch wie das vorliegende ‚Handbuch für Heer und Flotte' eine Notwendigkeit. Auch den Volksvertretern wie den Schriftleitungen der Tageszeitungen und übrigen Zeitschriften wird es sehr nützliche Dienste leisten, nachdem unter dem Einflusse der allgemeinen Wehrpflicht alle Volksschichten an kriegerischen Fragen lebhaft Anteil nehmen. In jede Büchersammlung sollte es aufgenommen werden und kein Wohlbemittelter die Erwerbung versäumen. Minderbemittelte mögen wenigstens den neunten Sonderband ‚Kriege' (‚Die Kriege vom Altertum bis zur Gegenwart') sich beschaffen.

Nach Vollendung des trefflichen Werkes wird selbst der Unkundige von Umfang und Tiefe der Kriegswissenschaften sich überzeugen können. Trotz Einseitigkeit seiner nur einen kleinen Wissenszweig umfassenden Forschungen und Kenntnisse hält sich mancher Hochschulgelehrte für berechtigt, den nach seiner engherzigen Anschauung geistig minderwertigen Offiziersberuf gering einschätzen zu dürfen. Lernt er dessen wissenschaftliche Vielseitigkeit durch das Handbuch kennen, dann wird er erstaunen. Übrigens könnten ihn auch die Erscheinungen des gegenwärtig tobenden Krieges reichlich darüber aufklären, welche geistigen Anforderungen neben den leiblichen Leistungen an die führenden Offiziere herantreten. Sobald alle neun Bände des Kriegswörterbuches fertig vorliegen, werden sie, nach dem jetzt vorliegenden gediegenen Inhalte bemessen, ein reicher Schatz von Kenntnissen sein: die ‚Allumfassung der Kriegswissenschaft'.

Generalmajor Friedrich Otto.

Kritik [illegible] Echo

Allumfassung der [illegible] Krieg

Vom gegenwärtigen [illegible] ...ungen und Wirkungen des Krieges offenbaren niemand etwas anderes [illegible] im Gebiete der praktischen Tat. Ganze Völker Wenn unsere Feinde [illegible] ...wankenden Schalen des Schlachtenglücks gewogen und deutschen ‚Militar[illegible] ... entweder zu höherem Dasein emporgehoben, oder aber zu diesen Zweck u[illegible] ...schwinden und sinken hinab.

Bevölkerun[illegible] ...aber neben der sittlichen Leistungskraft sieht auch die ethische Einsicht mann — [illegible] in diesen Tagen der großen Probe und Prüfung vor unausweichliche Entnimm[illegible] ...scheidungen sich gestellt; und an gar manchem harten und herben Entweder-Ge[illegible] ...oder erweisen nun ganze Weltansichten ihr Genügen oder Versagen. Leugnen wir nicht, daß solche theoretische Rechtfertigung gar manchesmal schwerer fällt als die praktische Pflichterfüllung, daß noch immer viele unter uns mit überhitzten und übereilten Redensarten sich über ihre eigene innere Unsicherheit hinwegzutäuschen versuchen. Und doch ist eine ruhige und klare Antwort auf die Gewissensfragen, die der Krieg uns stellt, naheliegend und notwendig. Und sie wird um so unausweichlicher, je länger wir durchzuhalten haben.

An der inneren Vorbereitung auf den Krieg hat es uns weit mehr gefehlt als an der äußeren; so betont mit vollem Recht Oswald Külpes wohlabwägende Zeitbetrachtung ‚Die Ethik und der Krieg‘:*

‚Es gab natürlich sofort die große vaterländische Begeisterung, die impulsive und fortreißende Opferwilligkeit, die einmütige Entschlossenheit, die Heimat zu verteidigen, zu sterben und zu siegen. Aber solcher Überschwang des Gemüts, solch ein instinktiver Übergang in eine andere Haltung und Stimmung sind leider nicht von langer Dauer. Wir freuen uns, daß wir die unvergeßlichen Tage eines hochgemuten und edlen Patriotismus, einer großartigen Ergriffenheit und einer wundervollen Geschlossenheit erlebt haben und erleben durften, aber wir können uns nicht verhehlen, daß zum standhaften Durchhalten noch etwas mehr gehört als leuchtende Augen und feurige Rufe, als klopfende Herzen und Heben der Arme und Hüte. Und so hat uns die Zeit später nicht selten unmutig und unsicher gefunden.

Es wollte uns nicht gelingen, auf die gebieterische Frage nach der ethischen Bedeutung und Berechtigung des Krieges eine wohlüberlegte und -begründete Antwort zu geben. Wenn auch die Öffentlichkeit zumeist mit den Äußerungen dieser schwankenden und widerspruchsvollen Haltung verschont worden ist, in privaten Kreisen ist sie doch oft zu spüren gewesen. Das bekannte Wort von den zwei Seelen in unserer Brust wurde wieder einmal zur Wahrheit. Die eine

---

* Leipzig 1915, Verlag S. Hirzel. Brosch. 80 Pfg. Die gehaltvolle Schrift ist hervorgegangen aus einem Kriegsvortrag an der Universität München. Wir greifen aus den beziehungsreichen Ausführungen nur einige Kernsätze heraus.

ist kriegerisch gestimmt und nimmt leidenschaftlichen Anteil an den bewunderungswürdigen Leistungen unserer Truppen und an den oft nur zu langsamen Fortschritten der kriegerischen Operationen. Die andere hegt und pflegt nach wie vor die Kulturgüter des Friedens und die Aufgaben, die sich aus ihrer Verwirklichung ergeben, und findet die Brücke nicht, die von der kriegerisch fühlenden und denkenden Schwesterseele in ihr idyllisches Reich herüberführen könnte.'

Und doch muß diese Brücke geschlagen werden, wenn wir nicht dauernd seelisches Doppelleben führen sollen; wir müssen die höhere Einheit für eg und Frieden aus einer sittlichen Weltansicht erringen, deren Weite beiden Lebenslagen gerecht wird. Jede Ethik, die hierzu nicht imstande ist, offenbart damit — so betont Külpe — in entscheidender Stunde ihre Unzulänglichkeit:

,Niemals vielleicht ist die Unzulänglichkeit einer Gefühlsmoral, einer emotionalen Ethik deutlicher geworden als in unseren schweren Tagen. Sie allein kann uns weder halten und tragen, noch über unser Recht und unsere Pflichten aufklären. Wir bedürfen der Festigkeit und Ordnung, eines Systems von Gedanken und Werten. Die Ebbe und Flut unserer Stimmungen, das leidenschaftliche Aufschäumen unserer Affekte und die Wellenberge und -täler der einzelnen Wallungen unseres Gefühlslebens sind zweifellos bedeutungsvolle Gestalten unseres inneren Daseins und ein unvermeidlicher Ausdruck für den Zusammenprall unseres Wesens mit den Widerständen von außen und innen und für die Strömungen, die in seiner Tiefe vor sich gehen. Aber ein Lebensziel gewinnen wir nicht durch Jauchzen und Jammern, durch Hoffen und Fürchten, durch Lieben und Hassen, und kein Instinkt, kein noch so differenzierter Mechanismus kann uns die abwägende Reflexion ersparen, die unserer Energie eine Richtung und dem Wechsel der Forderungen des Tages Sinn und Zusammenhang zu geben vermag.

Die hohe Warte einer solchen Ethik bietet zugleich den Vorteil, über die persönlichen Bedürfnisse und Erlebnisse des einzelnen hinaus eine umfassende Fernsicht zu gewähren. Sie kann und darf nicht den Sonderinteressen einzelner Völker und Individuen dienstbar gemacht werden.'

Keine Ethik also, die sich nur auf subjektive Gefühlsgründe stützt, und keine sittliche Weltansicht, für die das Individuum eins und alles ist, kann uns heute in allem notwendigsten Tun innerlich bestätigen und bestärken. Nur jene Pflichtenlehre, die den Blick unseres Geistes zur Ganzheit lenkt, zu allen Gemeinsamkeitsgütern in Familie und Heimat, Staat und Gesellschaft, nur also eine soziale Ethik bewährt auch in diesen Sturmestagen unerschütterlich ihre Tragkraft.

Die Reinigung von allem egozentrischen ,Persönlichkeits'dünkel, die Einigung zu dem Bewußtsein gemeinsamer Güter und Ideale, Gesinnungen und Pflichten, diese Reinigung und Einigung preist Külpe als die höchste ethische Wirkung des Krieges. Wir lernen wieder, den Wert des Einzelnen am Ganzen messen, statt wie so oft das Ganze am Einzelnen. Keiner von uns weigert dem Vaterlande das Recht, das Opfer jeder Einzelpersönlichkeit zu fordern, und mißt diese Forderung an Maßstäben einer individualistischen Ethik:

‚Ein Krieg fordert und erzeugt das Aufgebot aller sittlichen Kräfte im Interesse des Schutzes und der Sicherung des Staates. Wer darin schnöde Selbstsucht, Machtgier und Eitelkeit erblicken wollte, würde ganz übersehen, daß der Vergleich des Staates mit einer Einzelpersönlichkeit hier völlig versagt und unzulässig wird. Wenn der Staat zu seiner Erhaltung aufruft, ist gerade das Individuum zu seinem größten Opfer, der Hingabe seines Wesens und Lebens, mit einer Freudigkeit bereit, die nichts von egoistischer Selbstgeltung an sich trägt . . .

Der Krieg, in dem mit der Vergänglichkeit der zeitlichen Güter und Dinge Ernst gemacht wird, ist nach Hegel das Moment, wodurch die Idealität des Besonderen ihr Recht erhält und Wirklichkeit wird. Und so vereinigt sich, wie er in wirkungsvoller Kontrastierung ausführt, in der wahren Tapferkeit die Härte der höchsten Gegensätze: die Entäußerung, die Entselbstung ist hier ein Werk der Freiheit, also eine selbstgewollte Leistung; die höchste Selbständigkeit des Fürsichseins steht hier innerhalb des Mechanischen einer äußeren Ordnung und des Dienstes; der gänzliche Gehorsam, das Abtun des eigenen Meinens und Räsonnierens, also die Abwesenheit des eigenen Geistes, verträgt sich hier mit der intensivsten und umfassenden augenblicklichen Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit; das feindseligste und dabei persönlichste Handeln gegen Individuen mit vollkommen gleichgültiger, ja guter Gesinnung gegen sie als Individuen. Der persönliche Mut erscheint so als ein unpersönlicher. In dem Heere als Heer ist die Feindschaft etwas Unbestimmtes, das gegen die Pflicht zurücktritt.‘

Und ist in dieser harten Zucht des Gedankens und der Tat unser herzlichstes Fühlen etwa ärmer geworden? Wurde es nicht im Gegenteil je erschlossener, desto tiefer, je selbstvergessener, desto reicher und unerschöpflicher?

‚Aus eigener Erfahrung haben wir es uns alle zu tief beglückendem Bewußtsein bringen können, daß das Verhältnis von Mensch zu Mensch innerhalb unseres Gemeinwesens durch den Krieg eine Steigerung von Liebe und Achtung, von Kameradschaftlichkeit und Vertrauen, von Hilfsbereitschaft und Selbstüberwindung herbeigeführt hat, die geradezu als die schönste Blüte uneigennütziger Gesinnung betrachtet werden darf.‘

Erst jetzt ist den meisten unter uns der Sinn des Bibelwortes voll aufgegangen, daß wir unsere Seele verlieren müssen, damit wir sie bewahren.

E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für April 1915*

Nun währt der Völkerkampf schon neun Monate, zwei mehr als der deutsch-französische Krieg 1870/71. Noch ist keine den Frieden erzwingende Hauptentscheidung gefallen, das zähe Ringen der Millionenheere dauert fort und fort ohne Aussicht auf baldige Beendigung. Unwillkürlich drängt sich die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung auf. Bei Unkenntnis des inneren Getriebes der Heerführung ist sie jetzt noch nicht zu beantworten, nur mittelbar an der Kette der äußeren Tatsachen. Auf diesem Wege kann man jedoch bloß eine unsichere Vermutung statt einer bestimmten Antwort gewinnen und wegen der Schriftüberwachung vorerst nicht kundgeben. Während des Krieges ist Geheimhaltung der Führungsgründe unerläßlich; damit ist aber ihre spätere Verschleierung nach dem Kriege erleichtert und zugleich Schönfärberei bei etwa vorgekommenen Fehlern um so naheliegender, als die riesige Ausdehnung des Völkerkampfes nach Breite und Dauer eine einheitliche wahrheitsgetreue Geschichtschreibung unmöglich machen wird. Deshalb wird die volle Wahrheit wohl niemals enthüllt, vielleicht erst in ferner Zukunft auch dann nur annähernd ermittelt, indem von Unbeteiligten aus der beiderseitigen Berichterstattung die ‚goldene Mitte' aufgesucht wird. Aber die Zeitgenossen des jetzigen Krieges mögen und können nicht so lange warten, denn die geschichtliche Feststellung werden die meisten von ihnen nicht mehr erleben.

Besondere Beachtung als zeitgeschichtliches Beweisstück verdient demnach der erst im April veröffentlichte Auszug aus dem Neujahrsbriefe eines hohen, in besonders verantwortlicher Kriegsverwendung stehenden Offiziers: ‚Auch ich wünsche dem deutschen Volke zum neuen Jahre einen Frieden, aber einen solchen, der nicht schon im Keime einen neuen Krieg birgt. Das ist aber nur möglich, wenn unsere Feinde gänzlich zu Boden geworfen sind. Dazu bedarf es vor allem der Zeit. Auch der größte Feldherr mit dem besten Heere kann unter den heutigen Verhältnissen einen Krieg nicht mit wenigen wuchtigen Schlägen zu Ende führen. Denn die Heeresmassen sind zu groß geworden, als daß sie noch wie 1870/71 in der Flanke und im Rücken gefaßt werden können. Wir stehen heute überall auf riesenhaften Fronten, die man nur Schritt für Schritt zurückdrängen kann und denen selbst im Falle eines größeren Erfolges die Technik eine solche Stärke verleiht, daß auch die andere Möglichkeit eines entscheidenden Sieges, die Verfolgung, entfällt. So bleibt der Sieg jenem, der der seelisch Stärkere ist und dadurch den Feind schließlich auch stofflich zermürbt. Was das deutsche Volk, die Heimat, vor allem braucht, ist also Geduld. Worüber es immer und immer wieder aufgeklärt werden muß, ist die Einsicht in die veränderten Verhältnisse. Kein Rückblick auf 1870/71! Weder militärisch noch auch politisch, solche Vergleiche sind verderblich.'

In diesen Zeilen spiegelt sich deutlich der örtliche Eindruck wieder, den der entscheidungshemmende Stellungskrieg im Westen auf ihren Verfasser ausübte und ihn sogar zu einer Verallgemeinerung für die gesamte Heerführung ver-

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für März 1915' Hochland, Maiheft Nr. 8 von 1914/15, Rundschau S. 230–235.

leitete. Jedoch der durchaus verschiedene Kriegsverlauf im Osten berechtigt zu anderer Anschauung, denn er zeigt klar, daß der Bewegungskrieg auch heute noch anwendbar ist und durch seine wuchtigen Schläge allein zur Entscheidung führt. Gegen eine Überzahl, wie sie das fast unerschöpfliche russische Heer darstellt, ist er sogar das beste, ja das einzige erfolgreiche Abwehrmittel; hier würde die ‚stoffliche Zermürbung' des Stellungskrieges durchaus versagen. Dort im Westen, wo sich die beiderseitigen Streitkräfte zahlenmäßig ungefähr das Gleichgewicht halten, ist sie anscheinend den Verhältnissen schon deshalb wohl entsprechend, weil ja das Schwergewicht des europäischen Landkrieges doch im Osten liegt. Wird hier das russische Heer besiegt und zum Rückzuge gezwungen, dann wird zugleich der deutsche Sieg im Westen gesichert. Durchaus zu widersprechen ist jedoch den Schlußsätzen des Briefauszuges. Jede neue Erscheinung kann nur durch Vergleich mit ihren Vorgängern beurteilt werden. Für nichts gibt es einen unbedingten Maßstab. Mit dem Kleineren wird das vielfach Größere ermittelt. Wer zehn Ellen Stoff messen will, muß den Ellenmaßstab anlegen. Wenn also der jetzige Völkerkrieg vielleicht einen zehnmal größeren Umfang hat wie der deutsch-französische Krieg, so eignet sich dieser dennoch vortrefflich als Beurteilungsmaßstab. Nach Anlage, Durchführung und Erfolg der deutschen Heerführung ist er in der gesamten Kriegsgeschichte das reinste und beste Vorbild. Auf demselben Schauplatze spielte er sich ab, wie der derzeitige Kampf im Westen. Auch war er für das deutsche Heer eine besonders wichtige Entwicklungsstufe, von der aus sich seitdem der Ausbau unserer Kriegsmacht weiter vollzog; ferner beruht auf den Kriegsleistungen von 1870 und 1871 die deutsche Streitkraft von 1914/15! Wer hat denn bis jetzt im Völkerkampfe als erfolgreichster Heerführer sich bewährt? Ein Kämpfer von 1870/71, ein Schüler Moltkes: ‚Unser Hindenburg'! Wenn nun die weiter entwickelten Lehren von 1870/71 im Osten sich nützlich erweisen, warum sollte dies nicht auch im Westen möglich sein? Endlich wurzelt im deutschen Siegergeiste von 1870/71 das durchhaltende Kraftbewußtsein des deutschen Volkes von 1914/15. Kriegerisch wie staatlich kann deshalb der Rückblick auf 1870/71 nicht verderblich, sondern nur anspornend und siegfördernd sein!

Durch die Ereignisse des Landkrieges im April finden vorstehende Ausführungen volle Bestätigung. Vor ihrer Würdigung sollen jedoch die Vorgänge des Seekrieges erörtert werden.

Auch im 9. Kriegsmonat hatte die deutsche Flotte keine größeren Kämpfe zur See zu bestehen; eigene Schuld war es nicht, denn Mitte April führte die aus Schlachtschiffen zusammengesetzte Hochseeflotte mehrfache Kreuzfahrten aus und stieß dabei bis in die englischen Gewässer vor, traf aber auf keiner der Fahrten britische Seestreitkräfte an. Mit voller Berechtigung können wir daher abermals die großsprecherischen Engländer mit ihren eigenen Worten fragen: ‚Wo sind euere Schiffe?' Die Ohnmacht der britischen Flotte erklärte ein italienischer Werftbesitzer, also ein unbeteiligter Fachmann, mit der Schwerfälligkeit der englischen Großkampfschiffe und der Wirksamkeit der deutschen Unterseeboote, die viel gefährlicher und furchtbarer sei, als man früher annahm. Nur auf hohem Meere außerhalb des Wirkungsbereiches der Torpedoschiffe und schwimmenden Minen seien die ‚Fürchtenichts' brauchbar, dagegen seien sie, wie ein Engländer, Lord Brassey, schon vor sechs Jahren darlegte, in der südlichen Nordsee den größten Gefahren ausgesetzt, weshalb für die englischen Gewässer ein neuer Schiffsbau entworfen werden müsse. Jetzt erfüllte sich diese Vorhersage, denn Großbritannien kann seine überwältigenden Kampfeinheiten weder in der Nordsee, noch

in der Adria, noch in den Dardanellen verwenden. Deutscherseits wurde im April der Unterseekrieg wirkungsvoll fortgesetzt, doch kennt man die Erfolge nur aus fremdländischen Mitteilungen, heimische amtliche wurden nicht veröffentlicht. Im März sollen allein 20 britische und 3 französische, zusammen 23 Dampfschiffe durch deutsche Tauchschiffe versenkt worden sein. Ferner wurden in der ersten Aprilwoche 5 Handels- und 5 Fischfahrzeuge zerstört. Nach Bekanntgabe der britischen Admiralität wurden seit Kriegsausbruch bis Ende März durch deutsche Kreuzer 55, durch Minen 12, durch Unterseeboote vor dem 18. Februar 3, dann 40, insgesamt also in acht Monaten 110 englische Handelsschiffe vernichtet oder genommen. Seit dem 18. Februar fällt demnach täglich mindestens 1 solches Schiff der Engländer unseren Blaujacken zum Opfer, ungerechnet die zerstörten französischen, russischen und japanischen Schiffe. Im Verhältnis zum gesamten überseeischen Handelsverkehr Großbritanniens wäre dies rein zahlenmäßig genommen ein verhältnismäßig geringer Verlust, der aber nach dem Steigen der Versicherungskosten bemessen, doch sehr einschneidende mittelbare Folgen auf die britische Heimbevölkerung ausübt. Anscheinend sind diese Wirkungen erheblich stärker als diejenigen der ‚Aushungerung‘, die von unseren Feinden wohl versucht, aber Dank der deutschen Gegenmaßregeln nicht gelingen wird. Auf diesem Gebiet macht sich zwar die ‚britische Seeherrschaft‘ allein geltend, indem es ihr gelang, die deutsche und österreichisch-ungarische Handelsschiffahrt während des Krieges zum Stocken zu bringen. Hoffentlich haben unsere großen Schiffahrtsunternehmungen die Kriegszeit des Stillstandes benützt, möglichst große Handelstauchfahrzeuge als Sperrebrecher bauen zu lassen, um mit ihnen überseeischen Verkehr wenigstens mit wertvollen Handelsgütern durchzuführen. Zum Ersatz des abgeschnittenen unterseeischen Nachrichtenverkehrs wäre es ferner wünschenswert und ausführbar, wenn mit Asien und Amerika eine drahtlose Fernschreibe-Verbindung durch Anlage von Funkenämtern in der Türkei, Persien, Afghanistan und China hergestellt würde.

Auf dem westlichen Kampfgebiete begann zu unserem Ergötzen der neunte Kriegsmonat damit, daß der französische Generalissimus Joffre* die Belgier in den April schickte, indem er am Anfang dieses Monats zu einem Regiment belgischer Freiwilliger sagte: ‚Der Tag der großen Offensive ist nahe. Binnen drei Wochen wird das französische Heer im Herzen Belgiens stehen und alsdann Deutschland den tödlichen Streich versetzen!‘ Seitdem sind mehr wie vier Wochen vergangen und das französische Heer ist am Schlusse des Monats weiter vom Herzen Belgiens entfernt als zu Beginn. Vermutlich wollte Joffre mit diesem öffentlichen Ausspruch sowohl die Bundesgenossen begeistern als auch die deutsche Heeresleitung irreführen, um die von ihm für den neuen Durchbruchsversuch gewählte Angriffsrichtung zu verschleiern. Am 5. April begannen nämlich zwischen Maas und Mosel im Woevre-Gebiet starke französische Angriffe mit besonders zahlreicher Artillerie, gleichzeitig flammten auch hitzige Kämpfe im Oberelsaß auf. Doch gelang es den Deutschen nach heftigen, für die Franzosen mit sehr großen Verlusten verbundenen dreiwöchigen Gefechten, die ‚Schoffensive‘, wie das Joffresche Vorgehen von unsern Kriegern scherzhaft genannt wird, aufzuhalten, die Angreifer zurückzuwerfen und ihnen erhebliche Geländeteile nebst 4700 Gefangenen, 17 Geschützen und sonstige reiche Kriegsbeute abzunehmen. In Flandern aber, dem vorgeblichen Angriffsziel Joffre's, gingen die Deutschen selbst am 22. April

* Diesen Namen sprechen die Franzosen ‚Schoff‘ aus.

leitete. Jedoch der durchaus verschied[illegible] Kriegsverlauf im Osten ber[illegible] anderer Anschauung, [illegible] daß der Be[illegible] heute noc[illegible] wuchtige[illegible] dung [illegible] sie d[illegible] dar[illegible] e[illegible] [illegible] Flandern), ferner [illegible] Maschinengewehre. [illegible] und so wurden die heftigen [illegible] und blutig [illegible] angriffe der Briten und Franzosen abgewiesen und die eroberten Übergänge der [illegible] Yserkanals stark befestigt. Damit war es zum Monatsschlusse möglich, schwerste Kanonen mit **noch nie dagewesener Tragweite und Geschoßwirkung** in Stellung zu bringen und aus mehr als 20 km Entfernung die Hafenfestung Dünkirchen, die als britischer Landungs- und Vorratsplatz von großer Bedeutung ist, kräftig zu beschießen. Am Monatsschlusse steht also das deutsche Westheer fester wie bei Beginn; die militärischen Kriegsgrenzen sind in der Hauptsache zwar gleich geblieben, doch in Belgien und Oberelsaß etwas näher an Frankreich gerückt.

Im April fanden wie im März auf dem **südlichen Kriegsschauplatze** keine größeren Heeresbewegungen statt. Zwischen den österreich-ungarischen und den serbischen Streitkräften beschränkten sich die Kämpfe auf gelegentliche Beschießungen der beiderseitigen Donau-Städte. Wenn also hier die Kriegslage auch keine Änderung erfuhr, so ist doch noch erwähnenswert, daß Anfang April in Neuserbien bei Strumitza an der serbisch-bulgarischen Grenze heftige innere Kämpfe zwischen serbischen Truppen und bulgarischen Banden stattfanden. Als weitere Schwächung der serbischen Streitmacht ist ferner die Nachricht hervorzuheben, daß im Innern des Landes verheerende Seuchen wüten, die leider auch unter den dortigen österreich-ungarischen Kriegsgefangenen stark aufräumen. Endlich ist noch die sehr erfreuliche Tat hervorzuheben, daß am 27. April früh morgens 20 Meilen vom Kap Santa [illegible] der französische Panzer[illegible] Leon Gambetta' mit etwa 600 [illegible] seiner Besatzung durch das österreich-ungarische Unterseeboot 5 versenkt wurde.

Im **Osten**, wo die Entscheidung des gesamten Völkerkampfes ruht, ging im April das Ringen der Millionenheere weiter und brachte in den ersten Wochen des Monats keine wesentliche Änderung der Kriegslage. Bis auf eine größere Ortschaft der Bukowina gelang es jedoch den Verbündeten, dieses österreichische Kronland von der Russenherrschaft zu befreien, mit dem rechten Flügel in Bessarabien sich festzusetzen und alle russischen Gegenangriffe erfolgreich abzuwehren. In Ostgalizien wurden durch die von der deutschen Südarmee im Verein mit österreich-ungarischen Truppen Anfang April ausgeführte Eroberung des Zwinin-Rückens und der Ostry-Höhe die Russen aus der seit Monaten zähe verteidigten Stellung beiderseits des Oravatales geworfen und damit ein breiter Ausgang in das nördliche Karpathen-Vorland gewonnen. Nach vorübergehenden örtlichen Erfolgen der Russen bei Cisna und Berechy-Gorne am 2. April war es jedoch der standhaften Aufopferung der Verbündeten möglich, die mit ungeheueren Menschenverlusten unternommenen Versuche der Russen, die Karpathenstellungen zu durchbrechen, abzuwehren und die Angreifer sogar stellenweise zurückzudrängen. In den Ostbeskiden erreichten die heftigen Kämpfe an Ostern ihren Höhepunkt. Auch der rücksichtslose Einsatz der freigewordenen Belagerungsarmee von Przemysl, die hiebei völlig verbraucht wurde, vermochte den Russen nicht zum Siege zu helfen. In Westgalizien und in russisch Südpolen blieb während des April die Lage unverändert; nur Geschützkämpfe und kleinere örtliche Gefechte erfolgten dort. Stärker gekämpft wurde in russisch Nordpolen, ohne zu einer Entscheidung zu führen. Große Überraschung zeitigte da-

gegen der Ende April einsetzende Vorstoß des aus Ostpreußen kommenden deutschen linken Flügels nach Samogitien und Kurland. Nur schwachen Widerstand findend, konnten die deutschen Streitkräfte bis Ende des Monats 150 Kilometer weit in Rußland eindringen und die rückwärtigen Verbindungen des russischen rechten Flügels mit der Ostsee und Petersburg bereits ernstlich bedrohen.

Als Gesamtergebnis des 9. Kriegsmonats im Osten zeigt sich sonach, daß das gefährliche Vorrücken der Russen gegen Deutsches Reich und Österreich-Ungarn zu völligem Stillstand kam und das russische Heer nunmehr sogar auf seinem eigenen Boden angegriffen wird. Durch den während der Niederschrift erfolgten deutsch-österreich-ungarischen Sieg in Westgalizien werden die Russen wohl bald zur Räumung Galiziens genötigt sein.

Auf den türkischen Kriegsschauplätzen bildeten im April die Dardanellen wieder das Hauptkampfgebiet. Obwohl der neue Angriff der Briten und Franzosen mit erheblich verstärkten Kräften unternommen wurde, waren diese doch nicht ausreichend zum Siege. Der tapferen, zähen türkischen Verteidigung gelang es ziemlich leicht, die Landungsversuche abzuwehren, auch beschädigten und zerstörten sie mit dem Feuer ihrer Küstenbatterien wieder eine erhebliche Anzahl gegnerischer Seestreitkräfte. Bei Monatsschluß dauerte der Kampf zwar noch fort, aber bereits aussichtslos für die Angreifer. Im russisch-türkischen Kaukasus-Grenzgebiet, in Nordpersien und Mesopotamien fanden zwar ebenfalls Kämpfe statt, doch brachten sie keine wesentliche Änderung der Kriegslage. Am Suezkanal erfolgten nur Vortruppen-Gefechte; die einsetzende heiße Zeit wird dort größere Heeresbewegungen bis zum Herbste wahrscheinlich ausschließen.

Aus unseren Schutzgebieten liegen zwar beruhigende deutschamtliche Meldungen vor, doch sind sie schon Monate alt. Den neuen gegnerischen Nachrichten von angeblichen Erfolgen über die deutschen Schutztruppen darf man nach den bisherigen Erfahrungen begründete Zweifel entgegensetzen. Jedenfalls ist der Widerstand noch lange nicht gebrochen, denn die Feinde würden nicht zögern, entscheidende Siege laut in die Welt hinauszutrompeten, schon um die Klagen über ihre europäischen Niederlagen zu übertönen. Ebenso besitzen wir über die inneren Unruhen in Südafrika und Indien, sowie über das kriegerische Eingreifen Afghanistans nur unsichere einseitige Mitteilungen. Noch schweben die Verhandlungen zwischen China und Japan; ob es nun zwischen beiden zum Kriege kommt oder nicht, so ist doch durch diese weitgreifende, folgenreiche Angelegenheit die japanische Streitmacht auf lange Zeit hinaus um so mehr gebunden, als ihre anscheinend vom Größenwahn ergriffene Regierung im Laufe des Frühjahres am Stillen und am Atlantischen Meere die Hand auch auf mexikanische Häfen legte. Die Vereinigten Staaten von Amerika aber darf man jetzt fragen: ‚Wo bleibt da die Monroe-Lehre? Gilt sie nur gegen europäische Seemächte? Dürfen sich die „Farbigen", die Gelben, in Amerika mehr erlauben als die Weißen?' U. A. w. g.!

Von den bisher neutralen Mächten beteiligten sich noch keine am Völkerkampf, obwohl sie von den kriegführenden Dreiverbandmächten eifrig umworben, sogar bedroht werden. Zwar schwanken bereits einzelne, aber vorsichtigerweise warten sie noch, ‚nach welcher Seite der Apfel fällt'. Wie Hyänen lauern sie auf die Siegesbeute, um bei deren Verteilung einen möglichst großen ‚Happen' zu erwischen. Im Vertrauen auf seine Erfolge und Stärke kann der neue Dreibund ‚Deutsches Reich, Österreich-Ungarn und Türkei' gegenüber den Erpressungsversuchen ruhig ablehnend

bleiben, denn selbst ‚ein Feind mehr' kann für ihn keine ungünstige Wendung mehr herbeiführen. Die richtige Zeit zum schädlichen Eingreifen versäumten schon die Erpresser. Näher hierauf einzugehen, ist jetzt nicht angängig, später wird darauf zurückzukommen sein. —

Wenn der 8. Kriegsmonat noch ein Gleichgewicht der Kräfte zeigte, so neigte sich im 9. das Zünglein der Schicksalswage bereits uns zu. Sollte der ‚Dreiverband' nicht noch besonders schwere Gewichte in seine Wagschale werfen können, dann wird er kaum mehr auf seine ohnedies verfehlte Rechnung kommen. Im deutschen Volksleben machen sich die aussichtsreiche Besserung der Kriegslage und das Nachlassen des Außendruckes schon deutlich wahrnehmbar. Neben der sehr erfreulichen Wertsteigerung der deutschen Anlagepapiere zeigen sich stark verfrühte Friedensbestrebungen, sowie bedauerliche Neigungen zur Störung des ‚Burgfriedens'. Unheilbar aber erweist sich eine gewisse Schichte der deutschen Frauenwelt, die offenbar kein Gefühl dafür hat, daß Hunderttausende auf den Schlachtfeldern bluten und sterben, sowie Millionen von Menschen unter der Kriegsnot schrecklich leiden und zugrunde gehen. Bereits wagte sie sich schon wieder an die Öffentlichkeit und frönt ihrer Putz-, Genuß-, Klatsch- und Vergnügungssucht. Für ihre Kennzeichnung fehlt ein höfliches deutsches Wort, hier muß das Fremdwort ‚Modedamen' den Begriff angeben. Kräftige Bekämpfung solcher Ausartung wäre ein vaterländisches Verdienst im Kriege wie im Frieden.

Vertrauensvoll können wir jetzt in die Zukunft blicken, anscheinend sind wir bereits ‚über dem Berge'. Selbst wenn es dem Dreibund nicht gelingen sollte, seine Gegner völlig niederzuwerfen, so sind doch auch diese nicht mehr in der Lage, ihre ursprüngliche Kriegsabsicht der ‚Zerschmetterung' auszuführen. Noch steht zwar der Frieden in ferner Zukunft; Zwischenfälle und Rückschläge sind keineswegs ausgeschlossen, aber besiegt und unterjocht können wir nicht mehr werden. Sogar die englische ‚Morning Post' verkündete am 19. April: ‚Bis jetzt ist Deutschland der Sieger.' Nötig sind uns nur: Geduld und durchhaltendes Ausdauern! —

Abgeschlossen 1. Mai 1915.

Generalmajor Friedrich Otto.

Über die Stellung Italiens im Weltkrieg veröffentlicht der mit deutschen Verhältnissen wohlvertraute und uns freundlich gesinnte Graf Ercole Agliardi, ein Neffe des verstorbenen Kardinals, eine kleine Schrift, als erste Nummer der Flugschriftensammlung ‚Der Weltkrieg', herausgegeben von dem Sekretariat Sozialer Studentenarbeit (M.-Gladbach). Der Zweck der Schrift ist, die Neutralität Italiens aus den rechtlichen, wirtschaftlichen und psychologischen Verhältnissen und Zuständen begreiflich zu machen und so der Verstimmung vorzubeugen, die sich des deutschen Volkes gegen den Verbündeten bemächtigt hat. Obwohl die Ausführungen des Grafen Agliardi bereits vor der Hauptkrise erschienen sind und durch die Ereignisse mit jedem Tag gegenstandslos werden können, fallen doch auch auf die gegenwärtige Frage der österreichischen Kompensationen einige Schlaglichter, die die seelische Einstellung der Italiener in diesem uns so unerfreulich berührenden Konflikt merkwürdig erhellen.

Wenn Italien zu einer Anlehnung an die Zentralmächte sich getrieben fühlte, so hing das mit seiner Verstimmung und dem von Bismarck schon auf dem Berliner Kongreß (1878) vorbereiteten Mißtrauen gegen Frankreich (wegen Tunis) zusammen.

Nachdem Italien 1877 den ersten, aber ergebnislos gebliebenen Schritt zu einem Bündnis mit Deutschland getan hatte, ein Schritt, der sogar mit der Möglichkeit einer antiösterreichischen Spitze gerechnet hatte, wurde der zweite Schritt

1880 unternommen. Die Antwort Bismarcks, daß der Weg nach Berlin über Wien führe, zeigte die Richtung. Die französische Annexion von Tunis half den Schritt erleichtern. Im Mai 1882 schloß Italien je einen Vertrag mit Österreich-Ungarn und mit dem Deutschen Reich, eine Tatsache, die erst viele Monate später in die Öffentlichkeit drang, während der Inhalt der beiden Verträge heute noch tiefes Geheimnis ist. (Vergl. auch die kritischen Ausführungen in dem Rundschauartikel von Dr. Wirth, S. 375.) Mehrfach erneuert haben diese Verträge seit Februar 1887 die Form eines Vertrags, und man findet daher oft das Bestehen des Dreibundes von diesem Zeitpunkt an datiert. Wenn auf dessen Inhalt auch nur aus Äußerungen leitender Staatsmänner indirekt geschlossen werden kann, so hat man in Italien doch von jeher hervorgehoben, daß der Dreibund eine italienisch-englische Freundschaft nicht ausschließe. Diese ist, wie Agliardi sagt, ‚ein Dogma der italienischen Politik‘. Allein schon seine geographische Lage zwingt es zu dieser Haltung. ‚England kann, im glücklichen Besitz einer übermächtigen Flotte, leicht die Dardanellen, den Suezkanal und Gibraltar blockieren und die Getreidezufuhr völlig abschneiden‘. Da die agrarische Politik Italiens nicht wie in Deutschland auf eine möglichst große Selbständigkeit des Landes gerichtet war, reicht die Getreideproduktion nicht einmal für die Hälfte des Bedarfs. Diese Abhängigkeit haben die Italiener jetzt zu fühlen bekommen. ‚Dabei tritt England noch als eine befreundete Macht auf! Was wäre nun, wenn England als Feind erscheinen würde?‘ Während also der Vertrag im Falle eines Krieges der Verbündeten mit England Italien freie Hand läßt, hält es Agliardi für möglich, daß der Vertrag infolge häufiger handelspolitischer Enttäuschungen Italiens, besonders infolge der österreichischen Politik, bei jeder Erneuerung die Verpflichtungen Italiens soweit gelockert habe, ‚daß nach Geist und Wortlaut des Vertrags unter Umständen auch ein Krieg zwischen Italien und Österreich denkbar erscheint‘.

An Verstimmungen vor dem Krieg hat es nicht gefehlt. Als wesentlich wird hervorgehoben, daß die berühmte Note an Serbien nicht vorher den alliierten Mächten mitgeteilt worden sei; auch habe Deutschland die italienische Regierung von dem Ultimatum an Rußland nicht in Kenntnis gesetzt. Übrigens sei bis jetzt von den Regierungen in Deutschland und Österreich-Ungarn Italien nicht der leiseste Vorwurf gemacht worden. Schließlich verweist Agliardi auf einen merkwürdigen Präzedenzfall, die Verneinung des casus foederis betreffend, den Giolitti in der Kammersitzung vom 5. Dezember 1914 erstmalig mitgeteilt hat. Es handelt sich um die während des Balkankriegs von Österreich bekundete Absicht, gegen Serbien vorzugehen, ein Vorgehen, das von ihm mit Hinsicht auf die Pflicht seiner Verbündeten als defensiv bezeichnet worden sei. Damals aber habe sich Italien mit Deutschland im Einvernehmen befunden, daß der casus foederis nicht gegeben sei.

Bei alledem handelt es sich aber noch bloß um den Beweis, daß Italien loyal handele, wenn es sich auf den Standpunkt einer bewaffneten Neutralität zur Wahrung seiner Lebensinteressen stelle. Die Frage der von Österreich zu leistenden Kompensationen an Italien kann damit nicht erklärt und gerechtfertigt werden. Sie hat ihre Wurzel in der auch von Agliardi nur vermutungsweise erwähnten Annahme, daß geheime Vertragsänderungen schließlich auch einen Krieg zwischen Italien und Österreich nicht unter allen Umständen als ausgeschlossen erscheinen lassen könnten. An Reibungen zwischen den beiden Staaten hat es ja nie gefehlt. Die Forderung der politischen Autonomie des Trentino ist alt. Die neuere Besiedelungsforschung der Alpengebiete, wie sie insbesondere von

dem Bonner Historiker Alois Schulte vertreten wird, ist zu der Auffassung gelangt, daß das italienische Element im Trentino das ursprüngliche sei. Tatsächlich ist Österreich dieses Besitzes nie froh geworden und hat wirtschaftlich nicht nur keinen Nutzen daraus gezogen, sondern im Gegenteil Opfer dafür gebracht, ohne Dank zu ernten. Was die östliche Grenze betrifft, so gilt sie den Italienern von jeher als strategisch nicht sicher. Schon Crispi hat es betont, daß erst am Isonzo die nationale mit der militärischen Grenze zusammenfalle. Erst wenn das erreicht sei, werde Österreich aufhören, der Feind zu sein, der den Schlüssel zum Tor unseres Hauses besitzt, und ein treuer Verbündeter und Mitarbeiter werden'. — Die gemeinsame Herrschaft im Adriatischen Meer bringe Unzuträglichkeiten mit sich. Es habe sich im gegenwärtigen Krieg gezeigt, daß infolge der natürlichen Meeresströmungen ausgelegte Minen von der österreichischen nach der italienischen Küste treiben und dort die Schiffahrt gefährden. Die gemeinsame Verteidigung der Adria gegen fremde Kriegsflotten sei nur im Kanal d'Otranto möglich. Die flache italienische Küste sei zu einer Verteidigung gar nicht geeignet, die österreichische dagegen vorzüglich. Die auseinanderstrebenden Interessen in Albanien können hier nur beiläufig erwähnt werden. Schwerer als ein Vordringen Österreichs an dieser Ostküste der Adria falle für Italien ein Ausbreiten des russischen Einflusses bis zur Adria.

Daß sich die irredentistischen Wünsche nicht in gleicher oder ähnlicher Weise auf das durch Napoleon III. Italien entrissene Nizza und Savoyen, sowie auf Korsika und Tunis richten, gehört zu den seltsamen Erscheinungen der Völkerpsychologie. Agliardi macht darüber ironische, das unlogische Verhalten dieser dreiverbandsfreundlichen ‚Patrioten' interessant beleuchtende Bemerkungen. Dennoch sucht er diese merkwürdige Stimmung zu erklären. Italiens Schmerz über die ihm von Frankreich widerfahrene Unbill sei vorübergehend abgelenkt worden durch Verletzungen nationaler Empfindlichkeiten von anderer Seite. Hiezu komme die merkwürdige Konstellation der Weltanschauungszugehörigkeiten in diesem Weltkrieg. Der Verfasser entwickelt das also: ‚Der gegenwärtige Weltkrieg wird als ein Zusammenprallen des französisch-englischen Kulturkreises mit dem deutschen aufzufassen sein, und da kommt die Frage, die am deutlichsten in Amerika formuliert worden ist: Welcher von den beiden großen Kulturkreisen hat das innere Recht einer starken Fortexistenz, und welchem müssen wir dementsprechend vom allgemeinen Standpunkte der menschlichen Geschichte aus den Sieg wünschen? Auf dem großen Gebiete der einschlägigen Debatten ist ein springender Punkt, der der Freiheit. Der in Italien geltende Begriff der Freiheit ist aus England übernommen und ist die Willkür des Handelns innerhalb gegebener rechtlicher Normen. Der Deutsche leitet dagegen den Begriff aus Selbstzucht und sittlicher Bindung ab.'

Aus diesem Gegensatz der Weltanschauung erklärt sich wohl auch, daß Katholiken und Konservative in Italien die gegenwärtige Kriegshetze zu gunsten des Dreiverbandes nicht mitmachen. Es erklären sich ferner hieraus auch die Gerüchte, die der Dreiverband über die einem Sieg der Zentralmächte mehr zuneigende Haltung der päpstlichen Kurie ausstreut. Wird doch in Frankreich in allem Ernst von einem erneut aufgenommenen Anspruch des römischen Pontifex auf Weltmacht geredet, die von einem europäischen Kongreß anerkannt werden solle. Deutschland und vor allem Österreich habe dem Papste die Versicherung gegeben, daß er, falls der Sieg den Zentralmächten zufalle, als Großmacht zum Friedenskongreß hinzugezogen werde. Somit drohe für Italien die Gefahr, daß die katholische Partei von

ganz Europa die römische Frage wieder aufs Tapet bringe. Das aber sei gegen alles Interesse Italiens, und hier liege daher ein weiterer Grund, in den Krieg einzugreifen, denn wenn der Dreiverband Sieger bleibe, dürfe es sicher sein, daß die römische Frage nicht in einem ihm unwillkommenen Sinne aufgerollt werde.

So erleben wir hier das seltsame Schauspiel, daß ein Weltkrieg, der aus kapitalistisch-wirtschaftlichen Interessengegensätzen entsprang, schließlich in einen Kampf um Weltanschauungsfragen hineinwächst. Dieser Gesichtspunkt erscheint uns das Wesentliche an den gesamten Betrachtungen Agliardis, die wir, was das Politische darin betrifft, hier wiedergeben, nur um dem audiatur et altera pars zu genügen. Die kleine Schrift ist damit nicht erschöpft. Sie bleibt auch unter anderen Gesichtspunkten lesenswert.

-th.

Die Torpedierung der Lusitania.

Als ich vor sechs Jahren ein Werk über ‚Das Beuterecht im Land- und Seekriege' schrieb, das später auch in englischer Sprache erschien, glaubte ich die Schärfe dieses Rechts nicht deutlicher zum Ausdruck bringen zu können, als daß ich auf Seite 40 den Leser bat, sich einmal vorzustellen, daß ein Schiff wie z. B. ‚der prachtvolle Vierschraubenturbinendampfer „Lusitania", der geradezu den ganzen Stolz der Cunardlinie bildete, der Grausamkeit des Seebeuterechts unterworfen würde'. Dieses Ereignis ist nunmehr eingetreten, freilich unter ganz anderen Umständen, als man in jener Zeit voraussehen konnte. Wie besonders der hervorragende deutsche Admiral Karl Galster trotz aller ihn bekämpfenden Stimmen immer wieder vorausgesagt hat, wurde durch das Aufkommen der Unterseeboote eine neue Ära der Seekriegsführung und des Seekriegsrechts eingeleitet. Während mir damals der Hinweis auf die Vernichtung so gewaltiger Schiffswerte besonders eindrucksvoll erschien, ist dasjenige, was vom menschlichen Standpunkte aus diesmal am bedauernswertesten ist, nicht der Schiffsverlust, sondern der Untergang von etwa 1500 Menschen; an die Stelle der früheren Anhaltung eines Schiffes vor der Zerstörung ist heute die sofortige Torpedierung getreten und gestattet die Rettung der Menschen nicht mehr mit vollkommener Sicherheit.

Wenn auch die sofortige Torpedierung der ‚Lusitania' rechtmäßig war und den Amerikanern keinen Grund zur Beschwerde abgeben kann, so ist doch die Begründung dieser Behauptung verschieden, je nachdem man in der ‚Lusitania' einen Hilfskreuzer erblickt oder nicht. War die ‚Lusitania' in der Tat ein Hilfskreuzer, so war sie ein in die englische Kriegsflotte eingereihtes Kriegsschiff, konnte also, wie z. B. irgendein feindliches Minenschiff oder Torpedoboot, zerstört werden. Passagiere und neutrale Ladungen befinden sich dort immer auf eigene Gefahr. Damit jedoch ein Hilfskreuzer vorliegt, müssen eine Reihe von Bedingungen erfüllt sein; die bloße Fähigkeit, in die feindliche Kriegsflotte eingereiht zu werden, genügt nicht. Die ‚Lusitania' mußte unter dem direkten Befehle und der unmittelbaren Aufsicht der englischen Admiralität stehen, die Kriegsflagge tragen usw. Daß dies der Fall war, ist bisher nicht behauptet worden. Auch ist nicht anzunehmen, daß ein Hilfskreuzer in solchem Maße zu Passagierfahrten herangezogen wird. Daß das Schiff etwa zu Beginn des Krieges als Hilfskreuzer in die englische Marine eingereiht war, rechtfertigt seine jetzige Behandlung als Kriegsschiff noch nicht; das Völkerrecht gibt ja die Befugnis, derartige feindliche Schiffe schon auf Grund des Seebeuterechts wegzunehmen. Möglich wäre es allerdings, daß die eventuelle Rückverwandlung des Hilfskreuzers in ein Handelsschiff in einer inkorrekten Weise erfolgt war und sich

die deutsche Marine in dem guten Glauben befinden konnte, es handle sich um ein Kriegsschiff. Doch wird diese Behauptung von deutscher Seite gar nicht aufgestellt. Sie erübrigt sich auch vollkommen, da es zur Rechtfertigung des deutschen Vorgehens genügt, daß die ‚Lusitania‘ ein englisches Handelsschiff war.

Vielfach ist gesagt worden, die ‚Lusitania‘ sei aber armiert gewesen. Auch das Vorhandensein dieser Tatsache ist wohl bisher nicht zweifelsfrei festgestellt und ist auch meines Erachtens für die Entscheidung des Falles unwichtig. Ein armiertes Handelsschiff ist kein Kriegsschiff im Gegensatz zum Hilfskreuzer, sondern ein Kauffahrer, der mit Kanonen versehen ist, um sich gegen eine eventuelle Wegnahme durch feindliche Kriegsschiffe zu verteidigen. Gegenüber einem bewaffneten feindlichen Handelsschiff braucht ein Unterseeboot nicht erst das Anhaltungsrecht auszuüben, denn es würde sich dadurch in Gefahr begeben, beschossen oder gerammt zu werden, eine Lage, bei der der große Kauffahrer meist im Vorteil ist. Interessant dürfte es sein, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß nach englischem Prisenrechte neutrale Waren auf armierten feindlichen Kauffahrteischiffen der Wegnahme ohne Entschädigung unterliegen, obwohl die Pariser Seerechtsdeklaration den Satz ‚Unfrei Schiff — Frei Gut‘ aufgestellt hat.

Aber weder die Tatsache, daß ein Hilfskreuzer noch daß ein bewaffnetes Handelsschiff vorlag, ist entscheidend. Es genügt, daß es sich um ein feindliches Handelsschiff im Kriegsgebiete handelte, und das ist unbestritten. Ein solches Handelsschiff kann nach dem Ermessen des Befehlshabers des feindlichen Kriegsschiffes zerstört werden, selbst wenn sich neutrale Waren und neutrale Personen darauf befinden. Freilich verlangt das Völkerrecht regelmäßig eine vorhergehende Anhaltung des Schiffes, um die feindliche Eigenschaft festzustellen und den Passagieren wie der Mannschaft Gelegenheit zu geben, sich zu retten. Da aber England das Konterbanderecht in unerlaubter Weise ausdehnt, haben wir durch Erklärung vom 4. Februar 1915 als Vergeltungsmaßregel angeordnet, daß innerhalb des Kriegsgebietes alle feindlichen Kauffahrer ohne weiteres torpediert werden dürfen. Eine solche Vergeltungsmaßregel ist zulässig. Auch die Amerikaner können die Berechtigung dieser Tatsache nicht bestreiten. Sie haben Ende Dezember 1914 in ihrer Note klargelegt, wie sehr England das Konterbanderecht vergewaltigt, müssen uns also in unserer Beschwerde gegen Englands Verhalten, das uns zu Repressalien zwang, zustimmen. Sie müssen ferner erkennen, daß Deutschland alles getan hat, um diese Vergeltung zu verhindern. Obwohl die strengen englischen Konterbanderegeln schon Ende August angeordnet wurden, hat v. Tirpitz noch beinahe ein halbes Jahr gewartet, ehe er die Hoffnung auf eine korrekte Haltung Englands völlig aufgab. Die Neutralen haben in dieser Zeit mehr als genug Gelegenheit gehabt, ihren Einfluß bei England geltend zu machen. Die Vereinigten Staaten haben in letzter Stunde auf eine deutsche Anregung hin bei England die Annahme der Londoner Deklaration zu erreichen gesucht, freilich vergebens. Die Vergeltung vermittels sofortiger Torpedierung ist also kein übereilter Schritt, sondern eine Maßnahme, mit der bis zum Ende der Geduld gewartet worden ist. Viele englische Handelsschiffe und Fischerboote sind schon innerhalb der Sperre dieser Notwehr zum Opfer gefallen. Es kann für die rechtliche Betrachtung nichts ausmachen, ob ein kleines Boot oder ein Ozeanriese torpediert worden ist. Da der Untergang innerhalb des Kriegsgebietes geschah, so ist er auf ein gerechtfertigtes Vorgehen zurückzuführen. Sicherlich darf

man annehmen, daß die Lusitania auch Konterbande, besonders Munition, bei sich geführt hat. Für die Rechtslage ist das ganz gleichgültig. Nur wenn wir ein neutrales Handelsschiff zerstört hätten, wäre die Frage aufzuwerfen, wie weit diese Zerstörung etwa durch besondere Umstände (z. B. Konterbandetransport) gerechtfertigt werden könnte, die außerhalb der Eigenschaft des Schiffes zu suchen sind. Ein feindliches Handelsschiff unterliegt im Kriegsgebiet an sich der sofortigen Torpedierung. Wenn es Konterbande mit sich führte, so mag uns die Zerstörung noch besondere Genugtuung bereiten. Zur Rechtfertigung der Zerstörung kommt jene Tatsache nicht in Betracht.

Alle sichtliche Entrüstung der feindlichen und neutralen Welt kann also nichts an der Tatsache ändern, daß die Torpedierung rechtmäßig war. Mit dem Gefühle, womit manche Leute solche Fragen lösen wollen, kommt man hier nicht weit. Zu sehr ist mancher geneigt, Dinge, die auf das Anschauungsvermögen besonders stark wirken, wie in solchem Falle den Untergang eines herrlichen Schiffes mit 1500 Menschen, mit anderem Maßstabe zu messen als den Plan einer völkerrechtswidrigen Aushungerung, von der man fern vom Schuß nicht viel merkt.

Es ist nun nicht meine Absicht, die weiteren Probleme, die sich an den Lusitaniafall knüpfen, an dieser Stelle erschöpfend zu behandeln. Sicher ist, daß die Berechtigung der Zerstörung an sich noch nicht ohne weiteres Schadenersatzansprüche neutraler Eigentümer ausschließt, sondern daß dies wieder gemäß der Pariser Deklaration eine Frage für sich ist. Ganz stimme ich hier den grundsätzlichen Ausführungen Rehms in der Deutschen Juristenzeitung (Mai 1915) zu. Auch die deutsche Prisenordnung steht auf dem Standpunkte, daß bei Zerstörung feindlicher Handelsschiffe für solche neutrale Ware, die nicht Konterbande ist, Entschädigung geleistet werden muß. Hier freilich ist zu erwägen, welche Bedeutung es hat, daß der Untergang im Kriegsgebiet geschah und daß die deutsche Regierung von vorneherein erklärt hat, jeden Schadensersatzanspruch abzulehnen, ja eine besondere Warnung an die neutralen Personen erlassen hat. Die deutsche Regierung handelt nur folgerichtig, wenn sie auch im Lusitaniafalle jeden Schadensersatzanspruch ablehnt.

Wenn für neutrale Waren auf der ‚Lusitania' keine Entschädigung gegeben zu werden braucht, so wird man auch alle Entschädigung für untergegangene neutrale Personen ablehnen müssen. Das Problem der Entschädigung für in solcher Weise untergegangene neutrale Personen ist übrigens dem Völkerrecht ganz neu. Rehm meint in dem erwähnten Aufsatze, für den Tod neutraler Personen sei bei der Zerstörung feindlicher Schiffe nie Entschädigung zu zahlen, weil sich die Pariser Deklaration nur auf neutrales Gut, nicht aber auf neutrale Personen beziehe. Das halte ich für bedenklich, weil solchenfalls z. B. für untergegangene Tiere neutraler Eigentümer Entschädigung gezahlt werden müßte, nicht aber für untergegangene Menschen. Ich meine: Wenn in dem einen Falle Entschädigungspflicht besteht, dann noch mehr in dem anderen. Dieses Problem kommt jedoch für die Stellungnahme der Reichsregierung nicht in Betracht, da sie jede Entschädigung für neutrales Gut im Kriegsgebiet von Anfang an abgelehnt hat. Ist dieser Standpunkt berechtigt, dann wird man auch für neutrale Personen keinerlei Entschädigung zu geben brauchen.

Dr. Hans Wehberg.

Geschichte

Entwicklung und Bedeutung des Dreibundes. Schon im Jahre 1852 träumte Bismarck von einem Dreikaiserbündnisse, einer Freundschaft zwischen

Berlin, Wien und Petersburg. Noch gegen Ende seiner Kanzlertätigkeit kam er auf diesen Lieblingsgedanken zurück und war dem Zaren gegenüber weit nachsichtiger und liebenswürdiger, als wir es jetzt mit deutschen Interessen für vereinbar halten würden. Es bedeutete geradezu eine Durchkreuzung dieser Grundlinien bismarckscher Weltauffassung, wenn der Mann von Friedrichsruhe statt des absolutistischen Rußlands das zur Demokratie neigende romanische Italien bevorzugte. Trotzdem hat man, und hat wohl Bismarck selbst den Dreibund als das Hauptwerk seines Lebens bezeichnet. Allein man muß stets mit wechselnden Stimmungen rechnen, auch bei den größten Männern, einmal erscheint ihnen dies als das wichtigste und notwendigste, ein andermal jenes. Namentlich aber darf man Worte eines Staatsmannes, eines Diplomaten nicht allzusehr auf die Goldwage legen. Hat nicht Bismarck für einen ehrlichen Makler im Balkangeschäft angesehen werden wollen? Und doch, wie wenig stimmt seine angebliche Prokura für Rußland mit der Tatsache, daß er durch die Errichtung eines unabhängigen Rumäniens, Bulgariens und Serbiens sowie die Einverleibung bosnischer Südslaven in Österreich den Moskowitern ein starkes, schwer überwindliches Bollwerk entgegenwarf? Und hat nicht minder der Alte in einem verlorenen Augenblick selbst einmal erklärt: Grundsätze zu haben, komme ihm vor, als wie wenn er mit einer großen Stange im Munde durch einen engen Waldpfad gehen solle? Politik war für Bismarck immer nur die Kunst des Möglichen. Die Kunst, für eine gegebene Lage das jeweils richtige Auskunftsmittel zu finden. Dadurch kennzeichnet sich für den eisernen Kanzler die Politik als ein make-shift, als ein beständiges Balancieren, als ein beständiges von der Hand in den Mund leben. So war es in der inneren Politik, wo bald Liberale gegen Konservative ausgespielt wurden, bald umgekehrt, so war es in der äußeren Politik, wo ein halbes dutzendmal im Verhältnis zu Rußland Freundschaft mit Feindschaft wechselte. Ja, ein noch härteres Wort kann gesagt werden: wenn es auf Bismarck allein angekommen wäre, so hätte sein Dreibundwerk ihn nicht überlebt, denn er war nahe daran, 1889 zugunsten des Zaren das Werk zu zertrümmern. Wie aber mancher die Geister, die er rief, nicht wieder los wird, wie gar oft das Werk über den Werkmeister wächst, so war durch das Gewicht der Tatsachen selbst die Schöpfung Bismarcks stärker als der Wille des schaffenden Meisters. Die Zusammenschweißung von Deutschland, Österreich und Italien stellt einen Staatenkonzern dar, wie ihn das deutsche Kaiserreich des Mittelalters schon einmal erzeugte. Die erdkundlichen und die wirtschaftlichen Bedingungen zwingen von selbst Mitteleuropa in diese Bundesform.

Das sind nun allerdings nicht gerade die Gedanken, von denen sich ein Buch Arthur Singers* leiten läßt. Es ist die erste Geschichte des Dreibundes, aber eine recht verworrene, und ist außerdem nicht eine auf eigenem Urteil beruhende Darstellung, sondern eine Kompilation. Sie ist aus allen möglichen Briefen, Erinnerungen, Reden, Erlassen, Noten und Zeitungsarbeiten zusammengesetzt. Immerhin fehlt nicht die niedere Kritik. Es wird untersucht, wieviel überhaupt von dem Bundesvertrag bekannt und wieviel von dem Bekannten zuverlässig sei. Dabei kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß unsere Kenntnis eigentlich ganz überraschend gering ist. In einer Zeit, die uns täglich mit tausenden von Schriftstücken überschüttet, da die Öffentlichkeit wie ein Ungeheuer mit hunderttausend Zungen schreit und lärmt, da kommt es einem wohl unfaßbar vor, daß nicht nur die Begleitumstände, sondern auch der

---

* A. Singer, ‚Geschichte des Dreibundes' Leipzig, Rabinowitz.

Inhalt eines so wichtigen Vertrages uns verborgen bleiben konnte. Man denke jedoch an den Delagoavertrag von 1897; er ist ebenfalls bis jetzt ein Geheimnis geblieben, bis jetzt, da er durch den Weltkrieg von selber aufgelöst ward, ein Vertrag, der nur abgeschlossen wurde, aber niemals zur Erfüllung gelangte.

Die Begleitumstände sind gut und sorgfältig geschildert. Bei dem ursprünglichen Zweibund kam besonders das Nebenspiel Rußlands in Betracht. Bei dem Abschlusse des Dreibundes die Lösung des Verhältnisses zwischen Italien und Frankreich. Cairoli sagte 1881, als er zurücktrat: Ich war der letzte italienische Minister, der Frankreich geliebt hat! Auch die außerordentliche Rolle der ungarischen Staatsmänner erhält in dem Buche mehrfache Beleuchtung. Am wertvollsten sind die Regesten, die sich von 1884 bis 1912 erstrecken; es ist eine kleine Weltgeschichte der Gegenwart.

Der Verfasser versichert uns, daß nicht einmal der Tag, an dem Italien dem Zweibunde beigetreten sei, zuverlässig feststehe, wenn schon meist der 20. Mai 1882 dafür angegeben werde. Bezweifeln möchte ich, ob wirklich Italien in der Tripoliskrise am Dreibunde einen großen Halt gefunden habe. Nach diesseitiger Anschauung hat es ihn ebensowenig gefunden wie 1894 und 1896 in der Frage von Massaua und Abessinien. Auf der anderen Seite hat freilich Italien mehrmals den Dreibundvertrag durchlöchert, nämlich durch verschiedene Abkommen mit England, sodann 1902 und 1904 durch die Verhandlungen Visconti Venostas mit Frankreich über Marokko und Tripolis. Auch hat Italien bei Algeciras nicht im geringsten eine Haltung eingenommen, wie sie der Bundesvertrag ihm weisen mußte.

Das Werk beschließt eine nützliche Abhandlung von dem Weltgeschichtschreiber Helmolt über den Inhalt des Dreibundes. Dabei wird die Bedeutung der Orientpolitik mehr hervorgehoben, als dies bis jetzt geschehen ist.

Dr. A. Wirth.

Literatur

Die französische Kriegsliteratur.

In Frankreich ist die Kriegsliteratur nicht so üppig emporgeschossen wie in Deutschland. Es ist bei uns ja auch viel zu viel geschrieben und gedruckt worden: außer ganz nützlichen Lieferungswerken und wertvollen Broschüren auch viel Unbedeutendes und Ungereimtes, das besser nie mit der Druckerschwärze in Berührung gekommen wäre. Aber wenn die Franzosen in literarischer Hinsicht nicht so fruchtbar waren, so will das doch nicht sagen, daß ihre Veröffentlichungen desto wertvoller wären. Im Gegenteil: weder in der Presse noch in den Büchern wagen sie es, die Wahrheit zu sagen.

Die Zeitungen veröffentlichen nur die amtlichen Berichte der französischen, der russischen und der englischen Heeresleitungen. Von den deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Berichten erfahren die Franzosen nichts oder höchstens verunstaltete Auszüge. Was sonst in den französischen Zeitungen über den Krieg zu lesen ist, sind ganz einseitige Darstellungen, verletzende Betrachtungen oder lächerliche Skandalgeschichten aus den feindlichen Ländern. Von ernsten Berichten über die Kriegslage, wie man sie in den Zeitungen Deutschlands und zum Teil auch der neutralen Länder findet, keine Spur. Maurice Barrès schreibt täglich einen Leitartikel für das ‚Echo de Paris‘, das einst ein Hauptorgan der naturalistischen Richtung war und in neuerer Zeit stark nationalistisch geworden ist. An demselben Blatt ist jetzt auch Paul Bourget Mitarbeiter; in seinen ‚Leçons de la guerre‘ kommt er zu dem Schluß, es sei notwendig, das Deutsche Reich zu zertrümmern, und das sei um so leichter, als Bayern, Sachsen, Württemberger und Badener sich gegenseitig haß-

ten und verachteten (!) . . . In der Redaktion des ‚Figaro' sind Alfred Capus und Robert de Flers, zwei bekannte Komödiendichter, Chefredakteure geworden. Die Leitartikel, die Capus schreibt, haben weder politische noch literarische Bedeutung. Abel Hermant veröffentlicht im ‚Journal' die ‚Kriegsstunden der Familie Valadier', eine Chronik, in der er die Kriegsstimmung im Kreise einer kleinen Bürgerfamilie zu zeichnen sucht. Die Zeitung ‚L'Homme libre', in der Clémenceau eine besonders heftige Sprache führte, wurde von der Zensur unterdrückt, aber sie stand wieder auf unter dem bezeichnenden Namen ‚L'Homme enchaîné'.

Es gibt auch Zeitungen für die Soldaten in den Schützengräben, so das ‚Echo du tranchées der 17. territorial' und den ‚Rigolboche'. Kürzlich wies der ‚Figaro' mit Stolz darauf hin, daß das erste dieser Blätter einen Artikel von Emile Faguet gebracht habe und sogar einen von dem Kammerpräsidenten Paul Deschanel erhalten werde, und daß das andere ein Gedicht von Henri de Régnier veröffentlicht habe. Was diese Feldzeitungen im übrigen bringen, erfahren wir leider nicht.

Die illustrierten Zeitschriften stehen ungefähr auf derselben Höhe wie die Tageszeitungen, nur daß sie ihre Gehässigkeiten vorwiegend in Bildern zum Ausdruck bringen. Da ist z. B. die Wochenschrift ‚Le Miroir', die an der Spitze jeder Nummer erklärt, sie bezahle für besonders interessante Photographien aus dem Kriege jedes auch noch so hohe Honorar. Und was bringt sie an Bildern? Joffre beim König Albert, kinematographische Aufnahmen des deutschen Kronprinzen, zwei Seiten voll Bilder aus Brüssel mit lächerlichen Bemerkungen über die Deutschen, ‚die sich dort als Herren fühlen wollen', deutsche Unterseeboote, ein erfrorener deutscher Soldat, den die Franzosen auf eine Leiter gelegt haben, um ihn besser photographieren zu können, Ansichten aus Lille, eine zerschossene Dorfkirche aus dem Woevre-Gebiet, ein französischer Flieger, der Bomben über den deutschen Stellungen abwirft, eine Karte der zukünftigen Aufteilung Österreich-Ungarns, das nur noch die Hälfte (genau 51%!) seines Gebiets behalten soll, und einige harmlose Bilder aus dem Kriege. Der Text wimmelt natürlich von Gehässigkeiten und Unsinn.

Eine ‚Histoire illustrée de la guerre de 1914' (‚Illustrierte Geschichte des Krieges von 1914') gibt Gabriel Hanotaur, Mitglied der französischen Akademie, in mindestens 52 Lieferungen heraus. Was bisher davon erschienen ist, behandelt lediglich die Vorgeschichte des Krieges und die beteiligten Völker. In der 10. Lieferung ist Hanotaur erst bei der Charakteristik des russischen Volkes angelangt. Rußland wird nach ihm erst dann ein wertvolles europäisches Kulturland werden, wenn es den deutschen Einfluß vernichtet haben wird. Die deutsche Seele ist ganz materiell veranlagt, die russische Seele aber ideal. Von einem russischen Absolutismus ist Hanotaur nichts bekannt; er weiß nur, daß der Zar das Väterchen ist, das wohlwollend für all seine Kinder sorgt.

Man muß wirklich über die Verblendung der Franzosen staunen, die einst stolz darauf waren, die Menschenrechte proklamiert zu haben. Das Land der republikanischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Bündnis mit dem Reich der Knute und der Pogroms! Eine blutigere Ironie hat die Weltgeschichte noch nicht erlebt.

Am interessantesten von allen französischen Werken über den Krieg erscheint mir das ‚Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914' von Georges Ohnet. Man kennt Ohnet ja auch in Deutschland als den Verfasser des ‚Hüttenbesitzers' und zahlreicher Romane, die zwar ohne jeden literarischen Wert sind, aber als Unterhaltungsfutter viel verschlungen wurden. In diesem

Tagebuch entpuppt Ohnet sich als einen Deutschenfresser schlimmster Sorte. Was er an Schimpfereien auf die deutschen Barbaren, den Deutschen Kaiser, den Kronprinzen, den Kaiser von Österreich und die Heeresführer in den bis jetzt vorliegenden vier Lieferungen vereinigt hat, ist geradezu unglaublich. Es ist natürlich ganz überflüssig, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Eine solche Schmähsucht kennzeichnet lediglich die niedrige Gesinnung des Verfassers.

Ohnet hat erst Ende November angefangen, sein Tagebuch zu schreiben. Er behauptet zwar, er benütze die schon vorher gemachten Notizen, aber es scheint, als ob die Kriegsereignisse der ersten Monate ihm derart in die Glieder gefahren waren, daß er gar nicht imstande war, ein richtiges Tagebuch zu führen. Von den Ereignissen der ersten Monate weiß er denn auch fast nichts zu berichten. Die große Schlacht in Lothringen, in der die Franzosen zurückgeworfen wurden, existiert für ihn nicht, denn er erwähnt sie mit keinem Worte. Von der deutschen Eroberung Belgiens berichtet er nur so viel, als es unbedingt nötig ist, um sich über die Verletzung der Neutralität des Landes und über die deutsche Barbarei zu entrüsten. Natürlich tischt er seinen Lesern auch die allerschaurigsten Märchen auf. Wie die Deutschen plötzlich in Nordfrankreich auftauchten, bleibt seinen Lesern ein Geheimnis. Er findet seinen Mut erst wieder beim ‚Sieg an der Marne‘. Er entrüstet sich nur darüber, daß die französische Heeresleitung diesen Sieg nicht gehörig in alle Welt ausposaunt hat und daß sie nicht einmal die deutschen Verluste zahlenmäßig angegeben hat. Ohnet scheint nicht auf den Gedanken zu kommen, daß mit diesen Zahlen kein so großer Staat zu machen gewesen wäre, da Joffre sich doch sonst nicht geniert, auch kleine Zahlen anzuführen.

Geradezu komisch ist die Wut Ohnets über die verfl..... Deutschen, die sich in die Erde eingegraben haben. ‚Will denn diese Bande noch den ganzen Winter über in unserem Lande bleiben und unsern Boden mit ihrem Ungeziefer verpesten?!‘ So schrieb er im Herbst — und jetzt ist das Frühjahr da, und die deutsche Linie weicht noch immer nicht! Das ist sehr bitter für einen Franzosen, der von der Überlegenheit des französischen Heeres und von dem endgültigen Sieg seiner Waffen so überzeugt ist. Diese Zuversicht kehrt mit einer geradezu monotonen Langweiligkeit am Schlusse jedes Absatzes wieder. Ohnet berauscht sich und seine Leser an dieser Erwartung des Sieges, durch den Deutschland vernichtet und verwüstet werden soll. Daß Deutschland auch alle Kriegskosten bezahlen muß, hält Ohnet für selbstverständlich. Man sieht: er hat seit 1870 nichts gelernt, aber viel vergessen.

Wer sich die Mühe gibt, diese 500 Seiten zu lesen — sie enthalten vieles von unwillkürlicher Komik —, wird mit besonderem Interesse verfolgen, wie sich die Stimmung Ohnets gegenüber den Engländern und den Russen wandelt. Die Engländer sind ihm ein edles Volk, das nur aus Entrüstung über die Verletzung der belgischen Neutralität zu den Waffen gegriffen hat. Von besonderen Leistungen der Engländer weiß Ohnet aber nichts zu berichten, dagegen fällt es ihm auf, daß der französische Generalstab zu wortkarg ist, während die Engländer ihren Anteil am Kriege ganz ungebührlich herausstreichen. Später beklagt sich Ohnet, daß die Engländer nicht mehr Verstärkungen schicken, und daß die englischen Truppen sich immer erst sorgfältig rasieren und putzen, ihr Beefsteak verzehren und ihren Tee trinken, ehe sie in die Schlacht gehen wollen...

Es ist leicht zu erraten, daß die folgenden Lieferungen des Tagebuchs sich noch in anderem Tone aussprechen werden. Auch mit den Russen ist es ähnlich. Erst kündigt Ohnet an, die russische Dampfwalze werde alles im Osten ver-

nichten und bis Berlin vorrücken. Dann heißt es: die Russen brauchen Zeit zum Mobilisieren, aber wenn sie mal so weit sind, dann werdet ihr was erleben! Und immer wieder heißt es: Die Russen sind noch nicht so weit... Leider sind die Russen noch nicht ganz fertig...

In diesem Tone geht es weiter. Von den schweren Niederlagen der Russen sagt Ohnet kein Wort. Hindenburg ist für ihn ein unbedeutender General, der schon mehrmals mit seinem ganzen Heere beinahe von den Russen eingeschlossen und vernichtet worden wäre, aber durch einen ganz unglaublichen Dusel wieder entwischt ist. Um ihn zu ermutigen, hat ihn der Kaiser zum Feldmarschall ernannt!

So spiegeln sich in dem Kopfe Ohnets die Kriegsereignisse wieder. Man braucht sich denn auch nicht zu wundern, daß er schließlich sagt: Wenn auch die englische Hilfe ungenügend ist und wenn wir uns auch darein ergeben müssen, daß die russische Dampfwalze nicht vorwärts kommt, so haben wir doch wenigstens die Genugtuung, daß wir allein — ohne fremde Hilfe — siegen werden, und der Sieg wird desto schöner sein! Es wird ja wohl niemand behaupten wollen, daß das sehr logisch gedacht sei, aber das logische Denken, das Rechnen mit den Tatsachen, ist nie die Stärke der Franzosen gewesen. Da ist Francisque Sarcey, der das schöne Buch über die Belagerung von Paris im Jahre 1870 geschrieben hat, denn doch ein besserer Beobachter gewesen als Ohnet. Auch er war ja ein so begeisterter Franzose, wie nur irgend einer, aber er hatte auch ein scharfes Auge für die Mängel und Fehler seiner Landsleute. Ohnet aber will in seinem blinden Haß nichts sehen, was ihn von der Wirklichkeit überzeugen könnte, und wenn er am Ende seines Tagebuchs angelangt sein wird, so wird er sich wohl entschließen müssen, eine erheblich veränderte Auflage seines Buches in Angriff zu nehmen.

Es sind auch schon allerlei Kriegserzählungen in französischer Sprache erschienen, aber es scheint noch nichts darunter zu sein, was irgendwie von literarischer Bedeutung wäre. Es sind teils kurze Geschichten, die nicht viel mehr als Skizzen oder Stimmungsbilder sind, teils blutrünstige Romane voll des wüstesten Deutschenhasses. Ein Roman, wie ihn Zola in seiner ‚Débâcle‘ über den Krieg von 1870/71 geschrieben hat, ist ja auch jetzt noch nicht möglich, nicht bloß weil der Krieg noch nicht zu Ende ist und ein Schriftsteller noch nicht die nötige Entfernung zu den Ereignissen gewinnen kann, sondern auch weil die Franzosen jetzt noch nicht die Wahrheiten vertragen könnten, die Zola ihnen lange nach dem Kriege gesagt hat.

Auf dem Gebiete der Poesie ist gar nichts Bemerkenswertes zu verzeichnen. Wenn Auguste Barbier oder Victor Hugo politische Gedichte schrieben, so konnte man sie — ob man mit dem Inhalt einverstanden war oder nicht — wegen ihres glühenden Hasses und ihrer kraftvollen Sprache bewundern, aber wenn die Franzosen jetzt keinen andern Dichter finden als den Belgier Verhaeren, so erklären sie selbst ihren literarischen Bankerott. In seinen vielen Sammlungen finden sich einige Gedichte, die Bilder aus dem modernen Leben mit realistischer Kraft wiedergeben, aber er hat doch nie etwas wirklich Neues zu sagen gewußt, und viele seiner Gedichte sind geradezu hohl und nichtssagend. Sprachlich sind manche seiner Verse für den Philologen von Interesse, aber seine ‚freien Verse‘ sind nach den klassischen Regeln der Franzosen überhaupt keine Verse. Das hat Catulle Mendès schon 1903 mit aller Deutlichkeit gesagt, und heute bringt der ‚Figaro‘ anstelle eines Leitartikels ein Gedicht von Verhaeren an der Spitze seiner Nummer, bloß weil er darin in einer geradezu gemeinen Weise auf den deutschen Kaiser und den Kronprinzen

schimpft. Von Geist ist keine Spur darin. Es ist eines der traurigsten und widerwärtigsten Erzeugnisse, die jemals die Kriegsliteratur eines Landes hervorgebracht hat.

Von französischen Dichtern und Schriftstellern, die bisher im Kriege gefallen sind, erwähnt Georges Ohnet folgende drei: Charles Péguy, der eine Zeitschrift ‚Cahiers de la Quinzaine' herausgab, in der er, ebenso wie in seinem Buchverlag, hauptsächlich junge Talente zur Geltung zu bringen suchte, Emile Nolly, einen jungen Jägeroffizier, der voriges Jahr ein ‚glänzendes Werk': ‚Le Chemin de la Victoire' veröffentlicht habe, und Ernest Psichari, den Enkel Renans.

Die dramatische Literatur hat anscheinend gar nichts Nennenswertes hervorgebracht. Die Theater wurden erst spät geöffnet, und sie behalfen sich dann mit klassischen oder sonstigen alten Stücken, namentlich solchen, in denen etwas Militärisches oder Elsässisches vorkommt. Das Renaissancetheater scheint mit ‚Mam'zelle Boy-Scout' der englischen Mode gehuldigt zu haben, und das Théâtre-Antoine spielt eine sogenannte Revue: ‚Les Huns ... et les autres'. Nach diesem Titel zu urteilen, erhebt das Stück sicher keinen Anspruch auf künstlerischen Wert. Das Théâtre-Antoine erinnert sich jedenfalls nicht mehr der Zeit, wo es einst den modernen Stücken seine Bühne zur Verfügung gestellt hat. Auch Sarah Bernhard lebt noch; man hat ihr angeblich ein Bein abgenommen, aber sie will trotzdem noch weiter spielen, nicht bloß in Paris, sondern auch in Amerika! Sie hat sich über die dramatische Literatur nach dem Kriege wie folgt geäußert: ‚Es wird ein Theater der Freude und der Liebe sein! Nachdem wir in dem Fieber dieser grausamen Stunden gelebt haben, nachdem wir unsere Toten beweint haben, wird gewiß niemand das Geschehene vergessen, aber man wird dann ein Bedürfnis nach lyrischer Trunkenheit empfinden, man wird die Begeisterung des Lebens begrüßen.' Einstweilen müssen die Pariser sich damit begnügen, daß irgendein Boulevard-Theater seinen Namen in ‚Théâtre Albert I.' umgetauft hat, aber das ist für die Literatur ein magerer Trost. T. K.

Theater

Berliner Theater. Das Kgl. Schauspielhaus brachte eine Antigone-Aufführung, die dem Zuschauer zu einem starken Erleben wurde hinsichtlich der seltenen Gaben dieses Griechenvolkes, in dem sich Urzustände und höchste geistige Vollendung, ja sittliche Wertung in künstlerisch unerreichter Form so seltsam zusammenfanden. Es kann seinen Grund nur darin haben, daß ein seiner Anlage nach hoch geartetes Volk, ungehemmt durch soziale Krisen (wie solche in Rom sobald in den Vordergrund des Staatslebens traten), wie die Blumen auf dem Felde einzig der organischen Entwicklung dieser Triebe höheren Menschentums lebte, so daß bei einem wunderbaren Einklang von Mensch und Landschaft beider Werke in gleicher Vollendung einander entgegenreiften. — Im letzten Jahrzehnt, in dem bei uns mehr und mehr eine rein artistische Wertung der Kunst um sich griff, und von ihren Urhebern aus, die sie als eine notwendige Korrektur einer unsachlichen, anekdotenhaften einführten, bei deren Nachfolgern zum leeren snobistischen Sport ausartete, ist es auch zur allgemeinen Redensart geworden, die Plastik und somit die Kultur des Orients, zumal die der Ägypter sei weit höher zu bewerten als die der Griechen — dies ist in diesem Sinne natürlich ein Fehlschluß. Gewiß ist, rein plastisch gedacht, die Skulptur der Ägypter gewaltiger als die der Griechen, doch konnte sie diesen Grad allein halten, weil sie das Produkt einer weit weniger zusammengesetzten, primitiveren Kultur ist, deren

einfache einmal festgelegten Gedankenlinien Generationen eines Volkes immer wieder in Stein festlegten. Mit der geistigen, seelischen Vertiefung, der individuellen Vermannigfaltigung, deren Durchführung die Griechen im Lauf der Geschichte übernahmen, mußte von dieser formalen Urwucht notwendig ein Teil eingebüßt werden. Man kann sich also kaum einen gröberen Irrtum denken, als den, die Kultur der Griechen sei eine flachere gewesen, eine süßlichere. Im Gegenteil — sie ist im Verhältnis zum Orient und Ägypten ‚süß' im edelsten Sinne des Wortes, während sich in fast allem asiatischen und ägyptischen ein Tropfen der Bitterkeit und von dem scharfen Geruch des Blutes des Raubtiers findet. Einiges in der indischen Weisheit und das Neue Testament weisen hierüber hinaus wie das Griechentum auf seine Weise. Will man griechische und ägyptische Kultur in Vergleich bringen, so frage man nur: wo ist die ägyptische Mythologie, die an Holdheit und traumhafter Natursymbolik der griechischen gleichkäme, — wo ist ihr Drama als höchster Ausdruck des geistigen Zusammenschlusses eines ganzen Volkes; mit einem Worte: wo die ägyptische Antigone? Das seltene nun an diesem Werke ist, daß hier auf dem Boden des Urempfindens eines Volkes, das wir von unserem Standpunkt aus, d. h. dem nach-antiken, d. h. dem christlichen nach barbarisch nennen müssen, der Dichter in seinen Gestalten einen Grad sittlichen Empfindens entwickelt, der mit der christlichen Forderung, die jene Kulturwelt abzulösen berufen war, schon zusammenfällt und die in dem berühmten Ausspruch der Heldin gipfelt, nicht mit zu hassen, mit zu lieben, bin ich da. — Die Fabel des Stückes ist einfach, fast roh. Im Bruderzwist ist der eine erschlagen worden; der König verbietet die Bestattung der Leiche, die Schwester des Toten schleicht sich trotz angedrohter Strafe heran, den toten Körper wenigstens mit einer Hand voll Erde zu bestreuen. Diese geistig-sittliche Zuspitzung des Dramas kommt zum Austrag zwischen dem herrlichen Gefühlswechselspiel des Schwesternpaares, zwischen Antigone und Ismene. Ismene, die jüngere, ganz Weib, ist im Gefühl nicht weniger edel, aber fürchtet das Verbot, das die herbere Schwester im sittlichen Willensdrang überschreitet. Im Gegenklang der Denkart beider ist der Grundzug der weiblichen Psyche für alle Zeiten festgelegt, denn nach der Tat ergänzt Ismene den strengen Trieb Antigones wieder aufs schönste und weiblichste: sie will die Strafe mit ihr teilen, doch wird sie nun, ein echt antiker Zug, zurückgewiesen. So sind die Gewalten für uns heute einmal überraschend, weil sie aus ihrer antiken Welt heraus in die Sphäre christlichen Fühlens hineinragen, dann weil sie in ihrer allgemeinen Seelenzeichnung für alle Zeiten lebensvoll dastehen: ein wie echter Zug ist es, daß Antigone der Strafe ins Antlitz schauend die Tat zwar begeht, dann aber um ihr verlorenes Brautglück innerlich erschauert. So erlebt man in ihrer Aufführung ein Kunstwerk an geistiger und formaler Linienführung, gleich einfach und gewaltig und für alle Zukunft überzeugend und vorbildlich. — Der Inszenierung und dem Spiel ist manches Lobende nachzusagen; ohne Übertreibungen nach irgend einer Richtung hielt sie sich in strengem Rahmen.

Man hat immer gesagt, daß der Dichter im Grunde mit seinen Gestalten identisch sei und Shakespeare habe weder einen Hamlet noch einen Falstaff dichten können, wenn er nicht selbst ein Stück von beider Wesen in sich getragen. Diese Bemerkung ist gewiß zutreffend, stimmt aber weit mehr noch auf Goethe denn auf Shakespeare. So anziehend es wäre, es würde zu weit führen, hier näher auseinander zu setzen, ein wie ‚subjektiver' Dichter im Grunde

der ‚Klassiker‘ Goethe ist — wo doch ‚subjektiv‘ und ‚klassisch‘ einander einschließen — weit subjektiver als der weniger klassische Shakespeare, der seiner Natur nach eher ein romantischer Naturalist blieb. Wie es Goethe dennoch gelang, seine Subjektivität ins Klassische zu steigern, das ist das Problem, ebenso wie es bei Shakespeare dort liegt, daß er sein naturalistisch-romantisches Fühlen nicht in Zeit-, sondern in Ewigkeitswerte ausprägte. — Doch davon kann hier des näheren nicht die Rede sein. Wir wurden an jenen subjektiven Zug bei Goethe in einer tüchtigen Egmont-Aufführung des Künstlertheaters erinnert, die Herr Barnoroski mit Bassermann in der Titelrolle veranstaltete. Und wir kamen da zur Überzeugung, daß Egmont, in dem schon Schiller den üblichen Helden vermißte, in jenem eben erwähnten Sinne Goethe ist, d. h. ein Zug seines Wesens. Er ist nicht der übliche Held, weil es Goethe gar nicht darauf ankam, einen solchen zu schildern, vielmehr gewisse Lebensempfindungskomplexe, in denen wir uns alle vorübergehend befinden, durch die wir hindurchgehen, ohne daß sie zur Klippe für uns werden müßten. Da liegt Wert und Wesen, d. h. das Individuell-Goethesche dieser Gestalt, das sie mit den anderen typischen seines Werkes, die in diesem Sinne natürlich weit greifbarer sind, verbindet und denen sie scheinbar fernsteht: mit Werther, Wilhelm Meister, Tasso, Faust. In diesen Werken geht die Subjektivität Goethes sogar soweit (weshalb sie nach jeder Richtung den Egmont überragen), daß er in sich selbst den Gegenspieler suchte und fand, d. h. die Korrektur des Wesens des Titelhelden (darin auch das Geheimnis liegt, der eigenen Subjektivität die klassische Objektivität verleihen zu können, davon vorhin die Rede war), denn er ist soviel Jarno wie Meister, soviel Antonio wie Tasso, soviel Mephisto wie Faust. Im Egmont ist dieser Partner nicht eigentlich sichtbar, ich meine aus Goethes eigenstem Wesen heraus, denn Oranien kann im Sinne jener nicht als solcher gelten, so geht er, ohne durchweg betonten Gegenwert, an dem Wesenszug, auf den darzustellen es Goethe ankam, unter: ‚Leben, süße Gewohnheit, ich soll dich lassen!‘ ruft der im Kerker simulierende aus (der in den größten Fährlichkeiten dem Genuß nicht entsagte, ja seiner unbedingt bedurfte), bevor er die männliche Entschlossenheit dazu in sich aufbringt und erhobenen Hauptes auf den Richtplatz schreitet.

So handelt es sich hier nicht um das vorbildliche Verhalten eines Menschen innerhalb einer Situation, das ihn zum tragischen Helden auswachsen läßt, vielmehr um einen Lebenszustand, der seinen Träger tragisch enden läßt. Doch liegt kein Grund vor, das Stück deshalb geringer einzuschätzen, wie manche es tun zu müssen glauben; höchstens, daß es ihm an dramatischen Schwung fehlt. Egmont ist so wenig Held und von theatralischer Wirkung wie Tasso und Faust, und erst ganz gegen den Schluß des Stückes, in der Kerkerszene, entwickelte sich dieses Lebensmoment, das er verkörpert und das ihm zum Schicksal wurde, zu einer tragischen Wirkung, an der wir alle teilhaben; man könnte sagen, zu einer Tragik feinsten, weil nicht aufdringlichen Grades, zu einer Tragik des alltäglichen Sich-Vollziehens, ähnlich der stummen im Schicksal des Weibes, das man deshalb als ungeeignet für die Tragödie im allgemeinen annimmt, der Hunderte erliegen, ohne daß es in ihrem Leben zum theatralischen Austrag käme. Egmont aber wächst über diese Unbekannten, Ungenannten dadurch hinaus, daß er an der Spitze seines Volkes steht, dessen heiter-sorglose Lebensführung er gewissermaßen verkörpert, so wenig der Goethesche Egmont auch der historischen Figur entsprechen mag. So ist er, abgesehen von dem vorhin betonten psychologischen Moment,

das ihm zum Schicksal wurde und sich von dem des üblichen tragischen Helden unterscheidet, ein solcher mehr im lokalen, volksmäßigem Sinne; diese Bezeichnung jedoch im tieferen, ja tiefstem Sinne genommen, und darum wieder im echt Goetheschen, d. h. er ist es nicht allein, aus sich und in seiner Person, sondern erst in der Doppelheit seiner Beziehung zu Klärchen: der Graf und das Mädchen aus dem Volk, wie im höheren Grade Faust und Gretchen, deren Schicksal erst einmal das jedes echt Deutschen ist, bevor sich im zweiten Teil das Ganze zur Menschheitstragödie auswächst. Faust und im kleineren Rahmen Egmont sind Helden nicht in theatralischem Sinne, sondern weil sie den Geist des Volkes darstellen und ihr persönliches Glück ihm opfern.

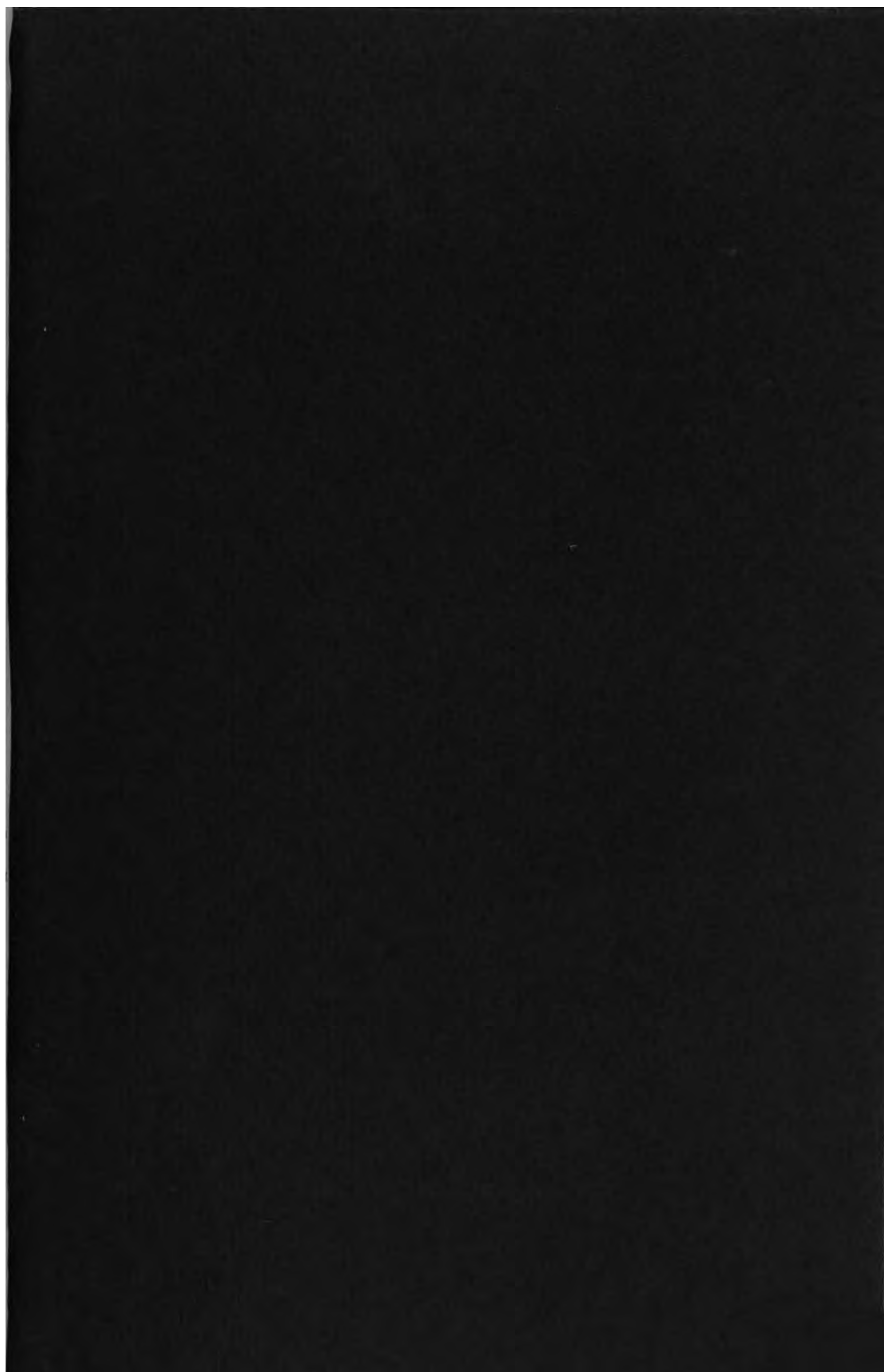
Rudolf Klein-Diepold.

Unsere Kunstbeilagen

‚Maria in der Kirche' von Jan van Eyck, dieses einfachste und trotz der stillebenhaften Liebe zu den Einzelformen im Geiste erhabenste Beispiel der nordischen und besonders flämischen Architekturmalerei — falls man mit diesem einseitigen Wort eine Kunst nennen darf, für die im Kirchenraum der ganze Weltsinn beschlossen und geöffnet war —, ist nicht Zufall oder Laune, wie es bei einem heutigen Künstler wäre, sondern verkörpert ganz einfach das königliche Bewußtsein der begnadeten Christenheit, der Christenheit überhaupt und des mystischen Geistes der germanischen Gotik im besonderen. Wie in der Gotik der Raum räumlicher und doch geistiger ist als in jeder anderen Kunst, so in diesem Bilde das Körperwesen der königlichen Jungfraumutter irdischer und doch (durch die Bildmittel der Fläche und verschiedenen Perspektive) getragener und erscheinungshafter, und so ist auch im germanischen Wesen die Geschichte mit aller Welt am innigsten verbunden und folgt doch einem höheren überzeitlichen Rufe immer wieder am unbedingtesten. In diesem Sinne ist uns das Bild von van Eyck auch heute ein Symbol.

K. W.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Direktor des Mozarteums in Salzburg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Gebhard Fugel / Mein guter Kamerad





[illegible] Elfter Jahrgang Juli 1915

[illegible] erste Jahrhundert rheinpreußischer [illegible]lkswirtschaft / [illegible] M. Clasen

Eine wirtschaftsgeschicht[illegible] en Rhein[illegible]lande ist in doppeltem S[illegible] Land ist die innige Verknüpfung [illegible] aft mit dem Werden und Wachsen se[illegible] [illegible]tschlands. [illegible] in diesem Wachsen liegen aber die t[illegible] [illegible]ünde des [illegible]nbrausenden Weltkrieges. Ein anderer, m[illegible] [illegible], ist der [illegible]nd, daß es nun hundert Jahre sind, seit die R[illegible] [illegible]ande mit der Krone [illegible]ßen vereinigt wurden.

Formell entschied über ihr Schicksal der Wiener Ko[illegible] am 10. Febr[illegible] die Wiener Schlußakte vom 9. Juni 18[illegible] [illegible] [illegible]ng aber brachte der Sieg Blüchers über N[illegible] [illegible] Juni 1815. Die Besitzergreifungspatente [illegible] [illegible]il 1815; [illegible]ldigung und Eidesleistung wurde am 15. Mai [illegible] [illegible]en unter [illegible] [illegible]en strahlenden Sonne gefeiert, welche den diesjä[illegible] [illegible]ühlings[illegible] auszeichnete.

Heute und vor hundert Jahren! Welche Gleichheiten u[illegible] [illegible]gensätze bieten doch die Zeiten! Damals ging der Weg [illegible] [illegible]ch Paris. Heute führt er über die Yser, wie wir hoffen, [illegible] Damals Wellington Fuß bei Fuß mit Blücher. Heute French [illegible] [illegible] Joffre. Gleich geblieben aber sind sich zwei Dinge: Deutsch[illegible] [illegible]und Treue — englische Geschäftsmoral und Hinterlist. Nur daß wir u[illegible]





Zwölfter Jahrgang Juli 1915

Das erste Jahrhundert rheinpreußischer Volkswirtschaft / Von P. A. Clasen

Eine wirtschaftsgeschichtliche Betrachtung der preußischen Rheinlande ist in doppeltem Sinne zeitgemäß: Der eine Grund ist die innige Verknüpfung der rheinischen Volkswirtschaft mit dem Werden und Wachsen sowohl Preußens als Deutschlands. Gerade in diesem Wachsen liegen aber die tiefsten und letzten Gründe des uns umbrausenden Weltkrieges. Ein anderer, mehr äußerer Grund, ist der Umstand, daß es nun hundert Jahre sind, seit die Rheinlande mit der Krone Preußen vereinigt wurden.

Formell entschied über ihr Schicksal der Wiener Kongreß am 10. Februar bezw. die Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815. Die tatsächliche Entscheidung aber brachte der Sieg Blüchers über Napoleon bei Waterloo vom 18. Juni 1815. Die Besitzergreifungspatente rechnen vom 5. April 1815; die Huldigung und Eidesleistung wurde am 15. Mai 1815 zu Aachen unter derselben strahlenden Sonne gefeiert, welche den diesjährigen Frühlingsmonat auszeichnete.

Heute und vor hundert Jahren! Welche Gleichheiten und welche Gegensätze bieten doch die Zeiten! Damals ging der Weg über Waterloo nach Paris. Heute führt er über die Yser, wie wir hoffen, nach London. Damals Wellington Fuß bei Fuß mit Blücher. Heute French Arm in Arm mit Joffre. Gleich geblieben aber sind sich zwei Dinge: Deutsche Tapferkeit und Treue — englische Geschäftsmoral und Hinterlist. Nur daß wir uns

damals mit England, aber nicht für England schlugen, wie Englands Bundesgenossen von heute, die das Fehlen eines sittlichen Kriegszweckes und die Tatsache, daß sie England die Kastanien aus dem Feuer holen müssen, mit dem Feigenblatt der Phrase vom ‚preußischen Militarismus' oder ihrem eigenen ‚heiligen Egoismus' meinen bedecken zu können.

Unser Ziel sind nicht ‚nationale Aspirationen', auch nicht einmal die Vernichtung des britischen ‚Marinismus'. Wir hätten sonst mit dem Krieg nicht gewartet, bis die halbe Welt über uns herfiel. Wir kämpfen überhaupt nicht um einer Erwägung willen. Zu Erwägungen hat ein schmählich Überfallener zunächst wenigstens keine Zeit. Um Sein oder Nichtsein schlagen wir Deutsche uns, einzig aus Selbsterhaltungstrieb und uns bewußt, des Daseins wert zu sein, ein heiliges Anrecht auf ein ungehindertes, nationales Leben und weltweites Entfalten zu haben. Treten wir für die Rheinlande und damit mittelbar für ganz Deutschland den Beweis für dieses Anrecht an!

Mannigfaltig sind die Gründe für das gewaltige Aufblühen der rheinischen Volkswirtschaft und ihres Hineinwachsens in die Weltwirtschaft. Lassen wir grundsätzlich alles Nebensächliche, wie beispielsweise staatliche Unterstützung, bei Seite und gehen wir auf den Kern der Sache ein! Der aber liegt in dem unbedingt organischen Aufbau des rheinischen Wirtschaftslebens. Was aber könnte reizvoller sein, als einen Blick tun zu dürfen hinter die Geheimnisse eines solch großen, wunderbaren Organismus, der sich wiederum stützt erstens auf günstige geographische, zweitens auf günstige ethnographische Vorbedingungen. Doch sei mir eine Zwischenbemerkung verstattet: Geographisch wie ethnographisch und auch politisch bedeutet die Rheinprovinz nicht ein Etwas für sich. Sie ist im Gegenteil in jeder Beziehung ein Zufallsergebnis diplomatischer Arbeit. Der geschlossene Landschaftsbegriff, den wir, hauptsächlich durch die Bedeutung ihrer Volkswirtschaft, und der Heimatbegriff, den ihre Bewohner, hauptsächlich durch ihr stolzes Zugehörigkeitsgefühl zu Preußen, nunmehr mit dem Namen Rheinprovinz verbinden, ist erst nach und nach entstanden.

Die Ebene dringt durch die Kölner Bucht keilförmig bis Königswinter vor. Sie selber, das Rheintal und die von ihm ausstrahlenden Seitentäler von Main, Lahn, Sieg, Wupper, Ruhr, Lippe, Nahe, Mosel, Ahr und Erft haben milde Temperaturen, charakterisiert durch Einfluß der westlichen Winde und der warmen atlantischen Strömung. Die festländische Sommerhitze ist unbekannt. Der Frühling kommt zeitig. Der Herbst bleibt lange.

Am abhängigsten von geographischen Bedingungen ist die Landwirtschaft. Was diese nun angeht, so haben weite Strecken der Rheinlande in den 100 Jahren ihren agrarischen Charakter verloren. Die Zeiten sind vorbei, wo jeder sein Vieh im Stalle, sein Fleisch im Rauchfang, seine Wolle und sein Leinen in der Truhe, sein Mehl im Topfe, sein Öl im Kruge, seine Hülsenfrüchte auf dem Speicher und seinen Wein im Keller hatte und

das ziemlich alles in der eigenen Wirtschaft erzeugt. Aber man hat den Verlust an Anbaufläche wett gemacht durch Steigerung und Ausdehnung des landwirtschaftlichen Betriebes. Brach- und Weideland schwindet zusehends. Die weltbeherrschende deutsche chemische Industrie — davon die bedeutendsten rheinischen Werke in Kalk, Uerdingen, Stolberg, Essen und Elberfeld-Leverkusen — verdankt ihren Bestand derselben Wissenschaft, die den Landmann einen geeigneten Fruchtwechsel kennen lehrte und ihm die Phosphor-, Stickstoff- und Kalidüngung gab, um dem erschöpften Boden immer wieder neue Kräfte zuzuführen. So stieg der Jahresverbrauch allein an Kali in den Jahren 1890—1908 pro Hektar der Anbaufläche von 30 auf 625 Kilogramm. Tatkräftige Unterstützung bei der Steigerung des landwirtschaftlichen Betriebes leistete ferner durch die beständige Vervollkommnung der Werkzeuge und Geräte die deutsche Maschinenindustrie, welche die englische und amerikanische überflügelt und in den Rheinlanden ihren Hauptsitz hat. Als ein Hauptgebiet des Getreidebaues ist das Jülicher Land hervorzuheben, ‚des Hl. Römischen Reiches Kornkammer'. Der Kartoffelbau ist während des 19. Jahrhunderts im ganzen Rheinland allgemein zur Einführung gekommen. Den Zuckerbau rief Napoleon I. mit Rücksicht auf die Kontinentalsperre ins Leben. Der Zucker, in dessen Produktion Deutschland mit 40 Millionen Doppelzentnern im Jahre an der Spitze aller Länder marschiert, war noch im 17. Jahrhundert ein Genußmittel, das sich nur reiche Leute erlauben konnten. Heute fehlt er im ärmsten Haushalt nicht. Ebenso hat durch das Anwachsen der städtischen und industriellen Bevölkerung der Gemüsebau zugenommen. Er wird besonders gepflegt am Vorgebirge und in der Gegend von Kempen. Was den Obstbau betrifft, so erwähne ich nur die Kirschenhaine von Salzig, die Aprikosengärten von Leutesdorf, die Apfelpflanzungen von Waldorf, die Pfirsichkulturen von Muffendorf. Beständig verkleinert hat sich die Anbaufläche im Weinbau. Es gibt keinen ‚Kölner Bleichert' mehr, und wenn es ihn noch gäbe, würde er wohl wenig Verehrer finden; denn in der Verfeinerung des Geschmacks und in der Hebung der Qualität liegt der Hauptgrund für den Rückgang. Die Schaumweinerzeugung wurde 1826 eingeführt. Der Moselwein, den man zuerst dazu verwandte, fand bedeutenden Absatz, besonders in den englischen Kolonien, und machte dem Champagner scharfen Wettbewerb. Eine führende Stellung nehmen die Rheinlande auch in der Pferde- und Rindviehzucht ein. Stark zurückgegangen ist aber die Schafzucht. Im Mittelalter stand sie besonders im Klever-, Gelder- und Jülicher-Lande auf hoher Stufe, und auf ihr als Grundlage entwickelte sich, vom Westen kommend, am Niederrhein eine berühmte Tuchweberei.

Aachen hat sich als Stadt der Tuche nicht nur zu erhalten vermocht, sondern weltwirtschaftliche Bedeutung gewonnen. In der ersten preußischen Zeit sah die Stadt allerdings in eine düstere Zukunft. Mit den vertriebenen Protestanten war die Industrie zum Teil an die Wasserläufe der Roer nach

Montjoie und Düren und der Wester und Hill nach Eupen gewandert oder nach dem eine Stunde entfernten Vaals. In den erstgenannten Orten hatten die günstigen Wasserkräfte früher als in Aachen zur überlegenen maschinellen Technik geführt. Aachen selber kam dazu erst seit 1821 durch Dienstbarmachung der Dampfkraft, und nun erlebte seine Industrie deren Siegeszug mit. Ihren Höhepunkt erreichte die Gunst der Verhältnisse kurz nach dem Deutsch-französischen Kriege. Dann kam die bekannte Katastrophe der Gründerjahre und seit 1880 etwa der weitere stetige Aufstieg. In Stadt und Umgebung zählte man 1910 450 Betriebe mit 14 000 Personen. Nicht viel kleiner sind die Zahlen der benachbarten Kreise zusammen.

An die Stelle der Schafzucht bezw. der durch sie bedingten Weidewirtschaft war lange vor der hier zu schildernden Zeit der Flachsbau getreten. Im Herbst wurde die Pflanze geschwungen und gebrochen, von Kinder- und Frauenhänden am Rocken gesponnen und von Männern zu weißem Leinen verwebt. Unterdes spann in fernen Landen der Seidenwurm der niederrheinischen Leinweberei das Totenkleid. Ende des 17. Jahrhunderts begann die Seidenweberei unwiderstehlich von Krefeld aus im Flachlande vorzudringen, da sie höheren Arbeitslohn bieten konnte. In Viersen, Süchteln und Dülken fand sie unternehmende Kaufleute, und bis zur Mosel hin mußten die Leinweber vor ihr die Waffen strecken, weil der Flachs ausblieb. Die Leinweberei war das einzige, woran die Seidenindustrie anknüpfen konnte, und dieser Faden war dünn. Webstuhl und Technik waren nämlich völlig verschieden. Der Rohstoff kam aus fernen Landen. Die Färberei und Appretur vollzog sich in fremden Städten. Im Grunde genommen brachte also der Weber aus seiner früheren Beschäftigung nichts weiter mit als die Gewohnheit still zu sitzen. Um so höher ist aber das Verdienst der Krefelder anzuschlagen, daß sie mit unermüdlicher Tatkraft eine Industrie entwickelten, die jetzt unser besonderer Stolz ist. In der Weltbedeutung reiht sich die Stadt mit nur 130 000 Einwohnern, aber 430 Textilbetrieben und 16 524 Personen unmittelbar hinter Lyon und Mailand. 1912 betrug der Gesamtumschlag 93 Millionen Mark.

Den jüngsten, am energischsten aufstrebenden Mittelpunkt der linksrheinischen Textilindustrie bilden die Schwesterstädte Gladbach und Rheydt mit ihrer Baumwollindustrie, das rheinische Manchester. Die Grundlage bildete hier wie in Krefeld die Leinweberei, die in der Gladbacher Gegend einen letzten Aufschwung nahm, als sie durch das Vorschieben der französischen Zollmauern bis an den Rhein des westfälischen und schlesischen Wettbewerbes enthoben wurde. Dasselbe Ereignis rief aber auch ihren Todfeind ins Land. Schon gegen 1811 waren die Löhne der Wuppertaler Textilindustrie, auf die wir gleich zu sprechen kommen, so hoch gestiegen, daß die einfachen baumwollenen Siamosen sie nicht zu tragen vermochten. Die Weberei dieser Stoffe wurde deshalb auf die linke Rheinseite verlegt. Als die Errichtung der Zollmauern die Geschäftsverbindung zerschnitt, begannen die Elberfelder Kaufleute überzusiedeln. Das Garn bezog man anfangs aus

England. 1845 wurde die erste mechanische Spinnerei errichtet. Heute hat dort im Gegensatze zu Krefeld, wo die Seidenindustrie noch vielfach hausindustriellen und handwerksmäßigen Charakter trägt, der Fabrikbetrieb auf der ganzen Linie gesiegt. Der Gladbacher Baumwollbezirk beschäftigt etwa 45 000 Personen.

Elberfeld und Barmen zählen zu den reichsten Fabrik- und Handelsplätzen Europas. Es war ein stilles, trautes Tal, wo vor Zeiten diese Siedlungen lagen. Zwischen flachen Ufern mit grünen Wiesen rauschten die klaren, kalkgeschwängerten Wellen der Wupper. Seit dem 15. Jahrhundert handelte man das rohe Garn aus der Fremde, ließ es bleichen und zwirnen und verkaufte es dann mit gutem Gewinn, bis die Rasenbleichen in Hannover und der Mark sich bedeutend billiger stellten. Seit 1815 wird im Wuppertale nur noch von Färbereien auf chemischem Wege gebleicht. Doch hatte man inzwischen schon Ersatz für das Bleichen gefunden erstens in der eben erwähnten Zwirnerei, zweitens in der nach und nach aufgekommenen Färberei und drittens in der Band- und Baumwollweberei. Als auch diese Industrien nach Gladbach, Sachsen und dem bayerischen Vogtlande flüchteten oder nicht mehr genug Beschäftigung boten, ging man mehr und mehr zur Seidenweberei über. So sind sich im Wuppertale die Industrien in buntestem Wechsel einander gefolgt. Immer hat man, und das ist ein ganz besonderes Verdienst der Wuppertaler, untergehende Artikel rechtzeitig verlassen, neue aufgegriffen, andere Fabrikationsweisen eingeführt und weitere Absatzmärkte erschlossen. Insgesamt zählt der ganze Bezirk, Elberfeld, Barmen, Lennep und Schwelm 7800 Betriebe mit 61 000 beschäftigten Personen.

Das bergisch-märkische Land hat neben der Textil- noch eine uralte Kleineisenindustrie mit den Hochsitzen in Remscheid und Solingen. Schon in grauer Vorzeit mag nahe dem Rheine Bergbau getrieben und Eisenerz gehüttet worden sein. Zeugen sind die verlassenen Pingenzüge und Frischschlackenhalden. Die Grundlagen des Erwerbszweiges waren Sensen und Schwerter; Sensen für die Ernte zum Leben, Schwerter für die Ernte zum Tode. Und die alten bergischen Schmiede verstanden nicht nur die Waffen zu bereiten, sondern auch zu führen. Es leben die ‚ruhmreichen Berge', die den Sieg bei Worringen erstritten, und der brave Schmied von Solingen, der seinem Könige zu Hilfe eilte, unsterblich in der Sage fort. Über den wenigen Betrieben alter Art, die bis heute erhalten sind, liegt eine eigene Poesie. Sie benutzten die Wasser dieses regenreichsten rheinischen Landes als Triebkraft. Allen Höhen entrieseln nämlich Quellen; murmelnd finden sie sich zu Bächen, die sich ungeduldig in ihren Betten werfen und hastig der Wupper, Volme und Lenne zuströmen. In den Talgründen überall Wehr- und Sammelbecken. Wo nur der Wasserlauf es zuläßt, ist er besetzt im Westen mit Schleifkotten, in der Mitte mit Breit- und Reckhämmern und im Osten mit Drahtrollen. Gegen die Mitte des Jahrhunderts entstanden die ersten Dampfschleifereien. In den 90er Jahren

begann dann der Siegeszug der elektrischen Kraft. Diese kommt in der Hauptsache von den Talsperranlagen, welche sich dort in großer Anzahl finden. Aus ihr werden die auseinandergezogenen kleinen Betriebe neue Lebenskraft schöpfen. Große Betriebe und Aktiengesellschaften kommen nämlich weniger vor. In der Regel vererben sich die Unternehmen vom Vater auf den Sohn. Die dadurch bedingte Gleichmäßigkeit und stete Vervollkommnung der Fabrikation ist eine Hauptstärke der ganzen Industrie. Die Jahresausfuhr wird 40 000 Doppelzentner betragen, die Zahl der Werke 5500, die der Arbeiter 120 000. Solingen ist die Heimat der Messer, Remscheid die der Breitewaren, Hagen liefert die groben, Altena die mittleren, Iserlohn die feinen Drahtsorten. Neben der bergischen Kleineisenindustrie hat nur noch Aachen als Sitz der Nadelherstellung unter den rheinischen Städten Weltbedeutung.

Weniger örtlich beschränkt als die Kleineisen- ist die Schwereisen-Industrie, die im ganzen Reiche 170 000, davon in Preußen 138 000 und davon im rheinisch-westfälischen Bezirk 101 000 Personen beschäftigt. Diese Zahlen sagen genug. Noch 1870 erbliesen in den beiden Oberbergamtsbezirken Bonn und Dortmund 145 Werke zusammen 864 000 Tonnen Roheisen. 1910 war die Zahl der Werke auf 58 gesunken, die Erzeugung aber auf 8,65 Millionen Tonnen gestiegen, d. i. pro Werk rund 150 000 Tonnen oder 50 000 Tonnen mehr, als um die Mitte des Jahrhunderts überhaupt an Eisen von dem Bezirk geliefert wurde. Zu dem Wachstum der Betriebseinheiten gesellt sich die Vereinigung verwandter Betriebe, das ist die Umformung der ‚reinen' in ‚gemischte' Werke. Ein schlagendes Beispiel bietet die Aktiengesellschaft Friedrich Krupp in Essen, der größte Betrieb Deutschlands und das größte Privatunternehmen der Welt. 1911 beschäftigte die Firma 7000 Beamte und 62 000 Arbeiter. Außer der Gußstahlfabrik in Essen mit Schießplätzen in Meppen, Tangermünde und Essen selbst gehören ihr drei Kohlenzechen, zahlreiche Eisensteingruben in Deutschland und Spanien, je ein Hüttenwerk in Engers, Neuwied und Sayn, eine Reederei in Rotterdam, sowie Zweigniederlassungen in Rheinhausen-Friemersheim, Annen, Magdeburg-Buckau und Kiel-Garden. Ähnlich gewaltige Unternehmen der Schwereisenindustrie sind beispielsweise der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A.-G., beide in Bochum, das Eisen- und Stahlwerk Hoesch A.-G. in Dortmund, die Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. zu Rheinelbe, die Gewerkschaft Deutscher Kaiser und Thyssen & Co. zu Hamborn-Bruckhausen, die Gutehoffnungshütte in Oberhausen, der Lothringer Hüttenverein Aumetz-Friede zu Kneuttingen-Hütte, die A.-G. Phönix zu Hoerde, die Rheinischen Stahlwerke zu Duisburg-Meiderich, die Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke zu Völklingen, die Gebrüder Stumm zu Neunkirchen-Saar.

Das Eisen ist aber nur der Zwillingsbruder der Kohle. Es steht mit ihr in engster Wechselwirkung, ist auf sie in seinen Lebensbedingungen

angewiesen und folgt deshalb ihren Spuren, bildet mit ihr die untrennbare Einheit jedes materiellen und nationalen Fortschrittes und beherrscht so in der Gegenwart die Entwicklung der Kulturvölker. Es ist also kein Zufall, daß im Ruhrkohlengebiete auch die meisten Hütten liegen. Ein Bild ohnegleichen bietet die Strecke Duisburg—Dortmund mit ihren Fördertürmen, Schornsteinen, Hochöfen und Schlackenfeldern, ihren Rauchwolken und Feuergarben. Dörfer, die an Einwohnerzahl viele Städte, Städte, die in wenig Jahren gleichsam aus dem Boden gewachsen sind, reihen sich in fast zusammenhängender Bebauung aneinander. Ohne Kohle kein Eisen, ohne Eisen keine Industrie, ohne Industrie keine Schiffahrt, ohne Schiffahrt keine Weltwirtschaft, ohne unser Eintreten in die Weltwirtschaft kein Weltkrieg gegen uns. Aber noch ein anderes! Wie die aufsteigende Sonne ist die Lebenskraft eines Volkes. Wandert von Duisburg nach Dortmund! Lernet die Gründe verstehen, die zum Weltbrande führten! Seht aber auch dort die Wahrzeichen unserer Kraft, die Unterpfänder unserer Unbesiegbarkeit, die starken Pfeiler unserer deutschvölkischen Zukunft!

Die Ruhrkohle übertrifft selbst die englische an Mächtigkeit und Bedeutung. Ihr Becken ist das größte in Europa. Um die Wende des 18. Jahrhunderts wurde sie im Gegensatz zum heutigen Schachtbau noch durch Stollenbau gewonnen. Verstreut in Busch und Berg, da wo die Kohlenflöze zu Tage traten, lagen die ‚Berg'werke. 1839 erreichte die Förderung die zweite, 1858 die fünfte Million Tonnen. Nunmehr fördert man an der Ruhr die zwanzigfache Menge wie vor 50 Jahren. Der Wert betrug bereits im Jahre 1906 672 Millionen Mark. Früheren Höchstleistungen von 80 000 Tonnen pro Schacht stehen jetzt solche von 1 000 000 Tonnen im Jahre gegenüber. 1858 war das Förderungsgebiet noch nicht 10 Quadratmeilen groß; 1883 umfaßte es reichlich 25, 1907 über 45 Quadratmeilen. Größer noch ist selbstverständlich das Gebiet der verliehenen Felder, die von Geldern, fest an der holländischen Grenze, bis nach Beckum weit hinter Hamm eine zusammenhängende Masse bilden, durchquert vom Rhein, nördlich hinausgreifend über die Lippe, südlich über die Ruhr. Die Anzahl der Zechen ist gemäß der schon beobachteten Zusammenlegung von 198 im Jahre 1850 auf 156 im Jahre 1907 gesunken; die Durchschnittsbelegschaft aber auf das dreißigfache, die Durchschnittsförderung sogar auf das sechzigfache gestiegen. Mit der betrieblichen geht die wirtschaftliche Zusammenlegung Hand in Hand. 11 Zechen gehörten 1907 der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G.; 17 der Harpener Bergbau-A.-G.; 7 der Gesellschaft Hibernia; 5 der A.-G. Phönix. Daneben treten die Familien Haniel, Krupp und Stinnes mit ihren Zechen. Diese fast ohne Beispiel dastehende Entwicklung des Ruhrkohlenbergbaues ist auf die Fortschritte der Technik, auf eine weise Berggesetzgebung und ganz besonders auf die vollständige Wandlung der Absatzverhältnisse zurückzuführen, woran teils das Eisenbahnwesen, teils die Schiffahrt beteiligt ist.

Die Entwicklung des rheinischen Eisenbahnwesens stellt, wenn man

von seiner Großartigkeit absieht, keine Besonderheit dar. Um so mehr Beachtung verdient aber die Rheinschiffahrt. Man sieht keinen Holzschnitt einer mittelalterlichen Rheinstadt ohne Frachtboote, die mit aufgeblähten Segeln zum Hafen steuern oder am Staden verfrachten. Die Kähne waren aus geteertem Holz. Die Laderäume schräg überdeckt. Die Mastbäume hoch mit reicher Takelage. Zu Tal fuhr man selbständig unter Zuhilfenahme von Wind und Strömung. Zur Bergfahrt spannte man gewöhnlich an langer Leine eine Gruppe Pferde an. Daher auch der Name Leinpfad für den schmalen Weg längs des tiefen Wassers an den der Strömung zugekehrten Seiten. In der ersten rheinpreußischen Zeit war's, als Dampf und Eisen auch auf dem Rhein ihre Herrschaft aufzurichten begannen. Den ersten, allerdings noch nicht regelmäßigen Personenverkehr brachten bereits die 20er, den regelmäßigen Dampferschleppdienst die 40er Jahre. Auch die ersten Dampfboote waren noch aus Holz. Der erste eiserne Schleppkahn kam 1841 auf den Rhein. Die früheren hatten eine Tragfähigkeit bis zu 3000, die jetzigen haben eine solche bis zu 50 000 Zentner. Durch die Dampfschiffahrt wurde das Interesse von dem Leinpfad auf den Strom selber gerichtet und dessen Regelung nachdrücklich in Angriff genommen. Der Rhein, wie er uns Leuten von heute bekannt ist, stellt durchweg ein Produkt menschlicher Arbeit dar. Sein Ausbau hat Preußen von 1831 bis 1900 etwa 60 Millionen Mark gekostet. Am deutschen Rhein sind 52 Häfen. Das macht auf je 11 Kilometer Stromlänge einen Hafen. Der Wasserstand des Stromes ist, da der Bodensee gewissermaßen als Staubecken dient, sehr gleichmäßig, seine Fahrrinne tief, sein Gefälle nicht stark. Durch diese Vorzüge verliert das Rheinland gewissermaßen seinen binnenländischen Charakter, und die Häfen, wie z. B. Duisburg-Ruhrort oder Köln, gewinnen das Gepräge von Seehäfen. So konnte insbesondere Köln sich schon in alter Zeit mit Hamburg, Lübeck und Bremen als Hansestadt auf eine Stufe stellen und in seiner Entwicklung durch alle Wechselfälle der Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag mit ihnen mehr als wetteifern.

Soviel über die rheinische Volkswirtschaft, insofern ihr organischer Aufbau sich stützt auf günstige geographische, d. i. klimatische, geologische und örtliche Vorbedingungen. Kommen wir nun zum zweiten Teile, den günstigen ethnographischen Vorbedingungen. Die Bevölkerung Deutschlands hat seit 1816 um 161 Prozent zugenommen. In der Rheinprovinz, die damals 2 010 000 Seelen zählte, stieg sie auf 7 121 140 Personen = um 273 Proz. Sie bringt von den preußischen direkten Steuern mindestens ein Drittel, von den Eisenbahnüberschüssen mindestens die Hälfte auf. Noch eindrucksvoller würden diese Ziffern, wenn man, wie es mit Rücksicht auf seinen organischen Aufbau geschehen müßte und im übrigen auch in unserer Darstellung geschieht, statt der Rheinprovinz das rheinische Wirtschaftsgebiet nehmen würde, reichend so weit wie das Stromgebiet und damit auf der einen Seite tief hinein in Westfalen, auf der anderen in Belgien. Besondere

Aufmerksamkeit verdient noch die Bevölkerungsdichte, die 1910 in der ganzen Provinz 263,7, im Regierungsbezirke Köln aber 314,1 und in Düsseldorf sogar 624,4 Einwohner auf den Quadratkilometer ausmachte. Jahrzehnte war Köln die einzige rheinische Großstadt. 1885 kamen dazu Düsseldorf, Elberfeld und Barmen; 1890 Aachen und Krefeld; 1900 Essen; 1905 Duisburg; 1910 Mühlheim an der Ruhr, Saarbrücken und Hamborn. Diese 11 Großstädte, die Gradmesser für die wirtschaftliche Entwicklung seit den 70er Jahren, jede mit über 100 000 Einwohnern, beherbergen 2,34 Millionen Seelen, das ist 32,91 Proz. der Provinzbevölkerung. 50 000—100 000 Einwohner besitzen 8, 20 000—50 000 Einwohner 23 Gemeinden. Die Bevölkerung wohnt nur noch zu 44,82 Proz. in Landgemeinden. Im Regierungsbezirk Trier steigt der Anteil der ländlichen Bevölkerung auf 78,81, dagegen sinkt er in Köln auf 39,45, in Düsseldorf gar auf 27,67 Prozent.

Die rheinische Art weist von altersher große Verschiedenheiten auf, und das ist kein Wunder bei dem bunten Gemisch von Menschen, das auf der Völkerstraße des Rheines gezogen ist: Der hochgewachsene, weißhäutige, blonde, blauäugige Kelte; der mittelgroße, sonngebräunte, dunkelhaarige Römer; der jüdische und syrische Händler; der fränkische Krieger und Bauer, nämlich die Chatten an der Mosel; die Ripuarier, Sugambrer und Ubier im Kölner und Jülicher Lande; im Norden die Salier, Marsen, Cugerner und Bataver. Als Nachbarn im Osten saßen und sitzen die Sachsen, von denen die Westfalen ein Zweig sind. Heute, wo das Wirtschaftsleben die Menschen wie Schneeflocken durcheinander wirbelt, sind alle Nationen in dem Wirtschaftsmittelpunkt von Rheinland-Westfalen vertreten. Besonders hat der Zug vom Osten Deutschlands zum Westen eine tiefer gehende Umwälzung des Volksganzen herbeigeführt als selbst die Völkerwanderung. Ich erinnere nur an das ‚Neupolen' im Ruhrgebiet mit einer Viertelmillion Köpfen. Auch die konfessionelle Verschiebung ist auf diesen Umstand zurückzuführen. Der Gesamtanteil der katholischen Bevölkerung sank in den Rheinlanden seit der Reichsgründung von 73,43 auf 69,03 Proz. im Jahre 1910.

Der Rheinländer im engeren Sinne stellt in seinem Wesen eine Mischung dar zwischen dem schwerblütigen, bedächtigen, germanischen und dem leichtblütigen, flinken, romanischen Wesen. Uraltes Handels- und Verkehrsleben haben das Volk in der praktischen Betätigung des Geistes geübt. Hohe Durchschnittsbildung, schnelle Auffassungsgabe, das Bedürfnis sich mitzuteilen, ein heiterer Sinn, ein in Schlagfertigkeit sich äußernder Mutterwitz, ein sagen- und liederreicher Mund und rednerische Begabung machen die echt rheinische Eigenart aus.

Es ist nun eine fast unmögliche Aufgabe, all die Rheinländer auch nur aufzuzählen, die sich in der hier zu schildernden Zeit besonders hervorgetan. Schalten wir zunächst einmal diejenigen aus, die mit unserem Gegenstand nur insoweit Zusammenhang haben, als sie Beweise sind für

die ursprünglichen und lebendigen Kräfte des rheinischen Volkstums. Dahin gehören: Der Koblenzer Joseph Görres, der als fünfte Großmacht die Presse gegen Napoleon I. aufbot; der Bonner Dichter und Professor Ernst Moritz Arndt; die zwei Säulen des Sozialismus: Karl Marx aus Trier und Friederich Engels aus Barmen; der Kreis der Düsseldorfer Maler mit dem Altmeister Peter Cornelius an der Spitze; endlich Parteipolitiker wie die Begründer der katholischen Fraktion, die beiden Reichensperger, von denen Peter der eigentliche Schöpfer des preußischen Verfassungswerkes genannt zu werden verdient; der Düsseldorfer Eugen Richter, der Führer der Fortschritts- bezw. Deutsch-freisinnigen Partei; der Historiker Heinrich von Sybel aus Düsseldorf und der Volkswirt Friedrich Hamacher aus Essen, beide nationalliberal; der im Schatten des Kölner Domes geborene August Bebel, der Führer der Sozialdemokratie.

Schalten wir ferner aus die Männer, welche sich in und durch ihre staatlichen Ämter für das Wirtschaftsleben, wenn auch ganz Deutschlands, Geltung verschafften. Dahin rechnen: Karl Georg Maassen aus Kleve, auf den die Entstehung des preußischen Zollvereins zurückzuführen ist; Wilhelm Beuth, ebenfalls aus Kleve, der Begründer der Gewerbeakademie in Berlin; Felix von Loë aus altem rheinischen Adel, der Schöpfer des rheinischen Bauernvereins; Friedrich Wilhelm Raiffeisen, ein Sohn der Sieg, der als Bürgermeister von Flammersfeld den Grundstein der nach ihm benannten Darlehenskassenvereine legte; Oberbergrat Heinrich Böcking, dem das Saarrevier seine Zugehörigkeit zu Preußen verdankt.

Es bleiben nun zwei Gruppen von Familien und Männern übrig: Die eine, die mehr innerhalb ihres Kreises sich auswirkte und so nur mittelbar, die andere, die über diesen Kreis hinauswuchs und so auch unmittelbar maßgebenden Einfluß auf die Allgemeinheit gewann. Aber auch bei der Besprechung dieser wollen wir absehen von Männern, die bis in die neueste Zeit hinein, um einen Ausdruck Carlyles zu gebrauchen, auf ihrem Posten als Industriekapitäne standen oder noch stehen, wie Emil Kierdorf, der Vater des Kohlensyndikates, von der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G., die ein Aktienkapital von 180 und eine Bilanz von 390 Millionen Mark hat, in Kohlen und Koks das größte Unternehmen Europas; Hugo Stinnes, unser größter Kohlenhändler, der mit seinen immer neuen Geschäftsverschmelzungen und Plänen dem Handelsteil unserer Zeitungen zu schaffen macht; Karl Funke, der Mann der reinen Zechen, der die Kohlenindustrie durch vielseitige Verwertung zu einer Verfeinerungsindustrie umgestaltete; Beukenberg, Generaldirektor der A.-G. Phönix, die 40 000 Arbeiter beschäftigt und jährlich 5 Millionen Tonnen Kohlen, 115 Millionen Kilowattstunden elektrischen Strom und 1¹/₃ Millionen Tonnen Stahl produziert; Peter Klöckner, ein Landsmann des großen Görres, der finanzielle und technische Reorganisator der

rheinischen Hüttenwerke, z. B. in Schwelm, Hochdahl, Düsseldorf und Krefeld; der Sohn eines der Pioniere des Ruhrkohlenbergbaues, Robert Müser von der Harpener Bergbau-A.-G., die jährlich 58 Millionen Mark an Löhnen auszahlt; endlich August Thyssen aus Eschweiler, der deutsche Carnegie, durch dessen Werke das armselige Dorf Hamborn zur jüngsten Großstadt des Deutschen Reiches emporwuchs. Die ihm unmittelbar unterstehenden Gruben fördern jährlich 4 Millionen Tonnen Kohlen. Seine Hütten liefern 800 000 Tonnen Eisen. Seine Arbeiterzahl ist von 70 im Jahre 1871 auf 27 000 im Jahre 1910 gestiegen. Wir müssen es einer späteren Geschichtsschreibung überlassen, alle diese Männer nach ihrem Werte voll zu würdigen, zumal sich die Bedeutung ihres Wirkens noch gar nicht übersehen läßt. Auch sie wird zum großen Teil erst auf den Schlachtfeldern von Galizien und Polen, Frankreich und Flandern offenbar.

Kommen wir also zur ersten der gebildeten Gruppen! An der Saar ist es die Familie Stumm, die bereits 1806 die Halbacher, Fischbacher und Neunkirchener Hütte besaß. In die Dillinger Hütte traten die Stumm 1817 als Hauptkomanditäre ein; 1828 erwarben sie die Hüttenwerke Kaiserslautern; 1831 bauten sie das erste Puddlings- und Walzwerk an der Saar; 1833 führten sie statt der Holz- die Steinkohle ein. Um die Jahrhundertwende war die Einwohnerzahl von Neunkirchen von 1688 im Jahre 1820 auf 29 187 gestiegen.

An der Lahn ist es die alte Kannebäckerfamilie Remy aus Grenzhausen, welche bereits im 18. Jahrhundert die Erzhütten, Blei- und Silbergruben der dortigen Gegend, vor allem das Eisenwerk Rasselstein bei Neuwied und die Schmelzhütte zu Bendorf an sich gebracht hatte. 1824 wurde auf dem Rasselstein der erste Puddelofen für Steinkohlen und zugleich das erste Stabeisenwalzwerk in Betrieb genommen. 1825 begründete Ferdinand Remy das Eisenwerk in Alfter. In den 70er Jahren gingen die Werke in den Besitz von Krupp über.

Dagegen blieben in bezw. gingen von der Schwereisenindustrie zur Tonwarenfabrikation über die Familien Villeroy und Boch. Stammort der Familie Boch ist Deutsch-Oth, wo Jean François Boch für eine Eisengießerei als Bomben- und Kugelgießer tätig war. Seine drei Söhne gründeten 1748 eine Fayencerie, wanderten aber damit aus nach Septfontaines bei Luxemburg in den damals österreichischen Niederlanden. Von dort wurde 1809 die Fabrik in Mettlach ins Leben gerufen. Genau wie die Boch begannen gegen 1780 die Villeroy in Lothringen und siedelten 1789 nach Wallerfangen über. 1835 heirateten die beiden Familien ineinander und legten so 1836 mit den Fabriken in Mettlach, Septfontaines und Wallerfangen den Grundstein zu der heutigen Weltfirma.

Aus der Bonner Gegend ist die Familie Bleibtreu zu erwähnen, die allerdings aus der Rheinpfalz stammt, aber am Rhein groß geworden ist. K. Ph. Bleibtreu hatte auf dem Rasselstein seine Ausbildung erhalten und dann eine sehr vielseitige geschäftliche Tätigkeit entwickelt. 1804 er-

warb er die Braunkohlengruben bei Oberkassel, und als sich beim Verkohlen der Alaungehalt ergab, widmete er sich der Alaunfabrikation. Sein Sohn H. Bleibtreu wurde 1849 auf den englischen nach der Halbinsel Portland benannten Zement aufmerksam, fand dafür nach langen, schwierigen und kostspieligen Versuchen eine Fabrikationslösung und veranlaßte den Bonner Bergwerks- und Hüttenverein zum Bau der großen Portlandzementfabrik in Oberkassel. Auch leitete er den Bau der ersten Braunkohlenbrikettfabrik zu Brühl in die Wege.

Aus der Kölner Gegend sei erwähnt E. Langen, der 1864 die spätere Gasmotorenfabrik in Deutz und die Zuckerfabriken in Elsdorf und Euskirchen begründete, erstere mit seinem Freunde Dr. Otto; 1873 erfand er ein Verfahren zur unmittelbaren Herstellung des Würfelzuckers. Von 1877 bis 1895 war er Vorsitzender im Aufsichtsrat des A. Schaaffhausenschen Bankvereins. Überdies widmete er als Aufsichtsrat, Gründer oder Teilhaber seine Kraft der Elektrizitätsgesellschaft Spiecker, der Maschinenbauanstalt Humboldt, dem Hörder Bergwerks- und Hüttenverein, den Mannesmannröhrenwerken, der Rheinischen Seeschiffahrtsgesellschaft u. a.

Die Krefelder Gegend nennt mit Stolz die Familie von der Leyen als die Begründer ihrer Industrie. Der Ahnherr hatte 1668 in der Stadt Bürgerrecht erworben. Allmählich gesellte sich bei ihm zum Seidenhandel die Fabrikation. Einer der Söhne legte eine Seidenzwirnerei, ein anderes Brüderpaar eine Samtfabrik an. Ähnliche Bedeutung haben die Andreae für die Textilindustrie von Mülheim am Rhein oder als Reeder für Mülheim an der Ruhr der alte (Mathias) Stinnes, für Ruhrort Haniel; für die Papierindustrie Zander in Berg-Gladbach; für die Flaschenindustrie Heye in Gerresheim; für die Porzellanindustrie Wessel in Bonn; für die Glasindustrie an der Saar Vopelius; als Gewerke für das Ruhrkohlenrevier, besonders für Gelsenkirchen-Schalke, Grillo; in der Kleineisenindustrie für Remscheid Böcker und Hasenclever, für Solingen Henckels; endlich für Köln in der Schokoladenfabrikation Stollwerck; im Parfümeriegewerbe Farina und Mülhens; im Bankwesen Schaaffhausen und Oppenheim.

Die ganze Mühseligkeit, womit das rheinische Wirtschaftsleben besonders in der ersten Hälfte der preußischen Zeit seinen Weg zur Höhe nahm, wird vor allem durch die Anfangsgeschichte der Eisen- und Maschinenindustrie gekennzeichnet. Über deren Vertreter also ein paar Worte mehr! Der älteste unter ihnen ist wohl F. Dinnendahl, 1775—1826, geboren auf der Horster Mühle bei Steele als Sohn des Müllers. Schon als Knabe hatte er seine Phantasie mit dem Erbauen von Windmühlen und Wasserrädern geübt, statt auf die ihm anvertrauten Borstentiere der Gemeinde zu achten. Als ‚ein zu diesem Geschäft untaugliches Subjekt‘ entlassen, lernte er 11 Monate bei einem Bauernzimmermann und machte sich dann selbständig. 1801 zimmerte er auf der Rombergschen Zeche ‚Vollmond‘ das Maschinenhaus für die erste ‚Feuermaschine‘, die nach Westfalen kam. Seit-

dem sagte er jedem, der es hören wollte, daß auch er eine solche Maschine bauen könne. 1803 hatte er die erste am Laufen. Die für seine Maschine nötigen Gußstücke bezog er von der Gutehoffnungshütte, die damals schon mehrfach ihren Besitzer gewechselt hatte. Der Siegländer E. Pfandhöfer war seit 1793 nur mehr Verwalter. 1800 kam die Hütte an die Witwe Krupp als Hauptgläubigerin, 1808 an die Gebrüder Haniel und G. Jacobi, die bereits die Antonyhütte und die Hütte Neu-Essen besaßen. Ein gewisser Huyssen, der Schwager der Haniel, hatte den Kauf vermittelt. 1810 wurden alle drei Betriebe zusammengefaßt unter der Firma „Hüttengewerkschaft und Handlung von Jacobi, Haniel und Huyssen'. Jaocbi, der ehemalige Hütteninspektor der Fürstäbtissin von Essen, wurde technischer Leiter. Ihm zur Seite trat Wilhelm Lueg, der vom Tode Jacobis bis zu seinem eigenen im Jahre 1864 dem Betriebe vorstand. Wichtig für den rheinischen Maschinenbau sind die Jahre 1818, 19 und 20. Im Jahre 1818 begann nämlich Fritz Harkort, 1793—1880, ein alter Freund Dinnendahls, eine Maschinenfabrik in Wetter an der Ruhr zu errichten, die Pflanzschule für die gesamte rheinisch-westfälische Kesselschmiederei. Er wurde geboren auf Harkorten, links der Ennepe bei Haspe aus alteingesessener Familie. Schon während seiner kaufmännischen Lehre zu Wichlinghausen bei Barmen interessierte er sich mehr für Färberei und Bleicherei als für seine Kontorarbeiten. Mit 18 Jahren befaßte er sich schon damit, Rübenzucker herzustellen. Nach seiner Rückkehr aus den Freiheitskriegen legte er eine Feinledergerberei an. Dann übernahm er den Kupferhammer zu Langenberg und gründete die schon erwähnte Maschinenfabrik. 1819 begann Wilhelm Lueg, sehr zum Ärger seines Abnehmers Dinnendahl, selber Maschinen zu bauen. Dinnendahl schritt darum 1820 in Mülheim an der Ruhr zur Begründung einer eigenen Gießerei. Im Gegensatz zum alten Harkort, der noch fast ein volles Jahrzehnt im neuerstandenen Deutschen Reich verleben durfte, sah er das Aufblühen des rheinischen Maschinenbaues nicht, starb vielmehr mit dem traurigen Ausblick auf den Niedergang seiner Werke. In dem gleichen Jahre starb auch Peter Friederich Krupp, 1787—1826, der seine Jugend auf der Gutehoffnungshütte, dem Besitztum seiner Großmutter, verlebt hatte. Nach dem Verkauf der Hütte führte er bis 1811 das Spezereigeschäft der Mutter in Essen und errichtete dann zu Altenessen in der Walkmühle Reckhammer Schmelz- und Zementierwerk. Hier entdeckte er das Geheimnis des von Huntsmann in Sheffield 1730 erfundenen Gußstahls. 1818 baute er im Westen von Essen eine kleine Hütte. Darin arbeitete der beim Tode des Vaters 14jährige Alfred Krupp, 1812—1887, in einer Reihe mit seinen paar Arbeitern, ‚immer bedroht von der Gefahr des Untergangs', bis er Ende der 30er Jahre die Erfindung einer Löffelwalze machte. 1843 stellte er die ersten Gewehrläufe, 1847 das erste Geschützrohr aus Gußstahl her. 1853 wurde sein Verfahren, Radreifen ohne Schweißung herzustellen, patentiert. Noch 1832 zählte das Werk nur 10, bei seinem Tode

aber bereits 12 674 Angestellte. Mit seinem einzigen Sohne Alfred Krupp, 1854—1902, erlosch der Mannesstamm. Zu dessen Zeit nahm das Werk jenen ungeheuren Aufschwung, der das ganze Wirtschaftsleben Deutschlands seit 1870 kennzeichnet.

Die zweite noch zu schildernde Gruppe, deren Wirken über die rheinische Volkswirtschaft hinauswuchs zu nationaler und politischer Bedeutung, umfaßt die Namen Camphausen, Merckens, Beckerath, von der Heydt, Hansemann und Mevissen.

Ludolf Camphausen, 1803—1890, wurde zu Hünshoven bei Aachen geboren, wo seine Eltern ein Öl- und Tabakgeschäft betrieben. Nachdem auch die Mutter gestorben war, kaufte er in Köln ein kleines Gebäude zur Anlage einer zweiten Ölmühle und siedelte 1830 ganz nach Köln über. 1833 wurde er Mitglied des Stadtrats und der Handelskammer. Er berief den Ausschuß zum Bau einer Eisenbahn von Köln nach Antwerpen und trat zwei anderen Ausschüssen bei, die Köln mit Amsterdam und der Weser verbinden wollten. Neun Jahre lang, bis 1848, war er Präsident der Kölner Handelskammer. Zwischendurch stand er, nach Umwandlung seiner Firma in ein Bankgeschäft, in dem Provinziallandtag zu Düsseldorf und 1847 auf dem Vereinigten Landtag in vorderster Reihe. 1848 rief ihn der König zur Bildung des ersten liberalen Ministeriums nach Berlin. Ende Juli übernahm er die Vertretung Preußens in Frankfurt. Seit 1851 zog er sich immer mehr zurück und starb schließlich zwischen naturwissenschaftlichen und besonders astronomischen Büchern.

H. Merckens, 1778—1854, war sein Vorgänger als Präsident der Kölner Handelskammer. Ihm ist deren Selbständigkeit, die Einführung des preußischen Kurantgeldes, die Erhaltung des Kölner Freihafens, die lange Aufrechterhaltung des Kölner Stapelrechts als Mittel gegen die Handelsvorrecht-Stellung der Holländer auf dem Rheine und die Einführung der Dampfschiffahrt und Eisenbahn zum guten Teile zu danken. Auf sein Betreiben errichteten die beiden Handelskammern Köln und Mainz gemeinsam eine Rheinschiffahrts-Assekuranzgesellschaft als erste Transportversicherung, die heutige Agrippinia in Köln.

H. von Beckerath, 1801—1870, entstammt einer Bandweberfamilie aus Krefeld. Dort trat er zuerst als Lehrling, dann als Teilhaber in das Bankgeschäft Molenaar ein und begann 1838 mit einem eigenen Bankgeschäft. Schon 1836 war er in den Stadtrat und die Handelskammer gewählt worden. 1843 kam er zugleich mit Camphausen in den Provinziallandtag, folgte ihm zum Vereinigten Landtag nach Berlin und zur Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er das Finanzministerium inne hatte. 1862 zog er sich mit Rücksicht auf seine Gesundheit aus dem politischen Leben zurück.

August von der Heydt, 1801—1894, trat als Fünfzehnjähriger bei seinem Vater in Elberfeld als Banklehrling ein. Nach längerem Aufenthalt in der Fremde beriefen ihn seine Mitbürger zu einer Reihe städtischer

Ämter. 1842 bildete er im Interesse seiner Vaterstadt das Bergisch-Märkische Eisenbahnkomitee. 1848 wurde er preußischer Handelsminister. In hervorragendem Maße beteiligte er sich an dem Ausbau des Eisenbahn-, Telegraphen- und Postwesens, beim Abschluß der Handelsverträge, bei der Erneuerung des Zollvereins und der Reform des Bank- und Gewerbewesens. 1862 übernahm er auch noch das Finanzministerium, legte aber bald darauf seine Ämter nieder. Gleich nachher übernahm er das Finanzministerium von neuem und zeigte, daß der ehemalige Bankier trotz aller Schwierigkeiten den Krieg mit Österreich zu finanzieren verstand. 1869 bat er infolge von Differenzen mit Bismarck zum zweiten Mal um seine Entlassung.

David Hansemann, 1790—1864, ein Hannoveraner von Geburt, kam als Zwanzigjähriger nach Montjoie zu einem Tuchfabrikanten. Seit 1815 reiste er selbständig und errichtete 1817 zu Aachen ein eigenes Kommissionsgeschäft. 1827 wurde er Mitglied, 1836 Präsident der dortigen Handelskammer. Schon vorher hatte er begonnen, mit seinen volkswirtschaftlichen Ideen durch verschiedene Schriften an die Öffentlichkeit zu treten. 1837 kam er in die Direktion der Rheinischen Eisenbahngesellschaft, 1845 in den Landtag, 1848 als Chef in das preußische Finanzministerium, freilich nur für kurze Zeit. Dann leitete er bis 1851 die Deutsche Bank und gründete darauf die Diskontogesellschaft.

Gustav Mevissen, 1815—1899, wirtschaftsgeschichtlich betrachtet die bedeutendste Persönlichkeit der Rheinlande im 19. Jahrhundert, wurde geboren zu Dülken, wo sein Vater neben einer Zwirnerei noch Landwirtschaft betrieb. Nachdem er in Elberfeld und Köln je ein Jahr das Gymnasium besucht und sich in dem Betrieb des Vaters gründlich umgesehen, gründete er in Köln eine Großhandlung in Garnen und kam dort in Berührung mit einer Reihe der bereits angeführten Männer: Karl Marx, Hansemann, Oppenheim, Merckens, Beckerath u. a. 1846 wurde er in den Provinziallandtag und später in das Frankfurter Parlament gewählt. Vorher war er auch in den Vereinigten Landtag berufen worden. Durch die Wirtschaftskrise jener Jahre sah sich das Bankhaus Schaaffhausen vor dem Zusammenbruch. Hilfeleistung lag im öffentlichen Interesse. So entstand mit Hilfe des damaligen Finanzministers Hansemann und unter Mevissen als erstem Direktor der A. Schaaffhausensche Bankverein, das Urbild der heutigen großen Aktienbanken. Mevissen schwebte bei seiner Tätigkeit nicht weniger vor als die planmäßige Umgestaltung der rheinisch-westfälischen Industrie durch das Kapital, den Grundpfeiler alles modernen Wirtschaftslebens. Als ein Finanzgenie größten Stils hat er diese Ideen verwirklicht und ist so der schöpferische Organisator der rheinischen Volkswirtschaft geworden. Mit anderen errichtete er die Darmstädter Bank, die Bank für Süddeutschland, die Kölnische Privatbank und die Internationale Bank zu Luxemburg. Allein in den Jahren 1850—1856 begründete er die erste selbständige Rückversicherungsanstalt der Welt in Köln, die Kölner Lebensversicherungsgesellschaft Concordia, die Dülkener mechanische Flachs-

spinnerei, die Kölnische Baumwoll-Spinnerei und -Weberei, den Kölner Bergwerks- und Hüttenverein (jetzt Phönix), den Köln-Müsener Bergwerksverein und die Kölnische Maschinenbau-Anstalt (Goltstein & Co.). Außerdem beteiligte er sich an einer ganzen Anzahl weiterer Unternehmungen. Seit 1860 war er Präsident der Kölner Handelskammer, seit 1866 vertrat er die Stadt im Herrenhause. Für das letzte Jahrzehnt seines Lebens kehrte er, ähnlich wie Camphausen, zu sich selber zurück, machte Reisen, begründete die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde und betrieb die Errichtung einer Handelshochschule in Köln. So läßt sein Lebensgang, der auch zeitlich die hier geschilderte Entwicklung umfaßt, noch einmal wie in einem Drama den beispiellosen Aufschwung der rheinischen Volkswirtschaft vor unseren Augen erstehen.

Wenden wir nun zum Schlusse wieder den Blick auf Land und Leute zusammen und fragen wir uns trotz der offensichtlichen Monumentalität des rheinischen Wirtschaftslebens erst noch, wie es mit den geschichtlichen Zusammenhängen steht, die unser deutsches Vaterland mit Preußen und dieses wieder mit den Rheinlanden verknüpfen. Erst dann gewinnen wir nämlich den Maßstab einer Würdigung, die frei ist von jeder Voreingenommenheit. ‚Als die Gewalt der Revolution die Waffen Frankreichs nach Deutschland trieb, wurden die Länder diesseits des Rheines erobert . . .; als endlich politische Verhandlungen ihr Schicksal unwiderruflich bestimmten, fügten die Eingeborenen sich dem Unabwendbaren, aber ihr Herz blieb bei Ihrer Nation und sie hörten nicht auf Teutsche zu sein‘ (Görres, Vorwort zum rhein. Merkur). ‚Als Teutschland in tiefster Erniedrigung gelegen, als die Fürsten dienten, der Adel nach fremden Ehren lief, die Geistlichkeit mit ihren Grundsätzen unterhandelte, die Gelehrten den eingebrachten Götzen opferten, ist das rheinische Volk allein, das im weiten Sinn wieder den Kern aller Stände in sich begreift und nur den Pöbel aller Art von seinem Begriff ausschließt, sich selber treu geblieben und hat sein eigenes Wesen und seine angestammte Gesinnung sorgsam und wohl gehütet‘ (Görres, Koblenzer Adresse). Nach Napoleons Niederlage in Rußland flammte das sorgsam gehütete nationale Bewußtsein auf, und Görres faßte es in die Worte: ‚Jetzt, da die Zeit der Dienstbarkeit vorüber ist, ziehen wir mit Weib und Kind zu unseren Brüdern hin und Gottes Feuersäule geht vor uns her‘. Neue Sorgen brachte der Wiener Kongreß und seine Diplomaten. Ihr Niederschlag ist ‚Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze‘ von demselben Görres.

Preußen hat 1815 seine Landentschädigungen nicht gern genommen. Statt aus einem einheitlichen Gebiet bestand das Königreich fortan aus zwei getrennten Hälften. Dazu war das neue Gebiet in der Maas- und Nahegegend willkürlich verkürzt. Zu der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und konfessionellen Struktur Ostelbiens paßte es wenig; den Militärs widerstand es wegen seiner ausgesetzten Lage. Aber Talleyrand durchkreuzte die Austauschversuche, die Preußen in Wien unternahm, und dieses mag wohl

ähnlich sauersüße Empfindungen gehabt haben wie der Vater eines unerwarteten und unerwünschten Kindes. Aber das Kind stellte sich später als ein ganz andres heraus, als Talleyrand gehofft und Preußen gefürchtet hatte.

Das alte Preußen war erschöpft durch die übermenschlichen Anstrengungen der Befreiungskriege. Es gab die politischen und sozialen Gedanken der Revolutionszeit preis und suchte das Heil des Staates im Altvergangenen. Am Rheine aber fehlten für eine solch rückläufige Bewegung die Voraussetzungen. Diesen Landen war die äußerste Anspannung der Kraft für den nationalen Kampf erspart geblieben. Somit konnte dort auch nicht jenes Ermatten der fortschrittlichen Kräfte eintreten wie östlich der Elbe nach 1818. Darin beruht das eine Hauptverdienst der Rheinlande um Preußen. Andererseits fehlte aber auch am Rheine, nachdem die Lande Jahrhunderte hindurch zu hundert Herrschaften gehört und von einer Hand in die andere gegangen waren, das patriotische Empfinden der altpreußischen Provinzen. Ist es da nicht verständlich, wenn die Rheinländer sich mehr als Deutsche denn als Preußen fühlten. Heute aber müssen wir gerade darin das andere Hauptverdienst der Rheinprovinz um Preußen erblicken; denn so wurde der Rhein das starke Band, das Preußen an seinen ‚deutschen Beruf' kettete.

‚Es lebte eine dunkle Erinnerung', so führte schon Görres aus, ‚im Geiste des rheinischen Volkes fort von dem, was der Rhein in der teutschen Geschichte bedeutet; wie in den Zeiten vor der Geschichte die Trevier aus der Mitte Belgiens bis an die Schweiz geherrscht, wie von Austrasien her das alte Gallien bezwungen worden; wie die Rheinfranken in den Karolingern der Welt ihre Herren und Teutschland ein großes Kaisergeschlecht gegeben haben; wie die rheinischen Kurfürsten Teutschland stark gemacht, indem sie durch kluge Wahl ihm Jahrhunderte lang eine Reihe der trefflichsten Kaiser ausgefunden; wie am Rhein alle Künste gediehen und das Haupt, die geistige Höhe und Blüte des Reiches sich entwickelt hatte, . . . wie in allen Jahrhunderten große Fürsten und Kirchenprälaten, Staatsmänner und Feldherren, Schriftsteller, Dichter, Baumeister, Maler und Künstler jeder Art von dort ausgegangen; und wenn in der letzten Zeit ein Stillstand darin eingetreten, es darum geschehen, weil das Ganze und die Herrlichkeit des Reiches . . . in sich erstorben und zerfallen war'. Das ‚Ganze', die ‚Herrlichkeit des Reiches', danach ging der Traum der Rheinländer, und man darf ruhig sagen, daß sie den Hauptanteil daran haben, daß ihn Preußen verwirklichen konnte. Einmal waren es die Rheinlande mit ihrer dichten, steuerkräftigen Bevölkerung, ihrer altehrwürdigen, deutschen Kultur, ihrer gewaltigen Handels- und Industrie-Entwickelung, ihrem Drang nach weltwirtschaftlicher Geltung, die Preußen mehr als eine andere seiner Provinzen die materielle und moralische Unterlage für die Hegemonie in Deutschland gaben. Das ist die Bedeutung des Rheines in Preußens Auseinandersetzung mit Österreich im Jahre 1866. Dann aber ist es auf der anderen Seite wiederum das Rheinland, das den Ausgangspunkt des Zollvereins und damit der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands wurde. Durch die neue Provinz grenzte

nämlich Preußen so ziemlich an alle deutschen Staaten. Die großen Flußstraßen hatten damals noch eine ganz andere Bedeutung als heute. Sie alle und besonders der Rhein führten aber durch preußisches Gebiet, und so standen diese kleinen Staaten vor der Entscheidung, entweder ohne Entschädigung den preußischen Zoll mitzutragen oder mit Preußen eine Zollunion einzugehen. Ein Staat nach dem anderen wählte das letztere und die dadurch geschaffene Einheit war die Grundlage, ohne welche 1870 die gemeinsame Erhebung gegen Frankreich und 1871 die Errichtung des neuen Deutschen Reiches wohl nicht möglich gewesen wäre. Das ist die Bedeutung des Rheines für die Auseinandersetzung des Deutschen Reiches mit Frankreich.

Nach dieser Auseinandersetzung erlebte das Deutsche Reich einen in der ganzen Weltgeschichte ohne Beispiel dastehenden Aufschwung ganz besonders und an erster Stelle wieder durch die fast unglaubliche Entwicklung des Wirtschaftslebens am Rhein. Mit elementarer Gewalt wuchs Deutschland in die Weltwirtschaft hinein und schlug eine Konkurrenz nach der andern, und vor allem England. So betrachtet ist der nun tobende Weltkrieg nichts weiter als die Wut der Ohnmacht und des Neides. Man will des verhaßten Konkurrenten dadurch Herr werden, daß man ihn einfach aus dem Wege räumt, und deshalb zielte ihr geplanter Todesstoß auch in Deutschlands Herz, die rheinische Volkswirtschaft. Das Geschick der Rheinlande wird das Geschick Deutschlands sein; denn, sagt Görres, ‚wer den Rhein in Besitz behält, behält die Pulsader seines Lebens und damit sein Leben selbst in seiner Hand beschlossen‘.

Der gegenwärtige Weltkrieg, ihr Rheinländer, ist deshalb in ganz besonderer Weise euer Krieg, ein Krieg für euch und ein Krieg um euch. Mit euch steht und fällt Deutschlands heutige Weltwirtschaft, sein Einfluß und seine Macht, so wie der Bogen fällt, aus dem man den Schlußstein bricht. Und darum denke ich, ist es recht, daß ihr, wie man euch zugeben muß, auch die ersten seid, jetzt, wo es gilt, das Vaterland zu schützen und geschützt zu halten durch die eherne Wehr der Waffen, die wirtschaftliche Wehr des Goldes und die lebendige Wehr der Leiber. Das ist die Wacht am Rhein und in dieser Dreiheit liegt das Geheimnis von Deutschlands Unbesiegbarkeit.

Fest steht und treu die Wacht am Rhein! So sangen unsere Krieger 1870, so singen sie heute. Wenn ich das Echo dieses Gesanges von den wunderbaren sieben Bergen, wenn ich die Glockentöne der Stadt mit den tausend Kirchen und Kapellen und dem einzigen Dome, dem Ehrendenkmal aller deutschen Stämme, wenn ich das dumpfe Brausen der Arbeit, wie es von Essen her kommt, wenn ich die plätschernden Wellen des stolzen Stromes selber recht verstehe, so klingt all das zu einem einzigen hohen Liede zusammen: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt, wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält, von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt — Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

Der Parlamentarismus
Von Karl Gottfried Hugelmann

Es mag gewagt erscheinen, in einem Augenblick, in dem ganze Völker mit dem Aufgebot aller Kraft, mit dem Einsatz ihres edelsten Blutes um ihre Zukunft ringen, eine Frage der inneren staatlichen Organisation zur Sprache zu bringen. Es muß aber bedacht werden, daß nach dem Ende des Krieges, dem das deutsche Volk im Vertrauen auf Gott und in ungebrochener Kraft entgegensieht, Fragen, welche heute vor der gewaltigen Aufgabe der Vaterlandsverteidigung zurücktreten, mit gesteigerter Wucht eine Lösung heischen werden. In dieser Voraussicht kann es nur von Vorteil sein, sie heute, da sie nicht oder doch weniger vom Streit der Tagespolitik umtost sind, von der höheren Warte der Geschichte und der Politik — diese als Wissenschaft von der staatlichen Tätigkeit verstanden — aus zu beobachten. Mag es auch so nicht möglich sein, zu einer ganz eindeutigen Lösung der Streitfragen zu gelangen, so wird sich doch, wie wir hoffen, dadurch ein Boden vorbereiten lassen, auf dem die unvermeidlichen Gegensätze nicht unter der Herrschaft von Schlagworten, sondern in einem vertieften Streben nach Erkenntnis, nicht im Geiste gegenseitigen Hasses, sondern im Wunsche gegenseitigen Verstehens ausgetragen werden.

In den politischen Kämpfen von gestern spielte im Deutschen Reich und — leider in verzerrter Gestalt — auch in Österreich die Frage der Parlamentarisierung eine große Rolle. Die ‚parlamentarische Regierung' wurde von der einen Seite ebensosehr als ein Talisman politischer Weisheit gepriesen, wie von der anderen Seite als ein Schreckbild angesehen und in ihrer Wirkung in den schwärzesten Farben ausgemalt. Wenn man aber die hierüber mit mehr Leidenschaftlichkeit als Sachkenntnis geführten Erörterungen verfolgt, so zeigt sich bald, daß sie schon deshalb unfruchtbar bleiben mußten, weil es an jeder Klarheit darüber fehlt, was eigentlich unter parlamentarischer Regierungsform zu verstehen sei. Zwar darüber, daß der Bestand einer Volksvertretung, eines Parlamentes, seine Teilnahme an der Gesetzgebung und seine Kontrolle über die Regierung in irgendeiner Form, noch nicht ausreichen, um eine Verfassung als ‚parlamentarisch' zu bezeichnen, herrscht ziemliche Einigkeit. Bei jedem weiteren Schritt aber findet sich, insbesondere bei den Gegnern des ‚Parlamentarismus', eine steigende Unklarheit. So hört man z. B. vielfach die Behauptung, daß ein untrügliches Merkmal parlamentarischer Regierungsform in der Bekleidung von Parteiführern mit Ministerstellen zu erblicken sei; und trotzdem konnte in Österreich ein Ministerium, dem ein politisch führender Abgeordneter als Handelsminister angehörte, durch Jahre von dem bekanntesten liberalen Blatt (das in Österreich merkwürdigerweise gegen den ‚Parlamentarismus' ist) als unparlamentarisch gepriesen werden, bis der betreffende Minister nach einer Wahlniederlage seiner Partei demissionierte

und hierauf das ganze Ministerium zurücktrat. Anderseits wird es vielfach als das entscheidende Kriterium des ‚Parlamentarismus' angesehen, wenn eine Regierung deshalb zurücktritt, weil sie im Parlament über keine Mehrheit mehr verfügt; trotzdem hat man nichts davon gehört, daß im Deutschen Reich die Konservativen, die dort die schärfsten Gegner des ‚Parlamentarismus' sind, es ernstlich beanstandeten, als Fürst Bülow aus ihrer Abstimmung die Konsequenz zog, um seine Entlassung anzusuchen.

Trotz derartiger Unklarheiten liegt aber der Abneigung gegen den ‚Parlamentarismus' doch ein richtiges Gefühl zugrunde. Man braucht nur das englische und das deutsche Staatsleben als Ganzes einander gegenüberzustellen, um inne zu werden, daß hier tatsächlich zwei verschiedene Typen der konstitutionellen Staatsform ausgebildet wurden. Zwar wenn es nur auf die geschriebene Verfassung ankäme, könnte man dies nicht gelten lassen; denn (wenigstens bis zur Reform von 1911) war im geschriebenen Recht Englands all dasjenige nicht enthalten, was dem wirklichen Staatsleben dieses Landes im Vergleiche zu den deutschen Staatseinrichtungen das charakteristische Gepräge gibt. Die parlamentarische Regierungsform nämlich — und das ist das erste, was man zu ihrem Verständnis festhalten muß — ist *nicht etwas mit bestimmten verfassungsmäßigen Institutionen Gegebenes*, sie ergibt *sich vielmehr aus einer eigentümlichen, geschichtlich bedingten und nur auf Herkommen gestützten Art, von ihnen Gebrauch zu machen.* Da aber dieses Herkommen für den Engländer eine Bedeutung hat, die es dem Recht zum mindesten sehr stark nähert, so ist es für deutsche Beobachter so überaus schwierig, den richtigen Gesichtswinkel für die Erfassung dieser spezifisch englischen Regierungsform zu gewinnen, die zwar vielfach, aber nirgends in solcher Reinheit und konsequenter Durchbildung zur Nachahmung gelangte.

Es ist daher gewiß ein sehr dankenswertes Unternehmen gewesen, das Buch des Amerikaners Lowell durch eine gut lesbare Übersetzung weiteren gebildeten deutschen Kreisen leicht zugänglich zu machen.* Der Amerikaner hat sozusagen die richtige Distanz, um die englische Verfassung zu beurteilen: er tritt ihr zwar mit Verständnis, aber doch mit Kritik gegenüber, er ist von warmer Wertschätzung für das Volk erfüllt, dessen Einrichtungen er schildert, aber es liegt ihm gänzlich ferne, in ihnen ein Vorbild, ein politisches Ideal für sein eigenes Land zu erblicken. Deshalb ist er ebenso entfernt von jener Überschätzung englischer Einrichtungen, die den so verdienstvollen älteren Bearbeitungen von deutscher Seite anhaftete,

---

* Die englische Verfassung von A. Lawrence Lowell, Professor der Staatswissenschaft an der Havard-Universität. Autorisierte deutsche Ausgabe, herausgegeben und übersetzt von Regierungsrat Dr. Heu, unter Mithilfe des Regierungs-Assessors Freiherrn von Richthofen. 2 Bände, Verlag von Veit & Comp., Leipzig 1913. — Ein Nachteil der im übrigen, wie gesagt, gut lesbaren Übersetzung, liegt in der sehr großen Zahl von Druckfehlern.

wie von dem entgegengesetzten Fehler, in den — verzeihlicherweise — deutsche Beurteiler heute leicht verfallen können.

Mit plastischer Anschaulichkeit tritt dem Leser als das Charakteristische, von den deutschen Staatseinrichtungen am meisten Verschiedene der englischen Verfassung eben die parlamentarische Regierungsform entgegen. Und doch ist es auch nach genauem Studium des Buches nicht ganz leicht, die unterscheidenden Merkmale scharf herauszuheben. Ein Mosaik unzähliger Einzelheiten, von denen vielleicht keine für das Bild unerläßlich ist und vielleicht auch keine nur hier vorkommt, ergibt doch in ihrem Zusammenspiel und Ineinanderwirken etwas ganz Eigenartiges, dem daher ein kurzes Referat unmöglich voll gerecht werden kann. Nur mit diesem Vorbehalt soll es versucht werden, die zwei m. E. wesentlichsten Elemente des englischen Parlamentarismus hervorzuheben.

Das eine liegt, wie mir scheint, darin, daß Parteien — es wäre zuviel gesagt: die Parteien — als solche zu staatlichen Funktionen berufen werden. Die konservative und die liberale Partei werden, wenn sie über die Majorität im Hause der Gemeinen verfügen, in der Art zur Regierung des Landes berufen, daß ein Parteiausschuß — als solchen muß man geradezu das Kabinett bezeichnen — mit der unmittelbaren Führung der Staatsgeschäfte betraut wird. Die Minister besorgen gleichzeitig ihre Amtsgeschäfte im engeren Sinne und die parlamentarische Führung des Hauses — als zwei Funktionen ihres Amtes. Wie tief das Bewußtsein davon ist, daß die Partei als solche staatliche Funktionen ausübt, zeigt sich in der kleinen, aber charakteristischen Einzelheit, daß die ‚Einpeitscher' — nebenbei bemerkt, ein besonders unschöner Ausdruck für jene Abgeordneten, welche die Anwesenheit der Parteimitglieder überwachen — der Majorität einen Gehalt aus Staatsmitteln beziehen.

Das zweite charakteristische Merkmal hängt bei näherem Zusehen unmittelbar mit dem ersten zusammen. Ich meine damit das besonders hohe Maß der politischen Verantwortlichkeit des Kabinetts gegenüber dem Hause der Gemeinen, welches sich darin äußert, daß das Kabinett zurücktreten muß, wenn es in irgendeiner Frage von Bedeutung in der Minorität geblieben ist. Denn eine solche Überstimmung der Regierung zeigt entweder, daß sie nicht mehr die Ansichten ihrer Partei vertritt, dann muß sie demissionieren, weil eben die Partei als solche regieren soll. Oder sie beweist, daß die Partei selbst durch Abbröckelung in die Minorität geraten ist und sonach aufgehört hat, als solche einen Anspruch auf die Regierung zu haben; auch dann muß das Kabinett natürlich wieder, eben weil es nicht mehr die Majorität, sondern die Minorität vertritt, den Platz räumen. Im ersten Fall wird zur Bildung eines anderen Kabinetts aus der bisherigen Majorität, im zweiten Fall zur Bildung eines Kabinetts aus der neuen Majorität, bzw. zu Neuwahlen geschritten werden.

Es wäre sehr verfehlt, zu leugnen, daß das hiemit charakterisierte Regierungssystem ganz bedeutende Vorteile bietet. Der bedeutendste besteht wohl darin, daß die selbst regierende Majorität, aber auch die Opposition, die ja die Anwartschaft hat, selbst zur Regierung zu kommen, mit einem hohen Maß von Verantwortlichkeitsgefühl erfüllt werden. Das Bestehen von Parteien ist eine gesellschaftliche Tatsache, mit der als mit etwas Gegebenem gerechnet werden muß, und zwar eine Tatsache, die erfahrungsgemäß oft sehr bedenkliche Auswüchse zeitigt. Eine Oppositionspartei kann leicht in einen Gegensatz zu staatlichen Notwendigkeiten, in gewissem Sinn in Gegensatz zum Staate selbst kommen. Eine Majoritätspartei hinwiederum wird fast mit psychologischer Notwendigkeit danach streben, die Regierung auch in Einzelheiten zu beeinflussen und hiezu, wenn die verfassungsmäßigen Möglichkeiten beschränkt sind, ‚Hintertreppen' zu verwenden, wobei leicht manche Unlauterkeit sich einnistet. Beide Gefahren sind auf ein Minimum eingeschränkt bei einer verfassungsmäßigen Parteiregierung, wie sie eben dem englischen Parlamentarismus eigen ist.

Den so rückhaltlos anerkannten Vorzügen stehen aber, wie um so nachdrücklicher betont werden muß, als dies sehr oft ganz übersehen wird, auch sehr erhebliche Schattenseiten gegenüber, und ich gestehe, daß mir gerade diese beim Lesen des Lowellschen Buches — gewiß ganz gegen die Absicht des Verfassers — besonders stark zum Bewußtsein gekommen sind. Zunächst kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dem englischen Parteileben ein gewisser Mangel an Ernst anhaftet. Die beiden großen Parteien werden eigentlich nicht durch programmatische, politische Gegensätze oder gar Weltanschauungen getrennt, und mit den großen Gegensätzen fehlen zwar manche unerfreuliche Erscheinungen, welche das Parteileben sonst vielfach zeitigt, aber anderseits nimmt der politische Kampf fast die Form eines Wettspieles an, er erhält — wenn das Wort erlaubt ist — einen sportmäßigen Beigeschmack. Nur ein äußerer Ausdruck dessen ist es, daß die Parteien im englischen Unterhaus keine festen Plätze haben: auf der Rechten sitzt die jeweilige Majorität, auf der Linken die jeweilige Minorität. Dieser Mangel an großen Gegensätzen ist geradezu, wie Lowell richtig hervorhebt, eine Voraussetzung für ein ersprießliches Funktionieren der parlamentarischen Regierungsform, und eben deshalb versagt sie in England selbst bis auf den heutigen Tag bei der uns jetzt besonders interessierenden irischen Frage. Aber wenn wir einerseits hierin eine Voraussetzung der parlamentarischen Regierungsform erblicken müssen, so läßt sich anderseits nicht verkennen, daß ihre längere Übung ein weiteres Abschleifen der Gegensätze zwischen den an ihr beteiligten Parteien zur Folge hat, was wieder neben vielen wohltätigen Wirkungen zu der Gefahr des erwähnten sportmäßigen Betriebes der Politik führt.

Noch überraschender ist eine andere Wirkung der parlamentarischen Regierungsform: daß sie nämlich den Einfluß der einzelnen Abgeordneten in Einzelfragen gegenüber der Macht des Kabinetts einschränkt. Gerade

weil jede Überstimmung der Regierung deren Sturz zur Folge hat, müssen ihre Anhänger unzählige Male gegen ihre Überzeugung für die Vorschläge der Regierung stimmen, um das größere Übel, den Übergang der Macht an die Gegenpartei, zu vermeiden. Dies führt zu einer unangenehm berührenden Unaufrichtigkeit: unter dem Scheine weitgehendster Demokratie verbirgt sich eigentlich eine Oligarchie. Die Überzeugung der einzelnen Abgeordneten in einer konkreten Frage ist kaum in einem andern Parlament so belanglos wie im englischen; eine Minorität innerhalb der Regierungspartei hat fast gar keine Möglichkeit, sich Gehör zu verschaffen, wenn sie nicht eventuell zur Opposition abschwenken will. Daß ‚das Volk' in England einen starken Einfluß auf die Regierungsmaßnahmen hat, ist eine grundfalsche Annahme; die breiten Massen entscheiden bei den Wahlen, welcher Partei sie die Regierung anvertrauen wollen, die Partei bestellt dann (wenn auch nicht formell, so doch faktisch) das Kabinett, und die eigentliche Politik wird vom Kabinett gemacht. Es ist ganz charakteristisch, zu lesen, wie die Einführung des Referendums in England von den — Liberalen bekämpft wurde, weil es den Grundsätzen der parlamentarischen Regierungsform widerspreche! Und so konnte es geschehen, daß im demokratischen England die Öffentlichkeit über die internationalen Verpflichtungen der Regierung weniger orientiert war als in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reich. Nicht einmal alle Minister wußten von jenen Verträgen, durch welche England in den Weltkrieg hineingezogen wurde!

Wie immer man diese Vor- und Nachteile gegeneinander abwägen mag — dabei wird unvermeidlich ein subjektives Moment mitspielen —, objektiv gewiß ist, daß die parlamentarische Regierungsform segensreich nur insoweit wirken kann, als bestimmte, historisch bedingte Voraussetzungen vorliegen, die von der Rechtsordnung nicht künstlich geschaffen werden können. Schon früher haben wir auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die sich in England selbst bei der irischen Frage ergeben; und ein Blick auf den französischen Parlamentarismus oder gar auf die parlamentarische Tragikomödie, die der italienischen Kriegserklärung vorausging, zeigt drastisch, daß sich am allerwenigsten die parlamentarische Regierungsform, losgelöst von ihrem historischen Mutterboden, ohne weiteres in ein anderes Land übertragen läßt. Weiter aber ist wohl zu beachten, daß, wie bereits betont, die parlamentarische Regierungsform keineswegs eine absolute Garantie für eine der wirklichen Überzeugung des Volkes entsprechende Führung der Regierung ist. Und noch viel weniger ist sie, wie man hinzufügen kann, die einzige mögliche Garantie; so hat unlängst in geistvoller Weise Georg von Below darauf hingewiesen, daß das deutsche Volksheer die Übereinstimmung zwischen dem Gewissen der Nation und der äußeren Politik der Krone viel sicherer verbürgt als der mit einem Söldnerheer garnierte Parlamentarismus in England. Eine derartige Auffassung des Volksheeres kann sich sogar auf Bismarck als Zeugen berufen.

Beide hier geltend gemachten Gesichtspunkte werden m. E. von denjenigen meist verkannt, welche eine Reform unseres konstitutionellen Lebens nach englischem Muster empfehlen.*

Wenn wir also vor einer kritiklosen Herübernahme parlamentarischer Methoden in unser Verfassungsleben nur warnen können, so muß andererseits als ebenso gefährlich die Tendenz abgelehnt werden, aus Furcht vor dem Parlamentarismus im englischen Sinn die konstitutionelle Staatsform überhaupt illusorisch zu machen. Darauf läuft es aber hinaus, wenn es vielfach als verfassungswidrig bezeichnet wird, einer Regierung aus politischen Gründen das Budget zu verweigern, da hierin ein Eingriff in das Recht der Krone liege, die Minister zu ernennen. Denn wenn die Budgetbewilligung nicht eine widerwärtige Farce sein soll, so liegt es auf der Hand, daß ein Abgeordneter, der das Wirken einer Regierung in seiner Gesamtheit für völlig verfehlt hält, geradezu gewissenlos handeln würde, wenn er für den Staatsvoranschlag stimmt. Er macht, indem er der Regierung die Mittel zur Führung der Geschäfte verweigert, ebenso von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch, wie die Krone, indem sie die Minister ernennt, bezw. im Amte beläßt, von ihrem. Daß das Nebeneinanderbestehen beider Rechte in Ausnahmefällen zu einem toten Punkt führen kann, der sich mit verfassungsmäßigen Mitteln nicht überwinden läßt, kann man nicht leugnen; es ist aber unabweislich, wenn man nicht geradezu zum Absolutismus zurückkehren will. Die konstitutionelle Verfassung verpflichtet gewissermaßen alle an der Ausübung der Staatshoheit beteiligten Faktoren dazu, zu einem Einverständnis zu gelangen. Die Verwirklichung dieses Gedankens ist, wie ersichtlich, nicht abhängig von einer parlamentarischen Regierungsform, wie wir sie oben zu umschreiben versuchten. Er begleitet tatsächlich die ganze germanische Geschichte, wie ja schon im Frankenreich der bezeichnende Satz geprägt wurde: Lex fit ex consensu populi et constitutione regis. Seiner Entwicklung und Formung in den verschiedenen Perioden des deutschen Staatslebens — in Spuren war er immer vorhanden — nachzuspüren, wäre eine lohnende Aufgabe.

* Der gerügte Fehler trifft auch bei dem nicht ohne Sachkenntnis und politische Bildung geschriebenen Buch zu: ‚Der Parlamentarismus, sein Wesen und seine Entwicklung', von Ernst Viktor Zenker, derzeit Mitglied des Abgeordnetenhauses des österreichischen Reichsrates; Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag, 1914. Außer den Fragen, die mit dem im Text behandelten Problem in unmittelbarem Zusammenhang stehen, behandelt Zenker in den der Reform des Parlamentarismus gewidmeten Ausführungen den Vorschlag, die beiden Funktionen der heutigen Parlamente, Teilnahme an der Gesetzgebung und Kontrolle der Regierung, zu trennen und verschiedenen Körperschaften zu übertragen. Auf diese — an sich interessante — Frage kann in diesem Zusammenhang nicht näher eingegangen werden. Nur soviel sei bemerkt, daß Ansätze zu einer anderweitigen Lösung des Problems, die Teilnahme des Parlaments an der Gesetzgebung rationeller zu gestalten, z. B. in dem bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Deutschen Reich oder der Zivilprozeßgesetze in Österreich eingeschlagenen Verfahren vorhanden sind; diese verdienten meines Erachtens mehr Beachtung.

Die Knappen von Prettau / Eine Chronik von Johann Georg Oberkofler

I.

‚Anno domini 1600 des Jahres des Heiles glorwürdiger Gedächtnis, als am Tage der heiligen Büßerin Magdalena, ist beschehen und beschlossen worden zwischen denen ehrsamben Klaus Tratter und Jörgen Rußbacher, beide Landgerichts Taufers, Sankt Johannes Pimberch, in Anwesenheit des wohledlen hochgelahrten Bergrichters zu Mühlegg, Sankt Johannes Pimberch, des Herrn Chrysostomus Ramblmayr . . .‘

Chrysostomus Ramblmayr, Bergrichter zu Mühlegg, Sankt Johannes Pimberch, legte den Gänsekiel beiseite und blickte nach der Tür. Er lauschte eine Weile, und als niemand kommen wollte, begann er wieder zu schreiben. Mit kleinen zierlichen Buchstaben und großen sieghaften Schnörkeln. Es machte ihm scheinbar Vergnügen. Manchmal lehnte er sich zurück in den hohen, hölzernen Stuhl und betrachtete seine Schrift. Dann trocknete er den Schweiß von der Stirne, denn die Nachmittagssonne fiel warm durch das Erkerfenster. Es stand offen und der Duft trockenen Heues drang herein. Ein Pferd hörte man auf der Au wiehern. Manchmal klang lautes Lachen und der Peitschenknall eines Fuhrknechtes von der Straße herüber. Chrysostomus Ramblmayr legte wieder den Gänsekiel weg. Plötzlich erhob er sich, setzte seine Zipfelmütze auf, schloß das Fenster, nahm den Akt und ging aus der Sonne zu einem andern Tisch im Hintergrund der Stube. Dort setzte er sich nieder und beugte sich über die Arbeit. Aber er stand wieder auf, trat ans Fenster, schritt auf und ab und gestikulierte mit den Händen, als ob der wohledle und hochgelahrte Bergrichter mit einer unsichtbaren Partei verhandle. Schließlich eilte er an den Schreibtisch, nahm die Papiere hastig an sich und legte sie in den hohen, mit Schnitzwerk gezierten Stehkasten. Und als er sich überzeugt hatte, daß der Kasten gesperrt sei, nahm er die Zipfelmütze herunter, öffnete das Fenster und atmete auf.

‚Bei Sankt Velten, Potz Schnörkel und Akt!‘ fluchte er. ‚Ein hochgemuter Tag heumt! Ein Federfuchs, wer ihn verschläft. Wir Männer in Amt und Würde möchten nichts haben vom Tag, so man das edle Rechtsprechen hinfüro als täglich Brot sollt genießen. Kotz Leichnam!‘

Er lehnte sich weit in die Sonne hinaus und pfiff einen Triller. Dann lachte er laut. Gerade war ihm ein Roßhandel eingefallen,

den er mit Veit Stock, Mair zu Stock in Luttach, abgeschlossen hatte. ‚Ein wüchsiger Hengst . . . um . . . um . . . . Taler‘ und er lachte so laut, daß es dröhnte.

Im selben Augenblick trat Margareta Maireggerin, seine Hauswirtin und eheleibliches Gemahl, des Thoman Mairegger, Bauer zu Mairegg, hochblonde Tochter in die Stube. Sie blieb erstaunt stehen, als sie ihren gestrengen Eheherrn also lachen hörte.

Ihr Kommen hatte ihn offenbar überrascht. Denn er setzte gleich seine Amtsmiene auf und begann ärgerlich: ‚Hab ich Euch nicht immer befohlen, wenn ich bei der Arbeit bin, mich nicht zu stören?‘ Und mit Eifer fügte er bei: ‚So ich Akte schreibe, soll nichts Profanes in die Stube herein. Da bin ich nicht Euer Eheherr, sondern der Bergrichter Chrysostomus Ramblmayr. Margret, störet mich also hinfort nimmer!‘

Aber die Maireggerin lachte.

‚Wie,‘ begann Chrysostomus voll Pathos, ‚wie, vermeint Ihr also, daß Würde und Ansehen nicht gewahrt soll bleiben, wenn ich als Interpret des heiligen römischen Rechtes und Wärtel von Urkund und Brief hier in der Gerichtsstuben meine Pflicht und Schuldigkeit tue? Wie? Wenn ich nicht wäre, wer schützte den Bauern Weidrecht, Wasser und Wiese, so sie untereinander raufen? Margret, ich der Bergrichter zu Mühlegg! Ihrethalben mag ich verkümmern an sotanen Tagen wie heunt. Folgert daraus, daß ich mag allein sein. Seht, da liegen die Akte . . .‘ und mit großer Gebärde wies er auf den Tisch . . . ‚die Akte . . . ja . . . die Akte . . .,‘ er stotterte verlegen, ‚Margret, die Akte . . .,‘ dann brach er ab und schwieg.

Aber die Maireggerin lachte nur lauter. Sie war an ähnliche Standreden gewohnt. Ihr Gemahl hielt etwas auf Würde und Reputation. War aber in Wirklichkeit mehr Bauer als Bergrichter.

‚Geh‘, sagte Margret, ‚in den Stall hinüber, das neue Roß scheint krank . . .‘

‚Das neue? Der Hengst . . . Potz Velten!‘ und fluchend verließ Chrysostomus Ramblmayr die Amtsstube, um nach dem Hengst zu sehen.

Chrysostomus Ramblmayr war der Sohn des Johannes Ramblmayr, ebenfalls Bergrichter zu Mühlegg, und der Gertraud Gasteigerin. Beide Eltern waren schon lange tot. Johannes Ramblmayr war der Rechte Doktor gewesen, während der Sohn nur den Unterricht seines Vaters genossen hatte. Trotzdem wurde er Bergrichter zu Mühlegg und hatte als solcher die Agenden eines stell-

vertretenden Beamten. Diese Würde war ihm weniger von Amts wegen verliehen, sondern sie galt gleichsam als Familienerbe, und die Bauern ringsum kamen zu ihm, wenn es galt, irgend einen Streitfall zu entscheiden. Er war schreib- und lesekundig und kannte die Gesetze; mehr aber als dies freute ihn Vieh und Hof. Sein Bergrichtertum verlieh ihm einen gewissen Glanz und er hielt viel darauf, daß man dies respektiere. Nicht, als ob er sich dadurch über die Bauern hätte erheben wollen, sondern seinem Vater zuliebe; aus Pietät gegen diesen und aus der großen Verehrung wollte er den Abglanz gewahrt wissen. Es war ihm Kindespflicht, irgendwie Ansehen und Bild seines Vaters, des Herrn Doktor Johannes Ramblmayr an seiner eigenen Persönlichkeit lebendig zu erhalten. Wohl gab es Tage, wo er am liebsten Amt und Würde zum Teufel verwünscht hätte, aber solche Versuche bekämpfte er mit Gewalt. Er hielt sie für Pietätlosigkeit. Daher kam es, daß er mit komischem Pathos von seiner Stellung, seinen Pflichten und Arbeiten sprach, weniger um sich selbst, als vielmehr seinen Mitmenschen eine hohe Meinung von seiner Würde beizubringen. Also war er Bergrichter aus Verehrung gegen seinen Vater, Bauer und Landwirt aus angeborner Liebe und Neigung. Und so mußte es ihm geschehen, daß der Bauer dem Richter in ihm bisweilen einen Streich spielte. Dann wurde er polternd, bramarbasierend und fluchte und schimpfte, um den gestrengen Herrn Richter wachzuhalten.

Ja bisweilen geriet er in einen Zustand von Angst und Furcht, und er wurde hilflos und traurig wie ein verlassenes Kind. Bei der hohen und idealen Auffassung seines Berufes empfand er Gewissensbisse, als ob er ihn nicht streng genug erfüllte. Dann nahm er sich vor, noch strenger zu sein. Er sprach mit niemandem mehr, schloß sich in seine Amtsstube ein und zog, wenn er ausging, eine schwarze Amtstracht an; saß stundenlang vor dem Kirchlein in Mühlegg und liebte es, wenn ihn die Bauern in sotaner Stunde um Rat fragten. Aber was er dann sprach, war fremd und verworren, so daß ihn die Bauern nicht verstanden. Und sie kamen regelmäßig nicht, wenn er seine Amtsstunden zu haben glaubte. Wenn sie aber kamen und es gelang dem Chrysostomus Ramblmayr, diese Umwandlung zum Richter durchzumachen, gingen sie wieder; gelang es ihm nicht und blieb er der natürliche Mensch, konnte man keinen besseren Ratgeber und vernünftigeren Rechtsfreund finden. Im großen und ganzen waren aber seine Amtsstunden, wo er nur Richter war, selten. Und das war sein Glück. Denn sie wären imstande gewesen, aus ihm einen unglücklichen Narren zu machen.

Solcher Zeit war ihm seine Hauswirtin die rechte Sorgenbrecherin. Da fand sie ein Wort, das die Wolken zerstreute. Nicht als ob sie sich in seinen Zustand hineingefühlt und ihn getröstet hätte, sondern sie sprach einfach als Bäuerin. Seit zehn Jahren waren sie verheiratet. Ihre Ehe blieb kinderlos. Johannes Ramblmayr und Thoman Mairegger waren Freunde. Sie besuchten miteinander die Viehmärkte. Die beiden hätten es gerne gesehen, wenn sich die Kinder vermählten. Und Margret — sie hatte nur noch einen älteren Bruder Kajetan — gewohnt ihrem Vater zu folgen, wurde des Chrysostomus Ehewirtin. Damals stand dieser schon in den Vierzigern; Margret war erst über zwanzig. Ein Jahr nach der Hochzeit starben die beiden Väter. Leid und Lust war im Leben der Beiden, wie jedes Menschenleben ewig zwischen Sonne und Wolken wechselt, hause er allein oder selbander.

Die Maireggerin setzte sich in den Erker. Sie war ein stattlich Weib. Die hochblonden Zöpfe waren um das Haupt gelegt. Ihr Gesicht war braun und die Lippen herb. Das Kinn rund und stark. Die Hände an ihrer Innenfläche von zahllosen kleinen Rillen und Rippen durchfurcht. Die kamen von der Arbeit. Denn Margret war in Haus und Hof die Erste. Sie schaffte den ganzen Tag mit einem Fleiß und einer Ausdauer, als gelte es eine Kraft zu ermüden, die sich sonst aufstaut und wie eine Last empfunden wird. So war ihr die Arbeit eine innere Notwendigkeit. Im Laufe der Jahre ihres Ehelebens kam etwas Männliches in ihren Charakter, eine gewisse Rauheit und Verschlossenheit, die sie spöttisch und überlegen erscheinen ließen. Doch gab es Stunden, wo sie zag und müd in die Welt blickte. Das war im Winter, wenn sie zu Hause bleiben und spinnen mußte. Diese dumpfigen Stuben! Da kommt über den Menschen ein dämmerndes Sinnen und Grübeln, und wenn draußen die Flocken fallen, der Wintersturm schrillt und nirgends auf Feld und Wiese ein Lebendes sich zeigt . . ., bei diesem Wintertreiben wird's frostig und trüb in der Seele des Menschen. Er beginnt vom Frühling zu träumen mit frierender Seele. Er hebt an, da einen Schleier zu lüften und da . . ., sieht Dinge, tote und ungeborne, und wundert sich, daß sie nicht gedeihen und wachsen. Dann aber kommt Gram und Anklage, dann Zürnen und Ungeduld und auf einmal erscheint das vergangene Glück im Leben so karg und spärlich, die Erfüllung nur halb — das Begehren und Verlangen erhebt seine trotzigen Schwingen . . . Und wieder wird man verzagt, sammelt Kraft im Gebet und verzichtet . . .

Margret saß im Erker und strickte.

Sommer und Glühen ringsum. Grüne Wiesen, Erlen, Wälder und Auen. Tausendfaches Leben und Gedeihen in Feld und Hof. Die Sonne strömte in die Stube mit verschwenderischem Gewoge. Wie in Demut neigte Margret das Haupt und sann. Das Strickzeug fiel aus der Hand. Plötzlich raffte sie sich auf. ‚Wie's einen überkommt . . .' Sie fuhr sich über die Stirn. Dann nahm ihr Gesicht einen strengen Ausdruck an, die Lippen wurden noch herber, fast bitter; nur in die Augen kam ein weicher Glanz. Sie waren wie die eines Kindes. Sie stand auf, beugte sich weit hinaus über den Fensterrahmen und rief laut den Namen ihres Eheherrn. Sie lauschte ein wenig, und als sie keine Antwort erhielt, schloß sie das Fenster. Wie ein Feindliches schaute sie die Bücherregale, Pulte und Schreibtische an; dann aber ging sie in den Hof hinunter, nahm einen Rechen über ihre Schultern und schritt in den Sommer hinaus. Knechte und Dirnen hatten Feiertag, als am Feste der heiligen Magdalena. Die Maireggerin aber hatte keinen Feiertag. Sie liebte es nicht, ohne Arbeit zu sein.

Chrysostomus beschäftigte sich mit seinem Hengste. Da er fand, daß dem nichts Besonderes fehle, ging er vergnügt über den Hof und wollte schon beim großen Holztor hinaus. Der Tag war heiß und da . . . die zehn Minuten zum Tengg hinüber, der hatte ein frisches Fäßlein angestochen und sotanen Umstand dem Bergrichter zu wissen getan. Wie in einem Vorschmack von Köstlichkeit schnalzte Chrysostomus mit der Zunge und zog die Luft witternd durch die Nase . . . ‚Köstliche Blume'.

Aber es war nur der Duft des Flieders, der an der Mauer blühte.

Doch zu Joachim Tasser, Bauer und Wirt beim Tengg mußte er hinüber. Heute war Feiertag. Sein Roß war morgen gesund und . . . ‚Bei Sankt Velten!' fluchte er, ‚bald hätt ich's vergessen! Amtstag ist heunt. Amtstag! Beim Tengg sitzen die Bauern, und wenn sie's allein nicht machen können beim Wein, kommen sie zu mir . . . Amtstag ist heunt. Da will ich hinüber. Ich der Bergrichter . . . Brauchen nimmer zu mir zu kommen . . . O, was man nicht alles tut diesen Bauern zuliebe . . .!' schloß er mit einem freudigen Seufzer. Und ein breites Lachen ging über sein Gesicht, als hätte er zwei Füchslein in einer Falle gefangen.

Eilig, als gelte es ein Verhängnis abzuhalten oder sündlich Versäumtes nachzuholen, verließ er den Hof. Drüben beim Frank-

bach überholte er Margret. ‚Margret, Amtstag ist heumt beim Tengg drüben. Bald hätt ich's versäumt!' rief er schon von weitem.

‚Zu deinem Wohl, Chrysostomus! Den Durst muß man löschen,' lachte die Richterin.

‚Wie? Margret? Wie? ...' und er rannte über die Brücke beim Eheweib vorbei.

‚Komm!' wandte er sich um und wartete.

Sie aber erhob spaßhaft den Rechen.

‚Also nicht, Margret?' Und der amtsfreudige Richter war verschwunden.

Die Maireggerin setzte sich auf einen Stein.

Brausend dröhnte droben der Wasserfall des Frankbaches. Kühle Lüfte bewegten das Gebüsch an den abschüssigen Ufern. Staubregen fiel und Getropfe sank auf alles. Die Wasser brodelten und zischten, sprangen auf und fielen zurück. Und neue kamen wie der Heergang gewaltiger Könige droben in den Gletschern des Löfflers. Weiter drüben klapperte die Tschurtschenmühle und nimmer war Ruhe in den Dingen. Die Steine und Felsblöcke, bald von den Wassern überspült, bald von der Sonne, leuchteten auf und erloschen. Wolkenschatten eilten dahin und es war, als bewege sich die beschattete Erde und wolle hinausstürmen aus dem festen Gefüge. Ein ewiger Wechsel war ringsum. Immer neue Gesichte tauchten auf, ließen sich von der Sonne bestrahlen und erwärmen, schauten in den blaugrünen Sommer und zerfielen; immer neue Masken brachen auseinander. Immer alte Masken wirbelten auf Wasser, Feld und Wald. Farben erschienen und wurden von andern überstrichen. Töne schwirrten eine kleine Weile, Vogelsang und Schreien der Schwalben, ruhten und tauchten im wogenden und brausenden Meere des Wasserfalles unter. Dann wieder überschwellte dieser alles. Ein Orgeln und Sausen hob an, ein Blasen aus tausend Pfeifen, schrill und schneidend, grollend und zürnend, dumpflallend und schwerfällig, als erzähle ein Uralter düstere Hochlandsmären und die Worte wären groß und plump, und die Zunge, die diese Worte spricht, ungeübt und schwer ...

Die Maireggerin saß auf dem Steine und stützte den Kopf in beide Hände.

Drüben klapperte die Tschurtschenmühle. Sie ging hinüber und fand den Müller, den Tobias Klapfer, am Tore sitzen. Ein knorriger blinzelnder Alteisengrau. Er lachte laut, als er die Maireggerin kommen sah. Wie sie neben ihm stand, blickte er ihr scharf ins Auge, schwieg und schaute seitwärts, wobei er seinen grauen Kopf wiegte und eine Antwort zu erwarten schien.

‚Grüß Gott, Tobias,‘ sagte sie. Sie glaubte laut gesprochen zu haben, dieweilen klang ihr Gruß leise.

‚Gotts Gruß dir! — Den Bergrichter hol der Teufel! Verbietet mir das Tschurtschenklauben. Soll ich von der Sonne allein leben, han, Maireggerin?‘

Margret beschwichtigte den Alten. Dies war bald geschehen. Tobias war schlecht zu sprechen auf den Chrysostomus, sintemalen ihm dieser beim Tengg in vorgerückter Nachtstunde im Würfelspiel einiges abgewonnen hatte.

Der Müller und die Bergrichterin saßen nebeneinander.

‚Erzähl mir von deinem Leben,‘ begann Margret nach einer Pause.

Und Tobias Klapfer erzählte — zum wievieltenmal schon! — von seinem Eheweib, der guten Anna Mentlerin, und von seinen Kindern, dem jungen Tobias und der braven Maria. Weib und Kind hatte ihm der Frankbach geraubt. Im Hochsommer, als vor Jahren die Güsse herausgingen.

Und die Maireggerin lauschte.

In das Zürnen, Grollen und Poltern des Müllers klapperte die Mühle und dröhnte der Wasserfall.

II.

Sonnseitig, an der Talstraße, lag der Tengghof, zugleich Gasthaus und Herberge für Fuhrleute und Säumer. Unten zog sich die Au hin mit Erlenbeständen und Weiden, Moos und Moor. Oben stieg der Blossenberg an, und Wiesen und Leiten des Hofes lehnten sich daran. Das Wohnhaus war unten aus massiver Steinmauer, das obere Stockwerk aus Holz. Auf zwei Seiten lief ein Söller herum. Zwei gewaltige Bogentore führten in den gewölbten Hausflur. Das eine ging auf einen freien Wiesenplatz vor dem Hause, mit Apfel- und Kirschbäumen bestanden, das andere auf die Tränke zum Futterhaus hinüber. Den Raum zwischen Feuer- und Futterbehausung mit dem langen Granittrog nannte man die Gasse. Trat man durch das Außentor ein, waren rechterhand die weite Gaststube und die Küche mit drei mauernen Herdstätten; linkerhand die Gaden, eine Gerätekammer und eine zweite Stube. Eine steinerne Treppe führte in das obere Stockwerk. Dort lagen gegen das Tal zu die Kuchenkammer und Stubenkammer. Düstere Gemächer, die Böden zum Teil aus Steinfließen, zum Teil aus Holzläden. Auf der oberen Seite befand sich die Dirnenkammer und rückwärts der

Kornkasten und die Knechtekammer; im Erdgeschoß der Krautkeller und der Milchkeller. Auf der oberen Seite im rückwärtigen Teil des Hauses war der Weinkeller.

Joachim Tasser hauste da droben mit seiner Ehefrau Barbara Geireggerin. Er war reich geworden und hatte allmählich mehrere Häuser erworben. Er verpachtete sie an ärmere Bauern, und die zahlten ihm Zins und Zehent. Die Barbara Geireggerin war eine Tochter des Michael Geiregger auf Geiregg, eine Verwandte der Grueberbauern auf Gföll. Ihrer Ehe entsproßte ein Sohn, Antonius Tasser, der bereits hoch in den Zwanzigern stand.

Heute ging es in der großen Gaststube lebhaft her. Zwei Tische waren von den Bauern des Pimberches besetzt. Es saßen da Peter Hofer, Bauer zu Platten, ein kleines, eisgraues Männlein mit pfiffigen Augen. Dann Görg Rastbichler, ein Verwandter Hofers; Stanislaus Tasser, Bauer zu Weißenbach; ferner Markus Zimmerhofer, Niederweger am Rohrberg, und sein Bruder Joseph, Moosmair in den Mairhöfen. Dann Kajetan Mairegger, Maireggbauer; außerdem Kaspar Niederkofler, Bachmair, und sein Bruder Veit, Bauer zu Nußbaum. Dann Thoman Oberkofler, Grueberbauer auf Gföll, genannt der Eisenschwögler, hoch in den dreißiger Jahren, unbeweibt und schweigsam. Dann seine Brüder Peter von Niederhof auf Gföll, Melcher von Innerbach am Brunnberg, Anton von Neuhaus, Joseph von Hoferhaus, Stanis von Schönbichl, alle auf Gföll, und Wast vom Ort, genannt der Siebenknechthof am Rohrberg. Peter, Melcher und Joseph waren verheiratet, obgleich sie jünger als Anton und Stanis waren. Thoman war der Älteste und deshalb Stammbauer auf Gföll. Aber er hauste allein mit seinen Schwestern Gertraud, Elisabeth und Anna, Knechten und Dirnen droben auf Gföll. Sein Vater, Johannes, hatte zwei Weiber gehabt. Die erste war die Agnes Hoferin, Plattertochter; von der stammten die Söhne. Die zweite war Gertraud Feichtnerin, eine Tochter des Siman Feichtner, Bauers zu Lindmair in Luttach; von letzterer stammten die drei Töchter. Sie waren mit dem Tengg verwandt, indem ein früherer Tengg eine Gruebertochter zum Weib genommen hatte. Diese Ehe blieb kinderlos, und Tengg ging auf einen Bruder über, das war der Großvater — Florian Tasser — des jetzigen Besitzers Joachim Tasser.

Jeder der Bauern hatte einen Steinkrug vor sich und saß, den Oberkörper über den Tisch gebeugt. Daß sie heut alle zusammengekommen waren von ihren Berghöfen herab, hatte einen bedeutenden

Grund. Sie berieten schon seit mittag — es war hoch am Nachmittag — und wollten dann zum Bergrichter nach Mühlegg hinüber. Gerade sprach Görg Rastbichler, und die andern blickten gespannt auf ihn, als Chrysostomus Ramblmayer eintrat. ‚Gott's Gruß, Bauern!'

‚Gut, daß du kommst,' sagte der Eisenschwögler und machte ihm neben sich auf der Eichenbank Platz.

Chrysostomus war beleidigt, blieb stehen und begann: ‚Im Namen unseres glorwürdigen Kaisers und Herrn eröffne ich . . .' Er kam nicht weiter. Joachim Tasser hielt ihm einen Steinkrug unter die Nase. Die Bauern lachten. Fuchsteufelswild sprang der Bergrichter zurück. Aber der Eisenschwögler ergriff ihn und setzte ihn mit einem zufriedenen ‚So!' auf die Bank. Dafür bekam der Grueber auf Gföll einen bissigen Blick vom Mairegger, der also sehen mußte, wie es mit seinem würdigen Schwager geschah.

Chrysostomus gab sich drein.

‚Es soll zwar gewahrt werden Form und Zeremoniell, so ich einer öffentlichen Amtshandlung präsidiere; nun aber heunt ein Amtstag und unterschiedliche Parteien mit Klag und Frag urgieren wollen. Bei Sankt Velten! Joachim, einen Krug!' — Chrysostomus schlug mit der Faust auf den Tisch. — ‚Was ist los, Bauern? Maul auf, und wenn mein's darnach geraten ist, will ich euch Rat und Tat sagen. Zum Wohl, Schwager, und dir auch, Eisenschwögler! Hau den Steinkrug in Fetzen und faß mich nimmer also unziemlich an wie ein Kind, so man auf den Topf setzt,' und er tat einen tiefen Zug aus dem Steinkrug. ‚Das ist ein köstlich Getränk, da läßt sich gutes Rats pflegen. Kotz Leichnam!'

Die Bauern lachten und tranken ihm zu.

‚Was ist demnach, Bauern?' fragte er noch einmal.

‚Bergrichter,' begann der Mairegger, ‚so du ein Aug' in dein' Schädel hast und kein faules Ei, sollst's wissen. Braucht auch kein Mensch die Schnauze eines Fanghunds, um zu schmecken, daß es da drinnen stinkt . . .' und er deutete mit der Schulter gegen das Fenster.

Chrysostomus schaute ihn verständnislos an. ‚Aber wie meinst du, Schwager?'

‚Stinken tut's da drinnen in Prettau; Pech, Schwefel und Hölle — leibhaftig . . .' schrie der Moosmair, ‚bis zu uns fährt dieser satanische Ruch . . .'

‚Maul auf!' ärgerte sich der Bergrichter.

‚Kannst was machen, so sag's; kannst's nicht, geh heim!' sagte der Grueber.

‚Du . . .' Chrysostomus erhob die Faust. Der Eisenschwögler lachte.

‚Bauern,' ergriff da Görg Rastbichler das Wort, ‚er kann's nicht wissen. 's ist erst ruchbar seit drei Tagen. Bleibt und red't vernünftig! Es ist demnach zu Ohr und Zung gekommen, daß drin in Prettau im Bergwerk neuche Knappen von Schwaz und Augsburg an'kommen seind, so über zwanzig. Die haben die lutherische Lehr und Religion aus dem Reich.'

‚Pest, Krieg und Teufel!' fluchte Stanis von Schönbichl.

‚Aus dem Reich,' fuhr Görg fort, ‚und die Bauern in Prettau haben sich beschlossen, wie wir eine Bittschrift und Ansuchen an die Bergwerksverwaltung zu stellen, daß sie sotane Fremde und nicht rechtgläubige Knappen wieder hinausbringe in die Fuggerschen Gruben und Stollen, dieweilen wir in Ahrn es nicht dulden und gestatten werden, daß Fremde und Ohngläubige sich also festsetzen zu Zwietracht und Streit, so voraussichtlich erstehen möcht. Über die Hundskehle seind sie kommen, weilen die Herren des Bergwerkes lutherisch seind. Die Fugger stecken hinter dem Stübich.'

‚Die falsche Lehr?' fragte Chrysostomus erschrocken. ‚Die falsche Lehr', sprach er kopfschüttelnd, ‚in unserem Tal? Wie denn? Wie kömmt's denn? Weiß wohl und hab' vernommen vom Luther im Reich, von Krieg, Pestilenz und Seuche, Hungersnot und Sterben, so man erduldet und allerlei Gebrest . . ., aber bei uns . . ., helf Gott uns allen . . . Bei Sankt Velten! Die Knappen . . . die Knappen müssen . . .' Er nahm den Krug, ließ ihn aber gleich wieder sinken und murmelte: ‚Die Fugger in Schwaz — die Grafen von Stübich, denen das Bergwerk zu eigen besteht . . . helf Gott! . . . Alle von lutherischer Lehr übergossen.'

‚Streit ist ausgebrochen zwischen den rechtgläubigen und lutherischen Knappen. Viel Rechtgläubige wollen nimmer einfahren und verdienen kein Brot mehr. Die Lutherischen spotten und höhnen. Des muß geachtet sein, ehevor es weiter um sich greift,' sprach der Grueber auf Gföll, und die Fäuste ballend blickte er auf den Bergrichter und knirschte: ‚Fremde Leut sollen nicht herein.'

‚Das seind ja nicht fremde,' bemerkte Chrysostomus, grad, um etwas zu sagen, und rückte ein wenig ab.

‚Was,' schrie der Niederhofer, ‚nicht Fremde vom Reich draußen!'

‚Oho,' erhob sich der Bergrichter, ‚ich weiß doch, daß die Fugger und die Grafen von Stübich . . .'

‚Halt's Maul, Federfuchs!' zürnte Gföll und stand auf. ‚Bergrichter, wir haben beschlossen, eine Schrift einzureichen gegen die lutherischen Knappen. Ramblmayr, tu dein Ohr auf und merk zu! Sie seind lutherisch, und so kommt Zwietracht herein. Sie verdrängen die hiesigen Knappen und machen sie brotlos. Sie seind fremde Leut mit ander Brauch und Trag, haben andere Sitte und Art, und du sollst solcherlei aufschreiben und einreichen zu Wohl und Wunsch dieses Tales. Wir seind darüber einig und die Bauern von Prettau. Ihr Bot ist zu uns gekommen und hat uns berichtet, daß der Wieser, der Tasser, der Hollenzer, der Pichler und alle, so Haus und Hof zu eigen besitzen, darüber einig seind und nicht verstatten, daß beschließlichen die Lehr um sich greift und ein bös Beispiel gegeben wird. Bergrichter, schreib auf und sag, daß es so wollen die Bauern von Ahrn und Prettau!'

‚So ist es, Gföll. Bergrichter, schreib!' drängten die Bauern.

Dieser saß verlegen, so gar hilflos mitten unter ihnen. Er wußte nur, daß das, was er tun sollte, von großer Bedeutung und Wichtigkeit war. Er erschrak darüber. Es schien ihm, als stünde er vor einer ungeheuren Last, die er aufnehmen müßte, nicht wissend, ob seine Schultern stark genug seien, oder ob er zusammenbrechen werde. Was er tun sollte, hieß ja in die Räder der Geschichte greifen und vor eine Öffentlichkeit treten, die ihn kopfscheu machte. Der Bergrichter von Ahrn würde mit einem Male eine bedeutende Person sein, er würde bekannt werden als Feind der neuen Lehre, als Eiferer für die alte; er würde am End ins Reich hinaus müssen, vor Thronen und Lehrstühlen erscheinen und sprechen zu Fürsten und Kardinälen, sein Tun verantworten und verteidigen und manch Wortgefecht mit hochgelahrten Äbten und Bischöfen gegen die Lutherischen rennen und reiten . . .

‚Oh,' stöhnte Chrysostomus Ramblmayr auf . . . ‚Bauern, laßt mich, dazu bin ich nicht berufen und befähigt!'

‚Hundsfott!' schrie der Bachmair.

Des Bergrichters Kopf sank tief auf seine Brust herab. Mächtige Herren waren die Fugger, und ihre Freunde — die von Stübich — würden gegen ihn auftreten und beim Landgericht erwirken, daß man ihm Würde und Amt nehme. Was würde sein Vater sagen, wenn er noch lebte? Blitzschnell flogen diese Gedanken durch den Kopf des Chrysostomus Ramblmayr und verwirrten ihn so sehr, daß er

in plötzlicher Angst des Eisenschwöglers Arm faßte und umklammert hielt. Der blickte erstaunt auf. Als er aber die Verzagtheit und Unschlüssigkeit des Richters bemerkte, packte er ihn laut lachend an den Schultern, schüttelte ihn derb und sprach: ‚Bergrichter, erstick nicht!‘

Aber Ramblmayr sträubte sich immer noch. Er würde ja alle Streitfälle schlichten, Brief und Urkund aufsetzen wie bisher, aber zu sotanem Unterfangen fehle ihm die hohe Gelehrsamkeit. Und er meinte es wirklich ernst. Wie reute es ihn, daß er gekommen war! Hätte er gewußt . . . hätte er . . .

‚Laßt mich heim!‘ bat er.

‚Wer treibt dich denn aus,‘ fragte der vom Ort, ‚han?‘

‚Ich bin dem Ansinnen mit meiner geringen Person und Geltung nicht gewachsen.‘

‚Teufel,‘ fluchte der Neuhauser, und seine Rechte umspannte grimmig den Steinkrug, ‚ein Hundsfott und Hasenfuß, der Bergrichter . . .‘

Aber der schüttelte traurig den Kopf und trank dreimal hintereinander.

In die Bauern war Zorn und Unwille gefahren. Sie lärmten durcheinander. Die einen fluchten auf den Bergrichter ein, die anderen suchten ihn in Güte zu bereden; ein Teil polterte gegen die Räsonierenden, ein anderer verhöhnte die Zuredenden. So geschah es, daß der Bergrichter allmählich abrückte, denn die Bauern fuhren nun gegeneinander los und vergaßen den Bergrichter vollständig. Der Gföll versuchte, sich einigemal das Wort zu erringen; als aber der Tummult immer höher stieg, packte er den Bergrichter mit der Linken — der wollte, die günstige Gelegenheit benützend, entfliehen —, mit der Rechten ergriff er einen Stuhl, schwang und schmetterte ihn auf den Tisch, daß er in zahllose Splitter brach. Die Steinkrüge fielen um, und der rote Wein rann über die Tischplatte. Darauf trat Ruhe ein.

‚Galgenvolk!‘ schrie der Eisenschwögler. ‚Wer noch einmal aufmuckst, dem schlage ich den Kinnbacken entzwei!‘

Sein Gesicht war rostrot geworden, und an der Schläfe erschien eine knotigblaue Ader. Unwillkürlich klammerte sich seine Linke so fest um den Arm des Bergrichters, daß dieser jämmerlich aufschrie. Erschreckt ließ der Eisenschwögler los. Eine kurze Pause trat ein. Man vernahm das Keuchen erregter Männerbrüste; Schweißgeruch schwelte durch die Stube. Joachim Tasser brachte neue Krüge, die Scherben der zerbrochenen streifte er auf den Boden.

Die Bauern schämten sich ihrer Aufregung. Aber schließlich hatten sich ja alle gehen lassen, und da konnte der eine dem andern keinen Vorwurf machen. Trotzdem fühlten es also verschlossene Männer in der plötzlichen Ernüchterung peinlich, daß sie sich irgendwie etwas vergeben hätten. Wären andere, Knechte oder Häusler, anwesend gewesen, würden sie sich sicher nicht so weit haben hinreißen lassen. So tröstete sie der Umstand, daß nur Bauern da waren und daß sich von diesen keiner beherrscht hatte.

‚Ausgetobt, Freunde!‘ lachte der Wirt, verbesserte sich aber gleich wieder, als er in den drohenden Mienen sah, daß jedes Erinnern an den Zwischenfall nicht gut sei, und sagte: ‚Also, gestrenger Herr Bergrichter, willst du die Schrift abfassen, wie's Recht und Brauch ist, mit Insiegl und Petschaft?‘

Alle blickten auf den Richter. Der gab keine Antwort.

Da begann der Eisenschwögler wieder mit eindringlicher Stimme: ‚Ramblmayr, zaudere nimmer lang. Sag, ob du willst; sonst wird's geschehen, daß man dich zwingt. Wir treiben kein Spiel. Es könnt sein, daß ich nächtlicherweile einmal die Pocherhütten aufsuche und dem Hutmann auf Arzbach ein Wörtlein sag. Könnt sein, daß ich gegen Prettau zufahre und mir die Leut merk an Gesicht und Gewand. Könnt auch sein, daß ich die Grafen und Herren von Stübich besuche und Umschau und Anfrag halte ... Willst du?‘

Im Ton der Worte lag schon die Antwort. Er erwartete keine und fuhr fort: ‚In dreien Tagen kommen wir wieder zusammen. Du bringst uns die Schrift und liest sie uns auf nach Recht und Gewissen, damit wir erkennen, ob's gut ist. In dreien Tagen! Seid ihr einverstanden?‘

Sie waren einverstanden.

Der Eisenschwögler stand auf, zahlte und ging.

Es war Abend geworden. Hammerschläge drangen in die Stube. Der rothaarige Schmied in der Au, Vöst Klammer, schmiedete eine Pflugschar. Er hämmerte, daß es dröhnte, und die Funken stoben, und fluchte gott'sjämmerlich. Seine Tochter Brigitta, die rotblonde Dirn mit den graublauen Augen und den roten Lippen, stand draußen am Brunnen und blickte gen den Tengghof hinauf. Sie sah den Eisenschwögler zu Nußbaum vorbeigehen. Droben begannen einige Bauern zu würfeln. Lautes Lachen schwoll durch die Stube. Andere besprachen sich über dies und jenes. Viehkäufe wurden abgeschlossen, Darlehen ausgeliehen, sogar Söhne und Töchter untereinander verheiratet. Wieder andere erwogen die ernsten Zeitläufte, und der

alte Platterbauer erzählte, er habe droben vor dem antischen Loch, da er nächtens mit einer Holzfuhre vorbeigefahren sei, einen alten Mann sitzen sehen; einen weißen Mantel hab' er umgehabt und eine Kappe auf wie ein Bischof. Ein Schwert sei zu seinen Füßen gelegen. Immerzu habe er hingeschaut, als erwarte er einen Feind.

Chrysostomus Ramblmayr saß traurig in einem Winkel.

Krüglein um Krüglein trank er. Nach jedem Schlucke seufzte er schwer, schüttelte sein graues Haupt und murmelte zwischen den Zähnen: ‚Daß Gott erbarm!' Allmählich begann es dunkel zu werden. Ein Bauer nach dem andern verließ die Gaststube und ging heim. Mancher zögerte, aber jeder hatte dem andern noch etwas durchaus Wichtiges mitzuteilen. Schließlich war nur mehr der Bergrichter in der Stube.

Sein Kopf war ihm auf die Brust gefallen. Aus den geschlossenen Augen sprang hie und da ein Tränlein. Seine Hände ruhten verschränkt auf dem Tische. ‚Daß Gott erbarm, arme Margret! Oh, wir Männer ... wir in Amt und Würden! Wie? Wer ist's denn, der allen Streit schlichtet? Wie? Ich, der Bergrichter zu Mühlegg! Wie? Gföll, also fassest du mich an wie einen Buben ... O mein Gott, wend das Unglück ab vom Haus und Haupt ... Wie soll ich's machen, wie soll ich's schreiben? In dreien Tagen! Helf Gott und mein seliger Vater! Bei Sankt Velten, Joachim, einen Krug ... einen Krug, Joachim!'

Und er trank aus Trauer über das Vergangene und aus Angst über das Kommende. Vergessen wollte er und mutig sein. Und er war von Mitleid mit sich selber ergriffen.

Gemach schlief er ein. In der Stube war's Nacht geworden. Der Bergrichter schauderte aus bösen Träumen. ‚Joachim!' rief er.

Der kam, und Chrysostomus zahlte mit zitternden Händen. Dann nahm er Abschied. ‚Lebt wohl und gehabt Euch in Frieden, wohledler Herbergvater Joachim Tasser! Gedenket mein und vergesset nicht, wie oft wir selbander ernster Dinge beraten und großer Sententiarum gepflogen ... Heunte, seit heunte — Ihr habt es mit eigenem Ohr gehört — ist ein Umschwung beschehen in meinem Leben ... Aber nun heißt es, den Mann stellen ... Meiner Feinde werden zahllose sein ...'

Er schritt hinaus und stieß dabei an einen Tisch, daß ein Krüglein umfiel. Man vernahm, wie Tropfen um Tropfen auf den Boden sprang.

Joachim Tasser schloß beide Tore und ging in die Kammer.

III.

Thoman, Grueber auf Gföll, saß trübsinnig am Tisch in seiner Stube. Schaute er durchs Fenster, so ballte er grimmig die Fäuste gegen das Pochwerk hinunter, das in der Talsohle an den Ahrnufern lag. Groll nagte an seinem Herzen, seit die Grafen von Stübich den Bauern kundgetan, sie würden die fremden lutherischen Knappen nicht entlassen. In der Antwort dieser stolzen Herren lag Hohn auf die Bauern. Sie sollten zusehen, daß man nicht alle ausländischen Knappen anstelle und die Ahrner ausschließe. Des möchten sie sich versehen, wenn sie weiter rebellierten. Tief grub sich dies in des Eisenschwöglers Herz. Die Schrift hatte nichts erreicht. Und Chrysostomus Ramblmayr war in Ungnade gefallen bei den Herren von Stübich. Wohl fühlten auch die andern Bauern die Schmach, die man ihnen durch diese schroffe Abweisung angetan hatte. Aber sie waren führerlos und trugen den dumpfen Groll mit sich herum. Die Klagen der Ahrner Knappen über das selbstherrische Vorgehen der Schwazer und Augsburger mehrten sich. Es kam zu Reibereien, und unter den Bergleuten bildeten sich zwei Lager, die sich grimmig befehdeten. Die eine Partei hatte ihren Rückhalt an den Grafen von Stübich und ihren Freunden, die anderen an den Bauern des Tales. So trug sich Haß und Feindschaft in das ganze Volk. Die Herren von Stübich trotzten den freien Ahrner Bauern, und diese grollten gegen die übermütigen Grafen. So sammelte sich Zündstoff auf beiden Seiten. Die Burschen sangen Trutz- und Spottlieder auf die von Stübich, und wehe, wenn ein lutherischer Knappe es wagte, sich gegen die Anwürfe und Sticheleien zu wehren! Immer schroffer und schneidender wurde der Gegensatz zwischen beiden Parteien. Dies alles wußte der Grueber auf Gföll. Es schmerzte ihn die Zurücksetzung seiner Landsleute, noch mehr aber, daß einige der fremden Knappen sich bereits eine Hütte gekauft hatten, denn viele arme Prettauer Bergleute waren gezwungen, Haus und Herd zu verlassen und als Dienstboten zu gehen. Es schmerzte ihn, daß Hütte um Hütte in fremde Hände kommen sollte, daß die Erbgesessenen verdrängt werden und daß die lutherische Lehre in seinem Heimattale festen Fuß fasse. Gerade diese unabweisliche Tatsache ließ den Eisenschwögler nimmer ruhen. Denn er selbst, ein erbgesessener Bauer und freier Herr, wollte, daß es bleibe, wie Urahn und Vater es gehalten: treu der ererbten Scholle, treu der ererbten Sitte, treu dem ererbten Glauben. Diese drei Dinge waren für ihn die Merkmale eines Bauern. Sein Sinn bäumte sich auf dagegen beim bloßen Gedanken, es könnte anders werden.

Seine Hühnengestalt streckte sich; er stand auf und ging vor das Haus. Weit hinein sah er da ins Ahrntal, weit hinaus gen Luttach. Langsam schritt er über die Felder zum Eigenbach hinüber und ließ sich dort im sogenannten Laich nieder. Er sann und überlegte. Hätte er dreinschlagen können mit seinen Fäusten — er, der neun erwachsene Schafe, die der Blitz schlug, auf einer Kraxe vom Steinerholm stundenweit hereingetragen hatte; der im Winter mit nackten Knien Holz und Heu zu Tal fuhr — er hätte diese Bürschchen zusammengeworfen wie junge Katzen.

Und während er dies dachte, gruben sich seine Finger in den Erdboden.

Aber darauf kam es nicht an.

Wenn er Sonntags ins Dorf hinabkam, besprach er sich eifrig mit den anderen Bauern. Er erhielt nach und nach eine gewisse Führerrolle und trat offen als Gegner gegen die Herren von Stübich auf. Und wenn er in seiner schwerfälligen und wuchtigen Art Beschwerde führte beim Bergwerksverwalter, oder wenn er trotzig verlangte, vor die Grafen geführt zu werden, dann wußte man, daß ein nicht zu verachtender Gegner in ihm erwachsen war. Sie wußten, daß er der Anwalt der Ahrner war und daß hinter ihm sämtliche Großbauern standen. Es waren aber auch weiter drinnen im Tal Leute, die als Pächter auf den Besitzungen der Stübichs saßen. Nun hätte man meinen sollen, daß dies ergebene Diener ihrer Brotherren wären. Das waren sie nicht. Denn das Los dieser Pächter — wenn sie auch nicht leibeigen und an die Scholle gebunden waren, sie zahlten einfach einen bestimmten Zins — war insofern hart, als sie für Fremde arbeiten mußten. Mancher zwar hatte sich den Hof durch Kauf erworben, denn die Stübichs brauchten immer Geld; mancher aber vermochte das Pachtgut nicht an sich zu bringen, weil es die Herren nicht verkaufen wollten. Diese Pächter grollten ihnen, und wenn den Grafen etwas daran lag, gute Pächter auf ihren Höfen zu haben, mußten sie in anderer Weise den Pächtern entgegenkommen. Dies eigenartige Verhältnis brachte es mit sich, daß die Pächter eine Macht besaßen, die sie nicht ausnützen konnten, wie es ihnen am liebsten gewesen wäre, nämlich die Grafen zu verdrängen. Als sie nun sahen, wie sehr diese die fremden Knappen begünstigten und die einheimischen zu vertreiben suchten, geschah es, daß mancher den Pacht kündigte und vom Hofe zog. Der Duregger, Pächter auf Duregg in der Klamme, hatte es ihnen so eingeredet. Weil aber die Grafen ihre Besitzungen nicht brach liegen lassen wollten und

auf das Erträgnis des Pachtes nicht verzichten konnten, zogen sie abermals fremde Pächter ins Tal. Auf einigen Gütern schon hausten lutherische. Dies war dem Duregger recht. Wohl erkannten die Bauern das Gefährliche am Vorgehen der Pächter, aber es war hinwiederum schwer, sie an ihrem Handeln zu hindern. Trotzdem versuchte man, sie zu bewegen, auf den Höfen zu bleiben und zu ihrem und aller Wohle dadurch das Ansiedeln und Seßhaftsein Fremder zu unterbinden. Daß die Stübichs selber sie von den Pachtgütern entfernen würden, war ausgeschlossen. Denn mit den fremden Pächtern, die die Wirtschaft nicht verstanden und mit den Arbeitsbedingungen des Hochtales nicht vertraut waren, hatten sie üble Erfahrungen gemacht. Der Duregger aber schürte weiter und erstand so als heimlicher Feind der Bauern und Herren.

Immerhin fraß aber der Haß gegen die Grafen weiter und wurzelte tiefer. Abgesehen, daß schon die Vorliebe der Herren für das Luthertum günstiger Nährboden war, kam also auch der Unwille gegen die Grundherren zutage. Der Gföller überblickte diese Bewegung noch nicht. So war es nicht ausgeschlossen, daß auch üble Elemente sich der großen Bewegung anschlossen, sie dadurch in falsches Licht bringen und den Herren eine Karte in die Hand spielen konnten. Aber es trat nicht offen zutage. Denn jeder dieser Pächter verbarg sein Geheimnis wohl vor den Bauern. Der Peter Duregger belauerte wie ein Luchs alle Vorgänge. Er wußte wohl, daß es unehrlich sei, unter dem Vorwande, einer guten Sache zu dienen, selbstische Zwecke zu verfolgen. Aber er verstand seine Rolle.

Vor einigen Tagen war es in Prettau zwischen den Knappen zu einer Schlägerei gekommen. Die Katholischen hatten von jeher den Brauch, vor der Einfahrt in den Stollen im Tonigstöcklein zu beten. Darüber höhnten die Schwazer und Augsburger und sagten, sie beteten den Antonius an. Die Ahrner warfen sich nun auf diese, prügelten sie weidlich durch und stellten Wachen an den Stollen auf, denn kein Lutherischer sollte mehr in den Berg fahren. Die Folge der Keilerei war, daß ein Dutzend Ahrner Arbeiter entlassen wurden. Auf dieses Vorkommnis hin traten die Bauern von Prettau und Ahrn abermals zusammen und forderten die Arbeiter aus dem Tale auf, in Zukunft nimmer handgreiflich zu werden; die fremden Knappen aber mußten versprechen, weder durch Wort noch Tat irgend etwas gegen die Katholischen zu unternehmen. Es wurde ferner verhandelt, daß man in zwei Partien arbeite. Die Ahrner sollten unter sich bleiben und die Schwazer und Augsburger ebenso. Denn

es ging das Gerücht, die fremden Knappen wollten den Stollen verschütten, wenn die Ahrner im Bergwerk wären, und sie elendiglich umkommen lassen. Deshalb stellten beide Parteien Wachen auf. Dieses gegenseitige Mißtrauen verschärfte den Gegensatz und goß Öl ins Feuer. Man begann, sich als Todfeinde zu betrachten. Man überwachte sich und war in ständiger Kampfbereitschaft. Nun handelte es sich nicht nur mehr um Religion, Haus und Hof, Brot und Verdienst, sondern um das warme nackte Leben. Der Bogen war zum Reißen gespannt. Jedem Worte wurde eine ungebührliche Bedeutung beigelegt, jedem Blicke las man Todfeindschaft ab. Jeder Schritt wurde ausgedeutet, der harmloseste Gruß als Herausforderung angesehen. Gerücht und Klatschsucht hatten da günstigen Boden. Man glaubte das Unglaublichste, erwartete das Unmöglichste, hielt sich bereit für das Entsetzlichste. Hier sah man nur den Verräter und Spion, dort den Brandstifter und Giftmischer. Es gab in beiden Lagern zwar solche, die zu Vernunft und Mäßigung rieten, aber sie wurden nicht gehört. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Talbewohner. Gerüchte wie: die Lutherischen wollten die Höfe anzünden; es käme ein Heer vom Zillertal herüber; man wolle die Ahrner Bauern brandschatzen . . . solche und ähnliche Ungeheuerlichkeiten gingen von Mund zu Mund. Was Wunder, wenn die Bauern sich zusammenrotteten, um den bedrängten Landsleuten beizustehen! Was Wunder, wenn die Herren von Stübich alle Maßregeln zum Schutze ihrer Arbeiter trafen! Es geschah, daß sogar an manchen Tagen der Bergwerksbetrieb eingestellt wurde. Man stand sich gegenüber mit fletschenden Zähnen.

In diesem Wirbel von Gerüchten, Stimmungen, in diesem Auf- und Abwogen der Gemüter fühlte sich Chrysostomus Ramblmayr als Mittelpunkt. Mitten auf stürmischer See glaubte er zu sein. Wogen und Wellen schlugen um ihn und über ihn zusammen. Mitten in einem Feuerbrand war er. Flammen und Lohen prasselten rings. Er wurde immer ernster und stiller. In schwarzer Amtstracht ging er umher, von Hof zu Hof ging er und sprach mit zitternder Stimme von Zeiten, die kommen würden; deutete in dunklen Worten sein Schicksal an. Wie ein Feldherr, der eine Schlacht schlagen will, musterte er seine Heerscharen. Bei aller Aufopferung aber war er bisweilen verzagt und kleinmütig und klagte seinem Eheweib, daß ihm Gott eine Aufgabe zuerteilt habe, die er wohl kaum werde vollenden können. Die Ungnade der Stübichs nahm er als eine notwendige Tatsache hin und hatte sich in dumpfer Ergebenheit mit

dem Gedanken abgefunden, dies sei der Anfang seines Verhängnisses; nun würde Amtsentsetzung erfolgen; er würde gefangen gesetzt und gefoltert werden als Rebell; schließlich würde man ihn an den Pranger stellen und dann henken ... Sein Leib würde jahrelang am Galgen bleiben als warnendes und abschreckendes Beispiel. Dies alles würde kommen ... Und mit Heldensinn erduldete Chrysostomus Ramblmayr Folter, Rad und Galgen im voraus.

Wenn er sich aber vorstellte, wie er der Held von Ahrn sein werde; wie er im Mittelpunkt einer großen Volksbewegung stehe; wie er der Abgott der Bauern sei, da wünschte er mit geheimem Stolz, daß sein Vater noch leben möchte, der hochgelahrte Doktor Johannes Ramblmayr, dem es nicht gegeben war, in solch bewegten Zeitläuften eine so bedeutende Rolle zu spielen. Dann sah er, geblendet von Ruhm, Ehre und Ansehen, Galgen und Rad nicht mehr; dann schwoll ihm Sinn und Herz vor Begeisterung und Mut; er sprach wie ein Prophet, ging zum Tengg, trank ein Krüglein nach dem andern. Nach dem fünften aber erfolgte der jähe Rückschlag. Da sah er sich schon am Galgen und sprach zum versammelten Volke mit würgender Stimme.

So war das Leben des Chrysostomus Ramblmayr durchaus bewegt. In seiner Phantasie machte er alle Phasen des Volkshelden und Rebellen durch. Aber er tat eigentlich so wenig, als die andern tun konnten. Wenn's aber drauf und dran gekommen wäre, sein Leben zu wagen, würde es Chrysostomus getan haben; zwar nicht in der Anschauung, das Leben des einzelnen zähle im Kampf um eine große Sache nicht, er würde das Opfer seines Gemütes geworden sein.

Margret Maireggerin verstand das Gehaben des Mannes, von Phantastik und Nüchternheit hin und her geworfen, nicht. Sie konnte nicht begreifen, wie der ruhige und ehrsambe Bergrichter von Mühlegg auf einmal voller Pläne und Entwürfe war. Dann zog sich Chrysostomus grollend zurück und klagte über den Unverstand seiner Ehewirtin. Er verlor die Freude an Hof und Haus; kümmerte sich nicht mehr um Vieh und Arbeit; führte seine friedliche Richteramtstätigkeit nur mehr widerwillig und verbissen aus. ... In solchen Zeiten müsse Haus und Hof in den Hintergrund treten und alles persönliche Eigentum der großen Sache geopfert werden; die Bauern sollten ihre Raufereien in sotaner Stunde lassen; es sei eine unverzeihliche Verwegenheit, sich jetzt noch um Weide und

Wasserrecht zu kümmern. . . . Höhere Güter stünden auf dem Spiele; die Bauern dürften nicht zwiespältig sein. . . . Und immer häufiger ging er zum Tengg hinüber, immer mehr trank er, bis er schließlich alltäglicher Gast war. Man müsse bereit sein und wachen. Eine Arbeit zu tun sei nimmer der Mühe wert; man wisse ja nicht, ob man sie noch vollenden könne, und überhaupt sei es eine sträfliche Sorglosigkeit der Bauern, daß sie trotz der fürchterlichen Ereignisse ihrer gewohnten Arbeit nachgingen. Er bedauerte sie, daß sie die Sachlage nicht verstünden, und wenn . . . ja wenn sie einmal überrumpelt würden . . . ‚Bei Sankt Velten!‘ schrie er, ‚ich hab's euch gesagt; die Zeichen der Zeit trügen mich nicht . . .‘ Dann würde man sie totschlagen, die Hunde, er aber, der Chrysostomus Ramblmayr, würde vorbereitet sein und nach tapferer Gegenwehr fallen, nachdem er den einen oder andern Gegner zur Hölle geschickt habe . . . ja . . . so würde es sein . . . ‚Kotz Leichnam, ihr seid blind und taub wie junge Katzen, und der gefräßige Kater schleicht schon über Dach . . . Joachim, einen Krug — einen Krug, Joachim . . .!‘

Auf Margret lastete nun das ganze Hauswesen. Das Mitleid mit ihrem Mann deutete er als Spott; ihre Bemühungen, ihn wieder zur Vernunft zu bringen, erzürnten ihn; sie wolle ihm Knüppel unter die Füße werfen auf der Bahn zum Siege . . . Wenn auch Margret diese Dinge, soweit sie sich auf ihre Person bezogen, nicht ernst nahm, stimmten sie sie doch traurig im Ansehen ihres Mannes. Dabei sah sie nur zu gut, daß sie selbst am unseligen Wesen des Mannes nichts mehr ändern könne. So ergab sie sich in das Unausweichliche. Sie verrichtete noch emsiger die Obliegenheiten des täglichen Lebens, und wenn ihr trotz angestrengtester Arbeit trübe und besorgte Gedanken kamen, klagte sie niemand ihr Leid. Kein Mensch sah ihr an, daß ihr Herz blutete. Doch nachts, wenn sie allein in der großen Kammer lag, weinte sie in die Kissen und ging am Morgen mit roten Augen an die Arbeit. . . .

So standen die Verhältnisse Mitte August.

Mancherlei erwog der Eisenschwögler. Mancherlei blieb ihm verborgen.

Und als sein Auge über die gelben Kornfelder ging, die zum Schnitte bereit standen; als er auf der Sonnseiten drüben schon Kornrager stehen sah und Schnitter sich auf und nieder beugen im gelben Gewoge; als er die Höfe fest und sicher auf Bergen und Leiten gegründet sah . . . und als es Abend zu werden begann; die

Feierglocke von Ahrn heraufläutete; die Gletscher des Schwarzenstein und des Löffler in roten Gluten und Feuern leuchteten; als der Frieden und die müde Ruhe des Sommertages über dem Ahrntal schwebte; und als er daran gedachte, daß das Volk da drunten im Tal uneinig sein wird; daß Andersgläubige sich wie ein Keil in den Stamm wuchten werden, daß er zerbricht und verfault . . ., da preßte der Eisenschwögler beide Fäuste an die Schläfen und biß sich die Lippen blutig.

So saß er lange droben im Laich.

Der Gföller merkte nicht, wie plötzlich der Wind in den Baumkronen drüben rauschte und die Äste durcheinanderschüttelte. Wie Wolken sich am Himmel zusammenballten und aufeinander losfuhren wie Widder. Er sah nicht die weißen Streifen, die vom Schwarzbach, Rohrbach, Trippach und Frankbach gegen das Tal herabschossen.

Ein dumpfer Donner ließ ihn emporfahren.

‚Hagel!‘ murmelte er, aber er rührte sich nicht.

Ein Hochgewitter zog auf. Er hörte das Wetterläuten von Ahrn. Schon schlugen die Schlossen rings auf. Starr waren seine Augen auf die Kornfelder gerichtet. . . .

Dann stand er auf und ging heim. Zu Hause traf er seine Schwestern, Knechte und Dirnen betend und mit Entsetzen ins Gewittertoben hinausstarrend. Vom Steinerholm herein zuckte Blitz um Blitz. Er eilte in den Stall. Die Kühe zerrten an den Ketten und schnaubten, und die beiden Rosse standen mit blasenden Nüstern.

Der Gföller betete.

Plötzlich, wie es gekommen, verzog sich das Gewitter. Er ging wieder in das Haus hinüber und sah die blassen Gesichter der Hausgenossen. Duft verbrannter geweihter Kräuter drang aus der Küche. Da sagte ihm seine Schwester Gertraud, ein Bote sei vor einer Stunde dagewesen aus Prettau. Die lutherischen Knappen hätten am Tage Mariä Himmelfahrt die Prozession zu Heilig Geist überfallen. . . . Er solle nach Steinpent hinunter. . . .

Da erblaßte der Gföller. Schweigend ging er hinauf in seine Kammer. Dann schritt er zu Tal. Als er über den Gföllberg hinabging, war es Nacht, und am Himmel brannten zahllose Sterne.

Beim Steinpenter traf er zahlreiche Bauern. Der Bote aus Prettau hatte sie dorthin bestellt. Sie waren unschlüssig und voll Aufregung. Dem alten Pfarrer von Sankt Johann, Siman Bacher,

gelang es mit Mühe, die Bauern zu beruhigen. Als der Grueber auf Gföll eintrat, bestürmten sie ihn mit Fragen.

Er ersuchte den Rastbichler, den Mairegger und den Moosmair, dann den Pfarrer Siman Bacher mit ihm nach Prettau zu fahren und dort mit den Grafen von Stübich ein letztes Mal zu verhandeln. Gleich darauf — man war mit dem Vorschlage einverstanden — fuhren die Genannten ab. Der Steinpenter stellte die Rosse und der Pfarrer zwei Wagen. Zu Mühlegg ließ der Grueber halten. Er weckte den Chrysostomus Ramblmayr, der sollte als Sprecher mit. Chrysostomus stand auf und nahm Abschied von Margret, dabei sprach er so unsinniges Zeug, daß der Gföller stutzte ...

‚Narr!' schrie er ihn an.

Da traf ihn aber ein so grenzenlos trauriger Blick aus den Augen Margrets, daß er verwirrt wurde. Plötzlich erhob er die Faust gegen den Bergrichter, aber die Maireggerin fiel ihm in den Arm mit lautem Aufschrei. Der Gföller wurde noch verwirrter. Schon wollte er stillschweigend aus der Kammer, als ihn Margret zurückhielt und mit flüsternder Stimme bat, er möge auf ihren Eheherrn achthaben, dem sei es wirr im Kopfe.

Der Gföller versprach es und sagte kein Wort mehr.

Dann verließen beide den Hof. Der Bergrichter sagte, dieser Weg führe ihn entweder zum Galgen oder zu Ruhm und Ehre. Der Grueber hob das Männlein in den Wagen, dann fuhren sie nächtens mit den andern gegen Prettau.

In der Kammer des Bergrichterhofes brannte noch lange Licht. Ebenso auf Grueben. Zur selbigen Nacht beteten die Frauen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtnisse Napoleons
Von Martin Spahn

Für uns Deutsche ist der große Krieg der Kampf um unsere Selbstbehauptung auf unserm Boden, in unserer geistigen und wirtschaftlichen Kultur. Für England bedeutet der Krieg den Kampf um seine Weltherrschaft. Es ficht ihn aus mit uns als der nächst ihm stärksten Macht der Erde. Aber es steht zugleich unter dem Drucke, daß der gewaltige Bau seines Reiches im Widerstoß durch den Krieg auch an andern Stellen ins Wanken gerät. Die andern Nebenbuhler, die ihm zugleich mit uns im letzten Menschenalter erwachsen sind, nützen die unvergleichliche Gelegenheit geschäftig aus, ihre Kraft zu vermehren, Japan politisch, die Vereinigten Staaten wirtschaftlich. Für Rußland scheint England bereit zu sein, in der Not der Stunde Konstantinopel zu erobern. Konstantinopel ist der Schlüssel zu Rußlands Haus. Bismarck hat immer gesagt, daß sich Rußland, wenn es ihn in Händen halte, von Europa wegwenden und auf Asien werfen würde. England weiß es, und es weiß nicht minder, daß zwischen Rußland und ihm dann der Streit um die Vorherrschaft in Asien ausgetragen werden wird. Vielleicht lockert sich durch die Folgen des Krieges auch schon das Band, durch das Australien und Kanada noch mit dem englischen Mutterlande verknüpft sind. In diese Zeit, die über Englands Schicksal wie über das unsere vermutlich entscheidet, fällt das Jahrhundertgedächtnis des Unterganges Napoleons I. Vor dem gegenwärtigen Kriege hat sich England keinem gefährlicheren Gegner je gegenüber gesehen als dem großen Korsen. Die Sorge, die alle urteilsfähigen Engländer heute durchschüttelt, war auch den Urgroßvätern des lebenden Geschlechts nicht unbekannt. Napoleon flößte sie ihnen ein, wie nunmehr das deutsche Volk die Träume Englands beängstigt. Darum haben wir wohl Grund, des geschichtlichen Ereignisses zu gedenken. Dauerte der Friede noch an, so würde uns vor allem wieder lebendig werden, was Napoleon uns selber Wehes und Übles tat. Der Krieg hat unsere Augen auf den größeren Gegensatz eingestellt, der zwischen Napoleon und England schwebte. Er lehrt uns den Mann mit neuem Maße messen und selbst mit anderen Empfindungen würdigen. Es waren am 18. Juni hundert Jahre, daß der Korse durch die Preußen und Engländer bei Waterloo geschlagen wurde. Vier Wochen später gab er sich in Rochefort an Bord des englischen Kreuzers ‚Bellerophon' den Engländern gefangen. Nach London schrieb er an jenem Tage, daß er gleich Themistokles komme, um am Herde des bisher bekämpften Volkes niederzusitzen und sich unter den Schutz seiner Gesetze zu stellen. Die Engländer sind weder Ethiker noch Sentimentale in der Politik. Sie schafften den gestürzten Feind nach St. Helena und ließen ihn dort zugrunde gehen. Heute kämpft Frankreich, das in Napoleon besiegte, an der Seite Englands, und die Engländer bedienen sich seiner, um uns niederzuringen, wie sie uns vor hundert Jahren gebrauchten, Frankreich die Sehnen zu zerschneiden.

Das tragische Element in Frankreichs Geschichte ist die Doppelstrebigkeit seiner auswärtigen Politik. Westeuropäischen Ursprunges, wäre es wohl darauf angewiesen, im Mittelmeer und auf dem Atlantischen Ozean die Möglichkeiten seiner Entwicklung zu suchen. Niemals sind die bedeutenden unter seinen Staatsmännern völlig stumpf gegen das Gefühl dieser Sendung ihres Volkes gewesen. Aber stärker war doch zu allen Zeiten in ihnen und noch mehr in den breiten Schichten der Nation der Drang nach dem Rheine, nach der Herrschaft über seine Ufer. Glückte es den Franzosen, das linke Rheinufer unter ihre Obhut zu bringen, so setzten sie sich in Mitteleuropa fest und könnten von dort aus politisch wie militärisch auf das innere Deutschland drücken. Ähnlich verlangten sie auch Oberitalien sich unterzuordnen. Die große Revolution, die sich anmaßte, alle Bande des alten Frankreich zu zerbrechen, und die alle Erinnerungen der Nation mit Füßen treten wollte, legte dennoch die auswärtige Machtentwicklung Frankreichs jäh und heftig, wie es zu Zeiten des Königtums kaum einmal, vielleicht nie geschehen war, auf die Politik der Ausdehnung und Vorherrschaft in Mitteleuropa fest. Sie stürzte 1792 Frankreich in die lange anhaltenden festländischen Kriege, in denen sich der junge Napoleon seine Sporen verdiente. Auf den Schlachtfeldern der Lombardei, im Streite wider den alten festländischen Gegner Frankreichs, das Habsburgische Haus, regte sich in Napoleon das Bewußtsein seines Genius zuerst und erwachte in ihm die Leidenschaft, über andere zu herrschen. Er war ein Fremdling in Frankreich. Seine Wiege hatte auf Korsika gestanden. Italienisches Blut floß in seinen Adern. Hinreißend hat mit allen Tinten, die glühender Haß ihm eingab, Hyppolite Taine das Unfranzösische in der Art und im Streben des Tyrannen geschildert, liebevoll mit kaum geringerem Reichtum der Farben Albert Sorel ausgemalt, wie Napoleon nur einmal in seinem Leben, als er auf der mütterlichen Erde Italiens sich bewähren konnte, in den Monaten des Mailänder Prokonsulates, alle Fähigkeiten seines Wesens ungetrübt entfaltete. Frankreich verhalf Napoleon zum Aufstieg. Aber er lebte darum nicht das Leben der französischen Nation. Er beobachtete sie von außen her, stand über ihren Erregungen und Wünschen und setzte sich mit eigenem Willen seine Ziele. Und siehe da! Kaum war er dem Auftrage gemäß 1797 Sieger über Österreich geworden, so lockte ihn, dank der klassisch-romantischen Bildung, die er mit aller französischen Jugend seiner Zeit empfangen hatte, das Ziel, das die Größten unter den Staatsmännern Mittel- und Südeuropas in den Zeiten vor ihm gelockt hatte, der Orient. Dort war das Türkische Reich der Auflösung nahe. Zugleich aber erkannte Napoleon auch mit seinem staatsmännischen Scharfblicke, wie gut die Wünsche seines rein persönlichen Ehrgeizes mit den wirtschaftlichen und politischen Interessen Frankreichs in Einklang gebracht werden konnten. Er hatte aus der Literatur erfahren, daß die Staatsmänner des ancien régime schon oft danach umgeschaut hatten, Ägypten der französischen Macht zu unterwerfen. Ägypten be-

herrscht den Zugang, der von Europa zu Lande nach Indien führt. Noch den größten Teil des 18. Jahrhunderts hindurch waren die Stellungen, die sich die französische Kolonialpolitik auf vorderindischem Boden erkämpft hatte, stärker als die der Engländer. Erst in dem Jahrzehnt vor der Revolution ging Indien den Franzosen verloren, und England machte aus ihm den tragenden Pfeiler seiner werdenden Weltmacht, an Stelle der ihm entfallenen alten Kolonien, die es auf nordamerikanischem Boden bis 1783 sein Eigen genannt hatte. Napoleon sann darauf, durch die Besetzung Ägyptens England wieder im Besitze Indiens zu beunruhigen. Aus den Träumen eines Eroberungszuges nach dem Orient in den Spuren Alexanders, der Römer und der Kreuzzugsritter erwuchs der Gedanke einer planmäßigen Wiederaufnahme der mutigsten kolonialpolitischen Überlieferungen der französischen Nation.

Aber Napoleon blieb dabei nicht stehen. Die Vorstellung stieg vor seinem kühnen Geiste auf, England selbst treffen zu können. Seit hundert Jahren lagen England und Frankreich im Kampfe um die Vorherrschaft auf dem Meere; der Streit um Indien war nur eine Teilerscheinung in dem viel größeren Ganzen gewesen. Unter Zusammenfassung all' ihrer Kräfte, zäh und zielbewußt, hatten sich die Engländer vorangearbeitet, und Schritt um Schritt das ihnen ursprünglich wirtschaftlich und politisch weit überlegene Frankreich eingeholt und überholt. Napoleon schmeichelte die Hoffnung, zum Schlusse den gewaltigen Kampf noch zu wenden, Kraft gegen Kraft zu setzen und mit Frankreichs Sieg zu endigen. 1793 hatte der Konvent nach einer Waffenruhe zwischen den beiden Völkern von nicht länger als einem Jahrzehnt den Krieg, den er gegen die Landmächte Österreich und Preußen führte, auch England angesagt. Aber der Schwerpunkt seiner Kriegführung war auf dem Lande geblieben, und auch die Engländer entfalteten erst, seitdem die Franzosen im Sommer 1794 durch den Sieg bei Fleurus die Herren Belgiens geworden waren, etwas größeren Eifer. Viel leisteten sie noch immer nicht. Nun war von den Landmächten Preußen freiwillig vom Krieg zurückgetreten, Österreich von Napoleon besiegt. England stand vereinsamt ohne Hilfe da. Napoleon schrieb deshalb an den Minister des Auswärtigen: ‚Vereinigen wir all' unsere Tätigkeit auf die Hebung unserer Marine und zerstören wir England, dann liegt Europa zu unsern Füßen.' Mit einem klangvollen Aufrufe wendete er sich gleichzeitig an die Flotte: ‚Kameraden, nachdem wir auf dem Festlande den Frieden begründet haben, werden wir uns vereinigen, um die Freiheit der Meere zu erobern. Ohne euch vermögen wir den Ruhm des französischen Namens nur in einen kleinen Winkel des Kontinents zu tragen, mit euch werden wir die Ozeane durchschiffen, und der nationale Ruhm wird die entferntesten Lande erfüllen.' Um den Zug nach Ägypten vorzubereiten, drängte er die französische Regierung, sowohl die in der Meerenge zwischen Tunis und Sizilien gelegene Insel Malta wie im Adriatischen Meere die Jonischen Inseln zu besetzen. Sie beherrschten die Zufahrt in das öst-

liche Mittelmeer von Frankreich her, und ihre Erwerbung wäre wie ein Brückenschlag von Frankreich nach Ägypten gewesen. Der Zug in den Orient war aber für ihn in diesem Augenblicke schon nicht mehr die Hauptsache, deren er sich selbst anzunehmen beabsichtigte. Er überlegte vielmehr, ob er England an seiner eigenen Küste zu fassen, dort zu landen und mit seinem sieggewohnten Heere die auf den Widerstand nicht eingerichteten Engländer niederzurennen vermöchte. Bedrohte er zur selben Zeit die Küste Englands und die empfindlichste Stelle der englischen Verbindungen mit Indien, so schien ihm der Erfolg verbürgt. Aber aus dem Landungsversuche wurde nichts. Statt dessen beauftragte die französische Regierung Napoleon wider seinen Willen mit der Führung in Ägypten, wo sie den allzu berühmt und stark gewordenen General nicht ungern untertauchen sah.

Von jenen Stunden an im Herbste 1797 und im Frühjahr 1798 ist Napoleon in das Ringen mit dem britischen Weltreiche verwickelt geblieben, bis er unter die Räder der Weltgeschichte geriet. Leicht und folgerichtig hatte sein Geist den gigantischen Plan der endgültigen Auseinandersetzung Frankreichs mit England und der Vernichtung Englands erfassen können. Die unendlichen Schwierigkeiten der Ausführung lernte Napoleon erst vom Frühjahr 1798 an kennen. Einen ersten Abschnitt seiner Erfahrungen und seiner Anstrengungen bildeten die Jahre 1798 bis 1802. Napoleon kam wohlbehalten auf dem ägyptischen Boden an. Er führte die französische Transportflotte selbst und bewies dabei, daß er sich wohl auch zur See ausgezeichnet hätte, wenn er als junger Offizier, seinem Wunsche gemäß, der Marine zugewiesen worden wäre. Dennoch hatte er es nur einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß die Engländer nicht über ihn kamen, ehe er den schützenden Hafen Alexandriens erreichte. Kaum hatte er mit den Landungstruppen das Mittelmeer hinter sich, so wurde die Geleitflotte von Nelson bei Abukir überfallen. Nur wenige Schiffe blieben übrig. Sie reichten nicht mehr aus, um den Engländern die Herrschaft über das Meer streitig zu machen. Auch zu Lande verlief der Feldzug nach anfänglichen Erfolgen trotz der tapferen Haltung der Truppen für Napoleon nicht günstig. Er wurde auf einen engen Raum eingeschränkt und behauptete sich mit Mühe. Das ägyptische Unternehmen war gescheitert. Das ärgste aber war daran, daß es Frankreich Rußlands Feindschaft eintrug. Zar Paul I. hatte mit Unwillen Napoleons Absichten auf die Jonischen Inseln und Malta beobachtet, die er vielmehr für Rußland als Besitz ausersehen hatte. Denn er stand eben im Begriffe, seinen eigenen Einfluß ins östliche Mittelmeer zu tragen. Napoleons Zug nach Ägypten, der Marsch von dort durch Syrien, dessen letztes Ziel Konstantinopel werden zu müssen schien, ließen den Zaren ältere Gegensätze zwischen seinem Reiche und England verwinden und mit England gegen den plötzlich aufgetauchten neuen Nebenbuhler ein Bündnis schließen. Frankreich sah sich im Frühjahr 1798 unerwartet derselben Mächtevereinigung gegenüber, die bei Beginn des

gegenwärtigen Weltkrieges für unser Vaterland die Lage gefährlich gestaltete. Auch Österreich ermannte sich wieder und schloß mit den beiden Verbündeten ab. Während Napoleons Kriegführung im fernen Osten aussichtslos wurde, eröffneten die drei Reiche einen Angriff auf Frankreichs Boden, dessen erste wuchtige Stöße sie in den Besitz der Rheinlinie und Italiens brachten. Offenbar hatte es mit der Zerstörung der englischen Weltherrschaft durch Napoleon gute Weile. Statt dessen war Frankreich in die äußerste Gefahr geraten. Seine Gegner sprachen davon, ihm das Schicksal Polens zu bereiten. Heimlich verließ Napoleon den Rest seiner ägyptischen Truppen. Es glückte ihm, der Aufmerksamkeit der Engländer zu entgehen und die französische Südküste zu erreichen. Er hatte nur noch die Wahl, bei der Verteidigung Frankreichs dabei zu sein oder in dem Strudel des allgemeinen Verderbens mit unterzugehen. Damals ist Napoleon mit dem Ende des Jahres 1799 der erste Konsul Frankreichs geworden. Er hat im folgenden Jahre ausgezeichnet manövriert. Österreich wurde durch das Aufgebot militärischer Machtmittel in den Schlachten bei Marengo und Hohenlinden zu erneuter Bitte um Frieden gezwungen, und Rußland dazu bewogen, sich in Verhandlungen über seinen Anschluß an Frankreich einzulassen. Mit größtem Geschicke verstand Napoleon auf den Zaren wieder wirken zu lassen, was Rußland und England trennte. Der Preis aber, den er stillschweigend dafür zahlte, war der Rückzug der Franzosen nicht nur wieder aus Ägypten, sondern aus dem gesamten östlichen Mittelmeer. Dafür bedang er sich von Österreich beim Friedensschlusse zu Lunéville solche Zugeständnisse aus, daß er einerseits die für seinen Staat 1797 erlangten Stellungen in Ober- und Mittelitalien ausbauen konnte, und daß er anderseits die französische Küste gegen England bis an die Rheinmündung vorzuschieben vermochte. Frankreich bekam das ganze Ostufer des Kanals fest in die Hand, auch den der Themsemündung unmittelbar gegenüber gelegenen Teil, den die Engländer von je nur ungern in den Händen einer seetüchtigen andern Großmacht ließen. Durch Napoleons militärischen Sieg über Österreich und durch den diplomatischen Sieg über Rußland wurde Englands Handlungsfähigkeit auf dem Festlande gelähmt. Wieder stand es allein und ohne Hilfe in Europa da. In der Verteidigung hatte sich Frankreich durch Napoleons Eingriff erfolgreich behauptet. Damit war aber auch Napoleon an der Grenze angekommen, die er einstweilen nicht überschreiten konnte. Die Verbindungen Englands mit Indien hatten sich für ihn durch das russische Interesse am östlichen Mittelmeer als unangreifbar erwiesen. Um sich auf England selbst zu stürzen, bedurfte es anderer Vorkehrungen, als er in der ersten Aufwallung seines Angriffsgeistes gegen die britische Weltherrschaft für nötig gehalten hatte. Daß keine der beiden Mächte über Möglichkeiten verfügte, der anderen noch weiteres Übel von Belang zuzufügen, war das Ergebnis des Feldzuges, auf dessen Anerkennung sich ihre Diplomaten im März 1802 zu Amiens verständigten. Sie versprachen sich in dem nach diesem Orte genannten

Friedensschlusse gegenseitig, das östliche Mittelmeer und seine Zugänge zu räumen. Frankreich ging auf Mittel- und Oberitalien und auf Korsika zurück. England begnügte sich mit dem Besitze Gibraltars und der Vorherrschaft über Portugal, aus dem Napoleon es durch Spanien hatte hinauswerfen wollen. Die Seeherrschaft auf dem Atlantischen Ozean blieb England unbestritten. Hinwiederum ließ sich Napoleon nicht bewegen, Belgien aus der Hand zu geben.

Die Monate, die dem Frieden von Amiens folgten, haben ihre besondere Bedeutung in Napoleons Regierung dadurch gewonnen, daß sie den friedlichen Einschnitt zwischen dem Jahrzehnt 1792 bis 1802 und dem Jahrzehnt 1805 bis 1815 bilden. An diesen Einschnitt knüpft der endlos gewordene wissenschaftliche Streit des letzten Menschenalters, ob Napoleon nach der Befreiung Frankreichs von der zweiten Koalition bereit gewesen ist, seines Amtes als Friedensfürst zu walten, oder ob er schuld war, daß der Krieg im Jahre 1805 wieder auflebte. Er selbst hat auf St. Helena die Engländer angeklagt. Anfangs unseres Jahrhunderts widmete der Franzose Lévy der Frage ein besonderes Buch: ‚Napoléon et la paix'. Aber auch in der übrigen Napoleon-Literatur spielt sie eine große Rolle. Auf deutscher Seite war besonders Max Lenz geneigt, für die friedliche Gesinnung Napoleons seine Hand als Forscher ins Feuer zu legen. In Frankreich hat Sorel geistvolle und schöne Bemerkungen zur Sache gemacht. Vom überlieferten Standpunkte festländischer Geschichtschreibung aus, die als Krieg nur ein Ringen zweier Mächte mit Pulver und Blei zu erfassen pflegt, ist von dem Problem zu guter Letzt im Grunde nur eine Untersuchung psychologischer Natur übrig geblieben, ob der angeborene kriegerische Trieb in Napoleon so mächtig war, daß sich der Kaiser keinesfalls lange Zeit bei Taten des Friedens bescheiden konnte. Napoleon diente tatsächlich allezeit dem Frieden nur, weil sein Ehrgeiz maßlos war. So paradox die Feststellung klingt, so ist sie doch begründet. Seine Kenntnis der Geschichte hatte ihn gelehrt, daß die Völker den großen Friedensbringern und Förderern menschlicher Kultur ein dankbareres und weiter hallendes Angedenken bewahren als den großen Eroberern. Ethisch rechtfertigte der Korse sein friedliches Wirken nicht. Das Maitressenhafte des Verhältnisses zwischen Frankreich und ihm, worauf Taine so fest den Finger gelegt hat, der Mangel einer inneren sittlichen Verknüpfung in Napoleons Streben mit dem Lose der von ihm erhöhten, aber auch ausgenutzten Nation weist sich wohl an der ethischen Gleichgültigkeit seiner Friedensarbeit besonders deutlich aus. Es läßt sich also verstehen, daß es nur einer ersten starken Versuchung nach 1802 bedurfte, um den Korsen aufs neue ins Feld zu rufen und daß der europäische Frieden bei ihm seiner Natur nach niemals gut aufgehoben war. Greift man aber das Problem weltpolitisch an, so steht außer Frage, daß seine Lösung nicht bloß dem Bereiche der Psychologie angehört, sondern wesentlich Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist. Die Abreden von Amiens waren nur dem Namen nach ein Friede. Sie beruhten nicht darauf, daß das

zwischen Frankreich und England gestörte Gleichgewicht durch den vorangegangenen Krieg, wäre es auch nur für eine kürzere Frist, hergestellt worden war. Die Abreden bedeuteten vielmehr in Wahrheit einen bloßen Waffenstillstand. England hatte Zugeständnisse machen müssen, die ihm unerträglich waren; es fühlte sich aber noch nicht entscheidend getroffen. Frankreich war nicht so weit vorgedrungen, als es nach der Einsicht, die Napoleon in das Verhältnis der beiden Mächte gewonnen hatte, kommen mußte, um England überflügeln und dauernd in Schach halten zu können. Beide Mächte hatten einfach aufgehört, mit den Waffen einander zu messen, weil sie einander durch besondere Umstände mit ihnen nicht mehr erreichten. In England aber erhob sich sofort eine lebhafte Bewegung, um die Nation finanziell und militärisch für die Wiederaufnahme des Kampfes besser zu rüsten. Sie hat in dem Wiederhervortreten des schon todkranken jüngeren Pitt ihren ergreifenden Ausdruck gefunden. In Frankreich ersetzte Napoleon die militärischen Machtmittel einstweilen durch wirtschaftliche und nahm mit ihnen das Ringen ohne Verzug wieder auf. So sind die Jahre 1802—1805, auch abgesehen davon, daß die beiden Mächte schon 1803 wieder formell in Kriegszustand gerieten, nur scheinbar Jahre der Ruhe gewesen. Tatsächlich ging das Ringen ohne Rast weiter. Nur führte der Frieden von Amiens einen neuen Abschnitt der Kämpfe herbei, der bis 1811 dauerte.

Napoleon war in den vorangegangenen Jahren wesentlich tiefer in die Natur der englischen Weltmacht und in die Bedingungen ihres Bestandes eingedrungen. In den Kampf war er 1797 mit der Losung gezogen, die sich noch jede emporstrebende Seemacht subjektiv vollkommen aufrichtig angeeignet hat, dem die Seeherrschaft ausübenden Feinde die Freiheit der Meere und die offene Tür zu den überseeischen Gebieten abzutrotzen. Jetzt gedachte er, den Briten zunächst einmal die Türe zum europäischen Festlande zu verschließen, die Freiheit des Handels, die er für die Meere beanspruchte, auf dem Lande zu unterbinden und den Handel dort zugunsten Frankreichs zu monopolisieren. Denn er hatte das Gefühl dafür bekommen, daß Englands Einfluß als Großmacht nicht nur, wie es mit den übrigen Großmächten der Fall war, auf seinen militärischen Kräften, auf seinem Landbesitz und auf der Güte seiner strategischen Grenzen beruhte, sondern ebensosehr, vielleicht noch in höherem Maße, auf seinem wirtschaftlichen Vorsprung und der Geldkraft, die es daraus zog. In seiner Art stellte sich der Aufschwung Englands in Napoleons Augen gleichsam nur als eine großartigere Wiederholung des 200 Jahre älteren Aufschwunges der nördlichen Niederlande dar, die bei unverhältnismäßig geringem Umfang ihres Landes, bei ungünstigen Grenzen und bescheidener Kriegsmacht dennoch ein halbes Jahrhundert lang durch ihre überlegene finanzpolitische Entwicklung die Geltung einer Großmacht hatten. Focht Napoleon also England in seinem wirtschaftlichen Machtbereiche an, so hoffte er damit auf die Dauer ebenso sicher näher ans Ziel zu kommen, als wenn er eine andere Großmacht durch

die Waffen überwand. Er schickte sich infolgedessen zu den ersten Schritten auf einem Wege an, der ihn grundsätzlich bis zu dem berühmten Berliner Edikt vom 21. November 1806, der Verhängung der Kontinentalsperre, führte und praktisch bis zum Ende des Jahres 1810 zu immer weiter ausschauenden Maßregeln nötigte.

Die Aufmerksamkeit des Kaisers mußte, wenn sich sein neuer großartiger Plan erfüllen sollte, auf ein Doppeltes gerichtet sein. Er hatte bei Beginn seiner Regierung Frankreichs Industrie und Handel in trostlosem Zustande gefunden. Es bedurfte nachhaltiger Anstrengungen, um sie aus den Verwüstungen der Revolution aufzurichten und sie auch nur zur ausreichenden Versorgung des Inlandes wieder fähig zu machen. Napoleon hatte sogleich im Jahre 1800 keinen Augenblick verloren, um Hilfe zu bringen. Nun aber kam es ihm nicht mehr nur auf die Versorgung des Inlandes an, sondern um die französische Wirtschaftspolitik als wirksames Werkzeug seines Kampfes gegen England gebrauchen zu können, mußte er Industrie wie Handel auch zur Versorgung ausländischer Gebiete stark machen. Denn Englands überlegene wirtschaftliche Kraft beruhte auf der Ausfuhr seiner eigenen industriellen Erzeugnisse nach dem Festlande und auf der Vermittlerstelle, die seiner Handelsflotte zwischen den überseeischen Gebieten und Europa bei der Deckung des europäischen Bedarfs an Kolonialwaren zugefallen war. Um sich an Englands Stelle zu drängen, fehlte es den Franzosen vorläufig nicht nur an der Leistungsfähigkeit ihrer industriellen Betriebe und ihrer überseeischen Handlungen, sondern auch an dem Geiste rastloser wirtschaftlicher Erwerbssucht, der das englische Wirtschaftsleben in seiner Gesamtheit kennzeichnete. Napoleon steigerte noch seine Bemühungen, Industrie und Handel anzuregen. Eines der schönsten Blätter in der Geschichte Napoleons füllte sich mit den Zeugnissen seines Ruhmes. Es war ebenso außerordentlich, was er auf gesetzgeberischem Wege zur Organisation der Arbeit und an sozialpolitischen Maßnahmen veranlaßte, wie was er auf dem Gebiete der Wirtschaftsstatistik und an Unterstützung der Industrie und des Handels in bar wie durch Kreditgewährung zuwege brachte. Handels- und Gewerbekammern, sowie Gewerbegerichte wurden eingerichtet. Durch die Förderung der Landwirtschaft hob er die Kaufkraft des inneren französischen Marktes. Er verschaffte der Industrie zur Anlage von Fabriken und insbesondere zum Übergang vom Handbetriebe zum Maschinenbetriebe billiges Geld. Er pflegte die berühmten alten Industrien des französischen Volkes. Er ließ nicht nach, bis wichtige neue Industrien, z. B. die Baumwollindustrie, Wurzel gefaßt hatten und zur Verbreitung gelangten. Die Verkehrsbedürfnisse wurden aufs sorgsamste wahrgenommen, die Naturwissenschaften in den Dienst der Gewerbeförderung gestellt, fremde Industrielle ins Land gezogen. Eine Weile lang schien es, als wenn es der ungeheuren Organisations- und Willenskraft des Korsen gelingen würde, die vorwaltende Neigung der französischen Bourgeoisie zum bien-être zu überwinden und die Fran-

zosen, Industrielle wie Kaufleute, hinter sich herzureißen. Wonach Napoleons großer Vorgänger unter den französischen Wirtschaftspolitikern, Colbert, der Berater Ludwigs XIV., sein Leben lang vergeblich geseufzt und gerufen hatte, Napoleon war im Zuge, es zu verwirklichen. Die französische Industrie erholte sich wieder, und der Drang zur Ausdehnung über die französischen Grenzen, zur Eroberung fremden Wirtschaftsgebietes regte sich in ihr. Von Schritt zu Schritt ging der Kaiser unterdessen weiter, um, soweit ihm die auswärtige Politik Gelegenheiten in die Hand spielte, dem Wettbewerb seiner Landsleute mit den Engländern Nachdruck zu geben. Noch 1803 entschloß er sich dazu, Frankreichs Gebiet durch neue Erwerbungen in Europa auszudehnen, um auf diese einfachste Weise das natürliche Absatzbereich der französischen Industrie und Kaufmannschaft zu vergrößern. Er wählte dabei mit Vorliebe solche Gebiete, wodurch die Küste Frankreichs verlängert wurde, um durch sein Vorgehen der englischen Industrie und dem englischen Handel nicht nur die besetzten Landschaften zu entziehen, sondern ihnen auch immer mehr Einfallspforten in das europäische Festland verriegeln zu können. Er unterwarf Holland im Norden Frankreichs und im Süden das Königreich Neapel. Er ließ seine Truppen auch ins Königreich Hannover einrücken. So geboten seine Adler denn schon kurze Zeit nach dem Frieden von Amiens von dem Hinterlande der Elbe- und Wesermündung aus über die ganze weit sich hinstreckende Küste West- und Südeuropas bis nach Tarent. Nur Portugal machte eine nicht allzu belangreiche Ausnahme. 1806 verhängte der Kaiser von Berlin aus die Blockade über England und versperrte ihm von da an auch durch Verordnungen und entsprechende organisatorische Vorschriften, nicht mehr nur durch den tatsächlichen Besitz einer ausgedehnten Küstenstrecke den Weg ins Abendland. Kurz vorher war er der Protektor des an Stelle des zerfallenen Reiches gestifteten Bundes deutscher Fürsten, des Rheinbundes, geworden. Auch ihn benutzte er für seine Wirtschaftspolitik. Die französische Industrie ließ es sich vornehmlich angelegen sein, auf den ihr geschichtlich geläufigen Pfaden Italien und Spanien wieder zu versorgen. Die Deutschen mochten also mit ihrer Anlage zur Gewerbetüchtigkeit selbst Hand anlegen, um sich von England zu befreien und die englische Einfuhr in ihr Land überflüssig zu machen. Wirklich gingen sie zum Teil fast lebhafter und bereiter darauf ein als seine eigenen Landsleute. Namentlich die sächsische Industrie arbeitete sich ansehnlich herauf. Auch in Oberitalien regte es sich. So vervielfältigten sich die Wirkungen der Tatkraft Napoleons noch, und es eröffnete sich die Aussicht, daß er nicht nur Frankreich hinter sich herreißen, sondern auch die festländischen Völker zur gemeinsamen Arbeit und wirtschaftlichen Verselbständigung vereinigen werde. England spürte den Nachdruck des Angriffs von Jahr zu Jahr empfindlicher. Was es heute Deutschland anzutun versucht, empfand es damals am eigenen Leibe. Napoleon führte einen Aushungerungskrieg gegen die Engländer, der sie zwar nicht in ihrer landwirtschaftlichen Versorgung stören, aber

ihre Industrie und ihren Handel zum Stillstande bringen, ihre Nation finanziell erschöpfen sollte. Was sie an Kräften einbüßten, hoffte der Kaiser für Frankreich und seinen Anhang als Zuwachs buchen zu dürfen. Dieses wirtschaftliche Ringen mit England, nicht irgendein Feldzug über die Schlachtfelder Mitteleuropas bildete den Höhepunkt der Kurve, in der sich Napoleons weltgeschichtliches Wirken bewegte. Bis 1810 durfte er glauben, daß er zuletzt das Übergewicht erlangen und den gefährlichsten Nebenbuhler Frankreichs durch Entkräftung demütigen werde. Der Historiker freilich, der rückschauend das ganze Bild der napoleonischen Laufbahn zu übersehen vermag, erkennt auch schon in den Jahren der aussichtsreichsten Fortschritte seiner Macht die Spuren keimenden Verderbens.

Die Ergebnisse des industriellen Aufschwunges, wie erheblich sie gleich waren, ließen sich doch immer nur im Vergleich zu den vorausgegangenen Zeiten als glänzend kennzeichnen. Keineswegs wurde die englische Industrie durch sie schon geschlagen. Die französische Industrie selber blieb bis zuletzt noch so bedürftig nach staatlichem Schutze, daß Napoleon Frankreich mit den benachbarten Staaten nicht zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiete zusammenfassen durfte. Die Umstände der Abwehr Englands wären aber dadurch wesentlich verbessert worden. Vor allem jedoch brachte er den französischen Überseehandel nicht empor. Einmal fehlte es diesem an den Ausfuhrbeziehungen in den Ländern jenseits der Meere. Sodann verblieb den Engländern die Herrschaft über die Ozeane dank ihrer Kriegsflotte und dank ihrer kolonialen Stellungen. Die Kehrseite der napoleonischen Politik gegen England, ihre Mängel und Unmöglichkeiten rücken mit dieser Beobachtung in unseren Gesichtskreis ein. Wie lebhaft Napoleon auch den Wirtschaftskrieg gegen England in der folgenden Zeit führte, die Vorentscheidung für den ihm verderblichen schließlichen Ausgang des Streites fiel vermutlich doch schon in den ersten Jahren nach 1802. Als er und England sich 1803 wieder den Krieg erklärten, griff er zunächst noch einmal auf den Plan einer Landung in England zurück. Er setzte sich mit andern Worten in den Kopf, den Kampf mit England in einen Landkrieg auf festländische Art umzuwandeln. Der Einfall war 1798 erklärlich gewesen, weil Napoleon damals noch keine genauere Einsicht in die Bedingungen der englischen Weltherrschaft hatte. Jetzt mutete es an, als wollte Napoleon mit dem Kopf wider die Wand rennen oder der Aufgabe nicht ihrer vollen Größe gemäß ins Antlitz schauen. Kaum erwies sich 1805 das Unterfangen als unmöglich, so ließ er auf militärischem Gebiete so gut wie ganz von England ab. Er hatte wohl 1802 mit dem Wiederaufbau der französischen Flotte begonnen. Aber im Gegensatz zu den andern Aufgaben, die er anpackte, fand er dabei weder einen ausgezeichneten Mitarbeiter, noch verwandte er persönlich alle seine Kraft darauf, etwas Großes zu leisten. Im Oktober 1805 vernichtete ihm Nelson bei Trafalgar, was wieder an französischen Kriegsschiffen auf dem Meere schwamm. Napoleon fügte sich darein. Das Höflingswort, mit dem Talleyrand den Kaiser über den Schlag

trösten zu können meinte, daß der Sieg Frankreich versagt geblieben sei, wo sein Genius nicht selbst zur Stelle war, enthüllte erst recht, daß sich Napoleon der Flotte trotz ihrer entscheidenden Bedeutung für seinen schwersten Kampf nicht mit dem vollen Gewicht seiner Persönlichkeit widmete. Kaum anders hielt er es mit der Kolonialpolitik. Er trieb Kolonialpolitik, zum Ärger der Engländer. Sie ließ jedoch bei der Auswahl der Ansatzpunkte seinen strategischen Blick vermissen, sie trug ihm wenig erfreuliche Früchte, nach und nach stand er wieder von ihr ab. Statt dessen brachte er immer weitere Strecken europäischen Küstenlandes in seine Hand, so daß das französische Gebiet 1809 schon von Hamburg bis nach Illyrien reichte. Aber einmal hörte deshalb die Nachfrage der festländischen Völker nach Kolonialwaren nicht auf, so daß die Unterbindung des offenen Handels zum Teil durch das Wachsen des Schleichhandels wettgemacht wurde. Sodann trieb die Küstenerwerbspolitik Napoleon zu Zumutungen an die übrigen europäischen Staaten, denen sie sich im Augenblicke vielleicht unterwerfen mußten, die aber für immer in ihnen einen Stachel zurückließen. Österreich wurde vom Meere abgedrängt, ganz Deutschland in französisches Hinterland verwandelt, Spanien zu einem französischen Vasallenstaat herabgedrückt. Die Frage ist noch ungeklärt, ob Napoleon zu ausreichenden Vorbereitungen unfähig war, um den englischen Welthandel in seinen wichtigsten Stützen, seinen unentbehrlichen Sicherungs- und Deckungsmitteln, der Flotte und den Kolonien, zu treffen, ob also seine territoriale Ausdehnungspolitik die Küsten des Festlandes entlang nur ein Notbehelf und der Verzicht auf eine eigene Flotte und die Begründung eines neuen französischen Kolonialsystems unvermeidlich war. Oder hatte er für den Notbehelf eine Vorliebe und offenbart sich infolgedessen darin eine Schwäche seiner politischen Anlage, die ihn hinderte, die von ihm aufgenommene Weltpolitik sachgemäß zum Ziele zu bringen? Wahrscheinlich schätzte er doch weder die Flotte noch die Kolonien in ihrer besonderen Natur als weltpolitische Machtmittel so richtig ein, wie England sie allezeit mit Meisterschaft zu verwenden gewußt hat. Vielleicht entwickelte sich auch nur seine Neigung, England niederzuringen, nicht kräftig und beharrlich genug, um über alle Schwierigkeiten hinweg den Bedingungen des Kampfes gerecht zu werden.

Vor dieses Problem gestellt, möchte man wünschen, fürs erste einmal ein Buch über Talleyrand und Napoleon zu besitzen. Talleyrand war Napoleons Minister für das Auswärtige, und es ist unzweifelhaft, daß der kluge Diplomat Einfluß auf die auswärtigen Entschlüsse seines Herrn ausübte. Nicht sowohl großzügig, wie gewandt und anpassungsfähig, vertrat Talleyrand die Überlieferungen der vom Ancien Régime bevorzugten französischen Politik. Noch bevor Napoleon erster Konsul wurde, hatte Talleyrand schon daran gearbeitet, Frankreich mit einem Gürtel von ihm abhängiger Vasallenstaaten zu umgeben und das innere Deutschland möglichst tief ins Bereich französischer Einwirkung einzubeziehen. Frankreich sollte die führende Stellung in Mitteleuropa einnehmen. Napoleon strebte, als die beiden Männer

in Berührung miteinander kamen, nach der entgegengesetzten Richtung. Aber er trug ein Erbe geschichtlicher Bestrebungen in seinem Blute mit sich, das ihn den Vorstellungen Talleyrands zugänglich machte. Er hatte dem englischen Imperialismus Fehde angesagt; denn keinen anderen fand er vor oder in der Entfaltung begriffen. Aber die imperialistische Idee, von der die Engländer ausgingen, war ihm wesensfremd. Er war Italiener. Ihn zog die imperialistische Auffassung der Antike und des Mittelalters heimlich viel stärker an als die englische. Sie war nicht mit wirtschaftlichen Zwecken verquickt, sondern mit geistigen Kulturidealen durchtränkt und weit mehr als jene dem Ehrgeize eines einzelnen Individuums zu Diensten. Der Gedanke an das eigene Ich war aber in Napoleon nur allzu kräftig. Es war sein Hauptstreben, den Ruhm Alexanders und des Augustus, Karls des Großen und Karls V. zu erlangen. In diesem Zusammenhange fällt auch auf Goethes Wohlwollen für Napoleon, das die national gesinnten Deutschen des 19. Jahrhunderts so sehr befremdete, von Napoleon aber erwidert wurde, das rechtfertigende Licht. Der Dichter wandte durch sein naturwissenschaftliches Interesse sein Antlitz auf seine Art ebenso der Zukunft zu wie Napoleon durch seine Erkenntnis des Gegensatzes zwischen England und dem Festlande. Aber die allgemeine Weltanschauung des höchstentwickelten Geistesmenschen wie des höchstentwickelten Tatmenschen an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert wurde durch dieselbe tausendjährige Welt in der Vergangenheit wurzelnder abendländischer Kulturideale geformt. Der Orient als das Wunderland der abendländischen Phantasie, das Urland der abendländischen Kultur, der weiträumige, der weise und abgeklärte Orient hatte Napoleons Unsterblichkeitsverlangen zuerst gelockt, wie er Goethe bei zunehmender Reife so vieles spendete. Dann erst hatte der Korse, um seinen Ehrgeiz mit dem Vorteile Frankreichs zu verknüpfen, durch verstandesmäßige Überlegung den Blick auf Ägypten gerichtet und gegen England gewandt. In der genauen Bestimmung des Einflusses, den der klassisch-abendländische Imperialismus auf Napoleons Verhalten zu seiner größten Aufgabe, der Bekämpfung Englands, ausübte, bietet sich einer Geschichtsforschung, die sich vom gegenwärtigen Kriege die Blicke schärfen läßt, noch ein weites und schwieriges Feld lehrreicher Untersuchungen. Geradezu formelhaft dürfte das Innerste der napoleonischen Vorstellungswelt 1804 in seinem Ausrufe zum Ausdrucke gelangt sein, daß er nicht der Nachfolger Ludwigs XIV., sondern Karl der Große sei. Mitten in den Vorbereitungen zur Durchführung des Kampfes mit England erneuerte er im selben Jahre das Kaisertum, ließ er, der Freidenker, den Papst nach Paris reisen, um durch seine Anwesenheit der Kaiserkrönung eine höhere Weihe zu geben, und setzte er sich im folgenden Jahre auch die eiserne Krone als Zeichen der Herrschaft über Italien in Mailand aufs Haupt. Greifbar deutlich tritt uns in dergleichen symbolischen Handlungen, in der schlagwortartigen Bemerkung die seelische Disposition Napoleons entgegen, kraft der ein Talleyrand Eindruck auf ihn machen konnte, kraft der sich Napoleon zuletzt aber noch weit über Talley-

rands Bestrebungen hinaus auf Ziele einer ganz und gar kontinental gebundenen Politik festlegte. Talleyrand war französischer in seiner Politik als sein Meister, und Napoleons Imperialismus wurde ihm selbst mit der Zeit zu maßlos. Darin jedoch traf beider natürliche Denkrichtung zusammen, daß sie vom Meere im Westen fort in das Innere Europas wies. Es ist möglich, daß Napoleon mit einem andern Berater an der Seite und an der Spitze einer anderen, wirtschaftlich ehrgeizigeren Nation seine Träume vollends gebändigt, seine Sehnsucht ganz in die Zucht seines Verstandes gebracht, die Bedingungen seines Sieges über England schärfer bis zu Ende erwogen und sein Alles an ihre Erfüllung gesetzt hätte. Unter den gegebenen Umständen aber geriet er in den für die Bildung seiner Anschauungen besonders wichtigen Jahren 1802—1805 immer fester in den Bann kontinentaler Gesichtspunkte. Es umschlangen ihn, den Schlangen Laokoons gleich, immer unentrinnbarer, Bestrebungen in der Richtung des klassisch-abendländischen Imperialismus, die ihn von dem Vernichtungskampfe des ganz anders gearteten englischen Imperialismus schließlich weit ablenkten. Die englischen Staatsmänner haben früh die verwundbare Stelle in den Neigungen ihres gewaltigen Gegners erkannt und nach Kräften dahin gewirkt, daß er auf dem Festlande kriegerisch beschäftigt wurde und dadurch immer mehr die Kraft zur vollen Austragung des Gegensatzes mit ihnen einbüßte. Für England konnte nichts erwünschter sein, als daß sich Napoleon über dem Ansturm gegen seinen Imperialismus vor dessen Gelingen der Begründung eines eigenen, die Freiheit der festländischen Völker bedrohenden Imperialismus hingab. Für unsere eigene politische Erziehung in Deutschland müßte es von größtem Werte sein, wenn uns einmal das ganze verwickelte Nach- und Nebeneinander von Geschehnissen in seinem inneren Zusammenhange dargelegt würde, wie Napoleon auf dem Festlande mit Landeserweiterungen anfing, die er noch aus den Notwendigkeiten des Gegensatzes zu England zu rechtfertigen vermochte, wenn schon sie als Mittel zum Zwecke nicht ausreichten, und wie er mit dem Auftürmen einer Universalherrschaft endigte, die alle europäischen Nationen, auch die Kirche zum Schlusse gegen ihn aus Selbsterhaltungstrieb aufrufen mußte und die ihn zugleich durch unerhörte Ansprüche an das Gut und Blut Frankreichs unvermeidlich um den Ertrag aller Anstrengungen für die wirtschaftliche Stärkung Frankreichs gegen England brachte. Statt dessen behelligten uns deutsche Historiker noch neuerdings mit allgemein gehaltenen Redewendungen von napoleonischer Eroberungspolitik, vor deren Beispiel sie das deutsche Volk warnen zu sollen glaubten. Nur darauf kommt es für unser Volk an, die Grenze zwischen den Landerwerbungen nachzuweisen, die Napoleon in wohlüberlegter Abwehr der englischen Handelsvorherrschaft vornahm, und die er aus reiner Beutegier und zur Steigerung des Glanzes seines Namens machte.

Bedürfnisse seiner Art des wirtschaftlichen Kampfes gegen England hatten Napoleon zur Einverleibung der west- und südeuropäischen Küstenlandschaften bewogen. Die Abwehr blieb unvollkommen, solange als er an der

Elbe Halt machen mußte und nicht auch die Ostsee dem Feinde zu versperren vermochte. Er strebte daher sogleich nach der Verhängung der Blockade erneut mit äußerstem Nachdrucke nach dem Frieden und der Verständigung mit Rußland, das 1805 zusammen mit Österreich wieder den Krieg gegen ihn aufgenommen hatte. Zar Alexander, der Menschenfänger, umspann ihn sofort, als er ihn, durch Niederlagen zur Nachgiebigkeit gezwungen, im Sommer 1807 zu Tilsit mit den Worten begrüßte, daß England ihr gemeinsamer Feind sei. Der Tilsiter Friede reihte Rußland und mit ihm die Ostsee in das System wirtschaftspolitischer Absperrung des Festlandes ein, worauf Napoleons Hoffnung des Sieges über England damals noch beruhte. Der Friede mit Rußland hätte die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens auf dem Festlande bedeuten müssen. Dann wäre die Hoffnung vielleicht nicht völlig enttäuscht worden. Aber gleich hinterher brach der Krieg in Spanien aus. 1809 folgte der dritte österreichische Krieg. Von der Industrie Frankreichs war darauf eine Krise nicht länger fern zu halten, die 1810 ihre frische Blüte zum größten Teile vernichtete. Die Trianonedikte Napoleons vom selben Jahre, die teils die Einfuhr unerträglich schwer mit Abgaben belasteten, teils mit äußerster Gewalt die noch im französischen Bereich befindlichen englischen Waren zu fassen versuchten, trafen kaum minder schwer Frankreichs Handel. Napoleon mußte bald Ausnahmen gewähren, die einem Bankrott seiner Handelspolitik daheim gleich kamen. Fast zur selben Zeit entzog sich auch Rußland schon wieder dem Kontinentalsystem. Unter der Unfähigkeit Frankreichs, den von England abgeschlossenen Völkern vollen Ersatz zu bieten, litten die weniger kultivierten noch stärker als die höher entwickelten. Die russische Gesellschaft wollte nichts von der ihr aufgezwungenen Beeinträchtigung ihrer Lebensgewohnheiten wissen. Der durch die Sperre auf dem russischen Wirtschaftsleben lastende Druck schmerzte um so mehr, als sich England kurz nach dem Tilsiter Frieden durch einen der ungeheuerlichsten Neutralitätsbrüche der Weltgeschichte in den tatsächlichen Besitz des Sundes, der Zufahrt in die Ostsee, gesetzt hatte. Von der Krise in Frankreich an und seit dem Rücktritte Rußlands von der Blockade war Napoleons Bemühen, England auszuhungern und dadurch zu besiegen, aussichtslos. Er verfiel fortan, ohne sich noch zu sträuben, dem Wunsche, die Herrschaft im Orient an sich zu reißen. 1800 war er vor Rußland aus dem Orient zurückgewichen. Nach 1807 mühte er sich ab, über den Orient eine Verständigung mit Rußland zu finden. Rußland drang dort, ohne sich von ihm binden zu lassen, mit Waffengewalt weiter und weiter vor. Er aber wollte, daß der wichtigste Teil des Balkan und Konstantinopel selber ihm als Siegesbeute aufgespart blieben. Vergeblich wirkte er auf Österreich ein, daß es sich in die Balkanwirren einmische und Rußland aufzuhalten helfe. Immer schwieriger wurde sein Auskommen mit dem Zaren. Äußerlich verlief darüber das Jahr 1811 am ruhigsten von allen in Napoleons Regierungsgeschichte. Aber es war eine Stille, die Furcht erregte. Napoleons nächste Umgebung

überkam das Grauen, so daß sie sich in Sicherheit zu bringen suchte. Napoleon selbst wußte ohne Selbsttäuschung, daß er nicht Rußland und England zugleich zum Gegner haben durfte. Brauchte er doch vielmehr den Zaren als Bundesgenossen, um über England zu siegen. Aber der Dämon in ihm, die Last abendländischer Überlieferungen zwang ihn, immer ungeduldiger nach dem Orient zu drängen, wo ihn Rußland zu allen Zeiten nur als Feind erwarten konnte. 1812 rückte er an der Spitze der großen Armee in Rußland ein, um sich in Moskau Konstantinopel zu erstreiten. Es hatten ihn über den gewaltigen Vorkehrungen für den russischen Feldzug mehr als einmal Zustände heftigster geistiger Erregung bemeistert. In Ausdrücken, die er fast ohne Zusammenhang hervorstieß, sprach er davon, daß er in Moskau und Konstantinopel nicht halten, sondern weiter nach Jerusalem ziehen würde. Er beneidete Alexander, der sich auf der Höhe seiner Macht von dem ungebildeten Volke noch als Sohn Gottes anbeten lassen konnte. Er lästerte, daß er seinen Thron auf Golgatha aufschlagen werde. Ruhe aber wollte er auch in Jerusalem nicht finden. Er werde sein Heer nach Indien führen und dabei nicht am Indus umkehren. Er werde die himmelhohen Gebirge Mittelasiens überschreiten und erst endgültig rasten, wenn er den Nabel der Welt, wenn er Peking erreicht habe. Behaupte er sich dort, müsse sich ihm das ganze Erdenrund, die neue wie die alte Welt, in Ehrfurcht beugen. Es waren Ausgeburten einer fiebernden Phantasie. An den Weltherrschaftsträumen der beiden vergangenen Jahrtausende klassisch-abendländischer Kultur hatte sie sich berauscht. In welchem Abstande dazu bewegten sich die kühlen, sachlichen Erwägungen wirtschaftlicher Herrschaft, die der englischen Politik Richtung und Ziel gaben! Ihnen gehörte die Zukunft; sie waren erfüllbar. Jene waren zuletzt noch immer wie eitel Schaum zerflossen. Bald nachher ereilte Napoleon sein Schicksal. Er zog nur selbst, wieder ernüchtert, das Ergebnis seiner Geschichte, als er nach Waterloo seinen Degen englischen Seeoffizieren übergab. Sie waren in der Tat, wie er es sagte, die Vertreter der Macht, über die allein und auf deren Lebenselement, dem Meere, er niemals gesiegt hatte.

Es ist verführerisch, dem nachzusinnen, wie viele Übereinstimmungen unsere gegenwärtige Lage noch mit den Umständen aufweist, unter denen Napoleon seinen großen verlorenen Kampf gegen England kämpfte. Gewiß wirken auch in unserer Politik Kulturüberlieferungen des klassisch-abendländischen Universalismus noch weiter, die eine klare Erfassung dessen zu hemmen vermögen, worauf es bei dem Machtkampf mit dem englischen Imperialismus ankommt. Auch wir befinden uns in der Schwierigkeit, des Orients wegen gleichzeitig mit Rußland wie mit England Krieg führen zu müssen, obwohl es noch heute wie vor hundert Jahren kaum denkbar erscheint, mit beiden Weltmächten politisch fertig zu werden. Auch uns fehlt es an den ausreichenden kolonialen Stützpunkten, den englischen Welthandel zu erschüttern und unsern zu sichern. Fast ganz Europa ist wider uns aufgestanden und behauptet, in uns die Geißel der Zivilisation, den

Zwingherrn zur Unfreiheit vernichten zu müssen. Gott sei Dank aber ist wenigstens unsere Flotte weiter entwickelt und ihre Angriffskraft höher gesteigert, als es mit der französischen Flotte zu Napoleons Zeiten der Fall war. Geistig und wirtschaftlich sind wir für den Kampf um ein Vielfaches besser gerüstet, als die Franzosen es waren. Vor allem aber hat unser ganzes Volk mit einem Ernst und einer inneren Bereitschaft den Kampf angenommen, der den Franzosen niemals Herzenssache war. Noch hat sich die Wage nicht zu des einen oder anderen Gunsten gesenkt. Wir stehen mitten in der Not des ungeheuren Krieges. Welch seltsames und ergreifendes Schauspiel bietet es da doch dar, daß unsere 70 Millionen Menschen zählende Nation in ihrer gewaltigsten Stunde hundert Jahre nach dem Niederbruche der in ihrer Art kaum minder gewaltigen geschichtlichen Erscheinung des großen Korsen an demselben Platze kämpft, wie dereinst er. Sein Genius hat die weltgeschichtlichen Aussichten der festländischen Völker und das Hindernis, das England für sie bedeutet, zuerst kämpfend erfaßt. Er ist an dem tragischen Zwiespalt zwischen der kühn ergriffenen neuen Aufgabe und der Gebundenheit des festländischen Denkens an Gesichtspunkte und Gefühlsregungen vergangener Kulturperioden untergegangen. Wir, das deutsche Volk, wir hoffen zu leben und zu siegen.

England und Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts/Von Hermann v. Grauert

II.

Wir haben die Keime des deutschfeindlichen Weltbundes zu dreien, wie er im Jahre 1904 am 8. April durch das Abkommen zwischen England und Frankreich vorbereitet wurde und am 31. August 1907 durch die Verständigung zwischen England und Rußland sich nahezu vollendete, bis in das Jahr 1894 hinauf verfolgt und aufgedeckt. Zum besseren Verständnis der gegenwärtigen Weltlage aber mögen noch zwei erläuternde Bemerkungen gestattet sein. In dem liberalen Ministerium Gladstone-Rosebery, das von 1892 bis 1895 die englischen Staatsgeschäfte führte, und in welchem zunächst Lord Rosebery, dann aber, von März 1894 angefangen, Earl Kimberley als Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten fungierten, war unter diesen beiden auswärtigen Ministern der damals blutjunge Sir Edward Grey, ein liberaler Imperialist — er ist im Jahre 1862 geboren —, als Unterstaatssekretär berufen, die auswärtigen Angelegenheiten im Unterhause des Parlamentes zu vertreten, in welchem die beiden Lords Rosebery und Kimberley als Mitglieder des Oberhauses nicht befugt waren, an den parlamentarischen Verhandlungen teilzunehmen. Sir Edward Grey hat also in einem Lebensalter von 30 bis 33 Jahren als vielfach geschäftsführender Unterstaatssekretär im Foreign Office reichlich Gelegenheit gehabt, über die drei großen Systeme nachzudenken, welche für die auswärtige Politik Großbritanniens damals und später in Betracht kommen konnten, und auch publizistisch vielfach erörtert wurden: 1. das System des Alleinbleibens Englands, die oftmals als splendid gerühmte isolation, 2. das System der Anlehnung an den Mitteleuropäischen Dreibund (Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien), und 3. das System der engeren Verbindung mit dem Zweibunde, den beiden kontinentalen Flügelstaaten Rußland und Frankreich.

Zweifellos hat Sir Edward Grey in den Jahren 1892 bis 1895 auch ausreichend praktische Erfahrungen im Bereiche der auswärtigen Politik sammeln können, die ihn geeignet erscheinen ließen, als Staatssekretär die auswärtigen Geschäfte zu führen, seitdem nach einer zehnjährigen konservativ-unionistischen Ära die Liberal-Radikalen Ende 1905 mit den Ministerien Campbell-Bannermann und dann Asquith wiederum an das Staatsruder berufen wurden. Man darf also nicht von vornherein mit jener Geringschätzung über die politischen Fähigkeiten Sir Edward Greys urteilen, wie sie in der letzten Zeit hie und da hervorgetreten ist.

Die zweite Bemerkung aber, die zu machen ist, betrifft abermals die epochale Bedeutung des Jahres 1894. In diesem Jahre unternimmt das Deutsche Reich eigentlich die ersten noch schüchternen Schritte auf den Bahnen der Weltpolitik, die in der Folgezeit häufiger und sicherer geworden

sind.* Bismarck hatte seine politische Lebensaufgabe darin gefunden, den alten Deutschen Bund, der den drei alten außerdeutschen europäischen Großmächten Rußland, Frankreich und England höchst bequem war, abzubrechen und an seine Stelle den Neubau des Deutschen Reiches unter Preußens Führung zu setzen, dieses Deutsche Reich dann in nähere politische Verbindung mit dem versöhnten Österreich-Ungarn zu bringen (1879) und den Zentraleuropäischen Zweikaiserbund durch den Beitritt Italiens zum Dreibund im Jahre 1882 zu ergänzen. Dem Scharfblick und der Tatkraft Bismarcks ist es auch gelungen, seit dem Jahre 1884 unter Ausnützung des russisch-englischen Gegensatzes und unter glücklicher Überwindung englischen Übelwollens dem Deutschen Reich seinen Kolonialbesitz in Afrika und in der Südsee zu erwerben und zu sichern. Im Grunde genommen aber ist Bismarcks Politik eine überwiegend kontinental-europäische gewesen, darauf bedacht, das neue Deutsche Reich zu begründen und nach innen wie nach außen sorgsam auszubauen und in der durch große Erfolge glücklich errungenen starken kontinentalen Machtstellung zu erhalten. Schon die Angelegenheiten des näheren europäischen Orientes, der Balkanhalbinsel, Konstantinopels wie der Türkei schienen ihm nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert zu sein.**

Von dieser bescheidenen und doch konzentrierten Selbstgenügsamkeit, die in dem Ausspruche gipfelte, das Deutsche Reich sei ein saturierter Staat, ist unter dem neuen Kurse Kaiser Wilhelms II. vornehmlich seit dem Jahre 1894 nach planmäßiger Überlegung abgewichen worden. Mit vollem Rechte konnte vor kurzem ein rühriger Verfechter deutscher Weltinteressen erklären, auch von der Befolgung der Grundsätze Bismarcks gelte das Wort, daß der Buchstabe töte, der Geist aber lebendig mache.*** Schon die von Bismarck erworbenen Kolonien lenkten die Blicke hinaus über das Meer; stärker

* Theodor Schiemann sagt in einer Übersicht über das Jahr 1898: ‚Die Entwicklung der letzten Jahre, und namentlich das Jahr 1898, hat dahin geführt, daß an die Stelle der europäischen Staatenpolitik eine Weltpolitik getreten ist ... Europa ist für die europäischen Völker zu klein geworden.‘ ... Seit der Teilnahme Deutschlands an der Aktion Rußlands und Frankreichs gegen Japan (also 1895) beginnt nun eine neue Periode, nicht nur für Deutschland selbst, sondern für alle Mächte, die an der großen Aufgabe teilnehmen, der europäischen Kultur die Vorherrschaft zu wahren. Th. Schiemann, Deutschland und die große Politik anno 1901, Berlin 1902, S. 32. Dietrich Schäfer erklärte i. J. 1897, jede tiefer eindringende Erwägung der gegenwärtigen Weltlage führe unwiderstehlich zu der Überzeugung, daß für die weitere Entwicklung der Nationen das Weltmeer und die Freiheit der Bewegung auf ihm entscheidend sein würden. ‚Weltgeschichte‘ fange jetzt erst an, zur Wirklichkeit zu werden. Alle Staatsmänner der europäischen Großmächte müßten jetzt ‚Weltpolitik‘ treiben. Jetzt von neuem abgedruckt in Dietrich Schäfer, Deutschland und England in See- und Weltgeltung. Vier Beiträge zur Beurteilung der Zeitlage. Leipzig 1915, S. 82—84, 111—113.

** Martin Spahn, Im Kampf um unsere Zukunft, M.-Gladbach 1915 S. 34 ff.

*** Paul Rohrbach, Bismarck und wir, München, F. Bruckmann 1915 S. 27 f.

noch wirkten in der gleichen Richtung die wachsenden Handelsinteressen des deutschen Volkes, deren sorgsame Pflege sich Bismarck in seiner Amtsführung als Reichskanzler allezeit angelegen sein ließ. Der Betriebsamkeit des deutschen Handels und Gewerbefleißes hatte einst in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts schon Friedrich List ein ergiebiges Feld für fruchtbare Betätigung gewiesen in den Europäischen Ländern des Ottomanischen Reiches, die in diesen 40er Jahren noch in unmittelbarer Berührung mit Österreich-Ungarn die Balkanhalbinsel umfaßten.*

Die beiden eindrucksvollen Orientreisen, welche das deutsche Kaiserpaar in den Jahren 1889 und 1898 unternahm, die auch ein persönliches Verhältnis zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Sultan Abdul Hamid begründeten, haben den wirtschaftlichen Unternehmungen deutscher Ingenieure und deutschen Kapitals einen mächtigen Antrieb gegeben. Auf die Anatolische Bahn (Haïdar-Pascha-Konia) folgte seit 1899/1901 ff. das großartige Projekt der Weiterführung der Bahn ins Euphrattal, nach Bagdad am Tigris und von da zum Persischen Golf.** Mit seiner Verwirklichung wäre ein gewaltiger, Europa und Asien quer durchziehender Schienenstrang Berlin-Konstantinopel-Bagdad geschaffen worden, der London, Ostende, Antwerpen, Hamburg, Berlin und Wien in die rascheste Verbindung mit dem Indischen Ozean gebracht haben würde. Die Aussicht, durch diese neue Straße des Völkerverkehrs dem alternden Ottomanischen Reiche, vornehmlich in Vorderasien, neues frisch pulsierendes Wirtschaftsleben einzuhauchen, konnte wie mit magischer Kraft den Geist betriebsamer Unternehmer anspornen. Deutschland glaubte hier ein Feld für fruchtbare, friedliche ökonomische Werbetätigkeit gefunden zu haben. Sehr bald aber sah es sich mißgünstiger Behinderung von seiten der englischen Politik ausgesetzt.

In England reifte seit der Mitte der 90er Jahre der andere, gleichfalls gewaltige Plan, Ägypten, das man seit 1882 besetzt hielt, in unmittelbare

---

* Friedrich List, Gesammelte Schriften ed. Ludw. Häusser Bd. II S. 441 und 455 ff. Kleinasien und Ägypten wollte List damals einem englischen ‚Mittelreich' überlassen wissen. Vgl. meine Ausführungen: ‚Deutschlands Weltstellung und der Katholizismus' in der Wissenschaftl. Beilage der Berliner Germania v. 5. April 1900. Paul Rohrbach erkennt dagegen gerade in Ägypten die englische Weltfessel, mit welcher England alle Völker in den Ländern und Erdteilen diesseits und jenseits der großen von Port Said bis zum Bab el Mandeb reichenden maritimen Seeverkehrswege gebunden halte. Die Welt, so sagt neuerdings noch im April-Mai 1915 Rohrbach, könne nicht frei werden von der Suprematie oder vielmehr Tyrannei Englands auf dem Meere, solange Ägypten in der Hand Englands sei und England den Suezkanal nach Belieben zu öffnen und zu schließen imstande sei. Paul Rohrbach, Bismarck und wir, Zweites Kapitel: Sprengt die englische Weltfessel, S. 27–45.

** Paul Rohrbach, Die Bagdadbahn, Berlin 1902, 2. Aufl. 1911; André Chéradame, Le chemin de fer de Bagdad, Paris, Plon 1903; Victor Bérard, Le Sultan, l'Islam et les Puissances (Constantinople, La Mecque, Bagdad), Paris, Armand Colin 1907 und René Pinon, L'Europe et l'Empire Ottoman, Paris, Perrin & Co. 1908 S. 333 ff. und 386 ff. Die beiden Schriften von Chéradame und Bérard sind mir nur durch Pinons Anführungen bekannt.

räumliche Verbindung mit Indien zu bringen, indem man als Zwischenglieder Arabien, das südliche Mesopotamien und Südpersien einlegte.* Seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts hat der englische Ingenieur Sir William Willcocks in England, Ägypten und Indien Propaganda gemacht für den Plan, das alte Babylonien mit englischem Kapital und englischer Technik wieder zum Kulturland zu machen, und es mit englischen Untertanen, Indern und ägyptischen Fellachen, zu besiedeln.** Jedenfalls sollten diese ausgedehnten, zukunftsreichen Ländergebiete als englische Einflußsphären behandelt und fremdes Übergewicht von ihnen ferngehalten werden. Kaum hatte die Deutsche Bank am Ende des Jahres 1899 vom Sultan die Konzession zum Bau der Bagdadbahn erlangt, die in Koweit am Persischen Meerbusen endigen sollte, so bestritt England dem Sultan in Konstantinopel die Oberhoheit über Koweit. Dem englischen Vizekönig von Indien (1899—1904), Lord Curzon, der sich auch literarisch mit den großen zentralasiatischen Problemen beschäftigt hatte, ist es später gelungen, im Persischen Golf den britischen Einfluß zum ausschließlich herrschenden zu machen. Von Mißtrauen gegen die russische Politik erfüllt, bemühte er sich, den britischen Handel in Persien zu fördern und unternahm er im November 1903 eine eindrucksvolle Reise im Gebiete des Persischen Golfs.*** Der Zwischenfall von Tabah zeigte der Welt zurzeit der Konferenz von Algesiras im Frühjahre 1906, wie England die Türkei auch von der Halbinsel Sinai fernzuhalten erfolgreich versuchte. Als in Frankreich vernünftige Überlegungen durch den Revanchegedanken noch nicht völlig zurückgedrängt waren, hat ein Kenner der Schicksale des Türkischen Reiches seine Existenzberechtigung unumwunden anerkannt. René Pinon sagte in seinem beachtenswerten Werke: L'Europe et l'empire Ottoman im Jahre 1908: La politique d'intégrité de la Turquie et de souveraineté du Sultan ne s'inspire d'aucune doctrine, mais d'une nécessité d'ordre économique. Les relations amicales avec la Sublime-Porte sont de tradition dans l'histoire française.† Pinon ist unbefangen genug, das Bestehen gewisser Gegensätze zwischen Frankreich und Rußland im Türkischen Reiche anzuerkennen, Gegensätze, welche den Abschluß der festen russisch-französischen Allianz nicht gehindert hätten. Hinsichtlich des näheren türkischen Orients empfahl er im Sommer 1908 Verständigung selbst zwischen Frankreich und Deutschland. Nur guter Wille sei dafür auf beiden Seiten erforderlich. Die wirtschaftliche Wiedergeburt der asiatischen

* Man vergleiche dazu die vorhin erwähnten Ausführungen von Friedrich List über das englische Mittelreich in Ägypten, Kleinasien etc.

** Victor Bérard, Le Sultan, l'Islam et les Puissances; René Pinon, l'Europe et l'Empire Ottoman p. 391 ff.; Paul Rohrbach, Die Bagdadbahn 2. Aufl. S. 21—27, Desselben Bismarck und wir, S. 37 f.

*** Encyclopaedia Britannica 11th ed. Cambridge 1910 Vol. VII p. 665, Ernest Lémonon, L'Europe et la politique Britannique 1882—1911, Paris 1912, S. 204—208, 399.

† R. Pinon a. a. O. S. 361.

Türkei sei ein ungeheures Werk, das erst in seinen Anfängen stehe und gewaltige Kapitalien erfordern werde. Derartige Unternehmungen könnten nicht einem einzigen zufallen. Jl y a place pour tout le monde, dans l'Empire Ottoman, — même pour les Turcs.*

England hat Deutschland die Verständigung über die rivalisierenden wirtschaftlichen Bestrebungen in der Türkei gewiß nicht leicht gemacht. Die Rolle, welche ehemals von der britischen Politik gespielt worden und die in der Erhaltung der Integrität der Türkei gipfelte, war seit dem Jahre 1894 vom Deutschen Reich übernommen worden.** Noch im Jahre 1911 meinte Paul Rohrbach, wie das Ziel der politischen Operationen König Eduards VII. nicht der Krieg mit Deutschland, sondern die Herbeiführung eines solchen Verteilungszustandes der politischen Kräfte gewesen, daß Deutschland sich gezwungen sehen sollte, unter Verzicht auf die Entscheidung der Waffen geschehen zu lassen, was geschehen sollte, so müsse auch von unserem deutschen Standpunkte aus das ganze türkische Regenerationsprogramm, von dem die Eisenbahnen ein besonders wichtiges Stück bildeten, vor allen Dingen als ein Stück Sicherung für den Frieden mit Ehren zwischen uns und England angesehen werden.*** Im Sommer 1914 soll nun trotz der bestehenden starken Gegensätze und Spannungen die Verständigung zwischen England und Deutschland über den Ausbau der Bagdadbahn dem Abschluß unmittelbar nahe gewesen sein. Der Weltkrieg hat sie selbstverständlich zerrissen.

Vorher aber, seit 1894/95, hat gerade das Schicksal der Türkei neue Gegensätze zwischen der britischen und der deutschen Politik geschaffen, die mit wechselnder Schärfe hervorgetreten sind.† Die konservative Partei in England, die noch unter Lord Beaconsfield auf dem Berliner Kongreß im Jahre 1878 und lange danach mit aller Entschiedenheit für die Integrität des Türkischen Reiches eingetreten war, hat seit dem Spätsommer und Herbste 1895 die Gefahr des Auseinanderfallens der Türkei oft und scharf hervorgehoben. Marquis von Salisbury, seit Ende Juni 1895 der konservative Premierminister und zunächst auch Leiter der auswärtigen Politik, hat im Hinblick auf erneute Metzeleien unter den Armeniern (1894, 1895/96) die Katastrophe des Ottomanischen Reiches so drohend an die Wand gemalt, daß die Welt das bisher Unerhörte erlebte. Als Marquis v. Salisbury beim Lord-Mayors-Bankett am 9. November 1895 den Sultan persönlich in den ernstesten, biblisch gefärbten Wendungen für die Nicht-

* R. Pinon a. a. O. S. 363.

** René Pinon, L'Europe et l'Empire Ottoman p. 54—60, Ernest Lémonon, L'Europe et la politique britannique 1882—1911, Paris 1912, S. 152—156.

*** P. Rohrbach, Die Bagdadbahn, 2. Aufl., S. 26 f., Derselbe, Zum Weltvolk hindurch, Stuttgart 1914, S. 10 f.

† Man vergleiche auch die Preßpolemik zwischen der Kölnischen Volkszeitung und den Hamburger Nachrichten im August 1895 in „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung", herausgeg. von Joh. Penzler Bd. VI S. 291 f.

verwirklichung der verheißenen armenischen Reformen verantwortlich gemacht hatte, da richtete der Großherr in Konstantinopel persönlich an Lord Salisbury ein Handschreiben, in welchem er sein Ehrenwort für die Durchführung der Reformen in Armenien verpfändete und den englischen Premierminister ersuchte, in einer neuen Rede den Irrtum der Bankettrede vom 9. November 1895 öffentlich zu berichtigen. Lord Salisbury hat am 19. November bei einer Versammlung der konservativen Vereine zu Brighton der aufhorchenden Welt von diesem ganz ungewöhnlichen Schreiben Kenntnis gegeben, aber die von ihm weiter hinzugefügten kritischen Worte konnten eher als eine erneute Aufreizung der nicht muselmanischen Untertanen des Sultans gedeutet werden.* Der konservative ‚Standard' verlangte auch für die türkische Regierung die Einwirkung des Lebenshauches der öffentlichen Meinung, durch welche die entnervende Atmosphäre von Yildiz Kiosk erfrischt werden müßte. Noch vor Ablauf des Jahres 1895 aber trieb die konservative Wochenschrift ‚The Spectator' zu raschem und energischem Handeln gegen das Sultanat um jeden Preis an. Vorher schon hatte dieses Blatt zu einer gütlichen Verständigung mit Rußland über die ganze Türkenfrage geraten. England könne Rußland den Weg zum Mittelmeer freigeben. Auch andere englische Blätter empfahlen ein Abkommen mit Rußland nicht nur über die Türkei, sondern auch über die ostasiatischen Fragen. In England schien man bereits Ende 1895 dahin gelangt zu sein, den Krimkrieg für einen großen politischen Fehler zu halten.** Als Kaiser Wilhelm II. im Sommer 1895 in England weilte und die englische Presse (der ‚Standard') ihm politische Lehren in ungeziemendem Tone erteilte, brachte Lord Salisbury selber den Gedanken einer Aufteilung der Türkei zur Sprache, der Kaiser aber lehnte eine solche Politik mit aller Entschiedenheit ab.***

Auch Rußland und Frankreich blieben gegenüber den türkenfeindlichen Plänen Englands kühl bis ins Herz hinein. Gerade die Verbindung der türkischen mit der ostasiatischen Frage gab der Weltlage von 1894 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und bis in den Anfang des neuen hinein ihr eigenartiges Gepräge. Rußland wollte, solange es an erster Stelle mit der Ausbreitung seiner Macht in Ostasien beschäftigt war — seit 1895 — von einer Aufteilung des Ottomanischen Reiches nichts wissen und gefiel sich vorübergehend wieder einmal in der Rolle des Beschützers der Türken.† Englands Versuch, während der orientalischen Krise von

---

* R. Pinon a. a. O. S. 47–49.

** Edm. Jörg in den Histor. polit. Bl. Bd. 117, 1896, S. 5–10, 142 ff.

*** Th. Schiemann, Wie England eine Verständigung mit Deutschland verhinderte, Berlin 1915 S. 9.

† René Pinon, L'Europe et l'empire Ottoman p. 47–60. Interessant ist der Vorschlag, welchen ein russischer Marineoffizier im Sommer 1895 in der ‚Nowoje Wremja' machte: Rußland sollte danach, mit englischer Zustimmung, nicht nur Flottenstützpunkte im östlichen Mittelmeer, sondern auch Gallipoli mit

1895/96 Rußland von Frankreich abzudrängen, hatte gleichfalls keinen Erfolg.*

Auch die Burenfrage begann in Südafrika sich zu regen und das Aufeinanderstoßen englischer, französischer und deutscher Interessen in Afrika erhöhte die Spannungen der weltpolitischen Atmosphäre.

Das Deutsche Reich machte zugunsten der Buren im Herbst 1894 eine maritime Demonstration, indem es zwei Kriegsschiffe in die portugiesische Delagoabai an der Südostküste von Afrika abordnete. Mit Frankreich protestierte Deutschland im gleichen Jahre gegen das Abkommen, welches England mit dem Kongostaate am 12. Mai 1894 getroffen hatte wegen einer Grenzabsteckung und wegen der pachtfreien Überlassung eines 25 Kilometer breiten Gebietsstreifens im äquatorialen Afrika zwischen dem Tanganjikasee und dem Albert Edwardsee an Großbritannien. Cecil Rhodes, der Ministerpräsident der Kapkolonie und Vorsitzender der Chartered Compagny, dachte damals bereits an eine Bahnverbindung zwischen dem Kapland und Kairo. Infolge des französisch-deutsch-türkischen Protestes wurde jener Pachtvertrag im Juli 1894 von den beiden Kontrahenten zurückgezogen. Die Stimmung in England wurde darüber höchlichst ungemütlich und gereizt und spitzte sich insbesondere gegen den Deutschen Kaiser zu. In der ‚Saturday Review' vom 22. Dezember 1894 erschien ein höchst unehrerbietiger Artikel unter der Überschrift: The Kaiser on trial. Kurz vorher war in demselben Organ am 1. Dezember der junge Kaiser Nikolaus II. von Rußland in auffälliger Weise gerühmt worden als ein aufrichtiger Bewunderer Großbritanniens und britischer Einrichtungen, was Alexander III. niemals gewesen sei. Die Tripelallianz sollte nach dem boshaften Artikel vom 22. Dezember 1894 für die Außenwelt ihre Schrecken verloren haben. Man glaubte sie als brüchig verächtlich beiseite schieben zu können. Eine Neugruppierung der Großmächte liege in der Luft; vielleicht kündige sie sich in der Armenischen Kommission an, in welcher Rußland, England und Frankreich vertreten waren. Am 15. Dezember 1894 brachte die ‚Saturday Review' einen Artikel Bismarcks Justification, welcher den ersten Kanzler als den größten Deutschen in Deutschland feierte und dabei die Absicht unverhüllt hervortreten ließ, den Kaiser herabzudrücken. Im ganzen Reiche, so hieß es hier, gäbe es kaum einen Mann, der nicht täglich Bismarcks bittere Kritik wiederhole, der größte Fehler und das Unglück Deutschlands seien die Entfremdung von Rußland gewesen.**

---

der anliegenden Halbinsel an den Dardanellen und auf der asiatischen Seite ein kleines Landgebiet okkupationsweise vom Sultan erhalten und dafür dem letzteren seinen europäischen wie asiatischen Besitz gewährleisten. Abgedruckt in der Broschüre: ‚Großdeutschland und Mitteleuropa um 1950', 2. Aufl., Berlin 1895, S. 33 f.

* Pinon a. a. O. S. 53.

** Auf den berühmten deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag, der in den letzten Jahren der Bismarckschen Kanzlerschaft abgeschlossen, unter Caprivi aber 1890 nicht erneuert worden war, brauche ich hier nicht näher einzugehen. Die Hamburger Nachrichten

Unter solchen Verhältnissen hat die deutsche Politik unter Fürst Chlodwig Hohenlohe und Freiherrn von Marschall offenbar einen äußerst klugen Schachzug zu tun gemeint, indem sie mit Rußland und Frankreich zusammen zur Zeit des Friedens von Schimonoseki im Frühjahr 1895 Japan in den Weg trat und die Rückgabe der Halbinsel Liaotung nebst Port Arthur an China durchsetzte. Der von der ‚Saturday Review‘ bereits an die Wand gemalte neue Dreibund: Rußland, Frankreich, England schien damit glücklich durchkreuzt zu sein. An der Stelle Englands war Deutschland dem Zweibunde nähergekommen.* Die unter Bismarcks Einfluß stehenden ‚Hamburger Nachrichten‘ vom 7. Mai 1895 (Morgen-Ausgabe) hielten diesen Vortritt Deutschlands in der ostasiatischen Sache freilich für verfrüht.** Der in Shanghai erscheinende Ostasiatische Lloyd, ein Blatt, das sich die Vertretung deutscher Interessen zur Aufgabe setzte, verteidigte indessen noch im Sommer 1895 diesen deutschen Schachzug, weil Deutschland zu dem Konzert derjenigen Mächte gehören müsse, ohne deren Zustimmung der politische Bestand in Ostasien nicht verändert werden dürfe. Solange es gehe, müßten diese Mächte, also auch Deutschland, für die Existenz Chinas eintreten; wenn aber der Zerfall Chinas unvermeidlich sei, müßten diese Mächte darüber befinden, was zu geschehen habe. Seit der Gründung des Deutschen Reiches sei kein so folgenschwerer Schritt der deutschen Politik zu verzeichnen gewesen wie das damalige Eintreten Deutschlands im Verein mit Rußland und Frankreich gegen eine Aufsaugung Chinas durch Japan. Auch die Gründung von Kolonien sei nicht eine notwendige Folge der deutschen Großmachtstellung gewesen. Kolonien befänden sich auch in den Händen kleinerer Staaten. Den Schritt aus der Stellung einer europäischen Großmacht in die einer Weltgroßmacht habe Deutschland erst jetzt vollzogen. Nur eine wirkliche Großmacht habe draußen in Ostasien mitzureden. Inzwischen sei auch klar geworden, daß Rußland nicht der einzige Triumphierende sei. Der deutsche Einfluß habe sich sichtlich gehoben; ansehnliche Gewinne flössen infolge davon dem deutschen Kaufmann und Fabrikanten zu. Reichen und stolzen Gewinn auf politischem Gebiete könne man für Deutschland bei seinem ersten Schritte auf die Weltbühne nicht gleich erwarten. Deutschland habe heute (1895) gesät und müsse bei der Ernte seinen Mann stellen. In der Tat brachte uns 1897/98

---

v. 24. Oktober 1896 (Morgenausgabe) brachten über ihn sensationelle, in der Presse viel besprochene und auch im Deutschen Reichstag verhandelte Enthüllungen. Vgl. Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, herausgeg. von Joh. Penzler Bd. VII S. 106—193.

* Graf E. zu Reventlow, Deutschlands ausw. Politik 1888—1913 S. 82—86 und Fürst Chlodwig Hohenlohe, Denkwürdigkeiten II S. 520 f., wo er von seiner interessanten Unterredung mit dem Zaren, Herbst 1895 und den guten Beziehungen zwischen Nikolaus II. und Wilhelm II. berichtet. Kaiser Nikolaus hatte zu Hohenlohe gesagt: ‚Ja die (Engländer) wollen immer alles für sich haben. Wo Jemand sich etwas nimmt, wollen die Engländer sich gleich viel mehr nehmen.‘

** Fürst Bismarck nach seiner Entlassung Bd. VI hrsg. v. Joh. Penzler S. 190 f.

im Einverständnis mit Rußland die Pachtung von Kiautschou ein, das 1914 nach heldenmütiger Verteidigung den Japanern anheimfiel.

Der ‚Ostasiatische Lloyd' konstatierte aber im Sommer 1895 den auffallenden Gegensatz zwischen dem kolossalen wirtschaftlichen und dem geringen politischen Einfluß, den England in China besitze; dagegen seien dort Rußlands Handelsinteressen sehr bescheidener Art, politisch aber dominiere es bis auf weiteres in Peking vollständig. Zwischen dem englischen und dem deutschen Kaufmann bestehe in China ein treffliches Einvernehmen. Dieses sollte auch für die englische und deutsche Politik in Ostasien künftighin vorbildlich werden. Wenn man in Berlin und London über ein gemeinsames Vorgehen sich verständige, werde es nicht schwer fallen, einer rücksichtslosen Ausnutzung des russischen politischen Einflusses zu wehren. Deutschland würde dabei nur sehr auf der Hut sein müssen, daß es sich nicht schließlich, wie man zu sagen pflege, zwischen zwei Stühle setze und zu guter letzt sowohl Rußland wie England gegen sich habe. Im wesentlichen würden für sein politisches Verhalten immer seine eigenen Interessen maßgebend sein müssen.*

Der Mitarbeiter des ‚Ostasiatischen Lloyd' hat im Jahre 1895 eine feine Witterung gehabt. Die Gefahr der berühmten zwei Stühle (England und Rußland) war für Deutschlands Weltpolitik bei ihrem Beginn 1894/95 wie auch in ihrem späteren Verlaufe eine jederzeit drohende. England hat das in den Jahren 1894/98 auch bereits bemerkt und nicht zuletzt auch um deswillen gelegentlich versucht, sich selbst auf den russischen Stuhl zu setzen, d. h. durch engeres Anlehnen an Rußland seine weltpolitischen Geschäfte zu besorgen und Frankreich wie Deutschland von Rußland einigermaßen abzudrängen. Bei Frankreich ist ihm das trotz mancher französisch-russischer Gegensätze kaum gelungen. Seit 1891 und 1894 hat Frankreich die russische Allianz allezeit zur festen Grundlage für die Wahrung seiner Weltstellung genommen.

Nun aber ereignete sich der sensationelle Zwischenfall des Eingreifens des Kaisers Wilhelm II. in die südafrikanischen Verhältnisse, in die Burenangelegenheit.

Der Deutsche Kaiser übermittelte dem Präsidenten Krüger, dem Oberhaupte der Republik Transvaal, durch sein berühmtes, mit voller Zustimmung des Reichskanzlers und des Staatssekretärs Freiherrn von Marschall erlassenes Telegramm vom 3. Januar 1896 seinen Glückwunsch, ‚daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wieder herzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu bewahren'.

Das bezog sich auf die Abwehr des berüchtigten Einfalles, welchen Dr.

* Münchener Allgem. Zeitung Nr. 239, Zweites Morgenblatt v. 29. August 1895.

Jameson Ende Dezember 1895 mit seinen bewaffneten Scharen in das Gebiet von Transvaal unternommen hatte.*

Die stürmische Reaktion der sich getroffen fühlenden öffentlichen Meinung in England gegen dieses Kaisertelegramm ist weltbekannt.

Fürst Bismarck hatte das völlig zutreffende Empfinden, das Telegramm des Kaisers hätte dem Präsidenten Krüger mit Schicklichkeit und Anstand von der englischen Regierung selbst geschickt werden können. So hat er sich im Juni 1896 dem englischen Schriftsteller und Journalisten Sir Sidney Whitman gegenüber in Friedrichsruh ausgesprochen.** Aber der in England dagegen losbrechende Sturm war trotz alledem von unerhörter Heftigkeit.

Unter den Nachwirkungen dieses Sturmes ist auch der berüchtigte Artikel in der ‚Saturday Review‘ vom 11. September 1897 gewachsen.*** England and Germany stellte er einander gegenüber unter Berufung auf einen angeblichen Ausspruch des Fürsten Bismarck, der durch den Pariser ‚Gaulois‘ vom 7. September 1897 und durch die ‚Times‘ vom 8. September der Welt bekanntgegeben war.† Eben war Präsident Félix Faure aus Rußland nach Frankreich zurückgekehrt, nachdem vor ihm Kaiser Wilhelm II. den Zaren in Petersburg vom 7. bis 11. August besucht hatte. Es war der Sommer, in welchem der Griechisch-Türkische Krieg seinen Abschluß finden sollte, der bisherige deutsche Botschafter in Rom, Bernhard von Bülow, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, nach dem Ausscheiden des Freiherrn von Marschall, in Berlin übernahm, und Admiral Tirpitz an die Spitze der deutschen Marineverwaltung gestellt wurde, um den systematischen Ausbau der deutschen Flotte in gesicherte gesetzliche Bahnen zu leiten. Nach der Veröffentlichung des Pariser ‚Gaulois‘ sollten sich die Unterhaltungen zwischen Nikolaus II. und dem Kaiser Wilhelm, sowie mit dem Präsidenten Faure vornehmlich um England gedreht haben. Fürst Bismarck sollte gesagt haben, er sei kein Feind Frankreichs, zugleich habe er daran erinnert, wie er einstens Jules Ferry aufgefordert habe, Frankreich einen Ersatz für Elsaß-Lothringen in einer erfolgreichen Kolonialpolitik, vornehmlich durch die Okkupation von Tunis, zu schaffen. Das ungebührliche Verärgern Englands sollte Bismarck getadelt haben.†† Mit Unrecht

* Vgl. E. Graf zu Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888–1913, S. 74 ff.

** Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, hrsg. von Joh. Penzler Bd. VII S. 80.

*** Vgl. darüber auch E. Graf zu Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888–1913 S. 90 f.

† The Times v. 8. Sept. 1897 S. 3. Der Pariser Times-Korrespondent gibt hier den Inhalt des von dem französischen Deputierten für Poitiers, Mr. Bazille, im Gaulois veröffentlichten Bismarck-Interview wieder, das ihm ein ausländischer, sehr einflußreicher und angeblich vertrauenswürdiger Korrespondent zur Verfügung gestellt hatte. Durch die Hamburger Nachrichten ließ Fürst Bismarck das vermeintliche Interview als eine Erfindung erklären. Herr Bazille und dessen Freunde seien in Friedrichsruh unbekannt. Vgl. Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, hrsg. von Joh. Penzler Bd. VII S. 365.

†† Die Times hatten schon in ihrer Ausgabe v. 4. Sept. 1897 S. 3 den Inhalt der von Maximilian Harden in der ‚Zukunft‘ v. 4. Sept. 1897 veröffentlichten ‚Bismarcks

aber schob ihm die ‚Saturday Review‘ einen Ausspruch über einen unversöhnlichen Gegensatz zu, der da in Handel und Weltwirtschaft zwischen England und Deutschland bestehen sollte.* Der Gewährsmann der ‚Saturday Review‘ fand etwas Pathetisches in der Art, wie der alte Bismarck die Katastrophe rasch sich nähern sehe, welcher er durch geeignete Vorbereitungen zuvorzukommen gesucht habe, die nun zusammenbrächen. Vor zehn Jahren wäre der politischen Welt ein Krieg zwischen den beiden großen nahe verwandten protestantischen Mächten England und Deutschland unmöglich geschienen; nur Fürst Bismarck und vielleicht ein oder zwei wachsame Engländer hätten ihn kommen sehen. Vor drei Jahren, also in dem kritischen Jahre 1894, habe die ‚Saturday Review‘ angefangen, gegen die traditionelle deutschfreundliche Politik Englands zu schreiben. Aber sie sei damals unter den führenden Organen der öffentlichen Meinung allein gestanden. Als im Februar 1896 einer ihrer Mitarbeiter bei Besprechung der europäischen Lage Deutschland für den ersten und nächsten Feind Englands erklärt habe, sei das als eine persönliche Exzentrizität angesehen worden. Die ganze Art der deutschen Politik im Rate der Botschafter in Konstantinopel bei den Verhandlungen über den Griechisch-Türkischen Frieden (1897), vor allem aber die zwischen England und Deutschland bestehende Handelsrivalität hätten ihr Werk vollendet. Aus einer Million kleiner Streithändel erwachse die größte Kriegsgefahr, welche die Welt jemals gesehen habe. Wenn Deutschland morgen vernichtet würde, so gäbe es keinen Engländer in der Welt, der übermorgen nicht reicher sein würde. Nationen hätten Jahre hindurch um eine Stadt oder um ein Sukzessionsrecht gekämpft. Müßten sie nicht kämpfen um einen Handel von 200 Millionen Pfund? Was Bismarck erkannt habe und was auch wir (der englische Artikelschreiber) bald erleben würden, das sei die Erkenntnis des wirklichen Interessengegensatzes, der zwischen England und Deutschland bestehe, es sei weiter die Erkenntnis, daß England die einzige Großmacht sei, welche Deutschland bekämpfen könne, ohne selbst schwere Gefahren zu laufen und ohne Zweifel an dem (siegreichen) Ausgang. Das Anwachsen der deutschen Flotte bewirke, daß Englands Schläge nur noch schwerer treffen würden. Wenige Tage nur, und Deutschlands Schiffe würden auf Meeresgrund liegen oder in englische Häfen abgeführt werden. Hamburg und Bremen, der Kieler Kanal und die Ostseehäfen würden unter Englands Kanonen liegen und abzuwarten haben, bis die Kriegsentschädigung festgesetzt wäre. Wenn England seine Arbeit getan habe, brauche es sich nicht große Mühe

---

Glossen‘ wiedergegeben, um Bismarcks Ansicht über die Europäische Lage damit zu kennzeichnen.

* Die briefliche Mitteilung des Grafen Rantzau an den Engländer Sir Sidney Whitman über den Einfluß des Anwachsens der deutschen Industrie auf die Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen gehört erst in das Frühjahr 1898. Graf Rantzau hatte im Auftrage Bismarcks geschrieben, wir könnten der deutschen Industrie nicht gut einen Zaum anlegen. Vgl. Graf Reventlow, Deutschlands Ausw. Politik S. 91.

zu geben, um Bismarcks Wort umzuändern, das er einst zu Ferry gesprochen. Zu Frankreich und Rußland könnte es sagen: ‚Sucht euch eine Entschädigung. Nehmt in Deutschland, was euch beliebt. Ihr könnt es haben.‘

Der Artikel der ‚Saturday Review‘ soll in einer Anzahl von Abdrücken den gehäuften Brutalitäten die Krone aufgesetzt haben mit dem Schlußworte: Germaniam esse delendam.* Die Feindschaft gegen Deutschland und die Unzufriedenheit mit der türkenfreundlichen Haltung Kaiser Wilhelms II. findet auch sonst in der ‚Saturday Review‘ wie in anderen englischen Preßorganen des Jahres 1897 allzu deutlichen Ausdruck.

Die Beklemmungen der öffentlichen Meinung steigerten sich in England,** als der heutige Großadmiral, Alfred von Tirpitz, am 15. Juni 1897 als Staatssekretär an die Spitze des deutschen Reichsmarineamts trat, dem er nunmehr achtzehn Jahre lang als erfolggekrönter Organisator vorsteht.*** Durch die von ihm und dem neugeschaffenen Nachrichtenbureau großzügig betriebene Aufklärungspropaganda hat er den Flottengedanken in den breitesten Schichten des deutschen Volkes recht eigentlich erst populär gemacht. Schon im Herbst 1897 wurde der Deutsche Reichstag mit einer Flottenvorlage befaßt, die er am 17. März 1898 annahm, und die am 10. April Gesetzeskraft erlangte. Im Herbst 1899 folgte sodann die zweite Vorlage, welche am 14. Juni 1900 mit geringen Modifikationen Gesetz wurde und den planmäßigen Ausbau der Flotte für die Folgezeit bis zum Jahre 1920 sicherstellte. Kaiser Wilhelm II. hatte am 17. Sept. 1898 eine Rede in Stettin mit den inhaltschweren Worten geschlossen: ‚Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!‘ Nach der Taufe des Schlachtschiffes ‚Kaiser Karl der Große‘ sagte Wilhelm II. am 18. Oktober 1899 in Hamburg: ‚Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte.‘ Alte Weltreiche vergingen, neue seien im Entstehen begriffen. Die Aufgaben für unser Deutsches Reich und Volk seien in mächtigem Umfange gewachsen und erheischten von seiten des Kaisers und seiner Regierung ungewöhnliche und schwere Anstrengungen. Die beim Festmahle des Hamburger Senates vorgetragene Rede des Kaisers klang aus in die Worte: ‚Stolz auf seine Größe, bewußt seines inneren Wertes, einen jeden fremden Staat in seiner Entwicklung achtend, die Opfer, die seine Weltmachtstellung verlangt, mit Freuden bringend, dem Parteigeist entsagend, einheitlich und geschlossen hinter seinen Fürsten und seinem Kaiser stehend, so wird unser deutsches Volk auch den Hansastädten ihr großes Werk zum Wohl des Vaterlandes fördern helfen.‘†

* Man vergleiche meine Bemerkungen in der Wissenschaftlichen Beilage der Berliner Germania Nr. 15 vom 12. April 1900 S. 115, Joh. Haller, der Ursprung des Weltkriegs, Tübingen 1915 S. 41 f. Graf Reventlow a. a. O. S. 91. Das Exemplar der Münchener Hof- und Staatsbibliothek enthält den besonders gehässigen Schlußsatz nicht.

** Über die ruhigere Auffassung englischer Regierungskreise ist Graf Reventlow's oft angeführtes größeres Buch S. 115 ff., 156 ff. zu berücksichtigen.

*** Man vergleiche über ihn den Jubiläums-Artikel von Dr. Hans Eisele in der Kölnischen Volkszeitung Nr. 326 v. 22. April 1915.

† Poths-Wegner, Deutschlands Einigung und Kaiser Wilhelm II., Leipzig 1903, S. 265 ff.

Mit wachsendem Mißtrauen hat man diese maritime Entwicklung Deutschlands in der englischen Presse verfolgt. Nach dem Vorgange der ‚Vossischen Zeitung' versuchten die ‚Times' vom 7. Sept. 1897, S. 3 einen Ausspruch des Fürsten Bismarck in einen gewissen Gegensatz zum Kaiser, seinen Flottenplänen und der leise einsetzenden deutschen Weltpolitik zu stellen.

Maximilian Harden hatte in der ‚Zukunft' vom 4. Sept. 1897 ‚Bismarcks Glossen' veröffentlicht. Da las man auch folgende Aussprache:

‚In den Zeitungen wird unaufhörlich über die Vermehrung unserer Flotte gestritten. Wozu der Lärm? Was nach dem Urteil nüchterner Fachmänner nötig ist, muß bewilligt werden. Ich glaube, daß wir neue Kreuzer brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markierung von Prestige dienen sollen und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Für koloniale Erobererpolitik nach französischem Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt, und mir scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Handel muß überall ausreichenden Schutz finden, aber die Flagge soll dem Handel folgen, nicht ihm vorangehen. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus gedienten Leuten, die mit der besten Waffe ausgerüstet sind. Das war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Überzeugung verband, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festlande auszufechten haben werden. Also keine Knauserei, aber auch keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten brouillieren. Qui trop embrasse . . .'*

Alsbald fehlte es nicht an Interpreten, welche bei den ‚wichtigen Leuten' auf England hinwiesen. Bismarcks Popularität in England war tatsächlich im Aufsteigen begriffen. Im englischen Oberhause hatte während der türkisch-griechischen Friedensverhandlungen im Sommer 1897 auch der Premierminister Marquis v. Salisbury die Sehnsucht nach dem allbewährten Kapellmeister des europäischen Konzertes von 1878, dem Fürsten Bismarck, in scharf geprägte Worte gekleidet. In Wirklichkeit hat der Altreichskanzler gerade im Sommer 1897 mit seiner Kritik der englischen Politik nicht hinter dem Berge gehalten.**

Wenn man jene Bismarck-Glosse über die Flotten- und Weltpolitik Deutschlands unbefangen würdigt, so wird man sie gewiß nicht im Sinne eines unversöhnlichen Gegensatzes zwischen den Anschauungen des Kaisers und seines ehemaligen Kanzlers deuten dürfen. Mögen immerhin die Unter-

---

* Abgedruckt auch in ‚Fürst Bismarck nach seiner Entlassung', hrsg. v. Penzler Bd. VII S. 371. Da das französische Sprichwort am Schluß selbst in den Times v. 4. Sept. 1897 S. 3 falsch ergänzt wird, so ist es nicht überflüssig, es vollständig herzusetzen: Qui trop embrasse, mal étreint (nicht trop étreint, wie es in den Times heißt.)

** ‚Fürst Bismarck nach seiner Entlassung' Bd. VII S. 339 f., 349, 362 ff.

schiede des Temperamentes des alten, dem Lebensende nahe stehenden Staatsmannes auf der einen Seite, des in der Vollkraft der Jahre den Aufstieg zur Höhe des Lebens fortsetzenden Kaisers auf der anderen Seite auch hier hervortreten: das von Großadmiral v. Tirpitz erfolgreich vertretene deutsche Flotten-Programm ist tatsächlich nicht auf die Verwirklichung phantastischer Pläne, sondern auf den Ausbau des unerläßlich Notwendigen zugeschnitten, dessen wir für den Schutz unserer heimatlichen Küsten und unseres seit 1897 gewaltig gewachsenen Außenhandels unbedingt bedürfen. Mit vollem Rechte konnte daher der erste deutsche große Panzerkreuzer, welcher unter der Tirpitzschen Verwaltung von Stapel lief, am 25. September 1897 auf den Namen „Fürst Bismarck" getauft werden.*

Der Politiker, welcher in die geschichtlichen Zusammenhänge der nächsten Vergangenheit tiefer einzudringen versucht, darf sich nach allem Gesagten mit lebhaftem Interesse die neue Wendung der englischen Politik vergegenwärtigen, welche mit dem Jahre 1898 einsetzte.

Der damalige unionistisch gerichtete Kolonialminister des Salisburyschen Kabinetts, Joseph Chamberlain, hat es mit der ganzen Energie seiner kraftvollen Natur versucht, Deutschland in das große Weltbündnis der angelsächsischen Nationen England und Nordamerika herüber zu ziehen. Die Trauben an dem Stock der englisch-russischen Entente hatten sich zweifellos zunächst noch als allzu sauer erwiesen. Immerhin darf man die Anstrengung anerkennen, mit welcher Chamberlain und seine Ministerkollegen mehrere Jahre hindurch sich über die Wogen der in der englischen Presse stets von neuem aufschäumenden antideutschen Flutwelle zu erheben suchten. Noch einmal darf auch das Verdienst der Königin Viktoria hervorgehoben werden, welche die Zuspitzung englisch-deutscher Gegensätze zu offener Feindschaft glücklich zu verhindern wußte.

Die Welt erlebte im Jahre 1898 das Schauspiel des Krieges zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Spanien, in welchem die alte, einstens so weit gebietende Kolonialmacht lateinischer Rasse nicht bloß Kuba

---

* Bei der Taufe des großen Schnelldampfers ‚Deutschland', der am 10. Januar 1900 auf der Reede des Vulkan in Stettin für Rechnung der Hamburg-Amerika-Linie erbaut war, konnte der damalige Staatssekretär Graf Bülow zutreffend erklären: Unsere heutige überseeische Politik und unsere heutige Weltpolitik haben sich aus unserem wirtschaftlichen Wachstum mit Notwendigkeit ergeben ... Deutschland, das dem Meere so ungeheure Werte anvertraut hat, das längst nicht mehr nur Binnenvolk im Herzen Europas, sondern auch Welthandelsmacht im Vordertreffen der Konkurrenz ist, muß auch zur See stark genug sein, um deutschen Frieden, deutsche Ehre und deutsche Wohlfahrt überall wahren zu können. Fürst Bülows Reden hrsg. v. Joh. Penzler Bd. I S. 100. Ebenda S. 112 und 121. Die mächtige Entfaltung unseres Handels, welche das zweite Flottengesetz vom Jahre 1900 notwendig machte, ist deutlich erst nach Fürst Bismarcks Tod († 1898) hervorgetreten.

** Graf zu Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik S. 115–119.

verlor, die Perle der Antillen, sondern auch die Philippinen. — Frankreich aber suchte sein an sich schon großes Kolonialreich in Afrika weiter auszubauen bis in das oberste Niltal. Hauptmann Marchand hißte die französische Flagge in Faschoda. Niemals ist die Gefahr eines englisch-französischen Krieges näher gerückt gewesen, als gegen Ende des Jahres 1898. Zähneknirschend mußte Frankreich sich vor Englands drohend-kriegerischer Haltung aus Faschoda und überhaupt aus dem Niltal zurückziehen (Vertrag vom 19. Januar 1899).*

Unter dem Schutze des russisch-französischen Zweibundes gewann die Idee der Union der lateinischen Schwesternationen kaum größere Bedeutung. Lebenskräftiger regte der Panslawismus im Osten seine Schwingen. Im britischen Weltreiche aber fand unter den angelsächsischen Bewohnern des Mutterlandes wie der Kolonien die Idee eines britischen Imperialismus auf stark demokratischer Grundlage fortschreitende Verbreitung, vornehmlich unter den beiden großen politischen Parteien des Mutterlandes.

Daneben empfanden die führenden britischen Staatsmänner das Bedürfnis einer Verständigung mit Deutschland. Zeuge dessen ist das bis heute geheim gehaltene britisch-deutsche Übereinkommen über gewisse Eventualitäten in der Entwicklung des portugiesischen Kolonialbesitzes in Afrika (Mozambique und Angola). Nach einer Meldung, welche der Londoner ‚Standard‘ am Anfange des Jahres 1899 brachte, sollten durch dieses Abkommen die Interessen beider Staaten in Afrika und Asien in glückliches Einvernehmen gebracht sein.** Später ist es England selbst gewesen, welches die Verwirklichung der in diesem Übereinkommen enthaltenen deutschen Zukunftshoffnungen mit Sicherheit zu hindern verstand. Vorübergehend aber fand der Gedanke der großen Gemeinschaft der Völker germanischer Rasse, der Angelsachsen in beiden Hemisphären und der Teutonen und Skandinavier in Eurpa, willige Aufnahme und an einzelnen Stellen freundlichen Widerhall. Die Botschaft, welche der nordamerikanische Präsident Mac Kinley Ende 1899 an das Volk der Vereinigten Staaten richtete, zerstörte freilich sehr bald die an solche Pläne geknüpften Erwartungen. Immerhin war am 2. Dezember 1899 zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika, England und Deutschland der Samoa-Vertrag unterzeichnet worden, und wenige Tage vorher hatte das deutsche Kaiserpaar, begleitet vom Grafen Bülow, vom 20. bis 28. November 1899 in London geweilt. Bei Gelegenheit des Abschiedsbesuches, welchen damals Graf Bülow dem englischen Kolonialminister Chamberlain in London machte, soll nach einem späteren Berichte des „Echo de Paris‘ der deutsche Staatsmann dem eng-

* Graf E. Reventlow, Der Vampir des Festlandes S. 108 f. Derselbe, Deutschlands auswärtige Politik S. 120 ff.—128.

** Th. Schiemann, Deutschland und die große Politik anno 1901, Berlin 1902 S. 33; Ernest Lémonon, L'Europe et la politique Britannique p. 167 ff.; Ernst Graf zu Reventlow, Der Vampir des Festlandes, Berlin 1915 S. 105 ff.; derselbe, Deutschlands auswärtige Politik S. 118 f.

lischen den Vorschlag einer deutsch-englischen Entente gemacht haben.* Im ‚Berliner Tageblatt' aber vom 8. Februar 1909, Nr. 69, hat Theodor Wolff, der frühere Pariser Vertreter und seit 1906 Hauptschriftleiter des Tageblatts, in einem viel beachteten Leitartikel ‚Die deutsch-englische Allianz' behandelt und darin bemerkenswerte ‚Neue Beiträge zur Zeitgeschichte' geliefert. Hier wird die Initiative zu dem Annäherungsversuche Chamberlain zugeschrieben. Nichts Geringeres als eine deutsch-englische Verständigung über Marokko sei von ihm empfohlen worden, wobei Spanien mit einigen kleinen Zugeständnissen abgefunden, Frankreich aber gänzlich ausgeschlossen werden sollte.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls hat der englische Kolonialminister am 30. November 1899 in einer großen Rede, die er zu Leicester hielt, der aufhorchenden Welt verkündigt: England habe Schwierigkeiten mit Deutschland gehabt, jedoch seien seine Interessen im wesentlichen die gleichen wie diejenigen Deutschlands. Die Verständigung zwischen der germanischen und der angelsächsischen Rasse vermöge besser, als die Armeen es könnten, den Weltfrieden zu erhalten.

Für Schmähungen, welche sich selbst gegen die geheiligte Person der Königin Viktoria gerichtet hätten, freute sich Chamberlain, mehr die französische als die deutsche Presse verantwortlich machen zu dürfen. Die neue Tripelallianz zwischen der germanischen Rasse und den zwei großen Zweigen der Angelsachsen stelle in der Zukunft einen mächtigen Einfluß in der Welt dar.

Der im Oktober 1899 einsetzende Englische Feldzug gegen die Buren hatte aber in den Ländern des Kontinentes, vornehmlich in Frankreich und dann auch in Deutschland, eine auflodernde Animosität gegen England, eine lebhafte Sympathie für die um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Buren entfacht. Das soll unter anderem auch die leitenden Persönlichkeiten in Berlin davon abgehalten haben, auf die sehr deutlichen Anerbietungen Chamberlains vom 30. November 1899 näher einzugehen.

Nach den Mitteilungen von Th. Wolff im ‚Berliner Tageblatt' vom 8. Februar 1909 soll Chamberlain dann wenige Wochen nach dem Tode der Königin Viktoria († 22. Januar 1901) in Berlin ein förmliches Bündnis angeboten haben.

Diesesmal hätte er die Marokkofrage zurückstellen wollen. Der deutschen Regierung habe er dargelegt, die Zeit der splendid isolation sei für England vorüber. England müsse zur Sicherung seiner Kolonien daran denken, sich einer der beiden europäischen Festlandsgruppen anzuschließen. Er habe auch darauf hingewiesen, daß eine Partei in England den Anschluß an den Französisch-Russischen Zweibund befürworte. Sich selbst habe er als einen Gegner dieser zweiten Kombination bezeichnet. Ein Scheitern der deutsch-englischen Verhandlungen werde aber zu einer Entente mit Frankreich und Rußland führen. Chamberlain habe nach alledem den Bei-

* Ernest Lémonon, L'Europe et la politique Britannique p. 170.

tritt Englands zum Dreibund angeboten mit Ratifizierung durch das englische Parlament. Der Casus foederis sollte dabei eintreten, sobald eine der beiden vertragschließenden Parteien von zwei Seiten angegriffen würde.*

In Berlin habe man diesen englischen Anerbietungen geziemende Beachtung geschenkt. Namentlich Herr von Holstein, der einflußreiche Rat im Auswärtigen Amte, dessen antifranzösische Neigungen hier eine Befriedigung gefunden, sei zunächst ein ziemlich entschiedener Fürsprecher der neuen Allianz gewesen.

Doch habe man gewisse Bedingungen gestellt, um der durch den fortdauernden Burenkrieg im antienglischen Sinne erregten Presse das englische Bündnis annehmbar erscheinen zu lassen. So hätten sich die Verhandlungen mit Herrn Chamberlain bis zu den letzten Tagen des März 1901 hingezogen. Da sei Ende März ganz unerwartet ein Zwischenfall eingetreten. Die deutsche Regierung habe auf Betreiben Waldersees, des Oberbefehlshabers der europäischen Truppenkontingente in China, eine Erhöhung der chinesischen Seezölle gewünscht und befürwortet. Darauf sei England nicht eingegangen. So sei der hochbedeutsame Plan der englisch-deutsch-mitteleuropäischen Allianz gescheitert und die englische ‚Einkreisungspolitik' habe in Verbindung mit der entente cordiale ihren Fortgang genommen und ihre Spitze nunmehr gegen Deutschland gekehrt.

Theodor Wolff erinnert in diesem Zusammenhange daran, wie im Jahre 1901 auf der anderen Seite Deutschland die Gelegenheit gehabt habe, sich mit Frankreich und Spanien wegen Marokko gegen England zu verständigen. Auch diese Gelegenheit habe Deutschland ungenützt vorübergehen lassen, weil es an die Möglichkeit einer Aussöhnung Englands mit Frankreich und Rußland nicht geglaubt habe.

Dem in der Pariser Presse alsbald lebhaft besprochenen Artikel des ‚Berliner Tageblattes' widmete auch der Berliner Korrespondent des ‚Temps' eine besondere Erörterung.** Ein deutscher Diplomat hatte diesem Journalisten erklärt: Wenn Deutschland Chamberlain nicht auf den Weg einer englischen Allianz gefolgt sei, so habe es damit einen Beweis seiner Auffassung europäischer Solidarität gegeben. Deutschland habe nicht Englands Schwert auf dem Kontinent sein wollen. Man dürfe nicht vergessen, welchen Eindruck in jenem Augenblick ein Bündnis mit England in Petersburg und Paris gemacht haben würde.***

Darin wird man in der Tat des Rätsels Lösung finden dürfen. Ge-

* Chamberlain selbst hat freilich den Wolff'schen Mitteilungen ein kategorisches Démenti in der Birmingham Daily Mail v. 11. Februar 1909 gegenübergestellt. Vgl. E. Lémonon, L'Europe et la politique Britannique p. 196 f.

** Welchen Wert man auch später noch (1912/13) in Frankreich dem Urteile Theodor Wolffs in bezug auf das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland beimaß, erkennt man aus dem auch heute noch sehr lesenswerten Buche von Georges Bourdon, L'énigme allemande, Paris, Plon, 1913 p. 143—156, 462—466.

*** Berliner Tageblatt Nr. 71 vom 9. Februar 1909.

leitet von dem hochehrenwerten Gefühle europäischer Solidarität wollte Deutschland in den Jahren 1899—1901 weder gegen Rußland-Frankreich, noch gegen England seinen Degen zur Verfügung stellen.* Bei Beratung der zweiten deutschen Flottenvorlage erklärte der Staatssekretär Graf Bülow in der Budgetkommission des Reichstags am 28. März 1900, eine der Hauptsorgen der deutschen Politik sei, gute Beziehungen zu allen Mächten zu unterhalten. Selbstverständlich wären dieselben aber nur möglich auf der Grundlage vollster Gegenseitigkeit und gegenseitiger Rücksichtnahme.**

Schon bei der Ankündigung dieser zweiten deutschen Flottenvorlage hat Graf Bülow am 11. Dezember 1899 im Deutschen Reichstage die für die deutsche Politik maßgebenden Gesichtspunkte in einer eindrucksvollen Rede umschrieben. Dabei konnte er an einen älteren, im Hinblick auf den spanisch-amerikanischen Konflikt von 1898 gemachten Ausspruch des Lord Salisbury erinnern, wonach die starken Staaten immer stärker, die schwachen immer schwächer werden würden. Auch wir hätten Anspruch auf ein größeres Deutschland nicht im Sinne der Eroberung, wohl aber im Sinne der friedlichen Ausdehnung unseres Handels und seiner Stützpunkte. Wir müßten nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser gegen Überraschungen gesichert sein. Wir müßten uns eine Flotte schaffen, stark genug, um einen Angriff jeder Macht auszuschließen. Die deutsche auswärtige Politik sei weder habgierig, noch unruhig, noch phantastisch. Nur eine gesunde Realpolitik könnten, würden und dürften wir treiben. Deshalb vergäßen wir auch bei allem Eifer für die Entwicklung unserer überseeischen Interessen nicht, daß unser Zentrum in Europa sei, und wir vernachlässigten nicht die Pflicht, für die Sicherheit unserer europäischen Stellung zu sorgen, die beruhe auf dem Dreibund, dem unerschütterten Dreibund und unsern guten Beziehungen zu Rußland. Der Neid spiele im Leben des einzelnen und im Leben der Völker eine große Rolle. Viel Neid sei gegen uns in der Welt vorhanden, politischer Neid und wirtschaftlicher Neid. Es gäbe Individuen, Interessengruppen, Strömungen und vielleicht auch Völker, welche fänden, daß der Deutsche für seine Nachbarn bequemer und angenehmer gewesen in jenen früheren Tagen, wo trotz unserer Bildung und Kultur die Fremden in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht auf uns herabgesehen hätten wie hochnäsige Kavaliere auf den bescheidenen Hauslehrer. Diese Zeiten politischer Ohnmacht und wirtschaftlicher und politischer Demut sollten nicht wiederkehren. Wir wollten nicht wieder, um mit Friedrich List zu sprechen, die Knechte der Menschheit werden. Wir würden aber nur dann uns auf der Höhe erhalten, wenn wir einsähen, daß es für uns ohne Macht, ohne ein starkes Heer und eine starke Flotte keine Wohlfahrt gäbe.***

* Vgl. auch Erich Marcks, Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik, Stuttgart 1910 S. 27 f., 30; Joh. Haller, Der Ursprung des Weltkriegs, Tübingen 1915, S. 34, 36 f.

** Fürst Bülows Reden hrsg. von Penzler Bd. I S. 119.

*** Ebenda S. 88—97.

Am 30. November 1899 hatte Chamberlain in Leicester den Dreibund der beiden angelsächsischen Reiche mit Deutschland angeregt. Graf Bülows ausdrückliche Hervorhebung Rußlands (am 11. Dezember 1899), zu welchem Deutschland gute Beziehungen unterhalte, die neben dem Dreibund die Sicherheit unserer europäischen Stellung stützten, darf man im Sinne einer verhüllten Ablehnung der Chamberlainschen Anregung deuten.*

Wenn aber Deutschland sich in den Jahren 1899—1901 auf ein deutsch-englisches Bündnis nicht eingelassen hat, das naturgemäß seine Spitze gegen Rußland und Frankreich gekehrt haben würde, so ist es ebensowenig darauf eingegangen, mit Rußland und Frankreich gegen England Front zu machen. Kein Geringerer als Kaiser Wilhelm II. selber hat darüber der Welt die überraschendsten Mitteilungen gemacht in dem berühmten Interview, welches der Londoner ‚Daily Telegraph‘ am 28. Oktober 1908 zum Staunen der Welt veröffentlichte.

Danach hat der Kaiser einem hochstehenden Engländer gesagt:

Gewöhnlich werde angenommen, daß Deutschland während des Südafrikanischen Feldzuges (gegen die Buren) England feindlich gesinnt gewesen sei. Die öffentliche Meinung sei das zweifellos gewesen, anders aber sei es mit der Reichsregierung gestanden. Die Kritiker des Kaisers möchten sich fragen, was den plötzlichen Stillstand der europäischen Tour der Burengenerale verursacht habe, die eine Intervention herbeiführen wollten. In Holland, in Frankreich seien sie lärmend gefeiert worden. Sie wünschten auch nach Berlin zu kommen, wo das Volk sie mit Blumen bekränzt haben würde.

Der Kaiser aber habe abgelehnt, sie zu empfangen. So habe die Agitation alsbald aufgehört und die Delegation sei mit leeren Händen heimgekehrt.

Als aber der Kampf Englands gegen die Buren auf seinem Höhepunkte gestanden, sei die Reichsregierung von Frankreich und Rußland eingeladen worden, gemeinsam mit ihnen England zur Beendigung des Krieges aufzufordern.

‚Der Augenblick, sagten sie, sei da, nicht bloß die Republiken zu retten, sondern England bis in den Staub zu demütigen. Ich (der Kaiser) antwortete: Deutschland werde nicht nur seine Hand nicht dazu leihen, auf England einen Druck auszuüben und dessen Sturz herbeizuführen, sondern

* Vgl. E. Graf zu Reventlow, Der Vampir des Festlandes, Berlin 1915 S. 106 f. Desselben Verfassers ‚Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913‘ S. 156—159. Im Dezember 1900 konnte Graf Bülow erklären: ‚Wir stehen England gegenüber vollständig unabhängig da, wir sind nicht um eines Haares Breite mehr auf England angewiesen als England auf uns. Aber wir sind bereit, auf der Basis gegenseitiger Rücksichtnahme . . mit England in Friede, Freundschaft und Eintracht zu leben.‘ Graf Reventlow am letzt angeführten Ort S. 159. Man vergl. auch den sehr deutschfeindlichen Artikel von Paul Thirion: L'Allemagne et l'Angleterre in der Pariser Quinzaine v. 1. Febr. 1900 und meine Ausführungen: Deutschlands Weltstellung und der Katholizismus in der Wissenschaftl. Beilage der Berliner Germania vom 29. März 1900.

sich überhaupt abseits von jeder Politik halten, die Verwicklungen mit England mit sich bringen könne.'

Während der für England ‚schwarzen Woche' im Dezember 1899 habe der Kaiser einen tief bekümmerten Brief von seiner Großmutter, der Königin Viktoria, erhalten. Der Kaiser habe sich nicht mit einer teilnehmenden Antwort begnügt, sondern habe selbst einen nach seiner Meinung für England besonders vorteilhaften Feldzugsplan ausgearbeitet, durch seinen Generalstab begutachten lassen und ihn nach England gesandt.

Zum großen Teile habe dieser Plan übereingestimmt mit jenem, nach welchem Lord Roberts die englischen Waffen zum Siege geführt habe. Der Ausbau der deutschen Flotte aber wurde vom Kaiser aus der Notwendigkeit, den deutschen Handel zu schützen und sonstige berechtigte Interessen wahrzunehmen, begründet. Eine gegen England gerichtete feindliche Absicht Deutschlands wurde vom Kaiser in dieser Hinsicht mit vollem Rechte in Abrede gestellt.*

Nach alledem muß immer von neuem wiederholt werden: Die öffentliche Meinung in Deutschland war während des Burenkrieges (1899—1902) entschieden burenfreundlich gerichtet. In der alldeutschen Publizistik ist nachher wie vorher ein antienglischer Ton in nicht zu billigender Schärfe angeschlagen worden. Der Kaiser aber und der Reichskanzler — seit Oktober 1900 Graf Bülow — sind von dem aufrichtigen Verlangen beseelt gewesen, freundliche Beziehungen zu England zu pflegen, ohne freilich auf eine deutsch-englische Allianz einzugehen. Leitendes Prinzip der deutschen Politik war die Vertretung der deutschen Interessen, die Wahrung der freien Hand und zugleich die Aufrechterhaltung der Solidarität unter den Mächten der weißen Rasse.

England dagegen hat allezeit die Sondervorteile Großbritanniens und seiner Kolonien stärker in den Vordergrund geschoben. Eine Annäherung Deutschlands an die Vereinigten Staaten von Nordamerika (ohne England) hat es zu hintertreiben gesucht; mit Befriedigung gewahrte die englische Presse das Anwachsen des Mißtrauens gegen Deutschland, wie es in den Vereinigten Staaten während des Spanisch-Nordamerikanischen Krieges von 1898 sich regte.**

Mit ausgezeichnetem Scharfblick hat ein französischer Beobachter der neuesten Weltbegebenheiten, René Pinon, am Ende des Jahres 1912, ein Jahr nach Beendigung der letzten gefährlichen deutsch-französischen Marokkokrise, die tiefe Einwirkung erkannt, welche der sich verschärfende Wettbewerb im Bereiche des Wirtschaftslebens zwischen England und Deutsch-

* Augsburger Abendzeitung Nr. 302 vom 29. Oktober 1908.

** Graf Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik S. 132—135. Die Tatsache, daß der geistige Führer der Deutschamerikaner, Karl Schurz, die imperialistische, nach Expansion verlangende Politik Nordamerikas scharf bekämpft hat, mag zur Steigerung dieses Mißtrauens beigetragen haben. Vgl. Karl Schurz, Lebenserinnerungen, Bd. III, Berlin 1912, S. 467—482.

land auf die Entwicklung der französisch-englischen Beziehungen einerseits, der französisch-deutschen anderseits ausgeübt hat. Namentlich seit dem Jahre 1898 ist diese Rückwirkung zunächst nur wenigen Eingeweihten fühlbar geworden. Nachdem die gefährliche Faschodakrisis im November 1898 eben ihren Höhepunkt überschritten hatte, erklärte der neue französische Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Mr. Théophile Delcassé, der vielgewandte Méridional aus Pamiers, der am 28. Juni 1898 den Akademiker Gabriel Hanotaux (Minister seit 1894) im Palais am Quai d'Orsay abgelöst hatte: ‚Je ne voudrais pas sortir d'ici . . . sans avoir rétabli la bonne entente avec l'Angleterre.'*

Als Vertreter einer viel schärferen Tonart des Revanchegedankens, als Hanotaux es gewesen, war Delcassé als Leiter der auswärtigen Politik von Paul Déroulède und seinem Anhang freudig begrüßt worden. Unter den wechselnden Ministerien Brisson, Dupuy, Waldeck-Rousseau, Combes und Rouvier wußte er sich bis zum 6. Juni 1905 auf seinem Ministerfauteuil zu behaupten und hat er die Entente mit England, tatkräftig unterstützt vom Könige Eduard VII., in den Jahren 1903/04 durch das Londoner Abkommen vom 8. April 1904 wirklich zustande gebracht. René Pinon bemerkt in seinem Buche ‚France et Allemagne', 1870—1913, S. 108, man müsse die europäischen Angelegenheiten und die Weltkarte vornehmlich aus dem englischen Gesichtspunkte betrachten, um den Schlüssel für die französisch-englische Annäherung und die zwischen Frankreich und Deutschland auftauchenden Schwierigkeiten zu finden. Gewisse Initiativen, welche von Paris auszugehen scheinen, seien in Wirklichkeit direkt oder indirekt von London inspiriert worden.

In der Tat haben Frankreich und England, nach Hanotaux Delcassé, nach dem Marquis von Salisbury der liberal-unionistische Marquis von Lansdowne, erfolgreich zusammengearbeitet, um die Beziehungen Italiens zum Dreibund zu lockern. Nach Jahren eines erbitterten Zollkrieges kam im November 1898 der französisch-italienische Handelsvertrag und damit auch eine politische Annäherung beider Länder zustande.** Ein französisches

* Revue de Paris vom 1. Juli 1905 und René Pinon, France et Allemagne 1870—1913, Paris 1913 S. 116.

** Vorbereitet war sie bereits durch den italienisch-tunesischen Handelsvertrag, den Minister Hanotaux und der italienische Botschafter Graf Tornielli am 28. Sept. 1896 in Paris unterzeichneten. Italien verzichtete damit auf seine älteren aus den Kapitulationen mit der Regentschaft Tunis hervorgegangenen Sonderrechte und erkannte damit erstmals die französische Besitznahme in Tunis an. Vgl. André Tardieu, La France et les alliances, Paris 1909, p. 101, René Pinon, France et Allemagne, Paris 1913, p. 92—101. Über den italienisch-französischen Handelsvertrag von 1898, den vorausgegangenen Handelskrieg, der seit 1888/89 namentlich die Weinausfuhr aus Apulien unterbunden hatte, und die sonstige Wirtschaftslage Unteritaliens findet man in dem früher angeführten Buche von Georges Goyau, Lendemains d'unité, Paris 1900, S. 117—283 und 283—318 interessante Darlegungen.

Geschwader wurde im Jahre 1899 im Hafen von Genua vom Könige Umberto feierlich begrüßt.

Bald darauf hielt derselbe Herrscher eine Flottenparade ab über ein englisches und ein italienisches Geschwader. Der englische Geschwaderchef, Admiral Rawson, erklärte dabei in einem Trinkspruch, daß die Gesinnungen Großbritanniens für alle Italiener niemals herzlicher gewesen seien als jetzt; er sei sicher, daß diese Gesinnungen gegenseitig seien und stets aufrecht erhalten bleiben würden, um die Freundschaft zwischen Italien und Großbritannien zu festigen. Tatsächlich war bei vielen Italienern die Überzeugung lebendig, daß ihre Schwäche zur See sie nötige, Anlehnung an die größte Seemacht der Welt, an England, zu suchen, und ‚daß Differenzen des Deutschen Reiches mit England und mit Frankreich für Italien überaus bedenklich sein würden'.*

Diese völlig neue politische Konstellation wurde in Frankreich vornehmlich durch drei Staatsmänner herbeigeführt und gefördert, welche auch heute noch, bzw. wiederum, die französische und zugleich die englische und italienische Politik in vielfach maßgebender Weise beeinflußt haben und bestimmen: Théophile Delcassé, der seit dem Beginne des Weltkrieges wiederum die auswärtige Politik Frankreichs leitet, Camille Barrère, früher zeitweilig französischer Gesandter in München, seit 1898 Botschafter beim Quirinal, endlich Paul Cambon, der neben Delcassé mit besonderem Nachdruck zu nennen ist, ein hervorragender Kenner der Afrikapolitik und der Orientpolitik, da er Generalresident in Tunis, dann Botschafter in Madrid und Konstantinopel gewesen, und seit 1898 die französische Republik als Botschafter in London vertritt, wo er zweifellos auch im Juli-August 1914 auf Sir Edward Grey mit der Autorität seiner kraftvollen Persönlichkeit und reichen Erfahrung einen gelegentlich bestimmenden Einfluß auszuüben in der Lage war.** Mr. Barrère hat vom Palazzo Farnese aus die Idee der engeren Verbindung unter den lateinischen Schwesternationen in der italienischen Presse erfolgreich zu verbreiten verstanden. Auch der ‚Empiriker' Delcassé hat schon in den Jahren 1898—1905 von beiden geschäftsgewandten Diplomaten nicht selten fruchtbringende Anregungen im Sinne einer Annäherung unter den Kabinetten von London, Paris, Rom und St. Petersburg erfahren. Dabei hat seit den Jahren 1903/04 die Marokkofrage im Mittelpunkte der Verhandlungen und Intriguen gestanden.

Unter solchen Verhältnissen und im Hinblick auf die später so brennenden Marokkoverwicklungen hat es einen eigenartigen Reiz, aus der ‚Saturday Review' vom 25. September 1897 einen politischen Artikel auszugraben, welcher sich mit dem zunächst etwas befremdlichen Problem ‚Rußland in Tanger' befaßt.

---

* Graf zu Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik S. 128—132.

** Prof. Dr. E. Sieper-München, ‚England und der Krieg' im Berliner Tageblatt Nr. 35 vom 20. Januar 1915.

Der Inhalt des Artikels ist überaus merkwürdig. Er greift zurück auf einen ersten Versuch, den englischen Einfluß in Tanger aufzurichten. Nach fünfmonatlicher Dauer brach die englische Herrschaft in Tanger am 7. März 1684 zusammen. Jetzt, im Jahre 1897, sei keine Rede davon, Tanger, den Schlüssel zum Mittelländischen Meer, in englischen Besitz zurückzubringen. Aber England müsse darauf achten, ihn nicht in minder gewissenhafte Hände fallen zu lassen. Noch habe die französische Vorhut nicht die sich dahin schlängelnde Moulouya überschritten, aber trotz alledem sei Marokko seit Jahren mit algerischen Emissären überflutet worden, die man praktisch von den Eingeborenen nicht unterscheiden könne, und deren Geschäft es sei, im französischen Interesse für die Aufrichtung eines Protektorates zu intriguieren. Im gegenwärtigen Augenblick (Sommer 1897) zirkulierten in ganz Marokko sogar Blätter in heimischer Sprache, die aber aus französischen Quellen in Algier hervorgingen, in welchen in unzweideutigen Ausdrücken der Sturz Englands verkündigt werde. Dazu sei jetzt auch ein neues und überraschendes Ergebnis der lateinisch-slawischen Allianz zutage getreten. Der Artikelschreiber erklärt, in der Lage zu sein, festzustellen, und die Tatsache selbst bedürfe keines Kommentars, so ernst sei ihre Bedeutung, daß in wenigen Wochen in Tanger eine russische diplomatische Vertretung (a Russian legation) eingerichtet werden würde. Diese Nachricht rufe die Erinnerung wach an zwei neu erschienene Werke. Das eine sei im Jahre 1895 von einem Offizier der französischen Armee geschrieben, und es sei darin sehr freimütig das Programm einer lateinisch-slawischen Allianz im westlichen Mittelmeer und die Vernichtung Großbritanniens in diesem Gebiet erörtert worden. Die Beute sei darin im einzelnen verteilt: Italien sollte als Lohn für seinen Beitritt Tripolis und vielleicht auch noch Malta erhalten. Die Entfestigung Perims und die Ermutigung Rußlands, sich einer starken Position im Mittelmeer zu bemächtigen, seien eingeschlossen gewesen. Spanien sollte die Hut an den Meerengen mit Gibraltar übernehmen. Hier zeigte sich vielleicht die schärfste Ironie des ganzen Programmes. Reisenden, welche das Innere von Marokko und das Intrigenspiel kennen, welches die akkreditierten Vertreter der lateinischen Rasse untereinander aufführen, müsse die geplante Liga sehr überraschend erscheinen. Aber welche Verfeinerung der Grausamkeit habe dieses Mandat für Spanien ausgesonnen, sich die 250 Meilen der Küstenlinie zu erobern, welche den gefährlichsten und ungastlichsten Teil von Marokko ausmachten? Spanien habe die Hände voll von seinen Kolonialunruhen, sein Schatz sei erschöpft, seine armseligen 17 Millionen Bewohner seien besteuert bis auf die unentbehrlichen Bedürfnisse des Lebens. Es werde keinen Anteil haben an dem fruchtbaren ‚Hinterland' im Westen und Süden Marokkos. Englands eigenes Risiko in dem Spiel werde sich als mehr ‚instructive' erweisen. Es handele sich dabei vor allem um Tanger. Schon Nelson habe erklärt: Tanger müsse entweder in den Händen einer neutralen Macht wie Marokko verbleiben, oder England müsse es besitzen.

Der Artikelschreiber möchte keine weiteren Eingriffe in diesem Gebiete befürworten, sondern die Dinge lassen, wie sie lägen. Mit Nachdruck möchte er aber betonen, daß Gibraltar nicht der Schlüssel zum Mittelmeer sei. Auf der ganzen nahezu 7000 (englische) Meilen langen Küstenlinie von Nordeuropa bis zum Kap der guten Hoffnung gäbe es nur einen noch nicht zehn Meilen breiten Durchlaß zu den englischen Mittelmeerbesitzungen, und diese Öffnung werde beherrscht von Tanger, nicht von Gibraltar. Tanger sei die wirkliche Schildwacht an der Meerenge (the true sentinel of the Straits).

Dieses Warnungswort sei von keinem Übelwollen gegen Frankreich eingegeben. Im Gegenteil betrachte der Artikelschreiber Frankreichs gegenwärtiges Dahinschwinden mit äußerster Bestürzung. Vor allem bemerkt er Frankreichs Schwäche, welche seine Unterwürfigkeit vor den Slaven zur notwendigen Folge habe (to kotow to the Slav). So habe der gute Graf Julian einst (im 8. Jahrhundert) aus Familiengründen 30 000 Araber und Berber zur zeitweiligen Besetzung Spaniens eingeladen. Sie hätten das Land dann freilich sieben bis acht Jahrhunderte lang innegehabt und herrliche Denkmäler daselbst zurückgelassen. Kein ähnliches Vermächtnis würde der Welt beschieden sein, wenn man jetzt die Kosaken über Westeuropa und Nordafrika losließe. **Der Artikelschreiber befürwortet um deswillen anstatt der unheiligen und unnatürlichen Verbindung zwischen Lateinern und Slawen (eine Liga, welche den Fortschritt Europas um 100 Jahre zurückwerfen könnte) eine mehr heilige Allianz im Interesse des Friedens und der Zivilisation.** Gern möchte er Frankreich und England mit den beiden anderen, an der Aufrechterhaltung des status quo am meisten interessierten Mächten Hand in Hand miteinander vorgehen sehen, welche die Ordnung in dem durchwühlten Maurenreiche wiederherstellen könnten. Den Beherrschern des Landes müßten sie die Überzeugung beibringen, daß in der Durchführung der von den Mächten verkündigten Reformen die eine Chance für Marokko liege, als Nation fortzuleben unter der Flagge des Islam. **Dafür würde eine feste anglo-französische Verständigung von besonderer Bedeutung sein.** Aber der Russe! Er habe keinen Platz in diesen Gewässern. Er möge wie immer der knochenlose Riese bleiben und dem Seepolypen gleichen, dessen Arme zwar weit reichen, aber manchmal schlaff herunterhängen müßten!

Wenn man diesen Artikel genauer prüft, so wird man alsbald eine klare politische Absicht aus ihm hervorleuchten sehen. Der Verfasser hat Kenntnis von der im Sommer 1897 geplanten, im Frühjahr 1898 verwirklichten Einrichtung einer besonderen russischen Gesandtschaft in Tanger.*

* Nach dem diplomatisch-statistischen Teil des Gothaischen Genealogischen Hofkalenders von 1896, 1897 und 1898 ist russischer Geschäftsträger in Tanger der hier akkreditierte spanische Gesandte. Nach dem Hofkalender von 1899 aber ist der russische

Nicht nur diesen Plan möchte er durchkreuzen. Der Artikel gehört in die Reihe der schon früher erwähnten englischen Versuche, die russisch-französische Allianz, welche als solche im Frühjahr 1894 geschlossen und im August 1897 bei der Begegnung zwischen dem Zaren Nikolaus II. und dem Präsidenten Félix Faure der aufhorchenden Welt verkündigt worden war, kurzerhand zu sprengen.* An die Stelle der Verbrüderung zwischen Lateinern und Slawen möchte der Engländer die Entente zwischen den Engländern und den lateinischen Nationen gesetzt sehen. Bei den nicht ausdrücklich genannten am status quo in Marokko meist interessierten Mächten wird man doch wohl an Spanien und Italien zu denken haben. Deutschland erscheint also auch hier bereits als ausgeschaltet. Und doch hat Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts sich aufrichtig bemüht gezeigt, trotz der durch die Burenfrage und andere Rivalitäten hervorgerufenen Spannung, die traditionelle Freundschaft mit England aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Absichtlich führe ich eine französische Stimme an: ‚Pendant toute la durée du conflit sud-africain, elle (la Wilhelmstrasse) ne cessa de donner à Londres des preuves de sa constante sympathie.‘ Und: ‚L'Allemagne, forte de la Triple-Alliance, désirait garder avec l'Angleterre et avec la Russie ses relations traditionelles d'amitié.**

Mit England und mit Rußland! Darin liegt der Schlüssel zu den sich mehr und mehr verwickelnden Problemen, aus welchen der Weltkrieg von 1914/15 hervorgegangen. Die freie Hand wollte England uns nicht verstatten. Es verlangte 1898—1901 die einseitige Verpflichtung zugunsten von England. Da wir diese nicht übernehmen konnten, so setzte bald nach der Thronbesteigung König Eduards VII. (22. Januar 1901) das gegen Deutschland gerichtete englische Werben, zunächst um Frankreich, dann um Rußland ein, jene gefährliche Politik, welche man berechtigt ist, als die Politik der Einkreisung zu kennzeichnen.***

Einen Augenblick aber mag man sich ausmalen, was hätte geschehen können, wenn wir im Frühjahr 1901 auf das von Joseph Chamberlain angebotene Bündnis mit England und Japan eingegangen wären. Der im Frühjahr 1904 einsetzende russisch-japanische Krieg würde bequeme Gelegenheit geboten haben, Rußland und Frankreich völlig zu Boden zu werfen, und an Rußland jene seit dem Krimkrieg wiederholt, zuletzt noch von Paul

---

Staatsrat von Bacheracht am 12. Mai 1898 zum russischen Ministerresidenten in Tanger und der Prinz A. Gagarin zum russischen Legationssekretär daselbst ernannt worden.

* Siehe oben S. 452 f., 455.

** Ernest Lémonon, L'Europe et la politique Britannique 1882—1912, Paris 1912 S. 173 und 203.

*** Man vergleiche hierzu wie zu manchen voraufgegangenen Darlegungen auch Alfred Hettners neues, in vielem gut orientierendes Buch ‚Englands Weltherrschaft und der Krieg‘, Leipzig, B. G. Teubner 1915 S. 1 ff., 93 ff. und namentlich auch die beiden letzten Kapitel VIII: Politik und Kriegswesen S. 201 bis 241 und IX: Der Kampf um Englands Weltherrschaft S. 242—269.

Rohrbach, Bismarck und wir, München 1915 S. 46—78 empfohlene große Amputation, die Loslösung der ‚Fremdvölker‘ vorzunehmen, welche das immer noch unermeßliche großrussisch-sibirische Landgebiet von der Ostsee wie vom Schwarzen Meere völlig abgedrängt haben würde.

Keinen stärkeren Beweis der Friedensliebe des deutschen Kaisers, der deutschen Bundesfürsten und ihrer berufenen Staatsleiter kann es geben, als die im Frühjahr 1901 den englischen Bündnis-Anerbietungen gegenüber gewahrte deutsche Zurückhaltung.* Wenn nach wiederhergestelltem Frieden die Schlammfluten der Schmähungen und Lästerungen sich verlaufen haben werden, welche jetzt aus dem Lager unserer Feinde sich über die deutsche Ehre ergießen, dann wird der Stern hochherziger deutscher Friedensliebe leuchten durch alle folgenden Jahrhunderte heller noch als bisher in unauslöschlichem Glanze. Im Jahre 1901 traten wir ein für den großen Gedanken der Solidarität unter den Europäischen Nationen. Nach Beendigung des zunächst noch weitergehenden Weltkrieges werden wir, bei ausreichender Sicherung unserer Weltstellung und Weltgeltung, uneingedenk der bösen Undankbarkeit, mit welcher Rußland und Frankreich unsere unvergleichliche Friedensliebe vergolten haben, den Rahmen erweitern, und hochherzig und kraftvoll eintreten für die unverbrüchliche, friedliche, freie Kulturgemeinschaft der ganzen Menschheit.

---

* Übrigens hat Dietrich Schäfer schon im Jahre 1897 einige der gegen ein deutsch-englisches Bündnis sprechenden Bedenken kurz betont in seiner Broschüre: Deutschland zur See. Eine historisch-politische Betrachtung, jetzt wieder abgedruckt in Schäfer, Deutschland und England in See- und Weltgeltung, Leipzig 1915 S. 99 ff.

Bismarck in Frankreich / Von Firmin Coar

3. Bismarck nach dem Kriege.

‚Ich habe vierzigtausend Tatsachen, und diese sagen nach Belieben aus.' Das ist ein schelmisches Wörtlein Benjamin Constants über die Geschichtschreiber. Nirgends gedenkt man seiner mehr, als wenn man sieht, wie die Franzosen die vierzigtausend Tatsachen der Geschichte Bismarcks nicht gerade nach Belieben, aber nach ihrer Geistesrichtung aussagen lassen. Nach dem Kriege, nach der Tragödie besinnt sich die Nation, fragt sich, worin im Grunde die Katastrophe bestanden habe, wer ihr Urheber und was dessen Wesen gewesen sei. Bismarck wird aus einem Gegenstande reiner Empfindsamkeit ein Gegenstand eifriger und scharfsinniger Studien. Das Bild, das man jetzt von ihm gewinnt, wird ebenso bestimmt von dem Gefühle, das die Übel dieses Mannes nicht vergessen kann, wie von der Vernunft, die die Verfassung dieses Mannes nutzbar zu beurteilen versucht. Außerdem beeinflußt die persönliche Begabung, Neigung, ‚Sehe' des Schriftstellers die Aufnahme, die er uns von dem großen deutschen Staatsmanne geben wird. Da jeder anders sieht und oft auch um jeden Preis anders sehen möchte, entsteht eine bunte Anzahl von Auffassungen Bismarcks, die, wenn wir auch nur die Arbeiten und Umrisse der größten Meister französischen Ausdrucks betrachten wollen, der mannigfachen Buntheit einer Mosaiktafel nicht unähnlich sieht. In der Tat; ein jeder hat vierzigtausend Tatsachen, und bei einem jeden sagen sie nach den Umständen und seiner geistigen Anlage aus.

Der Bismarck vor dem Kriege glich nicht dem Bismarck während des Krieges; und dieser wird wieder verschieden sein von dem Bismarck nach dem Kriege. Je weniger unmittelbar die Lasten des Krieges auf den französischen Seelen liegen, desto eindringlicher, gründlicher, tonreicher werden die Vorstellungen, die sie sich von dem Entfesseler dieses Krieges machen.

Von den Karikaturen entstehen jene, die sich über die Verspottung einer einzigen, gelegentlichen bismärckischen Lage erheben und die den ganzen Bismarck mit seinem ganzen Werke im satirischen Lichte zeigen wollen. Ihre Verfasser lassen sich nicht mehr von einer vorüberflatternden Tagesnachricht, sondern von einer nach und nach im Geiste geschaffenen einheitlichen Idee anregen. Es geschah freilich erst lange nach den Erschütterungen des Krieges. In dem ersten Jahrzehnte nachher zählte Bismarck zu solchen Feinden, an die man sich nicht erinnern kann, ohne daß es irgendwo im Gemüte schmerzt wie eine aufbrechende Wunde. Die Karikaturisten, diese besten Gewissensfühler der öffentlichen Meinung, erweckten daher die Umrisse des Kanzlers äußerst selten und nur bei Gelegenheiten, den politischen Vorfällen, wenn man überall von ihm sprach. Als dann der Don Quijote Boulanger auf den politischen Plan trat, schien es den Parisern, als ob er von einem riesigen Schatten gefolgt wäre, einem Schatten, der in die ungeheure Spitze eines preußischen Helmes auslief. Jeder hielt ihn für den Schatten Bismarcks. Nun war jeder mehr als je überzeugt, daß der nordische Werwolf noch lebe, nur daß er jetzt seine Krallen über

Frankreich weg auf die ganze Welt ausstrecke. Seit 1885 beschäftigte man sich denn auch wieder mehr mit dem ‚Fürsten‘ Bismarck. Seit dieser Zeit entstanden die umfassenden Karikaturen.

Tiret-Boguet zeichnete ihn als einen schrecklichen Verschwörer mit Furcht erregenden, ungeheuren Kinnbacken, ‚als eine wahrhaftige Shakespearische Person, als eine lebende Allegorie der höllischen Geister‘,* als einen Tragediante und Komediante auf Bonapartes anekdotisches Erlebnis mit dem Papste anspielend, und dies in gräßlich eckigen, grausam spitzen Pinselstrichen.

Der geniale Willette zeigte uns die fahlen, düsteren Umrisse einer in kalter Winternacht starrend daliegenden Festung, umgeben von einer Herde schützender, Tod drohender Kanonen, mit einem Kürassier als Wächter, einem unheimlichen Kürassier, bewaffnet mit einer gefährlichen, mittelalterlichen Hellebarde, die Beine in riesigen Stiefeln, Panzer um die Brust, Helm auf dem Schädel, Schleppsäbel an der Seite, hat eine gewaltige Dogge als Schutzwache neben sich sitzen und blitzt mit trotzigem Blicke eine seltsam verhüllte, fröstelnd nach Wärme begierige, hungernde Vettel an, ihr herrisch zuschnarrend: ‚Trotz der Kälte bin ich noch immer der Hirte dieser Herde . . . Tod! Gehe weiter deines Weges!‘

Auch unter den vielen andern weniger düstern, hell witzigen Zerrbildern finden wir kaum etwas rein Erheiterndes. Fast alles ist beißende Satire großen oder kleinen Zuges. Nichts ist ‚gemütlich‘; alles sehr ungemütlich. Keine drolligen, harmlosen Geschichten mit Bismarcks Pfeife, Bismarcks drei letzten Haaren, Bismarcks Hunde Tyras. Kein waltender Wotan, kein Ordnung stiftender Bismarck als Schutzmann; nichts dergleichen, was zwar ein Lächeln, aber ein Lächeln des Wohlwollens weckt. Es sind Satiren gegen Bismarck, den Feind, verfaßt von Menschen, die nicht vergessen mögen, daß er wie der Tod durch ihr Land zog.

Ähnlich wie die Karikaturisten sehen ihn die literarischen Witzbolde. Auch sie sehen ihn an mit dem heimlichen Wunsche, ihn los zu werden. Von dem Dämone der siebziger Jahre hört man so vieles berichten: Greueltaten, Grausamkeiten, Morde, Diebstähle, Fälschungen. Nicht nur in den Hausierromanen, auch in der besseren erzählenden Kriegsliteratur geht dieser Bismarck furchtbarer als ein Gespenst Alexander Dumas des Vaters um. Das alles dichtet um den Namen Bismarck eine Luft, die nach Pulver riecht, die einem das Herz in die Kehle schwellen läßt, Haß, Wut weckend und die Lust, drauf los zu schlagen. Aber keine Furcht! Nein, das nicht! Sehen wir ihn nur näher an, diesen Eisernen Kanzler; gehen wir in die Höhle des Löwen. Willette tat es; und was erblickte er dort? ‚Mein Gott,** wie schön! Das Enthaltende paßt bewunderungswürdig zum Behaltenden. Das Bett aus Eisenholz, enthaltsam rein, verziert, trägt

* John Grand-Carteret, Bismarck en Caricatures.

** Im Texte auf deutsch.

eine Matratze, vollgepfropft mit Eisenstroh, bespickt mit schmiedeeisernen Bolzen. Das Kopfkissen ist eine Saufmulde; die Bettücher sind aus Zink, aber mit erlesenem Geschmacke gestickt; die Fußdecke ist eine Häkelarbeit aus Creusotstich, und die Bettvorlage ist aus weichstem Zinne. Das sieht nicht reich aus, nein, gerade nicht reich, doch es ist sooo gediegen! Daran ist nicht zu zweifeln. Wenn man ein gutes Putzmädchen hat, das alles bohnert, alles recht glänzend wichst, dann hat man keine Ursache, diese Weißputzerin zu bedauern, so hübsch sie auch sein mag.'**

So geht es weiter zum Vergnügen des Lesers. Doch ist es ein wesentlich französisches Vergnügen, geschöpft aus des Lebens Menschlichkeiten, die kritisiert, verzerrt und bestrichelt sind von einem Geiste, der meisterhaft gerade mit der seelisch geselligen Lupe die Dinge der Welt beäugelt. Und ähnlich fassen auch die andern Franzosen unsern Bismarck auf: weniger als eine Ausnahme und mehr als das natürliche, obschon ungeheuerliche Erzeugnis einer Rasse; weniger als einen Menschen, den man mit außergewöhnlichen Maßen messen müßte, mehr als einen Menschen, den man nach den Regeln der Gesellschaft prüft, und den man verspottet, verdammt, verabscheut, weil er in diesen Rahmen menschlicher (ließ französischer) Geselligkeit so gar nicht passen will. In dieser Feststellung gefällt sich der Franzose. Dies an dem ‚deutschen Richelieu' nachzuweisen, ist ihm eine Lust. An diese Aufgabe verschwendet er die seltenen Fähigkeiten, die eine gütige Natur ihm in die Wiege legte: Klarheit in der Anschauung, Feinheit in der Darstellung, Schärfe in der Unterscheidung, Witz im Urteile und Zartheit in der Empfindung. Die Werke und die Persönlichkeit Bismarcks sind für ihn ein Magnet, der ihn reizt nicht zur Erkenntnis an sich, sondern zur höchsten, oft leidenschaftlichen Betätigung eigenen Wesens. Was die Meister des Zerrstiftes und der Schmähfeder bisher aus ihrer Einbildung und aus ihrer Kenntnis mannigfacher Menschlichkeiten geholt haben, dasselbe zu beweisen unternehmen nun die Seelenforscher, Geschichtschreiber, politischen Schriftsteller, indem sie in den reichen Quellen fischen, die über Bismarcks Wesen etwas enthalten. Davon suchen sie sich das aus, was den großen Mann recht preußisch erscheinen lassen muß, etwa ungestüm, tobsam, streitsüchtig, frech, roh, eigensinnig, hämisch, grausam, ironisch, verführerisch, listig und genial wie der Böse. Jeder tut es auf seine Weise, indem er dies oder jenes besonders scharf hervorspringen läßt. Ein schriftstellerischer Triumph ist es, ihm gerecht zu werden, seine Größe bewundernd anzuerkennen, aber gerade dadurch den Leser elegant zu der Einsicht zu bewegen, daß der Gründer des Deutschen Reiches eine fremde Größe sei, die mit französischen Edelmaßen nicht gemessen werden dürfe; daß ein Franzose vieles aus Bismarcks Erdenwallen lernen könne; daß er aber bei dem Studium des germanischen ‚Übermenschen' nur die Flügel des französischen Genius inniger als je, ermunterungsvoller als je um sich rauschen höre.

* Grand-Carteret: Bismarck en Caricatures S. 189.

Den ersten Platz müssen wir jener eigentümlichen französischen Neigung einräumen, die selbst die ernsteste Erscheinung durch die Gläser des Witzes zu betrachten liebt, um sie dadurch erst ins Lächerliche zu rücken und sie dann als harmlos zu erblicken. Wer erfahren will, wie dabei der Eiserne Kanzler wegkommt, der lese des Jules Hoche ‚trauten Bismarck';* da ist er ‚in der Politik so viel, wie Sterne, Heine, ja Schopenhauer in der Literatur sind'.** Englisch humoristisch ist der Lichtpunkt, worin Hoche seinen Lesern Bismarcks Wesensausdrücke vorführt. Bismarcks Hoffnung zum Beispiele ist ihm eine Hoffnung, die einen Krieg mit dem Willen eines solchen Gottes gewinnen will, dessen heiligstes Gebot diesen Krieg untersagt; eine Hoffnung, wovon Hoche denkt, daß sie möglicherweise nur eine Betätigung sei, ‚worin der bismärckische Humor sich widerspiegele, jene unausrottbare Bubenschelmerei einer Gemütsverfassung, die das gemeinsame Vorrecht der großen Hunde und der großen Menschen zu sein scheine'.*** Das ist eine Auffassung, die auf der Seite freiester, aber auch gefühllosester Kritik steht. Ihr entspricht gut ihr äußerster Gegensatz, jene Auffassung, die vom Gefühle des Hasses ganz durchtränkt wird und dadurch zu der unfreiesten Auffassung heranglüht.

Ein Bild offenen Hasses, herrlichen Hasses, ein poetisches Denkmal des französischen Hasses gegen Bismarck mag deshalb jetzt folgen. Nur eine Strophe habe ich schlecht und recht übersetzt, eine Strophe, die im Originale keineswegs einzig ist an Kraft und Glanz. Sie heißt:

Der Tod zu Bismarck sprach: ‚Dies Reich da, sei dein Gut!'
— Es war ein Felsenriff in düsterer Wasser Hut. —
Der Tod zu Bismarck sprach: ‚Blutsauger, schmeck' die Flut!'
— Der prallt vor Grau'n zurücke; das Meer es war von Blut.†

Andere Maler, andere Bilder! — Wenn Wasser und Feuer in Berührung kommen, dann entsteht ein heftiges Gezische, ein Kampf, der erst mit der gänzlichen Vernichtung des einen oder andern aufhört. Jedesmal, wenn der gütige und zartfühlige, aber nur ideale Geist der Frau Adam, der Leiterin der ‚Nouvelle Revue', mit dem gänzlich realen Geiste Bismarcks zusammenstieß, war der Lärm ebenso groß und der Kampf ebenso unerbittlich. Die Frau, die in der Politik Schönheit erstrebte, wie wir sie in der Kunst und Sittlichkeit erstreben, verfolgte in Bismarck das Prinzip der Häßlichkeit. Für sie war es ein Verbrechen, in der Politik keinen andern Grundsatz zu haben, wie den der Nützlichkeit, selbst wenn

* Bismarck intime.
** Ebenda S. XI.
*** Ebenda S. 78.
† Maurice de Talleyrand-Périgord, Duc de Dino: Bismarck dans l'au-delà, Nouvelle Revue Januar 1897

La Mort dit à Bismarck: „Je t'offre cet empire!"
Il vit un roc cerné par un sombre océan!
Et puis elle ajouta: „Goûte á l'onde, ô vampire!"
Il recula d'horreur . . . La mer était de sang.

das eigene Vaterland in Frage kam. Für sie war es grinsender Hohn, nur den Erfolg als die Axe der Politik zu erklären. Das aber tat Bismarck. Deshalb war er ein Sohn der Finsternis, den man noch bekämpfen müßte, wenn man ihn nicht zum Nachbar und Nächsten hätte. Als Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘ herauskamen, schlug für sie die Stunde des Triumphes: ‚Habe ich ihn seit zwanzig Jahren zu sehr gezeigt als den Mann jeden Mittels, als den Lügner, den Fälscher! Er hat gestanden! Ihm allein schulden wir den verfluchten Krieg, der an der Linken Frankreichs die große Herzensnarbe gelassen hat. Er rühmt sich, veranlaßt zu haben, daß Deutschland sich auf uns stürzte zu einer Stunde, die ihm gefiel, und die er vergewaltigt hat.‘* — ‚Durch vollkommene Abwesenheit jeder Empfindelei in der Führung der auswärtigen Politik, durch grausame Unberührbarkeit, womit jede Rücksicht auf die Rechte anderer verbündeter oder nebenbuhlerischer Nationen geopfert wurde, durch Unberührbarkeit auch gegen die Grundsätze der ewigen Gerechtigkeit, dadurch nährt Herr von Bismarck den Grund seiner Politik; das macht aus dem Reichskanzler den verspäteten Plagiator, den knechtischen Nachahmer der großen englischen Staatsmänner. Fürst Bismarck hat nichts erfunden; er wendet in den Geschäften seines Landes nur den Grundsatz an, daß Macht und List über Recht gehen, einen wesentlichen britannischen Grundsatz; man weiß leider, was sein Erfolg in der Geschichte gewesen ist.‘** Danach bleibt für Bismarck wohl nichts übrig wie der etwas fahle Ruhm, kein Meister, sondern nur ein großer, weil erfolgreicher Schüler gewesen zu sein; Kleinmeister nennen wir diese Leute. Eigentlich war Bismarck in den Augen der ideal lodernden Frau Adam nicht einmal das. Kleinmeister sind zwar nicht groß, aber ein Schimmer von Größe, der auf ihnen liegt, macht sie verehrungswürdig. Bismarck hat aber nicht einmal das, denn, wie Frau Adams Bewunderer am Schlusse seines Buches über das Verhältnis zwischen Bismarck und Frau Adam anführt: ‚Was Herrn von Bismarck gefehlt hat, ist Größe.‘*** Jetzt ist Bismarcks Geist vernichtet. Frau Adams idealer Geist allein behält das Feld, was schön und recht ist, wenn man, wie sie, glaubt, daß Vollkommenheit auf Erden herrschen müsse.

Heftig wie Frau Adam zieht auch H. Welschinger gegen Bismarck in den Krieg; doch tut er es aus weniger idealen Beweggründen; für ihn wird Bismarck der Feuerstein, woran man nationalen Haß, nationale Hoffnungen, nationale Rache zu erzieherischen, sehr lebenswirklichen Zwecken entzünden kann; er wird ihm der große Gegensatz zu Richelieu; stolz läßt er durch die Schatten der Preußen die Lichter des Franzosen leuchten.†

* Nouvelle Revue: Lettres sur la politique extérieure 1. Dezember 1892. Siehe auch Fournier, Bismarck et Mme Adam.

** Im Buche Fourniers S. 123—124.

*** Fournier: Bismarck et Mme Adam S. 140.

† H. Welschinger, Bismarck.

Als eine Art von Schelm wird der treffliche Ch. Giraud mit der gewaltigen Gestalt Bismarcks fertig. In seinen Studien über die Hohenzollern erklärt er, daß die süd- und westdeutschen Staaten Deutschland mit poetischer und künstlerischer Einbildung, mit Anregung zu Handel, Kunst, Wissenschaft, ritterlicher Sitte beschert, daß aber Preußen durch seinen Vertreter Bismarck Deutschland verwandelt habe ‚in ein ungeheures Reich, eingerichtet wie ein Feldlager, wo alles beherrscht werde durch die Regelmäßigkeit der Übungen, die Rauheit der Befehle, durch die Zucht und ihre Gewaltsamkeiten'.*

In dem Urteile des Grafen Benedetti lebt in neuer, mehr lebenswirklicher Wandlung das Urteil Fustels de Coulange wieder auf. Er unterwirft Bismarck dem guten Sprichworte, daß man seine Sünden durch die Erleidung ihrer Folgen büße. Die Sünden Bismarcks? Nun, seine rohe, keine Wahrheit achtende, keine Milde übende auswärtige Politik. Seine Buße? Nun, der unerbittliche Aufruhr, den seine innere Politik in den deutschen Katholiken und vor allem in den deutschen Sozialisten, den zukünftigen Zerstörern seines Werkes, gefunden hat. Er war nicht so groß wie Cavour, weil er nicht so geschickt, nicht so gerecht gegenüber den Ansprüchen anderer war.**

Mit Georges Goyau wollen wir die Reihe jener Schriftsteller beginnen, die an Bismarck ohne gedankliche Voreingenommenheit herantreten. Die Leser des ‚Hochland' kennen den hervorragenden religiösen Geschichtsforscher als den Verfasser des umfangreichen Werkes über das religiöse Deutschland. Ein Teil davon, die Studien über Bismarck und das Papsttum, wird mit einem Umrisse des religiösen Bismarck eingeführt. Es ist mehr ein Umriß als ein vollendetes Bild. Das Bild soll der Leser selbst sich erst in der Folge schaffen, während er nämlich liest, wie der Umriß im Zusammenstoße mit den zahllosen verschiedenen Tatsachen, Handlungen, Ansichten anläßlich des Kulturkampfes sich verändert, an Schatten, an Lichtern, an schillernden Bedeutungen nach und nach gewinnt und dadurch im Geiste des Lesers zu einer Lebendigkeit heranwächst, die der unergreifbaren Mannigfaltigkeit des Lebens berückend nahe zu kommen scheint. Dies Verfahren Goyaus ist meisterhaft. Dadurch entwischt uns aber auch sein in der Ganzheit der Abtönungen schimmerndes, wie das Leben selbst unfaßbares Bildnis. Nichts wie einen neuen Umriß können wir geben, nur so etwas wie einen Umriß von Goyaus erstem Umrisse. In seinen Linien erscheint die Seele Bismarcks irdischer, ‚materieller', als sie uns bisher im Spiegel französischen Geistes erschienen ist. — Wenn die Mehrzahl der Seelen, die sich bekehren, an das Leben im Jenseits wie an ein Gut denken, das sie hätten verlieren können; wenn sie für diese Einsicht Gott anbetend danken, so dachte der bekehrte Bismarck, ‚als er sich über seine

* Les Hohenzollern et le nouvel empire d'Allemagne, Revue des deux mondes, 15. Januar 1872.

** Cavour et Bismarck, Revue des deux mondes, 1. November 1896.

Reue freute, an sein gegenwärtiges Leben, an sein Leben als Preuße und als Deutscher'.* Das Leben an sich, das irdische Dasein zu einem bestimmten Zwecke leben, ist ihm schon beten. ‚Was er vom Glauben erwartete, und was er in ihm fand, das waren keine dogmatischen Versicherungen, Vorwände zu Streitigkeiten, die ihm allsogleich widrig wurden: das war vielmehr eine Stütze und Stärkung seiner Lebenskraft.'** Das ist der Glaube entschlossener Individualisten, das ist ein einsamer Glaube. Deshalb ‚fühlte niemals ein Christ weniger tief die wirkliche Notwendigkeit einer Kirche'.*** Ein solcher Christ, dessen Gott gar nicht in einer Gesellschaft von Menschen, sondern nur in den einzelnen Menschen lebt und wirkt, ‚sollte niemals ertragen, daß Gotteseifer die Gelegenheit zu einem Zwiste mit dem Staate liefern könnte. Da er nicht verstand, was eine religiöse Gesellschaft ist, wie sollte er da ihre Reizbarkeiten verstehen'.† Noch mehr wird dieser persönliche, die Wichtigkeit des eigenen Lebens verherrlichende Glaube Bismarcks durch sein Lebensende bezeugt: ‚Kommt endlich der Tag, wo Bismarck sich zur Ruhe setzen muß, jäh und für immer, infolge einer Botschaft Kaiser Wilhelms II.; die Religion wird nun kein Trost für ihn sein; Abschied von seiner Tätigkeit zu nehmen, wird er nicht vermögen; auch nicht Abschied von seinem Ruhme, wie er ein halbes Jahrhundert vorher Abschied von seiner Jugend und seinen Vergnügen genommen hatte; das Christentum wird weder einen der Welt Entfremdeten noch einen dem Schicksal Ergebenen, noch einfach einen Philosophen aus ihm machen; in seinem bitteren und unfruchtbaren Greisenalter wird der Mann, der von seinem Glauben so lange Zeit Kraft zum Handeln gefordert hatte, nicht einmal daran denken, darin eine andere Kraft zu suchen: die Kraft, mit der Ungnade sanft versöhnt zu leben, die Kraft zur Entsagung und Einwilligung.'††

Einen besonderen Ehrgeiz setzt Charles Benoist darein, die Persönlichkeit Bismarcks so vor uns zu zerfasern, wie es ein Chirurg mit einem menschlichen Körper machen würde. Für ihn ist das Ergebnis dieses: Bismarck ist der Typus des starken Mannes, de l'homme fort. Fürst Bismarck ist in Fleisch und Blut das, was Macchiavellis Fürst nur in den geisterhaften Umrissen seines Erfinders war; ein Fürst, der ‚die unvergleichliche Kraft besaß, die ein Mensch durch die Verachtung der Menschen erlangt und die daher rührt, daß er sie gut kennt. Er erlernte es, nicht gut sein zu können; er wählte die Partei, mehr gefürchtet als geliebt zu werden; er versteifte sich nicht darauf, einem das Wort zu halten, das man ihm selbst nicht gehalten hätte; er spielte wunderbar den Löwen und den Fuchs, war

* Bismarck et la Papauté, Revue des deux mondes, 1. Januar 1910 S. 134.

** Bismarck et la Papauté, Revue des deux mondes, 1. Januar 1910 S. 135.

*** Ebenda S. 135.

† Ebenda S. 138.

†† Ebenda S. 136.

ein Erheuchler und ein Verheuchler der seltensten, der höchsten Art'.* Seine Politik ist zwar die der Nützlichkeit, ‚doch der gute deutsche Volkswirt regiert Deutschland mit derselben Strenge wie sein Varzin oder sein Schönhausen; seit langem ist er überzeugt, daß große Nationen wie gute Haushaltungen entstehen; und nicht die geringste Kraft dieses starken Mannes war die, sich bescheiden zu können mit dem, was er besaß; war die, keine Geldbedürfnisse zu haben in einer Zeit, wo so viele andere sie haben und sie sich beschaffen irgendwie und irgendwo'.** Das Deutsche Reich verwaltet er aber nur so uneigennützig, weil es sein Werk ist. Die Politik des Freihandels dreht er in die des Schutzhandels um, ‚als er seine eigenen Hölzer nicht mehr verkaufte'.*** Redlich und treu liebt er seine Familienglieder, doch auch nur deshalb, weil es seine Lieben sind.† Fromm ist er, religiös, ‚weil er seinen Gott anbetet: den Gott der schönen Gelegenheiten und der großen Kriege; den Gott, durch den er aus der Macht ein Recht, aus der Not eine Sittlichkeit und aus dem Erfolge eine Gerechtigkeit zieht; den Gott des Eisens und des Blutes, der das Wohl des Staates will, doch ein Wohl, gedeutet und bewirkt um jeden Preis von einem Staatsmanne, der „Ich" heißt'.††

In dem ganzen Buche von Benoist findet sich kein gehässiger, kein feindlicher Ton gegen den großen Gegner seines Vaterlandes. Alles ist von wissenschaftlicher Sachlichkeit. Diese aber ist nicht kühl. Sein Stil ist von rednerischer Wärme. Zweifellos liebt er den Gegenstand, den seine Feder beschreibt. Er liebt ihn gewiß nur deshalb, weil er sein Gegenstand ist. In seiner Liebe ist indessen auch etwas, ganz auf dem Grunde ist dies Etwas, das aus einer eigentümlichen Bewunderung zum starken Manne fließt, zum l'homme fort. Die weiblichen Sinne des Franzosen vergessen im gewissen Maße die Wunde des Deutsch-Französischen Krieges und geben sich, wieder im gewissen Maße, der süßen Erregung hin, die ein ungewöhnlich männlicher, ein ungewöhnlich starker Mensch körperlich und geistig athletischen Baues in ihm zum Schweigen gebracht hat. Selbst zarte und feine weibliche Empfindsamkeit läßt sich zur Bewunderung eines selbst rohen, doch großartigen Willens gerne hinreißen. Solche weibliche Empfindsamkeit ist der Nährboden der Philosophie eines Cousin. Durch sie unterscheidet Cousin sich gerade am wesentlichsten von seinem Meister Hegel, der eine ähnliche Philosophie der Kraft mehr erdacht hat. Liebevoll hat auch der andere Franzose, Proudhon über die Kraft philosophiert. Das Zentrum seiner Philosophie liegt nach der jugendlichen, aber darum unmittelbaren Anschauung seines Schülers Prudhomme darin, daß Macht nicht nur tatsächlich,

* Charles Benoist, Le Prince Bismarck S. 4.
** Ebenda S. 255.
*** Ebenda S. 117.
† Ebenda S. 273.
†† Ebenda S. 288.

sondern auch ursächlich über Recht gehe. So heißt es in seinem merkwürdigen Aufsatze, der aus den Jahren 1861—62 stammt: ‚Die Nationen stürzen sich aufeinander, zerstören sich, ersetzen sich, wachsen, fallen, werden wieder geboren. Beklaget diesen ewigen Wirrwarr nicht. Bewundert die Macht, die Gerechtigkeit schafft, denn diese Bewegung ist schön; sie ist die Schwingung, die der Menschheit einen männlichen Ton entlockt, und die nur vergehen wird, um uns zu lassen in dem Schweigen und der Nacht einer Untätigkeit, die unfruchtbarer und weniger adelig ist als der Tod. Der Stärkste hat recht.'* Diese mehr empfundene als ersonnene oder entwickelte Lebensansicht konnte nach der Nation Leiden während der Kriegsjahre keine tiefere Wurzel in den gebildeten Schichten des Volkes fassen; die Neigung der Rasse jedoch, Stärke zu bewundern, blieb. Aus diesem weiblichen Hange hatte Napoleon III. durch die üppig fortlebenden Erinnerungen an die Riesenkräfte seines Onkels einen großen, wenn nicht den gesamten Teil seiner Volkstümlichkeit ziehen können. Als er selber sich aber als ein Träumer und Schwächling entpuppte, übertrugen viele Franzosen ihre Bewunderung auf Bismarck, Napoleons Besieger, auf den homme fort, ohne freilich deswegen aufzuhören, ihn mit dem Verstande als einen Verbrecher an der Menschheit zu brandmarken. Bismarck als den Mann eines übermenschlichen Willens in seinen Plänen, einer unmenschlichen Festigkeit im Entschlusse, einer schier höllischen Sicherheit im Handeln, einen solchen Riesen Bismarck ließen sich, glaube ich, viele gern schildern, um, wenn auch mit heimlichem Gruseln, den Zauber seiner Männlichkeit besser erleben, jenen männlichen Ton stärker in sich schwingen zu fühlen, wovon der junge Prudhomme vor 1870 so begeistert sprach. Aus dieser tiefen sinnlichen Quelle rühren die heimlichen Ströme der Zuneigung her, die manchen Franzosen mit Bismarck verbinden.

Diese uneingestandene, wenn nicht unbewußte Zuneigung erklärt zum Teil den großen Erfolg der Denkwürdigkeiten des Grafen d'Hérisson, der seit der Belagerung von Paris als Adjutant vielen Ereignissen beiwohnte, in viele Händel verstrickt war und manche Gedanken hoher und niederer Persönlichkeiten erhaschte. Er schildert die Kriegsungeheuerlichkeiten fast im Tone des jungen Prudhomme. ‚Deutschland hat den Krieg kaltblütig vorbereitet, indem es uns die so alberne wie grauenhafte Rolle eines Hammels spielen ließ, der nach der Schlachtbank läuft . . . Hat Deutschland unrecht gehabt, so zu handeln? In keiner Weise! Jede Nation soll die Schlafdecke auf ihre Seite ziehen. Schlimm für die Tröpfe, die sich bloßdecken lassen.'** In dieser gradsinnigen, rackerhaften Wurstigkeit, spricht er, möchte ich sagen, wenn es ihm gegenüber doch nicht zu grobkörnig wäre, von Bismarck. Als Freund? Gewiß nicht! Doch als einer, der von dem ‚eisernen' Gegner ein wenig entzückt ist und dies in der Tonleiter seines Stiles zum Entzücken zahlloser Leser zum Ausdrucke bringt.

* Sully Prudhomme, La Force et la justice; Revue Bleue, 23. Oktober 1909.
** Le Comte d'Hérisson, Nouveau Journal d'un officier d'ordonnance.

Paul Thirion behandelt* Bismarck mit wohlwollender Gerechtigkeit als einen, der, wie Napoleon, nicht aus seiner Zeit stamme, vielmehr ein Junker des 13. oder 14. Jahrhunderts im urgründlichen geblieben wäre und gerade daraus die großartige, unbewußte Unsittlichkeit zu seinem Handeln gesogen hätte.

Emile Faguet verwandelt mit seiner blitzenden Ironie Bismarcks Persönlichkeit und Werke in die Persönlichkeit und Werke eines Professors der Kraft, dessen Hauptthese war, ‚daß nicht die Einheit stark mache, sondern daß die Stärke die Einheit, die wahrhaftige Einheit, schaffe' . . . ‚Doch an diesem großen Geiste muß man die Sicherheit ins Auge fassen, nämlich die Meisterschaft dieses starken Kopfes über die Leidenschaften. Zweifeln Sie daran, daß Napoleon nach einem 1871 die Weltherrschaft nicht angestrebt hätte? Glauben Sie, daß er (an Stelle von Bismarck) mindestens nicht Österreich die deutschen Provinzen abgenommen, das ganze Dänemark seinem Reiche einverleibt und seine Herrschaft bis zur Weichsel ausgedehnt hätte? Ein Bismarck aber macht Halt. Er weiß, wie sein großer Meister, der Friedrich heißt, er weiß es vielleicht besser als dieser, daß jede Regierung nur ihre Eroberung haben kann, und daß, wenn man das Essen kennen muß, man ebenso gut auch das Verdauen kennen müsse. Und Bismarck macht Halt'.**

Mit ähnlicher ‚ruhiger Zuneigung' dringt Paul Gérardy in das Wesen des großen Mannes ein, dessen Werk später die Barbaren des Ostens zur Vernichtung reizen wird. Das wird der Schlußkampf zwischen der Zivilisation und der Barbarei sein . . . Und die Worte, die nun folgen, sind wie seltsame prophetische Streiflichter auf unsern heutigen, ja heutigen Weltkrieg. ‚Damit nichts an diesem Kampfe fehle, wird die Mutter der Zivilisation (Frankreich), die ruhmreichste der abendländischen Nationen, die seit langem müde scheint von der Last all ihrer Ruhmestitel, sie wird den Barbaren die Hand reichen zur Zerstörung des Werkes, das zum größeren Teile das ihrige war. Sie wird sich selbst zugrunde richten zur Befriedigung seines tollen Hasses. Und an diesem Tage der großen Tragödie wird die große Germania, siegreich — alles zeugt davon — oder besiegt, Bismarcks gedenken und seine Größe besser verstehen.'***

Cohen muß man ebenfalls hier anführen, Cohen, der Bismarck einen Geist nennt, für den das Wort unmöglich nicht besteht, ‚einen Titanen, der zwischen dem kaiserlichen Pelion und dem demokratischen Ossa erstickt und der trotzdem fortfahren will, ganz allein die ungeheure Last zu tragen, worunter seine Knie zittern', ein Titan, woran Zartheit und Feinheit zu entdecken dann aber ein besonderes Vergnügen Cohens wird. ‚Mitten in den schwierigsten politischen Beschäftigungen findet Bismarck (in den Briefen

* La Quinzaine, Bismarck, 16. Aug. 1898.
** Revue Bleue, Un professeur d'énergie, 4. November 1899.
*** Mercure de France, L'oeuvre de Bismarck, September 1898.

an Gattin und Schwester) Koseworte, Worte des Angedenkens und Notizen von unglaublicher Zartheit. Und wie viele prickelnd treffliche Züge in Menschen und Augenblicksbildern! Welche Feinheit und Eindringlichkeit in seinen Kritiken! Welche Poesie, vielleicht zu seinem eigenen Schaden, in den Gemälden seiner Feder!' Cohen entdeckt an dem eisernen Grafen Nerven, die ‚wie die einer hübschen Frau sind, und deren er sich ganz wie sie bedient, wenn sie etwas erreichen oder eine mißliche Auseinandersetzung vermeiden will'. Das ist eine mehr als bewundernde Kritik, das ist fast die Schreibweise eines begeisterten Biographen, der von den Fehlern seines Lieblings spricht wie von Zügen, die man an einem Menschen vom Werte Bismarcks ‚nicht gerne sieht'.*

Von den vielen Franzosen, die so dem Strome der Anziehung bismärckischer mannhafter Stärke folgen, hat uns auch einer sein äußeres Bildnis zusammengefaßt. Aber wie verschieden fällt es aus von jenem anderen Bildnisse, das zur Zeit des Krieges Michiels uns umrissen hat. Es ist Amédé Pigeon, der schreibt: ‚Das Bildnis des körperlichen Menschen hat für mich noch niemand geschaffen; nicht einmal Lenbach, der nur die Haltung des hochmütigen Löwen und auch die nur übertreibend dargestellt hat. Man fühlt zu sehr, daß sein Bildnis gemalt ist, um den Wanderer, der das Museum durchstreift, in ehrfürchtige Bewunderung zu versetzen. Es wäre hier ein Holbein nötig, der sich während einiger Morgenstunden vor dem Fürsten aufhalten könnte, oder mindestens ein Prudhon, vor dem der Fürst Modell zu stehen einwilligen würde, wie ehemals Talleyrand.' Nach dem Eindrucke, den Pigeon von Bismarck im Reichstage erhalten hat, scheint er ihm ‚ungeheuerlich'. ‚Es mag sein,' fährt er fort, ‚daß ich ihn nicht recht genau gesehen habe; aber während der drei Stunden, die die Sitzung an diesem Tage dauerte, hatte ich Muße, den Fürsten ganz nach Belieben zu betrachten ... Der Fürst hebt den rechten Arm, ganz zufällig, wie mechanisch, mit der steifen und automatischen Beweglichkeit einer sprechenden Puppe ... Der Fürst macht niemals beim Sprechen Gebärden. Gewagte Dinge, grausame Ironien, niederdrückende Wahrheiten, heftige Paradoxien, alles sagt er mit einer sanften, gleichmäßigen, in gewissen Augenblicken sogar süßlichen Stimme wie ein Kassierer, der nach einem langen Kopfrechnen ruhig das Ergebnis ankündigt. Und was für Berechnungen dieser Kopf da gemacht hat! Ich kenne nur einen, der stärker war, und das ist ein Marmorkopf: derjenige Scipios des Afrikaners, der sich in der Galerie der antiken Künste des Berliner Museums befindet.'**

Wie viele seiner Landsleute, so empfindet auch der größte französische Kenner Bismarcks, Paul Matter, eine leise, uneingestandene Zuneigung zu ‚dem tragischen, gewalttätigen, großartigen Charakter dieses Willensmenschen ...' ‚mit dem kräftigen Doggenkopfe, dem borstigen Schnurr-

* Cohen, L'empire d'Allemagne, M. de Bismarck, S. 93.
** Pigeon, L'Allemagne de M. de Bismarck, S. 16.

barte, den harten Augen unter den ungeheuren Brauen';* es ist eine Zuneigung, die durch ein langjähriges Studium geklärt und gesänftigt ist, eine stille Hochachtung, die ihm eine Sprache, einen Stil eingeben von der wundervollen Rundheit und Anschaulichkeit einer schön geprägten Münze. ,Während der Verhandlungen (des Berliner Kongresses) verschmelzte der Kanzler mit der Majestät eines Herrn der Welt die Reize seiner lächelnden und schlauen Gutherzigkeit.' Manchmal wächst sein künstlerisches Gefallen zu einem seelischen Mitempfinden, so, wenn er Bismarck im Feldzuge schildert: ,Zu Pferde wirft er sich in die Nacht, um seinen verwundeten, ältesten Sohn zu suchen; auf diesem Gejage hat er keine Acht auf den nahen Feind, er vergißt die politischen Geschäfte, er gedenkt nur seines Kleinen und hält erst an, als er ihn wieder gefunden und ihn in seinem eigenen Wagen untergebracht hat.' Und ebenfalls, wie die Mehrheit der Franzosen, sieht auch Matter in Bismarck den Meister einer Politik starken Eindrucks, ,zusammengesetzt aus Kühnheit und Drohungen, aus nationalen Begierden und geschäftlichem Handel'. Ganz im Sinne der Frau Adam wird diese bismärckische Realpolitik verurteilt, doch auf wie viel feinere, sachlichere Weise! Er urteilt kaum geradewegs. Durch Darlegung der schwachen, armseligen Gegengaben zu Bismarcks genialen Gaben regt er den Leser zu eigenem Urteilsschlusse an; und es ist nicht ausschließlich seine Schuld, wenn dies Urteil im Sinne der Frau Adam ausfällt: ,Sein Glaube war tief und wahrhaftig; er las die Bibel; er übte seine religiösen Pflichten aus; er glaubte an das Evangelium, doch davon war ihm der ganze Teil, der von Barmherzigkeit und Verzeihung handelt, verschlossen. Niemals hat er Gnade bewilligt dem, der ihm widerstanden hatte. Er hat ihn zerbrochen; das war sein Recht; manchmal war es seine Pflicht als Staatsmann. Doch er hat versucht, ihn zu beschmutzen und dies mit allen Mitteln. Zeit seines Lebens wandte er die Verleumdung als ein Regierungsmittel an; tat er es nicht selbst, dann ließ er es wenigstens durch seine Freunde und seine Zeitungen geschehen. Und nach seinem Tode erhebt sich aus seinem Grabe noch seine Stimme, um den Grafen Arnim, die Kaiserin Augusta, die Kaiserin Friedrich und wie viele andere zu schänden.' Zwar ist ihm Bismarck kein Sohn der Finsternis, kein Attila, aber er ist ihm ein Preuße, ,der erst ein guter Deutscher wurde, als er Deutschland geschaffen hatte'. Bismarck ist ihm wesentlich eine Soldatennatur. ,Er hat niemals im aktiven Heere gedient; als junger Beamter, Gutsbesitzer, Abgeordneter, Gesandter, Kanzler hat er nur eine bürgerliche Laufbahn verfolgt; stets aber hat er sich als Soldat betrachtet und dies aus Familienüberlieferung.' Soldat, Streiter, Kämpfer ist er nach Matter auch geblieben; in allem.

---

* Matter, Bismarck et son temps, 3 Bde. Bd. II S. 357. Die hier angeführten Stellen finden sich, der Reihe nach, wie sie herangezogen sind, an folgenden Orten: Bd. III S. 305; Bd. III S. 96; Bd. I S. 304; Bd. I S. 63; Bd. II S. 212; Bd. I S. 15; Bd. II S. 39 ff.; Bd. II S. 212 f.; Bd. III S. 30 ff.; Bd. II S. 374; Bd. II S. 653; Bd. II S. 91 f.; Bd. III S. 317.

In seinem Charakter, ‚der im Auftreten von einer Bestimmtheit war, die keinen Widerspruch ertrug, die mehr zum Gehorsame als zum Mitgefühle zwang; er hatte es im Kopfe, ganz allein der Kapitän des Staatsschiffes zu sein und diktierte Befehle sowohl an seine Minister wie an seine Sekretäre‘. Eine Soldaten-, eine Kämpferseele bekundete Bismarck in seinen Lebensgewohnheiten; als Reiter, der tollkühne Ritte unternahm; als Jäger, der die gefährlichsten Jagden liebte. Namentlich als Jäger, der immer jagt, wo es nur möglich ist, in Schweden auf Hirsche und Wildschweine, in Böhmen auf Gemsen, in Rußland auf Bären und Wölfe, in den Wäldern von Ferrières, während des Krieges, auf Fasanen. Seine Politik läßt sich in Jagdgänge abteilen, in Jagdgänge, die oft gewaltige Kämpfe sind. Nichts anderes sucht er in der Politik wie die Leidenschaft, auf Feinde zu pirschen, Feinde zu stellen, Feinde zu erlegen. ‚Er fand, daß die Herzogtümer, die von so viel Thronbewerbern eingefordert wurden, in Wirklichkeit niemandem gehörten, und daß Preußen wohl im Recht wäre, sie als Güter ohne Herren zu begehren. Das war sein Gedanke von der ersten Stunde an, und er begann ihn auszuführen mit der hartnäckigen Beharrlichkeit des guten Jägers, der der Beute folgt. Die Schwierigkeiten waren zu groß, um die Beute zu hetzen; doch sie waren danach, ihm zu gefallen, denn er liebte die Jagden, wo es nur mit Gefahr vorwärts geht, Schritt vor Schritt.‘ — ‚1870, während der diplomatischen Kriegskrise, wo ihn die, die ihn mißverstehen, nur für einen Bauer ansehen, einzig und allein über seine Kühe und Möhren beunruhigt, ist er in Wirklichkeit erregt, entnervt; er verbringt eine schlaflose Nacht: den Zwist hatte er vorausgesehen, vorbereitet, gewollt; doch ist er unruhig wie der Jäger am Vorabende der Jagderöffnung; im Geiste geht er von neuem prüfend über Spuren und Fallen.‘ Die Soldatennatur Bismarcks entfaltete sich prächtig im Kriege, dem harten, dem tatenvollen, dem beutereichen. ‚Das Leben darin mit seinen Überraschungen und Abenteuern paßte ihm. Die Abende verbrachte er dann, die Pfeife im Munde, vor einem Glase Moseler, mit seinen Leuten oder mit einem durchreisenden Gaste gemütlich plaudernd.‘ Etwas Kriegerisches hatte auch seine Sprache. ‚Redner war er nicht; es fehlte ihm Fülle, Schwung, Verallgemeinerung. Doch zum Ersatze seiner Beredsamkeit hatte er gewöhnlich Festigkeit, beißende Ironie, packende Züge, die Bestimmtheit der Überzeugung.‘ Selbst Bismarcks Tätigkeit in der Handels-, Sozial- und Religionspolitik war nur die eines Feldherrn, der verteidigt oder angreift, erlistet, überrumpelt, den Gegner in die Kniee zwingt. Auch das Kreuz der großen Kämpfer trug Bismarck; er war immer allein, immer einsam. ‚So hatte kein Vertrauter Einfluß auf ihn; es gefiel ihm in keiner Gesellschaft; außer in der seiner engsten Familie. In seinen finsteren Stunden entnervten ihn selbst seine ältesten Freunde. Das war der große Einsame, so wie ihn später die Karikaturen darstellen, unermeßlich und allein zwischen zwei Doggen in den Wäldern von Varzin.‘ Die Größe der Einsamkeit seines Gemütes entsprach so

sehr der Größe seines Soldatengeistes, ‚daß er aus der Einsamkeit ein parlamentarisches Regierungssystem machte. Zur Macht gelangt, suchte Bismarck weder ein Bündnis mit den benachbarten Staaten, noch die Unterstützung der parlamentarischen Parteigruppen. In der deutschen wie in der auswärtigen Politik kehrte er sein Land von den alten Wegen ab und sperrte es in eine Einsamkeit ein, die nur ein wenig gemildert wurde durch die Dankbarkeit Rußlands, die sich übrigens in einer wohlwollenden Neutralität begrenzte. In der Abgeordnetenkammer war es ihm ein Spaß, die Meinung der Mehrheit zu verletzen; es war für ihn eine wilde Wollust, die Feindschaft seiner Gegner zu überreizen, die möglichen Verständigungen zu entfernen und jeden Zugang zur Versöhnung zu verbarren.‘ Ähnlich, nicht gerade so, war es nach seinen Triumphen. Schrieb er doch zur Zeit des Kulturkampfes an Wagener: ‚Sie sind der einzige meiner Umgebung, mit dem ich mich ohne Zurückhaltung aussprechen kann. Habe ich das nicht mehr, dann werde ich vor Galle ersticken.‘ Wie er gelebt, so starb der Fürst, einsam, kämpfend, in der Verbannung.

Matters Bildnis Bismarcks hat oft die Weite einer Vision. Sein eiserner Kanzler kämpft oft wie ein Held. Diese großartige Auffassung erlaubt ihm, den vielfachen, bedeutungsreichen Stoff auf große Weise zu ordnen. Nicht nur in Beziehung auf Bismarck, auch in Beziehung auf sein Buch bezweckt er die Darstellung einer langen, ununterbrochenen, innig aneinander gegliederten Kette von Welt umgestaltenden Schlachten, sei es um Landbesitz, um Gesetze, um europäischen Einfluß und Ansehen, oder sei es um eine Kaiserkrone und die Weltmachtstellung eines großen Volkes. Sein Werk über Bismarck bietet dem Leser neben dem Genusse einer anschaulich bildlichen Sprache, die Spannung eines weltgeschichtlichen Dramas, rührende Einblicke in menschliche Idyllen und schwindelnde Ausblicke auf die Schicksale von Völkern.

Gibt uns nun aber eines von dieser Reihe von Bildern Bismarcks den wirklichen, den deutschen Bismarck? Es wird aufgefallen sein, daß sowohl die Zerrbilder wie die ernsten literarischen Bildnisse vom persönlich menschlichen, also vom seelischen Standpunkte aus empfangen und dargestellt wurden. Man verlachte, verhöhnte, verzerrte, tadelte, schilderte mit Hilfe von Zügen der inländischen, ausländischen, händlerischen, sozialen, religiösen Politik nur den Menschen in Bismarck. Seine Umgebung und seine Zeit diente vornehmlich zur Beleuchtung und Erklärung seines Über- und Allmenschentums. Als Erzeugnis seines Volkes, als das Kind seiner Zeit wurde er kaum gewürdigt. Gar nicht aber empfanden ihn die Franzosen als Träger eines Werkes, als den Gesandten des Schicksales, der hier auf Erden eine Aufgabe hatte, eine Aufgabe, die ihm nur zeitweise gefiel, die ihm den Lebensweg mit stacheligen Wirrnissen besäte, der er sich zu vielen Malen gern hätte entziehen mögen, die ihn aber immer wieder dämonisch packte. Diese Aufgabe verknüpfte ihn mit dem Schicksale einer größeren Familie als es die seinige war; sie verschmelzte seine Seele mit dem Schicksale eines

ganzen Landes. Dadurch trat er in Verbindung mit dem Geiste, der eine Gesellschaft von Menschen, eine Klasse, ein Volk beseelt. Der Anfeuerung wie dem Einflusse dieses Geistes unterlag er in den deutschen und religiösen und manchen andern Fragen. So wurde er der Vollstrecker, der Bändiger, der Bildner des Volksgeistes eher als sein Vergewaltiger. Dies geschah vielleicht gegen seinen Willen; doch die Leidenschaft, alle Aufgaben so dauerhaft wie möglich zu lösen, trieb ihn immer wieder, ohne daß es stets offenbar wurde, zu den Füßen dieses Volksgeistes. Diesen Geist, der Bismarck mit dem All verband, hätte Göthe den Dämon in ihm genannt; die alten Griechen hätten ihn den Gott in ihm genannt. Bismarcks Schwächen und Sündenfälle und Tränenkrisen, sein zeitlicher Abscheu vor seinem Werke, seine plötzlichen Verzweiflungen, Gedanken an Flucht, an Selbstmord sind menschliches Zagen, Bangen, Fehlen, Versagen gegenüber den großen Aufgaben; sind Seelenmartern, wofür uns der göttlichste aller Menschensöhne im Garten von Gethsemane das am tiefsten erschütternde Beispiel gab, als er, am Körper die Schauer der menschlichen Sorge und Schwäche, in der Seele jedoch die Vision seines Berufes, flehte, seufzte, schluchzte: ‚Herr, wenn es dein Wille ist, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen.‘

Daß Bismarck außer Mensch auch noch Werkzeug, Gesandter eines göttlichen Weltwillens sein könnte, mögen die Franzosen, selbst ihrer Jungfrau von Orleans gegenüber, nicht recht annehmen. Diese wesentlich germanische soziologische Auffassung der Geschichte liegt ihrem psychologisch gerichteten Wesen nicht. Stoßen sie nun bei dem Studium germanischer Charaktere auf den tragischen Zwiespalt, der zwischen der Persönlichkeit des Menschen und der für ihn oft grausamen Notwendigkeit seiner außerpersönlichen, seiner gesellschaftlichen Aufgabe klafft, dann werden sie verlegen; dann wissen sie sich wie Charles Benoist nur dadurch zu helfen, daß sie den Menschen in zwei oder gar in mehr Teile zerlegen,* ohne weiter zu versuchen, diese Teile von einem tieferen, einzigen Urganzen abzuleiten; oder sie stellen die Widersprüche einfach fest, ergötzen sich an diesen Menschlichkeiten, oder rufen, wie Paul Matter, aus: Welch seltsame Natur, wie verwickelt und mannigfach, wie schwierig zu verstehen?‘**

Ihr Geist, zu leicht, um in den dunklen Grund solcher seelischen Tiefe zu tauchen, schnellt, sobald er es versucht, sofort wieder in die Klarheit der Oberfläche. Seine eigene Leichtigkeit leiht er deshalb auch gern den Dingen. Was sind sie denn auch wert? Die Dinge nicht viel; aber der Mensch, der sie erlebt und betrachtet, der sie genießt, der ist alles wert. So sagt denn Matter von Bismarcks Werk, das uns Deutschen fast mehr gilt als der Mensch: ‚Bismarcks Werk hat seine Lebensmacht durch seine Lebensdauer bewiesen; es wird das Leben großer Reiche haben; ein Leben von einigen Jahrhunderten, Staubkörnern der Ewigkeit.‘*** Und ähnlich

* Ch. Benoist, Le Prince de Bismarck, S. 205.
** Matter, Bismarck et son temps, Bd. I S. 282.
*** Ebenda Bd. III S. 634.

schätzt es Eugène Melchior de Vogüé ein: ‚Was Herrn von Moltke, einen aufs Ganze gerichteten Geist, der seiner Arbeit gewiß ist und nicht Unterströme sieht, zum weinen brachte, das‘, schreibt de Vogüé aus Anlaß des Todes Kaiser Wilhelms,* ‚das regte vielleicht Bismarck, der Tiefblick und einen Bodensatz von Ironie gegen sein Werk besitzt, zu einem traurigen Lächeln an.‘

Wenig gilt Bismarcks Werk. Trotzdem wird das Leben seines Schöpfers nur so lange Neugierde wecken und Einwirkung ausüben, wie dieses Werk besteht. Für das französische niedrige Volk ist Bismarcks Person schon jetzt so etwas wie nichts; vielleicht ist er noch etwa ein großer französischer Admiral, der zur Zeit der Revolution die Engländer besiegte, oder er ist irgend ein spanischer Heiliger oder ein großer deutscher Gelehrter. Trällerte man doch schon zur Zeit von Bismarcks Rücktritt:

Jedes Bedauern nimmt er mit,
Tralla, lalla, tralli;
Jedes Bedauern nimmt er mit . . .
. . . Denn er läßt ja gar keins zurück!

* * *

Ist er wohl tot? Ich zweifle daran,
Tralla, lalla, tralli;
Ist er wohl tot? Ich zweifle daran...
Ist er es nicht, es macht nichts aus!!**

Ja, es macht nichts aus. Dieses Wort, das mehr aus ironischer Gleichgültigkeit als aus gleichgültiger Stumpfheit hervorgeht, scheint mir in der Tat auf die wichtigste, wenn auch nicht großartigste Weise das Nachspiel zu schließen von der Tragödie, die Bismarck in Frankreich erregen mußte.

---

* Le deuil d'Allemagne, Revue des deux Mondes, 1. April 1888.

** Grand-Carteret, Bismarck en Caricatures, S. 203.

Tous les r'grets il emporte,
Miraton, miraton, mirontaine;
Tous les r'grets il emporte . . .
. . . Car il n'en laisse aucun.

* * *

Est-il bien mort? J'en doute
Miraton, miraton, mirontaine;
Est-il bien mort? J'en doute
S'il ne l'est pas, tant pis

Kritik

Die französischen Katholiken / Von Firmin Coar

Endlich, nach 10 Monaten kräfteaufreibender französischer Kriegführung, kommen uns von Frankreich Zeichen, die etwas klar anzudeuten scheinen, wie der Weltkrieg auf die Parteiverhältnisse dieses Landes wirkt und weiter wirken kann. Ich meine damit die öffentliche Stellungnahme der Vertreter des französischen Katholizismus. Sie geschah, wie man weiß, durch die Kampfschrift: ‚Der Deutsche Krieg und der Katholizismus‘ (La guerre allemande et le Catholicisme). In fünf Sprachen, auch in die deutsche, soll sie übersetzt worden sein. Herausgeber ist der katholische Ausschuß für französische Werbearbeit im Auslande. Dieser steht unter der Leitung des Prälaten Dr. Alfred Baudrillart, des ausgezeichneten Rektors des Katholischen Institutes zu Paris. Den Vorsitz in diesem Ausschusse führen die Erzbischöfe Kardinal Amette von Paris und Kardinal Luçon von Reims. Als Mitglieder gehören ihm an: sieben französische Bischöfe und 31 hervorragende Politiker und Schriftsteller. Darunter finden sich so berühmte und reine Namen wie: Denys Cochin, Etienne Lamy, Georges Goyau, Graf d'Haussonville, Marquis Melchior de Voguë, Paul Bourget, René Bazin. — Die Kampfschrift soll ein Zeugnis sein; ein Zeugnis französischer Katholiken gegen deutsche Kriegführung. Alles, was die feindliche Presse uns an Angriffen auf Nichtkämpfer, an grausamen Schändlichkeiten gegen Priester, Greise, Frauen, Kinder, an verheerenden Plünderungen, an Brandschatzungen von Schlössern und Kirchen — was sie uns an Unredlichkeiten, Betrügereien und Treubrüchen mit der giftigen Feder der Verleumder und der blutrünstigen Einbildung eines Schauermärendichters vorgeworfen hat, alles das wird in diesem Werke in Wort und Bild wiederholt und erweitert, und Erzbischof Amette schreibt in seiner Vorrede dazu: ‚Wir können bestätigen, daß die Erwägungen, die in diesem Buche angestellt und die Tatsachen, die darin erzählt werden, vollen Glauben verdienen.‘ —

Die Erwägungen, die angestellt werden, enthalten nichts geringeres als den Vorwurf, daß der Weltkrieg ein deutscher Angriffskrieg sei und als ein vergrößerter Kulturkampf gegen die größte katholische Macht, gegen Frankreich, gelten müsse. Gegen die Grundlosigkeit und Falschheit der spitzfindigen Erwägungen und scheinbaren Tatsachen haben sich Geh. Hofrat Prof. Dr. Heinr. Finke in der ‚Frankfurter Zeitung‘ Nr. 155 und Prof. Dr. Schroers in der ‚Germania‘ Nr. 233 gründlich geäußert. Eine Verteidigung im Namen der deutschen Katholiken soll unter der Führung des Abgeordneten Erzberger erfolgen. Was an der Kampfschrift der französischen katholischen Partei noch besonders wichtig sein kann, das sind die Zwecke und Ursachen, die sie hervorgerufen haben mögen. —

Ein Zweck scheint auf den ersten Blick einleuchtend und klar. Man möchte den Völkerkrieg zum Religionskrieg entfachen. Für möglich halte ich das freilich nur bei einem Teil der Bauernschaft. Gelingt es, dann werden große Teile Frankreichs erst zum wilden Widerstande gegen Deutschland angetrieben. Nichts ist ja hartnäckiger, ungestümer und grausamer als religiöser Fanatismus, denn nichts scheint heiliger und

gerechter. Die Anfeuerung dazu findet in der Kampfschrift selbst nur einen Niederschlag, berechnet für die Neutralen. In Frankreich wird sie seit Monaten in allen französischen Kirchen, von bescheidenen und berühmten Kanzeln herab, leidenschaftlich betrieben. Pater Janvier, ein Dominikaner und der erfolgreichste Prediger in Paris, hat das Münster Notre Dame de Paris zu diesem Zwecke in einen Kasernensaal entweihen dürfen. Nach einer von seinen Predigten soll man statt eines religiösen Chorales den Nationalgesang La Marseillaise gesungen haben, wovon jeder weiß, daß er an Rachegefühl einem so zweifelhaften Erzeugnisse der Kriegspoesie, wie dem Haßgesange an England, brüderlich gleichkomme. Und alles dies, um sich gegen den deutschen ‚Kulturkampf' zu verteidigen? — Es ist erstaunlich, daß die höchsten geistlichen Würdenträger, die glanzvollsten Männer des Schrifttumes und der Politik einen förmlichen Bund zum Angriffe auf die deutschen Katholiken gegründet haben. Die mäßigsten und klarsten Geister in Frankreich seien, so hat man als Ursache angeführt, von einem nationalen Rausche ergriffen, der sie blende. Daher müßten sie Tatsachen, die für einen Nüchternen das Zeichen der Unwahrheit an der Stirne trügen, für wahr halten. An anderer Stelle* habe ich Gründe angegeben, die uns davor warnen, die Lebhaftigkeit der Franzosen für tiefe Leidenschaft zu nehmen und das am Herzen kühlste und am Geiste wärmste Volk Europas von einer Massenhypnose heimgesucht zu glauben. Nur in sehr beschränktem Sinne wird es tatsächlich der Fall sein. Die französischen Heftigkeiten gegen Deutschland lassen sich größten Teiles einfacher erklären. Teilt nicht der gute Patriot jedes Landes die Meinung seiner eigenen Regierung zehnmal lieber, als die Aufklärung, die von einem Volke herrührt, womit sein Volk im Kriege liegt? Nichts ist natürlicher. Besteht nun zwischen den zwei Völkern eine Gegensätzlichkeit im Ideale, eine Verschiedenheit in der Empfindung, eine Feindseligkeit in der Überlieferung so groß wie sie zwischen Franzosen und Deutschen besteht, dann scheint gegenseitiges Mißverständnis gewöhnlich und gegenseitiges Mißtrauen sogar berechtigt. Blindgehässige Übertreibungen sind davon die einfachsten Folgen. Das ist unendlich traurig und tief betrübend für die zahlreichen Deutschen, die gerade mit den Franzosen eine ehrliche Verständigung so gern suchten. Das ist aber auch die harte Lehre der Tatsachen, der man sich nicht ohne Gefahr entziehen kann. Sie ermahnt uns vornehmlich, unsere Nachbarn nicht nach unserer, sondern nach ihrer Gemütsverfassung zu beurteilen, denn nur dadurch ist es möglich, ein Bild von ihrem Zustande statt nur einen Widerschein unseres Geistes zu gewinnen. Notwendig wird diese Urteilsweise im Kriege, da sie allein uns vor Überraschungen mit nachfolgenden Fehlern zu bewahren vermag. —

Wenn wir diese Einsicht auf die gegenwärtige Haltung und Politik der französischen Katholiken anwenden, so erkennen wir nicht nur, daß sie den Zweck verfolgt, den Glauben der eigenen Getreuen zum vaterländisch-religiösen Fanatismus aufzuschüren, die Gewissen von Millionen neutraler Katholiken zu verwirren und gegen uns aufzuhetzen, sondern wir erkennen in ihr noch eine weit wichtigere Bedeutung. Sie beweist, daß die Katholiken Frankreichs mit der Regierung der dritten Republik, ihrer hitzigsten und niedrigsten Verfolgerin, ein eigenartiges Bündnis eingegangen sind. Es ist selbstverständlich, daß in Fällen nationaler Gefahr zwischen den Volksparteien das eintritt, was wir den Burgfrieden nennen. In Frankreich aber beschränkt sich die zahlreichste, doch bisher schwächste Partei

* In dem Aufsatz über den Nationalcharakter der Franzosen (Mainummer d. ‚Hochland').

keineswegs darauf, unter der Leitung ihrer erbittertsten Gegner ihre vaterländische Pflicht zu tun. Sie richtet vielmehr ihre Parteiglieder ab, sammelt ihre ungeheuren sittlichen Kräfte und verbündet sich mit den Freimaurern und Freigeistern. Die französischen Katholiken haben getan und tuen, wozu sie weder in den äußeren Kriegen der ersten Republik noch 1870 sich angetrieben fühlten. Und doch war auch in diesen Kriegszeiten das Vaterland in großer Gefahr. Warum unternehmen sie heute, was sie damals unterließen? Sie haben nicht die Entschuldigung, die eine größere Notwehr gäbe; sie haben im Gegenteile die Verpflichtung, die eine größere Macht gibt. Am Ende des 18. Jahrhunderts, in der großen Staatsumwälzung, und auch 1870, beim Zusammenbruche des zweiten Kaiserreiches, bildeten ihre Gegner, die Freimaurer und Jakobiner, Radikalen und Sozialisten, die stärkste Partei. Diese waren Frankreichs Herren auch noch beim Ausbruche des jetzigen Krieges. Seitdem jedoch haben sie sich der Masse des Volkes gegenüber als durchaus ohnmächtig erwiesen. Die Früchte ihrer Säarbeit in Zeiten der Herrschaft wurden von aller Augen erkannt. Ihre Freigeisterei in Beziehung auf Religion lockerte die Sitten und stärkte den markaussaugenden Einfluß des Anarchismus und Alkohols; ihr Mißbrauch der Macht zu einer finanziellen Raubpolitik unglaublichen Maßstabes führte das Volk in den Krieg und vor einen Zusammenbruch, der furchtbarer werden kann als der von 1870. Frankreichs Volkszahl ist im Schwinden. Ihr tieferer Fall wird durch den Krieg beschleunigt. Mit der Volkszahl wird die Leistungsfähigkeit auf allen militärischen und wirtschaftlichen Gebieten im großen und ganzen sinken. Das Gespenst, das schrecklichste für einen Franzosen, das eines kleinen, eines greisenhaften Frankreich, droht. Vermag das französische Volk in diesem Kriege keinen Erfolg zu erringen, der in seinem Schoße die Keime zu einer allgemeinen Wiedergeburt birgt, dann verfällt es wirklich. Nie wird es später zu einem abermaligen Kampfe eine so günstige Mächtegruppierung finden wie jetzt. Darum heißt es auch jetzt oder nie alles opfern und alles wagen. Wie sollte das die radikale Regierung aber können, eben die, die das Land gleichmütig in diese schreckliche Lage führen half! Sie und die Volkskammer sind deswegen auch nur mehr Strohmächte. Die gesündesten Kräfte im Volke scheinen deshalb sich endlich auch zu rühren, um sich unter einem neuen Banner offen zu scharen.

Und es ist das Banner der Katholiken. Mag der französische Katholizismus innerlich auch noch tastend und schwankend um Stärke ringen, äußerlich ist er auf dem Wege zur politischen Herrschaft, die kirchlich stark gallikanisch gefärbt, also sehr unabhängig von Rom sein wird. Vor dem Kriege waren sie noch in Royalisten, Imperialisten, Liberale und manch kleinere Gruppe getrennt; seit dem Kriege einigen sie sich. Sie tun es nicht etwa, um die Republik zu stürzen, sondern, so scheint mir, um sie zu retten. Aus der sumpfig giftigen dritten Republik möchten sie eine wirkliche, echt französische vierte Republik schaffen. Vorerst gilt es aber zu beweisen, daß sie besser als die Radikalen das Land zu regieren verstehen. Sie vereinigen deshalb all' ihre Kräfte. Sie scheuen kein Bündnis sowohl mit den Sozialisten, ihren morgigen, und den Radikalen, ihren gestrigen Feinden. — Es schreckt sie dazu auch nicht, ihre verfänglichste Denk- und ihre zaubervollste Schreibweise zu Angriffen gegen äußere Feinde zu mißbrauchen. Die Angriffe mögen an sich, so gestehen sie sich vielleicht selber, nicht sehr ehrlich sein; durch die Not des Landes werden sie, so glauben sie wahrscheinlich, verziehen, und durch den Erfolg, so wissen sie bestimmt, werden sie geadelt werden. Aus den scheinbaren Verbrechen der deutschen Kriegführung folgern sie die Pflicht zur Verteidigung gegen die

deutschen Hunnen, Lutheraner und protestantisierten Katholiken. Dadurch hält jeder in Frankreich den Angriff gegen die deutschen Katholiken für gerechtfertigt und notwendig. Scheinbar ist er also gerecht; in Wirklichkeit ist er die schlau verkleidete Anwendung des Kriegsgesetzes: Not kennt kein Gebot. Diese äußerlich elegante Art des Angriffs ist die Bedingung des Erfolges in Frankreich. Dadurch, daß sie jeden Ausdruck des Hasses, jede Tat der Rache durch Zeugnisse, wenn auch durch falsche, rechtfertigt, behält die abscheulichste Verleumdung und Bosheit ja einen Glanz von Gerechtigkeit. Ähnlich wie die Darstellungsart packt auch der Angriffsgedanke selbst den französischen Geist. Was wäre für ihn auch feinsichtiger und schlußrichtiger als die Folgerung, das gewaltige Mächteringen einen Kulturkampf des protestantischen Deutschland zu nennen! 1873 ging es machtgierig gegen die Katholiken im deutschen Inlande; jetzt geht es größesüchtig gegen die stärkste katholische Macht im Auslande. Und es kann noch weiter gehn. Jede Gier wächst durch Befriedigung. Nichts ist allgemein menschlich wahrer; nichts kann deshalb in Beziehung auf deutsche Verhältnisse wahrer sein. So läßt es sich der Franzose gern darlegen. Das ist eine Klarheit, die er vornehmlich versteht, denn er denkt meist wie ein Seelenkundiger. — Der Erfolg der katholischen Werbearbeit scheint daher auch tief zu gehen. Das ‚Echo de Paris', ihre größte laienhafte Pressestimme, soll seit dem Kriege, so wurde mir geschrieben, an die hunderttausend Leser, die durch die Blätter der Radikalen, namentlich durch das ‚Journal', verloren wurden, gewonnen haben. — Diese Stellungnahme der französischen Katholiken richtet wahrscheinlich einen ernsten sittlichen, wenn nicht militärischen Widerstand gegen uns auf. Er kann den Krieg verlängern und erschweren, was indessen unsere Kräfte nur stählen wird. Auch wir können kein besseres Gebot aus der Lage ziehen.

Nachschrift der Redaktion: Unmittelbar vor dem Druck dieses Heftes erscheint in der Presse die von 77 Namen deutscher Katholiken unterzeichnete Abwehr des französischen Angriffs. Der Schädigung zu begegnen, die unserem guten Namen im neutralen Ausland zugefügt werden soll, war Eile notwendig. So mag es sich erklären, daß die Kundgebung die Spuren der raschen Veranstaltung an sich trägt. Wie sie vorliegt, ist sie weder der Form noch dem Inhalt nach geeignet, in Frankreich und dem neutralen Auslande diejenige Wirkung zu tun, die der französischen Schmähschrift mit Rücksicht auf die im geistigen Leben hervorragenden und allgemein bekannten Unterzeichner leider beschieden sein wird. Den geplanten künftigen Veröffentlichungen ein größeres inneres Gewicht zu sichern, wird nicht nur für den Erfolg der Sache im Auslande, sondern auch für die richtige Charakterisierung unseres Ansehens im eigenen Volkstum von erheblicher Bedeutung sein.

Hochland-Echo

Deutsch als Weltsprache

Die Forderung, daß wir uns angesichts der Lehren des Weltkriegs endlich der vollen Eigenwerte des deutschen Schrifttums bewußt werden, daß namentlich im Bühnenspielplan und der Unterhaltungsschriftstellerei mit der ganz unbegründeten, überflüssigen und nur schädlichen Bevorzugung ausländischer Verfasser aufgeräumt wird, sollte eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein. ‚Raum für unsere deutschen Schriftsteller in erster Reihe!' Daran ist hoffentlich niemals mehr zu rütteln.

Aber man würde diese vollberechtigte Losung und ihre künftige Verwirklichung nur gefährden, wenn man sie überspannen wollte. Gegenüber den wirklichen geistigen Werten des fremdländischen Schrifttums kann keine unbedingte und dauernde Grenzsperre gewünscht, geschweige denn durchgeführt werden. Heute und künftig möge gelten, was Goethe 1815 zu Eckermann sagte:

> ‚es sei nicht zu leugnen, daß, wenn jetzt einer das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann . . . Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht dann die deutsche Übersetzung durchaus treu und vollkommen.'

Dieses Wortes soll nicht vergessen sein, wenn sich auf Grund der beschämenden Erfahrungen mit einem Maeterlinck oder Romain Rolland oder gar d'Annunzio bei uns die begreifliche Neigung geltend machen möchte, fortan das ganze literarische Ausland auch in seinen wirklich bedeutenden Vertretern zu boykottieren. Der Hamburger Buchhändler A. Zimmermann betont demgegenüber im ‚Börsenblatt des deutschen Buchhandels' (dessen redaktioneller Teil oft für jeden Literaturfreund lesenswert ist) unlängst mit Recht:

> ‚Wir wollen uns stolz und freudig bewußt sein, daß es eine Leistung bedeutet, daß so ziemlich jedes wertvolle Buch, das irgendwo auf unseren Planeten in irgendeiner Sprache erscheint, auch ins Deutsche übertragen wird. Die freilich überreiche Übersetzungstätigkeit hat es bewirkt, daß jeder, der die deutsche Sprache beherrscht, damit den Schlüssel zu den Literaturen aller Völker besitzt. Haben wir eine Veranlassung, diesen Schlüssel zu entwerten? Es ist durchaus nicht nebensächlich, daß gerade die deutsche Sprache jedem, der sie spricht, eine geistige Verständigung mit der ganzen Kulturwelt erlaubt.
>
> Schon heute ist die deutsche Sprache in gewissem Sinne eine Weltsprache. Der Wissenschaftler, der nicht zurückbleiben will, kann die deutsche Sprache nicht entbehren. In Zukunft wird unsere Sprache auch wohl noch in weiterem Sinne Weltsprache werden. Sie wird Weltgeltung gewinnen auf Kosten der englischen und ganz besonders der französischen Sprache, welch letztere

ihre Rolle im Orient hoffentlich ausgespielt haben wird. Die Bedeutung der Tatsache, daß heute breite Kreise in Ungarn, in der Türkei die deutsche Sprache lernen, ist zur Zeit noch gar nicht abzuschätzen. Gerade wir Buchhändler haben das größte Interesse daran, diese Entwicklung gefördert zu sehen. Gerade wir müssen auch wünschen, daß die deutsche Sprache noch mehr als bisher die Sprache der Wissenschaftler und darüber hinaus der gebildeten, literarisch interessierten Kreise des Auslandes wird . . .'

Nur zwei Grenzen müssen diesem Grundsatz gezogen werden. Und die erste und wichtigste gilt auch gegenüber solchen geistigen Ausländern, die sich zufällig der deutschen Sprache bedienen:

,Sie liegt da, wo sich unser berechtigter Nationalstolz gegen Männer wendet, die sich entweder in der Stunde der Gefahr verräterisch auf die Seite unserer Feinde geschlagen haben, oder die als Feind mit dem unsauberen Mittel der Verleumdung gegen uns kämpfen. . .

Die Auseinandersetzungen über den Fall Spitteler haben gezeigt, daß so ziemlich der ganze deutsche Buchhandel sich einig in dem Bestreben ist, diese Grenze in Zukunft zu beobachten. . . Im allgemeinen ist d i e s e Grenze leicht zu finden. Schwieriger steht es um die Bestimmung der anderen Grenze, die aus dem Grunde gegen das Ausland gezogen werden muß, weil die Anzahl der Bücherkäufer in Deutschland zu klein, die Zahl der deutschen Schriftsteller aber zu groß ist. Erwächst den deutschen Schriftstellern nun noch eine gar zu starke Konkurrenz vom Auslande her, so entsteht die Gefahr, daß selbst wertvolle deutsche Schriftsteller unbeachtet bleiben. Diese Gefahr ist zumal durch das Theater, das in den Jahrzehnten vor dem Kriege, ich möchte fast glauben g r u n d s ä t z l i c h, ausländische Stücke bevorzugte, außerordentlich gefördert worden. . . .

Es ist klar, daß es nicht leicht sein wird, den schmalen Pfad zu finden, der zwischen den beiden Gefahren, einerseits dem deutschen Volke wertvolle Werke des Auslandes vorzuenthalten, andererseits den deutschen Schriftstellern Luft und Licht zu nehmen, hindurchführt. Trotzdem haben wir wohl Ursache zu der Hoffnung, daß der gute Geist, den der Krieg gebracht hat, es dem deutschen Buchhandel erleichtert, den rechten Weg zu finden.'

Je mehr sich, wie solche Äußerungen hoffen lassen, der deutsche Buchhandel seiner völkischen Pflichten bewußt wird, und an seinem Teil zur Pflege des deutschen Geisteslebens mitwirkt, desto weniger haben wir künftig die Gefahr der literarischen Ausländerei wieder zu fürchten. Denn die Pflege einer Weltliteratur im Sinne Goethes und der Romantiker, die Eindeutschung aller wirklichen Geisteswerte des Auslands ist nur geeignet, hinwiederum den Wirkungskreis der deutschen Sprache und die Notwendigkeit ihrer Kenntnis immer allgemeiner zu verbreiten. Nicht durch geistige Absperrung, sondern durch Eroberung in die Weite befolgen und erfüllen wir das Wort Treitschkes:

,Die Zukunft des deutschen Volkes hängt am letzten Ende davon ab, wieviele Menschen auf der Erde deutsch sprechen.' E.

Englische Sinnesfälschungen

Leibniz hat einmal der deutschen Sprache den hohen Vorzug zuerkannt, ein Prüfstein für die Echtheit der Gedanken zu sein. Nur was wir in unverfälschtem Deutsch auszudrücken vermögen, davon haben wir auch die Gewähr, daß es sachlich richtige, wurzelhafte Wahrheit ist. Einzig auf technischem Gebiete, wo es sich zunächst nur um die Nützlichkeit und Kürze der Bezeichnung, nicht aber um die Richtigkeit der Aussage handelt, können wir Fremdwörter ohne eigentlichen Schaden gebrauchen.

Im Gegensatz zur deutschen ausdrucksechten Wurzelsprache ist die englische Mischsprache ganz vom Grundsatz der praktischen Ausdrucksarmut beherrscht. Keine ist so rasch zu erlernen und in keiner ist es so leicht zu lügen. Noch die altangelsächsische Dichtung hat, darauf verweist Oskar A. H. Schmitz in geistreichen Gegenüberstellungen,* stets die lateinischen Wortwurzeln verschmäht, und auch in neuerer Zeit forderten gerade die charaktervollsten Vertreter des englischen Schrifttums, ein Carlyle oder Ruskin, immer wieder für die ernste Literatur einen unverfälschten Wortschatz angelsächsischer Herkunft; dagegen sind die Schlagwörter neuenglischer Nützlichkeitsphilosophie und parlamentarischer Volksbeschwatzung fast ausschließlich der landesfremden lateinischen Sprache entlehnt und verraten schon hiedurch ihre innere Unwahrhaftigkeit:

‚Einige Beispiele, die sich ins ungemessene vermehren ließen: civilization, public opinion, liberty.

Dieses letzte nichtssagende politische Schlagwort steht im Gegensatz zu dem germanischen „freedom" (Freiheit). Das Wort „frei" bedeutet an sich zunächst nicht viel mehr als das Wort „ohne". Der Sinn hängt von dem Hauptwort ab, das darauf folgt. Spricht man nun in einer germanischen Sprache von Freiheit oder „freedom", so fühlt jeder Volksgenosse, daß damit zunächst noch nicht viel gesagt ist, und man ergänzt stillschweigend: Freiheit wovon? Wird aber einem germanischen Volke das Wort „liberty" zugemutet, so erkennt es die fremde Wurzel nicht; das Wort wird ihm erklärt, und man glaubt nun, daß es irgendetwas Besonderes bedeute, während es als Stammwort nicht mehr sagt als das einheimische „frei". Dies ist ein besonders deutlicher Fall, wie durch Fremdwörter falsche Werte geschaffen worden. „Liberty" ist nicht mehr als „freedom", aber da es in einem germanischen Worte unerlebt bleibt, kann ein geschwätziger Umfälscher von Worten alles Mögliche dahinter vermuten und die öffentliche Meinung glauben lassen, es sei etwas Wirkliches gemeint.

Auf diese Weise konnte die Falschmünzerei des englischen Liberalismus durchgeführt werden. Was heißt das Fremdwort „liberal"? Nun, es bedeutet eine gewisse Art von Großherzigkeit, aber mit dem Worte „großherzig" kann man nicht diesen Schwindel treiben wie mit dem Fremdwort, denn

---

* Wir entnehmen obige Sätze dem neuesten Werk des scharfsinnigen Essayisten über ‚Das wirkliche Deutschland'. (München 1915, bei G. Müller. Geb. M. 5.50.) Gleich den früheren, an dieser Stelle schon hervorgehobenen Büchern des Verfassers enthält auch dieses viele gute Gedanken, aber doch auch allzuviele einseitige und eilfertige.

jeder Volksgenosse würde dann erkennen, wie wenig großherzig das ist, was sich oft hinter dem Wort „liberal" versteckt hat. Man merkte dann bald, daß das Wort großherzig sich sehr schlecht zum Parteinamen eignet. Die großherzige Partei ist etwas geradezu Lächerliches. Die liberale Partei dagegen läßt man sich gefallen, weil wir ja das Wort liberal nicht erleben, sondern es nur einmal als lateinisches Wort gelernt haben.'

Und die gleiche Sinnesfälschung vollzieht sich noch bei vielen ähnlichen Schlag- und Modewörtern. Die weiteren guten Beispiele, die Schmitz hierfür heranzieht, haben nicht nur in Englands deutsch-lateinischer Zwittersprache sich fast unausrottbar eingenistet; auch unserem Zeitungsdeutsch sind sie leider längst einverleibt. Schmitz nennt als solche Wörter: ‚Intellektuelle', ‚Individualismus', ‚Erotik':

‚Intellekt bedeutet eigentlich soviel wie Einsicht. Sind die Intellektuellen nun etwa die besonders Einsichtigen? Niemand wäre so dreist, sich selber auf deutsch so zu bezeichnen, aber das marklose Schwatzen selbstbewußter „Intellektueller" beherrschte lange die Blätter.

Was ist Individualismus? Ich glaube, es ist die Weltanschauung, welche die Behauptung des Ichs betont, aber auch sehr oft der gemeinen Selbstsucht als Mäntelchen dient. Das ermöglicht wieder das Fremdwort. Würden wir uns an die deutschen Ausdrücke „Selbstbehauptung" und „Selbstsucht" halten, so wüßte man jedesmal, was gemeint ist; erst das Wort „Individualismus" erlaubt zum Nutzen der Geringeren ihren schlechten Trieben eine philosophische Rechtfertigung zu geben.

An die Grenze des Komischen rührt bereits der Unfug, der mit dem Wort „Erotik" getrieben wird. Gewiß, man meint damit nicht ohne weiteres die Geschlechtlichkeit, sondern eine abgestufte, spielerische, tiefere Gefühle ausschließende Abart davon. Nun kam und kommt sie, wie man sagt, „in den besten Familien vor", aber sie wurde früher als etwas zum mindesten Bedenkliches, oft Unreinliches und Gefährliches erkannt. Nie würde eine anständige Frau zu sagen wagen, sie liebe in Gesellschaft leichte geschlechtliche Erregungen zu bewirken und selbst zu empfinden, aber manche scheuen sich nicht, zu erklären, daß ihnen der Tanz gewissermaßen ein „erotisches" Bedürfnis sei. Auch hier erlaubt das halbverstandene Fremdwort, Dinge auszusprechen, deren Gemeinheit in deutscher Sprache sofort auch der Sprecherin selbst offensichtlich wäre.'

Schmitz gibt dafür noch deutlichere Beispiele. Und es ist in der Tat augenfällig, wie unzweideutig gar manche Gedanken werden, wenn man sie nur erst einmal aus irgendeinem fremdländischen Kauderwelsch in unser geliebtes Deutsch überträgt. ‚Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.' Möge diese Art von Grobheit, die nur eine notwendige Beigabe der unverblümten Wahrhaftigkeit ist, uns Barbaren stets erhalten bleiben!

E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Mai 1915*

An Zeitweiser- oder Kalenderabschnitte hält sich kein Kriegsverlauf. Tag und Nacht gehen die Kämpfe fort, ohne Rücksicht auf Sonn- oder Feiertage. Weder Wochen-, noch Monats- oder Jahresabschlüsse bilden zeitliche Begrenzungen, die Ereignisse laufen weiter und schwimmen ineinander über. Wenn gleichwohl hier monatweise ‚Kriegsbetrachtungen' geboten werden, so ist dies eben durch das monatliche Erscheinen der Zeitschrift bedingt, selten fällt ein Kriegsabschnitt mit solcher Zeitspanne zusammen. Diesesmal machte übrigens der Mai 1915 eine Ausnahme, denn er brachte den militärpolitischen Wende- und wohl auch Höhengipfel des gewaltigen Völkerringens. An seinem Anfang begann in Galizien der nachhaltige, vielleicht kriegsentscheidende Sieg über die Russen, während an seinem Ende unser früherer Bundesgenosse, jetzt beutegieriger Feind Italien in den Krieg eintrat. Dazwischen liegt das Mißlingen der weiteren Dardanellenangriffe. Dem Mai geben diese drei besonders wichtigen Tatsachen sein kennzeichnendes Gepräge gegenüber seinen Vorgängern; ob die nachfolgenden Kriegsmonate eine weitere Steigerung des Riesenkampfes bringen werden, ist nicht vorherzusehen. Immerhin muß man damit rechnen, daß der ‚Kuddlemuddle' des Weltkrieges noch größer werden könnte. Vermehren sich doch Haß und Begehrlichkeit unserer ‚Feinde ringsum' fortgesetzt unter dem Einflusse ihrer Mißerfolge. Niederringend sind diese zwar bis jetzt nicht, denn die Kräfte der Gegner sind selbst für angriffsweise erfolgende Abwehr unseres weiteren Vordringens immer noch stark genug. Auch erhielten sie nun neue Anstachelung durch die italienische Verstärkung.

Auf den bisherigen Kriegsschauplätzen konnten im Mai die vom jetzigen Dreibund ‚Deutsches Reich-Österreich-Ungarn-Türkei' errungenen Vorteile fest behauptet und sogar noch erweitert werden. Im Seekriege hatte zwar die deutsche Flotte kein größeres Gefecht mit schwimmenden Seestreitkräften zu bestehen. Nur einen Vorpostenkampf führte sie am 1. Mai in der Nordsee, wobei zwei deutsche Torpedoboote und ein britischer Zerstörer verloren gingen. Doch nahm sie in der Ostsee im Zusammenwirken mit dem linken Flügel des deutschen Landheeres wichtigen, siegreichen Anteil an der Eroberung der russischen Hafenstadt Libau, die am 8. Mai erfolgte und willkommene reiche Kriegsbeute einbrachte. Sehr erfolgreich waren ferner die fortgesetzten Angriffe ihrer Tauchschiffe und Flugzeuge. Verlässige amtliche Zahlen des Gesamtergebnisses sind zwar nicht bekannt, doch versenkten deutsche Unterseeboote z. B. in der Nacht vom 2. zum 3. Mai fünf, am 4. Mai sechs feindliche Handelsdampfer. Innerhalb des ersten Vierteljahres ihrer Tätigkeit, vom 18. Februar bis 18. Mai, sollen sie insgesamt schon 111 britische, französische und russische Schiffe vernichtet haben. Größtes Aufsehen auf der ganzen Erde erregte die am 7. Mai erfolgte Zerstörung des britischen Hilfskreuzers ‚Lusitania', des größten und schnellsten Handelsdampfers Englands, wobei mehr wie 1000 Menschen umkamen. Trotz seiner

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für April 1915' Hochland Juniheft Nr. 9 von 1914/15, Rundschau S. 365–370.

Bestimmung als Kriegsschiff, dann seiner Beladung mit kanadischem Kriegsvolk und 5400 Kisten Schießbedarf sowie sonstigen Kriegsstoffen nahm es in New York zahlreiche bürgerliche Fahrgäste auf, die sich, selbst nach erhaltener deutscher Warnung, mittelst erheblicher Herabsetzung der Fahrtkosten dennoch zur Reise verlocken ließen. Durch ihre Mitnahme sollte eben die Kriegsladung vor deutschen Angriffen bewahrt werden. Von selbst richtet sich solche hinterlistige britische Maßnahme. Sehr wirksam waren ferner die aus deutschen Luftschiffen und Flugzeugen vielfach ausgeführten Bombenwürfe auf befestigte französische, britische und russische Küstenplätze. Am 3. Mai brachte ein deutsches Marineluftschiff bei einem Gefechte mit mehreren britischen Unterseebooten eines von ihnen zum Sinken. Wohl die bedeutendste Flottenleistung des zehnten Kriegsmonats, zugleich eine noch nie dagewesene außerordentliche Erscheinung des Seekrieges bildet jedoch das Eintreffen deutscher Unterseeboote im östlichen Mittelmeere. Nach Umfahrung von ganz Westeuropa an den feindlichen Flotten vorbei versenkten sie Ende Mai am Bosporus ein russisches und an den Dardanellen drei britische Kriegsschiffe, womit sie die Angriffe auf Stambul zum Stillstand brachten. Insgesamt gingen nun durch die deutsche Flotte mindestens 45 britische Kriegsschiffe schon verloren, außerdem noch eine Reihe französischer, russischer und japanischer Seestreitkräfte. Von der österreichisch-ungarischen Flotte wurden den Gegnern ebenfalls mehrere empfindliche Verluste zugefügt; ihre Haupttätigkeit gegen die italienische Seemacht beginnt übrigens erst jetzt.

Im Westen wurde während des Monats Mai die ‚Schoffensive' (Joffres Offensive) der feindlichen Verbündeten fortgesetzt. Obwohl diese vorübergehend einige örtliche Erfolge mit empfindlichen Verlusten der deutschen Truppen erzielten, blieben in der Hauptsache die militärischen Kriegsgrenzen fast unverändert wie schon seit Oktober 1914. Während die Durchbruchsversuche unserer Gegner unter größten Opfern der Angriffstruppen überall scheiterten, gelang es den Deutschen sogar, Gelände nach vorwärts zu gewinnen. Östlich von Ypern wiesen sie in schweren Kämpfen, die fast den ganzen Monat währten, alle Angriffe der Briten ab und drückten im Gegenangriffe deren Stellungen um 7—8 Kilometer gegen Westen zurück. Ebenso wurden alle französischen Angriffe, die im Mai wiederholt östlich des Yserkanals, südwestlich von Lille, nördlich von Arras, dann zwischen Maas und Mosel, endlich auch in den Vogesen erfolgten, siegreich abgewiesen. Damit wurde auf dem Westlichen Kriegsschauplatze mindestens das militärische Gleichgewicht erhalten, bei Ypern sogar etwas zu unseren Gunsten verschoben. Insbesondere auf seelischem Gebiete zeigt sich dies im stolzen Selbstbewußtsein unserer Truppen, in ihrer unerschütterten starken Widerstands- und Angriffskraft, während bei den Gegnern, namentlich den Briten, die außerordentlich starken Verluste offensichtlich seelisch niederdrückenden Einfluß übten. Kundbarte sich doch in den Kämpfen die unüberwindliche Zähigkeit der deutschen Truppen, die selbst durch zeitweise Mißerfolge nicht zu erschüttern ist.

Im Süden verhielten sich Serben und Montenegriner auffallend ruhig, auch die österreichisch-ungarischen Streitkräfte blieben ihnen gegenüber abwartend. Größere, die allgemeine Kriegslage beeinflussende Ereignisse traten im Mai dort nicht ein. Anscheinend übte die noch zweifelhafte Haltung der neutralen Balkanstaaten wie auch die Rücksicht auf Italien kampfhemmenden Einfluß aus und wird hier der Krieg wohl mehr mit politischen statt militärischen Mitteln geführt.

Große Überraschung brachte der Kriegsverlauf im Osten. Allgemein ver-

mutete man, daß die Verbündeten nach dem siegreichen Vordringen ihres rechten Flügels in der Bukowina bis zum Dnjestr und oberen Stryj sowie des linken Flügels bis nach Kurland die Entscheidung im Kampfe mit dem Russenheere auch weiterhin auf den Flügeln suchen würden durch kräftiges Zusammenzwicken der ‚Zange'. Besonders die Russen ließen sich durch den Hindenburgschen Vorstoß in Richtung Petersburg um so leichter täuschen, als sie sich aus politischen Gründen darauf versteiften, mit allen Kräften die an Rumänien grenzende Bukowina nochmals zu erobern, auch zur Deckung Petersburgs große Truppenmengen an ihren rechten Flügel nach Kurland warfen. Zu ihrer Verblüffung erfolgte am 2. Mai bei Gorlice-Tarnow der völlig unerwartete Angriff der Armee Mackensen, der die Mitte ihrer Stellung durchbrach. In rücksichtsloser Ausnützung des Sieges und Verfolgung der geschlagenen Russen wurden diese im Laufe des Monats gezwungen, die Karpathen zu räumen und bis hinter die Flußläufe Dnjestr und San zurückzugehen, daran anschließend auch im südlichen Russisch-Polen auf dem linken Weichselufer ihre Stellungen an der Nida aufzugeben. Damit fielen die reichen Erdölquellen und einzigen europäischen Erdwachslager in Ostgalizien sowie die wertvollen Erz- und Kohlengruben in den Lysabergen den Verbündeten zu. Nur im nördlichen Russisch-Polen beiderseits der Weichsel sowie am Nordostrand der Bukowina ergaben sich keine Änderungen der militärischen Kriegsgrenzen; in den dazwischen liegenden Gebieten drängten jedoch die Verbündeten den abziehenden Russen heftig und siegreich nach. Im Monat Mai erbeuteten die verbündeten Truppen etwa 1000 Offiziere und über 300 000 Mann russische Gefangene, mehr als 400 Geschütze und gegen 1000 Maschinengewehre. Ruhmreichen Monatsschluß bildete die am 31. Mai erfolgende Erstürmung von drei Vorwerken im Norden von Przemysl durch bayerische Truppen, der am 3. Juni, während der Niederschrift dieser Betrachtung, der Fall der ganzen Festung folgte. Noch ist zwar das galizische Flachland mit der Hauptstadt Lemberg im Besitze der Russen, doch scheinen diese in ihrem inneren Halte jetzt stark erschüttert zu sein. Wenn es im weiteren Verfolge des siegreichen Vorgehens möglich wird, die noch besetzten österreichischen Gebiete ganz von russischen Streitkräften zu räumen, dann kennzeichnen sich die Maikämpfe im Osten als erfolgreiche Anbahnung, wenn auch noch nicht als Vollendung der Hauptkriegsentscheidung. Denn diese fällt erst mit dem Rückzuge des gesamten russischen Heeres in das Innere des Riesenreiches, mindestens bis hinter Dnjepr und Düna, deren linkes Ufer die Vortruppen des deutschen linken Flügels bereits berührten. Vermutlich wird es jedoch bei der russischen Zähigkeit noch viel Arbeit kosten.

Auf den türkischen Kriegsschauplätzen änderte sich im Mai die allgemeine Lage nicht. Im kaukasischen Grenzgebiet, in Nordpersien und Mesopotamien fanden zwar hin- und herwogende Kämpfe statt, die viele gegnerische Streitkräfte beanspruchten, doch kam es nirgends zu einer großen Entscheidung und zum Rückzuge der einen oder anderen Partei. Im Durchschnitt liegen aber die Verhältnisse günstig für unsere ottomanischen Bundesgenossen, während besonders die Lage der am Persischen Golfe im sumpfigen Delta befindlichen britischen Truppen durch die Himmelsstrichwirkung sehr unvorteilhaft ist. Am Suezkanal kam es noch zu keinen ernsten Kämpfen, immerhin deutet die amtliche Ankündigung der türkischen Regierung vom 28. Mai, daß durch die britischen und französischen Kriegsmaßnahmen die völkerrechtliche Neutralität des Suezkanals verletzt und dieser damit Kriegsgebiet wurde, darauf hin, daß ein türkischer Angriff auf Ägypten bevorstehe. Wäh-

rend der heißen Jahreszeit wird indessen dort auf größere Heeresbewegungen verzichtet werden müssen. Den Brennpunkt der türkischen Kämpfe bildete auch im 10. Kriegsmonat die erfolgreiche Verteidigung der Dardanellen. Alle britisch-französischen Angriffe mißglückten unter großen Menschen- und Schiffsverlusten. Wenn sie gleichwohl noch immer wieder fortgesetzt werden und den Landungstruppen unter dem Schutze der Schiffsgeschütze auch gelang, an einigen, vor dem türkischen Feuer durch die Berge gesicherten Buchten dauernd sich festzusetzen, so gebieten hier wohl militärpolitische Rücksichten, die auf die russischen Bundesgenossen und schwankende neutrale Balkanmächte genommen werden müssen. Denn die Lage der durch die Türken siegreich am Vorrücken behinderten Ladungstruppen ist sehr ungünstig. Muß ihnen doch das Wasser bis von Saloniki, sowie aller Nachschub zu Schiff geliefert werden. Vermutlich warten die Verbündeten auf das Eintreffen italienischen Kanonenfutters, um dann den Angriff nochmals zu versuchen. Inzwischen kamen Ende Mai zur Unterstützung der türkischen Verteidiger deutsche Unterseeboote an. Ihnen gelang es am 26. und 27. Mai je ein britisches Schlachtschiff zu versenken, am 28. ein drittes durch schwere Beschädigung kampfunfähig zu machen, endlich am 31. Mai einen 12 000 t fassenden britischen Hilfskreuzer zu zerstören, nachdem schon vorher am 25. Mai im Schwarzen Meer am Bosporus-Eingang ein deutsch-türkisches Unterseeboot einen russischen Panzerkreuzer versenkte. Vermutlich veranlaßte dies die Russen, die ohnedies Verstärkungen an der Bukowina-Grenze dringend brauchten, zur Aufgabe ihrer Angriffsabsichten auf Stambul und zu anderweitiger Verwendung der hiefür bei Odessa bereitgestellten 250 000 Mann. Auch weitere britisch-französische Dardanellen-Angriffe sind nun durch die Unterseeschiffe in Frage gestellt, denn die Flottenunterstützung und Versorgung der Landungstruppen werden von ihnen ernstlich gefährdet.

Nach britischen Nachrichten vermochten die deutschen Schutztruppen die ost- und westafrikanischen Schutzgebiete bis jetzt wirksam zu verteidigen und sogar Einzelerfolge auf gegnerischem Landbesitz zu erringen. In Deutsch-Südwestafrika dagegen drangen jedoch britische Truppen weit in das Innere und besetzten schon die Landeshauptstadt Windhuk, ohne auf Widerstand der dort ziemlich starken deutschen Streitkräfte zu stoßen. Bei dem Mangel amtlicher deutscher Nachrichten findet die Erscheinung, die im Gegensatze zu dem sonstigen Verhalten der deutschen Wehrmacht steht, vorerst keine Erklärung. Von den übrigen überseeischen Gebieten wurden nur einige Schlappen der Franzosen in Marokko und der Italiener in Tripolis bekannt. Aus Ägypten und Ostindien kamen keine verlässigen Nachrichten.

Als besonders bedeutsame Tatsache des 10. Kriegsmonats erscheint die Beteiligung **Italiens** am Kriege auf Seite unserer Gegner. ‚Ein Feind mehr!‘ Sonst pflegt man zu sagen: ‚Je mehr Feinde, desto mehr Ehre.‘ Doch solcher Feind bedeutet so wenig eine Ehre, wie wenn man im gewöhnlichen Leben von einem wütenden Hunde angefallen wird, der eben unschädlich gemacht werden muß. Mehr als 30 Jahre war Italien der Bundesgenosse des Deutschen Reiches und von Österreich-Ungarn, genoß durch diese starke Rückendeckung viele politische, militärische und wirtschaftliche Vorteile, konnte es doch an seinen Ausgaben für Heer und Flotte sparen und gleichwohl bei den politischen Verhandlungen mit starkem Selbstbewußtsein auftreten, dabei den durch den Dreibund gesicherten langen Frieden genießen. Aber schon während der Bündniszeit machte es Seitensprünge, tanzte ‚Extratouren‘, ließ in der Marokkofrage bei der Großmächte-Verhandlung in Algeciras das Deutsche

Reich im Stiche, schloß mit Frankreich, dadurch auch mit dessem Verbündeten, Großbritannien, das vorteilhafte Mittelmeer-Abkommen, begann wegen Tripolis den räuberischen Krieg gegen die Türkei ohne Rücksicht auf das Deutsche Reich, das mit dieser doch befreundet war und nun ihr gegenüber in eine schiefe Lage kam. Jetzt erst wurde bekannt, daß Italien schon im Juli 1914, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges ein Geheimbündnis mit Frankreich, Großbritannien und Rußland schloß, jedoch wegen fehlender Kriegsbereitschaft und Geldmangel unter nichtigen Vorwänden gegenüber dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn vorerst ‚neutral' blieb. Gleichwohl schrieb bei Kriegsausbruch am 2. August 1914 der König von Italien an Kaiser Franz Joseph, er brauche nicht zu versichern, daß Italien alles, was in seiner Macht liege, tun wird, um so bald als möglich an der Wiederherstellung des Friedens mitzuhelfen, und gegenüber seinen Verbündeten eine herzliche, freundschaftliche Haltung bewahren werde entsprechend dem Dreibundsvertrage, seinen aufrichtigen Gefühlen und den großen Bestrebungen, die es wahren muß. Wie aufrichtig dies gemeint war, geht daraus hervor, daß Italien bald nach Beginn des Krieges seine anfänglich an der italienisch-französischen Grenze aufgestellten Sicherungstruppen zurückzog und so Frankreich ermöglichte, seine dort bereitstehenden sechs französischen Armeekorps gegen das deutsche Heer zu verwenden. Dann, nach einem Ministerwechsel, begann es bald Erpressungen gegen Österreich-Ungarn auszuüben, um sich das Neutralbleiben zu erkaufen. In seiner habgierigen Verblendung und aufgereizt durch seine neuen Freunde, die dringend Verstärkung brauchten, lehnte es die großen Anerbietungen, die ihm schließlich Österreich-Ungarn unter Sicherheitsleistung des Deutschen Reiches machte, schroff ab; kündigte zuerst das bis 1920 fest abgeschlossene Bündnis und erklärte dann am 23. Mai den Krieg. Jetzt nach dem großen Siege über die Russen und der günstigen Lage auf allen Kriegsschauplätzen haben wir die Hände frei, um uns kräftigst gegen Italien zu wenden. Dessen Handlungsweise zu beurteilen, genügen die stärksten Ausdrücke nicht; da aber solche in jedermanns Mund sind, brauchen sie hier nicht wiederholt zu werden. Jedenfalls beweist ein derartiges Verhalten, daß das vertragsbrüchige Italien einer Großmachtstellung nicht würdig ist und die neuzeitliche Einigung seines Volkes nicht ehrenhaft zu verwerten weiß. Obwohl Italien an seiner österreichisch-ungarischen Grenze sofort die Feindseligkeiten begann, fanden bis Monatsschluß doch nur bedeutungslose Kämpfe der beiderseitigen Grenzsicherungstruppen sowie kurze Feuerüberfälle durch Kriegsschiffe und Flieger statt.

Als wichtiges Ereignis des Mai ist noch die erfolgte Verständigung zwischen China und unserem Feinde Japan, den die meisten Deutschen vermutlich wieder vergaßen, hervorzuheben. Zeigt sie doch eindringlich unsern deutschen ‚Friedensfreunden', die immer für Abrüstung schwärmten, wohin ein großes Reich gerät, wenn es durch Vernachlässigung der Kriegsmacht sich wehrlos macht und dann gegen die unverschämtesten Forderungen eines wohlgerüsteten, viel kleineren Staates nachgiebig sein muß. Ob durch diesen billigen großen Erfolg, der keinen Tropfen Blutes kostete, die japanischen Streitkräfte für Verwendung auf den europäischen Kriegsschauplätzen schon verfügbar sind, läßt sich aus der Ferne nicht erkennen. Wahrscheinlich wird Japan seinen Erfolg in China vorerst sichern müssen, auch verfolgt es wichtige Ziele in Mexiko und am Panamakanal, endlich wird es sich wohl denken: ‚Sieh', das Gute liegt so nahe,' wie z. B. die französischen, amerikanischen, britischen Besitzungen in Asien und Australien, die es jetzt während des Völkerkampfes leicht erwerben könnte. Warum

sollte es sich durch kostspielige Beteiligung am europäischen Kriege militärisch schwächen?

Bemerkenswert ist endlich das Verhalten der immer feindseliger gegen Deutschland auftretenden angeblich neutralen Vereinigten Staaten von Amerika, die jedoch durch große Kriegslieferungen an unsere Gegner tatsächlich gegen uns kämpfen. Erklärlich wird dies durch eine am 15. Mai erfolgte Veröffentlichung der deutsch-amerikanischen Zeitung ‚The Fatherland‘, wonach schon seit 18 Jahren ein heimlicher Vertrag mit Großbritannien und dessen Verbündeten zur Kriegsunterstützung gegen das Deutsche Reich bestehen soll. Wo bleiben da in dem ‚volksherrschaftlichen‘ Staatenbunde die Auslanddeutschen? Nur eine Minderzahl von ihnen hält treu zu uns, aber die meisten scheinen ‚vaterlandslose Gesellen‘ zu sein, die um des lieben Dollars willen gleichgültig oder vielleicht sogar feindselig gesinnt sind. Wie könnten sie uns nützen durch Verwertung ihres politischen Einflusses, durch Kauf der englandfreundlichen amerikanischen Presse, durch Störung der Herstellung und Verschiffung von Kriegslieferungen usw. Aber nichts leisten sie für ihr altes Vaterland; sie sollten sich schämen!

Nur wenige Wochen trennen uns von der Ernte. Den Briten mißlang die beabsichtigte Aushungerung des deutschen Volkes, reiche Vorräte stehen uns zur Verfügung, dank der weisen Vorkehrungen, aber auch der hoch anzuerkennenden willigen Selbstzucht der Bevölkerung, deren allseitige Schulbildung sie die Notwendigkeit der getroffenen Sparmaßnahmen erkennen ließ.

Obwohl das Deutsche Reich fast ganz von der überseeischen Zufuhr abgeschnitten wurde, ist die Teuerung bei uns nicht wesentlich höher als in Großbritannien, dem die See noch offen steht, wenn sie auch durch die deutschen Tauchschiffe beengt ist. Geringer ist sie bei uns als in Österreich-Ungarn, aber auch geringer als in Rußland und den meisten neutralen Staaten. Sogar die Preise für die großgewerblichen Erzeugnisse blieben hinter deren Steigerungen in England zurück. Zum Teil verdanken wir dies auch der vortrefflichen Geldwirtschaft, die durch die Opferwilligkeit der deutschen Geldgeber mit ermöglicht wurde.

Auch dieser Umstand trägt dazu bei, mit größter Berechtigung unsere Kriegslage bei Beginn des 11. Kriegsmonats als günstig und aussichtsvoll für schließlichen Sieg bezeichnen zu können; daß diese Meinung nicht zu rosig gesehen ist, bestätigt eine ausländische Kundgebung vom 29. Mai. Nämlich der militärische Mitarbeiter der Londoner ‚Morning Post‘ schrieb: ‚Es wird täglich klarer, daß die militärischen Hilfsquellen Deutschlands keineswegs erschöpft, daß der Geist von Volk und Heer und ihr Vertrauen in den schließlichen Sieg unerschüttert sind. Im Besitze großer Gebiete in Nordfrankreich und Belgien können sie sagen, daß ihre jüngsten Erfolge bei St. Mihiel, auf den Höhen an der Aisne und bei Ypern nicht geringer sind als die Erfolge der Verbündeten bei Neuve Chapelle und Carency, bei Beau Séjour und im Elsaß. Sie verbergen nicht den Glauben an die Uneinnehmbarkeit ihrer Stellungen in Frankreich und Flandern, deren Stärke und Tiefe bei Neuve Chapelle und Carency erwiesen wurde. Das Selbstvertrauen Deutschlands scheint auch nicht durch die Einmischung Italiens stark erschüttert worden zu sein. Die Haltung der Deutschen ist mutig und vertrauensvoll. Sie sagen, daß entsprechende Vorkehrungen gegen das italienische Vorgehen getroffen wurden. Zugleich zeigen die Deutschen, Österreicher und Ungarn keine Schwächung ihrer Haltung im Osten. Die Berichte der letzten Tage haben gezeigt, daß der Gedanke verfrüht war, ihr Vorgehen gegen die Russen hätte sich erschöpft. Sie wieder-

holten ihre Angriffe mit anscheinend unverringerter Stärke und Entschlossenheit, obwohl sie unter großen Nachteilen kämpfen. Ihre Artillerie scheint nicht verbraucht zu sein, sondern sich verstärkt zu haben. Die Deutschen waren imstande, trotz Rußlands gewaltigem Menschenstoff, überlegene Streitkräfte an denjenigen Stellen, die sie selbst als erfolgversprechend ausgewählt haben, einzusetzen.'

Abgeschlossen 1. Juni 1915.

Generalmajor Friedrich Otto.

Sprachwissenschaft

Wendelin Foerster. Persönliche Erinnerungen. In der Nacht zum 18. Mai ist der größte der lebenden Romanisten, Wendelin Foerster, in seiner Wohnung in der Arndtstraße in Bonn gestorben, der unmittelbare Nachfolger von Friedrich Diez, dessen Lehrstuhl der romanischen Philologie an der Bonner Universität er seit 1876 inne gehabt hatte.

Es fällt mir nicht ein, der heute mit ganz anderen Sorgen beschäftigten Lesewelt mit den Geheimnissen altfranzösischer oder italienischer Philologie nahetreten zu wollen, in deren Enträtselung der verstorbene siebenzigjährige Forscher ein unvergleichlicher Meister war. Auch wer nur oberflächliche Sprachstudien getrieben, wird schon einmal davon gehört haben, daß es ein Deutscher, ein Deutschböhme gewesen ist, der die klassischen Ausgaben des französischen Epikers Chrestien de Troyes besorgte, und in Italien, das in diesem Augenblicke gegen uns zum Waffengange schreitet, ist es bekannt genug, daß einer der besten Kenner der sardischen, piemontesischen usw. Mundarten eben jener Deutschböhme Wendelin Foerster, der Kollege von Gaston Paris, Ascoli und D'Ovidio gewesen ist.

Als ich im Sommersemester 1878 als ‚krasser Fuchs' auf der Bonner Universität immatrikuliert wurde, deren philosophische Fakultät damals auf einer anerkannten Höhe stand, da las Foerster ‚Historische Syntax der französischen Sprache', der im folgenden Winter seine von allen Studierenden der romanischen Sprachen als ein Sanktissimum verehrte ‚Lautlehre' folgte. Wer andere, z. B. der Literatur- und Kulturgeschichte mehr zugewandte Neigungen hat, wird vor den Namen dieser Disziplinen ein bißchen erschrecken. Aber das war das Wunderbare des Mannes, der uns da mit einer ungeheuren Gelehrsamkeit diese Sachen vortrug, daß er für sie zu b e g e i s t e r n wußte. Der Mann mit den leuchtenden Augen und den lebhaften, seinen ganzen Körper mitnehmenden Bewegungen war eben ein Lehrer, wie es kaum jemals einen zweiten gegeben hat. Mit hinreißendem Schwunge, den nur das heilige Feuer für seine Wissenschaft zu erklären vermag, verstand er es, in die trockensten Sprachformen Leben zu gießen, und noch jetzt, nach Jahrzehnten, könnte ich reihenweise die Ableitungen schwieriger und seltener romanischer Wörter und Wortklassen aufzählen, die sich ganz unverlöschlich dem Gedächtnisse dessen einprägten, der sie aus Foersters Munde zuerst gehört hatte.

Die Einwirkung des damals in der Mitte der dreißiger Jahre stehenden Lehrers auf seine Studenten war ungeheuer. Er hatte auch unter ihnen einen romanisch-philologischen Verein gegründet, der, in treuer Erinnerung an den Begründer der romanischen Sprachwissenschaft, den Namen ‚Diez' führte, freilich nach einigen Jahren infolge von Zänkereien unter den Mitgliedern sich auflöste. An seine Stelle ist später ein noch heute blühender neuphilologischer Verein getreten, an dessen Bestrebungen Foerster gleichfalls regen Anteil nahm. Aber den entschlafenen ‚Diez' konnte Foerster niemals vergessen, und oft hat er im Gespräche seiner ersten Schüler gedacht, mit denen er damals in dem urväterischen Wirtshause ‚Zur Eintracht' auf der Sandkaule in Bonn getreulich den zweifel-

haften Gerstensaft trank, und deren Anfängerübungen und -vorträge er über sich ergehen ließ, freilich selten, ohne in seiner lebhaften Weise Worte besseren Wissens dazwischenzuwerfen.

Eine eigentümliche Tragik hat es mit sich geführt, daß dieser hervorragende Forscher gerade mit seinen begabtesten Schülern manch traurige Erfahrungen machen mußte. Mit verschiedenen hat er sich überworfen. Kein Wunder. Denn ein Mann von so überragender Leistungsfähigkeit und einem so eisernen Fleiße wie Foerster, der sich selbst aus ärmlichen Verhältnissen durch ureigenes Können zu einer hohen sozialen und einer weit höheren geistigen Stellung kraftvoll emporgearbeitet hatte, verlangte von seinen Mitstrebenden Leistungen, denen diese nicht immer gewachsen waren. Verschiedene seiner besten jungen Freunde, denen er gern einen akademischen Lehrstuhl verschafft hätte, starben ihm in der Blüte der Jahre hinweg. ‚Ja, der liebe, treue A.', schrieb mir Foerster am 12. Februar 1914 aus San Remo, ‚war ein Phtisiker. Noch drei andere Schüler sind mir gestorben, darunter 1906 der begabteste, K., der am Typhus als Einjähriger gestorben ist! Es ist ein Friedhof, die ganze Erinnerung!' Das schrieb der damals Siebzigjährige, und ich möchte diese Zeilen nicht unterdrücken, da sie von der menschlichen Teilnahme zeugen, die Wendelin Foerster, den sich manche, die ihn nicht kannten, als einen nur für die eigene Arbeit interessierten Menschen vorgestellt haben, dem Andenken derer erwies, die dereinst in den Bonner Hörsälen seinen Worten gelauscht hatten. Und auch das ist nicht wahr, daß er ein ‚Nur'philologe gewesen wäre. Ich hatte ihm damals zu seinem 70. Geburtstage meinen Glückwunsch ausgesprochen mit der Bemerkung, daß ich eigentlich kaum mitreden dürfe, da ich relicta non bene parmula sein Wissensgebiet verlassen habe, um mich fürs Leben anderen Studien zuzuwenden. Darauf Foerster: ‚Entschuldigen Sie nie wieder Ihre Fahnenflucht. Sie haben sich einen... Platz unter den Historikern erkämpft' usw. Eine Anerkennung, die ich aus dem Munde des in den Tiefen der S p r a c h forschung arbeitenden Mannes so uneingeschränkt kaum erwarten zu dürfen geglaubt hatte.

Aber dieser große Forscher war ein Vollmensch, wie sie selten geboren werden. Auf dem Bonner Bahnhofe konnte man ihn früher manchmal Sonntags abends in abenteuerlichem Aufzuge erscheinen sehen. Dann war Professor Foerster von der ‚Jagd' in der Eifel oder im Westerwalde gekommen. ‚Sind Sie in den Abruzzen gewesen, Herr Professor?' fragte ich ihn einmal bei solcher Gelegenheit, auf seine zahlreichen Reisen in die Länder des Südens anspielend. ‚Nicht ganz so weit,' meinte er fröhlich lachend, ‚aber ich sehe wohl wie ein Räuber aus?' Ja, der Mann, der so unheimlich viel in seinem Leben studiert hat, liebte doch auch Freilicht und Freiluft, mochte sie am Rheinhöhenwege oder in den sonnigen Tälern jenseits der Alpen wehen, wo er in den letzten Jahren neben immer neuer Bereicherung seines immensen Wissens auch die Gesundheit suchte.

In der Todesanzeige stand, daß der Professor Foerster nach seinem Wunsche in aller Stille beigesetzt werden würde. Er war auch Geheimrat — der Titel aber in der Anzeige fortgelassen. Vor dem Namen Wendelin Foersters wird er kaum vermißt werden . . . Wir Studenten nannten ihn noch kürzer: ‚Wendelin', und das Wort hat wohl kaum einer ohne den Beiklang der Verehrung ausgesprochen...

Prof. Dr. Paul Holzhausen.

Literatur

Das literarische Italien der jüngsten Vergangenheit ist Gegenstand eines Büchleins von K a r l V o ß l e r, das er ‚Italienische Literatur der Gegenwart' (Karl Winters Buchhandlung, Heidelberg 1914) betitelt hat.

Als diese Vorträge des feinsinnigen und geistvollen, mit allen Hilfsmitteln seines Gelehrtenberufes ausgestatteten Autors im Druck zugänglich wurden, konnte man sich in Deutschland noch dem ungetrübten Genuß dieser Wertung der Hauptvertreter italienischer Literatur des 19. Jahrhunderts hingeben, denn mit wenigen Ausnahmen ist nur von solchen die Rede. Wenn auch nicht durchweg zustimmend, so doch stets im Bann dieser formvollendeten Darstellung, fühlte man die Meisterhand, die diese Bilderreihe schuf. Sie gibt ihr Bestes den Größten, der einheitlichen Weltanschauung Manzonis, der Zerrissenheit des unversöhnten aber wahren Schmerzes eines Leopardi. ‚Der nationale Dichter', dem eine erzieherische Wirkung auf seine Zeit zugeschrieben ist, Josua Carducci, blendet seinen Betrachter nicht, der die auf technische Vollendung angewiesene Kunst des Eklektikers mit einem ohne feste Grundmauern errichteten Gebäude vergleicht. Ein geringerer Künstler, aber ungleich ernster, nach innerer Harmonie zwischen Kunst und Leben, Denken und Empfinden ringender Geist, Antonio Fogazzaro, ‚als Denker unreinlich, als Erzieher gefährlich'? Das verletzende Wort ‚unreinlich' ist wiederholt; wir hören ‚von religiös parfümierter Lüsternheit', von den ‚Fexen und Virtuosen der Selbstbeherrschung und Tugend', Danielo und Elena im ‚Cortis'? Bei aller Anerkennung des Dichters, dem e i n Meisterwerk wenigstens gelang, wird Fogazzaro mit den Abschiedsworten entlassen, er habe, ‚im Leben wie in der Kunst ein Suchender geblieben, das Ausruhen in der reinen Schönheit niemals ganz erreicht'. Man kann unseres Erachtens nicht schlimmer mißverstehen. Denn nichts würde Fogazzaros Seele weniger befriedigt haben als ästhetisches Genügen. Er rang um Wahrheit. Der Preis war so hoch, daß er ihn nicht errang, der Lohn war so groß, daß er sein Sterbebett verklärte. Der Einklang zwischen Glauben und Wissen mag das unerreichte Ideal auch dieses Denkers geblieben sein, dem Christen ward die Lösung in der Heiligkeit gegeben. Sie schließt die Versuchung nicht aus, sie verleiht die Kraft, sie zu überwinden. Das die Erklärung für Danielo, für Elena, für Donna Fedele, für die Lieblingsgestalten des ‚Piccolo Mondo'. Und Fogazzaros Heilige auf der Höhe seines Könnens besitzen einen weiteren Vorzug: mit Ausnahme des Santo sind sie reif genug und in sich gefestigt, um sich und uns den Humor zu retten, wie einst Goethes humoristischer Heiliger, wie Manzoni in seiner versöhnten Welt. Darin liegt ein Zeichen der Überlegenheit, von der Voßler mit Recht beklagt, daß sie in Carduccis gelehrter Rhetorik, und auch anderswo, nicht zu finden sei.

Nun aber drängt sich eine andere, sehr aktuelle Frage auf. Wir Deutsche stehen vor einem einzigartigen, der Welt bis da ersparten Schauspiel. Eine mehr als dreißigjährige Allianz, ein Kultus für Italien, den man zuweilen der Übertreibung, niemals aber der Unlauterkeit zeihen konnte, eine hingebende Liebe Deutschlands für die Heroen italischen Geistes, das alles endet in unerhörtem, von blindem Haß gegen den Bundesgenossen und Freund eingegebenen Verrat. ‚Il gran rifiuto!' Das Maß des Verbrechens ist durch die Vertrauensseligkeit dieses deutschen Volkes gegeben, das bis zuletzt an der Hoffnung auf Verständigung, wenn nicht am Glauben an Treue festhielt.

In den Reihen der Kräfte, welche versagten, der Verantwortlichen, die zur Rechenschaft gezogen werden müßen, steht nicht zuletzt die italienische Literatur.

Ihre von Voßler geschilderten Vertreter sind, mit einer hervorragenden Ausnahme, alle tot. Der Titel seines Buchs, ‚Die italienische Literatur der Gegenwart', ist tatsächlich ein Anachronismus. Mit d'Annunzio, — da Verga und Matilde Serao, Ada Negri oder de Amicis

und selbst Pascoli keinen Anspruch auf repräsentative Bedeutung erheben können, — mit d'Annunzio also tritt diese Gegenwart auf den Plan. Heil dem deutschen Literarhistoriker, daß er von seinem Urteil über ihn nichts zurückzunehmen, wohl aber ihm manches hinzuzufügen hat. An einen unwürdigeren Träger hat die Kunst die hervorragendsten ihrer Gaben nie verschwendet, noch die Natur den überschäumenden Wein ihrer Lebenssäfte in ein niedrigeres Gefäß gegossen. Lange Jahre hindurch hat die italienische Kritik es den Fremden überüberlassen, sich in dithyrambischer Bewunderung für den obszönen Lüstling zu überbieten, in dem sie einen wahren Dichter trotz all seiner Vorzüge zu erkennen sich weigerte.

Die Tage sind nicht fern, da er, den Staub der heimatlichen Erde von den Sohlen schüttelnd, an der Seine seine Kunst zu venalem Dienst verkaufte, um das Gold dafür einzulösen, dessen er nicht entbehren wollte noch konnte. Wer ihm heute die Schande seines Privatlebens und das zersetzende Gift seiner neuropathischen Lüsternheit vorhielte, der käme zu spät und verdiente nicht, gehört zu werden. Seine Richter jedoch sind nicht von gestern; sie sind im selben Lande unbestechlich geblieben, das heute tief genug gesunken ist, um aus solchem Munde mit gedankenleerer Rhetorik über die Tragweite seiner Missetat hinweggetäuscht zu werden. Es ist die Verurteilung der Formel L'art pour l'art, die Rechtfertigung der sittlichen Mächte, ohne die kein Volk in Ehren bestehen kann und deren Verneinung sich an Italien rächt, jetzt, wo kein Cavour mehr da ist, um seine Leidenschaften zu bändigen, kein Manzoni überlebt, um es für das Gute zu begeistern. Dem Volkstribunen d'Annunzio geht ein dunkler Schatten, eine andere Lady Macbeth zur Seite, an deren Händen das vergossene Blut haftet. Noch gibt es Italiener, die den Schimpf empfinden und in dieser Schicksalstunde das Los des Vaterlandes beweinen: Italia, Italia, Vituperio della gente!

Charlotte Lady Blennerhassett.

Theater

Berliner Theater. Aus dem Spielplan der Reinhardtschen Bühnen, die wider den anfänglichen Vorsatz einen Monat früher, also am 31. Mai, ihre Pforten schlossen, sind zwei wertvolle Neueinstudierungen und eine Erstaufführung: Hauptmanns ‚Schluck und Jau', Schönherrs ‚Weibsteufel' und der Goethe-Abend mit den ‚Mitschuldigen' und dem ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweiler' zu erwähnen. Drei Abende, die gleicherweise teils durch treffliche Regie, teils durch vorzügliches Spiel der Darsteller ausgezeichnet waren; während man zu einem reinen dichterischen Genuß eigentlich nur an dem letzten — ist das verwunderlich? — bei Goethe kam, obgleich es sich doch um früheste Jugendwerke unseres größten Dichters handelte; die aber trotzdem die Geistesfülle des erwachenden Genies wie in einem zarten Frühlingskeimen enthalten und den ganzen reifen Sommer versprechen, der dann von Jahr zu Jahr die reichste und reifste Ernte abwarf.

Das gerade Gegenteil davon erlebte man bei Hauptmanns ‚Schluck und Jau', jenem romantischen Spiele mit dem Shakespeare-Motiv, das bei seiner Erstaufführung vor Jahren vollständig durchfiel und nun, dank einer geschickten Inszenierung und der trefflichen Kunst Waßmanns, sich auf dem Spielplan unter Beifall halten konnte. Es geht dem Dichter in diesem Stücke darum, das Illusorische des Lebenswertes darzustellen. Zu dem Zwecke läßt er den Hofmeister eines Fürsten auf dessen Landschloß gegen Ende der Pirschzeit zu einer der letzten der festlichen Veranstaltungen sich den Spaß erlauben, zur Unterhaltung der Prinzessin Sidselill einen trunkenen Landstreicher ins

Schloß zu schaffen, ihn in Samt und Seide zu kleiden und ihn unter dem Zeremoniell der ganzen Hofhaltung in einem fürstlichen Bette erwachen zu lassen, um ihn am Schluß des Festes wieder in seiner zerlumpten Kleidung vor das Tor zu werfen. Die moralischen Betrachtungen aber, die beim Dichter der Fürst über den Inhalt dieses bittren Scherzes anstellt, über die Selbsttäuschung, mit der jeder einzelne Mensch durch das Leben gehe, sind zu dürftig und zu lose gewissermaßen als Etikett aufgeklebt, als daß sie eine tiefere Wirkung hinterließen, und zwar weil sie sich nicht vor unseren Augen wachsend als Blüte und Frucht aus dem Vorgang ergeben, ehe der Dichter sie den einen aussprechen läßt. Das Ganze wirkt als ein zu künstlich gezimmertes Scherzspiel ohne eigentliches Lebensblut in allen Adern; aus seinen Trägern ergibt sich der tolle Vorgang nicht mit innerer Notwendigkeit, die dann nicht ohne Rückwirkung auf sie bliebe. Der Naturalist Gerhart Hauptmann ist hier meist äußerlicher Phantast, dem es nur gelingt, den nicht ungeschickt gezeichneten Umriß der Situation dieses romantischen Spiels und von Figuren zu zeichnen — so diese Prinzeß Sidselil und ihre Hofdame Adeluz — während es ihm doch an eigentlicher Phantasie fehlt, sie wirklich realistisch in ein Schicksal zu verwurzeln. Die rein realistisch gehaltenen Figuren der beiden Landstreicher waren daher durch die vortreffliche Kunst der Herren Waßmann und Pallenberg noch am ehesten zu retten und zu beleben und in den beabsichtigten Zusammenhang mit der Idee zu bringen, wenn schon ihre bloße Existenz auf die Dauer der langen Akte das Interesse auch nicht auf der gleichen Höhe zu halten vermochte, zu deren fesselndstem Augenblick die Kunst Waßmanns das Erwachen des Landstreichers im Prunkbett machte. —

Trat man an das Hauptmannsche Stück weniger um der Dichtung willen heran, die in einem gelungenen Motiv einem geschickten Regisseur und talentvollen Schauspieler hinreichenden Stoff für ihr Können gibt, so fordert Schönherrs neues Drama, der ‚Weibsteufel‘, das zum erstenmal in diesem Winter über die Bretter ging, zu einer doppelseitigen Behandlung heraus, da nicht jeder sich gleich über den etwaigen dichterischen Wert dieses Dramas klar wird, weil es mit großem theatralischem Geschick auf Wirkung hin gearbeitet ist; einer Fähigkeit des Dichters, die über diejenige Hauptmanns in diesem Sinne gewiß hinausweist, während man ihn jenem in den naturalistisch-dichterischen Beobachtungen nicht überordnen möchte und er geistig in der gleichen Enge befangen bleibt. Diese mangelnde Fähigkeit, einen Stoff von der geistigen Seite zu fassen und ihn zur bloßen Materie eines vom Geist geführten Schicksals zu machen, wird hier um so ersichtlicher fühlbar, peinlich, bis an die Grenze des durch Unsittlichkeit erzeugten Widerwillens, weil es sich um eine Sexualtragödie handelt. Doch da liegt schon der Fehler: eine Sexualtragödie ist ein Widerspruch in sich! Das sexuelle Moment als solches, der Mensch als Träger dieses Triebes wirkt ebensowenig tragisch wie der Spitzbube oder niedrige Verbrecher irgendwelcher Art, und auch die anderen, die er durch diesen Trieb an den Abgrund führt, vermögen uns durch ihre Schicksale in jenem Sinne nicht zu ergreifen. Und deshalb empfinden wir die Tendenz des Stückes als unsittlich, weil ein Naturtrieb — obgleich hier das Recht der Entfaltung auf seiner Seite ist, und er von seinem Träger bis dahin nicht mißbraucht wurde — einzig in den Dienst des physischen Egoismus gestellt wird, und sogar von der unsexuellen Partei in diesem Sinne mißbraucht wird; wodurch der Gang der Scheintragödie in Fluß kommt, und, das kann nicht geleugnet werden, mit theatralisch ungemein wirksamen Kunstgriffen. Der Inhalt der Fabel

ist der: Hoch oben im Gebirg lebt ein alter, verkrüppelter, siecher Schmuggler-Fuchs, an der Seite eines blühenden Weibes, das ihn des Versorgtseins wegen ehelichte, und dem er nie ein Mann sein konnte. Just an dem Tage, da er ihr erzählt, wie glücklich sie trotz dem Gerede der Menschen geworden, erzählt er ihr zugleich, daß die Zollwächter den weibgefeitesten Grenzjäger zu ihr schicken wollen, um ihr seine Schmugglerkniffe zu entlisten; und er legt ihr nahe, zum Schein darauf einzugehen, gerade um Zeit für einen neuen Handel zu gewinnen. Sie ist anfangs über das Ansinnen beider Parteien gleich entrüstet, indem sie es als einen Mißbrauch ihrer Weibnatur betrachtet, und doch oder vielleicht gerade darum wird dieser Vorgang und ihr Eingehen auf den Vorschlag ihres Mannes zum Anstoß ihrer schlafenden Natur, die nun nicht nur in natürlichen, sondern fast in dämonischen Zügen erwacht, und zwar in zweierlei Hinsicht; nach der diebisch-schlauen, mit deren Mitteln sie im Dienst ihres Mannes den Grenzjäger mit List einspinnt, und nach der sexuellen, in der sie, indem sie jenes tut, zur haßerfüllten Feindin ihres Krüppelmannes auswächst, und so, daß ein Trieb den andern schürend steigert; so steht schließlich dieses vollblütige Bauernweib als eine Art dämonischen Urweibtypus vor uns, als eine Art Bauernlullu — frei nach Wedekind.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Schönherr mit den ursprünglich grob und konventionell gemischten Elementen des Konfliktes ungemein gewandt in Einzelkniffen theatralischer Wirkung zu Werke geht: aber gegen Ende läßt das Interesse für den Vorgang mehr und mehr nach, weil die Gestalt und ihre Geschicke nicht aus einer geistigen Weltanschauung heraus gesehen sind und man zum Schluß mehr nur den Vorgang als den künstlich erzeugten eines Bühnenpraktikers empfindet, indem die Schicksale der drei Personen ihm schließlich als die tote Materie, die sie anfangs waren, wieder einzeln aus der Hand fallen: der Krüppel liegt, vom Grenzjäger erschlagen, am Boden, dieser selbst zieht, von Gewissensbissen geplagt, von dannen, und die als Weibsteufel charakterisierte Bäuerin selbst soll sich, so wird angedeutet, nun einem ländlichen Messalinaleben ergeben: ein Ausgang der rein kriminalistisch wahrscheinlich unhaltbar ist, indem der Totschlag gewiß aufgedeckt würde und sie samt dem Grenzjäger ins Zuchthaus wandern müßte: eine Schlußfolgerung, die man beim rein naturalistischen Drama instinktiv zieht.

Den höchst denkbaren Gegensatz zur Welt des schwül und dumpf Materiellen, die kein Zug des Geistes reinigt und erhöht, kein Hauch der Seele lieblich macht, wie wir sie in jenem Schönherrschen Drama vor uns aufgerollt sahen, bildete jener köstliche Goethe-Abend, mit dem Reinhardt die Spielzeit in diesem Jahre beschloß: er inszenierte die beiden Jugendwerke des großen Dichters, deren erstes er mit 20, das andere mit 25 Jahren schrieb: die ‚Mitschuldigen‘ und die humorvolle Satire ‚Das Jahrmarktsfest zu Plundersweiler‘. Die ‚Mitschuldigen‘ waren von jeher den strengen Goethe-Richtern ein moralischer Graus; aber es ist gerade bezeichnend für das Geistige und Seelenvolle der Weltanschauung dieses Dichters, daß er einen so heiklen Stoff mit einer solchen Fülle von komischer Harmlosigkeit zu umgeben verstand, die uns diese leichtfertigen Charaktere nicht verdammenswert erscheinen läßt, während in dem Schönherrschen Drama die ernst angelegten eher unsympathisch erscheinen. Ja der Schluß des Stückes scheint hierin fast zu weit zu gehen, indem er ein wenig zu lustspielhaft-harmlos ausläuft und ein wenig den versteckten Ernst der Komödie vermissen läßt. Es ist nur bezeichnend, daß Goethe selbst entgegen seinen spätern Richtern diesem Jugendwerke bis in sein Alter seinen Beifall nicht entzog. Es tut sich

für einen Zwanzigjährigen in ihm die ganze Fülle der späteren Begabung schon auf, und nicht nur hinsichtlich der Menschen- und Lebensbeobachtung und der geistigen Wärme, die er als bindendes Mittel seinen wachsenden Gestalten mit auf den Weg gibt, vielmehr auch in bezug auf die rein theatrische Meisterschaft, die sich neben dem Besten des reifen Lessing hält, diesen aber an süßem Gehalt weit übertrifft. Es ist gerade für unsere Zeit belehrend, zu erkennen, was dazu gehörte, ein derartiges ‚Milieu‘ von Vater, Tochter, Schwiegersohn und Liebhaber freundlich zu gestalten, ohne süßlich zu verflachen, während ein Moderner daraus zweifelsohne eine übelkeiterregende Erblichkeitstragödie mit gespensterhaftem Einschlag gemacht hätte. Über das Goethesche Stück möchte man auch im Gegensatz zur modernen Kriminalistik vom ‚geborenen Verbrecher‘ schreiben: die Menschen sind nicht so schlecht, wie es nach einem entdeckten Verbrechen oft scheint, und wenn alles entdeckt würde, was geschieht, und wovon der Korrekte, zumal hinsichtlich der Jugend, sich nichts träumen läßt, so wäre die Welt ein einziges großes Gefängnis; was zugleich aber so viel heißt wie, daß sie besserungsfähig sind, und das Gefühl der Verantwortung ihnen gegeben ist.

Im ‚Jahrmarktsfest‘ handelt es sich, wie wir wissen, um eine Zeitsatire; doch auch davon abgesehen, schüttelt des Dichters Füllhorn einen solchen Blütenregen von Lebenslust und Freude auf uns nieder, daß jeder Zuschauer auch ohne Kenntnis um jene zeitlichen Zustände bei gutem Spiel und erfindungsreicher Regie zum vollen Genuß kommt. Und beides war bei Reinhardt — mit Ausnahme von zwei Fehlbesetzungen — vortrefflich. Und die scharfen Lebensweisheiten, die der Dichter seine Gestalten sagen läßt, waren heute von so unmittelbarer Wirkung wie einst. — Man verließ das Theater mit dem Wunsche, Reinhardt möge sich in der kommenden Spielzeit den Goetheschen Bühnenwerken, auch wenig bekannten, so eingehend widmen, wie er bisher Shakespeare in seinen Spielplan aufnahm. Wir können unserer Generation und erwachenden Zukunft gar nicht genug von diesem Geiste zuführen.

Rudolf Klein-Diepold.

Musik

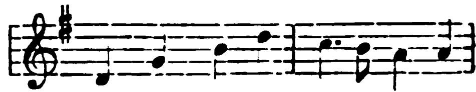
Musikalische Kriegslyrik. Kürzlich wurde an dieser Stelle das Thema ‚Kriegslyrik‘ in literarischer Richtung erörtert. Da nun aber diese Dichtungsgattung mehr als jede andere eigentlich erst ‚gesungen‘ volles Leben erhält, dürfte eine kleine musikalische Ergänzung zu jenen früheren Erörterungen nicht ohne Interesse sein. Im allgemeinen liegen freilich die musikalischen Verhältnisse auffallend ähnlich wie die literarischen. Auch vom musikalischen Standpunkt aus muß man den, der nach guter Kriegslyrik fragt, zunächst um hundert Jahre zurückverweisen. Den einzigen Fall der ‚Wacht am Rhein‘ ausgenommen, ist seither nichts Verwandtes an Kriegsmelodien in nur annähernd ähnlichem Maße Volksgut geworden, wie die zündenden, teilweise von unbekannten Komponisten stammenden Volksgesänge der Befreiungskriege. Und auch auf dem Gebiete volkstümlicher Kunstlyrik hat Karl Maria v. Webers, des ‚Freischütz‘komponisten, Liederzyklus ‚Leyer und Schwert‘ (nach Körnerschen Dichtungen) bis heute noch keinen ernsthaften Rivalen gefunden. Ob die nächste Zukunft daran etwas ändern wird? Wir glauben es kaum; denn trotz der ansehnlichen Menge neuer Liederkompositionen, die im Anschluß an die Ereignisse des gegenwärtigen Weltkrieges entstanden und entstehen, scheint es dabei nicht zur Erhebung über ein gewisses Durchschnittsniveau kommen zu sollen. Der Grund hiefür ist wohl weniger in der Tatsache zu suchen, daß unsere kompositorischen Größen, ein Reger, ein

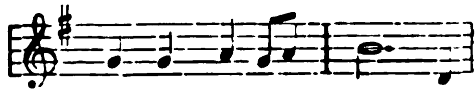
Pfitzner, ein Richard Strauß, und wie sie alle heißen, sich seither der Kriegslyrik fernhielten; auch Karl Wilhelm, der musikalische Autor der ‚Wacht am Rhein‘, war keine ‚Größe‘ in diesem Sinne, ebensowenig wie die unbekannten Komponisten der Arndtschen, Hauffschen, Uhlandschen Kriegslieder vor hundert Jahren. Eine zündende Volksweise kann sehr wohl sogar aus musikalischem Laienmunde hervorgehen. Wenn es heute trotzdem zu nichts Derartigem mehr kommen will, so ist hiefür, wie literarisch so auch musikalisch, der überstarke Subjektivismus unseres künstlerischen Empfindens verantwortlich zu machen, der, mag er in mancher Beziehung als Zeugnis hochstehender Kultur auch positiv zu werten sein, doch insofern eine Schwäche bedeutet, als ihm Massenempfindungen durchaus ferne liegen. Um Äußerung von Massenempfindungen handelt es sich aber bei einer Gattung wie der Kriegslyrik in erster Linie. Darauf läßt sich jedoch die künstlerische Psyche eines Volkes, selbst durch die gewaltigsten Ereignisse, nicht jählings einstellen. Denn, vermag auch der reale ethische Wille im Augenblick der Begeisterung sofort jeden Individualismus — oder richtiger Egoismus — abzustreifen, so schreitet doch die schaffende Phantasie weit langsamer des Wegs. Sie hat sich bei uns offenbar noch nicht ganz den neuen Verhältnissen anpassen können. Darum fehlt es unseren jüngsten Kriegsliedern wie dichterisch so auch musikalisch meist an wirklicher ‚Seele‘; ihre Begeisterung, mag sie auch den ehrlichsten Motiven entstammen, entbehrt doch vielfach des eigentlichen künstlerischen Lebens und kann darum künstlerisch nicht so recht überzeugen.

Am meisten gilt dies folgerichtigerweise für jene Gesänge, die ihrer Form nach sich als wirkliche ‚Volks‘- — d. h. Massenäußerungen zu geben bemühen — und das ist die übergroße Mehrzahl aller überhaupt erschienenen —, also insbesondere die volkstümlichen Marsch- und Soldatenlieder, Vaterlandslieder usw. Sondiert man die Überfülle des hier Gebotenen* durch Stichproben, so wird man zwar so ziemlich überall auf sympathische Tüchtigkeit stoßen, aber nur verhältnismäßig selten etwas antreffen, was eigene Physiognomie besitzt. Immerhin fehlt es daran nicht ganz. Als Beispiel möchten wir hier zunächst den fünf Lieder für eine Singstimme und Klavier umfassenden Zyklus ‚Heilig Vaterland‘ von Ph. Gretscher nennen, der bei schlichter, leicht eingänglicher Melodieführung durch einen sehr frischen, schwungvollen Grundcharakter besticht; namentlich das Dehmelsche Flottenlied: ‚Jetzt Mützen ab, es steigt ein Lied‘ und das lustige ‚Am Potsdamer Platz‘ (nach Worten von J. Barkow) könnten wohl den Weg ins Volk wirklich finden. Einen ähnlichen Ton schlagen mit Glück auch einige Gesänge von. Th. Meyer-Steineg an, von denen das flotte ‚Drei Fronten oder mehr‘ als im jetzigen Moment besonders ‚zeitgemäß‘ hervorzuheben ist; sein markanter Refrain:









* Eine gute Auswahl legt die vom Verlag Eugen Diederichs in Jena herausgegebene Sammlung ‚Kriegsflugblätter‘ (Preis pro Heft 30 Pfg.) vor; ihr sind die im folgenden genannten Beispiele entnommen.



haftet, einmal gesungen, dem Gedächtnis unverwischbar an. Sind diese Lieder auch für Singstimme mit Klavierbegleitung geschrieben, so lassen sie sich ihrem Charakter zufolge doch ohne weiteres als ein- oder mehrstimmiger Chorgesang — mithin in der eigentlichen Aufmachung des Volksliedes — wiedergeben. Anspruchsvoller in dieser Beziehung ist Paul Natorps Liederzyklus ‚Die heilige Not‘, der äußerlich zwar auch die Formen des schlichten melodischen Strophenliedes festhält, aber in der Klavierbegleitung doch harmonische und klangliche Effekte anstrebt, die über diesen Rahmen hinausweisen. Der künstlerischen Wirkung nach gehören im übrigen auch diese vornehm und kräftig empfundenen Gesänge zu den besten ihrer Art. — Andere Kompositionen sind dann endgültig der Gattung des eigentlichen Kunstliedes zuzuweisen. Freilich macht sich nun gerade hier wieder wie auf dichterischem, so vielleicht mehr noch auf musikalischem Gebiete ein gewisses technisches Unvermögen, ein Dilettantismus im schlechten Sinne des Wortes geltend, der tiefere Eindrücke ausschließt. Nur selten begegnet man musikalisch so sattelfesten, unantastbaren Gebilden wie etwa dem ‚Gebet‘ (‚Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr!‘) von Hugo Daffner, das sich nur etwas zu sehr in dem schlichten Text kaum angemessener ‚futuristischer‘ Harmonik gefällt. Desgleichen entspricht den uns bekannt gewordenen Versuchen, das äußerst wirkungsvolle ‚Reiterlied‘ von Gerhart Hauptmann (‚Es kam wohl ein Franzos daher‘) zu vertonen, lediglich die Komposition von Clara Faißt den billig zu stellenden Ansprüchen; sie hat ein markantes rhythmisches Profil und hinterläßt bei aller Kühnheit der harmonischen und melodischen Charakteristik doch den Eindruck natürlicher Unmittelbarkeit. Durchschnittlich mit besserem Gelingen bewegen sich die Komponisten im ebenfalls reichlich bebauten Feld des Humors; hier ist als in seiner Art unübertreffliches Musterbeispiel abermals ein Lied des schon oben genannten Th. Meyer-Steineg hervorzuheben, das unter dem vielsagenden Titel: ‚Ganz dichte bei Calais‘ von John Bulls erster Kriegsfahrt und den Prügeln, die es dabei für den höchst ehrenwerten Gentleman absetzte, erzählt; in flottem Coupletton beginnend:



schließt es mit dem drastischen Refrain:

Derartiges wirkt wirklich herzerfrischend, denn solch' ungekünstelter Humor ist in seiner Art das beste Zeichen der unverwüstlichen deutschen Zuversicht. —

Ist nun aber die Kriegslyrik auch der Hauptsache nach volkstümliche — wiewohl mehr oder weniger kunstgemäß eingekleidete — Massenäußerung, so fehlt es ihr doch nicht ganz an subjektivistischen Regungen. Hierin, d. h. in Liedern, die das individuelle Empfinden des einzelnen im Verhältnis zu den großen Ereignissen widerspiegeln, fallen nun jene prinzipiellen Schranken, die die Kunstgattung früher Gesagtem zufolge dem modernen Subjektivismus entfremden; hier konnte darum z. B. ein dichterisches Kunstwerk wie Zuckermanns ‚Drüben am Wiesenrand' entstehen. Musikalisch ist diesen und ähnlichen dichterischen Erzeugnissen der großen Zeit leider einstweilen noch nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen. Namentlich ist uns noch keine Komposition des Zuckermannschen Gedichtes bekannt geworden, die dessen Stimmung kunstgemäß wirklich erschöpft, wenn auch z. B. Carl Caspar bereits eine wirkungsvolle schlichte Volksweise dazu zu finden wußte. Die deutsche Musik als die tiefst schürfende der Künste braucht eben, wie gesagt, augenscheinlich noch Zeit, um sich in den durch den ungeheuren Umschwung zwischen gestern und heute geschaffenen neuen Empfindungskreis einzufühlen.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Unter den Versuchen, den gemüthaften Beziehungen des Deutschen Volkes zu dem Kriege künstlerisch-volkstümlichen Ausdruck zu geben, sprechen die Bilder von Kunstmaler Prof. Gebhard Fugel durch schlichte Unmittelbarkeit der menschlichen und poetischen Empfindung an. In den Bildern „Humanität", ‚Wacht am Rhein' und ‚Mein guter Kamerad' ist die Aufgabe mit jeweils zwei Figuren gelöst und im übrigen der Phantasie des Beschauers der weiteste Spielraum gelassen. In dem einen angeschlagenen Motiv klingt gleichsam die ganze Melodie für unser Gefühl mit und zu Ende.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Direktor des Mozarteums in Salzburg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Edward von Steinle/Der hl. Christophorus





Zwölfter Jahrgang August 1915

Das Dritte Reich / Von Peter Dörfler

Der moderne Geist schlägt sich mit Leidenschaft auf Lessings Seite, der die Wahrheit Gott überlassen und für die Sterblichen nur das Streben nach Wahrheit erflehen will. Diese Stimmung entwächst nicht nur einem müden Agnostizismus, sondern der Überlegung, daß der Besitz träge macht. Die Sage läßt immer gierig-plumpe Drachen über Schätze wachen. Aber tatkräftige Helden werden durch Not und Sehnsucht geweckt. Doch in Fragen der Lebensführung und Religion bedeutet der Besitz von Wahrheitsnormen und -grundsätzen noch lange keinen Abschluß des Ringens um diese Wahrheiten. Denn wenn auch die Wahrheit als eine konstante und feste Größe angenommen wird, so ist doch das Leben immer im Fluß, und die Aufgabe besteht darin, daß sich das Leben mit der Wahrheit nicht nur äußerlich, sondern organisch verbindet. So nimmt denn keine Zeit die ganze Wahrheit in sich auf. Jede löst nur die Bestandteile, die ihre Kraft zu lösen vermag. Das Unberührte und Ungelöste verurteilt die gegenwärtige Erkenntnis und klagt laut und heimlich gegen sie. Diese Klage pflegen nun meist nur besonders edle oder vermöge ihres Genies ihrer Zeit vorauseilende Geister zu verstehen. In den Herzen solcher Wissenden entsteht nun jene Spannung der Sehnsucht, welche neue Wahrheiten sucht, die überlieferten Theorien verdammt und neue Systeme aufstellt. Oft genug aber sind diese anscheinend unerhörten Wahrheiten längst aufgestapelte, aber erst jetzt lebendig empfundene Erkenntnisse.

Die Geschichte der christlichen Frömmigkeit und der christlichen Dogmen ist ein großes Beispiel für die Tatsache dieser ständigen Auseinandersetzung

zwischen Wahrheit und Leben. Der Inhalt der Offenbarung scheint zu weit und mächtig, als daß eine Menschenbrust oder sogar ein Zeitalter alle Ethik und alle Wahrheiten in sich hineinraffen könnte. Die alte Kirche hat andere Lehrsätze in den Vordergrund gestellt als die mittelalterliche, und Dogmen, um die man in Antiochia und Konstantinopel auf den Straßen kämpfte, werden heute in ihrem theologischen Feinsinn nur auf den Lehrstühlen der Hochschulen tiefer schürfend erörtert. Welch ein Unterschied zwischen dem anmutigen, bartlosen, lächelnden Guten Hirten der Katakomben und dem strengen, gefurchten, wie aus Ewigkeiten schauenden Christusbild der Basiliken! Und so sah auch das Christentum, das die Anachoreten der Nitrischen Wüste kündeten, ganz anders aus als jenes, welches der Sänger des Heliand seinen Sachsen in die Seele malte, und jenes, das der seraphische Heilige auf dem Alverno schaute und den umbrischen Hirten predigte und vorlebte. Und doch sind all' diese Formen nur Gesichte aus dem einen Christus. Jeder Heilige nahm, soviel seine Kraft zu nehmen vermochte, und ließ dennoch den tausend anderen Heiligen stets einen Christus übrig. Wäre es nicht so, dann wäre das Christentum eine Angelegenheit der vergangenen Geschlechter und für die Gegenwart und Zukunft eine Reminiszenz.

Eine große Zahl von Geistern hat nun seine Stellung zu dem Christentum in den Satz geprägt: ‚Was das Christentum aus sich zu geben vermochte, hat es bereits gegeben.' Es ist ihnen wie ein ausgelaugtes Salzlager, das jahrhundertelang das Leben der Geschlechter gewürzt habe, aber nunmehr von der Menschheit aufgezehrt sei. Sie sehen um sich her und im Schoße der gesamten Menschheit eine Summe von Wahrheitselementen, von Lebenstatsachen, von Erkenntnissen, Sehnsüchten, Wünschen und Rechten, für welche der Rahmen des Christentums zu eng sei. Ein neuer Jahresring müsse sich um den Baum der Menschheit spannen, in dem sich die heute quellenden Säfte und die lange Zeit ausgeschalteten gestalten könnten.

Aus dieser Stimmung ist die große Romantrilogie des Russen Dmitry Mereschkowski ‚Christ und Antichrist' herausgewachsen. Die Träger des Antichristgedankens sind Julian der Apostat (und sein geistiger Führer, der Zauberer Maximos); Leonardo da Vinci und Peter der Große. In diesen Romanen, besonders in Leonardo da Vinci, spricht ein bedeutender Dichter zu uns, der seinen europäischen Ruf besser verdient als manch anderer der bekannten Russen. Aber was diese historischen Erzählungen bedeutend macht, ist nicht nur der Reiz der künstlerischen Gestaltung und der groß angelegten und geschauten Zeitbilder, sondern vor allem auch die ernste Behandlung tiefster Menschheitsprobleme, zumal der Antithesen: Geist — Fleisch, Gott — Mensch, schön — gut. Diese Probleme sind nun gerade bei dem Zusammenstoß von Griechentum und Christentum im Mittelpunkt der Kämpfe gestanden. Bis heute ist das Griechentum, als die Verkörperung von Sinnenfreude und Schönheitskult gefaßt, noch nicht überwunden. In der Renaissance hat es seine Auferstehung gefeiert

und die neue Zeit mit ihrer Hingabe an die Natur und ihrem Naturverstehen fühlt sich als Wiedererweckerin des Heidentums. In unentschiedenem Kampfe stehen sich die zwei Reiche feindlich gegenüber. Welches wird siegen? Die Antwort lautet: Nicht der Wille der Hellenen und nicht der Wille des Galiläers. Die Zukunft wird dem dritten Reiche gehören. Damit ist ein apokalyptisches Wort geprägt, dunkel und schillernd, aber auch anziehend und tiefsinnig wie alle Apokalyptik.

Bekanntlich ist auch das Leitmotiv von Ibsens zwei Dramen, die er dem unglücklichen Julian dem Apostaten gewidmet hat, die Hoffnung auf das dritte Reich. Auch hier ist Maximos der Verkünder dieses geheimnisvollen Ideals. Er erwartet ‚Helios‘, den wahren Messias der Juden, der noch nicht gekommen ist. Es fehlt diesen Reichsvisionen nicht an Umrissen und Strukturgliedern. Da ist Griechentum und Christentum, Weltseligkeit und Kreuz lebendig. Jedoch nicht als bloße Addition und Zusammenfügung; denn das neue Reich liebt beide und haßt beide. Pan und Logos einigen sich etwa wie zwei chemische Elemente, deren Verbindung eine Einheit gibt, in der die Bestandteile nicht mehr erkenntlich sind. ‚Ich sage, sie werden beide untergehen, aber nicht vergehn. Geht nicht das Kind unter im Jüngling und der Jüngling wieder im Mann?‘ Der Mensch des dritten Reiches ist mächtig, weil er keinen ‚fremden Göttern‘ mehr dient. Und jede bisher verehrte Gottheit ist eine fremde, unechte Gottheit gewesen. Die Götter sind ihm zu ferne; sie sind ohnmächtig. Der Christengott ist ihm zu nahe, er hindert und hemmt zu viel, er gibt dem menschlichen Willen zu wenig Raum. Darum prägt er die Formel der wahren Gottheit: ‚Gott bin ich — ich bin Gott.‘ Dieser Gottheit Reich muß aufgerichtet werden. Sein Gründer ist die Notwendigkeit. Ihre Mittel, ihre Förderer, die ‚Kaiser‘ sind die Aufrührer, die Widersprechenden und als Irrende Gebrandmarkten. Es sind die ‚Ecksteine unter dem Zorn der Notwendigkeit‘, sie, deren Beruf die Schuld ist, die Kain, Judas und Apostaten. Mereschkowski sieht das dritte Reich gleichfalls in einer Verbindung ‚der Wahrheit des Titanen mit der Wahrheit des Galiläers‘. Wer dieses Werk vollbringt, wird größer sein als alle, die von irdischen Frauen geboren wurden. Jene, die das Werk fördern, nennt er Antichristi. Alle Antichristi schienen der Mitwelt bös. Luzifer und Prometheus und alle, die sich je aufgelehnt haben, sind aber bös und schön zugleich wie auch jene, gegen welche sie gestritten haben: Beide sind gleich. Das Reich des Teufels ist gleich dem Reiche Gottes. In den drei Teilen des ‚Christ und Antichrist‘ werden uns drei Antichriste in ihren Taten und in ihrer Gesinnung gezeigt. Sie handeln unter dem Zwange der göttlichen Notwendigkeit und führen nicht zu Ende, was sie wollen, sondern was sie müssen. Julian der Apostat, der für das dritte Reich zu früh gekommen ist und kein Verständnis für die Harmonie der Gegensätze hat, kämpft verzaubert für die Vergangenheit, er will den ‚verwesenden Leichnam des Hellenentums‘ wieder jung machen und hat doch schon soviel von dem Geiste des Guten Hirten empfangen, daß er selber

kein reiner Hellene mehr ist. Wenn er auch den Galiläer, das heißt den Christus, wie ihn die Gläubigen seiner Zeit verkörpern und verstehen, haßt, so muß er doch heimlich den Christus gewisser Evangelienstellen lieben. Aber er sieht und erkennt das nicht. Er ist noch nicht Bürger des dritten Reiches, da er die Gegensätze nicht zu harmonisieren weiß. Vergeblich belehrt ihn Arsinoe: ‚Warum hassest du ihn? Haben die Weisen von Hellas seine Lehre nicht voraus verkündet? Die in der Wüste ihr Fleisch und ihre Seele peinigen, sind dem milden Sohn Mariens fremd. Er liebte die Kinder und die Freiheit und die Freuden des Mahles und die weißen Lilien. Er liebte die Schönheit, Julian. Wir nur haben uns von ihm entfernt, verwirrt, verfinstert. Sie alle nennen dich abtrünnig. Aber die Abtrünnigen sind sie selbst. Und du — ich weiß es — du liebst ihn. Das eben ist dein Fluch. Gegen wen lehnst du dich auf? Was bist du ihm für ein Feind? Wenn deine Lippen den Gekreuzigten verfluchen, dürstet dein Herz nach ihm. Wenn du gegen seinen Namen kämpfst, bist du seinem Geiste näher als jene, die mit toten Lippen wiederholen: Herr, Herr. Diese sind deine Feinde, nicht er.‘ Julian aber bleibt bei seinem kämpferischen Entweder — Oder. Er findet die Synthese nicht und muß daher untergehen.

Leonardo da Vinci, die große, über den Dingen stehende Forschernatur, trägt im Herzen das Verständnis für das neue Reich. Seine große Erkenntnis gibt ihm auch die große Liebe zu allen Dingen. Er bekämpft nichts, denn er liebt und versteht alles. Ihm ist das Häßliche schön. Es ist ihm eine grauenvolle Lust, die verzerrtesten Züge zu beobachten und zu bilden. Alles, was ist, hat für ihn Interesse. So erkennt er auch das Böse in seiner inneren Berechtigung; es schläft in giftiger Hülle und zeugt fruchtbare Gedanken für die Zukunft. Er ist darum niemals Anhänger und Parteimann. Er steht über den politischen Parteien und religiösen Strömungen, dient einem Ludovico il Moro wie der schönen Bestie Cesare Borgia. Er hat kein Vaterland. Und doch gehört ihm alles. Das Wissen seiner Zeit und die Idee seines Jahrhunderts sind sein Eigentum. Aber er ist kein Schulgelehrter, sondern durchbricht die Enge ihrer Theorien und die Autorität verknöcherter Fachgelehrten. Er schöpft nicht aus den Büchern, sondern aus der Natur. Er versteht nicht nur einzelne Gesetze, sondern das Gesetz in den Gesetzen. Darum wird er seinen nächsten Freunden und Bewunderern unheimlich. Sie wittern in ihm den Antichrist, aber nicht in dem Sinne, wie er es wirklich ist, sondern sie argwöhnen in ihm einen heimlichen Gottentthroner. Ihr Gesichtsfeld ist zu klein, um die Seele Leonardos ganz zu umfassen. Die Teile, die sie sehen, dünken ihnen grotesk und diabolisch. Aber Leonardo, der in seinem ganzen inneren Wesen ein Bürger des dritten Reiches ist, bringt es nicht über sich, es auch äußerlich zu werden. Er ist der verfrühte, einzige Bürger dieser kommenden Zeit. Er wirbt keine Mitbürger. Er vertritt seine Ideen nicht bei anderen. Er geht still und schweigend durch die Welt. Ihm fehlt die Tat. Er ist ein Zauberer und Halbvollender. Er hat Gedanken ausgedacht, wie keiner vor

ihm. Aber er nimmt sie mit sich und läßt sie nicht im Herzen seiner Zeitgenossen zurück. Das ist die furchtbare Tragik seines Lebens. Er ist ausgestattet mit ungeheuren Kräften, aber er verschwendet und zersplittert sie und geht ab, ohne für seine Aufgabe etwas Förderndes geleistet zu haben.

Nach Leonardo erwartet man den Kaiser des Gedankens und der Tat, den ersehnten Reichsgründer. Wieder stellt der Dichter einen Titanen vor uns hin. Peter der Große ist ein Gewaltiger des Geistes und Willens. Alexei, sein Sohn, sieht in ihm den Antichrist, wie ihn Leonardos Schüler in seinem Meister gesehen hat. Es kommt zum Konflikt zwischen Vater und Sohn. Peter opfert Alexei in übermenschlicher Zurücksetzung der väterlichen Gefühle hinter politische Notwendigkeiten. Aber dieser Antichrist hat nicht die Züge erhabener Grausamkeit, die um des Werkes willen eigenes und fremdes Leid auf sich nimmt. Der große Zar ist roh, grausam, barbarisch. Sein Lusttaumel an der Qual seines Sohnes ist größer als jedes andere Gefühl. Eine zweite Gestalt des Romanes, der Gottsucher Tichon, erscheint als Bürger des neuen Reiches. Dieses selbst aber steht noch in der Ferne. Der Kampf zwischen Christ und Antichrist wird noch späte Jahrhunderte durchzittern und immer werden nur wenige Menschen Bürger des dritten Reiches sein.

In der geheimen Offenbarung wird Christus der helleuchtende Morgenstern genannt (22, 16). Aber nicht nur durch dieses apokalyptische Buch, sondern durch die ganze christliche Literatur und Mystik zieht sich der Gedanke, daß der Heiland nicht nur ein gewesener, sondern ein kommender sei, eine Größe vor uns. Manche Zeiten waren geradezu durch diese Gestalt völlig verzaubert. Alle aber sind sich bewußt, daß sie im Morgengrauen wandeln und daß das Christentum von heute und gestern nicht das reine, volle und ausgeschöpfte sei. Manchmal zwar schiebt sich der Gedanke ein, daß das Idealchristentum bereits gelebt sei und sich im christlichen Altertum verwirklicht habe. Aber es ist das eine Nebenerscheinung, die wir auch in nationalen Dingen beobachten. Das Heldenzeitalter wird immer in die graue Vorzeit gelegt. Gleichwohl ist überall doch der Glaube an die Zukunft das Beherrschende. Darauf weisen den Christen so manche noch nicht erfüllte Prophetenworte und Verheißungen des Meisters. Selbst die Väter, welche apokalyptische Schwärmereien von einem noch verborgenen Glaubensgut kühl und scharf abweisen, begeistern sich in dem Gedanken an die größere Zukunft. Vinzenz von Lerin wirft die Frage auf: ‚Also gibt es in der Kirche Christi keinen Fortschritt in der Religion?' Und er antwortet: ‚Wohl gibt es einen, und zwar einen sehr großen. Denn wo ist jenes Gott verhaßte Wesen, welches wagen wollte, dies zu verhindern? ... Darum soll wachsen und viel und gewaltig fortschreiten die Erkenntnis, die Wissenschaft, die Weisheit sowohl der einzelnen als der Gesamtheit, sowohl der Person als der ganzen Kirche nach den Stufen des Alters und der Zeiten, aber einzig nur in seiner Art, nämlich in derselben Lehre, demselben Sinne und demselben Verständnis.'* Und Augustinus polemi-

* Comonitorium c. 28.

siert: ‚Wenn alle Neuheit unheilig wäre, so würde auch vom Herrn nicht gesagt werden: „Ein neues Gebot gebe ich euch," noch würde das Testament „neu"genannt, noch auf der ganzen Welt ein „neues Lied"gesungen werden.'*

Zu diesen ruhigen und besonnenen Betrachtern der Zukunft gesellten sich in der Folge Schwärmer, die aus Worten der Apokalypse bedenkliche, gleichwohl aber fruchtbare Theorien formulierten. Joachim von Fiore, der Stifter einer Mönchskongregation († 1207), fand in dem geheimnisvollen Buche eine Stelle, die ihm für seine Zukunftsträume sichere Erfüllung verhieß. Der Seher erzählt: ‚Nun sah ich einen anderen Engel fliegend mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkünden den Bewohnern der Erde, unter allen Nationen, Stämmen, Sprachen und Völkern.'** Wie der Heilige der goldenen Legende seinen Hut an den Sonnenstrahl hängt, so baute der kalabrische Abt an dieses Gesicht eine prophetische Lehre. Er teilte die Weltgeschichte in drei Perioden oder status mundi. Grenzlinien waren ihm die Erscheinung Christi, das Jahr 1260 und die Weltvollendung. Zwischen diesen Marken liegen die Reiche des Vaters oder der Verheirateten, des Sohnes oder der Kleriker, des Heiligen Geistes oder des Mönchtums. Das erste zehrte vom Alten Testamente, das zweite vom geschriebenen Evangelium Christi, das dritte aber soll vom ‚Ewigen Evangelium' leben. In diesem Reiche wird der Heilige Geist erst seine volle Kraft entfalten. Joachim empfindet, wie nicht wenige Fromme unserer Tage, daß bisher wohl der Vater und der Sohn, nicht aber der Heilige Geist innige Verehrung gefunden habe. Das ewige Evangelium ist jenes, ‚welches aus dem Evangelium Christi hervorgeht; denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig'. Es ist ihm also das Geistige und Bleibende im Evangelium Christi; dieses aber wird dem Buchstaben nach vergehen. Ein künftiger Orden wird das neue Reich predigen, und wie ein Feuer wird das geistige Verständnis den Buchstaben des alten Evangeliums verzehren. Das kommende jedoch wird sich nicht in einem geschriebenen Wort weiter pflanzen, sondern alles wird geschaffen werden durch das Geschenk der Gottversenkung, das der Heilige Geist dem auserwählten Orden verleihen wird.

Diese zündenden, aber gefährlichen Weissagungen waren ein kräftiges Ferment in der bald darauf erwachenden Franziskanischen Bewegung, oft genug kehrten die berauschenden aber bald verpönten Worte: ‚Evangelium des Reiches', ‚geistiges und ewiges Evangelium' wieder, und vielfach warteten die Frommen auf irgend eine besondere Äußerung und Betätigung des Heiligen Geistes.

Man mag so manche dieser Reichsvisionen ruhig zu dem Wust der Kuriosa legen, den die Weltgeschichte angesammelt hat. Aber sicher sah der Enthusiasmus dieser Gläubigen richtig, wenn er auch von der

* Tract. in Joannem XCVII c. 5.
** Offenbarung 14, 6.

Zukunft Weisheit, ja sogar ein vollkommeneres Verständnis des göttlichen Geistes erwartete, als von der Vergangenheit und der laufenden Zeit. Von diesen Aposteln des dritten Reiches sagt Lessing: ‚Der Schwärmer tut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleunigt, und wünscht, daß sie durch ihn beschleunigt werde.'* Man kann dem freilich hinzufügen, daß nichts zu so leerer und wilder Phantasterei verleitet wie Zukunftsträumerei, und daß niemand seine Jünger gefährlichere Irrwege gewiesen hat als der Schwärmer für ein neues Reich des Geistes. Man begreift darum das Mißtrauen der Kirche. Die Apokalyptik hat sich meist gegen sie gewendet oder doch Bilder gezeichnet, die ihre Gegner als Feldzeichen in ihrem Kampfe gegen die feste Organisation hervorholten. So hat noch Lessing den Gedanken des neuen ewigen Evangeliums angezogen und ihn so gewendet, als hätten Joachim und seine Freunde den neuen Bund ebenso antiquieren wollen, wie es der alte geworden.

Aber gleichwohl bleibt es Tatsache, daß solche Ideen immer in Zeiten religiöser Frühlingstage lebendig waren. Alle Gleichgültigkeit ist zufrieden und begnügt sich mit jeder vorhandenen Form des religiösen Lebens. So beruhigt sie also aussehen mag, so ist sie doch gefährlicher als die Unruhe derer, die gegürtet und mit dem Stab in der Hand dastehen. Wer keine Zukunft vor sich sieht, ist ein Greis. Das Volk, das keine neue Größe träumt, ist zu keiner solchen fähig, und eine Religion, die keine ungehobenen Schätze in ihrem Grunde ahnt, verfällt der Versteinerung. Mag man also alle Schwärmerei noch so sehr zurückweisen, so gehört der Glaube an einen Fortschritt und eine Vollendung in der Zukunft im Sinne des Vinzenz von Lerin doch zu den unveräußerlichen Lebensgütern des Christentums. Denn das eine bleibt bestehen, daß Enthusiasmus und Tatkraft nicht so sehr durch den Besitz als durch die Sehnsucht genährt werden. Der Besitz nötigt zur Defensive, die Sehnsucht lockt zum Wagen, Entdecken und Erobern. Die Sehnsucht erhält jung, sie sieht Neuland. Der Morgenstern weckt alle Wesen zu Gesang und frischem Wagen. Alle abendliche Schönheit bannt die Seele in geruhsames Insichversinken. Die Weiterentwicklung des Christentums kann uns nicht ein Untergehen Christi in dem Sinne sein, wie Pan untergegangen ist. Wir glauben vielmehr, daß Pan und der Titan, daß alle Naturwissenschaft und Philosophie in Christus untergeht. Nicht um in ihm zu vergehen und vernichtet zu werden. Sondern so wie die Säfte in einem Baum untergehen, wie Luft und Lichtstrahl von ihm aufgesogen werden. Wir glauben, daß Pan und Logos, Rechte des Leibes und Rechte der Seele, Welt und Himmel nicht unversöhnliche Gegensätze sind. Wenn der Mönch alle Erdenlust und Schönheit verachtet und bekämpft, so hat er recht getan. Aber wenn Franz von Assisi die Schönheit der Welt heiteren Gemütes preist und St. Elisabeth mit inniger Liebe an ihrem Gatten

* Die Erziehung des Menschengeschlechtes § 90.

hängt, so haben sie auch recht getan. Nicht in Christus besteht ein Gegensatz zwischen den beiden Weltwerten, sondern der Streit ergibt sich bei dem Zusammenfügen der Lebenselemente. Das göttliche Maß ist das Problem jeder Kunst und auch jeder Lebensführung. Das Ziel ist nicht Vernichtung, sondern Harmonie. Diese wird nicht in einer mechanischen Massengleichung hergestellt, sondern ergibt sich aus dem richtigen Verhältnis der gegenseitigen Werte, die bei keinem Menschen und bei keiner Generation ganz dieselben sind. Daraus entsteht eine unaufhörliche Spannung und Arbeit. Aber es bleibt *ein* Formprinzip, *eine* Urschönheit: Christus. Darum wird nie wahr werden: Logos in Pan — Pan in Logos. Denn nie wird Christus in der Welt untergehen. Sie wird nicht ihn gestalten, vielmehr immer er ihr Gestalter bleiben. Aber auch das Wort des früheren Aufrührers wird nicht künftige Wahrheit werden, da das Wachstum immer ein organisches sein wird. Die Zeder wird nicht zur Palme. Das Christentum wird wachsen, aber Zeder oder Palme bleiben. Nur insofern wird der Aufrührer Prophet der Wahrheit sein, als er eine zeitgeschichtliche Einengung des Christentums durchbricht und früher kaum beachtete Wunder und Größen in Christus aufzeigt. Auch um Christus sind Systeme geklügelt worden wie das Ptolemäische Weltsystem um den Kosmos. Kopernikus und Galilei *schienen* Aufrührer gegen Christus, aber sie waren es nur gegen die Auffassung ihrer Zeitgenossen, nicht gegen die überzeitliche Wahrheit, die sie und ihre Theorien mit Freuden in ihren Schoß aufnahm. Sie waren keine Antichriste. Aber Kain und Judas waren und bleiben solche. Denn sie sind Aufrührer gegen die ewige Wahrheit, Schönheit und Güte. Und diese wird sie ewig verurteilen. Die drei Reiche sind ja schließlich auch bei Ibsen und Mereschkowski ein einziges: Die Entwicklung der Menschheit zu ihrem Ziele. Das Christentum ist ihnen dabei nur eine Etappe, das Jünglingsalter. *Wir* bekennen: Christus gestern, heute und in Ewigkeit, und sagen damit, daß wir über dem Geistesleben der Menschheit nur *eine* Sonne anerkennen: Christus.

Wenn also wir von dem dritten Reiche sprechen, so kann das von unserem Standpunkte nur sein ein Sieg Christi über den ganzen Komplex von Kenntnissen und Systemen der verworrenen und überreichen Gegenwart, die sich so antichristlich gibt. Dieser Sieg aber wird nicht ein solcher sein, wie ihn ein feindlicher Feldherr über den anderen davonträgt, sondern der Sieg der gestaltenden Kraft über ein Chaos, das von dem Überwinder in seinen Reigen gezogen wird, indem er zu den alten Kräften neue offenbart und somit einen neuen Schritt aus seiner verborgenen Herrlichkeit hervortritt. So erhebend also ein Rückblick des Christen auf die sieghaften und glorreichen Ereignisse abgelaufener Zeitalter ist, so sollten wir doch den Machterweis und Glanz des Christentums nicht so fast in der Vergangenheit als in der Zukunft suchen. Nicht in der Abendsonne wandelt der Gläubige, sondern vor dem strahlenden Morgenstern. Das Licht ist nicht müde und erschöpft, sondern birgt noch unsagbar viele Feuerzungen. Es hat noch keine Zeit gegeben, in der nicht weite Täler und Gründe, in denen Menschen wohnen,

in Schatten und Finsternisse gehüllt gewesen wären. Bisher waren immer nur die Spitzen der Hochgebirge, die edelsten Kulturvölker von der Sonne bestrahlt und auch hier gab es nur allzu viele Abgründe und Schattentäler, in denen die Nacht triumphierte. Aber hoffend schaut der Christ zum Aufgang, der sich immer höher gegen den Zenith rötet und färbt und einmal, so sagt ihm der Entwicklungsgedanke, wird die Sonne wirklich senkrecht niederleuchten. Und wieder fürchtet er keinen Niedergang und keine Nacht. Denn er glaubt mit einem Friedrich von Gauß und den Großen der Menschheit, daß hinter den Schatten der materiellen Dinge das Reich des Geistes stehe, in welches die Menschheit hineinwachsen müsse, und es ist gesagt: ‚Nun seh' ich einen neuen Himmel und eine neue Erde . . . Nacht wird da nicht mehr sein; der Leuchte und des Sonnenlichtes bedürfen sie nicht mehr; denn Gott, der Herr, wird unter ihnen leuchten, und herrschen werden sie bis in die ewigen Ewigkeiten.' Das ist das dritte und ewige Reich des Christen, das er kommen sieht wie den wachsenden Tag und für das er mit Begeisterung streitet. In der Sehnsucht nach ihm schaut er das Christentum nicht wie einen vor junger Tatkraft zurückweichenden Greis, sondern wie ein aufsprossendes Wesen, das in jeder neuen Erkenntnis und in jeder guten Menschentat und in jedem Heiligen erstarkt wie durch eine wundersame Speise und so zur Kraft der Weltüberwindung heranwächst.

Lied Moses' des Mannes Gottes
Von Reinhard Johannes Sorge

Zwei Israeliten:
Joseph
Jakob.

Erster Israelit (Joseph):
Nun steht die Feuersäule Jahwes wieder
Rot aufleuchtend über dem Lager. Sieh!

Zweiter Israelit (Jakob):
Ein stolzer Turm, der feurig blickt. Denn Jahwe
Ist Feuer.

Erster: Er ist ein gar großer Gott,
Und alle andren Götter sind vor Ihm
Gesindel.

Zweiter: Gestern! Gestern! Israel!
O Israel!

Erster: Es raset Moses, denk ich,
In meinem kleinen Sinn. Der Zwerg will denken
In mir, so sagte ich: Es raset Moses.

Zweiter:
Er aber, er ging heilig unentwegt
Los auf das Meer — (Will er sich denn ersäufen?
Ich tu nicht mit. Ich liebe meine Haut.
Die Furcht vor den Ägyptern hat ihn wund
Geschlagen.) Dieses war mein Sinnen, Joseph.
Nicht anders als das deine.

Erster: Er jedoch
Ging an den Strand, ging so nah an das Nasse,
Daß es die Knöchel ihm umspielte; Israel
Stand staunend, starrte mit den Augen, stand
Und bebte, Moses jetzt mit einer Geste,
Die sagt: Du Himmel, in dem ich erst gestern
Weilte zu Gast, mit Gott an einem Tische
Unter den Sternen speisend, o du Himmel —
— Wie er die Schultern reckte, oh, der Moses!

Zweiter:
Du Himmel, sprach sein ausgedehnter Arm,
(Und wie mit einem Augenzwinkern): Weißt du

Nicht, was wir raunten zur Verabredung,
Als schon die Engel abgeräumt die Tafel,
Und nun die Sonne spielte, uns zu trösten
Über den Abschied — wie, was raunten wir?

Erster (kichernd): Tja! Tja!

Zweiter:
Es teile also sich das Wasser, schwere
Masse von Wellen klaffe auseinander,
Laut aufrauschend, laut gurgelnd lasse sie
Von dem gewohnten Hange Jahwes halber!

Erster:
Alsbald! Alsbald . . .

Zweiter:
Alsbald solch Brausen, solche brandende
Verabredung der ungezählten Tropfen
Des weiten Meeres, pfeilschnell prallten sie
In wogend Widerstehn, da lag gebahnt
Der Weg, es war die Gasse da, der Moses
Betrat sie wie ein König;

Erster: Doch nicht ohne
Das königliche Haupt vorerst zu beugen
Bis in den Schlamm und andächtig den Unrat
Zu küssen ohne Widerstreben.

Zweiter: Wie
Ein stolzer König geht zur Musterung
Durch seiner Truppe Reihen, ging da Moses —

Erster:
Durch Wellen, die grad vor ihm präsentierten —

Zweiter:
Mit leichtem Lächeln Gott zur Ehre ging er.

Erster:
Fehlte nicht viel, so hätte er die feuchten,
Gläsernen Ungetüme rechts und links,
Blinkend von Tod, triefend von Untergang,
Gestreichelt mit der Hand.

Zweiter: So ging er, so.

Erster:
Und wir ihm nach. Du, Jakob, auch, du, Jakob,

Ich, Joseph, durch der Wasser schrecklich Starren,
Wir zwei so kleine, ganz geringe Juden.

Zweiter:
Wir, die wir Ziegel strichen alle unsre
Elenden Tage und des Vogtes Rute
Auf unsren armen Rücken hitzig spürten —
Oh! oh!

Erster: Wir Arme sehen es mit Augen:
Vor uns doch, nur vor uns sind diese wilden
Wasser gestanden wie ein Mann, vor uns,
Die wir nur glücklich waren, wenn wir Sabbaths
Ein Lüftchen Luft vom Meer verkosteten
Als Stärkung für die müden Glieder; — nun
Macht uns dies alles seine Reverenz!

Zweiter:
Ja, so tut Jahwe. Siehst du wohl? Er ist
Doch König dieser Erde und der Himmel.
Er sitzt dort oben selig auf dem Thron,
Die Erde ist Sein Schemel nur, Sein Kissen.
Er, vor des Angesicht stets herrliche
Geflügelte in die Posaunen stoßen,
Sieht nun den Wurm, uns armes Israel.
Da sieht Er ihn, sieht seinen Rücken bluten,
Sieht seine Ohnmacht, und Er sinnt: ‚Wohlan,
Der schwache Israel sei Mein erwählter
Genoß. Der Heiden Fülle brüstet sich
Schon längst mit Leibern, die von Salben schillern,
Wider den Einen, vor dem alles Schillern
Der Salben Kot ist.‘ Und Er winkt, Er winkt —!
Da neigt das Meer sich Israel, den wehen,
Blutigen Rücken neiget sich das grüne
Gewoge, trocknen Fußes ziehn wir durch.
Doch König Pharao samt seinen Götzen,
Rasselnden Rädern, Spießen, blanken Mannen,
Samt allen stolzen und geblähten Nüstern
Ersäuft und regt jetzt nimmer eine Zunge.

Erster:
Versunken ist die ganze Macht, versunken.

Zweiter:
Versunken, der sich brüstete: ‚Titan

Ich, euer Gott ein schwaches Spiel
Der ganz Gedrückten, ganz Gebückten!' Nein!
Nein, unser ist der Herr, Gott des Lebendigen.
Des Sterns, des Alls, des Meers.

Erster: Halt einmal ein!
Des Moses Zunge müßte sein dein eigen,
Wolltest du den besingen, der ‚Ich bin'
Sich nennt. Des Moses Zunge tönt wie reine,
Heilige Cymbel, der ‚Ich bin' spielt sie
Zu ewigem Gesang.

Zweiter: O Moses! Moses!

Erster: (Stille.)
Da kommt ein Schatten.

Zweiter: Kommt ein Mann.

Erster: Wer ist es?

Zweiter:
Aufs Angesicht! Er, Moses, ist es selbst.
(Sie neigen sich huldigend.)

Erster (flüsternd):
Wie steht er still!

Zweiter: Wie steht er groß und hoch!

Erster:
Sein Auge sucht die Sterne.

Zweiter: Sucht und schaut.

Erster:
Jetzt in die Feuersäule äugt er.

Zweiter: Groß
Ist Moses, Gottes Mann.

Erster: Horch! horch! o horch!

Die Stimme des Mose's, des Mannes Gottes:
Ich will Jahwe ein Lied singen, denn hoch erhaben ist Er;
Rosse und Reiter hat Er ins Meer gestürzt.

Jahwe, — ein Hauch ist vor Dir die Welt,
Ein Atem im Kalten, der eilig dahinraucht.

Was sind Sterne? Jahwe, an Deines Mantels
Schleppgewand schillernde Granatäpfel.

Jahwe hat Seinen Namen geschrieben in die Sterne,
Seine Macht auf des Meeres Fläche.

Wer ist, der Dir widersteht,
Oder der gleich Dir rufen kann: ‚Ich Sein!'

Der Tod bläst sie aus, sie sind allesamt dahin
Nach einer Spanne von Tagen, die denen der Mücke gleichen.

Aber Deine Barmherzigkeit schriebest Du ins Herz Israels,
In das Gemüt Jakobs, Deines Knechtes.

Wer ist wie Du, Jahwe, wer ist wie Du?

Die Schwachen und Ohnmächtigen machst Du mächtig,
Aber den Klugen und Stolzen: Zertrümmerung!

Ich will Jahwe ein Lied singen, denn hoch erhaben ist Er;
Rosse und Reiter hat er ins Meer gestürzt.

Das Prinzip der chinesischen Mauer

Von Georg Schott

Nicht nur die französische Akademie der Wissenschaften hat durch Ausschließung deutscher Gelehrter eine geistige chinesische Mauer an der Ostgrenze des geheiligten Bodens ihres Vaterlandes errichten wollen, es gibt auch vereinzelte deutsche Professoren, die auf alles Geistige verzichten möchten, was von außen hereingetragen werden könnte, weil die deutsche Wissenschaft viel zu hoch steht, um nicht aus sich selbst heraus diese Höhe erhalten und dauernd steigern zu können. —

Das große Kulturvolk der Chinesen, das die ostasiatischen Völker seinerzeit geistig weit überragte, schuf mit dem Bau seiner großen Mauer, die das Land vor Verwüstungen barbarischer Nachbarn schützte, gleichzeitig nach allen Seiten eine geistige Mauer um sich, die alles Fremde fernhalten sollte, um die eigene Kultur, die man als die höchste ansah, durch keinerlei Einflüsse zu beeinträchtigen. Damit aber verschloß sie fremder Geisteskraft und Einsicht die Tore, schnitt die Entwicklungsmöglichkeiten eines inneren Fortschrittes ab und bereitete den Boden vor für einen Stillstand, der wie jeder Stillstand unfehlbar zum Rückschritt werden mußte. Die Wohltat der steinernen Mauer, die jahrhundertelang ihren Zweck erfüllte, kehrte sich bei der geistigen Mauer in ihr Gegenteil. —

Der gegenseitige geistige Abschluß von Kulturvölkern ist ein Unding. Die hohen Wogen der Erregung und des Hasses werden nach blutigem Kriege allmählich in eine Dünung übergehen, die schließlich wieder zu ruhiger Überlegung und zum Frieden führen wird. Ebenso wie die Fäden des Handels sich hüben und drüben wieder anknüpfen werden, weil wir uns gegenseitig brauchen, so werden sich auch wieder geistige spinnen, deren zur Weiterbildung der Weltkultur und somit auch der Kultur der einzelnen Völker niemand entraten kann.

Wer also auf diesem Gebiete eine chinesische Mauer schaffen will, der handelt impulsiv nach seinen augenblicklichen subjektiven Wallungen. Aber über ihn wird die Fortentwicklung der Dinge bald zur Tagesordnung übergehen.

Anders stellt sich die Frage der steinernen chinesischen Mauer. Die chinesische Landesverteidigung beruhte auf jenen bedeutenden Mauerhindernissen, die zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Höhen und Stärken angelegt worden sind. Die größten Stärken werden bei der inneren Reichsmauer auf 11 Meter Höhe und 7,5 Meter Breite unter Verwendung von Granit usw. angegeben. Das sind so kolossale Abmessungen, die bei einer flankierenden und frontalen Verteidigung genügen, um jeden Versuch einer Überwindung durch größere Truppenmengen im Keime zu ersticken. —

Auch heute noch wäre eine solche Mauer nur mit sehr großem Zeit- und riesigem Munitionsaufwand zu breschieren, und man würde nur verhältnismäßig kleine Lücken erzielen können, durch die ein Eindringen großer Kräfte in breiter Front zur Entwicklung einer allgemeinen Angriffsbewegung

ausgeschlossen wäre. Der Verteidiger aber würde inzwischen Zeit gehabt haben, Truppen an die gefährdeten Stellen heranzubringen, die mit Leichtigkeit das Eindringen verwehren würden.

Auch die Römer bedienten sich weitausgedehnter Hindernisanlagen zur Verteidigung der langgestreckten Grenzen ihres großen Reiches. Es sei hier nur des germanischen und rhätischen Limes, der Verteidigungslinien in Dacien (Siebenbürgen), in Mösien (Dobrutscha), in Panonien (zwischen Save und Donau) und des berühmten Hadrianswalles in Britannien gedacht.

Die passive Stärke der römischen Linien war aber mit der der chinesischen Mauer nicht in Vergleich zu stellen. Wir würden diese Hindernisse heute nur als sehr leichte ansprechen: Pallisadierungen mit Spitzgräben und Verhauen davor, auch wohl — wie im rhätischen Limes — Mauern, aber nur bis 2½ Meter hoch, mit davor angeordneten Hindernissen. Die Hauptkraft dieser Grenzverteidigung lag in den vielen in ihr liegenden verteidigungsfähigen Wachttürmen und den zahlreichen Kastellen, deren jedes mit mindestens einer Kohorte (500 Mann), oft mit mehreren, besetzt war.

Infolge des schwachen passiven Hindernisses und der hierdurch notwendig werdenden starken Besetzung wurden natürlich große lebendige Kräfte zum Grenzschutz verbraucht, die zur Verteidigung der starken chinesischen Mauer nicht, beziehungsweise nur in ganz geringem Maße, erforderlich waren.

Daher gelang es denn auch den Germanen öfters, durchzubrechen, besonders wenn die Wachsamkeit irgendwo nachgelassen hatte; denn ein Verhau und eine Pallisadierung allein konnte einen alten Deutschen am Durchbruch nicht hindern!

Immerhin hat auch dieser römische Grenzschutz den Erbauern manche gute Dienste geleistet und hörte erst auf, seinen Zweck zu erfüllen, als die Verteidigungsenergie nachließ und die inneren und äußeren Zustände des Römischen Reiches seinen Verfall nicht mehr aufzuhalten vermochten.

Die Erfahrungen des jetzigen Krieges fordern jedoch geradezu auf, dem Prinzip der chinesischen Mauer wieder erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Es liegt aber in dem Begriff ‚Chinesische Mauer' für uns immer ein gewisser Spott. Wir sehen in ihr von der hohen Warte unseres von uns selbst am höchsten eingeschätzten Kulturstandpunktes nur eine Ausgeburt chinesischer Verschrobenheit und lächeln geringschätzend über eines der gigantischsten Werke, die je des Menschen Hand geschaffen. Seine Großzügigkeit und sein praktischer Wert steht hoch über den bewunderten Werken der alten Ägypter, deren Zweck es war, den Toten zu dienen, während das Werk der Chinesen dem Dienste des L e b e n s galt! —

Nimmt man — nur um ein Beispiel zu zeigen — den Fall an, daß das Bedürfnis Rußlands, einen eisfreien Hafen im Nordmeer — Narwik — zu erreichen, einmal in die Tat umgesetzt wird . . .

und die Zeit wird kommen, in welcher Rußland diesen Schritt tun muß, und nimmt man weiter den Fall an, daß die skandinavischen Staaten in jener Zeit auf die Hilfe der mitteleuropäischen Mächte verzichten müssen, wie diese im jetzigen Kriege auf ihre Hilfe verzichten mußten, dann werden sich die russischen Heeresmassen über die offene finnisch-schwedische Grenze wälzen und den Eingang nach Skandinavien erzwingen. Den Schweden wird dann nicht wie uns gegenüber eine dreifache, sondern eine zwölf- oder fünfzehnfache Uebermacht entgegenstehen. Die Festung Boden mit ihrem im Verhältnis zum offenen Lande geringen Wirkungsbereich wird den überwältigenden Vormarsch nicht verhindern können, selbst wenn sie als Sperre des Eisenbahnknotenpunktes durch tapfere Verteidigung noch lange ihre Sonderaufgabe erfüllen wird. Aber der Bau von Militär-Umgehungsbahnen für den Nachschub des russischen Heeres ist bei dem heutigen Stande der Technik, wenn auch große Geländeschwierigkeiten zu überwinden sein werden, kein Hinderungsgrund mehr, trotz des Sperrpunktes Boden in der Richtung der Lapplandbahn vorzudringen. Der Anfang ist bekanntlich schon gemacht. Die schwedische, in jenen Gegenden allerdings ziemlich dünn gesäte Bevölkerung muß dann dieselben Greuel über sich ergehen lassen wie die deutsche in Ostpreußen. Und kein schwedischer Hindenburg wird die Zunge der Wage zu wenden vermögen, denn solcher Übermacht gegenüber wird jede noch so geniale Umfassungsoffensive vernichtet werden.

Die schwedische Armee, die durch die Abgabe des nötigen Schutzes des ausgedehnten Küstengebietes schon erheblich in Anspruch genommen sein wird, ist also zur reinen Verteidigung verurteilt. Und diese rein defensive Verteidigung des Landes wird sich auch nicht in eine offensive größeren Stiles verwandeln lassen, wenn die Norweger ihren skandinavischen Brüdern zur Hilfe eilen, zumal das Ziel der Russen auf norwegischem Gebiete liegt. Man kann heute trotz englischer Machenschaften mit Sicherheit annehmen, daß im Falle jener russischen Bedrohung die beiden Brudernationen sich wieder die Hand reichen werden, nachdem im Jahre 1905 das Tischtuch zwischen ihnen zerschnitten ward.

Nachdem die norwegische Politik, die jedenfalls von England, das Norwegen noch enger an seine Interessensphäre zu knüpfen hoffte, stark beeinflußt war, die Personal-Union gesprengt, hatte man es in Schweden dem Könige Oskar II. sehr verdacht, den Krieg zwischen beiden Staaten verhindert zu haben. Aber hierdurch hatte der greise Herrscher selbst die Wege zur Möglichkeit einer späteren gemeinschaftlichen Handlung geebnet, wenn es galt, dem übermächtigen skandinavischen Feinde entgegenzutreten. So hatte der König einen weiterschauenden Blick, als die über die Kränkung ihres Herrschers aufgeregten schwedischen Gemüter damals geahnt. Der ehrwürdige Greis mit den scharf blickenden grauen Augen hatte uns* im

* d. h. der ‚commission de contrôle prévue par l'article 5 de la Convention relative à l'établissement d'une zone neutre à la mise hors d'état de servir de fortifications etc.'

Jahre 1906, nachdem wir unser Urteil über die Ausführung der durch den Vertrag von Karlstad stipulierten Schleifung norwegischer Grenzbefestigungen abgegeben, an Bord seiner Yacht ‚Drott‘ offen bekannt: ‚Ich habe den Krieg vermieden, weil er in den norwegischen Bergen und Wäldern zu einem blutigen Guerillakrieg ausarten würde, dem ein wirtschaftlicher Niedergang auf beiden Seiten folgen müßte. Dann aber hätte sich ein Dritter — nämlich Rußland — gefreut, um unbehindert sein Ziel zu erreichen!‘

Wenn also Schweden und Norwegen nach vergessenem Hader heute in einem derartigen Kriege gemeinschaftlich operieren werden, so sind dennoch, da die Norweger ein noch ausgedehnteres Küstengebiet als die Schweden verteidigen müssen, auch die verbündeten Heere auf die reine Verteidigung angewiesen und können sie nur dann erfolgreich durchführen, wenn diese durch sehr widerstandsfähige, weitausgedehnte passive Hindernisse unterstützt zu werden vermag.

Um einen sehr großen zahlenmäßigen Kräfteunterschied bei sonst annähernder Gleichwertigkeit der beiderseitigen Gegner auszugleichen, ist es erforderlich, die Kampffelder zugunsten des schwächeren Heeres möglichst zu verkleinern. Eine Geländeenge mit unbedingtem Flügelschutz kann gegen große Überlegenheit gehalten werden. Ist man selbst nicht in der Lage, eine große Angriffsbewegung zu unternehmen, um den Feind zu vernichten, so müssen die Angriffsräume zwischen den Hindernissen immer mehr in Zahl und Ausdehnung verringert werden, oder mit anderen Worten: Um nicht selbst vernichtet zu werden, muß das ganze Landesverteidigungssystem an der Grenze bzw. das große Hindernis sich mehr oder weniger zur chinesischen Mauer verdichten. Hierin liegt für den Schwächeren die einzige Möglichkeit, einen Vorteil über den Stärkeren zu erringen, indem er ihn zwingt, entweder seine Absicht aufzugeben oder gegen die Hindernisse immer und immer wieder fruchtlos anzulaufen, bis seine Kräfte aufgerieben und verbraucht sind. Erst wenn auf diese Weise nach der Abnutzungstheorie ein gewisses Gleichgewicht erreicht ist, kann der Schwächere zur endlichen Vernichtung des Feindes zum letztentscheidenden Angriff übergehen.

Gerade bei dem gewählten Beispiele eines russisch-skandinavischen Krieges wäre ein nahezu absoluter Abschluß der schwedisch-finnischen und der norwegisch-lappischen Grenze das einzige wirksame Mittel, ein russisches Eindringen von vornherein unmöglich zu machen. Je geschickter und großzügiger ein solches Grenzhindernis unter intensiver Ausnützung aller sich bietender natürlicher Hindernisse angelegt ist, desto weniger Truppen sind zu seiner Verteidigung erforderlich und bleiben zu der der langgestreckten Küstengebiete verfügbar. Sie werden dort gewiß in der Lage sein, russische Landungsversuche zu vereiteln, besonders wenn nicht an der Anlage ausreichender strategischer Bahnlinien gespart wird.

Aber Rußland hat noch andere europäische Nachbarn, denen es gefährlich geworden ist und denen es, wenn sich seine — von uns vor dem Kriege

sicher nicht genügend eingeschätzte — Armee wieder konsolidiert haben wird, wieder gefährlich werden kann.

Wie sich Rußland von den großen Niederlagen durch die Japaner nicht nur schneller als erwartet erholt, sondern vor dem jetzigen Kriege stärker als je dagestanden hat, so wird es nach zehn Friedensjahren, die unter allen Umständen nichts anderes als eine große energisch betriebene Kriegsvorbereitung bedeuten werden, ein viel mächtigerer Gegner sein als der von heute. Bis jetzt waren nur Expansionsbedürfnis und Haß die Triebfedern, die Rußland zum Kriege gegen uns geführt. In der Zukunft aber wird der Rachegedanke hinzutreten, der auch Frankreich noch nach vierundvierzig Jahren verblendete. Mit der wiedererwachenden Kraft werden und müssen diese drei Faktoren zu blutiger Waffenentscheidung drängen, um Deutschland und dem Germanismus den Todesstoß zu versetzen. Das unerschöpfliche Menschenmaterial, die vielfach jetzt noch brach liegenden Kräfte, die sich der Wille zum Siege unfehlbar zu Nutze machen wird, werden zweifellos die Russen in nicht allzuferner Zukunft befähigen, mit viel gewaltigeren personellen und materiellen Mitteln aufzutreten und von neuem in ihnen den Gedanken wachrufen, mit ihren Heeren Mitteleuropa zu überschwemmen.

Darum ist es unsere heiligste Pflicht, unser Heimatland vor der Wiederholung der fürchterlichen Heimsuchung durch die russischen Kulturträger zu schützen. Dieser Schutz könnte beim Friedensschluß auf politischem Wege bis zu einem gewissen Grade *vielleicht* erreicht werden. Aber hierzu fehlen heute noch alle greifbaren Unterlagen, und es wäre verfrüht, hierüber jetzt schon in eine Diskussion eintreten zu wollen. — Wohl aber verlohnt es sich, diejenigen Maßnahmen zu erörtern, welche unter allen Umständen in mehr oder weniger großem Umfange getroffen werden *müssen*, sei es nun, ob noch ein politischer Schutz herbeigeführt wird oder nicht.

Sieht man von den unwägbaren Gütern ab, die der russische Einfall vernichtet, und von dem maßlosen Elend, das er ins Land getragen, so kann der dem Einzelnen entstandene rein materielle Schaden, der durch die russischen Verwüstungen und die Folgen der Kämpfe verursacht worden ist, ja wieder ausgeglichen werden. — In der Nähe der Grenze eines unkultivierten Landes wird aber sobald niemand mehr Lust haben, sich anzukaufen oder niederzulassen. Durch *diese* Folge des russischen Einfalles und das Gefühl der zukünftigen Unsicherheit werden die Bodenwerte in jetzt noch nicht bestimmbarem Maße herabgemindert und das Vermögen der Besitzer in noch nicht zu berechnender Weise geschädigt werden.

Selbstverständlich kann bei den großen in Mitleidenschaft gezogenen Bodenflächen der Rückschlag auf das Nationalvermögen nicht ausbleiben. Es muß den Nationalökonomen überlassen bleiben, zu berechnen, welchen Schaden der Grundbesitz in seiner Gesamtheit durch die Entwertung infolge seiner Lage in den Grenzbezirken erleiden wird, um danach zu bemessen, wie groß das Staatsinteresse an einem, absolute Sicherheit gewährenden Grenzschutz sein muß.

Wir müßten darum mit Blindheit geschlagen sein, wollten wir nicht gleich nach Friedensschluß unsere Grenzen in so hohem Maße sichern, daß wir mit Ruhe der Zukunft entgegensehen können!

Wie kann man sich nun diese Sicherung der Grenzen denken? Die Lage der bestehenden Festungen diesseits der russischen Grenze ist bekannt. Es war eine naturgemäße Folge dieser geographischen Lage, daß sie einen russischen Einfall nicht verhindern konnten.

Ein wirksamerer Grenzschutz, der zugleich überall eine Angriffsbewegung gestattet, wäre die Anlage von großen Lagerfestungen mit dazwischen liegenden Sperrfortketten in unmittelbarer Nähe der bestehenden — oder vielleicht der künftigen Grenze, wie die Franzosen ihre Grenze gegen eine deutsche Invasion mit Vorteil in einer Längenausdehnung von rund 250 Kilometern geschützt haben. Aber das würde auf die etwa siebenmal so lange deutsch-russische und österreichisch-russische Grenze übertragen, eine bis ins Uferlose gehende Zersplitterung der Kräfte bedeuten. Wenn man sich aber nur auf mehrere unmittelbar an der Grenze anzuordnende Festungen oder Befestigungen beschränken wollte, so würde hierdurch der Zweck von absoluter Sicherung nicht erreicht! — Da wird schon der Ruf laut: Schützengräben genügen! Umwertung aller Werte! An Stelle beständiger Befestigungen, über deren Wert man mit überhebender Geste hinweggeht, soll das Allheilmittel für alle Verteidigung — der Schützengraben treten! Daß allein bei der deutsch-russischen Grenze von nahezu tausend Kilometer Längenausdehnung nur bei etwaiger Schützengraben-Verteidigung weit über achtzig Divisionen erforderlich wären, ohne die nötigen Reserven, wird gern übersehen! Was aber dann noch für die Lösung der operativen Aufgaben der Armee auf mehreren Kriegsschauplätzen übrig bleibt . . . davon schweigt des Sängers Höflichkeit! Nein! Der Schützengraben in Ehren da, wo er hingehört. Aber er ist zum Schlagwort geworden, und mit Schlagwörtern kommt man bei einem neuen Landesverteidigungssystem nicht weit! Im heutigen Feldkriege ist er aus Not zur Tugend geworden. Zum unbedingten Grenzschutz taugt er aber ebensowenig, oder noch viel weniger, wie der römische Limes, der zum mindesten noch durch Warttürme und durch Kastelle gesichert war.

Der allein wirksame, unbedingt sichernde Schutz so langgezogener offener Grenzen, wie sie Deutschland und Österreich gegen Rußland aufweisen, darf nicht nur in der lebendigen Kraft der Grenzschutztruppen und der dahinter zu versammelnden Heere gesucht werden. Er wird nur gewährt durch ein mächtiges passives Hindernis, dessen Durchbrechung bezw. Überwindung weder mit persönlichen Kräften, noch mit technischen Hilfsmitteln ausführbar ist, und das jede Operation innerhalb seines Bereiches unmöglich macht.

Da es unserem Angriffsgeist aber nicht entspricht, sich hinter einem Hindernis zu verbergen, so müßte das ‚Prinzip der chinesischen Mauer‘ nachgeprüft und für unsere Verhältnisse umgestaltet und seine ihm innewohnende Kraft der Verteidigung des Vaterlandes nutzbar gemacht werden. Wenn man den skandinavischen, wenig volkreichen Staaten ein geschlossenes, rein defen-

sives Landesgrenzenhindernis empfehlen muß, damit sie genügende Kräfte für ihre Küstenverteidigung frei bekommen, so können und müssen wir das Hindernis so einrichten, daß es Angriffsfreiheit, auch großen Stiles, nicht beeinträchtigt.

Bei einer so langen Grenze gibt es überall ausgedehnte Zonen, die sich für Angriffsoperationen nicht eignen, und solche, die man aus irgendwelchen anderen militärischen Gründen zum Vordringen in Feindesland nicht wählen wird. Diese sind aber unter Umständen gerade diejenigen Räume, die dem Gegner für seine Offensive und für seine Zwecke günstig sind und in denen er bei seiner großen zahlenmäßigen Übermacht unsere Absichten empfindlich zu stören vermag.

Es ist Binsenweisheit, daß ein an bedeutende natürliche oder künstliche Hindernisse angelehntes Heer seiner ganzen Kraft einem viel stärkeren Feinde gegenüber Geltung verschaffen kann, der selbst durch diese Hindernisse beeinträchtigt, keinen ausreichenden Entwicklungsraum findet, um seine überlegenen Kräfte zur Entfaltung und vollen Auswirkung bringen zu können.

Daher soll man solche Geländestrecken durch eine chinesische Mauer absperren, die das große Hindernis bildet, an das sich die operierenden Heere mit ihren Flügeln anzulehnen vermögen. Eine auf diese Weise erzielte Einschränkung der Operationsgebiete wird es ermöglichen, unseren Grenzschutz auf ein Kleinstes von lebendigen Kräften zurückzuführen und die Sicherheit der Bewohner auf ein Größtes zu erhöhen.

Es fragt sich nun, wie soll diese neuzeitliche chinesische Mauer aussehen?

In erster Linie wird man selbstverständlich natürliche Hindernisse zu verwenden suchen, die man, wo erforderlich, durch künstliche verstärken kann. Große Seenflächen, breite Wasserläufe und Waldungen werden in den Ebenen jener in Frage kommenden Länder diejenigen Geländeteile bilden, die man für seine Zwecke zunächst auszunutzen suchen wird. Dem Nachteil des Zufrierens der stehenden oder sanft fließenden Gewässer ist durch die Elektrotechnik unschwer zu begegnen. Man kann Streifen von beliebiger Länge eisfrei halten, wenn elektrische Ströme aus Starkstromanlagen (Überlandszentralen) durch eine entsprechende Zahl geeigneter Drähte unter Wasser geschickt werden, welche die Erhitzung der Leitungen und hierdurch die Erwärmung des Wassers bewirken, die vor Eisbildung innerhalb der betreffenden Anlage schützt. Die Wälder müssen durch möglichst dichtes Unterholz auf große Tiefen unbedingt ungangbar gemacht werden.

Da, wo die Natur nicht schon unüberschreitbare Hindernisse geschaffen hat, oder wo eine Verstärkung nicht zureichen wird, muß man eben künstliche Hindernisse anlegen.

Man kann sie sich etwa in folgender Weise vorstellen:

Dem Feinde zunächst forste man einen mindestens zehn bis fünfzehn Kilometer breiten Waldstreifen an und durchziehe ihn womöglich mit vielen unregelmäßig verlaufenden Wassergräben, um Versuche des Feindes, den

Wald in Brand zu stecken, zu verhindern oder zum mindesten auf kleine Flächen einzudämmen. Die mit der Ausführung betraute Forstverwaltung muß aber hierbei ihren friedlichen forstwirtschaftlichen Interessen geradezu zuwiderhandeln. Sie muß einen Wald schaffen, der durch Verschiedenheit und Unregelmäßigkeit des Baumbestandes, durch dichtes Unterholz und noch dichteres Baum- und Dornengestrüpp in seiner ganzen Tiefe einfach undurchdringlich ist und der sich allmählich zu einer Art unpassierbaren und unabbrennbaren Urwaldes auswachsen muß. Gegen einen in dieser Weise angelegten Wald muß der Argonnenwald als schöner Schmuckpark erscheinen!

Dann folgt nach rückwärts ein breites versenktes Stacheldrahthindernis, über ständig ausgeführten Wolfsgruben, das aus gesicherten in angemessenen Entfernungen auseinanderliegenden Streichwehren unter Längsfeuer von Maschinengewehren genommen werden kann. Den Abschluß nach rückwärts bildet eine sehr hohe und sehr starke Mauer, die mit gewöhnlichen Mitteln, wie Leitern, nicht überstiegen werden kann.

Das klingt allerdings höchst chinesisch oder höchst mittelalterlich! Aber noch heute ist eine hohe und starke und gut bestrichene Mauer trotz Flach- und Steilfeuer und Sprengtechnik ein verdammtes Hindernis, besonders wenn sie durch die breite Waldzone gegen Beschießung jedwelcher Art und Beobachtung unbedingt gedeckt ist.

Hinter dieser Mauer — womöglich durch Kiefernkronen gegen Sicht von oben versteckt — muß eine mehrgleisige Bahn angelegt werden, deren Schienenstränge nicht unmittelbar neben einander laufen dürfen, damit man sie nach oben besser verschleiern und hierdurch gegen Fliegerbomben schützen kann. Sie soll lediglich den Truppentransporten dienen, die man schnell von einer zur anderen ‚Operationslücke‘ befördern will.

Die Ausdehnung der offen zu lassenden Landstrecken, in welchen man zu operieren gedenkt, wird sich ganz nach den Zwecken richten müssen, die man in den betreffenden Räumen verfolgt. Jedenfalls müssen sie durch Anlage von Befestigungen in ständiger Bauart, deren Formen sich ebenso wie die der Feldbefestigungen dem Gelände möglichst unsichtbar anschließen, gegen feindliches Eindringen geschützt werden. —

Man wende hier nicht ein, daß ständige Befestigungen nach den bisherigen Kriegserfahrungen ihren Wert verloren haben, wie so viele Strategen im bunten und im bürgerlichen Gewande schon geäußert. Die Kriegstechnik, die die Waffe erfindet, schmiedet auch den Schild! Sollte man keine Panzerschiffe mehr bauen, da es immer noch Granaten gibt, die die Panzer durchschlagen!? Die Taktik, welche Gruppierung und Form der Befestigungen diktiert, wird im Verein mit der Technik, welche für passive Widerstandskraft sorgt, die nicht nur für das Heute ausreicht, sondern auch für das Morgen gilt, eine ständige Befestigung zu schaffen vermögen, die für entfernte Zeiten genügt.

Eine derartige große Gesamtanlage, die zweifellos gegen einen feindlichen Einbruch die denkbar größte Sicherheit bietet, hat auf der anderen

Seite auch ihre nicht zu verkennenden Nachteile. Dadurch, daß dem Feinde die Operationslücken bekannt sind, ist er vor überraschendem Auftreten an irgendeiner anderen Stelle ziemlich sicher, denn das Hindernis schützt ihn nach dieser Richtung ebensogut wie den, der es als Schild für sich angelegt. Die Operationsgebiete sind gegeben und können vorher studiert werden, aber diese unleugbaren Schwächen werden reichlich aufgewogen durch die Vorteile, die diese Anlage dem zahlenmäßig Geringeren bringt, und durch die Erfüllung der Aufgabe des unbedingten Schutzes der Bewohner gegen Verwüstungen aller Art.

Nun entscheidet ja nicht immer die Zahl, trotzdem sich unser Herrgott angeblich bei den meisten Bataillonen aufhält. Der Geist des Feldherrn und der Truppe steht unbedingt über der Zahl! Aber wer will dafür bürgen, daß der nächste Feldzug uns wieder einen Hindenburg und einen Ludendorff bringt? Langwierige Friedensvorbereitungen zur Verteidigung einer so langgestreckten Grenze können nicht mit noch ungeborenen Genies einen Pakt schließen. Sie sollen uns nur das größtmögliche Maß von Sicherheit geben und die Zuversicht, daß mit ihrer Hilfe auch gewöhnliche Sterbliche den Sieg an ihre Fahnen zu heften vermögen.

Schließlich kann auch noch die Frage aufgeworfen werden: Warum brauchen wir überhaupt Operationslücken? Wir wollen von Rußland ja nichts, warum sollen wir uns nicht ganz absperren? Die wenigen Handelswege, die im Frieden den Austausch der Waren wieder ermöglichen sollen, kann man ja leicht durch das Hindernis durchführen, ohne daß das Loch als Einfallspforte einer Armee dienen kann. Die Engländer sind ja auch mit so einer Art chinesischer Mauer umgeben, nur daß dort das Hindernis die See ist, die sie, wie die Mauer die Chinesen, jahrhundertelang vor feindlichem Betreten des heimischen Bodens geschützt! —

Aber die Verhältnisse sind hier doch andere. Die See ist nicht nur Hindernis, sie ist gleichzeitig das große Operationsgebiet ihrer Flotte, die die Aufgabe hat, derjenigen des Gegners ihren Willen aufzuzwingen und sie schließlich zu vernichten. Es gehört nicht hierher, zu erörtern, wie die englische Flotte ihre Aufgabe aufgefaßt, und wie sie sie durchgeführt hat.

Da aber der Endzweck jedes Krieges die Vernichtung der feindlichen Heere ist, so wird dieser niemals dadurch erreicht werden können, daß man sich gegen sie hermetisch abschließt. Nur wenn ausreichend viele und ausreichend weite Operationslücken da sind, wird die Möglichkeit zur Offensive und damit zum Siege, zur Vernichtung gegeben.

Durch die skizzierte umfangreiche Gesamtanlage mit ihrem ausgedehnten Wald- und Mauerschild und mit den mit allen Mitteln moderner Kriegstechnik sorgfältig vorbereiteten Kampffeldern innerhalb der freigelassenen Operationszonen wird der nutzbaren Bodenfläche ein kolossales Areal entzogen werden.

Wollte man Zukunftspläne schmieden oder des Bären Fell verteilen,

bevor man es besitzt, so wäre es ein Leichtes, zu sagen, daß diese Hinderniszone mit ihren offensiven Verteidigungsanlagen auf jetziges feindliches Gebiet gehören müsse. Aber das wollen wir wohl oder übel der Zukunft und der Diplomatie überlassen. Aber selbst wenn es der letzteren nicht gelingen sollte, das vom Heere Errungene festzuhalten, zum mindesten soweit dies für strategische und Landesverteidigungszwecke nötig ist, so wären die hier niedergelegten Gedanken dennoch einer Prüfung wert, selbst wenn man eigenes Gebiet diesen Zwecken zum Opfer bringen müßte.

Den einleuchtendsten und großzügigsten Vorschlägen kommt aber immer das dicke Ende nachgehinkt. So soll auch hier noch zum Schluß die Kostenfrage berührt werden. Es wird eine nicht allzuschwierige Aufgabe sein, die erforderlichen Summen zu ermitteln, wenn man sich erst einmal darüber im klaren ist, was man will und was unabweisbar geschehen **muß**, um jenen Willen durchzusetzen. Es unterliegt aber gar keinem Zweifel, daß die Kosten sehr bedeutende sein werden. Da wir nun leider einmal daran gewöhnt sind, für Befestigungszwecke zur Landesverteidigung möglichst wenig zu fordern und noch viel weniger zu bekommen, so werden auch hier die geldspendenden Senatoren ihre weisen Häupter bedenklich schütteln und die Befürchtung liegt nahe, daß nur ein Halbes, ein Unzulängliches geschieht!

Aber mit Halbem und Unzulänglichem ist dem Vaterlande nicht gedient. Halbes und Unzulängliches versagt, wenn es die Feuerprobe bestehen soll. Möge daher im rechten Augenblick der rechte Mann gefunden werden, der ein offenes Auge und ein warmes Herz für die Lebensinteressen der gefährdeten Heimat besitzt, und dem nicht nur die Kraft zu eigen ist, ein erlösendes Wort zu **sprechen**, sondern auch den Gedanken **zur Tat zu machen, ein Ganzes, ein Bestes zu schaffen!**

Die Knappen von Prettau / Eine Chronik von Johann Georg Oberkofler

IV.

Versammelt waren an jenem Tage, als am 18. Monats Augusti des Jahres 1600 nach Christi glorreicher Geburt, zu Kasern in Prettau die Deputationen der Ahrner und Prettauer Bauern und forderten ungestüm, mit den Grafen von Stübich zu verhandeln. Einlaß begehrten sie ins Haus, so verriegelt und versperrt war, darinnen die obgenannten Herren und ihre Anhänger ernster Beratung pflogen. Ringsum in den Wiesen und Feldern stand eine große Volksmenge. Herabgestiegen von den Bergen waren die Bauern, und die Ahrner Knappen in Schurzfell und schwarzer Gewandung gerüstet wie zu einer Festfeier. Ein großes Lärmen und Schreien wogte hin und her. Aber von den Schwazern und Augsburgern ward keiner gesehen am selbigen Tage. In Wehr und Waffen stünden sie verborgen und sollten auf gegebenes Zeichen auf die Bauern losfahren wie Hunde. Blitzschnell ging dies Gerede herum, und ein dumpfes Murren begann. Manch zorniger Schrei gellte da auf, erst einzeln, dann aus hundert Kehlen. Und also war ein Tosen von Stimmen, daß die Herren ans Fenster traten und zornig auf die Volksmenge sahen. Aber sie wollten keineswegs verhandeln mit den tobenden Bauern. Vertriebene und entlassene Knappen, mager und eingefallen drangen auf die Deputationen ein, sie möchten die Tore einschlagen, oder das Haus anzünden an allen vier Enden. Und ihre Weiber und Kinder schrien um Brot, und die Männer schrien um Rache. Und Pächter der Grafen kamen und sagten von Bedrückung und Grausamkeit. Viel Lüge und Wahrheit wogte da wie ein Bergstrom und war nimmer zu unterscheiden. Aber auch landfahrig Gesindel, so in trüben Zeiten immer emporwächst wie Pilze in Sumpf und Moor, war unter dem Volke. Der Duregger ging durch ihre Reihen. Als er solche Mißfahrt und Not sah, ward er bewegt von Mitleid und Zorn. Er bat den Pfarrer von Ahrn, noch einmal vorzutreten und die Herren aufzufordern, mit den Deputationen zu verhandeln.

Siman Bacher tat es, und als man sah, daß er sprechen wollte, ward es stille. Die weiter weg stunden, lauschten, als verstünden sie alles. Aber sie konnten nichts verstehen. Sie schauten auf die hohe Gestalt des Pfarrers oder auf die, die ihm nahe stunden. Kaum aber begann der greise Herr zu reden, warf jemand aus einem Fenster eine zerrissene Schärpe auf ihn.

Da schrie das Volk auf vor Wut und stürmte mit erhobenen Fäusten gegen das Haus. Schon prasselte Steinregen gen das Gemäuer, da warf sich der Pfarrer der Masse entgegen und verwies streng so unziemliches Beginnen.

Mittlerweile aber hatte der Eisenschwögler mit einem ehernen Hammer, den ihm ein Knappe verabreicht, das Tor zertrümmert. Nun stürmte alles Volk dorthin und wollte eindringen. Im selben Augenblicke erschien eine weiße Flagge am Söller.

‚Sie wollen verhandeln!‘ schrie jemand.

Aber keiner wollte hören und keiner die Sprache der Fahne verstehen, da der Gföller das Tor eingeschlagen hatte. ‚Wir wollen nimmer verhandeln —‘ ‚Sie haben den Pfarrer beschimpft —‘ ‚Es ist zu spät!‘ ‚Eine Falle ist's!‘

‚Eine Falle . . .‘ stieg der gräßliche Schrei aus hundert Kehlen.

‚Eine Falle . . .‘ schrie der Duregger.

Da schwang der Eisenschwögler den Hammer, daß ein Singen und Zischen anhub in den Lüften, gegen die anrennende Menge. Entsetzt wich sie zurück.

‚Verräter!‘ schrie der Duregger gegen ihn.

‚Verräter!‘ schrien nun zahlreiche andere. Die Bauern, die in beiden Deputationen waren, wußten nimmer, was sie beginnen sollten. Sie umringten den Pfarrer und sprachen laut und voll Hast. Da lief der Chrysostomus Ramblmayr unter das Volk. Ihn kannten alle. Blaß war er und seine Hände zitterten. Er stieg auf einen Zaun und begann, sich mühsam an den Planken haltend:

‚Nimmer ist sotanes Unterfangen von Heil und Nutzen für uns und euch. Nennet also den Gföller keinen Verräter! Wie! Bauern und Freunde! Wie! Also seid ihr verblendet, daß ihr nimmer erschauet die weiße Fahne, so euch ein Zeichen sein möcht, daß die Herren einen Parlamentarier wünschen! Verhandeln werden wir euch zu Nutz und Fromm und eure Sache vorbringen, daß ihr zufrieden sein sollt! Wie! Oder vermeint ihr, meine Zunge sei also lahm und wurmstichig, daß sie nicht reden könnt? Oder vermeint ihr, sie sei ein Sieb, darauf die guten Worte für euch durchfallen? Potz Blitz und Sau! Ihr Widder und Schafe! Mein Maul ist keine Windmühle, daraus Spreu und Unkraut stiebt, dieweilen der Weizen in meinen Bauch rollt! Kotz Leichnam! Ich tu euch kund und zu wissen — reißt die Mäuler auf, ihr Schröter und Galgenstricke! — Kund und zu Wissen, daß sich keiner einer Tat unterfange, weilen wir mit den Grafen konferieren; daß keiner sich unterfange, die

Sitzung zu stören, sei es durch Toben und Schreien, oder auch durch Eindringen in den Konferenzsaal . . .! Rabenvieher! Nichtsnutze! Bei Sankt Velten! wer's wagt, wider der Worte Sinn und Forder zu handeln, den lasse ich einkerkern auf Taufers und rädern und henken . . . Kotz Leichnam . . .!'

Heiser war die Stimme des Chrysostomus Ramblmayr vom Schreien. Und da er die Rede gesprochen und einiges dazu geflucht hatte und vom Zaun herabgestiegen war, war das erregte Volk ruhig. Stolz schritt er gen das Tor zu den Deputationen.

‚Wohlan!' sprach er mit bewegter Stimme und trat als erster in den Hausflur. Ihm folgten die andern. Der Gföller aber hieß vier handfeste Männer am Tor Wache halten, damit niemand einzudringen versuchte. Der Duregger knirschte und ballte die Fäuste.

Ein Knecht erwartete die Bauern an der Stiege und führte sie hinauf. In geräumiger Kammer saßen da die beiden lutherischen Grafen und Herren Kasimir und Balthaser von Stübich; ferner ein Bote der Fugger, der Ritter Michel von Prenn. Denn die Grafen von Stübich hatten die Fugger um Rat gefragt, da ihnen diese die Schwazer und Augsburger Knappen zur Verfügung gestellt hatten. Alsdann waren da die Beamten des Bergwerks; weiter Kaspar Graf Kehlburg und der von Tesselberg. Außerdem zwanzig Knechte in Wehr und Waffen. Von den Bauern waren da der Grueber auf Gföll, der Mairegger, der Rastbichler und der Moosmair aus Ahrn; zudem der Pichler, der Wieser, der Hollenzser und Lechner aus Prettau. Dann Herr Siman Bacher, Pfarrer in Ahrn, und Herr Chrysostomus Ramblmayr, Bergrichter zu Mühlegg in Ahrn.

Die Herren saßen auf hölzernen Stühlen rings um einen langen Tisch. Die Bauern sollten auf den Bänken, so an den Wänden der Kammer hinliefen, Platz nehmen. Dem geschah also. Alsdann begann Herr Kasimir von Stübich:

‚Wiewohl ihr ungebührlicherweise den Eintritt ertrotzt habt, wollen wir Gnade für Recht ergehen lassen und sind willig, euch zu vernehmen. Unstatthaft ist solches Vorgehen, und die Volkshaufen sollen sich heimzu begeben, so ihnen Leib und Seel lieb ist.'

‚Wohledler Herr!' erhob sich Siman Bacher. ‚Wir stehen ein, daß das Volk nichts unternehme. Aber ihr seid nicht unser Herr und Richter. Keiner von den Ahrnern ist euch leibeigen. Vergesset es nicht, edler Herr, daß ihr mit freien Bauern verhandelt.'

‚Nicht unser Herr!' murmelten die Bauern.

‚Tuet uns also euer Ansinnen zu wissen!' sprach der Balthaser rasch, da er sah, daß sein Bruder mit heftiger Gegenrede auffahren wollt. Er hielt ihn auf den Stuhl und redete ihm zu. Der von Prenn aber lachte laut und schlug mit der Faust auf den Tisch:

‚Ein sanfter Schafhandel! Wie könnt ihr sprechen, vieledle Herren, mit dieser Horde! Ich hab's euch gesagt im vorhin, die stinken nach Kuhdreck und Stallmist . . .' und er rasselte mit dem Schwerte . . . ‚das ist meine Antwort. Gehabt euch wohl! in sotaner Umgebung möcht mein blankes Wappen anlaufen. Ich hab' schlechte Kunde für die Fugger und euch, wenn ihr ihren Willen also erfüllt!'

‚Bleibt, edler Herr!' beschwichtigten ihn Kasimir und Balthaser von Stübich.

‚Sprechet nicht also reizende Worte,' begann Siman Bacher, ‚es möchte sein, daß sich die Fäuste ballen. . . .'

‚Hoho! Unseliger, drohen möchtest du!' sprach Kaspar von Kehlburg und wurde blau im Gesicht vor Wut. Die Bauern auf den Bänken begannen da mit den Füßen zu scharren und ein Geräusch zu vollführen, daß sich männiglich von den Herren die Ohren zuhielt.

‚Ruhe und Zucht sei fortan im Saale!' schrie Balthaser Stübich. Und als es ruhig war, fragte er noch einmal: ‚Was ist also euer Ansinnen?'

Da stand der Gföller auf und trat nahe an den Tisch heran.

‚Wer bist du?' fragte Kasimir von Stübich rasch; ‚mir scheint, daß ich dich kenne.'

‚Grueber auf Gföll, genannt der Eisenschwögler, das bin ich. Wir seind gekommen, um euch in Fried und Freundschaft zu ersuchen, die lutherischen Knappen heimzuschicken. Es ist kein gut, daß sie also hier seind. Dieweilen ich aber merke, daß ihr in Sinn und Herz erwäget, es möchte ein Raufen und Stechen beginnen, und ihr also Knecht und Büttel hierher befolchen habt, als seien wir Räuber und Mörder, tu ich euch kund und zu wissen, daß wir nit wollen bewacht sein . . . Weiset die Knecht aus dem Saal!'

Also er so gesprochen hatte, waren die Herren unwillig. Balthaser von Stübich allein überlegte.

‚Weiset die Knecht aus dem Saal!' sagte der Gföller nachdrücklich und langsam.

‚Die Knecht aus dem Saal!' wiederholten die Bauern.

Also befahl Balthaser die Knechte hinaus. Waffen und Wehr mußten sie zurücklassen. Sie gingen in eine Nebenkammer. Die anderen Herren aber machten dem Balthaser Vorwürfe.

‚Alsdann,‘ begann der Gföller wieder, ‚wo seind die Schwazer und Augsburger?‘

Die Herren starrten ihn mißtrauisch an.

‚Potz Blitz! Teufel und Hexe!‘ fluchte der von Prenn. ‚Ihr Herren, das ist ein hochnotpeinliches Verhör vor diesen Bauern.‘

‚Man soll verhandeln!‘ schrie der Kehlburger.

‚Was gehn dich die Knappen an, du Galgenvogel . . .?‘ zischte der von Tesselberg.

‚Wo seind die Knappen?‘ fragte der Grueber noch einmal, ohne auf Schimpf und Hohn zu achten.

‚Wo seind sie?‘ wiederholten die Bauern.

‚Gföller,‘ sagte der Balthaser, ‚das sollt ihr nicht wissen. Ich frag euch ein letztes Mal: Was ist euer Ansinnen?‘

‚Soll ich nit wissen!‘ entgegnete der Grueber. ‚Itzt, Bergrichter, sag, wie's Beschluß ist und Ratgang von uns.‘ Der Gföller setzte sich wieder auf die Bank.

‚Wohledle Herren, Grafen und Ritter, Beamte und Bauern! Dieweilen unser Tal katholisch, sollt ihr erstens keine neuchen lutherischen Knappen mehr bestellen zu Dienst und Lohn in eurem Bergwerk; zweitens die Augsburger und Schwazer entlassen, die Ahrner wiederumb einsetzen in ihre Arbeit; alsdann jene, die sich bereits eine Hütte erworben, dahin bringen, das Eigentum gegen gute Bezahlung wieder an die alten Besitzer zurückzugeben; ferner keinen fremden und lutherischen Pächter auf euren Höfen zu halten. Beschließlichen allen Ahrner Knappen, die ihr entlassen, Verzeihung zu bieten und ihnen nicht weniger Lohn und Sold zu geben als früher, in Vermeinung, man müsse sie bestrafen. Samt und sonders ergibt sich, daß alles sollt wieder sein, wie's gewesen ist und bestanden hat zu Recht und Billigkeit von alters her, ehevor die Augsburger und Schwazer kommen seind. Das seind unsere Wünsche. Euch und uns zu Nutz und Fromm. Leihet uns willig gnädig Gehör und Einsehen, damit fürderhin Bergwerk und Bauernschaft ein gedeihlich Fortbestehen gewinnen. Denn also wie die Zeitläufte itzt seind, leidet darunter Bergwerk und Bauernschaft. Trotzet euch nicht auf zu eurem Schaden, sondern sehet, daß Fug und Fahrt hinfüro zum Heil und Wohl aller sei.‘

Als der Bergrichter geendet und eine kleine Pause entstand, erhob sich der edle Siman Bacher und sprach also zu den versammelten Herren:

‚Wohledle Herren! In Ansehung der Dinge lasset euch bewegen, unserem Ansinnen stattzugeben. Wir wissen wohl, daß wir

euch nicht zwingen können. Doch ist es meine und unserer aller Pflicht, Haß und Zwietracht hintanzuhalten. Zwiespalt im Glauben, wo alle Leute zusammenhalten müssen mit Rat und Tat wie in diesem Tale, ist von Übel. So gedeiht nur Feindschaft und Haß. Sehet, wohledle Herren, daß böse Zeichen im Anzug seind und böse Folgen herankommen. Erwäget es in eurem Sinn und handelt nach Billigkeit und Gewissen.'

Die Herren erkannten durchaus die Berechtigung dieser Forderungen. Aber keiner fand den Mut, dafür einzutreten. Sogar Balthaser von Stübich war verlegen und wollte, wenn er sich kräftig für die Bauern einsetzte, mit seinem Schwager, dem Kehlburger, nicht umwerfen. Denn er nahm oft seinen reichen Schwager in Anspruch. Ebenso fürchtete er, mit den Fuggern, die ihm durch den Prenner ihren Willen kundgetan, verfeindet zu werden, wenn er den Bauern nachgebe. Das aber durfte er nicht. Lange Zeit überlegte er das Für und Wider, wog ab und prüfte, recht wie ein Händler, der durchaus ehrlich sein möcht, aber doch auf seinen Vorteil und Gewinn bedacht. Und da fand er heraus, daß ihm die Feindschaft des Kehlburgers und der Fugger mehr schaden könnt als die Feindschaft der Bauern. Was konnten die ihm tun? Aufruhr und Krieg erwecken? Da würden ihm seine Freunde beistehen. Gewährte er aber den Bauern, würden sie ihm gegen seine Feinde nimmer helfen können. Betäubt war in ihm die gute Stimme. Und er lächelte höhnisch unter der niedern Stirn und pfiff zwischen den Zähnen, wie einer pfeift, der seiner Sache gewiß ist. Die andern überlegten nicht, sondern waren geblendet von Haß und Verachtung gegen die Bauern. Nun begann der Balthaser von Stübich:

‚Wir haben euch vernommen, und ihr sollt wissen, daß wir euch nicht gewähren! Geht heim!'

Da entstand ein gewaltiger Lärm und Tumult in der Kammer. Alles tobte durcheinander. Die Herren hatten auf einmal mehr Übermut und Keckheit in Rede und Antwort, als von Gutem gewesen wäre. Die Bauern drängten sich um den Tisch und schlugen mit den Fäusten darauf. Stühle und Bänke wurden umgeworfen. Es entstand ein Gedränge und Gewirre. Die Bauern reckten die Fäuste nach den Herren, und der von Kehlburg und der Tesselberger zückten die Schwerter. Michel von Prenn tat desgleichen. Da griffen die Bauern nach den umstehenden Waffen, als Partisanen, Spießen und Degen, und fuchtelten wild in der Luft. Also-

gleich tat Kasimir von Stübich einen gellen Pfiff. Ein Rufen und Waffengeklirr erhob sich auf dem Gang, und die Schwazer und Augsburger drangen herein in Wehr und Eisen.

Laut auf schrie da der Gföller über den schmählichen Verrat und stellte sich an die Tür, allwo die Knechte waren, damit niemand herauskäme. Nimmer vernahm man die Stimme des Pfarrers. In einen Winkel wurden die Bauern gedrängt. Da schlug Chrysostomus Ramblmayr ein Fenster hinaus und schrie: ‚Verrat! Verrat!‘ Ein einziger Schrei aus hundert Kehlen stieg. Und es kam über Stiege und Gang mit Gepolter und Schreien, wie eine bissige Hundemeute, so vom Koppel gelassen, Blut und Schweiß des Gewildes auf tauiger Fährte schmeckt. An der Tür standen die Bauern. Der Duregger an ihrer Spitze. Da sie aber sahen, wie drinnen in der Kammer alles schwieg, wie man entsetzt in die Türe starrte, hielten sie inne und verstummten. Schon war Gang und Stiege voll von Bauern. Aber das Lärmen floh zurück zu den Letzten, nur drunten um das Haus wuchs es immer tobender.

In diesem Augenblick riß sich der Bergrichter von Mühlegg hervor und schrie: ‚Verräter! Bei Sankt Velten, ich will ...‘ und dem Tiger gleich sprang er dem Balthaser an die Kehle ...

Da geschah es, daß ein Knappe seine Partisane nach ihm stieß. Blut rann aus dem Rücken des Chrysostomus Ramblmayr; er fiel herab von der Brust des Balthaser, wie ein dürres Blatt vom Stamm fällt im Frühherbstreif.

Gebrochen war die Stille. Ein Hauen und Raufen begann. Gewürgt und geschlagen ward, daß Blut auf dem Boden herumrann.

Seine Arme rang der Pfarrer von Ahrn und warf sich mitten in die Kämpfenden. Da er aber sah, daß seine Worte nimmer durchdringen konnten, sagte er nichts mehr und kämpfte mit den Knappen. Erschaut war manch kräftiger Schlag und Streich, den er vollführte. Nicht allein Segen mochte seine Hand austeilen, sondern heunt hämmerte sie wacker auf die Schädel der Knappen. Erprobt und befunden war er zu dieser Stunde als ein wehrhafter Mann und Krieger.

Den Bauern gelang es allgemach, die Lutherischen zu entwaffnen. Sie wurden gebunden und gefesselt in die Nebenkammer geschleppt, allwo die Knechte waren, und von den Bauern bewacht. Viele hatten sich selbst ergeben. So die Herren und Grafen. Denen legte man keine Bande an. Als wieder Ruhe eingetreten war und der Kampf ausgetobt hatte, trug man die Verwundeten fort und ver-

band sie. Sowohl Bauern wie Knappen. Keiner war tot oder also geschlagen und gestochen, daß er Leibes und Lebens verlustig sein würde. Denn in der vollgestopften Kammer war zu wenig Platz und Raum, der Waffen zu gebrauchen. Es war ein Ringen Brust an Brust.

Einer nur lag tot auf dem Estrich, Herr Chrysostomus Ramblmayr, Bergrichter zu Mühlegg.

Jetzt erst bemerkte man den Toten. Es trat ein großes Schweigen ein, und alle entblößten das Haupt und standen mit gesenkten Köpfen. Langsam, die Augen auf den Toten gerichtet, schritt der Gföller hinzu, beugte sich und hob den Toten auf. Nach rückwärts fielen Kopf und Arme. Da legte er ihn wieder auf den Boden. Der Gföller war bleich, und Wams und Hemd waren ihm zerrissen an der Brust. Über die Stirne zog sich eine blutige Wunde, recht wie eine frisch umgepflügte Furche. Er nahm die Seidenmäntel der Herren und deckte die Leiche zu. Alsdann blieb er daneben stehen als ein Totenwächter und sagte noch immer kein Wort. Ein Bauer nach dem andern verließ schweigend die Kammer. Nur die Deputierten blieben zurück. Die Herren hatten sich still gehalten und wagten nicht hinauszugehen. Ganz still wurde es jetzt auch drunten. Auf den Wiesen standen die Bauern und bildeten einzelne Gruppen und Häuflein. Die Arme und den Kopf sah man sie bewegen beim Reden, aber die Rede war nur den Nächsten verständlich, denn also gedämpft klang sie. Sie standen noch eine Weile und gingen auseinander. Der Duregger aber schlich noch lange um den Hof zu Kasern und ging als der Letzte. So war bald kein Mann mehr zu sehen rings um den Hof. Die Weiber und Kinder waren geflohen, als obgenanntes Raufen anhub.

Und es wird gewesen sein an jenem blutigen Tage zu Kasern in Prettau, daß Haß, Zorn und Feindschaft ertränkt waren im Blute des Chrysostomus Ramblmayr; daß Rachegelust und Feindschaft herausgeronnen ist aus der Wunde mit dem Leben zugleich des Chrysostomus Ramblmayr. Als ein Unwetter vollzog sich der Aufruhr des Volkes. Dem Bergwetter zu vergleichen, das, nachdem es im unvernünftigen Toben mit der Blitzfackel einen Hof entzündet hat, plötzlich verweilt, still hält und betroffen herabschaut auf Brand und Rauch und Schreien und Beten der Menschen vernimmt, dann aber, wie von Entsetzen und Reue gepackt, hinrennt über den Himmel, unstet und flüchtig, dem Kaine vergleichbar, und endlich wie von mächtiger Faust geschleudert hinter die Berge hinabfällt.

Also war es an jenem Gewittertage zu Kasern in Prettau.

Aber es ist zu erkennen im Lauf der Natur und des Menschen, daß Unwetter und Rachegelust wieder kommen werden. Denn nimmer mag eine Tat im Leben des Menschen noch so fürchterliche Folgen haben, daß sie in Ansehung dieser nicht wieder geschehen und getan wurde.

Wie in einem Blutnebel, so aus der Wunde des Chrysostomus Ramblmayr quirlte, stunden alle. Die Augen waren ihnen gebeizt, daß sie nimmer sehen konnten. Nicht Mordgesellen, denen ein Totschlag gleich einem Trunk kühlen Weines ist, waren die Ahrntaler Bauern. Es ist nimmer abzusehen, so man ein friedlich Bauernvolk reizt durch Nichtachtung seines Glaubens und seiner Scholle, was daraus erstehen mag. Nicht gewandt ist dies Volk und dieser knorrige Stamm in allerlei Ränken zur Wahrnehmung seines Vorteiles und Gewinstes, so aus einem Sieg erfließen möchte. Nicht Freude hat es an Krieg und Fehde. Denn eine ernste und traurige Not ist das Kriegshandwerk. Nicht sich freuen über des Feindes Niederlage, sondern ernst hinnehmen soll man als ein furchtbar weihes Geschenk den Sieg und den Gewinn, der daraus ersteht. Denn kein Geschenk ist also des Segens und des Fluches voll als der Sieg. Einem Opfergang gleich sein soll der Krieg und nicht ausarten in Wollust und Grausamkeit. Nicht soll ein Schlächter sein der Krieger, sondern ein Mann, der in Demut und Kraft trägt des Krieges Bürde, die ihm Gott auferlegt hat. Nicht mehr strebe er zu erreichen, als worum ein Krieg sich anhebet. Denn zu erkennen ist in sotanen Zeiten, daß dies ernste Handwerk mißbraucht wird und daß der Sieger in seinem Rausche als Räuber und Dieb unersättlich und beutegier umherzieht, als daß er heimkehre und Gott danke. Denn kein Ding ist auf dieser traurigen Welt, so man unfroher ergreift und schwerer wieder losläßt als ein Gewaffen. — —

Weiter geht die Chronik von den Ereignissen dieses Tages.

Da niemand in der Kammer zu sprechen anhub, wollten sich die Herren entfernen, aber Siman Bacher trat ihnen entgegen und sagte: ‚Gebe Gott dem Toten eine selige Urständ. Und im Angesicht dieses Blutes frag ich euch, wollt ihr unserer Bitte gewähren?‘

Da dachte Balthaser, jetzt sei der günstige Augenblick, die Trauer der Bauern zu benützen und sich selber und seinen Anhang schadlos zu halten, und sagte mit schlauer Miene: ‚Wohlan, gebet uns freien Abzug, uns und den Knappen und Knechten! Denkt nicht

auf Rache und gewähret uns eine Frist, daß wir Umschau halten, wohin wir die Augsburger und Schwazer schicken.'

Er dachte aber nicht daran, dieselben zu entlassen, sondern wollte nur Zeit gewinnen.

Lange berieten die Bauern unter sich, und der Pfarrer verkündete: ,So sei dem. Wir nehmen euch das Versprechen ab, euer Wort zu halten.'

Da begann der Gföller, der bislang stumm dagestanden: ,Der den Bergrichter niedergestochen, soll den Gerichten überliefert werden. Alle Waffen bleiben in unserer Hand. Nicht länger denn zehn Tage daure die Frist. Verpfändet dafür Treu und Handschlag und Ehr und Namen!'

Und die Herren verpfändeten, was sie nicht hatten.

So waren die Bauern zufrieden. Sie versprachen, die Ahrner aufmerksam zu machen auf diesen Vertrag. Die Herren hinwiederum sollten zu ihren Knappen und Knechten sprechen.

Der Knappe, der den Bergrichter niedergestochen hatte, wurde vorgeführt. Er hieß Michel Eisleben und war aus Augsburg der Sohn eines Gerbers. Der sollte nächsten Tages auf Schloß Taufers geführt und dort gefangen gesetzt werden, bis er vor das Hochgericht käme. Alsdann wurden die Knechte und Knappen befreit und freigelassen, nachdem sie auf Ehr und Handschlag versprochen, keinen Unfrieden zu stiften. Sie blieben in Kasern bei den Herren.

Die Bauern gingen heim, und die Ahrner übernachteten bei ihren Freunden in Prettau. Die Leiche des Chrysostomus Ramblmayr wurde aufgebahrt zu Heilig Geist, und die Bauern hielten Wache die Nacht hindurch. Frühmorgens wurde er gen Ahrn hinausgeführt.

Es war eine traurige Fahrt am schönen Augusttag als am 19. des Monats. Laute Klage erhob sich überall, und viele gingen hinter der Leiche. Boten waren vorausgeschickt zur Maireggerin, ihr das Unglück zu berichten. Da sie die Kunde vernahm, eilte sie dem Zuge entgegen. Sie riß die Decken vom Wagen, darauf ihr toter Mann lag, und sprach Dinge, die niemand verstand. Daneben stand der Gföller. Er senkte den Kopf und hatte die herabhängenden Hände verschränkt. Da schaute die Maireggerin auf: ,Gföller, hast du also meinen Mann beschützt, daß du heil bist und er tot?'

Der Eisenschwögler rührte sich nicht.

,Maireggerin,' trat der Pfarrer an sie heran, ,dieser Not hat sich niemand versehen. Ergebet euch in die Hand des Herrn und machet niemanden schuldig.'

Im Gesicht des Eisenschwöglers zuckte es, und sein Atem keuchte. Auf die Maireggerin blickte er eine Weile, löste die Hände und streckte die Rechte zur Bäuerin hinüber. Margret aber deutete mit der Hand, daß man weiterfahren solle. Als sie aber mit lauter Stimme zu beten anfing, brach sie ohnmächtig zusammen.

Der Gföller schwankte wie eine Tanne im Wind, als er die Richterin hinsinken sah, fuhr mit den Armen in die Luft, eilte gen den Wald hinauf und umklammerte eine junge Tanne im Schmerz, daß sie krachte und abbrach; denn also stark hatte er sie umgebogen. Er ließ sie zu Boden fallen und lehnte sich an einen Stamm. Er sah, wie man die Maireggerin auf den zweiten Wagen legte, wie sich der Zug wieder in Bewegung setzte und verschwand.

Viel trübselige Gedanken und trauriges Sinnen sank auf ihn herab wie kalter Herbstnebel. Blut war vergossen worden am gestrigen Tage, und einer, der ihm empfohlen war zu Schutz und Wahrung, ist hinausgeführt gen Ahrn als ein Toter. Umsonst sei alles gewesen. Denn er war überzeugt, daß nicht Frieden sein werde, da er dem Worte der Herren nicht glaubte. Gewußt hat er's gestern und hat nimmer vermocht, es hinauszuschreien; denn eine unfrohe Ohnmacht war über ihn gekommen, als er neben dem Toten stand. Gestern hätte er sollen sagen und verlangen, die Knecht und Knappen müssen zur Stunde aus dem Tal. Nun war es zu spät. Nun würden die Herren Zeit gewinnen. Nun würden sie trotzen und sich festsetzen und sich nimmer ausheben lassen — als eine junge Geierbrut, die hoch ihren Horst baut. Aber daß ihm doch die andern nicht übers Maul fuhren, als er auf Treu und Handschlag die zehn Tage Frist versprach! Auf Treu und Handschlag! Sie — die Herren — hielten ja doch nichts darauf Bauern gegenüber. Nun fühlte er wieder die grenzenlose Verachtung und Schmach, die man dem Bauernvolke abermalen angetan hatte . . .

Gestern, da er an der Leiche des Chrysostomus Ramblmayr stand, hätte er mit sich tun lassen, was man gewollt hätte. Denn also kommt über den Menschen oft ein so großes Leid, daß alle Kraft des Menschen verbraucht wird, dies Leid zu ertragen, und Sinn und Herz scheint nur da zu sein, das vollgerüttelte Maß in sich hineinzusaugen, als dürfte der ganze Mensch nach unermeßlichem Leide. Und solches Leid war es, das den Eisenschwögler befallen hatte. Denn so ist es manches Menschen Art, Leid auf sich zu nehmen, als sei es der treue Bundesgenosse und Waffengefährte zu großen Taten und Gedanken.

Und groß wuchs vor dem Auge des Eisenschwöglers der Gedanke, er trage die Schuld am Tode des Chrysostomus Ramblmayr; er habe es in Hinkunft zu verantworten, wenn die fremde Lehre festen Fuß fasse; wenn fremde Menschen in das Ahrntal kämen und die alten, erbgesessenen Familien verderben und sterben müßten gleich dem Grase, das an staubiger Heerstraße wächst.

Er stierte vor sich hin. Dann ging er gen Ahrn hinunter. Er blickte um sich und schlug sich in die Erlengebüsche an den Ahrufern. Denn er scheute jedes Menschen Antlitz. Als er gen Mühlegg kam, machte er einen großen Bogen, ging sonnseitig hinauf, oberhalb der Mairhöfe den Holzberg hinan und wartete, bis es Abend wurde. Während der Nacht stieg er herunter gen Mühlegg. Die Kapelle war erleuchtet. Drinnen lag Chrysostomus Ramblmayr aufgebahrt. Er schlich an die Tür und vernahm, wie man betete. Vor der Tür kniete er sich nieder. Dann schritt er langsam zum Richterhof hinüber. Mehrmals pochte er an das Tor. Eine Stimme kam aus dem Erkerfenster, verschlafen und unwillig: ‚Was ist?‘ Der Gföller antwortete nicht. Er wollte öffnen, ließ ab und ging wieder zur Kapelle hinüber. Jetzt trat er ein. Man bemerkte ihn nicht. Rückwärts im letzten Stuhl kniete er und schlug die Hände vors Gesicht. Allgemach entfernten sich die Leute, und schließlich war nur noch der Eisenschwögler in der Kapelle und die Maireggerin. Die kniete vorne und wußte nicht, daß der Gföller annoch hier sei. Der aber hob erst jetzt sein Auge und sah die Wittib. Da verließ er die Kapelle und wartete draußen an der niedern Umfassungsmauer.

Allmählich löschte Licht um Licht bis auf ein kleines Lämpchen, das während der Nacht brennen sollte. Die Maireggerin trat heraus, schloß die Kapelle und ging zum Hof hinüber. Sie erschrak, als der Gföller auf sie zutrat. ‚Was willst du?‘ fragte sie.

‚Margret,‘ sprach er, ‚meine Schuld ist's!‘

Er wartete die Antwort nicht ab, ergriff hastig die Hand der Maireggerin und verschwand im Dunkel der Nacht. —

Beim Schmied in der Au krachten die Hämmer und rauschten die Wasser. Der Gföller trat in die Esse. Hell war sie, und die Funken stoben, daß der rotbärtige Schmied wie in Glut getaucht war.

‚Gott's Gruß, Gföller!‘ rief er mit dröhnender Stimme.

Der aber suchte schweigend eine Axt aus, schwang sie und fand sie zu leicht. ‚Doppelt so schwer!‘ sagte er zum Schmied. Der besah die Axt, dann den Eisenschwögler und: ‚Vierfach so schwer!‘ meinte er, des Gföllers Arm ergreifend. Der lächelte trüb und fragte:

‚Bis wann?‘ — ‚Morgen abends ist sie geschmiedet,‘ sagte der Meister.

Der Gföller stand einen Augenblick still, schüttelte den Kopf und holte tief Atem. Er sah ins Feuer und konnte sein Aug nimmer losmachen von Geglut und Gefunke. Der Schmied achtete sein nimmer, sondern hämmerte ein glühendes Eisen und fluchte gott's-lästerlich, wenn allzubald die Glut erstarb, noch bevor das Eisen die richtige Gestalt annahm.

Der Gföller starrte ins Feuer. Auf einmal schrie er heiser: ‚Wasser!‘ und taumelte gen den Amboß. ‚Wasser!‘ keuchte er noch einmal.

‚Kotz Leichnam!‘ fluchte der Wirt und schrie: ‚He, Brigitta!‘ Er wußte nicht, was anfangen.

Der Gföller aber reckte sich auf, strich sich über die Stirne und sagte: ‚Heiß ist's in der Esse.‘

Da kam des Schmieds flachshaarige Dirn und gab dem Gföller zu trinken. Der trank, dankte und ging. Der Schmied löschte die Glut, fluchte und ging. Heimzu schritt der Eisenschwögler, und als ihm Brigitta eine Fackel bot, lachte er und zeigte auf seine Augen. Da sah die junge Dirn mit Schrecken die breite Wunde. Sie wolle sie verbinden. ‚Ich wollt, sie wär tiefer‘, sagte Gföller, ‚und säß mir im Herzen.‘ Darob sagte Brigitta erschrocken: ‚Gute Nacht!‘ und trat ins Haus. —

So ist beendet der Tag, der also Leid und Trauer über Ahrn brachte, daß die Leute sagten: ‚Nie faßte ein Tag so große Not.‘

V.

Begraben ward Chrysostomus Ramblmayr nach dreien Tagen mit großem Gepränge.

Seit dem Bluttag zu Kasern aber lagerte Schwüle über allen Gemütern. Doch nichts geschah, alles war ruhig und ohne Bewegung. Man wartete. Nie war ein Warten so unterschiedlich in allen Gemütern. Es wünschten die einen, die Herren möchten bald abziehen mit den fremden Knappen; es wünschten die andern, sie möchten das Wort nicht halten, um sie dann in grimmer Rache zu befehden; und es waren wieder solche, die das Tun des Eisenschwöglers beobachteten, der aber arbeitete auf seinem Hofe und vermied es, mit den Bauern zu beraten. Das Bergwerk war geschlossen.

Geheime Zusammenkünfte fanden statt, droben in Klausen. Niemand wußte, wer dabei sei, oder was man wolle. Man be-

fragte den Gföller. Der konnte keine Antwort erteilen. Es waren aber die Pächter der Grafen von Stübich, die in Klausen in einer Almhütte des Rates pflogen. Darunter waren Peter Duregger, Matthias Enz, Jakob Marcher, Christian Hörmann und viele andere. Ein großer Anhang hatte sich ihnen beigeschlossen, als Knechte, vertriebene Knappen und allerhand Leute, die nimmer arbeiten wollten, sondern rauflustig und beutegier, nichts zu verlieren, wohl aber mancherlei zu gewinnen hatten. Kein erbgesessener Bauer befand sich unter ihnen. Peter Duregger, der verwegene und trotzige Geselle, war ihr Anführer. Diesen Leuten war der Aufruhr erwünscht, denn sie wollten die Güter der Grafen an sich reißen. Sie wünschten deshalb, die Herren möchten den Vertrag brechen, dann könnten sie losschlagen zugleich mit den Bauern. So waren zwei Lager unter den Ahrnern. Die Pächter waren aufständisch gegen die Herren und kümmerten sich nicht um Religion und Scholle, um die die Bauern besorgt waren. Doch mußten sie den Schein bewahren, als wären sie mit diesen eines Sinnes. Besonders war ihnen daran gelegen, die Gföller auf ihre Seite zu bringen, sie aber über ihr eigentliches Vorhaben im unklaren zu halten; denn sie kannten den ehrlichen und geraden Sinn dieser Bauern, an denen ihre Pläne scheitern müßten. Nur wußten sie nicht, wie es anstellen. Die Zeit drängte, und es dauerte nur noch drei Tage bis zum Ablauf der gesetzten Frist. Sie mußten aber wissen, was die Bauern tun würden, falls die Herren ihr Wort nicht halten, um sich darnach zu richten. Schlagen die Bauern los, so steht die Sache für die Pächter günstig; schlagen sie nicht los und halten die Herren Wort, so ist sie verloren. Es mußte also erreicht werden, die Herren zum Treubruch zu veranlassen und die Bauern zu bewegen, in diesem Falle mit Waffengewalt vorzugehen und sich nicht mehr auf Unterhandlungen einzulassen. Daß die Herren nicht Wort hielten, das nahm der Duregger zwar als sicher an; ob aber die Bauern die Waffen ergreifen, dessen war er nicht sicher. Überall hatte er Spione und Lauscher, um aus dem Gerede der Bauern Schlüsse zu ziehen. Aber die Spione und Lauscher wußten keine sichere Kunde. Da schmiedete der Duregger einen heimlichen Plan und eilte gen Prettau.

Er erzählte den Herren, die zu Kasern saßen mit ihren Knechten und Knappen und sich dort verschanzt hatten, die Bauern würden am zehnten Tage losschlagen, ob nun der Vertrag gehalten wäre oder nicht. Alle Bauern seien verständigt, am genannten Tage Kasern

zu überrumpeln, anzuzünden und Herren und Knappen gefangen zu setzen. Man müsse diesem Streiche zuvorkommen. Er, der Duregger, habe eine getreue Schar um sich versammelt; denn es gezieme, daß die Pächter ihre Herren schützen. Sie möchten sich auf ihn verlassen, aber keineswegs neue Kriegsknechte zuziehen, sei es von Taufers, Kehlburg oder Tesselberg. Denn dadurch würden die Bauern aufmerksam werden und Lunte riechen. Er könne auch jetzt nicht mit seiner Schar offen zu den Herren stoßen und sich eines Sinnes mit ihnen zeigen, aus dem gleichen Grunde. Es sei demnach das beste, die Herren sollten in Kasern bleiben und am zehnten Tage würde er, wenn die Bauern heranzögen, diesen in den Rücken fallen.

Dabei lachte er laut auf und blickte höhnisch grinsend auf die Herren, daß ihnen beinahe graute.

Aber sie müßten ihm eine Schrift ausfertigen, in der folgendermaßen geschrieben stünde:

Die unterzeichneten Herren und Grafen fordern den Peter Duregger auf, ihn und alle Pächter samt und sonders, am zehnten Tage mit Waffengewalt zu ihnen zu stoßen, denn sie — die Herren und Grafen — wollten am besagten Tage die Bauern mit Waffen in der Hand bestrafen für das Blutbad am 18. Augusti.

Dies solle der Brief enthalten. Denn, falls die Bauern Verdacht gegen ihn schöpften, könne er das Schreiben vorweisen und sie würden gezwungen sein, ihm zu glauben. Er erlange dadurch unbegrenztes Vertrauen und könne alles vorbereiten. Er würde sich als unzweifelhaften Anhänger der Bauern ausweisen, gleichsam als verrate er die Sache der Herren.

Und wieder lachte der Duregger laut auf, daß die Herren gelindes Grauen anfuhr vor diesem schlauen Ränkeschmied.

Ja er würde das Schreiben jetzt schon vorweisen und damit in die Pläne der Bauern eingeweiht werden.

So sprach der Duregger noch lange und viel. Seinem Anhange aber hatte er diesen Plan nicht kundgetan. Die Herren glaubten ihm. Denn es ist oft, daß Verräter vor Verrätern blind sind.

So entwickelten auch die Herren ihre Pläne. Sie hätten nie daran gedacht, die Schwazer und Augsburger zu entlassen, noch überhaupt den Bauern auch nur im kleinsten nachzugeben. Sie hätten die Sache einfach auf sich beruhen lassen, dafür aber allmählich nur lutherische Knappen herbeigeholt und die Ahrner gezwungen, aus Prettau zu ziehen. Da wäre dann eine lutherische Hochburg erstanden. Sie hätten zwar nicht zuerst zu den Waffen gegriffen,

so aber würden sie's tun. — Und wieder lachte der Duregger dröhnend und klopfte gröhlend dem Kehlburger auf den Rücken. — Sie würden am neunten Tage in der Nacht zwanzig Knechte in der Klamm verborgen halten; die könnten leicht alle Ahrner Bauern aufhalten und in der engen Schlucht zurückschlagen; dieweilen solle er, der Duregger, diesem Haufen mit einem Teil seiner Anhänger den Rücken decken vor einem Anstürmen der Prettauer Bauern und mit dem andern Teil zu ihnen stoßen; sie würden dann einen Ausfall machen und die ganze Horde der Bauern blutig heimschicken.

Was er tue, könne er, der Duregger, jetzt nicht sagen. Er müsse seine Pläne nach dem Augenblick richten und dürfe an keine Vorschrift gebunden sein. Überdies möchte dieser Plan für ihn zu viel Zeit in Anspruch nehmen, und er könnte sich dadurch leicht in mißliche Lage bringen.

Gut, dann würden sie einfach zu Kasern bleiben.

Aber sie müßten dableiben, sonst könne er für einen guten Ausgang nicht einstehen. Und der Duregger trat an den von Prenn: ‚Gebt mir euer Schwert!' sagte er und lachte, ‚ich will es führen, daß ihr sein Singen vernehmt.' ‚Nehmt einen Dreschflegel, der ist gut für Bauernköpfe!' lachte der Prenner. ‚Sollt auch sein Singen vernehmen,' lachte der Duregger. Da sagten ihm die Herren, er sei ein wackerer Mann, der seinen Lohn für Treu und Beistand verdiene. Den hole er sich selber. Man möge ihm die Schrift ausfertigen, er habe Eile. Die Herren sollten guten Mutes sein.

Der Brief ward ihm überreicht, und weil er nicht lesen konnte, mußte ihm Kasimir schwören, daß er so laute, wie er wünsche. Der Duregger steckte den Brief ein, wünschte den Herren ‚Gute Nacht', er werde ihnen ein Zeichen geben am selbigen Tage, wenn er zu ihrem Beistande vorbereitet sei. Und fuhr gen Ahrn.

— —

Je näher der zehnte Tag kam, desto düsterer wurde der Grueber. Stundenlang saß er im Laich und schaute gen Prettau. Ein schwerer Kampf wogte in seiner Brust. Nimmer war er sich schlüssig, was er beginnen sollte. Er sah herankommen Not und Elend. Sollte er die Bauern aufrufen zum Kampf und die Knappen mit Waffengewalt vertreiben? Wenn es aber umsonst wäre und umsonst Blut vergossen würde? Oder sollten sich die Knappen festsetzen und die lutherische Lehre weiter verbreiten?

Am Tage, da der Duregger in Prettau mit den Herren verhandelte, ging der Gföller zu Tal und kehrte beim Schmied in der Au ein. Böst Klammer stand in der Esse.

‚Gott's Gruß, Gföller! Kotz Leichnam und Sau!' begrüßte er den Eintretenden.

‚Gott's Gruß, Vöst! Du fluchst wie ein Landsknecht.'

‚Die Axt ist geschmiedet. Sag an, Grueber, ist deine Faust stark genug?'

‚Frag nicht!' sagte der Gföller und setzte sich auf einen Amboß.

‚Mensch, die Axt ist verrostet. Hab ein lustig Lied gepfiffen und Eisenhut ins Feuer geworfen, als ich sie geschmiedet hab. Ein gutes Sprüchlein ist eingegraben. Schau her!' Und der Schmied wies dem Eisenschwögler die gewaltige Axt.

‚Wie heißt das, Vöst? Ich kann's nicht verstehen.'

‚Rein wie Feuer — Menschen zu Schutz — Gott zu Ehr,
der mich führt zu Richtbeil oder zu Wehr —'

‚Ein guter Spruch,' sagte der Gföller; ‚gib mir die Axt.' Und er versank in tiefes Sinnen.

‚Eine gute Furche über die Stirne,' sprach der Schmied nach einer Weile, den Grueber betrachtend. ‚Doch scheint, daß kein Same aufgeht. Hast du das Säen vergessen, wirst du keine Saat einernten können. Kotz Leichnam!'

Der Gföller blickte den Schmied an. Der aber hämmerte wieder an einem Eisenstück und sprach zwischendurch: ‚Kotz Leichnam! Bieg dich und brich! Verdammtes Handwerk — Pflugscharen schmieden, wo kein Bauer mehr um ist — Kommen bald Pflugscharen aus dem Reich herein — Die graben sich tief in den Boden — Teufel, aus diesen Furchen soll nichts wachsen — Aber aus deiner — Bieg dich und brich — Kotz Leichnam — Sandiger Boden — Keine Nährkraft — Teufel, wenn nichts drinnen ist, geht nichts auf — Kein Kraft und Saft drinnen ist — Puh! Bieg dich und brich — Dürr wie ein Aschenhaufen — He! Das ist eine Pflugschar für einen Lutherischen. Glaub's oder glaub's nicht — Früher oder später wird meine Lüge zur Wahrheit — Kotz Leichnam — So eine Furche im Schädel und leer wie ein Windbeutel . . . Ha, haha . . .' Und er schlug auf das Eisen, wuchtig und zornig, als hämmerte er ein Untier hinein, das immer wieder aufspringen und ihm an die Kehle fahren möcht.

Brütend saß der Gföller am Amboß und wog die Axt. Dann sagte er: ‚Schmied, sag mir den Spruch noch einmal.'

‚Schwarz wie die Hölle — Menschen zu Leid — Gott zu Kreuz,
der mich führt ein Schlüssel zur Hölle.'

‚Das ist ein guter Spruch,' sagte der Gföller, ‚aber ein anderer. Eine seltene Axt, diese Axt. Vöst, du bist ein Meister.'

Aber der Schmied achtete des Gföllers nicht mehr und gab ihm keine Antwort. Er nahm eine Zange und hielt einen Eisenklumpen ins Feuer, trat den Blasbalg, und so oft er den Treter mit dem Fuße niederstemmte, fluchte er: ‚Schmied und schmilz! Kotz Leichnam! Bieg dich und brich! Weils Eisen warm ist! Teufel! Der läßt's kalt werden ...' Und er gab dem Treter einen wuchtigen Fußtritt, daß der Blasbalg zersprang. Da fuhr er, das glühende Eisen in der Faust schwingend, auf den Gföller los: ‚Willst, oder willst nit! Aus der Esse, du kalter Klumpen, brennst nicht einmal an wie ein Blech! — Aus dir kann nichts werden ...'

‚Freund,' sagte der Grueber langsam und erhob sich, ‚weißt du noch einen Spruch? Sag mir den dritten!' Und er prüfte mit dem Daumen die Schärfe des Beiles.

‚Aus der Scholle gewachsen mit dem Pflug,
Schütz ich diesen vor Lug und Trug.'

‚Böst, der Spruch ist gut,' meinte der Gföller und lachte.

‚Die Saat geht auf. Braucht nur Sonne und Wärme. In meiner Esse ist's warm. Da kann eine Adlerbrut reifen.'

Der Schmied ging wieder an die Arbeit. Der Gföller trat aus der Esse, die Axt über der Schulter.

‚Grüß Gott!' sagte Brigitta, die im Tore stand. ‚Hast du die Axt geholt?'

Sie vermochte sie kaum mit beiden Händen zu heben. Der Grueber lachte darob unbändig, ward aber gleich wieder ernst.

‚Die ist schwer wie die Welt,' staunte die Dirn. ‚Bist du so stark?'

‚Weiß nicht, ob sie mich nicht erdrückt.'

‚Dann laß sie lieber hier und nimm eine andere. Wohin gehst du?'

‚Mein Wald ist reif. Den muß ich schlagen, Dirn.'

Des Schmieds rotblonde Tochter betrachtete eine Weile den Gföller, dann sagte sie kurz: ‚Du bist so stark.'

Der Grueber atmete auf. Dann faßte er das Mädchen rückwärts am Mieder und hob es empor. Wie er aber erschaute, daß die Dirn über sotanen Spaß nicht lachte, sondern verlegen und scheu blickte, stellte er sie wieder auf den Boden und ging. Brigitta stand noch eine Weile, blickte auf, und da sie den Grueber nimmer sah, eilte sie in die Esse und fragte, ob er mit der Axt zufrieden gewesen sei. Der Alte fluchte und hob den Hammer gegen die Tochter, daß diese vor Schrecken schrie. Da lachte der Schmied

über das rußige, rotbärtige Gesicht. Die junge Dirn aber ging schweigend hinaus und sagte den Tag über kein Wort mehr. Als es Nacht war, lehnte sie am Fenster ihrer Kammer. Sie fand keinen Schlaf. Nie war in jener Nacht eine größere Stille auf allen Dingen erlauscht, als der silberne Mond durch die dunklen Erlen nach dem Mädchen sah, das am Fenster lehnte und die jungen Glieder nimmer zur Ruhe legen mochte auf weißen Linnen.

Langsam ging der Eisenschwögler nach Mühlegg. Er wollte mit der Maireggerin reden, solange er noch Zeit hätte. Denn es würden schlimme Tage kommen. Es möchten doch nicht schlimme Tage kommen . . . sann er, blieb stehen und betrachtete die Schrift am Beile. Dann griff er eiliger aus.

Er traf die Maireggerin auf dem Felde beim Kornschnitt. Sie war blaß, und ihre sonst vollen Wangen eingefallen. Auf ihren Lippen lag eine große Bitterkeit, viele Fältchen gingen von den traurigen Augen weg und schwanden unter dem üppigen Haar. Sie war älter geworden in den wenigen Tagen, die stattliche Bergrichterfrau.

‚Gott's Gruß!‘ sagte der Eisenschwögler. ‚Bist du krank?‘

‚Krank?‘ lachte die Maireggerin bitter. ‚Nein, Gföller, das bin ich nicht. Aber was willst du mit dem Beil? Nimm lieber eine Sichel und hilf mir Korn schneiden. Das ist eine friedliche Arbeit.‘

‚Ist's denn so eilig? Ich mein, die Tage bleiben noch lange schön,‘ sagte der Grueber.

‚Eilig? Siehst du nicht, daß ich allein bin? Seid mein Eheherr tot ist — Gott hab' ihn selig — sind die beiden Knechte weg. Sie könnten nimmer bleiben in diesen unsicheren Zeiten — seit mein Eheherr tot ist . . .‘ und sie beugte sich und schnitt eine Garbe. Dann fuhr sie trübselig fort: ‚Das Korn muß ein, überall Arbeit über Arbeit, und Leute sind in diesen Tagen keine zu bekommen. Schau her, nimmer ist's gut, seit mein Eheherr tot ist. Der Hengst ist eingegangen. Ich allein in Haus und Hof . . .‘

Sie starrte betrübt über das Saatfeld, das sich leicht bewegte in der heißen Glut des Sommertages. Die schweren goldenen Ähren wiegten sich hin und her, und ein feiner silberner Nebel lag über dem Korn. Da rann plötzlich eine Träne aus den Wimpern der Maireggerin. Sie wandte sich und ließ sich auf eine Garbe nieder.

‚Was ist's, Margret?‘ fragte der Gföller.

‚Nichts,‘ antwortete sie und schlug die Hände vors Gesicht. ‚Du fragst noch, Gföller?‘ begann sie dann mit großem Schmerze und großer Bitterkeit. ‚Siehst du nicht, daß es so nicht weitergehen

kann? Verkaufen muß ich Haus und Hof, verkaufen den Bergrichterhof. Sind eh Leut genug, die ein Heim haben möchten. Gföller, wer Hof und Heim nicht bewahrt, der geht zugrunde mit beiden.'

Der Gföller stand wie festgewurzelt.

‚Und so wird's noch vielen gehen. Tu dein Aug auf. Beim Platter sind zwei Knechte weg, beim Bauerschafter alle, beim Moosmair einer . . . Schau um und sag, ob's nicht vielen so gehen wird. Und du — auf den die Leut warten — du weichst ihnen aus, du kümmerst dich nicht und bleibst auf Grueben. Freilich, an dich ist die Reihe noch nicht gekommen. Und die Dirnen — helf Gott — in diesen unsicheren Zeiten treibt sich allerhand Gesindel umher in Wiesen und Wäldern. Gföller, hast du kein Aug und kein Ohr? Geh! Geh heim!' Und spottend fügte sie hinzu: ‚Grueber, laß mir das Beil da, ich weiß einen, der's führen kann, den Duregg in der Klamm. Du nimm die Sichel und geh ins Korn. Die Ähren wehren sich nicht, Gföller . . .'

Aufhorchte der Eisenschwögler, als er des Dureggers Namen hörte.

‚Meinst du den Duregg auf der Klamm, den Pächter?'

‚Ja, Gföller, eben den.'

‚Ich hab' vernommen, daß ihm die Lage der Bauern ans Herz greift. Ist er bei dir gewesen, Maireggerin?'

‚Nein, Gföller!'

Wieder dachte der Grueber nach und stützte sich auf die Hacke.

‚Maireggerin,' hub er an, ‚Maireggerin, du sollst den Bergrichterhof nicht verkaufen.'

Die Richterin lachte spöttisch.

‚Nicht verkaufen!' redete er weiter, ohne sich um den Spott der Bäuerin zu kümmern. ‚Und kein Bauer soll Haus und Hof verlieren!'

‚Du hast leicht reden, Eisenschwögler,' erwiderte die Richterin ungläubig.

Da brauste der Eisenschwögler auf, und es erschien die knotigblaue Ader an seiner Stirne und mündete wie ein Blutstrom in die breite Narbe. Die Hacke grub sich tief in den Ackerboden.

Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, talaus. Die Maireggerin legte die Sichel ins Feld, schritt zur Kapelle und betete für das Wohl des Ahrntales.

VI.

Nach Feierabend desselbigen Tages ließ der Eisenschwögler seine Brüder, die Gföller, zu sich kommen. Ein spärliches Talglicht brannte auf einem Fensterbalken. Die Läden waren geschlossen. Düster und groß schien die Stube in der kärglichen Beleuchtung. An den Wänden hingen Hacken, Beile, Sensen, Sicheln und andere Ackergerätschaften, Erdseile und lederne Schnüre, so man Sommers zum Heutragen verwendet. Auch war zu sehen ein Bild des guten Hirten, aus dessen Herzen ein Blitz auf einen mißgestalten Drachen fährt. Die Leisten und Kanten der gezimmerten Stube waren grün und rot gestrichen. Die Gföller saßen um den niedern, breitblattigen Tisch. Bisweilen redeten sie laut und erregt, dann gedämpft und steckten die Köpfe zusammen. Also war ihre Rede gleich dem Gang eines Baches, der über Steine rollt, im Wirbel aufzischt, in einem Tümpel verweilt, tief und still wird. Ein ewiger Wechselwind aber trägt sein Rauschen dahin und dorthin, und es erklingt bald nah, als flöge ein Habicht am Ohr vorbei, bald ferner, bald gar nicht mehr, daß der Wanderer den Kopf schüttelt über sotanes rätselhaftes Wirken in der Natur.

‚Man soll also den anderen Bauern nichts sagen, Thoman?‘ fragte der Niederhofer.

‚Nein, Peter. Wenn das Unterfangen unselig ausgeht, möchten wir die Schuld an vielem Elend haben, und der Zorn der Landsleute wird auf uns fallen. Ihr wißt, wie's zu Kasern gewesen ist. Der Chrysostomus Ramblmayr ist tot. Nun stehe Gott davor, daß ich annoch andere in Not und Bedrängnis zwinge . . .‘

‚Und uns?‘ sprach der Neuhauser dazwischen. Da wurde der Grueber verlegen. Als sie seine Ratlosigkeit sahen, lachten sie laut, und der Schönbichler rief mit dröhnender Stimme:

‚Potz Blitz! So war's nicht gemeint. Wir Gföller seind ein einiger Stamm und Wuchs. Hab keine Angst, daß wir uns verkriechen wie Mäuse auf der Tenne ins Korn, wenn's Dreschen anhebt. Wir heben nicht Anklage gegen dich, wenn uns bös Geschick überkommt. Was du tust, tun wir alle und seind so wie ein Mann in Seel und Leib, haben aber die Fäust von vielen. Das ist ein Meisterstück, wie's nimmer beschaffen wird, wo viel Köpf und viel Sinn seind.‘

Daraufhin sagte der Eisenschwögler nichts mehr. Dieser Gedanke ward nimmer berührt. Doch fortan sprach der Grueber mit mehr Sicherheit.

‚Wir seind unser sieben Brüder, und der Knechte und Knappen seind über vierzig,‘ begann Wast vom Ort und trommelte mit der Faust auf den Tisch. Sein Auge bestrich herausfordernd die anderen Gföller. Als aber die über solcherlei Rede die Achseln zuckten, ward es der Ortner zufrieden und schmunzelte vergnügt.

‚Meinst, Wast,‘ sagte der Niederhofer mit leisem Spott, ‚man muß das auch noch in langer Rede auseinandersetzen wie vorhin der Schönbichler?‘

‚Des möchte doch bedacht sein,‘ entgegnete der Eisenschwögler nach einer Weile.

‚Kotz Leichnam,‘ fluchte Melcher von Innerbach, ‚meinetwegen fünfzehn Burschen übernehm ich! Ich hab’ eine Sense daheim, die macht ein Schrot, daß ein Fuder Heu drauf stehn kann. So eine Bergmahd und fumfzehn Knappen und Knechte mit Spießen und allerhand Spielzeug ...‘

Da schlug der Ortner dem Innerbacher mit der flachen Hand auf den Nacken, daß es klatschte. Der Melcher schüttelte sich ein wenig, blinzelte den Ortner an und sagte: ‚Wast, das ist ein gefügter Lärchstamm. Da mag ein Eisenkeil drein.‘

‚Hat alles seine Art,‘ sagte der Hoferhauser bedächtig. ‚Hat alles seine Art bei den Gföllern. Ich hab’ einen jungen Bullen im Stall. Der hat Füße wie ein junger Lärchstamm und einen Nacken, darauf man möcht einen Mühlstein tanzen sehen. Ein Zuchtstier, nach dem Küh und Bauern gleicherweis verlangen. Rennt mir mein Bulle ohngefähr über den Gatter hinter das Futterhaus, allwo ein Berg Dachbretter aufgeschichtet ist. Recht wie im Übermut fährt er drauf los ... Rumpl und Krach ... Über und Über ... Die Lärchenbretter herab, und mein Bulle liegt drunter und kommt nimmer los. ’s waren nur Dachbretter, davon ein zehnjähriger Bub ein Dutzend tragen kann. Ich grab meinen Stier aus. Der geht und läßt den Kopf hangen. Ich lache laut, schlag ihm auf den Rücken, schämte sich mein Bulle und rennt in den Stall.‘

Gespannt horchten ihm die andern Gföller zu und schwiegen eine Weile. Da stand der Eisenschwögler auf, ging hinter den Ofen und legte seine Axt, die er bislang verborgen gehalten hatte, auf den Tisch. Jeder der Gföller wog sie in seiner Hand, prüft die Schärfe, erhob sich, schwang sie einige Male in der Luft und gab sie stillschweigend dem nächsten.

‚Thoman, gib mir die Axt!‘ sagte der Melcher zu Innerbach.

‚Du hast ja eine Sense,‘ lachte der Eisenschwögler.

‚Dann schlag deinen Wald selber!‘ grollte Melcher und warf sich auf die Ofenbank, daß sie in Fug und Niet krachte.

‚Melcher,‘ sagte Stanis von Schönbichl, ‚Melcher, die Hacke ist zum Tannen niederhauen, die Sense zum Grashalme mähen. Möcht mancher gern tauschen.‘

‚Also wohl, also wohl!‘ entgegnete der Melcher geärgert.

‚Wieviel gehn auf das Beil?‘ fragte Stanis und strich sich den rotbraunen Vollbart.

‚Wieviel, Thoman?‘ forschte der Neuhauser und blickte den Eisenschwögler mit scharfem Aug an. Der Neuhauser war ein guter Schütze.

‚So Gott will, keiner — so Gott will, alle!‘ sagte der Eisenschwögler und legte die Axt auf den Ofen.

‚Grueber,‘ begann der Peter vom Niederhof, ‚ich versteh dich nur halb.‘

‚Thoman, und ich ganz,‘ spottete der Melcher. ‚Möcht leicht die Axt schon beim ersten Stamm brechen, dann bleiben die andern stehen. Da ist mir meine Sense schon lieber. Fällt der erste Grashalm, fallen auch schon hundert — auf einen Streich, Thoman. Stanis, möcht mancher gern tauschen.‘

‚Hört auf mit solchem Zank!‘ ärgerte sich der Hoferhauser. ‚Grueber, ich weiß, wie du's meinst. Will's Gott, daß Blut rinnen muß, dann mag's sein; aber verhüten — geb's Gott!‘

‚Die Rede ist gut,‘ sagten Stanis und Anton nach einer Pause.

Wast und Peter gingen zum Melcher hinüber und redeten.

‚Gföller!‘ brauste jetzund der Eisenschwögler auf. ‚Gföller, es soll keine Zwietracht sein unter uns. Harte Schädel haben wir alle. Das ist Grueber Art. Und möcht jeder für sich den Stier niederringen und dem andern kein Wort sagen. 's kommt keiner zu kurz, Grueberische! Zum Tisch her, sag ich, und keiner soll nimmer lang absonderlich stehen . . .‘ Und wieder erschien die knotigblaue Ader an der Stirn des Eisenschwöglers und mündete wie ein Blutstrom in die breite Narbenfurche.

‚Grueber!‘ sprang der Melcher auf, ‚so seind wir nicht. Hand her!‘ Und er schüttelte dem Grueber derb die Rechte. Dann schaute er zu Wast und Peter, und da diese verlegen zögerten heranzukommen, rief er ihnen hinüber: ‚Herzu!‘ Sie kamen langsam und reichten dem Eisenschwögler die Hand. ‚Braucht's nit!‘ sagte der Grueber rauh und blickte sie dankbar an. ‚Braucht's nit!‘ sagte er noch einmal. ‚'s hat mich der Zorn übernommen.‘ Peter und Wast

setzten sich wieder an den Tisch, und der Zwischenfall war vergessen. Recht als ein Feuer auf weiter Bergmahd, das Rauch ausprustet, den Augen schmerzlich und beizend, dann aber kommt ein Gletscherwind den Berg herab und bläst den Rauch auseinander, und das Feuer brennt wieder in reiner Glut, und es kommen heran die Mähder, setzen sich und freuen sich der Wärme. Denn Frühreif ist gefallen gen Abend, und also eine Kälte erstanden hoch droben in den Bergwiesen, wiewohl es Sommer im Tal ist.

Und als die Mitternachtsstunde vom Tal herauf schlug, hatten sie den Plan festgelegt.

‚Gföller,‘ sagte der Eisenschwögler und stand auf, ‚ist's euch recht so? Wenn einer noch Wort und Ansicht zu sagen hat, sag er's. Sonst bleibt's.‘

Keiner hatte mehr etwas vorzubringen, denn keinem waren etwan Zweifel und Bedenken aufgestiegen.

Schon hatten sich alle erhoben, da war ungestüm an das Fenster gepocht. Sie blickten sich an, was das bedeuten möchte. Dann ging der Eisenschwögler hinaus und öffnete das Tor.

‚Wer ist's?‘ fragte er hinaustretend.

‚Gott Gruß, Gföller. Ich bin's, der Peter Duregger.‘

Sie traten in die Stube. Die Gföller blickten ihn erstaunt an, fragten aber nicht.

‚Alle auf Heimgarten heunt, die ganze Grueberische Sippe?‘ sprach der Duregger und schleuderte den Hut in einen Winkel. Er war bestaubt und müde. Er warf sich auf eine Bank und bat um einen Schluck Wasser. Melcher schob ihm den Steinkrug zu: ‚Trink!‘ Der Duregger trank, blieb eine Weile nachdenklich sitzen und sagte, rasch auf den Eisenschwögler blickend: ‚Grueber, was ist's?‘ Da er keine Antwort erhielt, begann er wieder: ‚Ich will's sagen, die Herren halten ihr Wort nicht. Sind nur noch zwei Tage.‘

‚Daran hab ich nie geglaubt, Duregg, das ist nichts Neues,‘ wich der Eisenschwögler aus.

‚Die Lutherischen bleiben im Tal,‘ bemerkte der Pächter.

‚Bis übermorgen, Duregg ...‘ sagte der Grueber rasch und brach ab.

Da horchte der Duregger auf, sein ganzer Leib straffte sich, und lauernd sein Aug auf die Gföller heftend, fragte er überstürzt: ‚Grueber, wie, hab ich recht verstanden? Bis übermorgen sagst?‘

Als er keine Antwort erhielt und die plötzlich verschlossenen wie aus Stein gehauenen Züge der Gföller sah, kicherte er leise, denn er vermeinte, der Eisenschwögler habe sich verraten.

‚Duregg, warum lachst du?' fragte der Melcher trotzig.

‚Wirf den Mantel ab!' entgegnete der Duregg keck. ‚Gföller, ich sag's, dieweilen das Versteckenspielen nicht taugt. Schaut her', und er wies ihnen die Schrift, die ihm heute zu Prettau gegeben ward. ‚Da! Kann niemand lesen?'

Aber der Innerbacher konnte ein wenig lesen. Er nahm den Brief, legte ihn auf den Tisch, stellte das Talglicht daneben, setzte sich und begann zu buchstabieren. Die andern standen um den Tisch und starrten auf das Pergament. Der Duregger blieb im Dunkel und beobachtete die Mienen des Melcher von Innerbach. Plötzlich schlug dieser mit der Faust auf den Tisch, daß das Talglicht umfiel, packte den ihm Zunächststehenden am Arm, den Eisenschwögler, und sagte mit heiserer Stimme: ‚Zeit ist's!'

Aus dem Dunkel der Stube klang ein Lachen. Die Gföller achteten es nicht.

‚Zeit ist's!' schrie der Melcher noch einmal. ‚Recht haben wir beraten und . . . die Schufte . . .' und die Grueberischen wegdrängend, faßte er den Duregger an der Schulter: ‚Duregg, haben sie dir das geschrieben? Und du hast ihnen die Antwort gegeben?'

Der Duregger machte sich frei und sagte: ‚Nach Prettau haben sie mich berufen am heuntigen Tag und mir dies Schreiben gegeben, daß ich's den Pächtern vorweise, die für die Sache der Herren einstehen würden . . .'

‚Melcher,' unterbrach der Eisenschwögler den Duregger, ‚was enthält das Schreiben?'

Und der Innerbacher erzählte den Inhalt.

Da knirschten die Gföller mit den Zähnen. Zu Grueben auf Gföll waren nächtens gefallen die Würfel der Herren und Knappen. Und die am Spiel saßen, waren stumm und ihre Gesichter ernst.

‚Was werden wir tun?' begann der Duregger nach einer Weile.

‚Hand her, bist du kein Schuft,' erwiderte ihm der Eisenschwögler.

Da schwur der Duregger, daß er ein Todfeind der Herren sei. ‚Aber was werden wir tun?' fragte er abermals und fuhr fort: ‚Daraus ist die Treulosigkeit der Herren zu ersehen. Und männiglich mag erkennen, was dem Ahrntale droht. Es ist deshalb notwendig, daß alle Bauern zusammenstehen. Von den Pächtern weiß niemand dies Schreiben. Doch stehn sie alle auf meiner Seiten. Des bin ich sicher. Gföller, hast du keinen Plan? Die Bauern wissen nicht, was sie tun sollen. Oder ist dir die gute Sache gleichgültig geworden?

Du verkriechst dich in deinen Bau wie ein Fuchs. Gleich einem Geizhals bist du geworden, der sich die Ohren zustopft, wenn ein Bettler kommt, um sein Jammern und Bitten nicht zu hören und ihm zu sagen, du seiest taub. Gföller, was ist's?'

Also redete der Duregger schlau, um die Pläne der Grueberischen zu erfahren. Denn daß sie heut wichtigen Rates gepflogen hatten für den zehnten Tag, das wußte er jetzt.

‚Hab keine Angst, Duregg; es geschieht, wie's sein muß!' entgegnete ihm kurz der Grueber.

‚Zum Teufel!' fluchte der Pächter, ‚bin ich ein Weib oder ein Schuft?'

‚Du brauchst keins von beiden zu sein, Duregg,' sagte Wast von Ort.

‚Und das ist nichts, daß ich euch eingeweiht hab in die Pläne der Herren, han Gföller?' zischte er zornig zwischen den Zähnen hervor.

‚Duregg,' sagte ihm der Hoferhauser, ‚das ist so. Laß deinen Erdgratten rollen über die Leiten am Seil, geht er hinab bis zur Furche. Gibst ihm noch einen Stoß, geht er schneller hinab. Aber er kommt auch ohne den Stoß an sein Ziel, nur nicht also rasch.'

Über diese Antwort dachte der Duregger eine Weile nach und verstand ihren Sinn. Darauf sagte er: ‚Gut! Dann hab ich auch ein Verdienst. Wissen die Bauern, was sie tun sollen?'

‚Die brauchen und sollen nichts wissen,' erwiderte der Eisenschwögler ernst und mit Nachdruck. ‚Wir Gföller genügen.'

‚Die Bauern nichts?' erstaunte der Duregger. Und ungläubig schüttelte er den Kopf: ‚Ihr Gföller allein?'

‚Wir Gföller allein,' sprachen Stanis und Anton zugleich. —

‚Allein?' wiederholte der Duregger traurig. Aber am liebsten hätte er laut aufgejubelt. Denn nun war er sicher, daß seine Sache gut ginge. Daß die Bauern von allem nichts wissen sollten, war ihm lieb, wenn nur die Gföller dabei waren.

‚Hast du den Brief vorgezeigt, Duregg?'

‚Niemand als euch, Eisenschwögler,' beteuerte der Duregger.

‚Dann ist's gut', sprach der Grueber und atmete auf.

‚Aber allein — allein . . . Gföller, bedenkt doch!' rief der Pächter und tat erschrocken. Aber die Gföller lachten. Da erkannte der Duregger, daß er anderswie reden müßte, um hinter ihre Pläne zu kommen. Und sich an die Wand zurücklehnend, hob er ein Knie, umfaßte es mit den Händen und begann gleichgültig: ‚Dieweilen der Eisenschwögler sich um nichts gekümmert hat, seit dem Bluttag zu

Kasern, hab ich mein Aug offen gehalten und meine Hand gerührt und — Gföller ich sag's, weilen ich euch als redliche Männer kenne — und hab eine Schar handfester Leute um mich gesammelt, die mir ergeben seind. In Klausen haben wir uns etlichemale besprochen —' die Gföller lauschten gespannt — ‚und sind bereit, falls die Herren einen Schlag gegen uns führen sollten. Ich hab's auf eigene Faust getan, alldieweilen die Pächter nicht zurückstehen sollen vor den erbgesessenen Bauern, und weil's uns nahe geht, wenn ein Pächter nach dem andern einem Lutherischen weichen muß. Das weißt du selber, Eisenschwögler . . .'

‚In Klausen Zusammenkünfte?' unterbrach ihn der Grueber.

‚'s Gerücht ist gegangen im Tal um; ich weiß es,' sprach der Duregger achselzuckend.

‚Pächter seind bei dir? Und wer noch?' forschte der Gföller.

‚Knechte und sonst handfeste Burschen, Eisenschwögler.'

‚Die Knechte vom Platter auch, Duregg?' forschte der Grueber weiter.

‚Du bist gut unterrichtet. Die Knechte vom Platter auch.'

‚Und die vom Bergrichterhof?'

‚Die vom Bergrichterhof auch.'

‚Und die vom Bauerschafter und Moosmair seind auch bei dir, Duregg?'

‚Seind auch bei mir, Gföller. Wackere Gesellen.'

Als der Duregger sah, daß der Eisenschwögler scharf auf ihn blickte, ward es ihm unfroh und es reute ihn, dies gesagt zu haben. Er glaubte, unvorsichtig gewesen zu sein, dieweilen er die Gföller vertrauensselig machen wollte. Er biß die Zähne aufeinander und dachte nach, wie er sich ausbessern sollte. Denn im Laufe des Menschenlebens ist es zu erkennen, daß der Böse dem Guten gegenüber sich oftmalen verrät, indem er ihn für sich gewinnen will.

Der Eisenschwögler trat an den Duregger heran und sagte mit schwerfälliger Stimme, als möchte er nicht hören, was er sagte, und das er doch sagen mußte, weil solcherlei Worte wie das Blut sind, das vom Herzen kommt und in alle Äderchen hinausrinnt, damit der Mensch nicht ersticke —: ‚Duregg, deine Leute gefallen mir nicht!'

‚Gefallen mir nicht!' sagten die Gföller fast gleichzeitig.

Der Duregger duckte sich bei diesen Worten, die so eintönig klangen, als wären sie an niemand gerichtet, gingen aber doch unzählige Menschen etwas an.

Eine längere Pause trat ein. Der Brief lag, von Melchers Faust zerknittert, auf dem Tische. Das Talglicht brannte trüb und flackernd. Die Schatten der Männer liefen über den Oberboden, knickten plötzlich an den Wänden ab und hingen wie schwarze, faltenlose Mäntel daran; oder sie reckten sich über den Boden, kreuzten sich, gingen nebeneinander, krochen unter die Bänke, sprangen auf und brachen ab. Je nachdem die Männer saßen oder standen und das Licht auf sie fiel. So war ein großes Gewirre in der Stube und ein Knäueln, und wenn einer sich bewegte, oder zwei, oder gar alle, dann war ein Huschen und Quirlen an allen Ecken und Enden. Alles fiel durcheinander, kochte unter, sprang auf, bäumte sich und zerbrach. Nie ward eine so eigene Bewegung gesehen, plump und schwer, rasend durcheinander wirbelnd und ohne Laut und Geräusch, als dazumalen in der großen Stuben auf Grueben, da die Männer wieder zu reden anhuben und nun auch ihre Stimmen durcheinander fielen — ganz den Schatten vergleichbar und ihrem tollen Spiel an Wänden und Boden. Trüb brannte das Talglicht und unruhig im Gewirre der Schatten und Stimmen.

Deine Leute gefallen mir nicht!

Und es zeigten sich Fäuste an den Wänden, die sich erhoben, und Arme fuhren ineinander. Denn die Gföller sprachen erregt mit dem Duregger, und ihr Gemüt war voll Unruhe. Allmählich legte sich der Aufruhr.

‚Gföller,' hub der Duregger wieder an, ‚meine Leute stehn für ihre Sache ein. Wenn die Bauern ihre Scholle nimmer verteidigen wollen, so tun es die Knechte. Des sollen ihnen die Bauern Dank wissen, statt sie zu schmähen. Eisenschwögler, du bist ein gerader Mann, tu mir und meinen Getreuen kein Unrecht an.'

‚Duregg,' erwiderte der Grueber, und seine Worte waren gleich wuchtigen Hammerschlägen. ‚Duregg, daß du siehst, daß ich dir nimmer mißtrau und ich eine Ruhe hab in Herz und Sinn, so sag auf Treu und Handschlag, daß du kein Trug und Lug mahlst. Deine Hand muß rein sein. Ich kenne drei Sprüchlein, die mir der Schmied in der Au dieser Tage eingeschweißt hat in mein Herz. Und wenn ich zuerst dir vertrauen soll, dann magst du wissen, daß wir Gföller am zehnten Tag vor Morgengrauen in Kasern sein werden und das Nest ausheben, ehevor die Brut groß wird. Niemand soll's wissen. Duregg, jetzt schwör!'

Da ward schlecht gelohnt des Eisenschwöglers gerader Sinn. Und den Männern von Gföll saß kein Mann gegenüber, sondern ein Schalk.

Und abermals schwor der Duregger, er sei ein Todfeind der Herren. Und während er den Namen des großen Gottes anrief, lachte er im Herzen und freute sich baß, daß er den Grueber überlistet. Nun war er zufrieden. Die Gföller aber verschlossen von da ab ihre Seele.

‚Ich will euch mit meinen Knechten zuhilfe kommen‘, sagte der von Duregg.

Aber die Gföller verneinten stumm. Sie sahen mit einem langen, traurigen Blick auf den Eisenschwögler, als wollten sie sagen: Thoman, warum warst du also offen? —

‚Ich halt mich verborgen‘, fuhr er fort, brach aber plötzlich ab und schwieg.

‚Duregg, red weiter!‘ sprach Anton von Neuhaus zornig.

‚Red weiter; wo bist du verborgen?‘ fragte der Schönbichler desgleichen, da der Duregger schwieg. Da legte der Hoferhauser den Finger an den Mund, daß es nur die Gföller sahen. Aber der Duregger war schlau und erkannte, daß es nicht gut sei, weiter zu reden.

Damals nun stand der Eisenschwögler auf und wieder erschien die knotig-blaue Ader an der Stirn und mündete wie ein Blutstrom in die breite Narbenfurche. Er mühte sich, die Worte von den Lippen zu schütteln, als wären es lastende Steine.

‚Duregg, geh heim! Tu, was du willst! Gemeinsame Sache mit uns wirst du nicht machen! Ist dein Name genannt, soll man ihn anders aussprechen als den Grueberischen, wenn alles vorüber ist. Du weißt, was wir tun. Was du tust, wissen wir nicht. Duregg, geh heim. Gram seind wir uns heunt annoch nicht. Gebe Gott, daß du's verhinderst. Ich weiß einen Spruch:

Schwarz wie die Hölle —
Menschen zu Leid
Gott zu Kreuz
Der mich führt
Ein Schlüssel zur Hölle.

Duregg grab den in dein Gewaffen! Und ich weiß noch einen:

Rein wie Feuer
Menschen zu Schutz
Gott zur Ehr
Der mich führt
Zu Richtbeil oder zu Wehr.

Duregg grab den in dein Gewaffen! Und ich weiß noch einen dritten:

Aus der Erde gewachsen
Mit dem Pflug
Schütz ich diesen
Vor Lug und Trug.

Duregg grab den in dein Gewaffen. Jetzt versteh ich die Sprüche. Geh!'

Der Eisenschwögler schwieg, schüttelte den Kopf, ließ ihn auf die Brust fallen und hielt die Fäuste geballt.

„Heimgehen, Duregg!' sagten die Gföller. Und es war in der Stube, wie wenn ein Eisblock drohend und Frost hauchend hineinhinge.

Der Duregger stand auf und ging, ohne ein Wort zu sagen. Als er über den Gföllberg hinabstieg und weiter vom Gruеberhof wegkam, ward ihm wohler und leichter ums Herz: Ich halt mich verborgen in den Wäldern oberhalb Kasern, und wenn die Gföller mit den Herren und Knappen sich raufen und balgen, dann drauf auf die Herren! Und niedergestochen und erschlagen! Kein Mensch weiß im Tumult, um was es sich handelt bei mir und bei den Gföllern! Die Gföller werden ihren Plan nicht ändern, des bin ich sicher. — Und er ging mit hurtigen Schritten.

Also geschieht es oft im Leben des Menschen, daß man den Bösen nicht als Bösen erkennen mag, um ihm kein Unrecht anzutun.

Als der Duregger weg war, löschte der Eisenschwögler das Licht und öffnete die Fensterläden. Draußen begann es zu tagen. Der Schwarzenstein und der Löffler waren von der Morgensonne bestrahlt. Laut rauschten der Rohrbach und Trippach herüber. Die Gföller berieten noch im Morgengrauen, wie man das Unternehmen vor den Bauern verberge. Denn sie wollten allein alles Unglück auf sich nehmen, das Glück doch mit dem ganzen Tal teilen. Dann schritt der Eisenschwögler zu Tal und teilte dem Siman Bacher den Plan mit. Die andern Gföller verließen Grueben, eilten jeder auf seinen Hof und begannen alsogleich mit der Arbeit. Nur Wast und Melcher gingen mit dem Grueber hinab, da der Wast zu Ort auf dem Rohrberg und der Melcher zu Innerbach auf dem Brunnberg hauste.

(Schluß folgt.)

Woher die deutschfeindliche Stimmung in den Vereinigten Staaten?

Von Johannes Mattern, Baltimore

Wo immer von deutscher Seite die gegenwärtige deutschfeindliche Stimmung der Nordamerikaner behandelt wird, fragt man natürlich nach ihrer Ursache.

Daß England sich durch Leute wie Lord Northcliffe und andere seit mehr als einem Jahrzehnt den tonangebenden Teil der amerikanischen Presse finanziell und moralisch zu Diensten gemacht hat, ist bekannt. Daß dieser Teil der amerikanischen Presse wirklich unter englischer Kontrolle gestanden hat, ist bewiesen durch die Tatsache, daß die Neuyorker ‚Associated Preß‘ vor dem Kriege nicht einmal ihren eigenen Berichterstatter in Berlin hatte. Sie war also gezwungen, oder richtiger gesagt, willens, sich von London aus bedienen zu lassen und ihren Lesern alle Nachrichten über Deutschland in Londoner Färbung aufzutischen.

Am 31. Juli 1914 verkündete diese Presse, und der Rest der amerikanischen Zeitungen echote es nach, daß das Schicksal Europas in des Kaisers Hand liege. Einige Tage später hieß es, Deutschland habe die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens vernichtet. Dann kam es wie Keulenschläge: ‚Deutschland erklärt Krieg an Rußland! Deutschland erklärt Krieg an Frankreich! Deutschland fällt in Belgien ein! Deutschland besetzt Luxemburg! Deutschland verletzt die Neutralität der Schweiz und Hollands!‘ Und als am 4. August England Deutschland den Fehdehandschuh zuwarf, konnte man allenthalben lesen, daß Deutschland selbst England den Krieg aufgezwungen habe. Der österreichisch-serbische Streitfall wurde geflissentlich in den Hintergrund gedrängt. Im Vordergrund stand Deutschland, das der ganzen Welt den Krieg erklärte! Den Kaiser ‚hatte der Größenwahn gepackt‘! Er war zum Verbrecher geworden an seinem Volke, das er in den sicheren Untergang gestürzt! Man war empört, man war außer sich über die ‚wahnwitzige‘ Tat dieses ‚ruchlosen Friedensstörers‘!

Zweifel an den Tatsachen konnten nicht aufkommen. Londons Berichte wurden ja von Berlin nicht bestritten. Berlin schwieg (selbstredend; die deutschen Kabel waren ja durchschnitten), und Schweigen war soviel wie Eingeständnis. Diese moralische Entrüstung fand weitere Nahrung in der bald folgenden Stockung von Handel und Gewerbe und in der drohenden Krise der Hochfinanz. Dann kamen die haarsträubenden Berichte über die erlogenen Greueltaten der deutschen ‚Hunnen‘ oder ‚Neo-Vandalen‘ in Belgien, die einen unbändigen Sturm der Wut in der gesamten nordamerikanischen Presse hervorriefen. Was bis dahin noch mit Verachtung von der wahnsinnigen Eroberungslust des ‚Irrsinnigen von Potsdam‘ und der ihn beherrschenden Kriegspartei geredet, erging sich jetzt in entrüsteten Verwünschungen gegen die ‚ehrlosen Weiberschänder, die blutdürstigen Meuchelmörder‘ und dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr.

Was Wunder, daß eine solche Taktik und eine solche Sprache die beabsichtigte Wirkung ausübte auf den Durchschnittsamerikaner, der vom Deutschtum leider nicht mehr kennt als die ‚rauhe Schale'! Die Wirkung auf die große Masse war in der Tat tragisch, aber sie war zu erwarten. Sie sollte daher für uns Deutschamerikaner wenigstens einigermaßen verständlich sein. Nicht so leicht aber läßt sich auch für uns erklären, daß selbst die leitenden Geister sich fast ausnahmslos und widerstandslos ins gleiche Schlepptau haben nehmen lassen. Was aber uns hier in Amerika nicht einmal ganz verständlich, zum Teil selbst uns schwer zu erklären ist, das erscheint nicht mit Unrecht unsern Brüdern und Schwestern im alten Vaterland als etwas Unbegreifliches, ja geradezu Unmögliches.

Zwar hatten in der Zwischenzeit der deutsche Nachrichtendienst und die deutsche Aufklärung begonnen; auch hatten wir Deutschamerikaner energische Mittel ergriffen, um dem Unheil zu steuern, aber zu spät. Das Unglück war geschehen, dank Englands weitsichtiger, langjähriger ‚Fürsorge' und tatkräftiger Ausnützung der durch die Durchschneidung des deutschen Kabels geschaffenen ‚günstigen' Verhältnisse. Das deutsche Weißbuch erschien; es wurde gewogen und ‚zu leicht' befunden. Ja, man fand, daß in ihm Deutschland sich selbst sein Urteil gesprochen. Alle Proteste waren nicht nur wirkungslos, sondern hatten sogar zur Folge, jeden zu verdächtigen, der es wagte, Deutschlands Sache zu verteidigen. Man protestierte gegen unsere Proteste.

Aus Universitätskreisen wurde mir das Buch ‚Germany and England' des Herrn Cramb als ein ‚großartiges' Buch empfohlen, als ein Buch, das mir die Augen öffnen werde. Cramb war Professor der neueren Geschichte am Queens College in London und starb 1913. Kurz vorher gab er einen Zyklus von Vorlesungen heraus über Deutschland und England; bald nach seinem Tode, aber noch vor Ausbruch des Krieges, erschienen diese Vorlesungen in Buchform. Im Vorwort zu dieser Auflage wird ausdrücklich erklärt, daß Cramb seine Vorlesungen nicht niedergeschrieben hat. ‚Er trug vor,' so hieß es, ‚ohne Notizen zu haben, und er wich weit ab von dem Syllabus, den er ausgegeben hatte. Was hier gedruckt steht, ist zusammengestellt worden aus seiner eigenen bruchweisen Wiederherstellung, aus zerstreuten Andeutungen in seinen Notizbüchern und aus ausführlichen Notizen, die seine Zuhörer gemacht haben.' Diese für Geschichte und Wert des Buches so bedeutsamen Angaben sind in einer seit Beginn des Krieges erschienenen zweiten Auflage geflissentlich unterdrückt worden. Der Grund dafür liegt klar auf der Hand und bedarf keiner weiteren Erklärung.

In der Einleitung zur 1. Vorlesung bestreitet Cramb irgendwelche Absicht, ‚zwischen Engländern und Deutschen feindliche Stimmung hervorzurufen und zu nähren'; sein Zweck sei, ‚die Lage zu sehen, wie sie wirklich ist'. Und was ist es denn, was er sieht oder zu sehen glaubt? Lassen wir ihn selbst sprechen: ‚Ich überschaue jetzt, im Februar 1913, die Energie,

die einzig dastehende, hingebende Zweckmäßigkeit, von der ganz Deutschland durchglüht ist, seine vorwärtsstrebenden Anstrengungen, sein inneres Leben, sein Heer, seine Flotte. Mir scheint, als höre ich wieder das Dröhnen der Kriegsscharen Alarichs.' — Und weiter schaut er, was schon Lord Salisbury und Lord Roberts vorausgesehen, ‚den Fortschritt Deutschlands vom Kieler Kanal bis zu den Batterien und Dreadnoughts in der Nordsee, die bereits jetzt den ersten Konflikt zwischen England und Deutschland darstellen, ob wir sie nun als solche betrachten oder nicht'. Wieder hört er Lord Salisburys Appell an die Engländer, ‚sich zu wappnen für den Krieg, der jede Stunde über sie hereinbrechen kann, für den Krieg, der über ihre Existenz als Nation und Rasse entscheiden wird'. Er erinnert sich wieder, wie Lord Salisbury ‚mit tiefer Bedeutung und Absicht . . . den Fall von Karthago schildert', und wie auf dem Heimweg von jener denkwürdigen Versammlung in Albert Hall im Jahre 1900 ihm die Warnung des Demosthenes an die Athener eingefallen ist: ‚Noch ist es Zeit, ihr Athener; nur einen Weg gibt es, eure Größe wiederzuerlangen oder — sterbend, würdig der Erinnerung an Marathon und Salamis, unterzugehen! Noch habt ihr es in eurer Gewalt. Der Weg ist dieser: Hört auf, eure Heere zu mieten! Geht selbst, ein jeder von euch, und füllet die Reihen! Dann wird der Sieg mit seinem Ruhm euer warten, oder wenn ihr untergeht, werdet ihr fallen in Ehren und würdig eurer Vergangenheit.' — Wieder hört er, wie Lord Roberts mit gleichem Eifer Salisburys Warnung an England wiederholt: ‚Reißt euch los von eurer Lethargie! Höret auf, eure Soldaten zu mieten! Wappnet euch und füllet die Reihen, wie es Engländern ziemt!'

Zu Crambs tiefem Bedauern haben weder Salisburys noch Roberts Alarmrufe vermocht, die Krämer hinter ihren Theken hervorzulocken, um die Ladenschürze mit des Königs Rock zu vertauschen. Aber was seine beiden Vorgänger nicht erreicht haben, das will Cramb zustande bringen. Daher seine maßlosen Übertreibungen in der Schilderung deutscher Verhältnisse, daher das sinnlose Zerrbild, wie er es von dem deutschen Streben nach Weltmachtstellung entwirft, das in seiner tendenziösen Darstellung zu Weltherrschaftsgelüsten wird. Geschickt weiß er seinen Halluzinationen einen Schein von Beweis zu geben durch aus dem Zusammenhang gerissene Zitate aus Clausewitz, Treitschke, Nietzsche und Bernhardi. Noch geschickter weiß er diese vier hinzustellen als die offiziellen Organe der deutschen Regierung und als die Vertreter der Stimmung des ganzen deutschen Volkes. Von Bernhardis ‚Deutschland und der nächste Krieg' behauptet er: „. . . Das Interesse an dem Buche hat seinen Ursprung in der Tatsache, daß es eine sehr starke Strömung deutscher und vor allem preußischer Stimmung darstellt, nämlich die wachsende, entschieden anti-englische Stimmung. Es ist zwecklos, in Bernhardis Buch den Ausdruck eines krankhaften oder hitzigen Jingoismus erblicken zu wollen. Es ist keine Rhapsodie auf den Krieg. Bernhardi ist nicht der Mann, der eine außergewöhnliche Freude in

der Betrachtung des Krieges bezeigt; im Gegenteil! Aber er erkennt die dunkelsten, verborgenen Kräfte, welche das Schicksal der Nationen bestimmen. Für ihn ist dieser Krieg mit England unvermeidlich. Sein Buch ist symptomatisch, d. h. es repräsentiert die Stimmung, die Überzeugung, den feurigen Glauben von Tausenden und aber Tausenden von Deutschen — Preußen, Sachsen, Schwaben, Bayern.' Bernhardis Philosophie ist die Treitschkes und Nietzsches: Macht ist Recht! Englands Weltherrschaft steht der Schöpfung eines deutschen Weltreiches im Wege, also ‚nieder mit England!' Der Weg nach Paris und Dover geht durch Belgien, also ‚weg mit Belgien!' usw. In tendenziöser und gewissenloser Weise übersetzt er Bernhardis ‚Weltmacht oder Niedergang' als ‚Weltreich oder Untergang' und an anderer Stelle als ‚Weltherrschaft oder Untergang'.

Treitschke, so heißt es in Crambs Buch, hat die Wiedererweckung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gepredigt. ‚Ohne Unterlaß treibt er (Treitschke) seine Nation an zum Kriege mit England, zur Vernichtung der englischen Seeherrschaft. Nur auf diesem Wege kann Deutschland durchbrechen zum Pfade des Ruhmes und der Weltherrschaft, zu der hin es sich durch alle Jahrhunderte bewußt bewegt hat. Die Ottonen haben im zehnten Jahrhundert den Plan entworfen; den Hohenzollern im zwanzigsten Jahrhundert ist es beschieden, die Einzelheiten einzufüllen' . . . ‚Was immer der Traum der mittelalterlichen Kaiser, eines Friedrich II., was immer das Wunder der Welt eines Barbarossa, eines Otto I. gewesen sein mag, alles wird in den Schatten gestellt werden durch jenes Deutschland, wie es Heinrich von Treitschke, der Sucher in der Zukunft und der Grübler der Dinge, die da kommen werden, in den Grenzen seiner Phantasie erwachsen sieht.' An anderer Stelle schreibt Cramb: ‚Während Deutschland so Vorbereitungen trifft zur Gründung eines Weltreiches, ist es ebenfalls dabei, eine Weltreligion zu schaffen.' ‚Was', so fragt er, ‚soll denn schließlich Deutschlands Anteil an der Zukunft menschlichen Denkens sein?' Er legt Deutschland folgende Antwort in den Mund: ‚Es ist uns vorbehalten, in der Gedankenwelt die schaffende Rolle auf dem Gebiete der Religion wieder aufzunehmen, welche die ganze teutonische Rasse vor vierzehnhundert Jahren aufgegeben hat. Judäa und Galiläa haben ihren traurigen Einfluß auf Griechenland und Rom geltend gemacht zu einer Zeit, als Griechenland und Rom schon im Zerfall begriffen waren. . . Aber Judäa und Galiläa trafen Deutschland im Glanze und Heldentum seiner Jugend. Das deutsche Volk hat einen großen Fehler begangen im fünften Jahrhundert. Es hat Rom erobert, aber geblendet von Roms Autorität, hat es die Religion und die Kultur der Besiegten angenommen. Sein eigener religiöser Instinkt, sein angeborenes Genie für Religion, wie es sich bewiesen in seinen schöpferischen Erfolgen, ward somit aufgehalten, verkrüppelt, gefesselt. Aber da es den neuen Glauben einmal angenommen, bemühte es sich, nach demselben zu leben. . . . Mit welcher Ritterlichkeit, mit welcher Treue hat sich Deutschland nicht diesem Glauben hingegeben! Mit welcher Begeisterung

hat es nicht anfangs die Heiligkeit als sein Ideal gesucht und dann sich in die Kreuzzüge gestürzt! ... Und doch gerade im Osten, auf der Höhe der Begeisterung, fiel das äußere Gewand des Glaubens. Im Osten, wo es das Grab Christi suchte, sah es drüber hinaus das Grab Balders und über dem neuen Jerusalem die leuchtenden Wände Asgards und Walhallas. ...'

Und weiter läßt Cramb Deutschland sprechen: ‚Das 17. Jahrhundert hat Rom abgestreift, das 18. hat Galiläa selbst untergraben... Nietzsche fegt weg den Schutt von 1200 Jahren, er versucht die deutsche Phantasie zurückzuversetzen dorthin, wo sie war zu Alarichs und Theodorichs Zeiten.... Und während Deutschland im Begriffe steht, ein Weltreich zu gründen, ist es gleichzeitig an der Arbeit, eine Weltreligion zu schaffen. ... Das ist der Glaube des jungen Deutschland von 1913. ... Ihr habt gehört, daß in alten Zeiten es hieß: Selig sind die Sanftmütigen, denn ihrer ist das Himmelreich; ich aber sage euch: Selig sind die Starken, denn ihr Thron wird die Erde sein. ... Und ihr habt gehört: Selig sind die Friedfertigen; ich aber sage euch: Selig sind die Kriegerischen, denn sie werden genannt werden nicht die Kinder Jehovas, sondern die Kinder Odins, der größer ist als Jehova.'

Es ist dies die Religion der Gewalt, personifiziert in Napoleon. Zwar erkennt Cramb an, daß dieser Kampf zwischen dem Gewaltmenschen und dem Verkünder des Evangeliums der Sanftmut, kurz, wie er es nennt, der Kampf zwischen Napoleon und Christus, sich allenthalben abspielt, aber ‚einzig in Deutschland hat dieser Napoleonkult die Klarheit und Beständigkeit eines formulierten Glaubenssystems angenommen'. ... ‚Korsika hat Galiläa überwunden!'

Dieses Crambsche Machwerk ist hier in Amerika weit verbreitet, besonders in der zweiten, nach Beginn des Krieges erschienenen Ausgabe. Es wird zitiert in Wort und Schrift, und jeder Satz wird als unbestreitbares Evangelium hingenommen. Und was Wunder? Finden wir nicht Crambs Behauptungen bestätigt in des Amerikaners Roland G. Ushers Buch ‚Pan-Germanism', das Februar 1913 erschien? Usher ist Professor der Geschichte an der Washington-Universität in St. Louis. Sogleich auf der ersten Seite verkündet er in einer Weise, die keinen Widerspruch duldet, daß die Deutschen ‚kein anderes Ziel haben als die Beherrschung Europas und der ganzen Welt durch die germanische Rasse.' Zur Bekräftigung dieser seiner Entdeckung führt er in einer Fußnote eine ähnliche Ausführung von Archibald Hurd aus der ‚Fortnightly Review' 41, N. S. 785, an: ‚Für Deutschland ist eine Flotte einzig das Mittel zum Zweck, und dieser Zweck — wenn man den Alldeutschen glauben mag — ist die Vernichtung des britischen Weltreiches, die Zersetzung der französischen Republik und die Beherrschung der Welt.' Er geht noch einen Schritt weiter, indem er warnt, nicht in den Grundfehler jener Idealisten und Friedensadvokaten zu verfallen, die diesen großartigen Plan als eine Nichtwirklichkeit be-

trachten. ‚In der Tat‘, so versichert er seinen Lesern, ‚er ist schon halb erfüllt.‘ Es wird von ihm zugegeben, daß nur wenige Deutsche die vollen Einzelheiten kennen, aber die ‚ganze Nation ist nichts desto weniger angefeuert vom Geiste jener wenigen und arbeitet als Einheit nach ihren Anweisungen.‘ ‚Es ist buchstäblich wahr,‘ so schreibt er, ‚daß Deutschland bismarckisch geworden ist. Bismarcks schwerer Geist hat sich auf dasselbe herniedergelassen. Es trägt zur Schau seinen sauren, mürrischen Blick. Es hat mit seiner Größe seine Brutalität angenommen, es hat angenommen sein germanisches Kriterium der Wahrheit, seine grausame Gleichgültigkeit für Recht, seinen erhabenen Begriff vom Staat. . . . Diese Nation hat Gott verlassen in ihrer Erhöhung der germanischen Rasse.‘ Für Usher bedeutet also Pan-Germanism die Unterwerfung der ganzen Welt unter deutsche Herrschaft.

Kann denn da noch für den Amerikaner ein Zweifel bestehen an den deutschen Weltherrschaftsgelüsten? Sind nicht des Engländers Cramb Behauptungen ‚bewiesen‘ durch die des Amerikaners Usher? Zudem, besagt nicht die englische Auslegung des Liedes ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ dasselbe? Haben nicht, wie das Märchen geht, die deutschen Offiziere schon seit Jahren in intimen Kreisen mit Sehnsucht auf ‚den Tag‘ getrunken, an dem Deutschland zu dem großen Schlage ausholen wird, der die Welt erobern soll? ‚Seit einigen Jahren‘ — so beginnt Usher sein Buch — ‚wissen alle jene, die Kenntnis haben von laufenden internationalen Angelegenheiten, daß es in der deutschen Marine Brauch ist, einen Toast zu trinken „auf den Tag“.‘ — Schon ist ein amerikanischer Roman erschienen, für den die Verfasser, Charles Agnew Mac Lean und Frank Blighton, diesen sagenhaften Toast zum Titel gewählt haben (Here ’s to the Day! New-York, George H. Doran Company, 1915). General Otto von Hollweg ist in diesem Roman der Freund des amerikanischen diplomatischen Vertreters in Luxemburg, Robert Cameron, und der heimliche Verehrer der Nichte Camerons, die hoher deutscher Abstammung, aber amerikanischer Nationalität ist. Am Tage vor dem Ausbruch der deutsch-französischen Feindseligkeiten, bei Gelegenheit einer Mai-Bowle im August, zwingt von Hollweg in wenig taktvoller Weise Cameron, dessen Nichte und den ebenfalls anwesenden Fairfax Morgan, Charlottes amerikanischen Verehrer, mit ihm ‚auf den Tag‘ zu trinken. Die Phrase ‚Auf den Tag‘ wird ihm im Verlaufe des Romans noch ein weiteres halbes dutzendmal in den Mund gelegt. In den Kämpfen an der Marne von einer Kugel zu Tode getroffen, bedauert er, daß er ‚nicht leben wird, bis Deutschland seinen Platz unter der Sonne gefunden, bis seine Kolonien die Erde umzirkeln, bis seine Sprache und seine Kultur die Sprache und Kultur der Welt geworden ist. . . .‘

Georges Bourdon, der Herausgeber des Pariser ‚Figaro‘, hat während des Jahres 1913 eine Anzahl deutscher Diplomaten, Professoren, Finanzleute und andere Größen interviewt, um von ihnen zu erfahren,

was denn eigentlich Deutschlands wahre Pläne und Haltung namentlich Frankreich gegenüber seien. Er hat das Ergebnis veröffentlicht unter dem Titel ‚Das deutsche Rätsel‘ (The German Enigma . . . tr. by B. Marshall. Paris, London 1914). Am interessantesten für das Ausland ist, was er Alfred Kerr in den Mund legt. Mit verblüffender Offenheit, ja Brutalität eröffnet ihm Kerr, daß alle ihn, Bourdon, belogen, daß keiner von allen jenen, die Bourdon gesprochen, ihm die Doppelnatur der Deutschen verraten, aber er, Kerr, tut's; so läßt wenigstens Bourdon Herrn Kerr sprechen: ‚Zwei Tatsachen bestehen nebeneinander im Gemüte eines jeden Deutschen; die eine ist die Anziehung, die Frankreich auf ihn ausübt, die andere die Annahme der Kriegsidee. . . . Die Aussichten auf einen neuen Krieg versetzen niemanden in Aufregung. Sie werden unterhalten ohne Gemütsbewegung; der Profit wird berechnet, die Vernichtung Frankreichs, eine Entschädigung von 25 000 000 (soll wohl heißen: 25 000 000 000), da man sich erinnert, daß Frankreich das letztemal so schnell zahlte, und dann werden wir uns die Hände reiben. Sie lächeln, weil Sie eben das heutige Deutschland nicht kennen. Es ist eine Nation von Krämern; Liebe zum Gewinn ist die herrschende Leidenschaft; verdiene Geld, werde schnell reich, ist sein einziges Ideal. . . . Es ist kein persönlicher Streit, den wir mit euch suchen! . . . . Es sind Zinsen, Profit . . . Ganz Deutschland ist unter der Hypnose des goldenen Kalbes „Gewinn“. Diesem ist alles untergeordnet. . . . Ihr seid reich, deshalb begehren wir eure Besitzungen. Aber ich muß zugeben, daß wir mehr nach England hinüberschielen als nach euch. . . . Dies sind die vorherrschenden Tendenzen des Augenblicks. . . . Nichts kann dem Geschick der Geschichte widerstehen. Der Deutsche ist da mit seinen roten Blutkörpern, und ich glaube, seine Stunde ist gekommen. . . . Das Geld, das wir erworben, hat unseren Geschmack gereizt und eroberte Wohlhabenheit unseren Appetit. Wenn der Deutsche den Rest der Welt betrachtet, findet er, daß . . . für ihn nichts übriggelassen ist als die abgestandenen Reste eines guten Mahles. Aber nach seiner Vorstellung ist sein Anteil nur ein vorläufiger, und in der Tat, ich glaube, daß eines Tages eine neue Verteilung stattfinden wird.‘

Die Baltimorer Zeitung ‚Sun‘ vom 16. April bespricht und empfiehlt ein eben erschienenes Buch Emil Reichs, eines Ungarn, der lange Zeit in England gelebt hat. Das Buch soll im Jahre 1907 unter dem Eindruck der Marokko-Affäre geschrieben worden sein, wird aber scheinbar erst jetzt veröffentlicht. ‚Sein Hauptzweck‘ — so schreibt die ‚Sun‘ — ‚war, die Engländer zu überzeugen, daß sie im Narrenparadies leben in ihrem Glauben, gegen Invasion sicher zu sein. Er (Reich) führt deutsche Quellen an, um die ungehörig übertriebene nationale Eitelkeit des deutschen Volkes und dessen Zweck, die Welt zu beherrschen, zu beweisen. . . .‘ Die ‚Sun‘ fügt hinzu, daß die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges die Mehrzahl der Voraussetzungen Reichs bewahrheitet haben. Nichtsdestoweniger muß selbst die deutschfeindliche ‚Sun‘ zugeben, daß ‚der Titel des Buches

nicht gerade ein glücklicher ist für eine solche tiefdurchdachte und philosophische Besprechung'! — Kein Wunder; der Titel lautet nämlich: ,Deutschlands Wahnsinn' (Germany's Madness. Neuyork, Dodd, Mead & Co.).

George Saunders schreibt in seinem seit Beginn des Krieges erschienenen Buch ,Aufbau und Mißgriffe, eine Studie des Charakters und der auswärtigen Politik Kaiser Wilhelms II.' (Builder and Blunderer, a study of Emperor William's character and foreign policy. Neuyork, E. P. Dutton & Co., 1914) unter anderm dies:

,Ereignisse trugen sich zu, die sein großes spekulatives Unternehmen eines zu gründenden Weltreiches wirksam zu beeinflussen drohten . . ., Bedenket, so soll der Kaiser die den Grafen Waldersee nach China begleitenden Offiziere gewarnt haben, bedenket, daß dies unsere letzte Gelegenheit sein mag, jenseits des Meeres ein Weltreich zu gründen . . .' Weiter schreibt Saunders: ,Das Proletariat derer, die Universitäts- oder Gymnasialbildung besitzen, brennt vor Ehrgeiz, die intellektuellen Apostel des deutschen Weltreiches zu sein, die Zivilisation anderer, besonders der Briten zu verdrängen und zu ersetzen durch die verworrenen, verirrten und oft halb barbarischen Ideale der Deutschen.'

Ramsay Muir in seinem Buche ,Der Fall Großbritanniens gegen Deutschland' (Britain's case against Germany. Manchester, Universitätsdruckerei, 1914) beschreibt Deutschlands Gelüste wie folgt: ,In alten Zeiten waren die Römer die Herren der Welt und die Führer in Kultur und Zivilisation. Sie stürzten von ihrer hohen Stellung, weil sie ihre Männlichkeit, ihre Kampfeskraft verloren. Das Volk, ausersehen, sie zu stürzen, waren die Germanen, und das heroische Alter der germanischen Geschichte zeigt dieses Volk als Herren der westlichen Zivilisation und seine Könige auf dem Throne über den ganzen Westen als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Aber die deutsche Macht zerfiel aus verschiedenen Gründen; zum Teil, weil die Deutschen selbst noch nicht bereit waren, die Herren der Zivilisation zu sein, und weil sie ihre eigene Kultur noch nicht völlig entwickelt hatten. Gott, der sie erwählt für das große Werk, gab ihnen deshalb ihre Erziehung während sechshundert Jahren. Obschon politisch entzweit, schufen sie während dieser Zeit durch Luthers Lehren ein neues Christentum und später eine neue Kultur für die moderne Welt . . . Dann, bereit für ihre Aufgabe, gewannen sie unter der starken Führung Preußens ihre politische Einheit, und jetzt sind sie im Begriffe, ihre ,Weltmission' zu erfüllen, nämlich den Platz einzunehmen, den einst die Römer eingenommen, als die Herren, die Organisatoren und Führer der ganzen zivilisierten Welt . . .' In einer Fußnote hierzu heißt es: ,Beachtenswert ist, daß der Kaiser während des Krieges in einer Ansprache an seine Soldaten gesagt haben soll, der Sieg der Deutschen werde zum Vorteil der Menschheit ein Deutsch-Römisches Reich der zivilisierten Welt zur Folge haben.'

In Nr. 7 der berüchtigten Oxford-Broschüren ,Die Deutschen; was

sie begehren' (The Germans; what thay covet) formuliert C. R. L. Fletcher Deutschlands Absichten wie folgt: ‚Die deutsche Rasse ist die höchste, stärkste und vornehmste der Welt; sie ist besonders dazu berufen, die niederen Rassen, wie die Slawen, zu zivilisieren und die verweichlichten Romanen (Franzosen, Italiener, Spanier) und die Engländer wieder zu beleben. Aber damit diese zivilisiert und für die deutsche Kultur aufnahmefähig gemacht werden können, müssen sie erobert werden ...' Und um ganz sicher zu sein, daß das Vorhergehende verstanden und gewürdigt wird, schreibt er auf Seite 10: ‚Was ich sagen will, ist, daß Deutschland die Herrschaft über die Welt und nichts weniger als diese Herrschaft anstrebt ...'

Dr. Sanday schreibt in der 1. Nummer dieser selben Oxford-Hefte (The deeper causes of the war): ‚Sie [die Deutschen] wollten der Welt zeigen, was sie vollbringen könnten, und was sie tun würden auf dem Wege großartiger Errungenschaften nach dem Kriege — wenn die deutsche Fahne allein über den Ruinen eines unabhängigen Europa wehen würde!'

In seinem Buche ‚Rußland und die Welt' (Russia and the World. New York, Mac Millan Co., 1915) versichert der Russenfreund Stephan Graham seinen Lesern, daß England für Abrüstung und Weltfrieden kämpft. ‚Frankreich', so schreibt er, ‚führt Krieg, um sich vor dem Ungeheuer zu retten, das schon einen Teil seiner Flanke verschlungen hat, nämlich Elsaß-Lothringen. Rußland aber will nur sein nationales Leben und seine Religion erhalten, während Deutschland kämpft, um der ganzen Welt seine Ordnung der Dinge aufzuzwängen und uns alle gleichermaßen in deutsche Uniformen zu stecken ...'

Diese Blütenlese dürfte meines Erachtens genügen, denen die Augen zu öffnen, die da verwundert fragen, wie es möglich sein kann, daß die Mehrzahl der Amerikaner deutschfeindlich ist. Zweimal hat Amerika das Schwert gegen Englands Tyrannei gezogen, und ohne Zweifel ist es bereit, dies wieder zu tun, wenn es nötig sein würde. Was auch immer für Mängel und Schwächen seinem politischen und sozialen Körper und der das Land jeweilig repräsentierenden Regierung anhaften mögen, die Liebe zur Freiheit ist dem amerikanischen Volke Ernst und Wirklichkeit. Mit der Erinnerung an die bitteren Kämpfe um seine Unabhängigkeit steigt seine Abneigung und sein Haß gegen Unterdrücker und Eroberer. Als der Erzeroberer und Erzunterdrücker aber ist dem Amerikaner Deutschland geschildert, und als solchen betrachtet, beurteilt und verurteilt er es.

In den angeführten Zitaten habe ich mich lediglich auf die jüngst erschienene Bücherliteratur beschränkt und in der Tat beschränken müssen. Es war schier unmöglich, hier auch die Zeitschriften und die Tagespresse zu berücksichtigen. Zwar werden hier in Amerika Bücher weniger von der Masse selbst gelesen, aber die englandfreundliche Presse sorgt schon dafür, daß ihr Inhalt dem Volke in ‚anziehender' Form vorgelegt wird. Und

wenn selbst von hoch und niedrig geschätzte und anerkannte Autoritäten wie der frühere Präsident Th. Roosevelt, ferner Dr. C. W. Eliot, seinerzeit Präsident der Hovard-Universität, dann Charles F. Adams, der eben verstorbene Historiker, und David Sterr Jordan, der frühere Präsident und jetzige Kanzler der Leland-Stanford-Junior-Universität, S. H. Church, Vorsteher des weltberühmten Carnegie-Instituts, endlich N. Dwight Hillis, Pastor der durch den berühmten Prediger Henry Ward Beecher zu Ehren gekommenen Plymouthkirche zu Brooklyn, und viele andere öffentlich in Wort und Schrift die gleichen Anschuldigungen gegen Deutschland erheben, was bleibt denn da dem Durchschnittsamerikaner — dem sein ‚business' (Geschäft) weder die Zeit, noch seine Unkenntnis der deutschen Sprache die Möglichkeit bietet, sich ein eigenes, unabhängiges Urteil zu bilden — ich frage allen Ernstes: was bleibt ihm unter diesen Umständen anders übrig, als daß er, wie er es tut, Deutschland als den nichtswürdigsten Friedensstörer ansieht, der 44 Jahre lang gedrillt und gerüstet und nun den Krieg vom Zaune gebrochen hat, um ‚die Welt zu erobern'?

Zwar gibt es auch hier, und namentlich im Westen, lobenswerte Ausnahmen von der Regel, aber Tatsache ist und bleibt: die große Mehrzahl ist schwer davon zu überzeugen, daß Deutschland nichts weiter anstrebt und verlangt als einen unbestrittenen Platz neben und nicht über anderen Nationen. Während nun die wenigen hier, die Deutschlands wahre und berechtigte Ansprüche zu kennen und zu verstehen glauben, mit Aufbietung aller finanziellen und intellektuellen Mittel und Kräfte gegen Englands tendenziöse Entstellungen und Erfindungen ankämpfen, bringen unsere Zeitungen hin und wieder angebliche Äußerungen von deutschen leitenden Persönlichkeiten, die gerade nicht darnach angetan sind, unser Liebeswerk zu erleichtern. So konnte man Mitte März allenthalben folgendes lesen: ‚Rudolph Martin beschreibt Deutschland als Beherrscherin der Welt. Die Alliierten niedergeworfen. 150 Milliarden Kriegsentschädigung. Ende des britischen Reiches. Oberherrschaft über Frankreich und Verteilung Rußlands wird vorhergesagt.' Unter diesen vielversprechenden und natürlich möglichst fett gedruckten Überschriften heißt es dann unter anderem: ‚In einer Broschüre The World war and its End (Der Weltkrieg und sein Ende) schildert Rudolph Martin, früherer Minister des Innern, Europa als vollständig reorganisiert unter der Oberherrschaft Deutschlands und seiner Verbündeten, und unter der Bürde einer Kriegsentschädigung von 120 bis 150 Milliarden Mark seufzend . . . Der Verfasser — Martin — sieht Deutschland fest etabliert entlang der jetzigen französischen Küste und so in der Lage, London und Paris zu kontrollieren . . . England muß seine Einwilligung geben zum Bau des Tunnels unter dem Kanal. Der Tunnel soll vier Eisenbahnschienenwege haben, deren beide Enden in deutschen Händen sein werden . . . Schweden erhält Finnland, Deutschland die Baltischen Provinzen und Polen, Österreich ganz Südrußland einschließlich Kiew und Odessa, die Türkei den ganzen Kaukasus einschließlich Saratow;

Rußland muß sich vom Baltischen und Schwarzen Meere zurückziehen; Serbien fällt an Österreich' usw.

Diese Ausführungen Martins stehen in direktem Widerspruch zu den Ansichten, die der in Amerika weilende frühere deutsche Kolonialminister von Dernburg in einem Briefe dargetan hat, der bei Gelegenheit der am 17. April in Portland im Staate Maine abgehaltenen großen Neutralitätsversammlung vorgelesen worden ist. Herr Dernburg schreibt unter anderem: ‚Ich kann mit voller Autorität behaupten, daß Deutschland keine Weltherrschaftsgelüste hegt. Es ist einerseits dazu viel zu bescheiden, anderseits ist es zu erfahren, um nicht zu wissen, daß der Rest der Welt Derartiges nicht dulden würde ... Deutschland erstrebt keinen Länderzuwachs in Europa an; es billigt nicht die Eroberung und Unterwerfung unwilliger Nationen ...' Ebenso willkommen für alle Freunde Deutschlands wie diese Versicherung des ‚in speziellem Auftrage hier tätigen früheren Kolonialministers' war der Mitte März hier veröffentlichte und vielbesprochene Artikel Bernhardis, in dem er in unzweideutigen Worten klarlegte, daß zwischen seinem ‚Weltmacht und Niedergang' und der gang und gäben englischen Wiedergabe desselben als ‚Weltherrschaft und Untergang' ein gewaltiger Unterschied besteht. Um so lebhafter ist zu bedauern, daß Bernhardis Protest gegen die englische Entstellung seiner Forderungen für Deutschland und Dernburgs ‚halb offizielles Dementi' der Deutschland angedichteten Eroberungsgelüste in ein sehr fragliches Licht gestellt werden durch Martins Äußerungen, die in der uns überlieferten, natürlich hier unkontrollierbaren Form lediglich der deutschfeindlichen Presse Wasser auf die Mühlen liefern, uns Deutschamerikanern aber unsere Aufklärungsarbeit ungemein erschweren und jeden mühsam errungenen Erfolg wieder in Frage stellen müssen. Mögen nicht mehr solche bedauerlichen Äußerungen auftauchen! Dann muß und wird die Wahrheit auch hier in absehbarer Zeit siegen, dann wird die unfreundliche Stimmung des amerikanischen Volkes, die den Brüdern und Schwestern in der lieben alten Heimat nach meinen Darlegungen, wie ich hoffe, um manches verständlicher sein wird, einer nüchternen, sachlichen und damit freundlicheren Auffassung Platz machen. Ein Ansatz dazu macht sich, nachdem der rasende Lusitania-Sturm abgeflaut ist, gottlob schon jetzt bemerkbar.

Thomas Moore, Irlands Freiheitsdichter

Von H. Eggart

I.

Unter den Buntstiftzeichnungen, die A. Hengeler aus seinem Kriegstagebuch veröffentlicht — F. v. Ostini sagt, daß sie eine Zeitgeschichte wären, in einem seltsam liebenswürdigen Bilderbuchstil geschrieben —, findet sich ein Blatt mit dem Datum des 28. August 1914 und dem Titel: ‚John Bull hütet seine heiligsten Güter‘. Dickleibig, behäbig auf strotzende Geldsäcke gestützt, sitzt John Bull an einem Tische, mit der Rechten nach dem ‚prayer-book‘ greifend; die Linke hält die Peitsche. Diese Zeichnung könnte als Illustration der Worte gedacht sein, die sich in einer politischen Satire Thomas Moores auf England finden:

‚Arm'd at once with prayer-books and with whips,
blood on their hands, and Scripture on their lips.‘

Von der Flasche Whisky, die Hengeler neben das Gebetbuch auf den Tisch setzt, sagt die Satire nichts; aber sie spricht von etwas anderem, was der Künstler am 28. August darzustellen zögerte: von blutbefleckten Händen. Jetzt, da wir mitten in dem Erlebnis des großen Krieges stehen und den Schuldigsten der Schuldigen ganz durchschauen, würde Hengeler sich nicht scheuen, mit blutigem Rot diese Hände zu zeichnen . . .

Wer war doch der Mann, der in englischen Versen den Engländer also zu kennzeichnen sich erkühnte? Wir nennen ihn einen Freiheitssänger, wir rühmen ihn einen dichterischen Helden und Vorkämpfer für Irlands heilige Sache. Wenn je bei einem Künstler Leben und Schaffen eins waren; wenn je einer bodenständig war und landverwurzelt; wenn je einer in seinen Werken von ‚Heimatkunst‘ sprechen durfte — dann war es Thomas Moore, der größte Lyriker der ‚Grünen Insel‘. Ohne das Schicksal seines Vaterlandes wäre er nicht geworden, was er war; wir verstünden sein Leben nicht, wüßten wir nichts um die geschichtlichen Ereignisse, die bis dahin Irland und die benachbarte Insel bewegten, nichts um den Haß, der aus ewig unversöhnbaren Gegensätzen heraus beide Länder mehr und mehr entfremdete, mag sie auch äußerlich das Wort ‚Vereinigtes Königreich‘ umfassen.

Literatur: Thomas Moore, der irische Freiheitssänger. Biographisch-literarische Studie von Alois Stockmann S. J. Freiburg 1910. — Kühnel, Thomas Moores ‚Irish Melodies‘. Gumbinnen 1876. Progr. — Th. Moores Dichtungen. Von Dr. Joseph Zemlin. Berlin 1894. Progr. — Th. Moores poetische Werke, deutsch von Theod. Oelckers. 2. verm. Ausg. in 5 Bd. Leipzig, Tauchnitz, 1845. — Irische Melodien von Thomas Moore. Deutsch von O. Falke, Leipzig, Reclam. — Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrh. von G. Brandes. Deutsch von A. Strodtmann. 4. Bd. Leipzig 1876. — Lalla Rukh. Ein orient. Gedicht von Th. Moore. Übertr. von J. Wege. Reclam. — Thomas Moore. Ein irischer Dichter. Von Th. L. Blayney. (Diss.) Borna-Leipzig 1906.

Thomas Moore, 1779 zu Dublin geboren, war der Sohn einfacher Leute. Von der Mutter vornehmlich hatte Thomas die den Iren als einen Sproß gälischer Rasse auszeichnenden Charaktermerkmale geerbt, worunter eine lebhafte Phantasie, ein zum Religiösen gestimmter romantischer Zug des Gemütes besonders hervortreten, im Gegensatz zum Engländer, in dessen Naturell, da das keltische Element von Normannen und Angelsachsen fast völlig aufgesogen worden, die praktische, verstandesmäßige Seite vorherrscht. In Irland wird die außergewöhnliche Begabung für Form und Farbe, wie sie sich jetzt noch vielfach in Kleidung und Wohnung zu erkennen gibt, für weiche, einschmeichelnde Musik den Einflüssen des Orients zugeschrieben; denn ‚die Irländer rühmen sich‘, sagt Lord Byron, ‚ihrer orientalischen Herkunft, und wirklich sprechen die Wildheit, Zartheit und die lebhaften Farben ihrer Phantasie, das feurige und exaltierte Temperament ihrer Männer, die Schönheit und asiatische Lieblichkeit ihrer jungen Mädchen zugunsten dieser Ansicht‘. Der Amerikaner Blayney meint, ‚der irische Charakter besitzt nichts von der Härte und Unverfrorenheit des englischen‘ — im Gegenteil, ihn zeichnet eine allzu große Weichheit, Empfindsamkeit, ein zu rascher Wechsel zwischen Frohsinn und Schwermut oft unvorteilhaft aus. Dafür eignet ihm ein tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur, das in Moores Stil manchmal das Überschwengliche, Schwulstige zeitigt, eine Überfülle von Bildern und Vergleichen aus ihrer, wie er selbst sich ausdrückt, ‚billigen Gemäldegalerie‘. Während wir den Sohn Erins von geselligem, gastfreundlichem, heiteroffenem Wesen finden, während er an der Scholle klebt und seine Heimatliebe etwas ungemein Rührendes hat, ist der Engländer zugeknöpft, in jeder Hinsicht zurückhaltend, und, ob er gleich den Hochmut hat zu sagen, daß es ihm nirgends so gefalle wie in England, fühlt er sich doch in jedem Erdteil wie zu Hause — an welchem Gestade, in welcher Kultur und Natur fänden wir ihn nicht?

Gewiß hat das kühle, nüchterne Wesen des Briten ihn zu der Form der Religion gedrängt, die einem Bedürfnis nach Schönheit, Anschaulichkeit und zugleich Symbolik des Kultus nicht entgegenzukommen braucht, zur protestantischen Staatskirche. Das tiefe Gemüt und die ästhetische Richtung des irischen Charakters befriedigte naturgemäß allein der Katholizismus. Zwangsweise wurde der neue Glaube auf der Grünen Insel eingeführt, selbst protestantische Theologen haben das als Unrecht empfunden; die nach langer Zeit gewährte Religionsfreiheit war nichts anderes als gesetzlich garantierte Duldung, blieben doch die Römisch-Katholischen noch lange von Beamtenstellungen, von der Wahl ins Parlament ausgeschlossen. Als das Jahr 1829 die Emanzipation der Katholiken brachte, war es Thomas Moore, der, ‚papsttreues Blut‘ in den Adern, in seinen ‚Wanderungen‘, einem Bekenntnisbuch seines Glaubens, seine und seiner Kirche Überzeugungen in beredten Worten verteidigte.

In Glaubenssachen nicht weniger als in den vom gälischen Stamm

überkommenen Charaktereigentümlichkeiten fühlte sich Moore stets als Nichtengländer. Er war sich seit früher Jugend bewußt: nicht bloß das Meer scheidet die beiden Inseln. Die uralte Feindschaft ('a deep and cordial hatred') hat noch eine tiefere Quelle als Rassen- und Religionsdifferenzen. Sie liegt weit zurück in der Geschichte der beiden Länder. Zu der Zeit, da Moore darüber nachzudenken begann, war diese Geschichte zu einem breiten, mächtigen Strome geworden, dessen Rauschen die ganze Bevölkerung Erins vernahm... Wohin waren Glanz und Macht des alten Stammesfürsten Malachi gekommen, der, wie später der mutige König Brien, im 10. Jahrhundert sein Eigentum gegen anstürmende Feinde siegreich behauptete? Es sei, daß die Treulosigkeit einer irischen Fürstin König Heinrich II. von England 1171 Gelegenheit gab, sich in die Streitigkeiten der Insel zu mischen — was aber berechtigte ihn, Dublin und den fruchtbaren Landstrich ringsum mit seinem Szepter gebieterisch zu umgrenzen und es fortan als 'englische Mark' anzureden? Wäre es bei dieser einen Gewalttat geblieben, Irland wollte nicht seufzen und klagen. Aber das war nur der Anfang. Mit dreister Hand griffen seine Nachfolger weiter und weiter, als ob sich das für einen Engländer, der einmal auf dem Boden eines fremden Landes rastete, von selbst verstünde!

Mit Blut bezeichnete Heinrich VIII. seine Spur in Irland, Elisabeth schlug den Weg der List ein, und von Oliver Cromwell, der noch heute in dem Fluch des Iren weiterlebt, gilt vollends das Wort, in welchem der Däne Brandes den Charakter und die Politik der Engländer zusammenfaßt: 'Die englische Rasse hat das Glück gehabt, daß sowohl ihre Tugenden wie ihre Fehler ihr die Überlegenheit im Kampfe für die politische Selbständigkeit und Macht gesichert haben; ihr Egoismus und ihr Hochmut sind ihr fast ebensosehr zustatten gekommen wie ihre nüchterne Klugheit und Tatkraft.' Und an anderer Stelle spricht er von der 'zähen und grausamen englischen Tyrannei'.

Cromwell war es vorbehalten, die erst geschickt und später nur noch mühsam verheimlichten Absichten der Engländer auf Irland offen zu verkünden. Kein Mittel war ihm zu schlecht, seinen Zweck zu erreichen. Die zweifelhafte Kunst, die wir England in diesem Kriege üben sehen, ein geringes Vergehen des Gegners zum Verbrechen, zur Völkerrechtsverletzung zu stempeln und mit den denkbar schärfsten Mitteln dagegen einzuschreiten — in dieser Kunst war es schon vorzeiten Meister. 'Cromwell hat sich selbst und alles, was man bisher von Treubruch und blutiger Grausamkeit gehört, überboten,' berichtet ein Zeitgenosse König Karls II.

Mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts trat in der Politik der Engländer in der Weise eine Änderung ein, daß nicht mehr mit Feuer und Schwert, dafür aber um so sicherer mit 'zermürbenden Gesetzesparagraphen' operiert wurde.

'Diese Gesetze', so lautet das Urteil des Historikers Knight, 'bilden einen Kodex, den jeder Tyrann, welcher menschliches Elend in möglichst weiten

Kreisen zu verbreiten wünscht, studieren sollte ... Denn es tritt ihm eine mit politischem Scharfsinn ausgedachte Maschine entgegen, für Männer erfunden, die mit teuflischer Bosheit den Zweck aller Staatsregierung vereiteln und, statt die Wohlfahrt der Untertanen zu fördern, an der Vernichtung der Rasse arbeiten.' Was den Handel Irlands betrifft, so war es derart geknebelt, daß die Engländer, die neun Zehntel des Grundbesitzes inne hatten — die große Mehrheit der Bevölkerung bildete einen unterworfenen Bauernstand, der einen erdrückenden Pachtzins bezahlen mußte —, seinen materiellen Aufschwung nur duldeten, sofern sie darin keine Schädigung ihrer Handelsvormachtstellung erblickten. —

So war es um die Verhältnisse der ‚Isle of Sorrows' bestellt, als Thomas Moore nach einer glücklich im Kreise der Familie verlebten Jugendzeit, ausgerüstet mit nicht sehr solider Gymnasialbildung, wie er sie bei einem Privatlehrer und in der ‚Grammar-School' sich erworben, 1795 die Universität Dublin bezog. Die Jahre, die er hier verbrachte, wurden nicht so sehr bedeutsam für ihn wegen der juristischen Studien, die er trieb, auch nicht wegen literarischer Arbeiten, sondern vielmehr durch die Feuertaufe, die er als Ire, als Künstler und als Mensch empfing durch den Verkehr mit Robert Emmet, einem in der Studentenschaft eine führende Rolle spielenden Landsmann, der, obgleich ein Jahr jünger als er, von ungleich ruhigerem, besonnenerm Wesen und ihm geistig weit überlegen war. ‚Der Instinkt,' bemerkt Brandes, ‚welcher Geister, die zu einander stimmen, verknüpft, führte sie zusammen, lange bevor der Sänger die Weihe von dem Helden empfangen konnte.' Und Thomas Moore erklärt selbst in seinen ‚Memoirs of Lord Edward Fitzgerald', einem biographischen Werke, ‚angetan, das Herz jedes irischen Patrioten zu rühren': ‚Wenn man mich früge, wer von allen Menschen, die ich gekannt habe, mir die größten Fähigkeiten mit der größten sittlichen Hoheit zu vereinigen schien, so würde ich mich nicht besinnen, Robert Emmet zu nennen.'

Für einen Studenten jener Tage stand nicht der künftige Beruf im Mittelpunkt des Interesses, auch nicht für Emmet, den hervorragend begabten Mathematiker und Naturwissenschaftler — die innerste Teilnahme galt dem Schicksal des Vaterlandes. Nicht ohne seine Wellen an Irlands Küste zu schlagen, hatte der Geist der Aufklärung Frankreich durchflutet, und, dem Vorbilde der Franzosen folgend, gab es für die ‚Vereinigten Irländer' fortan kein geringeres Ziel als die Umbildung der heimischen Staatsverhältnisse zur Republik. Robert Emmet war es, dem die zündendsten Reden für Irlands Sache von der Seele kamen. ‚Ich habe niemals später etwas gehört, was mir ein erhabeneres und reineres Gepräge zu tragen schien,' gesteht der Dichterfreund. Aber nicht in öffentlichen Demonstrationen kam es zur Aussprache unter den Gesinnungsgenossen: in nächtlichen Clubsitzungen schüttete man sich das Herz aus. Überall in Dublin, vor allem in der Universität, begann es zu gären. Regierungsfeindlichen Blättern

mit Beiträgen von Moore wurde nachgespürt. Die Behörden unterhielten ein Heer von Spionen in der Nähe der revolutionären Studenten . . . Da ward eines Tages Unerhörtes aufgedeckt: Lord Fitzgerald hatte es gewagt, Verhandlungen mit Frankreich anzuknüpfen! . . . Auf seinen Kopf wird ein Preis gesetzt . . . von den gegen ihn ausgeschickten Schergen schwer verwundet, stirbt er im Gefängnis . . . Zur Unterdrückung des Aufstandes von 1798 ziehen Regierungssoldaten durch das Land mit der Ordre zu erschießen, wen sie wollten . . . Und der, in dessen Auftrage sie wüteten, wurde ‚zum Lohne für seine Verdienste' mit einer besonderen Pension ausgezeichnet (wie denn England, um zu seinen Zwecken zu gelangen, mit Golde nie gespart hat!) und zum Baron des ‚Vereinigten Königreiches' ernannt. Um aber die Verschmelzung des irischen Parlamentes mit dem englischen zu erzwingen, waren dem Staatssekretär von englischer Seite nach und nach 1½ Millionen Pfund Sterling zugeschoben worden, womit dieser die Zustimmung der schwachen Seelen unter der irischen Partei erkaufte . . .

Robert Emmet hielt sich um diese Zeit in Frankreich auf, sich in seinen Ideen zu bestärken und Lord Fitzgeralds Werk weiterzuführen. In der Hoffnung, Napoleon, mit dem er persönlich unterhandelte, würde die Erlösung vom englischen Joche bringen, kehrte er 1802 nach der Heimat zurück. Die durch ihn eingeleitete Verschwörung aber wurde in letzter Stunde entdeckt, Emmet gelang es, die Beteiligten in Sicherheit zu bringen, er selbst weigerte sich, nachdem er von seiner Braut, Miß Sarah Curran, Abschied genommen, die Hauptstadt zu verlassen, bekannte sich als schuldig, und hielt an dem Tage, dem seine Enthauptung folgte, jene berühmte Rede, die noch heutigen Tages in allen Schulen Amerikas gelesen wird und das Evangelium der Rebellion gegen England bildet:

‚Mylords!' kam es mit der Ruhe des mit sich und seinem Schicksal Versöhnten von den Lippen des jungen Helden, ‚Sie erwarten ungeduldig Ihr Opfer. Alle Schrecken, mit denen Sie mich umringten, haben das Blut in meinen Adern, nach welchem Sie so gierig sind, nicht erstarren gemacht, und in wenigen Stunden wird es um Rache gen Himmel schreien. Aber noch kurze Geduld! Ich habe nur wenige Worte zu sagen; ich gehe in mein kaltes und stummes Grab; die Leuchte meines Lebens ist fast schon ausgelöscht. Ich habe mich um meines Landes willen von allem getrennt, was mir in diesem Leben teuer war, von dem Abgott meiner Seele, dem Gegenstand meiner Liebe (seiner Braut). Meine Bahn ist beschlossen, das Grab tut sich auf, mich zu empfangen, und ich sinke in seine Arme. Ich habe nur e i n Begehren beim Abschiede von dieser Welt zu stellen: daß Sie mir die milde Gunst Ihres Schweigens gewähren. Möge niemand meine Grabschrift schreiben; denn da niemand, der meine Beweggründe kennt, sie zu verteidigen wagt, soll nicht Vorurteil oder Unwissenheit sie anschwärzen. Laßt sie in Dunkel und Frieden ruhen! Möge mein Andenken in Vergessenheit sinken und mein Grab ohne Inschrift

bleiben, bis andere Zeiten und andere Männer meinem Charakter Gerechtigkeit erweisen können. Wenn mein Volk seinen Platz unter den Nationen der Erde einnimmt, dann, und nicht eher, werde meine Grabschrift geschrieben. Ich habe gesprochen.‘

In derselben Nacht ward Robert Emmet enthauptet. Nach der Hinrichtung hielt der Henker sein Haupt hoch empor und rief: ‚Dies ist der Kopf Robert Emmets, eines Hochverräters!‘ Die Menge gab keinen Laut von sich; einen der Kerkerwärter sah man Tränen vergießen . . . Sarah Curran aber starb bald darauf, ferne der Heimat, an gebrochenem Herzen . . .

Leb wohl, du tapferer Held, und du, des herrlichen Helden würdige Braut! Ihr seid nicht für immer geschieden, lebendig wohnt euer Andenken unter dem ganzen Volke, mit Märtyrerglanze umwoben hat es eure Gestalt, und *einer* war, dem hat das Schicksal eures Lebens wie nie die Saiten gerührt . . .

Aber wo blieb der Freund in eurer bittersten Stunde? Thomas Moore, warum stehst du nicht deinem Jugendgenossen zur Seite und neigst mit ihm das Haupt, für die Ehre des Vaterlandes zu bluten? — Deine Stunde ist noch nicht gekommen, die Augen sind dir noch nicht geöffnet für die Hoheit des gewaltigen Leidens, das durch dein Vaterland zittert. —

Während der Dubliner Studentenzeit war es gewesen: Thomas Moore schritt in dem Gefühle seligen Glückes über seine junge Freundschaft mit Robert Emmet durch Irlands grüne Gefilde. Er hatte in eine Tageszeitung einen herausfordernden Artikel geschrieben, und mit sanften, aber eindringlichen Worten gab der besonnene Freund ihm zu verstehen, um wie viel besser es sei, statt von seinen Absichten zu reden und zu schreiben — zu handeln. Aber da kam der Dichter nicht mehr mit. Ihm war nicht der starke Wille zur entscheidenden Tat gegeben, seine Seele war nicht für den großen Kampf gerüstet; für ihn galt Sapphos Wahlspruch: ‚Nach sonnigem Glanz dürstet dies Herz, Losung ist ihm das Schöne.‘ Thomas Moore verließ 1799 Dublin, und es vergehen Jahre, ohne daß wir seinen Namen im Zusammenhang mit den Schicksalen der Heimatinsel wieder nennen hören . . .

Er flattert, ein lustig zwitschernder Singvogel, in London in den höchsten Kreisen herum, ein guter Gesellschafter, ein liebenswürdiger anmutiger Dichter, und zu den Weisen Anakreons, die er unter dem Protektorate des Prinzen von Wales veröffentlicht, gesellt sich bald ein Band seiner eigenen Lieder, die in immer neuen Variationen Sommer und Sonne, Wein und Liebe, oft in recht ausgelassener Weise verherrlichen. Wir dürfen nicht annehmen, daß Moores Leben um 1800 herum nur eitel Lust und Wonne war — vielleicht bildeten diese heiteren Gesänge ein gewisses Gegengewicht gegen drückende Sorgen um die Existenz, und es war wohl etwas mehr als Abenteuerlust, wenn der junge Barde sich 1803 entschloß, nach der Insel Bermuda auszuwandern; er erhoffte für

sich eine würdige Versorgung und so viel Wohlhabenheit, um seiner Eltern ‚spätere Jahre ruhig und angenehm zu machen‘. Aber der eintönige Dienst bekam ihm schlecht; nach drei Monaten kehrte er der Insel den Rücken, einen Vertreter hinterlassend, der so schlecht oder so egoistisch wirtschaftete, daß er es mit den Jahren zu 6000 Pfd. St. Defizit brachte, für die Moore aufzukommen hatte . . .

Schwerer als die Erfahrungen während seines Aufenthaltes auf Bermuda wogen die poetische Beute und die Erkenntnisse, die der werdende Nationaldichter von einer Reise durch die junge nordamerikanische Republik (1776 war die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärt worden) heimbrachte. Die romantische Richtung seines Charakters allerdings hinderte ihn, sich mit rein objektivem Blicke der ‚empirischen Weltbreite‘, wie Goethe es gegeben war, zu bemächtigen; dazu waren die gewonnenen Eindrücke trotz mehrmonatlicher Rast in den größeren Städten doch zu flüchtig. Dennoch kam ein anderer Thomas Moore nach Irland zurück: Der Künstler brachte einen Ansatz zu neuer, geklärter Form mit, der Mensch ein für die praktische Seite des Lebens, für die Gegenwart offeneres, williger empfängliches Gemüt und Auge. Er war auf dem Wege, zum ‚Bekenner und Anwalt des freisinnigen politischen Glaubens‘ zu reifen, als welchen er sich später rühmt.

Eine besondere Fügung kam ihm auf seiner Suche nach einem würdigen Gegenstand seines Talentes entgegen. Die Leiden Irlands waren nicht vergessen: wer trug sie nicht, stille und trotzig, gleich einer schweren kostbaren Bürde heimlich im Herzen mit sich herum? Sein Beruf war es nicht, den alten Rittern gleich die Lanze zu zücken, oder wie der heldenmütige Freund mit kühnen Worten seines Volkes Not und Hoffnung öffentlich zu künden — er schlug die Leier, er rührte die Harfe, und was sie sang, das war am Ende nichts anderes, als was die Schwerter der Geharnischten klangen oder was von Robert Emmets Munde in mutiger Rede floß . . .

II.

Es war im Jahre 1807, als ein Musikalienverleger in Dublin auf den Gedanken kam, den im Volke lebendigen Melodien neue Texte unterzulegen; denn man mußte den alten nachsagen, daß nicht bloß ihr Stoff überlebt und vielfach interesselos geworden war, sondern daß sich Gemeines, Flaches, Unwürdiges eingeschlichen hatte. Erst nur mit seiner Gabe spielend, beteiligte sich Thomas Moore an diesem Unternehmen — aber bald spürte er sich im Innersten angezogen und inspiriert: hier konnte, hier durfte er ohne Furcht vor argwöhnischen Behörden seine Liebe und sein Leid klagen, und anklagen die Unterdrücker, die sein Vaterland um Ehre und Freiheit gebracht . . . Wie aus einer verschütteten Quelle brechen in erlösenden Liedern die Gefühle aus seinem Herzen: ‚Fremdlinge‘ redet er die Engländer an, die in schnellen Schiffen an Erins Küste landen; die Insel, ein ‚grüner Demant‘, muß als Zier ‚in der Krone der Fremden

prangen'. In dem Tone der Verachtung spricht er von dem ‚herzlosen Sachsen', auf dessen Seite ‚Schuld und Trug' sind; den Prinzen von Wales, ehemals einen Freund der irischen Sache, der auch sein Herz betörte, nennt er einen ‚Verführer'. Wenn er jetzt von der Liebe singt, so ist Furcht in seiner Liebe, Furcht vor ‚falschen Menschen', die sein Glück stören könnten; der Sturmwind, der sein Segel treibt, ist weniger rauh als der Feind, den er mit der Geliebten flieht . . .

‚Die Woge, die da gleitet, spricht:
Ob manchem Tod mein Lächeln bracht':
So falsch wie jene bin ich nicht,
die lächelnd elend dich gemacht.
Stoß ab! Stoß ab! Fort ohne Rast!
Fort durch die öde Wasserwüste!
Das wilde Meer scheint zärtlich fast
gen jene Herzen an der Küste.'*

England hat jahrhundertelang seinem Vaterland zu Schweres angetan, als daß er diese Nation noch achten könnte; sie hat so viel unschuldiges Blut auf dem Gewissen, daß sich der Brust des tief Gekränkten, der gefallenen Helden gedenkend, ein schwerer Fluch entringt:

‚Vergeßt nicht das Feld, wo die Braven
gefallen im blutigen Streit!
Mit ihnen zugleich ist entschlafen
die Hoffnung auf ewige Zeit.*
O, kämen die mutigen Seelen
noch einmal zurück ins Gefecht,
um unsere Herzen zu stählen
Im Kampfe für Freiheit und Recht! . .
Doch vorbei! Wir fielen zum Raube
dem Feinde, der wider uns stritt,
verflucht sei der Fuß, der im Staube
die Herzen der Edlen zertritt!'**

Ein anderes Mal spricht er von der Hoffnung, die Erin durchstrahlt, als es auf dem Wege war, sich seine Freiheit ‚im blutigen Kampfe' zu erringen; England aber legt das Joch schwerer auf seiner Brüder Schultern . . . Und wieder kann er nur rufen:

‚Fluch den Tyrannen, die grausam erglühten,
und die Freiheitsblum' im Entfalten gehemmt!
Und die wild ergrimmt im barbarischen Wüten
auf die bebende Welt einen Blutstrom geschwemmt!'**

Interessant ist das Gedicht ‚Vergleichung'. Thomas Moore schrieb es als Antwort auf eine Schrift, welche beweisen wollte, daß die Irländer von Juden abstammten. Erin und Zion, heißt es darin, tranken beide

---

* Übertragung von Kißner und Falke. — ** Falke.

den Kelch des Jammers bis zur Hefe; beide sind besiegt und gebrochen und ihrer Krone beraubt; verbannt schweifen die Söhne Irlands wie die des Heiligen Landes, sehnsuchtsvoll der alten Tage gedenkend ... Die Schlußverse klingen in eine Prophezeiung aus: an dem Schicksal, das sich an den Zerstörern Zions erfüllte, tröstet sich der Sänger, es wird das Schicksal des Briten sein, der die Rechte der Heimat zertrat:

,Doch Rache, sie nahte, ein Morgen ja kam dir,
aus nächtlichem Grausen erstrahlte der Tag,
als das Szepter, das Knechtschaft brachte und Gram dir,
wie schwächliches Rohr nun in Stücke zerbrach;
als die goldene Stadt jenen Becher nun leerte,
den sie andern gegossen mit Bitternis voll,
und lächelnd die Welt, die getretene, hörte,
wie Heulen von Straßen und Schiffen erscholl;
als des Hochmuts Fluch auf die schimmernden Hallen
der räub'rischen Händler zerschmetternd nun brach,
und, dem Fraße des Erdengewürmes verfallen,
im Staube die Ländergebieterin lag!'*

Und dann, von der Gerechtigkeit alles Geschehens überzeugt, jubelt er hinaus:

,Erin, o Erin, Juwel dieser Welt,
Dein Stern wird noch glüh'n, wenn der stolzeste fällt!'**

Diese frohe Zuversicht auf eine bessere Zukunft ist nicht unbegründet: Irland hat sich, das lehrt seine Geschichte, seiner Helden würdig gezeigt, und indem er ihre Taten besingt, will er den Mut der Leidenden stärken: Nicht bloß der Rache gilt sein Lied; des eigenen Landes Ruhm und glorreicher Vergangenheit.

,Den Schwertern gilt's der alten Zeit,
Den Männern, die sie trugen!
den Rittern, die voll Tapferkeit
Die Feinde niederschlugen!
Als Falschheit ferne war und Lug,
als frei noch das Gefild war,
und als nur jener Ehren trug,
der tugendhaft und mild war.
Den Königen gilt's, von Glanz und Pracht
und Herrlichkeit umstrahlet,
von keinem Söldnerheer bewacht,
mit schwerem Gold bezahlet!'**

Einen Spiegel hält er seinem Volke hin mit der Frage: Wenn der Tag erschiene, der euch aufs neue riefe, um eure Freiheit zu streiten — könntet ihr euch der Seelenstärke der Helden rühmen, die einst König Brien

---

* Kißner. — ** Falke.

in die Schlacht folgten? Als die Stunde schwer und schwül wurde und der Sieg zu schwanken begann, da drängten die Verwundeten sich vor, in den Reihen der andern zu kämpfen. ‚Steckt Pfähle in die Erde,' baten sie, ‚und bindet uns daran und laßt uns auf diese Weise aufrecht mit je einem gesunden Manne Schulter an Schulter zusammen kämpfen.' Wißt ihr, daß sieben- oder achthundert Verwundete, blaß und bis zum Tode erschöpft, so im Vordertreffen fochten? Nie wieder sah man solch ein Schauspiel!

‚Vergeßt eure Ahnen nicht! Jeder ein Held,
wollt' ewigen Ruhm sich erwerben,
ihr Blut färbte rot rings das blühende Feld,
Doch sie floh'n nicht und siegten im Sterben!
Die Sonne, die auf eure Waffen jetzt blinkt,
sah sie fallen im Glanz ihres Lebens;
laßt die Sonne erröten nicht, wenn sie versinkt,
vor Scham, daß sie starben vergebens!'*

Teilt ihr Heutigen die Losung jener Tapfern, die ‚lieber sterben am Schlachtgefild, als entehrende Fesseln tragen'? Und habt ihr gleich ihnen den Mut der Seele? In einer lieblichen, zarten Romanze erzählt der Dichter von der ‚Irischen Maid', die, mit seltenen Edelsteinen geschmückt und von wunderbarer Schönheit, durch Irland wanderte.

‚Dame, fürchtest dich nicht zu geh'n
diesen dunklen Weg so allein und schön?
Sind Erins Söhne so kalt und gut,
daß Schönheit und Gold nicht reizen den Mut? —

Herr Ritter, ich fühle nicht Bangigkeit,
von Erins Söhnen geschieht mir kein Leid;
denn lieben auch Gold sie und Schönheit sehr,
sie lieben doch Tugend und Ehre mehr.'**

So war es einst. Aber ach, die Zeit des Glückes ist entschwunden, und was die Lebenden von ihr noch wissen, klingt wie ein Märchen fast, wie ein Sang aus verschollenen Tagen. Stumm lehnt die Harfe an der Halle Wand, die Freiheit ist dahin; ‚nur, wenn von Gram durchbebt, ein Herz zerbricht mit dumpfem Grollen', erzittert sie, und dann merkt man, daß sie noch lebt.

Armes Vaterland, du bist entehrt, entwürdigt, unschuldig angeklagt, aber wie könnte ich dein vergessen! Solange dies Herz sich regt, wird es für dich in Liebe schlagen, du bist mir teurer als die ganze Welt, weil du so leidest, und weil ich so innig um dich leiden darf!

‚Wärst du glorreich und frei, wärst du mächtig und hehr,
erste Blume der Welt, schönste Perle im Meer,
ich würd' auf dich blicken, erfreut und ergötzt —
aber könnt' ich dich inniger lieben als jetzt?

* Falke. — ** Kißner.

Dein rinnendes Blut und dein schmerzliches Weh,
es macht deinen Söhnen dich teurer als je:
Wir gleichen den Vögeln fast, trinkend voll Lust,
neue Lieb' aus der blutenden Mutterbrust.'*

Die leidende Liebe aber, jeden Opfers fähig und willig, wächst zum Heroismus, dem das Leiden, das Opfer, die Hingabe höher als das Leben selbst steht:

'Wo ist der Sklav', der feige
sich seinen Ketten neige,
statt daß zur Luft
aus Kerkergruft
er als ein Freier steige?'*

Und wieder stählt sich das Gemüt, stählt und stärkt sich der schwankende Glaube an dem Vorbild der Männer, die auch zu Zeiten des Dichters heldenmütig für das Vaterland Leib und Leben eingesetzt, und groß, klar, von überirdischem Glanze umleuchtet, steht vor Thomas Moores Auge das Bild seines Jugendfreundes Robert Emmet als die Verkörperung Erins selbst, nicht als einer von vielen, die sich hingaben, sondern als der Held, der Dulder. Und ihm zu Seiten steht Sarah Curran, nicht allein mehr die Braut Emmets — auch sie ein Symbol des Märtyrertums, das über Irland hereingebrochen. Die Lieder, die Thomas Moore diesen beiden Gestalten weiht, sind zu schön, zu melodisch, als daß die Übersetzung sie würdig wiedergeben könnte; so mögen am Schluß der Betrachtung über die 'Irish Melodies' die Verse stehen, die im Andenken an Robert Emmets letzte Rede des Dichters Seele entströmten:

'Oh! breathe not his name, let it sleep in the shade,
where cold and unhonour'd his relics are laid:
Sad, silent, and dark, be the tears that we shed,
as the night-dew that falls on the grass o'er his head.
But the night-dew that falls, though in silence it weeps,
shall brighten with verdure the grave where he sleeps;
and the tear that we shed, though in secret it rolls,
shall long keep his memory green in our souls.'**

Gegenüber dieser Melodie der Sprache verblaßt jede Uebersetzung; man glaubt die Wellen des Meeres, das Irland umspült, in den Rhythmen Thomas Moores wiederzuhören — seinem Pulsschlag hat er seine Lieder abgelauscht. Hier stört der Schwulst der Bilder die reine klare Form nicht mehr; frei von allem Räsonnement, spiegelt sich hell und anmutig die fühlende Seele in diesen Liedern wider: Und das verlangen wir von echter Lyrik. Man möchte fast erschrecken, wieviel gedanklichem Hochmut, welch einer Wichtigtuerei mit Weltanschauungsfragen man in unserer Lyrik — und selbst in unserer modernen Kriegslyrik — begegnet . . .

---

* Falke. — ** Angeführt nach Stockmann S. 64.

Thomas Moore hatte allerdings eines vor uns voraus: Seine Form mußte so rein, so schlicht und volkstümlich werden, weil er bedacht war, den in aller Herzen lebendigen Melodien würdige Worte unterzulegen. Er verstand das Volk und wußte, das Volk liebt die Sage, die Handlung, die heldenhaft jasagenden Gefühle und die wehmütigen Klänge: und so sprach er von allem, was Irland hoffte, liebte, litt, betrauerte, mit Worten, daß jeder spüren mußte: so hätte ich es auch gesagt! Und die Melodien, die zu diesen Versen stimmten, waren von solcher Gewalt, daß Händel von der alten Weise ‚Erin, oh Erin‘ erklärte, er wollte lieber der Komponist dieses einzigen Liedes als aller seiner Werke sein ...

Niemand wird sich wundern, daß der Erfolg der ‚Irischen Melodien‘ ein ungeteilter war. Lord Byron prophezeihte: ‚Moores Irische Melodien werden mit ihrer Musik auf die Nachwelt kommen, und beide werden so lange fortleben wie Irland oder wie Musik und Poesie.‘ Daniel O' Connel, der feurige Redner, pflegte seine Reden mit Stellen aus diesen Liedern, die wie Sprichwörter dem Volke geläufig waren, zu schmücken. ‚Es gab bald und gibt heute noch keinen Bauern in Irland, dem das Lied: „When he who adors thee“ nicht bekannt wäre‘, berichtet Brandes. Weit über die Küsten Irlands hinaus fanden sie begeisterte Aufnahme, vor allem in den Ländern, denen der Sinn für die Freiheit der Nation aufgegangen war, und die nach Verwirklichung ihrer politischen Ideale nicht weniger dürsteten als die Söhne Erins, so in Polen, Rußland, Italien, Frankreich. Auch in Deutschland fanden sich Übersetzer, von denen Oskar Falke und Alfons Kißner, der auch ein Liederheft mit Originalmelodien veröffentlichte,* die bestgelungene Auswahl bieten.

Über eines möchte man erstaunt sein: daß die ‚Irish Melodies‘ auch in England gesungen wurden. Stockmann bemerkt dazu: ‚Die sonst so rührige englische Polizeigewalt und der sonst so tadellos funktionierende Gesetzesapparat sahen sich dieser neuartigen Erhebung Irlands gegenüber, die sich über die Grenzen der Grünen Insel hinaus in das Land des Erzfeindes hinüber erobernd vorwagte, völlig machtlos. Es war allzu gewagt, gegen das Lesen und Singen von Poesien vorzugehen, für welche die Frauen und Töchter jener Wächter über die Sicherheit des Staates in Bewunderung und Schwärmerei fast erstarben. So fand man es klüger, dieser Modeströmung in den eigenen Reihen ihren ungestörten Lauf zu lassen, was die Sache Irlands vielleicht mehr förderte, als alle Aufstände es je vermochten.‘ Auf die Anschuldigung, daß er durch diese glühenden Vaterlandsgesänge seine Landsleute zur Empörung reizen würde, antwortete Thomas Moore mit folgendem Gleichnis: Unter der Regierung des Kaisers Theodosius waren die Einwohner von Antiochien durch strenge Religionsedikte zum Aufstand getrieben worden, wurden aber bald besiegt.

---

* Alfons Kißner ‚Lieder der grünen Insel‘ (Leipzig, bei Rieter-Biedermann, 1874).

Theodosius zeigte sich unversöhnlich in seinem Zorn. Da ließ der Bischof von Antiochien die ergreifenden Trauergesänge der Antiochier vor dem Kaiser singen. Theodosius wurde durch sie so bewegt, daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten und er den Antiochiern verzieh. ‚In derselben Weise, wünscht Thomas Moore, möchten auch die Irischen Melodien die Kraft haben, in beredten Worten das Elend seiner Landsleute zu schildern und ihnen Verzeihung für ihre Fehler zu gewinnen.‘ —

Eine würdige Grabschrift war es, die Thomas Moore seinem liebsten Jugendfreund in den ‚Irischen Melodien‘ schrieb. Aber er hat ihm noch ein anderes Denkmal gesetzt, und das Werk, darin er ihn verherrlichte, war in Irland nicht weniger beliebt und bekannt als die ‚Melodien‘. Es war ein episch-lyrisches Gedicht, ‚Lalla Rookh‘ betitelt, den orientalischen Märchenerzählungen nachgeahmt, in welchem vier größere selbständige Dichtungen einem Sänger in den Mund gelegt werden, welcher einer mohammedanischen Prinzessin auf der Reise zu ihrem zukünftigen Gemahl mit diesen Geschichten die Zeit vertreibt und sich schließlich als der Ersehnte selbst entpuppt. Wenn man bedauern möchte, wieviel Zeit Thomas Moore auf Bibliotheken an das Studium ethnographischer und geographischer Werke verschwendete, um in seiner Dichtung das richtige Kolorit zu treffen, so ist dagegen zu sagen: Das orientalische Gewand ist bei ihm doch etwas mehr als leere Hülle: mit den farbensatten Schilderungen des Morgenlandes, mit dem Reichtum an Gleichnissen und Bildern, in welchen er hier schwelgt, befriedigte er ein Bedürfnis der keltischen Rasse und ihren Hang zum Farbigen, Gezierten, zum bunten Schmuck der Rede. Andrerseits hatte auch eine praktische Erwägung den Dichter veranlaßt, ein größeres Werk zur Ausführung zu bringen: die Irischen Melodien erschienen zwischen 1807 und 1834 in großen Pausen, und wenn er auch ein glänzendes Honorar dafür erhalten hatte, so reichte es für ihn und die Seinigen auf die Dauer doch nicht aus. Denn Thomas Moore hatte sich 1811 in London mit der Irländerin Elisabeth Dyke verheiratet und freute sich eines sonnigen Familienlebens.

Vielleicht auch wollte sich der Dichter durch die Beschäftigung mit einem fremdartigen Stoffe aus unerquicklichen Betrachtungen der oft trüben, trostlosen politischen Zustände retten, retten vor dem Streit der Parteien, von denen er sagen muß:

‚Whig und Tory, Schuft bei Schuft,
an jeder Seit' in stolzer Schande prangend,
Freiheit gekreuzigt zwischen beiden hangend.‘

Daß Lalla Rookh in der Tat eine innere Erlösung für ihn bedeutet, das beweist aufs deutlichste der dritte Gesang ‚Die Feueranbeter‘ (The Fire-Worshippers); denn hier, in ‚Irans‘ Geschichte, haben wir nur eine Transposition von ‚Erins‘ Geschichte und Geschick, und in dem Helden Hafed und seiner Braut Hinda stehen Robert Emmet und Sarah Curran voll neuen verklärten Lebens vor uns auf.

Der historische Hintergrund des Gedichtes ist sehr einfach: arabische Truppen überfluteten im 8. Jahrhundert Iran und unterjochten es nach verzweifeltem Widerstande seiner Bewohner. Die Erzählung selbst und die Personen hat Moores gestaltende Kraft geschaffen. Aus dem Inhalt der ‚schwermütigen, aufrührerischen Geschichte', wie er sie durch den Sänger der Prinzessin gegenüber kennzeichnen läßt, aus dem dramatisch bewegten Gang der Handlung und einigen der lesbaren Übersetzung von J. Wege entnommenen Proben der Dichtung erhellt, daß Moore das Schicksal seines Vaterlandes bei der Bearbeitung seines Gegenstandes vorgeschwebt: All Hassan dringt in Persien ein, die verhaßte Sekte der Ghebern auszurotten.

Noch niemals aus Arabiens Land
kam ein Satrap, der mehr verhaßt,
und Iran war noch nie gebannt
in solchen Joches blutige Last.
Gefallen war sein Stolz und Thron,
und sklavisch sah es manchen Sohn
im eignen Land — nicht mehr sein eigen —
sich vor dem Thron des Fremden neigen.

Bis auf ein kleines Häuflein, dessen Führer Hafed ist, vernichtete er sie. Der kühne Held erklimmt zur Nacht die Mauern von All Hassans Palast, ihn zu ermorden. Statt seiner findet er Hinda, die schöne Tochter seines Todfeindes. Von heißer Liebe ergriffen, vergißt er seinen Racheplan und genießt wie träumend des unerhofften Glückes. Unterdessen wird die Schar der Ghebern weiter und weiter zurückgedrängt — da, eines Tages, in mannhaftem Entschlusse zur Entsagung, gibt er sich der Geliebten als Führer der Ghebern zu erkennen:

Zu denen zähl' ich mich ohn' Scheu,
die Iran und der Rache treu,
der Stunde fluchen, die die Macht
Arabiens hierhergebracht,
die schwören, neu sich zu erwerben
die Freiheit oder drum zu sterben! . . .
Nie heilig wird deß Land dir sein,
der alles sonst um dich vergaß,
nur nicht dies Land und seine Pein!

Feuerpfeile, als Signal von den Ghebern ausgesandt, mahnen Hafed, sich von Hinda für immer zu trennen, und den Kindern der geschmähten Heimat, deren Zähren ‚wie Flammentropfen auf sein Herz' fallen, sein Leben zu weihen. All Hassan, Hindas Wesen im Innersten verändert findend, befiehlt ihr, vom Schauplatz der wilden Kämpfe zur Heimat zurückzukehren. Sie fällt unterwegs den Feinden in die Hände und sieht Hafed wieder, entdeckt ihm die Absicht ihres Vaters, der, von einem Verräter geführt, die tapfere Schar in der nächsten Nacht überfallen wird, und beschwört ihn, mit ihr zu entfliehen. In wundervollen Versen

schildert der Dichter den Eindruck, den diese Mitteilung auf den Helden macht:

Scharf ist der Wind, der Sommerlust
erstarret, Quell und grüne Saaten,
Doch schärfer ist der Schmerz der Brust,
die ihr Vertrauen sieht verraten. . .

Was nun folgt, ist eine Verherrlichung Hafeds, der ‚großen Seele‘, die unerschütterlich dem Vaterland Treue hält und jeden Anflug von Schwäche und Weichheit beim Blick auf die Braut besiegt. Mit ‚fieberheißem Aug‘ sieht er dem Scheine der Fackeln nach, die Hinda zum Strande zurückgeleiten.

Der letzte Kampf beginnt. In ‚Moslemherzen begraben‘ erst ruht der Säbel der Tapferen; ‚das beste Bett wird der erreichen, der sich begräbt in Moslemleichen.‘ Bis auf Hafed und seinen Freund ist dies geschehen. Ihm errichtet er den heiligen Holzstoß, seinen Leib selbst den Flammen weihend. Nachdem durch seinen ‚Traum von Qual und Müdigkeit‘ noch als das letzte Licht dieses Lebens Hinda gegangen, ‚seines Herzens reiner Stern‘, springt er mit ‚stolzem Lächeln‘ selbst in die Glut. Die Geliebte aber, deren Herz in ‚atemlosen Wartens Krampf‘ schon fast gebrochen, stürzt sich, als sie Hafed im Feuer verschwinden sieht, ins Meer. — Der Gesang schließt mit einer Ode auf die Unglückliche, deren letzte Strophe lautet:

Leb wohl du — es werden die Schönen und Guten,
solang nicht die Quelle des Mitleids versiegt,
beweinen den Führer, der starb in den Gluten,
beweinen die Maid, die im Meere hier liegt.

Als Lalla Rookh 1817 aus der Presse kam, zweifelte man in Irland keinen Augenblick daran, daß in dem Konflikt des Helden Hafed zwischen der Liebe zum Vaterlande und zu seiner Braut Robert Emmets und Sarah Currans Leben und Leiden gezeichnet sei, und diesem Umstande verdankte das Werk den ungeheuren Erfolg. Thomas Moore stand mit ihm auf der Höhe seines Schaffens; von unzählig anderem, das aus seiner Feder kam, erlangten neben den ‚National Airs‘, die als Fortsetzung der Irischen Melodien gedacht waren, bei weitem aber nicht zu dem erwarteten Umfang sich auswuchsen, seine satirisch-humoristischen Dichtungen Bedeutung. Obwohl in ihnen der dem Iren angeborene liebenswürdige, graziöse Witz vorherrscht, darf man sie doch nicht harmlos nennen; Thomas Moore hat oft in ihnen mit männlichem Mute, ohne Umschweife gesprochen. Als die Zeit kam, wo er die Schuld von Bermuda abzutragen hatte, rieten ihm die Freunde, eine staatliche Stellung anzunehmen. Aber der freiheitsliebende Dichter, der drei Kinder zu ernähren hatte (die beiden erstgeborenen waren frühzeitig gestorben), lehnte sie mit den Worten ab: ‚Ich will von der jetzigen Regierung kein Geschenk annehmen, das mir

die Zunge binden könnte.' So durfte er in einer Satire im Hinblick auf sich selber sagen:

'Für ihn strömt keine Jahresfrucht Pension,
ihm sprießt nicht einer fetten Pfründe Lohn.'

In derselben Dichtung spottet er, auf Irlands Geschick anspielend:

'Freund Rechtsgelehrter, geh mit deinem Buche,
nur in Gewalt nach Völkerrechten suche!'

Sehr oft ist der Prinz von Wales und sein liederliches Leben Zielscheibe seines Spottes; ein anderesmal hat er es auf die englische Politik, die ihre Gegner mit Gold zum Schweigen bringt, dann wieder auf Lord Castlereagh, die 'Inkarnation aller Fäulnis und Ansteckung, die Irland England zum Geschenk machte, wie die erschlagenen Leichen ihrem Mörder die Pest senden', abgesehen; bald geißelt er die englische Prüderie, bald ihre Religion und das Mißverhältnis zwischen Lehre und Leben, dessen Beobachtung ihm den Ausspruch abnötigt: Wenn die Engländer das echte Christentum besäßen, so wünschte er, in der vorchristlichen Zeit gelebt zu haben ...

Gewiß haben manche von den Satiren durch die Anspielung auf damalige politische und wirtschaftliche Schäden für uns an Interesse verloren; Moores Zeitgenossen nahmen sie — das beweisen die im ersten Jahr ihres Erscheinens nötigen 14 Auflagen — mit Jubel auf, traf doch fast jeder Pfeil ins Schwarze. Dies war auch bei der größeren satirisch-humoristischen Dichtung 'Family Fudge' der Fall, die, obgleich französische Mißstände aufdeckend, den Engländer empfindlich treffen mußte, der sich den Bundesgenossen jenes Landes rühmte, 'wo der Palast tauscht seine Herrn eh'r, als die Schlang' ihr Fell.' John Bull kam selbst auch nicht glimpflich in diesem Werk davon, und wenn er nur den Ehrennamen eines 'Vampir' davongetragen hätte, so müßte — sollte man denken — diese ehrwürdige Anrede allein genügt haben, die Blätter rebellisch zu machen. Merkwürdigerweise hören wir nichts von alledem, ja, wer in England irisch dachte, der sang diesen Schriften des Patrioten dasselbe Lob wie den früheren.

Es läßt sich nicht leugnen: Thomas Moore wurde zu seiner Zeit weit überschätzt. In Wahrheit hat er sich durch die 'Irischen Melodien' allein den Ruhm der Unsterblichkeit erworben. Aber wir gönnen ihm den freundlichen Glanz, der seine späteren sorgenvollen Jahre — er sah alle seine Kinder vor sich ins Grab sinken — erhellte. Und als seine Landsleute im Jahre 1852 auf seinen frischen Grabhügel den Stein setzten mit der Inschrift: 'Thomas Moore, the Poet and Patriot of Ireland', setzten sie nicht nur seinem Ruhm, sondern auch ihrer Liebe und Anerkennung ein würdiges Denkmal. Der Sänger der Grünen Insel ist der Poet Irlands gewesen; er war es, der den Beweis erbrachte, daß dem Vaterlande nicht bloß klirrende Schwerter und gepanzerte Helden dienen, nicht bloß Staatsmänner und feurige Redner, sondern daß auch die Dichtung dem Vaterlande gegenüber eine hohe und ernste Mission zu erfüllen hat.

Kleine Bausteine

Der italienische Soldat / Von Paul Holzhausen

Um über den kriegerischen oder unkriegerischen Charakter eines Volkes, seine militärischen Anlagen und seine Aussichten für einen beginnenden oder eben begonnenen Krieg einigermaßen stichhaltige Urteile sich bilden zu können, ist ein ziemlich umfangreiches Material und nach dessen Sammlung eine sorgfältige Untersuchung aller Umstände notwendig, die in jedem einzelnen Falle für die mitwirkenden Faktoren — lebende Menschen — bei ihrem Auftreten und ihren Leistungen bestimmend gewesen sind. Denn das ist ein Fehler, den bei uns die alte Militärkritik vor 1806 machte, daß sie Heere und Heeresleistungen zu mechanisch faßte, als etwas rein Maschinenmäßiges, das sich mathematisch eindrillen und mathematisch ausrechnen ließe, während man es umgekehrt mit Mengen von Einzelwesen zu tun hat, deren moralischer Wert nicht, wie jene Militärmathematiker meinten, eine quantité négligeable ist, sondern im Gegenteil ein ungemein wichtiger Faktor zum Siege oder zur Niederlage.

Es wird nun die Aufgabe dieser Studie sein, die Psyche des italienischen Soldaten auf Grund solcher — zum Teil aus Italien selbst herstammenden — kriegsgeschichtlichen Materialien bloßzulegen.

Beginnen wir mit der ersten für den Soldaten erforderlichen Eigenschaft, dem physischen und moralischen Mute. Ist der Italiener ein tapferer Mann? Wir meinen: tapfer schlechthin, ohne psychologische Kniffeleien über das Wort anzustellen. Die Frage ist ebenso oft bejaht wie verneint worden. Auch zweifelndes Achselzucken. Das Material ist hier so widerspruchsvoll wie möglich.

Sehen wir den italienischen Soldaten des 4. Korps der großen Napoleonsarmee, wie er unter Eugens Führung am herbstfrischen Morgen des 7. September 1812 durch den höllischen Geschoßhagel der Russen auf den weißen Kirchturm von Borodino losmarschiert, das Dorf erobert, die furchtbare Rayewskischanze erstürmen hilft; eines Gefühles der Achtung können wir uns da nicht erwehren — auch heute nicht, wo die Urenkel dieser Helden in den Reihen unserer Gegner stehen.

Auch während des Rückzuges der Großen Armee hat das Korps des Prinzen Eugen eine Reihe ruhmvoller Waffentaten vollführt. Am 23. Oktober stieß seine Spitze südlich von Moskau in der Stadt Malo-Jaroslawetz auf die Kosaken des russischen Generals Dochturow und vertrieb sie aus dem Orte. Am folgenden Tage von dem Gros der Dochturowschen Armee angegriffen, haben die Italiener in vielstündigen Kämpfen um die Stadt gerungen, in deren Besitz sie schließlich blieben. Alle Berichte, auch die von deutscher und französischer Seite, stimmen darin überein, daß

sich die Söhne des Apenninenlandes an diesem Tage, vielleicht dem besten in ihrer bisherigen Kriegsgeschichte, wie Löwen geschlagen haben. Der Franzose Labaume, der als Ingenieuroffizier im Korps Eugens den Feldzug mitmachte, lobt neben der italienischen Garde besonders die Division Pino, die in stürmischem Anlauf die vom Feinde besetzten Anhöhen wegnahm.*

Noch am 3. November bei Wjäsma bewies das Korps Eugens unter den Schrecken des Rückzuges eine bedeutende Widerstandskraft, durch die es im Verein mit dem Neyschen und dem polnischen Korps die von Miloradowitsch, dem ‚russischen Murat', schon halb und halb abgeschnittene Nachhut (unter Davout) oder wenigstens deren Trümmer rettete.

Der Tag des Untergangs dieser tapferen Truppe war der 9. November 1812. An diesem Tage mußte Eugen den Wop, einen kleinen Nebenfluß des Dnjepr, überschreiten, an sich ein Rinnsal, das aber durch Regengüsse zum Strome angewachsen war. Die geschlagene Brücke brach, und das eiskalte Wasser mußte durchwatet werden, unter fortwährendem Feuer und den Angriffen der Platowschen Kosaken. Eugens Ordonnanzoffizier, Oberst Delfanti, ging mit der Königlichen Garde zuerst durch die Fluten. Die Reiterei hatte den Übergang zu decken. Neben den Italienern waren auch Reste bayerischer Reiterregimenter dabei. Die Aufgabe wurde unter den denkbar schwierigsten Umständen gelöst.** Schon am 12. erreichte Eugen Smolensk. Er hatte sich noch einmal durch die Vorhut des Platowschen Streifkorps durchschlagen müssen. Die Kraft seines Korps war gebrochen, aber in Ehren war es untergegangen.

Ein Gleiches muß von der neapolitanischen Garde Murats gesagt werden, die, mit Ersatztruppen (der Division Loison) dem zurückgehenden Heere nachgeschickt, vielmehr zur Aufnahme entgegengesandt, in der Gegend von Wilna einer fast dreißiggrädigen Kälte erlag. Ein Regiment oder eine Abteilung ging in einer einzigen Nacht zugrunde, in der sie zur persönlichen Bedeckung des Kaisers Napoleon kommandiert worden war. Ihr Führer, der tapfere Herzog von Rocca-Romana, verlor in dieser grausigen Frostnacht mehrere Finger.***

In weitem Abstande von diesen Neapolitanern, die sich für den großen Kaiser Napoleon in der schauerlichen Winternacht des Dezember 1812 opferten, finden wir jene neapolitanische Armee, die der unglückliche Murat im Frühjahr 1815 marschieren ließ, um sich mit ihrer Hilfe zum Herrn von Italien zu machen, wie sich sein Kaiserlicher Schwager durch den kühnen Zug von Elba nach Paris noch einmal zum Herrscher Frankreichs gemacht hatte. Beider Unternehmungen waren am letzten Ende unglücklich. Aber welcher Unterschied zwischen den beiden! Während Napoleons Heer im Belgischen Feldzuge nach dem letzten Siege von Ligny erst in beispiel-

* Eugène Labaume, ‚Relation circonstanciée de la campagne de Russie'.

** Näheres in meinem Werke: ‚Die Deutschen in Rußland', II. (Erste Phase des Rückzugs).

*** Bourgoing, ‚Itinéraire de Napoléon I.', Paris, 1862.

losem Ringen bei Waterloo erlag, hatten die österreichischen Generale Frimont und Bianchi mit Murats Truppen leichtes Spiel, und das Heer des Königs von Neapel flüchtete nach einigen Treffen, die kaum mehr als Gefechte genannt werden können, im Zustande völliger Auflösung aus Mittelitalien nach seiner Heimat zurück.*

Schon 1813 hatten sich die Leistungen der italienischen Divisionen als recht ungleiche erwiesen. Bei Königswartha war die Division Peyri, und bei Dennewitz die Division Fontanelli — beide gehörten zum Korps von Bertrand — überwältigt worden, immerhin nicht ohne hartnäckigen Widerstand geleistet zu haben. Ebenso ungleich war ihre Haltung bei Leipzig.

Auch in den späteren Jahrzehnten haben die Italiener an manchem heißen Schlachttage Mut und Ausdauer bewiesen. Die militärische Komödie der Revolution von Neapel (1820/21),** auch die verschiedenen Aufstände und Aufstandsversuche in den folgenden Zeiten werden unser Urteil kaum im gegenteiligen Sinne beeinflussen dürfen, nach der alten Erfahrung, daß sich Empörer regulären Heeren gegenüber in der Regel von vornherein im Nachteil befinden. Auch während der in der italienischen Kriegsgeschichte vielleicht unglücklichsten Jahre 1848/49 haben die Piemontesen — übrigens wohl die kriegstüchtigsten Bewohner der Apenninenhalbinsel — im einzelnen achtungswerte Leistungen zu verzeichnen, die freilich der überlegenen österreichischen Macht und dem Feldherrntalent eines Radetzki gegenüber zum Erfolge nicht führen konnten. Sowohl bei Custozza wie bei Novara haben die Soldaten Karl Alberts von Sardinien mit ihren Feinden lange um die Palme gerungen. ‚Seine Truppen hatten sich gut geschlagen,' sagt ein österreichischer General über die Gegner von Custozza;*** ‚einigemal sogar wankte die Wagschale des Sieges, ihre Soldatenehre war unangetastet.'

Auch die Teilnahme der Italiener an den Feldzügen von 1859 und 1866 liefert manche Belege für die individuelle Kriegsbegabung und Brauchbarkeit namentlich der Piemontesen. Wenn sie trotzdem bei Solferino, wo sie den linken Flügel hatten, nicht siegten, vielmehr von Benedek an die Ufer des Gardasees gedrückt wurden, so lag das wesentlich an ihrer Führung. Mit Recht hat schon einer der älteren Darsteller des Feldzuges, ein Zeitgenosse, darauf hingewiesen, daß die Heeresleitung schon bei den die eigentliche Schlacht einleitenden Kämpfen in eigentümlicher Weise ihre Kräfte in viel zu umfangreichen Erkundungen zersplitterte, die Truppen verschiedener Divisionen unglücklich durcheinander warf, dann schließlich der

* Übersichtliche Darstellung der militärischen Vorgänge bei: (Schulz), ‚Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792', 14, I.

** Carascosa, ‚Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du royaume de naples en 1820 et 1821', Londres, 1823; Colletta, ‚storia del reame di Napoli', III.

*** (v. Schönhals), ‚Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege von 1848/49', Stuttgart und Tübingen, 1852.

König Victor Emanuel den Entschluß nicht fassen konnte, durch Preisgabe seines linken Flügels dem rechten die erforderliche Kraft zu geben. So wurden die Piemontesen bei Solferino eigentlich geschlagen, und nur dem Einsetzen der französischen Garde im Zentrum und der Tatkraft des Generals Niel auf dem rechten Flügel der Schlachtordnung hatten sie einen Sieg zu verdanken, dessen Frucht für das damals noch nicht geeinigte Italien die Erwerbung des schönen Lombardenlandes wurde.

Der Ruf der piemontesischen Tapferkeit — ich rede noch immer von dieser — wurde durch die Ereignisse des Jahres 1866 zwar nicht erhöht, aber doch auch wohl kaum wesentlich geschädigt. Denn dem — abermals bei Custozza — den Österreichern unterlegenen Landheere wird, wenn man gerecht sein will, die Zubilligung mildernder Umstände nicht vorenthalten werden dürfen, da die Italiener an Zahl, auch an Artillerie, ihren Gegnern unterlegen, zudem von langem und beschwerlichem Marsche ermüdet waren, während die Österreicher ausgeruht in den Kampf gingen.

Ein paar Worte besonderer Betrachtung wird nun aber die auch in unseren Tagen wieder vielgenannte Seeschlacht bei Lissa beanspruchen dürfen. Der Sieg Tegetthoffs, der in keilförmiger Schlachtordnung in die in Linie aufgestellten Schiffe des Admirals Persano hineinfuhr, den Re d' Italia in den Grund bohrte, den Palestro in Brand schoß, sollte die italienische Flotte auf Jahrzehnte in Verruf bringen. Weniger freilich hat der Tadel die Untergebenen und Mannschaften getroffen. Es steht fest, daß die beiden Schiffe heldenhaft untergingen.* Aber die Führung des Admirals Persano und mehrerer seiner Oberoffiziere ist von Mit- und Nachwelt scharf verurteilt worden. Nur hat sich jetzt insofern das Blatt gewendet, als der bisher vorzüglich als Sündenbock festgenagelte Admiral, den zu seinen Lebzeiten das Verdikt des italienischen Senats traf, nach neueren Forschungen schuldloser erscheint, wogegen verschiedene hohe Seeoffiziere, namentlich der Konteradmiral Albini, um so schwerer belastet werden, letzterer, weil er sich mit einem Teil der Flotte an dem Kampf überhaupt nicht beteiligte. Die Sache hat insofern Bedeutung, als sie auf einen anerkannten Krebsschaden der italienischen Armee und Flotte, ihren traditionellen Mangel an Disziplin, ein bedenkliches Licht wirft. L'indisciplina ist der schwerste der Vorwürfe, die der Führer in diesem Streite, der auch diesseits der Alpen rühmlich bekannte römische Schriftsteller Alberto Lumbroso, gegen die Marine von 1866 erhoben hat.**

Lumbroso ist italienischer Patriot, und die schmerzlichen Worte, in denen er über diesen Mißstand sich äußert, sind die eines geistig hochstehenden, mit dem Gegenstande wohlvertrauten und von der Gerechtigkeit der von ihm vertretenen Sache überzeugten Mannes.

* Der Palestro flog in die Luft, als der Brand die Pulverkammer erreichte.

** Alberto Lumbroso, ‚Processo dell' ammiraglio C. Pellion di Persano', Rom, 1915; ders., ‚La Battaglia di Lissa', Rom, 1910.

An Beispielen von mangelnder Zucht und Selbstsucht ist die Geschichte des südlichen Volkes nicht arm. Bei dem gemeinen Manne tritt dieser Mangel in dem ausgeprägten Hange zu Unordnungen und Plünderungen hervor, wofür ja zahlreiche Vorfälle vor und nach der jetzigen Kriegserklärung an Österreich traurige Belege bieten. Diese Neigung zu Widersetzlichkeiten ist auch dem italienischen Soldaten aller Zeiten eigen gewesen. Auch Murats neapolitanische Gardisten, deren tragisches Ende im Dezember von 1812 man nicht ohne Bewegung lesen kann, waren recht unverträgliche Kameraden gewesen. Die Offiziere der Loisonschen Division, zu der sie gehörten, klagen über beständige Schlägereien zwischen den Nobelgardisten und den Soldaten der anderen Regimenter. In Königsberg erlebte ein Koburgischer Premierleutnant, daß Muratsche Reiter einer Wirtshauspatrouille ein förmliches Gefecht lieferten, in dem zwei deutsche Soldaten getötet wurden und die Neapolitaner endlich ‚unter Zurücklassung fünf toter und drei schwer verwundeter Kameraden ihren Rückzug nahmen'.*

Auch inmitten der Auflösung der Großen Armee im Jahre 1813 tritt dieser Zug recht wahrnehmbar zu Tage. Die Italiener desertierten in Masse: ein polnischer Offizier berichtet, daß schon auf dem Marsch in den Feldzug das in Italien rekrutierte 13. Husarenregiment zwischen der piemontesischen Grenze und der deutschen Festung Magdeburg drei Viertel seines Bestandes durch Fahnenflucht verloren habe.** ‚Es sind Schurken', sagte der Kaiser auf dem Rückzug nach Leipzig, ‚sie gehen zum Teufel; ehe ich an den Rhein komme, verliere ich sie alle.' Er nannte sie fricoteurs (‚Leckermäuler'), und wenn er schlechter Laune war, bekamen die Söhne des Südens auch ein ‚verdammtes Pack!' (la sacrée canaille) und andere Freundschaftstitel zu hören.***

Wenn das am grünen Holze geschah, in einem Heere wie der Großen Armee und unter den Augen des ersten Kriegsmeisters der Welt, so wird es begreiflich erscheinen, daß die zahlreichen Revolutionen, durch die der vulkanische Boden des heißen Landes im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erschüttert wurde, noch ganz andere wirre Bilder der Unordnung, Plünderung und Greuel aller Arten aufweisen, wobei hervorgehoben werden mag, daß die Regierungstruppen der kleinen italienischen Fürsten den Aufständischen, die sie zu bekämpfen hatten, im allgemeinen wenig nachgaben. Auch liefen die einen in der Regel so schnell auseinander wie die anderen. Unvergessen sind die Auftritte in jener Nacht nach der Schlacht bei Custozza (23./24. Mai 1848) in Mailand, wo dieselben Piemontesen, die noch wenige Stunden zuvor auf dem Schlachtfeld Anerkennenswertes geleistet, sich den wildesten Ausschweifungen überließen. Auch die Heereszüge des

* Ein Bild dieser Verhältnisse gibt das 3. Kapitel des anmutig geschriebenen Werkes von Schauroth: ‚Im Rheinbundregiment der Herzogl. Sächsischen Kontingente', Berlin, 1905.

** Mosbach, ‚Zur französisch-deutschen Kriegsgeschichte 1800—1813', Breslau, 1813.

*** Martens, ‚Vor fünfzig Jahren', Stuttgart und Öhringen, 1862.

berühmtesten und volkstümlichsten italienischen Freischarenführers weisen solche Züge auf, und die camicia rossa (die ‚rote Bluse') des Garibaldiners erweckt unter uns einen Komplex von Vorstellungen, in dem, je nach den besonderen Umständen, manchmal das Bild des todesmutigen Helden, manchmal aber auch ein anderes vorwiegt, das nicht allzuweit vom Banditen entfernt ist.

Dieser Mangel an Disziplin ist, wie wir an Albinis Beispiel sahen, in höheren Befehlsstellen nicht selten verhängnisvoll geworden. In dem Fall von Lissa sucht ihn Lumbroso aus verschiedenen Gründen, unter anderen aus der späten Einigung des Landes, zu erklären, dessen Heer und Flotte noch nicht fest genug zusammengenietet waren und in deren Reihen, auch unter deren Spitzen, noch zentrifugale Tendenzen verschiedener Art, auch landschaftliche Gegensätze auseinanderwirkten. Albini war Genuese und mag dem Sarden Persano nur ungern gehorcht haben. 1866 waren solche Gegensätze erklärlich und bei dem Naturell des Italieners besonders leicht begreiflich. Seit jener Zeit ist ein halbes Jahrhundert vergangen. Aber das Naturell ist geblieben; es ist gemein-italienisch, zum Teil auch wohl gemein-romanisch. Auch die Geschichte des französischen Heeres ist an ähnlichen Erscheinungen nicht arm, und manches ihrer Blätter, das ein Ruhmesblatt hätte werden können, ward dadurch zur Traueranzeige. Nur ist der Italiener eine noch viel heißblütigere und zanksüchtigere Natur als wenigstens der Nord- und Westfranzose; die hierin für den Erfolg eines Krieges liegende Gefahr mithin bei ihm noch weit größer.

‚Ein schmerzliches Geständnis', sagt voller Besorgnis Lumbroso,* ‚ist der unparteiische Geschichtschreiber abzulegen veranlaßt, selbst gezwungen: nämlich daß die Italiener von 1866 zu Wasser wie zu Lande noch die von 1848 waren. Wie die 1814 aus langer Verbannung nach Frankreich zurückgekehrten Bourbonen hatten sie nichts gelernt und nichts vergessen. Und leider sind die Italiener von 1895, die Italiener von 1910 noch immer dieselben . . .'

Wieweit diese mahnenden Worte auch 1915 noch Geltung haben, wird die nächste Zukunft erweisen. Natürlich kommen auch noch ganz andere Faktoren bei dem Kriege in Betracht: die Kopfstärke und Ausrüstung für die Masse, das Talent der obersten Führung, die wirtschaftlichen Kräfte des Landes, endlich der oft über die Dinge im letzten Augenblick souverän entscheidende General Fortuna.

Die Kriegsstärke des heutigen italienischen Heeres anzugeben, ist nicht ganz leicht. Nach von Bonin** umfaßt der Gesamtbuchbestand einschließlich der Territorialmiliz gegen 4½ Millionen, von denen aber fast 2 Millionen keine oder nur eine geringe militärische Ausbildung erhalten haben. Außerordentlich hoch ist nach den eigenen Angaben der amtlichen

* ‚La Battaglia di Lissa', 257.

** Artikel: ‚Italien' in v. Altens Jahrbuch für Heer und Flotte.

Stellen des Landes die Zahl der Dienstuntauglichen (riformati) und der Heeresunsicheren (renitenti). Die ersteren machen 20, die letzteren durchschnittlich 10 Prozent aller Gestellungspflichtigen aus. Hierdurch wird natürlich die Wehrkraft des Landes erheblich geschmälert. Nachteilig für die Schlagfertigkeit der Infanterie sind die geringe Friedensstärke und die durch den unruhigen Charakter der Bevölkerung bedingte starke Verwendung im Sicherheitsdienst. Der Kavallerie wird nachgesagt, daß ihre Offiziere gut beritten, aber die Ausbildung größerer Kavalleriekörper durch die örtlichen Verhältnisse Oberitaliens behindert ist, wo der größte Teil des Heeres schon zu Friedenszeiten steht. Die Feldartillerie ist im letzten Jahrzehnt gründlich umgestaltet, eine schwere Artillerie überhaupt erst neuerdings geschaffen worden. Eine große Anzahl schwerer Geschütze sollen in letzter Zeit aus Frankreich bezogen sein.

Interessant ist die Bewegung in der italienischen Marine. Nachdem sie jahrzehntelang darniedergelegen, wurde sie in den letzten Jahren wesentlich gefördert. Nach dem Annuario statistico Italiano besaß Italien am Schluß des Jahres 1913: 51 Schlachtschiffe in sechs Klassen, darunter verschiedene Dreadnoughts, deren Bau nach den Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges eifrig betrieben wurde. Sehr bedeutend ist die Zahl der Torpedofahrzeuge (schon 1913 gegen 140), von denen man sich besonders Schutz für die langhingestreckten Küsten verspricht. Über den Wert der neueren italienischen Flotte hat vor einigen Jahren ein deutscher Fachmann* gesagt: ‚Man muß anerkennen, daß sie hinsichtlich der Beschaffenheit der Kampfmittel keinen Vergleich zu scheuen braucht.' Wohlverstanden ist hier ausschließlich von den Kampfmitteln die Rede.

Diese noch zu erhöhen, hat Italien Muße gehabt, zu einer Zeit, als die anderen europäischen Großstaaten schon ausnahmslos miteinander im Kampfe rangen. Ob es sie voll ausgenützt, vermag ich nicht zu entscheiden. Nach amtlichen Mitteilungen ist das gesamte Offizierskorps der Armee und Marine stark verjüngt worden. Auch in anderer Hinsicht wurde eifrig gearbeitet, und den Lesern italienischer Blätter muß die zeitweilige Beschränkung des Bahnverkehrs im Winter aufgefallen sein — eine Sache von Bedeutung, da das kohlenarme Land für den Fall eines kommenden Krieges mit diesem Brennstoff sparsam umgehen mußte.

Sehr gerühmt wurde in italienischen Zeitungen die Befähigung des Generalstabchefs Cadorna. Ob mit Recht oder Unrecht, muß abgewartet werden. Er stammt übrigens aus einer alten Soldatenfamilie. Auch im Kriege von 1859 kommt ein Cadorna in höherer Stellung vor.

Eine weitere Frage ist, wieweit die Finanzkraft Italiens, auch mit Hilfe des selbst sehr stark engagierten Dreiverbandes, die Belastungsprobe eines längeren Krieges aushalten wird.

Alles in allem weiß man also noch nicht allzu viel von der wirklichen

* Kapitän zur See Peters.

militärischen Bedeutung des neuen Gegners. Seine Erfolge im letzten libyschen Feldzuge haben kaum ausgereicht, das durch die in Abessynien erlittenen Schlappen erschütterte Ansehen des Staates herzustellen. Sehr beachtenswert — und ich möchte noch einmal darauf hinweisen — erscheinen mir die Warnungen Lumbrosos, eines Mannes von Urteil: er ist lange Jahre Offizier des Beurlaubtenstandes gewesen und mit vielen der ersten Kapazitäten auf dem Gebiete des Heerwesens persönlich bekannt; er besitzt eine hervorragende geschichtliche Bildung und gilt entschieden als der erste Napoleonkenner seines Landes.

Im Granatfeuer auf polnischer Heide
Von Hermann Platz

Arg wütete der Wind durch das polnische Ödland, in dem unsere Schützengräben angelegt sind. Pfeifend fuhr er über die hürdenbedeckten Erdwälle, erbarmungslos alles in weißgelben Sand hüllend. Wer die Erdhöhle verlassen mußte, dem füllten sich Ohren, Mund, Nase und Augen mit dem stechenden Sand, so daß das Feldgrau noch täuschender der Umgebung sich anpaßte. Drum blieb jeder gern in seiner Behausung und suchte sich den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, den Grabenposten bedauernd, der auch am Tag wachsam nach dem nahen Feinde ausspähen und die Sicherheit der Truppe gewährleisten mußte. Wochenlang war der Feind ruhig gewesen, und eine gewisse selbstverständliche Gemütlichkeit lag über allem Tun. Man fühlte sich zwar nicht gerade glücklich. Dazu war das Leben zu eintönig, die Gegend zu kahl, die Bewegung zu gering, die Heimatsehnsucht zu groß. Aber im Vergleich zu den ausgestandenen Strapazen und nachzitternden Erregungen der ersten Zeit war das Gefühl der Geborgenheit, das sich allmählich eingeschlichen hatte, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Leise füllte es die Seelen und gab ihnen mit jedem neuen gefahrlos verlaufenen Tag neue Kraft und neuen frohen Willen zu leben.

Wir hatten einen netten Unterstand, in dem sogar ein Tisch war. Der Kaffee, die einzige Mahlzeit, die uns zu gemütlichem Geplauder vereinte, hatte gut geschmeckt. Rauchend und scherzend sprach man von Heimat und Familie, von Frieden und Zukunft.

Da plötzlich, bum, bum! Die ersten Schüsse der schweren Artillerie. Heulend kamen sie heran. Und aus dem Sausen erkannte jeder sofort: diesmal gilt es nicht den rückwärtigen Stellungen, sondern uns, dem vordersten Schützengraben. Sei es, daß einer der Kameraden sich zu sehr gezeigt hatte, sei es, daß wir mürbe gemacht werden sollten.

Mit dieser Erkenntnis reißt der Faden des Alltäglichen ab. Wir stürzen hinaus aus der uns bis dahin wohnlich und sicher umhegenden

Klause in den Graben. Einer nach dem andern eilt den Graben entlang, sich duckend, um sich aus dem Schußfeld zu entfernen. Bum, bum! Wie auf Befehl schmiegt sich alles an den linken Grabenrand, den Kopf fast in den Sand bohrend. Und wenn die Granate vor dem Graben geplatzt ist, dann sausen im Nu alle Köpfe nach rechts, um nicht von den herankommenden Splittern getroffen zu werden. Und so geht's fort, die Zeit legt sich bleiern auf die Seele. Bei jedem neuen Schlag dieselben Bewegungen -- dieselben Erregungen. Was in den Seelen lebendig geworden, spiegelt sich auf den Gesichtern: das Grauen, das Grauen vor der Granate. Es hat Besitz genommen von allem Lebendigen und es in seinen Dienst gezwungen. Wehrlos, tatenlos liegen wir da. Die Züge verzerren sich, die Augen flackern unheimlich, die Hände krampfen sich an alles Feste. Die Körper sind wie weggeworfen, hingestreckt, fortgerissen, willenlos, tatenlos dem Höheren, das die Stunde beherrscht, ausgeliefert. Niemand ist ich, alles ist Grauen, durcheinandergemischt, nähergerückt, seelenverwandt. Eine zusammengeballte Masse! Der einzelne wie eingeklemmt. Keine befreiende Tat winkt, zu der er sein Ich, seinen Willen straffen kann. Über dem Schützengraben aber steht der, der das Grauen erfunden hat, der Tod. Unsichtbar leitet er das schaurig schöne Konzert, das die Feuerschlünde anstimmen. Kapellmeister Tod kennt keine zarten Rücksichten. Er fragt nicht nach Wünschen. Er horcht nicht auf schöne Worte. Er hascht nicht nach Beifall, macht keine Verbeugung. Ein Konzert, zu dem niemand freiwillig kam. Das Publikum hört die Musik, vernimmt aber nicht die sinnlichen Weisen, sondern nur den unsinnlichen Sinn. Es möchte sich gerne freuen an den Tönen, die wie Weltwanderer durch die Räume rasen, freuen an der entgeisterten Landschaft mit den grauen Staubkegeln, an der Dämmerstimmung, die zu Feierabend und Abschied lädt. Aber es sind nur Momente, wo diese Schönheit über die Schwelle des Bewußtseins dringt. Etwas drängt und reckt sich empor aus der Geschlagenheit: ein wachsender Wille, die Lage zu beherrschen. Zwei Ausgänge sind da: der W i t z und das G e b e t. Der Witz ist der weithin sichtbare, breite Weg in das Gesenke des Vergessens und Drüberhinwegkommens. Darauf versteht sich der Berliner, der in unserem Regiment tonangebend ist. Ein Witz schlägt den andern. Gelächter auf allen Seiten. Die Situation ist gerettet, die Entladung vollzogen, bis die nächste Granate heranfaucht und die Niederzwingung durch das Unsichtbare von neuem beginnt.

‚Wo ist der Eroberer dieser Welt?' heißt es irgendwo im Evangelium. Ja, wo ist er, der Herr der vielgerühmten Kultur, der seinen staunenden Zuhörern auf allen Instrumenten der Technik, Kunst und Wissenschaft vorgespielt und sie zu seinen Füßen gebannt hatte? Da liegen sie nebeneinandergekauert: der Künstler neben dem Bauern, der Gelehrte neben dem Arbeiter, in gleicher Vernichtung, gewaltsam entworden dem alten Menschentum, im Witz sich sofort wieder entringend den Entscheidungen des Augenblicks, mit Worten sich hinübertäuschend über die Tiefe des Falles, an

Lacherfolge sich aufkrallend bis zum Rande der Erniedrigung. Gewiß psychologisch verständlich, ja notwendig ist der Witz in den Augenblicken solcher Gefahr, da man tatenlos zusehen muß, wie das Übermenschlich-Übermächtige Ereignis wird. Aber er sitzt ja nicht im Herzen der seelischen Zuständlichkeit, er nimmt nicht die Stelle einer Leben und Tod verbindenden Wirklichkeit ein. Er verhüllt mit dem Lappen der Wortkunst gähnende Abgründe.

Das Gebet dagegen entkleidet die Dies irae-Stimmung ihres tiefsten Schauers, indem es einen befreienden Ausblick in das Panorama der Ewigkeit eröffnet. Gewiß ist ein Unterschied zwischen dem Gebet, das aus dem Zwang des Augenblicks geboren ist, dem Lallen, das formlos zwischen Furcht und Ahnen dahinschwankt, und dem im Gestern verankerten, in der Form organisierten Gebet des Gläubigen. Doch Gott allein kennt die Herzen und urteilt über die Wirklichkeiten. Er weiß in dem ungeübten Lallen des verlorenen Großstadtmenschen das Echte von dem Unechten zu scheiden. Er zerreißt die Maske des selbstgerechten Beters, der sich mühelos auf den breitgetretenen Bahnen der Herkömmlichkeit bewegt. Er sieht die Zerrissenheit des Diesseitsmenschen, dem nie Wege des Heiles gezeigt wurden, und wertet die dämmernde Sehnsucht nach dem Organischen, die der Krieg allenthalben lebendig werden läßt. Wer Gott kennt und seinen Namen lobt, der erträgt die Losgelöstheit vom Leben, in die der Krieg die Soldaten stürzt. Er hat einen Standpunkt, von dem aus Krieg und Frieden, Diesseits und Jenseits, Schmerz und Freude verständlich werden. Einst lastete der Druck des Unendlichen auf dem Menschen. Der moderne Mensch glaubte diesen bald aus der Tiefe, bald aus der Höhe kommenden Druck des Unendlichen auflösen zu können in geradlinig-ansteigende Bewegung ins Unendliche, die er selbst tätig fördern und fördernd genießen wollte. Da kam mit dem Weltkrieg der Bruch und mit dem Bruch der alte Druck. Die heulende Granate ist für Hunderttausende die Drommete des Gerichtes geworden. Schlachtfeld und Schützengraben werden zu geweihten Orten, an denen zitternde Seelen bang das Opfer ihres Lebens bringen möchten. ‚Gott ist,‘ das ringt sich wohl vom Grunde des Herzens auf. ‚Wir möchten gottwärts,‘ so tönt die Sehnsucht hinein in die dämmernde anima christiana. Auf tausend Wegen und in tausend Weisen wird das uralt-heilige Menschheitslied der Gottessehnsucht den erschütterten, gelockerten Seelengründen entrungen. Aus den Staubwolken und Feuerblitzen des Granatenhagels leuchtet ein verheißungsvolles Morgenrot: Das Morgenrot des Seelenaufganges, das aller Zeitenfolge Sinn, aller Geschehnisse Grund ist. So erscheint der Krieg nur als Signal einer Seelensonnenwende, als Gefäß von Erschütterungen, die die Gottgebundenheit alles Irdischen dartun.

Bum, bum! Wieder ducke ich mich, wie die Natur es mir gebietet. Denn tatlos denke ich an mein Leben, aber im Gebet umfasse ich stürmisch die züngelnden Flammen der Gottessehnsucht, die dämmernden Gotteskräfte, die allenthalben in diesem Weltkrieg lebendig werden. Ich umfasse sie als den Kern dieser großen Zeit mit der ganzen Liebe und Begeisterung, deren

ich fähig bin. Möchten sie finden den Weg, auf dem ihnen Erfüllung winkt, den Weg, wo allein das Seelische aus seiner Zertrümmerung und Zermürbung erlöst werden kann, den Weg der Liturgie. Denn nur wenn es gelingt, die erschütterten Seelen in die Friedensauen des Liturgischen Gotteslebens hinüberzuleiten und die ins Unendliche drängende menschliche Empfindungswelt in den sichern Port künstlerischer Organisiertheit fort- und ausklingen zu lassen, haben wir aus den großen, eine Periode seelischer Kulturlosigkeit abschließenden Ereignissen den Nutzen gezogen, den jeder Freund echter Kultur (d. h. Seelenkultur) erhofft und erhoffen darf. Bereiten wir uns daher selbst zu liturgischen Gefäßen unserer Gottesliebe und Jenseitshoffnungen und tun wir alles, um die Liturgie der Menschheit als den heiligen Gral, als ihr köstlichstes Kleinod darzustellen! Gedenken wir der erschütterten Menschheit, die gebückt ob dem Feuer- und Jammerregen des Krieges dahinschreitet, und seien wir reine, begeisterte Diener der demantstrahlenden Gralsburg der Liturgie, damit in ihrem Schatten die Schar der Gottesdiener wachse und reife zum ewigen Leben! —

Kritik

Religiöse Kriegsliteratur
Von Johannes Mumbauer

Wer es durchmachen mußte, der weiß, es ist ganz furchtbar: es scheint, als ob die ganze schriftstellernde Energie der Allzuvielen unter uns, die die Tinte nicht halten können, sich auf das Kriegsthema geworfen habe. Wie schön und nervenberuhigend war es in den ersten Wochen des Weltkrieges, als die vielgeplagten Kritiker schon hofften, endlich die Muße zu einem behaglichen Kosten bedeutender neuer Erscheinungen zu finden! Da brach aber bald die aufgestaute Produktionswut des modernen Schreibermenschen mit doppeltem Ungestüm und unter Hinwendung auf einen Punkt durch, und das Resultat war die Erzeugung einer endlosen — ‚Kriegsliteratur', deren Titellisten bis jetzt immer noch die Spalten der Tageszeitungen und Zeitschriften füllen. Der nicht immer erfreulich blinkende Strom fließt unaufhörlich fort; man kann beinahe schon fragen, welcher einigermaßen mitzählende Literat noch keine Kriegsbroschüre verbrochen hat. Als Mitschuldiger bin ich gewiß geneigt, auf mildernde Umstände zu plädieren — aber was zu viel ist, ist zu viel. Selbst wenn der innere Wert dieses urwaldüppigen Schrifttums ein durchgängig hoher wäre, würde es sich durch seine Massenhaftigkeit, die sich gegenseitig erdrückt, um die rechte Wirkung bringen. Aber auch mit der Qualität ist es recht problematisch bestellt.

Nicht als ob unter der mir zur Besprechung vorliegenden religiösen Kriegsliteratur keine guten und echten Worte religiöser Art niedergelegt wären, es sind vielmehr manche aus der Tiefe quellende darunter, die so lauter nur in der großen Zeit hervorbrechen konnten; aber der Durchschnitt ist mager an Gehalt: weil das religiöse Bedürfnis in der Kriegsnot so stark ist, hat offenbar auch die eine oder andere unberufene Feder angesetzt. Der Schaden ist nicht groß, wenn man aus den Leistungen der Unberufenen nur nicht auf die innere Kraft der vertretenen religiösen Idee schließt — eine Gefahr, die freilich, wie ich aus mancherlei Urteilen von Laien entnehme, nicht ganz ausgeschlossen scheint.

Es wäre ermüdend und wegen der nicht zu vermeidenden Wiederholungen langweilig, all die vielen Kriegsschriften, Bücher und Broschüren, zumeist aber Broschüren, im einzelnen durchzugehen; ich möchte mich daher darauf beschränken, die vorliegende Literatur der erwähnten Art ihrem allgemeinen Wesen nach zu charakterisieren, vor allem um den religiösen Geist zu erkennen, der aus den Schriften spricht, aus den nichtkatholischen sowohl wie aus den katholischen.

Denn um gleich von diesem letzten auszugehen, die Frömmigkeit, die — ganz in Übereinstimmung mit den Äußerungen der Feldzugsteilnehmer, wie sie in zahllosen Feldpostbriefen vorliegen — sich in dieser Literatur ausspricht, ist durchaus undogmatischer Art. So sehr, daß manche dieser Predigten und Betrachtungen aus protestantischer Feder ganz gut auch von einem Katholiken verfaßt sein könnten, und umgekehrt. Indem ich dies feststelle, spreche ich selbstverständlich kein Werturteil und auch keine Folgerung aus, sondern verzeichne es einfach als Tat-

sache. Der konfessionelle Standpunkt tritt natürlich keineswegs überall völlig zurück, sondern ist meistens deutlich zu erkennen. Aber er drückt sich doch mehr in der Darbietung der eigenen positiven Werte als in der polemischen Hervorkehrung der Gegensätze aus. Man kann, welcher Seite man auch angehören möge, fast alle diese Sachen lesen, ohne in seinen kirchlichen Gefühlen gekränkt zu werden. Konfessionelle Entgleisungen sind erfreulich selten. Es stört nur hie und da, daß von protestantischer Seite der Reformationsgeist aufdringlich als der eigentliche Geist und das innere Wesen des deutschen Volkes erklärt wird, was recht sonderbar berühren muß in einer Zeit, wo mehr Katholiken als Evangelische auf der Seite der Zentralmächte kämpfen. Seltsamerweise sind es gerade Vertreter des ‚freien Christentums', die in diese Kerbe hauen. Es darf angenommen werden, daß derartige Beeinträchtigungen des katholischen Empfindens unbewußt unterlaufen; dann darf man aber auch hervorheben, daß beispielsweise die verschiedenen von Jesuiten herausgegebenen Predigtsammlungen sich des größten konfessionellen Taktes befleißigen und dogmatisch durchaus reserviert sind. Immerhin entbehrt diese Erscheinung doch auch nicht der Gefahr einer unzulässigen Verwischung wesentlicher Lehrgegensätze und eines gewissen dogmatischen Indifferentismus, der mit dem katholischen Lehrbegriff wenigstens unverträglich ist; es wird Sache der kirchlichen Gemeinschaft sein, diese Gefahr schon jetzt, und nicht erst nach dem Kriege, wenn sie sich ausgewirkt haben wird, ins Auge zu fassen.

Ist dieses Bedenken äußerer Art, so erwächst ein anderes aus der inneren Haltung der religiösen Kriegsliteratur unserer Tage. Mir will scheinen — und das gilt nicht nur für die katholischen Schriften —, als ob sie einen gewissen weichen, man möchte sagen weiblichen Zug in der Religion einseitig bevorzuge. Was sich da ausspricht, ist zumeist Klage der Not der Zeit, Bitte um Hilfe, Schutz und Frieden, sind die passiven Tugenden der Demut, der Geduld, der Gottergebenheit und Leidensbereitschaft, sind Reue und Buße, die in dem Kriege nur eine Zuchtrute Gottes erblicken. Nicht als ob ich diese Gefühle und ihre Äußerungen nicht als berechtigt ansähe — im Gegenteil, sie sind eine ganz natürliche Ausstrahlung des religiösen Lebens. Aber die Religion, vor allem die Religion Christi hat doch auch ihre starke, männliche Seite und muß doch auch den entsprechenden kräftigen Ton zu finden wissen. Dieser mannhaft-zuversichtliche, die aktiven Tugenden eines um sein gutes Recht kämpfenden Volkes akzentuierende Ton, wie er allein der Zeit und dem Fühlen unserer Krieger entspricht, dürfte in der religiösen Literatur schärfer zum Ausdruck kommen. Unter all den jetzt veröffentlichten Kriegsgebeten ist mir keins begegnet, das in dieser Beziehung auch nur annähernd dem alten „media vita in morte sumus" gleichkäme. Selbst in der Zeit des weltabgewandten und kriegsabholden Frühchristentums haben die Kirchenväter die christliche Mannhaftigkeit ganz anders betont, als es heute zu geschehen pflegt. Ich habe mich während des Krieges in die Briefe des hl. Cyprian vertieft: da ist in den Trostschreiben an die in den Kerkern schmachtenden Martyrer kein Wort der Bitte um Befreiung aus Kampf, Not und Tod, sondern nur durchaus soldatisch klingende Ermunterungen zum mutigen, standhaften Streit für Christus. Was wir auch in der gegenwärtigen religiösen Kriegsliteratur hätten erwarten dürfen, das wäre nicht zuletzt ein ‚Appell an die heldischen Elemente der christlichen Lehre' — ich darf darüber an die Ausführungen im ‚Hochland'echo XII. 8. S. 229 erinnern — gewesen; und diesen Appell vermißt man doch im allgemeinen sehr.

Sollte sich — was sich einstweilen noch schlecht beurteilen läßt, worauf aber

die erwähnte Haltung der vorliegenden Literatur immerhin hindeutet — die Kriegsfrömmigkeit dauernd einseitig in jenen geschilderten, mehr passiven und weiblichen Bahnen bewegen, so wäre zu befürchten, daß einträte, was manche jetzt schon voraussagen, daß die neuerwachte Religiosität der Zeit, weil lediglich aus der bleichen Furcht vor Not und Tod erwachsen, im tiefsten Grunde wertlos und jedenfalls nicht von Dauer sein werde. Auch über diese wichtige Frage habe ich mit urteilsfähigen, scharfblickenden Männern der verschiedensten religiösen Standpunkte im Felde sowohl wie daheim korrespondiert und die widersprechendsten Ansichten erfahren. Einige wollen, im Hinblick auf den allerdings stutzig machenden Kontrast zwischen dem Verhalten vieler Soldaten in der vordersten Front und ihrem Benehmen etwa in den Etappen, die neu aufflammende Frömmigkeit erklären aus der schlotternden Todesangst, die in ihrer menschlichen Hilflosigkeit nach dem Schutze des Ewigen greift, um ihn nach der Gefahr rasch wieder zu vergessen — was allerdings kein besonders imponierendes Motiv, aber immerhin noch nicht ganz wertlos wäre. Ein sehr erfahrener Priester kennzeichnete mir die infolge jener frisch erwachten Gefühle sich offenbarende vermehrte Kirchlichkeit als die Religiosität derjenigen, die unter dem Druck der göttlichen Heimsuchung eine Zeitlang unsere (mir persönlich übrigens sehr sympathischen) Kapuzinerkirchen füllen, dann aber in die alte Flachheit zurückfallen würden. Dieser Anschauung vermag ich mich nicht anzuschließen. Ich teile vielmehr die Meinung derjenigen, die in den wirklich religiös empfänglichen Seelen der Zeit einen festen Bestand starken Glaubens und Vertrauens aufgestapelt sehen, der auch für die Zukunft sich als fruchtbar und wirksam erweisen wird — wie denn überhaupt die tiefen seelischen Erscheinungen der Zeit vor allem als Saat für die Zukunft zu betrachten sein dürften. Freilich wird jenes Starke und Männliche des religiösen Empfindens, vor allem unserer Krieger, nur mit starken Worten des Glaubens und Vertrauens sich selbst genug tun können. Und das glaube ich in der Tat, daß der neuerwachte religiöse Hunger allerdings einer anderen Kost bedarf, als sie ihm in der gewöhnlichen, abgegriffenen, gedankenlosen und aller herzgeborenen Akzente ermangelnden Frömmigkeitssprache dargeboten wird. Wenn eine gewisse ‚freireligiöse' Literatur auch in der Kriegszeit so vielen Anklang findet, selbst bei katholischen Soldaten, und Erfolge aufzuweisen hat, die die kirchlich-korrekte Literatur nicht unerheblich zu beeinträchtigen geeignet sind, so liegt das nicht zum wenigsten an ihrer unmittelbaren, allem Konventionellen abgewandten Sprache, an ihren originellen und packenden Gedanken- und Empfindungsreihen, die den unreflektierten Sinn imponierend bestechen. Bei einer so eng mit der Tradition verknüpften Religion wie der katholischen mag es natürlich besonders schwer sein, Herztöne eigenen Klanges zu finden; daß es nicht unmöglich ist, beweisen Beispiele aus alter und neuer Zeit, man braucht aus letzterer nur auf Bischof Faulhaber hinzuweisen.

Als wertvollster Niederschlag der in der vorhandenen Literatur enthaltenen Stimmungen darf aber die überall sich äußernde Erkenntnis betrachtet werden, daß menschliche und völkische Tüchtigkeit ohne religiöse Grundlage nicht möglich, nicht denkbar ist — und zwar Religion im positiven Sinne genommen, einschließlich der dann konsequenten Organisation. Daß dieser Gedanke von katholischer Seite betont wird, ist nur selbstverständlich; es nähern sich ihm aber auch Kreise, bei denen es nicht ohne weiteres begreiflich ist. Immer wieder findet man ausgesprochen, die Zuversicht auf den schließlichen deutschen Sieg gründe sich auf die unumstößliche Wahrheit, daß letzten Endes die religiös-sittlichen

Energien den Ausschlag geben. ‚Dieser Krieg ist ein Weltgericht. Und siegen wird in diesem Kampfe das Volk, das die stärksten sittlichen Kräfte hat!'* Ja, noch mehr! Nicht ohne eine gewisse Überraschung wird man lesen, was Max Scheler im Märzheft 1915 der ‚Weißen Blätter' schreibt: ‚Am meisten aber verspricht die mit dem Kriege von selbst sich vollziehende Belebung des religiösen Geistes der Völker ein Ferment für eine organischere Form des Wiederaufbaues der europäischen Kulturgemeinschaft zu werden, als die Formen vor dem Kriege sie darstellten, die allzusehr auf die bloß geschickte Organisation vertraut hatten. Das Heil, das in einer übernationalen spirituellen Autorität besteht, wie es für einen beträchtlichen Teil der kriegführenden Völker das in den Brandungen der nationalistischen Haß- und Giftwogen ruhig und würdig dastehende und gleichzeitig nach dem Maße seiner Kräfte überaus tätige Papsttum vorstellt, wird gegenwärtig in der öffentlichen Meinung der gesamten Welt sehr stark spürbar. Wie immer man über sein und der gegenwärtigen katholischen Kirche inneres Recht und beider welthistorische Zukunft denken möge — daß die in ihm verkörperte menschliche Daseins- und Kulturform, daß die Größe und Weite der geistigen Strukturform der Kirche, die einen vom positiven Gehalt aller Dogmatik und alles Kultus auf alle Fälle unabhängigen Sonderwert besitzt, durch die Idee einer absolut souveränen Nationalkultur ebensowenig zu ersetzen ist als durch abstrakte Vernunftprinzipien, ebenso wenig durch einen „alten Preußengott" als durch spinnwebendünne evangelische Solidarität und „Blut, das dicker wie Wasser" sein soll, das hat dieser Krieg aller Welt gezeigt.' Hier wären ja nun allerhand Vorbehalte zu machen — ich möchte nur hervorheben, daß diese Annäherung an die katholische Anschauung keineswegs meiner obigen Feststellung des undogmatischen Charakters der durch den Krieg geweckten Religiosität widerspricht; denn Scheler redet ja nur von der allgemeinen geistigen Strukturform der Kirche als einer übernatürlichen Kulturmacht festen, eigenen Gefüges und nimmt die Berufung auf ihre Dogmatik von seiner Beweisführung ausdrücklich aus. Ich führe seine Worte daher auch nur an als Beleg für die Sehnsucht, das religiöse Gefühl überhaupt wieder in feste und einheitliche Formen zu fassen; bis zu der Anerkennung des spezifischen katholischen Prinzips ist von da noch ein weiter Weg. Das Sehnen aber nach der geistigen, religiösen Einheit ist, durch den Krieg zu klarerem Bewußtsein geweckt, da — mag es auch noch so hoffnungslos irre gehen wie in dem Tasten nach einer deutschen Religion. In dem bereits erwähnten Buche von Gertrud Prellwitz (S. 47 f.) heißt es: ‚Ach, jeder Deutsche, der es treu und redlich meint, muß sich ja eine eigene Weltanschauung bauen! Muß sich seine eigene Religion schaffen! . . . Das ist unreif. Und man hört viel durch die Zeit rufen nach dem großen Einen, der all' die Vielfältigkeit zusammenfassen könnte . . . Aber was dem deutschen Volke helfen kann, ist nicht Führung von außen. Viel zu selbstkräftig ward es schon in seinen besten Naturen. Von innen her muß ihm Einheit wachsen . . . Denn das Gesetz steigt auf und blickt untrüglich und hehr. Das große Gemeinsame dämmert herauf: der heilige Lebensgrund, aus dem wir alle sprossen. Und es werden sich Verwandte zu einander finden; sie verstehen einander unmittelbar; ihre Erfahrungen bilden Ergänzungen und erklären einander. Man wird begreifen, daß es gottgewobene geistige Zusammenhänge unter den Menschen gibt, wie naturgewachsene Organismen. Man wird die Einheit erleben lernen in der Vielheit völlig individueller

* G. Prellwitz, ‚Durch welche Kräfte wird Deutschland siegen?', Jena, 1915, S. V.

Eigenkräfte, selbstwurzelnder Wesen. Im Metaphysischen ruht heilig und geheimnisvoll die Einheit.‘ Auch hier stoßen wir in den Irrgängen individualistischer Religiosität wieder auf das Sehnen nach einem Kristallisationspunkt des religiösen Gefühls. Und da wäre für die religiösen Schriftsteller des positiven Christentums vielleicht ein Anknüpfungspunkt gewesen, das religiöse Sehnen dieser Kriegszeit in die rechten Bahnen zu leiten. Leider warten wir noch auf den, der das rechte Wort findet.

Wenn wir die vorliegende religiöse Kriegsliteratur ihrem Inhalte nach nun ein wenig mehr im einzelnen überblicken, so zerfällt sie zwanglos in Schriften, die den praktischen Zwecken der Erbauung dienen, und in solche, welche mehr theoretisch zu den von dem Kriege aufgeworfenen Fragen vom Standpunkte der Apologie bzw. Theodizee Stellung nehmen oder überhaupt die tieferen Probleme des Krieges religiös behandeln. Wie sich denken läßt, ist die Zahl der gedruckten Kriegspredigten Legion. Soweit sie dem Bedürfnisse vielbeschäftigter Seelsorger dienen, die schnell greifbaren Materials bedürfen — und ich wüßte nicht, was gegen die vernünftige Benutzung solcher ‚Eselsbrücken‘, wie sie wohl spöttisch genannt werden, grundsätzlich einzuwenden wäre —, ist nicht viel über sie zu sagen. Originalen Gedanken begegnet man kaum; es ist das alte gute, solide kirchliche Hausbrot, mit mehr oder weniger Geschick in die Beleuchtung des Krieges gerückt und der Stimmung der Zeit angepaßt. Das gilt namentlich von gewissen Sammlungen von Predigten verschiedener Autoren, die natürlich an Wert sehr ungleich sind. Ich nenne beispielsweise die von Schofer bzw. Kieser* und von Hagenmaier** herausgegebenen Serien, erstere mit Beiträgen badischer, letztere mit solchen württembergischer katholischer Geistlicher, was die Haltung merklich verändert. P. Acker S. J. hat Kriegspredigten deutscher Jesuiten*** herausgegeben, die vor allem Stoff darbieten wollen und im allgemeinen eine wohltuende Höhenlage innehalten. Ganz knappe, aber gut angeordnete Skizzen von eigenen und seiner Ordensgenossen Predigten hat P. Duhr S. J.† zusammengestellt, die als bloßes Gerippe freilich ein wenig hausbacken nüchtern anmuten. Minder gelungen scheinen die von P. Gatterer S. J.†† verfaßten Kriegsansprachen, die in erster Linie österreichische Verhältnisse im Auge haben. Die von Vidmar††† gesammelten Ansprachen und Betrachtungen sind recht buntscheckig, manches ist ganz gut, vieles aber erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Eigenwüchsig im Ton und in der gedanklichen Durchdringung sind von den mir vorliegenden katholischen Kriegspredigten eigentlich nur, was A. Worlitscheck§ und K. Anker§§ veröffentlicht haben. Der Ertrag ist also nicht gerade überwältigend. Wenn wir danebenhalten, welch ergreifende Kriegspredigten in katholischen Kirchen zu hören waren, so wird man sich eben erinnern, daß Predigten ihrer Natur nach nicht bestimmt sind, geschrieben, sondern gehalten zu werden, und daß die besten niemals aufgezeichnet werden.

Es ist nicht zu verkennen, daß die mir vorliegenden Kriegsreden nichtkatholischer

* ‚Die Kreuzesfahne im Völkerkrieg‘, Freiburg i. Br., Herder, bis jetzt 7 Bändchen.

** ‚Krieg und Kanzel‘, Rottenburg, W. Bader, 3 Bändchen; ‚Zur Neige des ersten Kriegsjahres‘, ebd., 3 Hefte.

*** ‚Der große Verbündete‘, Paderborn, F. Schöningh, 2 Bändchen.

† ‚In der großen Schicksalsstunde‘, Regensburg, F. Pustet.

†† ‚Weckruf der Zeit‘, Innsbruck, F. Rauch, 2 Bändchen.

††† ‚Kriegspredigten!‘, Innsbruck, F. Rauch.

§ ‚Krieg und Evangelium‘, Freiburg i. Br., Herder, 2 Bändchen.

§§ ‚Vater, ich rufe dich! Am Grabe gefallener Krieger‘ Rottenburg, W. Bader.

Prediger im allgemeinen ihrem äußeren Gebahren nach anspruchsvoller, im Ton freier und selbständiger sind. Man kann aber nicht sagen, daß sie dadurch auch an innerem, vor allem religiösem Gehalt gewonnen hätten. Ziemlich durchschnittlich ist z. B., was der Oberhof- und Domprediger Dryander* bietet. Tiefer gräbt der Generalsuperintendent der Provinz Posen, P. Blau,** dessen gedankenreiche Vorträge die sittliche Rechtfertigung des Krieges unter dem Gesichtspunkte seines Verhältnisses zu den Grundsätzen des Christentums im Lichte des christlichen Glaubens und im Urteil der christlichen Ethik und in der Praxis des christlichen Lebens bezwecken. Die akademisch gefeilten, aber geistreichen Kriegspredigten E. Le Seurs*** zielen dahin, daß, wie stets das Gute das Böse überwinde, das Christentum auch den Haß des Krieges in Liebe umsetze — gewissermaßen ein Protest gegen Lissauers Haßgesang. Draufgängerisch und wohl auch ein bißchen schönrednerisch sind des Pfarrers R. Mühlhausen† Reden und Aufsätze, die im Grunde wenig Religiöses und noch weniger Christliches enthalten. Mit Interesse wird man die Kanzelreden F. Paarmanns†† (der Verfasser hat früher einen bemerkenswerten Ostmarkenroman geschrieben) lesen, die sich enge an die kriegerischen Ereignisse der ersten Wochen des Feldzugs anschließen und durch eine künstlerisch lebhafte Sprache sich auszeichnen. Ich vermute, daß der Verfasser einem dogmenlosen Christentum huldigt; das tritt aber hier hinter der jesusgläubigen Stimmung zurück. Weniger angenehm, jedenfalls zwiespältig ist der Eindruck, den man von der durch Glaue††† herausgegebenen Sammlung von Predigten einer Reihe von Anhängern des ‚freien Christentums‘ empfängt: wenig ‚Christentum‘ und sehr viel ‚Freiheit‘ in der aufdringlichen Betonung des Luthertums als der einzig echt deutschen Religionsform, die bei Katholiken als Provokation wirken muß. Wenn das der Geist sein soll, in dem nach dem Kriege die Sache weitergehen soll, dann o weh! Karl Königs§ Kriegspredigten haben vom Christentum nur mehr formale Anklänge: alle religiösen Begriffe, Gott, Christus, Glaube usw., sind umgedeutet im Sinne eines idealistischen Monismus; sie finden manch tapfere Worte deutscher Innerlichkeit und Selbsterneuerung, etwa im Geiste Fichtes. Ähnliches legt Gertrud Prellwitz§§ nahe mit ihren religiösen Vorträgen, die von der Kraft der Selbstverjüngung, der Weltdurchdringung, des Toderlebens und des Gotterlebens handelnd einer neudeutschen Mystik schier dithyrambisch das Wort reden. Die noch gärenden Ideen der Verfasserin von einer deutschen Religion werden übrigens schon von einem St. Georgsbunde getragen. Nach dem Kriege werden ähnliche Tendenzen wahrscheinlich noch mehr sich geltend machen, und man wird gut tun, schon jetzt ein aufmerksames Auge auf solche Bewegungen zu haben.

Eine andere Gruppe von Schriften verbindet mit dem religiös erbaulichen Charakter die vorwiegende Tendenz der Tröstung und Ermutigung, meist noch mit einem apologetischen Einschlag. Innigeres und Unmittelbareres ist da wohl

---

* ‚Evangelische Reden in schwerer Zeit‘, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 4 Hefte.

** ‚Krieg und Christentum‘, Berlin, Trowitzsch & Sohn.

*** ‚Meister des Lebens‘. Berlin, Martin Warneck.

† ‚Der Sturm bricht los‘, Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

†† ‚Eisern Kreuz‘, Berlin, Egon Fleischel & Co.

††† ‚Kriegspredigten‘ (17. Band der Sammlung ‚Die Festpredigt des Freien Christentums‘), Berlin SW, Protestantischer Schriftenvertrieb, G. m. b. H.

§ ‚Sechs Kriegspredigten‘; ‚Neue Kriegspredigten‘; ‚Kriegspredigten‘ 3. und 4. Heft, Jena, E. Diederichs.

§§ ‚Durch welche Kräfte wird Deutschland ‘, Jena, E. Diederichs.

von Katholiken nichts geschrieben worden als das Buch von Engelbert Krebs ‚Die Stunde unserer Heimsuchung'.* Aus dem Gefühl des Augenblicks geboren, sprechen diese nicht alltäglichen, sondern meist tiefer schürfenden ‚Gedanken über den großen Krieg' beruhigend zu allen empfänglichen Herzen. Ein ausgesprochenes Trostbuch für die Zeit des großen Sterbens legt Norbert Peters** vor, das mit theologischer Korrektheit und großer Belesenheit (Schrift, Väter und moderne Literatur) wohltuende Wärme des Gemütes verbindet. Ähnlichen Zwecken dient eine von dem nämlichen Verfasser*** zusammengestellte Auswahl von biblischen Lesungen, Gebeten und Liedern aus dem Alten Testament, die für die Kriegszeit passend gewählt und praktisch disponiert sind. In beiden Büchlein finden Prediger und Seelsorger ungemein gediegenes Material. Auch die ‚religiös-ethischen Gedanken zum Weltkrieg', die Pfarrer K. Zimmermann† aus alter und neuer Zeit, auch aus der Tagesliteratur, und aus Eigenem zusammengetragen hat, können in der Hand schlichter Leute Begeisterung wecken und Trost spenden. Von Roecks Lazarettvorträgen†† liegen mir nur Proben vor: sie sind edel im Gedankengefüge und in der Sprache, nur im Tone für Lazarettpublikum vielleicht etwas zu hoch gegriffen. Heinrich Mohrs††† bekannte Feldpredigten sind allen Lobes würdig; sie haben unermeßlichen Segen gestiftet. Einige sind allerdings, was nicht verschwiegen werden darf — magis amica veritas! — etwas weich: die Gedanken sind kernig, die Einkleidung aber für Soldaten wohl hie und da z u süß. Alban Stolz würde wahrscheinlich rauhborstiger geblieben sein, ohne Rücksicht auf Sentimentalität. ‚Feldbrief'-Sammlungen schießen jetzt überall aus dem Boden. Ich erwähne die fünf vom Volksverein§ herausgegebenen, dann die von Stiefenhofer und Gulielminetti,§§ einige der bei den Kunstanstalten Jos. Müller erschienenen, endlich ‚Der heilige Krieg'.§§§ Von evangelischen Schriften dieser Art nenne ich die Kriegsflugblätter von ‚Christentum und Gegenwart',° voll festen Gottes- und Jesusglaubens. In der bekannten Weise seiner persönlichen, ganz undogmatischen und unkirchlichen Religiosität redet Heinrich Lhotzky°° zu den Feldgrauen; und selten scheint mir jemand so gut den herzlich-schlichten T o n getroffen zu haben, in dem das geschehen muß. In poetische Form kleidet Walter Flex°°° seine Trostgedanken, die zum inneren Erleben des Krieges im Sinne religiöser Opferbereitschaft anregen. Der hervorragende protestantische Theologe Adolf Deißmann hat eine Reihe seiner in der Tagespresse veröffentlichten Kriegsaufsätze zu einer Broschüre°°°° ver-

* Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung.

** ‚Heldentod, Trostgedanken für schwere Tage in großer Zeit', Paderborn, Bonifazius-Druckerei.

*** ‚Der Krieg des Herrn', Paderborn, Bonifazius-Druckerei.

† ‚Mit Gott für König und Vaterland', Köln, Benziger & Co.

†† Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

††† ‚Die Stimme der Heimat', Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung; wöchentlich ein Blatt.

§ M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

§§ Stiefenhofer, ‚Der gute Kampf' und ‚Unsern Kriegern'; Gulielminetti, ‚Durchhalten!' und ‚Feuerpause', Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

§§§ Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H., bis jetzt 4 Hefte.

° Nürnberg, bei Vogt, 11 Blätter.

°° ‚An unsere feldgrauen Jungen', Stuttgart, Die Lese, G. m. b. H.

°°° ‚Vom großen Abendmahl', München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

°°°° ‚Deutscher Schwertsegen', Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

einigt, die ohne den eigenen freigerichteten Standpunkt im Religiösen aufdringlich zu betonen, wohl geeignet sind, das Band zwischen den Akademikern im Felde und der Heimat zu stärken. Aus des alten Abraham a Sancta Clara Werken hat K. Bertsche* kernige, auf die Kriegsläufe passende Worte herausgestellt, die zweifellos manchem die Spannkraft und Seelenstärke werden bewahren helfen. Dankenswert ist auch, daß Ernst Moritz Arndts ‚Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann' sowie dessen Schrift ‚Die deutsche Wehrmannschaft'** neu herausgegeben worden sind: man empfindet da so recht mit Bedauern, daß die Gegenwart solche Kernigkeit nicht erreicht. Wenn auch nicht ausschließlich religiöser Natur, so können doch der gesamten Grundrichtung nach die von B. Achtermann sehr wirkungsvoll ausgelesenen und zusammengestellten ‚zeitgemäßen Görres-Worte'*** als wertvolles Hilfsmittel zur Erhaltung und Belebung einer idealen Kriegsstimmung gelten.

Es ist nur zu begreiflich, daß in unseren alles aufwühlenden Tagen viele theologische und sonst religiöse Schriftsteller es unternehmen, die von dem Kriege aufgeworfenen tiefen Probleme theoretisch zu klären. Eine solche Apologie oder Theodizee ist, weil nicht wenige infolge der ungeheueren und nicht immer leicht geistig zu bewältigenden Ereignisse in Gefahr sind, an ihrem Gottesglauben irre zu werden, sicherlich höchst verdienstlich und jedenfalls nicht überflüssig. Ich wage aber nicht zu sagen, daß ich gerade die brennendsten der sich aufdrängenden Fragen restlos gelöst gefunden hätte; aber es ist ja überhaupt wohl die Frage, ob es in Gottes Absicht liegt, auf jedes gegen ihn aufgeworfene Warum? eine Antwort zu geben bzw. geben zu lassen ... Der Schweizer A. Meyenberg widmet den Kriegsproblemen gleich zwei Hefte seiner ‚Brennenden Fragen'† mit Predigten, Konferenzen und Ansprachen — leider multa, non multum. In weitschweifiger Art wandelt er eine Menge echter Gedanken aus der Bibel und den großen Theologen ab, ohne sich indessen über das Alltägliche zu erheben. Der originale Ertrag dieser ‚Alpenfahrten des Denkens' (könnte diese Phrase, die wir nun schon oft genug gehört haben, nicht einmal durch eine einigermaßen neue ersetzt werden?) ist dürftig: wo einmal der eigentliche Kern der Probleme berührt wird, beginnt des Verfassers hinlänglich bekannte Ja-Aber-Methode. Und dann muß notgedrungen noch eins gesagt werden. Meyenberg, den wir deutschen Katholiken als unseren hochverehrten Gesinnungs- und Kulturgenossen zu betrachten gewohnt waren, ist in diesen uns ans Mark und innerste Herz greifenden Fragen kalt, kalt wie eine Totenhand, und er wirkt peinlich wie eine Abart einer gewissen ‚Neutralität', die auch in der deutschen Schweiz Anhänger hat. Was wir wünschen und erwarten, das sind nicht schöne akademische Reden und Theorien — die können wir uns im Notfalle selber machen, und vielleicht besser —, was uns wohl täte, das wäre ein warmes Wort der Freundschaft, der Ermutigung, das wäre ein Mannesbekenntnis zu unserem guten Recht, das wäre die Anerkennung des sittlichen Heldentums eines Volkes, wie die Welt es noch nicht gesehen. Für all' das hat der Rhetor Meyenberg, der das Preislied der französischen prêtres sac au dos wiederholt in den höchsten Tönen singt, kein Wort. Da lobe ich mir noch den brutal ehrlichen Spitteler, der den deutschen Sklavenseelen, die bisher

* ‚Kriegsbrot für die Seele', Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung.
** Insel-Bücherei Nr. 157, Leipzig, Insel-Verlag.
*** ‚Flammenzeichen', Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.
† ‚Krieg- und Friedenspredigten' ‚Zeichen der Zeit' Luzern, Räber & Cie.

seine absolut undeutsche Kunst als die subtilste Emanation deutschen Wesens anwinselten, den Faustschlag mitten ins Gesicht versetzt und offen sein Empfinden für das Welschtum proklamiert hat. Aber was mit dem ‚nicht warm und nicht kalt' geschieht, das steht in der Apokalypse zu lesen. Die politische Neutralität der Schweizer in allen Ehren! Aber eine moralische Neutralität kann es gar nicht geben, am wenigsten für einen Theologen. Und so bleibt es dabei:

Zum Hassen oder Lieben
Wird alle Welt getrieben;
Es bleibt uns keine Wahl:
Der Teufel ist neutral!

Wir werden uns nach dem Kriege erinnern, daß auch ein Meyenberg in diesem Punkte versagt hat. — Theologisch und philosophisch viel tiefer schürfend als diese redseligen ‚Alpenfahrten des Denkens', dabei in der Gedankenführung voll Zucht, in der Sprache knapp und gewählt sind die apologetischen Kriegspredigten, in denen der Prager Professor Jatsch* alle wichtigen religiösen Kriegsschwierigkeiten überzeugend behandelt; sie gehören zu den gediegensten katholischen Literaturerscheinungen dieser Art. Eine ausgesprochene Theodizee gemeinverständlichen Charakters mit ähnlichem Gedankeninhalt, nur weniger theologischer als philosophischer Natur bietet P. Zimmermann S. J.** dar, die vielfach auch auf die Tagesereignisse Bezug nimmt. Vornehm und überlegen wie immer nimmt Mausbach*** in einer über die Sorgen des Tages hinausreichenden Essaysammlung (deren erstes Stück erstmals in der vorliegenden Zeitschrift erschienen war) Stellung zu dem alles beherrschenden Thema des Weltkrieges, an Gedankenfülle und abgeklärter (vielleicht für manche nur zu reservierter) Höhe der Auffassung von wenigen seiner Mitstrebenden erreicht. Er ist auch m. W. der einzige, der auf den Unterschied der männlichen und weiblichen Tugenden des Christentums (S. 37) und auf die eigenartige Verbindung hinweist, die Hartes und Weiches in der christlichen Religiosität eingeht (S. 58); wichtig ist auch, was er (S. 80 ff.) über den lichtspendenden Gedanken, daß zwar das Endziel der Friede, der Weg zu ihm aber Kampf ist, ausführt. Fast peinlich empfindet man den Abstand einer ähnliche Ziele verfolgenden Schrift Swobodas,† nach deren Titel man eine religiös-sittliche Rechtfertigung des Krieges vom prinzipiellen christlichen Standpunkte erwarten sollte. Es ist aber in der Hauptsache eine Verteidigungsrede für das Recht Österreichs in dem gegenwärtigen Kriege, das sich in viele rein politische Erörterungen verläuft. Das Buch ist im übrigen gewandt und mit Geist geschrieben, zur grundsätzlichen Klärung bringt es aber nicht viel bei. Für manche wird es nicht ohne Interesse sein, zu lesen, was ein Modernist zu unserem Thema zu sagen hat. Konstantin Wieland†† findet den Kontrast der Kriegsschrecken zu dem Grundgesetz des Christentums aufgehoben in der durch den Krieg geweckten und betätigten Nächstenliebe, die alle bisherigen Gegensätze überwunden habe. Es sind ausschließlich religiöse Gedanken ziemlich durchschnittlichen Maßes, frei von

* ‚Unser Gottesglaube und der Krieg', Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung.

** ‚Kriegsleid und Gottesglaube', Münster i. W., Aschendorff.

*** ‚Kampf und Friede im äußeren und inneren Leben', Kempten und München Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

† ‚Unser Krieg in seinen sittlichen Werten', Wien, A. Schroll & Co.

†† ‚Der Krieg und die Liebe', Augsburg, Th. Lampart.

sektiererischem Eigensinn. Vom gläubig evangelischen Standpunkte aus führt Arnold* den Gedanken, daß dieser Krieg ein Mahner und Führer zur Innerlichkeit sei, anregend durch. In einer seiner ‚Reden über den Krieg' sucht Johannes Müller,** der bekannte Prophet des persönlichen Lebens, das Kriegsproblem als ‚Schicksal' und ‚Erlebnis' zu klären, um die ethische Gewissensnot vieler zu heben; und er geht darin so weit, daß er am Schlusse den Krieg, dessen Greuelhaftigkeit er im Anfange nicht genug brandmarken konnte, als den Bringer aller hohen Güter preist. So bleibt infolge des unklaren Gottesbegriffes des Verfassers eine gewisse Zwiespältigkeit zurück. Ganz unzulänglich ist der Versuch Max Steinitzers,*** vom Standpunkte des Atheisten und Materialisten den Hinterbliebenen Gefallener Trost zu spenden. Was er statt der religiösen Momente zu bieten weiß, sind Äußerlichkeiten und nichtige Kinkerlitzchen, die vor der Majestät und dem Ernst des Todes in ihr Nichts versinken. Wer von Anfechtungen zur Glaubenslosigkeit angekränkelt ist, der sollte wahrhaftig dieses Schriftchen lesen, damit ihm die seelische Unfruchtbarkeit und jämmerliche Haltlosigkeit des ‚Monismus' klar zum Bewußtsein kommt. Man halte nur dagegen — um die primitivste Form zu nehmen, in der man den einfachen Leuten aus dem Volke die christlichen Trostmotive beibringt — die schlichten Trostworte, die der evangelische Pfarrer G. Mahr† den Angehörigen unserer Kriegsgefallenen zu spenden weiß. Besonders die in der Seelsorgspraxis wichtige Frage: Warum gerade er? ist gut beantwortet. Eine Schrift von dem Hebbelforscher A. M. Wagner†† wendet sich mit einem wichtigen Anliegen an die Frauen. Der Verfasser legt den Finger auf einen wunden Punkt: endlich betont einmal einer unverblümt, daß der ersten Kriegsbegeisterung, die eine seelische und sittliche Erneuerung des deutschen Volkes erhoffen ließ, eine bedenkliche Reaktion zum Gewöhnlichen hin gefolgt ist. Die Wiedergeburt des Deutschtums, die nur im religiösen Deutschen erfolgen kann, ist daher vor allem von dem kommenden Geschlecht zu erwarten. Die Hauptaufgabe fällt darum der deutschen Mutter zu, und ihre Pflichten im Lichte des Religiösen werden hier eindrucksvoll dargelegt. Wenn diese Religiosität mehr das positiv Christliche betonte, könnte man sich ihrer ungeteilt freuen.

Indem wir zu der mehr abstrakten, wissenschaftlichen bzw. populär-wissenschaftlichen Kriegsliteratur übergehen, finden wir unter den von F. M. Schiele herausgegebenen ‚Religionsgeschichtlichen Volksbüchern' (die bekanntlich auf dem Standpunkte der modernen liberalen Theologie stehen) zwei brauchbare Bändchen: von dem Göttinger Professor Titius††† ethische Betrachtungen über das sittliche Recht Deutschlands in dem gegenwärtigen Kriege, die sich im Grunde um das Verhältnis des Deutschtums zu Religion und Christentum überhaupt drehen. Ein gewisses überspanntes Nationalbewußtsein wirkt nicht überall angenehm; insbesondere ist die übertriebene Behauptung, daß die Religion immer nur im Volkstum, und ihre reinste Auswirkung nur im deutschen Wesen in die Erscheinung trete, wegen des

* ‚Der Krieg ein Aufruf zur Innerlichkeit', Gotha, P. Ott.

** ‚Der Krieg als Schicksal und Erlebnis', München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Fernere Hefte: ‚Der Krieg als Not und Aufschwung' und ‚Der Krieg als Gericht und Aufgabe'.

*** ‚Trost im Leid', Leipzig, Alfred Kröner.

† ‚Balsers Ernst ist gefallen!', Berlin, Deutsche Landbuchhandlung.

†† ‚Der Krieg und die Aufgabe der deutschen Mutter', Gotha, F. A. Perthes.

††† ‚Unser Krieg', Tübingen, J. C. B. Mohr.

ihr zugrundeliegenden ganz falschen Religionsbegriffes abzuweisen. Dagegen ist der Unterschied zwischen deutscher und englischer Moral treffend hervorgehoben und das Verhältnis von Gewalt, Recht und Liebe gut dargestellt. O. Eißfeldt* legt historisch die Stellung der Bibel zum Krieg dar; unzulänglich ist, was über das Neue Testament gesagt wird. Vom Standpunkte des Historikers aus geschrieben ist die bekannte Broschüre von H. Schrörs,** der zunächst die Wirkungen und Aufgaben des Krieges für die deutschen Katholiken recht vorsichtig — manches Wichtige findet sich nur ‚zwischen den Zeilen' — bespricht und dann mit aller Deutlichkeit erörtert, was die katholische Kirche bei einem Siege bzw. einer Niederlage Frankreichs und Rußlands zu erwarten habe. Der Freiburger Kirchenhistoriker Pfeilschifter*** läßt sich schon jetzt angelegen sein, auf Grund des zurzeit erreichbaren Tatsachenmaterials festzustellen, einmal, welche Rolle im Weltkriege das religiöse Leben überhaupt gespielt hat, und dann, welche Wechselwirkungen auf einander zwischen Katholizismus, Protestantismus, der anglikanischen und orthodoxen Kirche und dem Islam zutage getreten sind: es ist eine gute Vorarbeit für spätere Forscher.

Wenn, wie bereits bemerkt, die Massenhaftigkeit der religiösen Kriegsliteratur auch nicht allweg erfreulich ist, so darf sie doch als Beleg für die bedeutsame Tatsache gelten, daß das Religiöse in diesem Kriege, wenigstens soweit das deutsche Volk in Betracht kommt — der französischen Verleumdungsschrift ‚La guerre allemande et le catholicisme' zum Trotz —, eine große Rolle spielt. Vielleicht das Großartigste und Erhebendste dabei, wie es sich hundertfach verschieden in der gesamten bezüglichen Literatur ausdrückt, ist die Beobachtung, daß alle wahrhaft religiös empfindenden Deutschen diesen Krieg als Schicksal nehmen; oder, wie Rade† noch deutlicher sagt, als ‚Schickung'. Und wenn wir daher auch nicht alle die ungeheuren Probleme, die der Krieg dem religiös gerichteten Verstande aufwirft, in der sich damit beschäftigenden Literatur intellektuell gelöst finden, so hat doch das deutsche Volk die Schickung dieses Krieges in Demut gegen Gott in seinem Willen aufgenommen. Und damit bleibt ihm das gute Gewissen — trotz aller Mitschuld, die es nicht ablehnt. Unser Volk hat sein gutes Gewissen auch der Flut des Unrechtes gegenüber, die täglich höher um uns steigt, indem es auch sie in den Willen Gottes einschließt. Rade bemerkt an der angeführten Stelle, daß manchen diese Stellung zum Kriege ‚zu kompliziert' sein werde. In der Tat wird vielen das — in rein verstandesmäßiger Beziehung — Ungelöstbleiben so schwerer Fragen zur Seelennot werden. ‚Aber,' so sagt Rade mit Recht, ‚wer die innere Not, die wir meinen, mit fühlt und trägt, leidet stellvertretend. Und dieser Pflicht der Stellvertretung dürfen wir, die daheim in großer Ruhe leben, uns nicht entziehen. Wir haben die Möglichkeit und haben die Pflicht, immer wieder in unserem Gewissen die Verbindung herzustellen zwischen dem, was sein muß, und zwischen dem, was sein soll.' Diesen Gedanken des stellvertretenden Opfers, das nun unser ganzes Volk, Krieger und Nichtkrieger, zu bringen hat, verfolgt unsere ganze religiöse Kriegsliteratur, mehr oder weniger ausgesprochen. Das Schönste hat wohl Mausbach†† in dem so überschriebenen

* ‚Krieg und Bibel', Tübingen, J. C. B. Mohr.

** ‚Der Krieg und der Katholizismus', Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

*** ‚Religion u. Religionen im Weltkrieg', Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung.

† ‚Die Christliche Welt', (Marburg), 29. Jahrg. Nr. 10.

†† ‚Kampf und Friede' S. 58—61.

Kapitel seines erwähnten Buches über die Idee des stellvertretenden Opfers gesagt. Die ungläubigen Religionsphilosophen hatten den christlichen Begriff des Opfers und die stellvertretende Genugtuung des Erlösungsdogmas für Aberglauben erklärt; da kam das reinigende Wetter des Krieges und fegte mit seinen harten Tatsachen die Hirngespinste der Zweifler hinweg: das ganze Volk sieht, wie wahr dieser Glaube ist, wie tief er im echtesten Sittlichkeitsgefühl wurzelt. ‚Eine sühnende, heilende, erhebende Kraft liegt in diesem stellvertretenden Leiden; Läuterung und Trost für die Seele des Kriegers, die sich vom Niederen losringt, im Sterben ein höheres Leben gewinnt; Läuterung und Erhebung für die Seele des ganzen Volkes, die, gleichfalls von „solchen Opfern, heilig-großen", erschüttert, neuen Lebensodem in sich verspürt, gemeine Instinkte ausscheidet, zum Opfersinn und Heldenmut erwacht!' (Mausbach). Das ist unser Glaube, der die ‚Welt' überwindet. Auch der Christ sieht die zahllosen Gräber, die dieser Krieg schon geschaufelt, die Ströme von Tränen, die er ausgepreßt hat, und die eine Antwort heischen auf den scheinbaren Unsinn und Widerspruch in dieser dunklen Gegenwart. Auch der Christ darf fragen nach dem Warum! und Wozu? Und ist seine Frömmigkeit männlich, so hat aller Kampf und Tod, aller Untergang nur dann einen Sinn, wenn neue Form und Gestalt dem Unvergänglichen und Ewigen entsprießt. ‚Ein neuer Himmel wird sein und eine neue Erde'; ‚wenn umgewandelt wird die Form dieser Welt' . . . so redet die Schrift. Tiefe Weisheit ist, daß Gott nichts vernichtet, was er geschaffen, weil er nichts haßt von dem, was er ins Dasein rief. Und darum bedeutet scheinbarer Untergang nur, daß der Ewige die Welt von Gestalt zu Gestalt führt. So ist es nicht nur im Kosmischen, sondern auch im Werden der Menschheit, im Geschichtlichen und sogar im Ethischen. Die größten und grausamsten Kriege der Vergangenheit erscheinen uns Rückschauenden heute als Frühlingsstürme, die die abgestorbenen Blätter hinwegfegten und neue Keime weckten. Aber sinnlos müßten uns Kriege erscheinen, die nur zerstören. Ist nun dieser gegenwärtige Krieg ein Nur-Zerstörer? Ich wage das nicht zu behaupten, obwohl die vielen leichtfertigen Geschichtsphilosophen und Schaumschläger, die jetzt zur Beruhigung des nationalen Gewissens in zahllosen Zeitungsartikeln die ethische Rechtfertigung des Krieges mit all seinen Rätseln und seinem Grauen ohne das Metaphysische zu demonstrieren sich vermessen, in all ihrer jämmerlichen Nacktheit dem Denkenden sich enthüllt haben. Denn wie kann man ohne das Metaphysische in allem Seienden das Seinsollende suchen, wie begreifen, daß Unrecht geschehen muß, damit Gutes erwachse? Julius Hart hat im ‚Tag' bei der Besprechung der auch von mir oben erwähnten Broschüre Johannes Müllers den Diesseitsethikern diese Halbheit scharf vorgehalten. Nein, auch hier führt, wie ein Freund es einmal ausdrückte, nur ‚das Geländer des Glaubens über die schwankende Brücke des Weltverstehens'. Die Erfahrungen gerade unseres Krieges haben — und dafür ist ein großer Teil der mir vorliegenden Literatur Zeugnis — auch von denjenigen unter uns, die bisher ohne das sehnsüchtige und demütige Hinunterlangen nach dem ‚Geländer des Glaubens' meinten auskommen zu können, manchen belehrt, daß alles Wissen und Erkennenwollen kühlt und lähmt, daß aber aller Glaube wärmt und stark macht. Dabei bleibt bestehen, daß die Tat alles ist. Denn das reimt sich wohl. Sind die ‚Wissenden' nicht alle mehr oder minder tatkrank? Aber die Glaubenden sind die Tatfrohen. Und vielleicht, so meint wieder jener Freund, besitzt man nur das ganz, an das man glaubt. . . . Ich bekenne, ich verstehe nicht, was uns jetzt bedrängt, ich begreife Grund und Ziel dieses Geschehens nicht; aber mein Gottesglaube läßt mich hoffen, daß all die furchtbaren Zuckungen, die die Welt erschüttern,

nur die Wehen einer neuen Geburt sind. Vielleicht dürfen wir Kinder der Gegenwart noch uns freuen wie die Gebärerin im Heilandsgleichnisse, ‚daß ein neuer Mensch zur Welt gekommen ist‘. Und daran wollen wir allem zu Trotz glauben, damit wir nicht verschmachten.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Nachdem der große Krieg nun schon ein Jahr dauert, gibt es natürlich auch einige Bücher, die als Kriegsromane bezeichnet sind. Wertvolles ist nicht darunter, was nicht verwundern kann, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, die derlei Arbeit mit sich bringt. Meist wird aus der Fülle der Geschehnisse irgendeiner dürftigen Fabel ein billiges Gewand gemacht, in der Erwartung, daß der Leser mit dem Handgreiflichen zufrieden sei. Aber der berechtigte Kriegsroman wird das innerliche große Wesen des Krieges fassen wollen, das Reinigende, Verwandelnde. Um das aber zu erkennen und darzustellen, bedarf es eines Dichters, und die wenigen, die berufen wären, sind wohl noch zu bewegt von den unaufhörlichen Eindrücken, als daß sie, nach eigener Klärung, die Klärung des Stoffes vor sich gebracht hätten. So scheint mir nur ein Buch höheren Anforderungen zu entsprechen und die Anwartschaft auf eine bleibendere Geltung zu haben, das ist Peter Dörflers ‚Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich‘. Es ist kein Roman im schulmäßigen Sinne, und es führt nicht in Schlachten und Ungewitter, aber der Held ist ein ganzes Dorf und sein Inhalt die Wirkung des Krieges auf dieses Dorf. Und dieses Dorf ist eigentlich auch nicht nur die kleine Volksgemeinschaft irgendwo im schwäbischen Land, sondern dieses Dorf ist Deutschland, das ganze, große Deutschland, und alle die Menschen, an denen Dörfler den Weltkrieg sich erproben läßt, sind nicht nur irgendwelche bestimmte Charaktere, sondern es sind Typen: Der Veteran Buchenhofer, der's den Jungen nicht zutraut, die Babelebäs mit dem heimlichen Mehl und der platten Selbstgefälligkeit, Zenzi, das Lehrerfräule, die ihrem totgeschossenen Karl nachfolgt, der Sympathiekaspar mit seinen Unkenrufen, wie die tapfere Magd Notburg, und die Zechbäuerin, die lieber gradgewachsene Söhne als Krüppel haben möchte. Und das ist das Wertvolle an dem Buch: jeder Krieger draußen darf sagen, so sieht's auch bei mir daheim aus, und wenn jeder Krieger draußen das Buch lesen könnte, so sagte er: jetzt weiß ich, weshalb ich hier draußen stehe. In der ganzen Erzählung gibt es keinen Satz, der nur so dahergeredet wäre, jedes Wort ist nicht nur tief innerlich empfunden, sondern es ist einer Dichterseele entstiegen, die diesen Krieg in harmonischen Einklang mit Gottes schaffendem Willen bringen konnte. So gibt es höchsten Trost, ja Stolz und freudiges Hintreten an Gottes Seite, zu dem in diesem Jahr nicht wenig Murren und Hadern emporgestiegen sein mag. Der liebe Gott hat bei Dörfler auch keine Zuchtrute geschwungen (‚das ist die Strafe für eure Sünden‘), sondern er hat der Welt eine schwere und schöne Aufgabe gestellt, diese: sich in Leben und Sterben zu bewähren. Und wenn Peter Dörfler des festen Glaubens ist, daß Deutschland sich am besten bewähren wird, so ist das kein blinder

---

* Peter Dörfler, ‚Der Weltkrieg im Schwäbischen Himmelreich‘ (Jos. Kösel'sche Buchh., Kempten, M. 4.–). Derselbe, ‚La Perniziosa‘ (ebenda, M. 4.–). Georg Engel, ‚Der Fahnenträger‘ (Grethlein & Co., Leipzig, M. 5.–). Selma Lagerlöf, ‚Jans Heimweh‘ (Albert Langen, München, M. 5.—). Karl Linzen, ‚Marte Schlichtegroll‘ (Jos. Kösel'sche Buchh., Kempten, M. 6.–).

Patriotismus, sondern ein gläubiges Vertrauen in seines Volkes beste Kräfte, ein Vertrauen, das schon mehr ein festes, freudiges Wissen ist.

Bliebe noch zu untersuchen, ob die Idee reine Darstellung geworden ist. Und da kann man zu dem Buche wieder ein herzhaftes Ja sagen. Die volkstümlich gerade und kräftige Art Dörflers, seine naive, ungekünstelte Erzählungsweise, die von keiner Modeart abhängig, sondern urwüchsig aus unverbildetem Herzen kommt, das alles war gerade nötig, dieses Buch so eindringlich wohltuend zu machen, wie es geworden ist. Und wenn man eine Einschränkung machen will, so könnte man höchstens sagen, daß hier und da ein Faden in der Luft hängt, so bei der Schmiedsfrau, die zuerst dem dämonischen Zwischenreich anheimgefallen erscheint, und dann unvermittelt wieder fest und klar im Licht der göttlich verklärten Wirklichkeit steht.

Aber es scheint, als habe Dörfler als Gestalter überhaupt eine gewisse Vorliebe für Menschenwesen mit einem Bruch im Innern. Denn, was ihm bei der Schmiedin nicht geglückt ist, das war ihm bereits in einem wenig früher erschienenen Roman geglückt, der den Hochlandlesern aus dem Jahre 1913 noch bekannt sein dürfte: ‚La Perniziosa'. Geglückt, wie gesagt, denn dieser Findling und Klosterschüler Romolo, den sich die Dämonin Campagna wieder holt, ist eine, besonders in der zweiten Hälfte des Romans, durchaus überzeugende Figur, an der man stellenweise sogar leidenschaftlichen Anteil nimmt. Richard Voß hat in seiner Frühzeit ähnliche Menschen dargestellt. Aber so pathetisch er sich auch gebärdet, und so eindringlich er dabei mit naturalistischen Mitteln arbeitet, keine seiner Gestalten vermag zu stehen, sie fallen um wie Puppen oder verwehen wie Rauch. Das fühlt man besonders, wenn man sich nach Dörfler an Voß erinnert. Bei Dörfler ist auch Überschwang, tödliche Liebe, ja dämonischer Wahn, aber dieses Übermenschliche weiß er verständlich und erklärlich zu machen, durch nichts als durch ein Schaffen vom Innern seiner Menschen heraus, woran eben der echte Dichter erkannt wird. Auch handwerklich ist das Buch gut gearbeitet; die Zusammenstellung des hitzigen, überschwänglichen Romolo mit dem alten, liebevoll-abgeklärten Pater Antonio zeugt von künstlerischer Überlegung; die Schreibweise hat guten epischen Fluß, ohne besondere und überraschende Wendungen zu zeigen. Überhaupt paßt das Bild des Peter Dörfler, der den ‚Weltkrieg im Himmelreich' schrieb, zu dem des Verfassers von ‚La Perniziosa' zunächst nicht recht. Dort ein behaglich-volkstümliches Erzählen, hier ein — ich möchte sagen — klassisch-lateinisches Erzählen. Vielleicht bietet Dörfler einen Beweis für die Meinung, daß jeder Stoff seine eigene Darstellung fordert, und daß es durchaus nicht so recht ist, von einem Autor den gleichbleibenden Stil zu fordern. Ich denke, daß beides in der Literatur Berechtigung hat; es richtet sich lediglich darnach, ob der Stoff stärker ist oder der Autor. Nun, man wird ja sehen, wie Dörfler sich weiter entwickelt. Daß die deutsche Prosadichtung an ihm eine neue gediegene Kraft gewonnen hat, ist ohne weiteres schon jetzt klar.

*

Das Dämonische im modernen bürgerlichen Menschen hat Georg Engel in seinen letzten Büchern verschiedentlich behandelt, und einige seiner Arbeiten nahmen mit ihrem Hineinragen des Über- und Unterirdischen in die Geschicke seiner Helden zuweilen sogar die Ausgeglichenheit echter Dichtung an. Wenn ich nicht irre, ist an dieser Stelle auch schon darauf hingewiesen, daß der Küstenbevölkerung mit einer rein realistischen Darstellung nicht beizukommen ist, und daß Engel eine eigene Form gefunden hat, um solcher Seelen habhaft zu werden. Es läßt sich nun nicht sagen, daß der neueste Roman von ihm, ‚Der Fahnenträger', sonderlich gut gelungen ist, vielmehr zeigt sich deutlich der Riß, der

Menschliches und Überirdisches trennt. Und damit fällt eigentlich das ganze Buch. Da ist an einer kleinen norddeutschen Universität ein Professor Voigt, der ein Buch ‚Das tausendjährige Reich' geschrieben hat, das ihm von seinen Kollegen verdacht wird. Anscheinend ist es so eine Art Staatsphilosophie, die das Christentum ablösen soll. Um was es sich eigentlich handelt, kann ich nicht verraten, da der Verfasser die Ansichten seines Professors ein wenig zu sorgfältig verbirgt. Da dieses aber der ‚Fahnenträger' ist und auf ihm die Handlung sich aufbaut, fehlen eigentlich schon die Vorbedingungen für das Interesse, da man ja nicht herausbekommt, was für eine Fahne der Professor Voigt eigentlich trägt. Einigermaßen deutlich wird das erst an seinem Gegenspieler, dem ehemaligen Theologen, dann Gutsbesitzer Heiden auf Demzin. Dieser meint mit der unveränderten Anwendung des Buchstabens der Heiligen Schrift in seiner beabsichtigten sozialen Fürsorge auszukommen. Er tut das so naiv wie irgendein moderner Sektierer, der irgendwo im Hinterhause einer Großstadt auf seine Weise die Schrift erklärt. Dennoch ist dieser Charakter noch am klarsten herausgebracht, nur daß man ihm eben das Apostelhafte nicht glaubt. Daher interessiert es auch zum Schluß nicht mehr, wenn er sich zu guter Letzt zu Professor Voigt, seinem nunmehrigen Schwiegervater, bekennt. Oft gibt es ein verblüffendes Hin und Her zwischen Alltäglichkeit und Schwärmerei, und nur ganz selten verbinden sich beide und werden eins. Dann offenbart sich schließlich aber ein eigentümlicher Reiz, um deswillen man die an das Lesen gewendete Zeit nicht verloren gibt. Zudem treten eine Anzahl echt Engelscher Originale auf, die das Ihre tun, damit das Buch nicht ganz gleichgültig wird. Vielleicht hat sich's Engel diesmal ein bißchen leicht gemacht. Und er muß es sich schon gefallen lassen, daß man als Gegenbeispiel, gewissermaßen, neben den seinen einen Roman von Selma Lagerlöf setzt, der ‚Jans Heimweh' heißt und zeigt, was — die größere dichterische Persönlichkeit vorausgesetzt — ein unerbittlicher Künstlerwille aus einem zwischen Wirklichkeit und Traum schwankenden Stoff machen kann. In Wirklichkeit ist Lagerlöfs Buch ein literarisches Erlebnis ohnegleichen, ein zu tiefst lebenswahres Buch und dabei ein höchst künstlerisches. Ich gestehe gern, daß es zurzeit nicht leicht ist, sich hineinzulesen. Der Stoff hat an sich nichts, was besonders interessieren könnte. Irgendein schmutziger, halb vertrottelter Tagelöhner wird verrückt, weil seine einzige Tochter ihn verläßt. Man stelle sich einmal vor, was einer unserer Naturalisten mit diesem Stoff angefangen hätte! Und die Lagerlöf macht eine Dichtung daraus, eine wundervolle, rührende Dichtung, rein, klangvoll und einfach wie ein Märchen. Sagen läßt sich darüber nicht viel; man muß es lesen, wie Jans Kind geboren wird, wie er ganz mit ihm verwächst, wie sie nach Stockholm zieht und wie in Jan der Traum sich festsetzt, daß sie reich und mächtig wiederkehren wird, um ihren alten Vater in ihren Glanz aufzunehmen. Diesem Wahn dienen die schrecklichsten und harmlosesten Zufälle, und die wehmütige Bitterkeit in der Empfindung des Lesers, daß die ‚Kaiserin von Portugallien' Jans in Wirklichkeit in einem schlechten Stockholmer Hause sitzt, verschmilzt mit der Rührung über des Vaters irre Sehnsucht zu einem unverlöschlichen Eindruck. Und dem Worte des Geistlichen an Jans Grabe, daß er ‚das wärmste und reichste Herz im ganzen Dorfe gehabt habe', wird er aus innerster Seele zustimmen.

Wirklichkeit und Traum sind auch die beiden großen Gegensätze in Karl Linzens Roman ‚Marte Schlichtegroll', Wirklichkeit und Traum, die sich aber nicht harmonisch ineinander lösen, sondern sich feindlich gegenüberstehen. So umfangreich der Roman auch ist, der eigentliche Inhalt läßt sich mit zwei Worten sagen: ein deutscher Arzt erzählt einer Südamerikanerin, warum

er ihr nicht hat folgen können, und schildert zu diesem Zweck seine Heimat, seine Jugend, die nordische Rätsel- und Schauerwelt, die ihn in Gestalt seiner Jugendgespielin Marte geheimnisvoll festhielt. Aber hinter diesen dürftigen zwei Worten steht eine ganze Welt, wie man sie reicher in der Literatur selten findet. Das kleine Schleswig'sche Städtchen Brincklage steigt auf mit seiner guten und ein wenig wunderlichen Einwohnerschaft, so klar und so lebendig, daß man den Eindruck einer ungewöhnlich reichen, dichterisch empfundenen Wirklichkeit aufs wundervollste genießt. Und merkwürdig, so schlicht die Erlebnisse sind und so breit sie erzählt werden, man wird nicht müde und bleibt bis zum Ende voll Teilnahme und Entzücken wie etwa bei Gottfried Keller. Und das Ganze ist umwittert von dem geheimnisvollen Reiz des „zweiten Gesichts", von seltsamen unirdischen Beziehungen und Verknüpfungen und wird dadurch über bloße Kleinmalerei hinausgehoben. So kann es geschehen, daß man des Doktors Gespielin und Weib, Marte, nicht nur als ein Wesen von Fleisch und Blut, sondern als ein Symbol der Heimat empfindet, wodurch wieder verhütet wird, daß die Erzählung in einer mehr oder weniger reizvollen Liebesgeschichte stecken bleibt. Aufs glücklichste ist die graue, blasse Heimat mit dem Sonnenglanz und der Purpurbläue südlicher Meere zusammen und in Gegensatz gebracht, und fast scheint es, als solle zum Schluß doch der Drang in die Ferne, die Sonne, die klare Heiterkeit des Lebens über den gespenstischen Schatten Marte Schlichtegrolls triumphieren. Eine behaglichbreite und doch wohlgeschwungene und formvolle Schreibweise paßt sich dem Leben der kleinen Stadt, wie der großen Ozeanfahrt gut an und erlaubt dem Autor Idyllisches und Tragisches, Geheimnisvolles und Leidenschaftliches überzeugend darzustellen. Was die Personen des Romans anlangt — man glaubt zum Schluß hunderte kennen gelernt zu haben — so ist der Mittelpunkt des Ganzen, der Doktor Haddenbrock, eigentlich und merkwürdigerweise ganz schattenhaft geblieben, wie auch seine Eltern, auf die der Erzähler sich erst spät besinnt. Der gute Doktor gleicht dem X einer mathematischen Aufgabe, ohne das die Aufgabe zwar nicht zu lösen ist, das aber imaginär bleibt. Auch über Marte Schlichtegroll liegt manches Dunkel, nicht zum Schaden des Eindrucks, und überhaupt zeigen sich die Personen um so deutlicher, je weniger sie eigentlich mit dem Problem des Buches zu tun haben. An der Peripherie des Kreises aber wird das lebendige Gewimmel so stark, daß man es kaum je wieder vergessen kann: Der Konsul von Bolivia, Ose Wockenfuß, der Knecht Gnadenbrot, die schöne Jüdin, Marcel Grotefendt und die Mitglieder der ozeanischen Akademie. Das Schiff wird vertraut, die Straßen von Brincklage, das Katzenwasser und der Gasthof zur ‚Fröhlichen Wiederkunft'. Jedenfalls ein ungewöhnliches Buch, an dem nicht vorbeigegangen werden darf.

Dieser Roman, der zum größten Teil im zehnten Jahrgang des Hochland veröffentlicht wurde, mußte leider wegen plötzlicher Erkrankung des Autors abgebrochen werden. (Vgl. Augustheft 1913, S. 571 f.) Den Schluß, wie wir ankündigten, nach der Genesung des Autors nachzutragen, erwies sich im gehofften Zeitpunkt als unmöglich. So bleibt nichts übrig, als diejenigen unserer Abonnenten, die sich angesichts des starken und eigenartigen Eindrucks dieser Schöpfung mit unserm Schlußwort nicht zufrieden geben konnten, nunmehr auf die in mancher Hinsicht noch künstlerisch überarbeitete Buchausgabe zu verweisen. Wir haben jedoch mit dem Verlag ein Abkommen getroffen, daß all diesen Abonnenten, soweit sie sich der diesem Hefte beigelegten besonderen Bestellkarte bedienen, ein gebundenes Exemplar dieses Romans zum ermäßigten Preise von M. 5.— geliefert wird. D. R.

Hochland-Echo

Die katholische Kirche in Deutschland und Frankreich

Bereits im Juliheft unserer Zeitschrift ist im Hinblick auf die französische Schmähschrift ‚Der Deutsche Krieg und der Katholizismus' der Wunsch ausgesprochen worden, es möge darauf eine deutsche Antwort gegeben werden, deren inneres Gewicht eine entsprechende Wirkung im neutralen und feindlichen Ausland verbürgt. Ob es zu diesem Zweck einer allseitigen Widerlegung jener leichtfertigen Anklagen bedarf, mag dahingestellt bleiben; zumal es, solange der Krieg noch fortdauert, schwer sein dürfte, viele Vorkommnisse der allerjüngsten Zeit mit unwiderleglichem Beweismaterial aufzuklären; auch die soeben bereits erschienene erste deutsche Gegenschrift* gibt diese Schwierigkeit an mehreren Stellen unumwunden zu.

Aber es gibt Tatsachen genug, an denen heute schon niemand mehr zweifeln kann und die für sich allein genügen, um die angebliche Rolle des modernen Frankreichs als Schutzmacht der katholischen Kirche und die Verdächtigung des Deutschen Reiches als Todfeindes des Katholizismus der verdienten Lächerlichkeit preiszugeben. Man braucht nur in nüchternen Daten nebeneinanderzustellen, wie sich das Verhältnis von Staat und Kirche in den beiden Ländern während des letzten Jahrhunderts entwickelt hat. Tatsachen beweisen!

Ein glücklicher Zufall will es, daß für ein wichtiges Teilgebiet diese Zusammenstellung bereits von einwandfreier Seite erbracht worden ist. Der Bonner protestantische Kirchenrechtler Ulrich Stutz sah sich veranlaßt, für eine in Bälde erscheinende rheinische Jahrhundertfestschrift über ‚Die katholische Kirche und ihr Recht in den preußischen Rheinlanden' während des besagten Zeitraums Rechenschaft zu geben,** und bei der abschließenden Zusammenfassung bot sich ihm für die Geschicke der katholischen Kirche in den Rheinlanden, seit deren Einverleibung in Preußen, kein deutlicheres Abbild als der Dom zu Köln:

‚Vom Mittelalter und den daran anknüpfenden Zeiten geistlicher und reichsstädtischer Herrschaft halbfertig überliefert, unter französischer Herrschaft zur bloßen Pfarrkirche herabgewürdigt und in trümmerhaftem Zustande hinterlassen, erlebte dies hehre Denkmal deutscher Baukunst, von Preußen übernommen, zunächst seine Wiedereinsetzung in den früheren Stand einer Metropolitankirche und sodann seinen glanzvollen Ausbau nach den Plänen seines Begründers, um seither, sorgsam gehegt, stetsfort erneuert, nach außen zu voller Geltung ge-

---

* Vgl. hierüber auch den Rundschauartikel des vorliegenden Heftes.

** Auch als Sonderdruck erschienen, Bonn 1915, bei Marcus & Weber. Br. M. 1.20.

bracht und im Innern durch Frömmigkeit und Kunstsinn liebevoll verschönert, seiner Bestimmung so wie nie zuvor zu dienen.

Nicht anders das rheinische katholische Kirchenwesen, das trotz der schweren Erschütterungen durch den Kölner Kirchenstreit und später durch den Kulturkampf aus dem halb Trümmer-, halb Zwischenzustand, in dem die preußische Herrschaft es antrat, binnen einem Jahrhundert zu einer Blüte gediehen ist, die in der Vergangenheit und in der Gegenwart kaum ihresgleichen hat. Freie und reiche Entfaltung des religiösen Sinnes, ein in den Werken christlicher Liebestätigkeit, sozialen Wirkens und der Mission kraftvoll sich bewährendes, kirchliches und Ordensleben, Einigkeit im Glauben und verständnisvolle Unterwerfung unter die kirchliche Ordnung — und dies alles bei weitgehender, durch Wohlhabenheit und Bildung getragener, in den Schranken christlicher Gläubigkeit und Sittlichkeit sich haltender Kulturoffenheit und Kulturfreudigkeit — das sind Züge, welche die katholische Kirche am Rheine in solcher Vereinigung selbst zu den Zeiten höchster mittelalterlicher Kirchlichkeit nicht aufzuweisen gehabt hat. So hat die Einfügung in ein großes Gemeinwesen und der Verlust der Alleinherrschaft in dem größten Teile der heute zur preußischen Rheinprovinz vereinigten Gebietsteile, weit entfernt davon, dem katholischen Wesen und Kirchentum Abbruch zu tun, ihm dank dem damit verbundenen Zwange zur Sammlung und Selbstbehauptung in mühsamem, aber erfolgreichem Ringen zu einem nachhaltigen Aufschwunge verholfen.'

Was hier von der Stellung der katholischen Kirche in den Rheinlanden gesagt ist, darf mit Fug auf ganz Deutschland angewendet werden. Und wenn man dann damit vergleicht, wie die gleiche katholische Kirche während dieses selben Zeitraums in Frankreich immer radikaler beraubt und entrechtet worden ist, dann erst tritt die ganze Ungereimtheit der französischen Redensarten vollends zutage. Dieser Vergleich hat sich auch Professor Stutz aufgedrängt und darum sagt er in seinem Vorwort:

‚Von französischer Seite sucht man im gegenwärtigen Kriege den Katholizismus gegen uns auszuspielen. Wie unangebracht, ja widersinnig dies Unternehmen ist, liegt für uns Deutsche auf der Hand. Vielleicht findet diese streng wissenschaftliche, von einem Nichtkatholiken herrührende und bereits vor dem Kriegsausbruch zum Druck beförderte Schrift früher oder später auch im Auslande einige Beachtung und klärt sie den einen oder anderen ausländischen Leser darüber auf, daß katholische Religiosität und katholisches Kirchentum in den letzten Jahrzehnten nirgendwo ungehemmter und reicher sich zu entfalten vermocht haben als unter dem Schutze unseres kraftvollen, von seinen Feinden immer wieder verlästerten, von seinen Angehörigen aber mit gutem Grunde als Hort von Freiheit und Recht mit Wort und Tat, Gut und Blut um so freudiger verteidigten preußischen Staates.'

Dabei weiß Stutz sehr wohl, daß die deutschen Katholiken jenem Ideal eines Staatskirchentums, mit dem die französischen so gerne liebäugeln, keineswegs zuneigen, und die Wurzeln ihrer Kraft nicht in der staatlichen Obhut, sondern im eigenen kirchlichen Leben zu treiben und zu bewahren wissen. Das hat gerade der Kulturkampf der siebziger Jahre, auf dem die französische Anklageschrift herumreitet, und der damalige Rückzug Bismarcks bewiesen. Und das würde, davon ist auch Stutz überzeugt, jeder ähnliche Konflikt in

Zukunft abermals bestätigen; ausdrücklich räumt Stutz, gerade auch hierin ein gewiß unverdächtiger Zeuge, am Schlusse seiner Schrift ein:

‚Gewiß ist die religiöse Grundlage der katholischen Kirche auch am Rheine ihr bester Schutz und Schirm und würde ihre Organisation sie befähigen, im Falle der Trennung von Kirche und Staat alsbald ganz auf eigenen Füßen zu stehen. Aber sie würde gewaltige Einbußen erleiden und nicht so bald, vielleicht nie wieder den Stand erreichen, den sie heute im Rahmen des preußischen Staates einnimmt.‘

Daß dem so ist, dürfen die rheinischen Katholiken, darin ein Vorbild aller deutschen, nächst Gott ihrer eigenen Kraft und Treue zuschreiben. Welche ebenbürtige Arbeit und Leistung können denn die französischen Katholiken zur Seite stellen? Sie haben nicht einmal ihr eignes Recht im heimischen Staate zu wahren verstanden. Wenn sie nun aber gar der ganzen katholischen Welt das entkirchlichte Frankreich als beste Schutzwehr des Katholizismus aufreden wollen, dann können alle Unbeteiligten und Unbefangenen darüber nur die Achseln zucken. Deutschlands und Österreichs Katholiken aber schlagen gegenüber solchen hohlen Redensarten getrost ans eigene, blanke Schwert mit dem Wahlspruch: Gott und unser Recht! r.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Juni 1915*

Während des Monats Juni erfolgten im Seekriege keine größeren Kämpfe der deutschen Flotte. Doch wurde die Tätigkeit unserer Tauchschiffe eifrigst fortgesetzt und beginnt nun nach 4½monatlicher Wirksamkeit in Großbritannien stark fühlbar zu werden sowohl durch Störung des überseeischen Handels als auch durch Verteuerung der Volksernährung. Zwar fehlen immer noch deutschamtliche Zahlenangaben und stehen nur unvollständige Mitteilungen neutraler Zeitungen zur Verfügung. Doch wurden hiernach allein in der Zeit vom 15. Mai bis 15. Juni 54 feindliche Dampfschiffe durch deutsche Unterseeboote versenkt, seitdem schon wieder mindestens ein Dutzend Handelsfahrzeuge.

Leider mußten auch mehrere neutrale Schiffe, die Banngut führten, zerstört werden; für ein weiteres, das einem bedauerlichen, durch den britischen Flaggenmißbrauch verursachten Übersehen zum Opfer fiel, wird vom Deutschen Reiche Entschädigung gezahlt. Insgesamt sollen seit Kriegsbeginn durch deutsche Seestreitkräfte von der britischen Handelsflotte schon 261 Schiffe mit 700 000 t, d. s. 3,5 v. H. des Gesamttonnengehaltes, sowie französische und russische Handelsschiffe mit zusammen 40 000 t Gehalt vernichtet sein. Aber auch Kriegsschiffe wurden erfolgreich angegriffen, so am 20. Juni in der Nordsee ein britischer Panzerkreuzer von der Minotaurklasse (14810 t Wasserverdrängung), außerdem mehrere vor den Dardanellen. Nach Angabe eines schwedischen Kriegsberichterstatters im Aftonbladed vom 29. Juni seien die meist verschwiegenen Verluste der britischen Flotte bereits von solchem Umfange, daß die bei Kriegsbeginn bestandene Überlegenheit gegenüber den deutschen Seestreitkräften jetzt erheblich vermindert sei. Anfänglich wären etwa 60 britische Schlachtschiffe erster Reihe vorhanden gewesen, seien aber jetzt durch die erfolgreiche Tätigkeit der deutschen Unterseeboote auf einige 40 vermindert, während die deutsche Flotte noch alle Schlachtschiffe besitze.

Vortrefflich wurden die deutschen Tauchschiffe durch die Marineflugschiffe und -Flugzeuge unterstützt, die ebenfalls feindliche Kriegsschiffe (Unterseeboote) und Fischerei-Fahrzeuge versenkten. Inhaltlich einer am 26. Juni im britischen Unterhause erfolgten Mitteilung fanden bisher insgesamt 15 deutsche Luftangriffe auf englische Küstenbefestigungen statt, wobei 183 Menschen getötet, 705 verwundet wurden. Mehr als die Hälfte dieser Opfer waren Männer. Bei einem dieser Angriffe wurde auch ein im Bau begriffenes Schlachtschiff größter Bauweise schwer beschädigt. Mittelbar trug übrigens das Vorhandensein einer starken und tüchtigen deutschen Kriegsflotte ganz erheblich zur Besiegung der russischen Landmacht bei, indem sie durch Beherrschung der Ostsee die unmittelbare Schiffahrtsverbindung zwischen Großbritannien und Rußland sperrte und so dessen Ergänzung mit Waffen, Munition usw. während der Vereisung des Weißen Meeres erfolgreich verhinderte. Äußerst nützlich für die deutsche Nordseeküste erwies sich das vor 25 Jahren von Großbritannien erworbene Eiland Helgoland, das durch seine Be-

---

* Vgl. die Abhandlung „Kriegsbetrachtung für Mai 1915“ Hochland Juniheft Nr. 9 von 1914/15, Rundschau S. 365—370.

festigungen und weittragenden, wirksamen Kanonen die Strommündungen der Elbe und Weser schützt, ein vortrefflicher Stützort für die deutsche Kriegsflotte ist und deren Fahrten durch den Nordseekanal sicher deckt. Allerdings war der seinerzeit dafür gezahlte Preis kaufmännisch gerechnet sehr hoch, aber das daran gegebene afrikanische Gebiet wäre jetzt während des Krieges wirtschaftlich doch wertlos, während Helgoland nun für die Heimatverteidigung militärisch unbezahlbar ist. Wie anders wäre die Kriegslage, wenn das Eiland sich noch in britischem Besitz befände!

Im Westen brachte der Juni keine wesentliche Änderungen. Den Deutschen, die sich vorzugsweise auf die Abwehr beschränkten und nur einzelne örtliche Gegenangriffe ausführten, gelang es, das seit dem Herbste besetzte feindliche Gebiet festzuhalten und alle Durchbruchsversuche der Gegner wirksam abzuwehren. Nur vorübergehend erzielten diese Erfolge, fast überall konnte ihnen das gewonnene Gelände wieder abgenommen oder doch durch Wegnahme anderer Streifen ausgeglichen werden. Im großen und ganzen blieben die westlichen militärischen Kriegsgrenzen von der Nordsee bis zur Schweiz unverändert wie seit Ende Oktober. Am heftigsten und fast den ganzen Juni andauernd waren die als ‚Lorettoschlacht' bezeichneten französisch-britischen Angriffe bei La Bassee und Arras, besonders um Mitte des Monats, doch endigten sie mit schweren, verlustreichen Niederlagen für unsere Feinde. Ebenso großen Mißerfolg hatten die französischen Vorstöße in der Champagne am 11. Juni und an den Maashöhen östlich Verdun am Monatsende. Dagegen gelang es den Deutschen am 3. Juni, Schloß und Ort Hoog östlich Ypern zu erstürmen, sowie gegen Schluß des Monats in den Argonnen und Vogesen, ihre Kampfstellungen vorwärts zu schieben. So scheiterte also der wohlvorbereitete, mit vierfacher Überzahl unternommene Versuch unserer Westfeinde, ihren bedrängten östlichen Verbündeten mittelst Durchstoßens der deutschen Stellungen, dann beabsichtigter Befreiung des besetzten französischen und belgischen Gebietes sowie Vordringens bis an den Rhein Luft zu schaffen. Wollten sie doch durch die Lorettoschlacht die Deutschen verhindern, Truppen von Westen nach Osten zu schicken, sogar zwingen, umgekehrt solche vom Osten nach dem Westen zu ziehen. Aber durch treffliches Standhalten der angegriffenen Armee des Kronprinzen von Bayern mißglückte das Vorhaben. Für den Durchbruch wählten sie eigens die Gegend nördlich Arras, wo sich die französischen und britischen Heeresflügel berührten. Hier konnten sie möglichst starke Kräfte dafür vereinigen und beide verbündete Heere an dem Entscheidungskampfe beteiligen. Wie heiß, blutig und ruhmvoll der Kampf für genannte deutsche Armee war, schildert eindrucksvoll der vom Großen Hauptquartier in den Tagesblättern veröffentlichte Schlachtbericht. Als Monatsergebnis ist nun die Erhaltung des militärischen Gleichgewichts im Juni wie im Mai auf dem westlichen Kriegsschauplatze zu verzeichnen; die Junibeute beträgt 2 Fahnen, 25 695 Gefangene, darunter 121 Offiziere, 7 Geschütze, 6 Minenwerfer, 52 Maschinengewehre, 1 Flugzeug und zahlreiche Kriegsstoffe.

Ebenso ging es im Süden, wo die italienischen Angriffe gleichfalls erfolglos blieben. Wie schon zu Beginn des Kampfes gegen die treulosen einstigen Bundesgenossen behaupteten die österreichisch-ungarischen Streitkräfte auch im Juni ihre Verteidigungsstellungen an und nahe der Grenze, in Tirol, am karnischen Kamm, an den Befestigungen Malborghet-Flitsch wie am unteren Isonzo. Nicht einen Kilometer Raum nach vorwärts gewannen die Italiener trotz der bedeutenden Blutopfer von etwa 40 000 Mann. Ihre an Zahl weit überlegenen großen Truppenmengen können

sie eben in den Alpentälern nicht zur Entwicklung bringen, während die vielen Einzelvorstöße geringer Truppenstärken von den Verteidigern verhältnismäßig leicht abgewehrt werden können. Demnach konnte das italienische Hauptziel, die österreichisch-ungarische Stellung Monfalcone—Plöckenpaß zu durchbrechen, bis jetzt nicht erreicht werden. Damit ist ihre Absicht, den Mittelmächten in den Rücken zu fallen und durch einen Vormarsch auf Wien den Verbündeten in West und Ost zum Siege zu verhelfen, vorerst vereitelt. Nach Turiner Meldung eines französischen Blattes hätten sie den vorgesehenen Marsch auf Triest bereits aufgegeben, begännen ihre Truppen umzugruppieren, um alle Kräfte auf einen ‚Stoß in das Herz Österreichs' richten zu können?

Bemerkenswert sind die Leistungen der österreichisch-ungarischen Flotte im Adriatischen Meere während des elften Kriegsmonats. Am 8. Juni vernichtete ein Marineflieger bei Fiume das italienische Luftschiff ‚Citta di Ferrare', andere Flieger warfen Bomben auf Venedig und Torpedozerstörer, am 9. Juni wurde bei S. Giovanni di Medua ein britischer Kreuzer, am 10. ein italienisches Unterseeboot und am 27. ein italienisches Torpedoboot durch Tauchschiffe versenkt. Auch am 14. Juni wurden auf Venedig und andere befestigte Küstenorte Bomben geworfen.

Auf dem Serbisch-Montenegrinischen Kriegsschauplatze erfolgten im Juni wieder keine größeren Heeresbewegungen und Geschützkämpfe, nur zeitweise Geschützkämpfe an der österreichisch-ungarischen Grenze und Fliegerangriffe in Serbien. Über das hier angeblich herrschende schreckliche Seuchenelend lieferte ein französischer Stabsarzt einen Zeitungsbericht, der den Stillstand der serbischen Truppenbewegungen erklären könnte. Vermutlich verursachten diesen aber, wie schon im Mai, militärpolitische Verhältnisse des Balkans. Besonders einflußreich auf das Verhalten der Serben und Montenegriner wirkt wohl die Kriegsteilnahme Italiens mit dessen Ansprüchen auf Albanien und die adriatische Ostküste. Um diesem neuen Verbündeten zuvorzukommen und albanische Gebietsteile für ihre Staaten zu sichern, marschierten bereits serbische und montenegrinische sowie auch neutrale griechische Truppen nach Albanien. Giovanni di Medua und Skutari besetzten schon Ende Juni die Montenegriner, während Italien vorläufig Valona mit dem Eiland Sasseno für sich nahm und befestigte. Westalbanien mit Küstenanteil wird von den Serben, Südalbanien von den Griechen begehrt. Ob der ‚Zankapfel' den Verlauf des Völkerkrieges wesentlich beeinflussen wird, ist noch nicht abzusehen, jedenfalls werden die beteiligten Staaten nur schwer sich einigen.

Unverändert blieb im Juni die Kriegslage auch auf den türkischen Kriegsschauplätzen, obwohl sehr viel dort gekämpft wurde. Tapfer und standhaft erwehren sich die Osmanen ihrer Feinde. In Nordpersien und Russisch-Armenien behaupteten die türkischen Streitkräfte ihre Stellungen. An den Dardanellen kamen die britischen und französischen Angreifer keinen Schritt vorwärts, erlitten zu Land und zu Wasser bedeutende Verluste. Ihre Landungstruppen auf der asiatischen Seite der Dardanellen wurden schon zurückgezogen, die auf der Halbinsel Gallipoli können sich nur mühsam unter dem Schutze der Schiffsgeschütze behaupten und verloren schon 80 000 Mann. Entscheidende türkische Gegenangriffe, mit denen hier die Landungstruppen sonst leicht vertrieben werden könnten, werden nur durch Geschützfeuer der Kriegsschiffe verhindert. Vorerst müssen also die Schiffsverluste noch erheblich vermehrt werden. Im Juni traten übrigens schon mindestens acht solche ein; so wurden am 3. Juni je ein britischer Hilfs- und Schlachtkreuzer von deutschen Unterseeschiffen versenkt,

am 4. bei Smyrna ein französischer Minensucher gesprengt, am 8. ein Versendungsschiff in Brand geschossen und am 27. Mai vor den Dardanellen ein britisches Schlachtschiff von Agamemnon-Größe versenkt, am 17. wurde endlich ebenfalls vor den Dardanellen ein gegnerisches Torpedoboot schwer beschädigt. Durchaus befriedigend ist demnach das kriegerische Monatsergebnis der Türkei; wurde auch keine große Entscheidung erzielt, so erscheint es doch sehr wertvoll durch die Bindung und schwere Schädigung gegnerischer Streitkräfte. Wenn seitens der Gegner die Einstellung der Dardanellenangriffe und die äußerst schwierige Zurückziehung der Landungstruppen noch nicht erfolgte, so geschah dies wohl zunächst wegen der Rücksicht auf die militärische Ehre der britischen und der französischen Kriegsmacht sowie zur militärischen Ablenkung von Ägypten, dann aus politischen Gründen wegen der noch neutralen Balkanstaaten, endlich auch aus Entgegenkommen für den russischen Verbündeten. Aber die eigensinnige Fortsetzung kostet den Briten und Franzosen fruchtlos ungeheuere Opfer an Blut und Gut. Uns kann es recht sein!

Nach wie vor liegen Schwergewicht und Entscheidung des Weltkrieges im Osten, denn hier gilt es die größte und stärkste, fast unerschöpfliche Landmacht, das tapfere und zähe russische Heer zu bekämpfen. Schritt für Schritt muß es gewaltsam zurückgedrängt werden. Während im Kriege 1812 die Russen vor Napoleons etwa eine halbe Million starken Streitkräften fast kampflos in das Innere ihres weiten Reiches bis vor Moskau zurückwichen, versuchten sie in diesem Kriege das angriffsweise Vorgehen mit ihren vielen Millionen von Kämpfern. Doch die riesige ‚Dampfwalze‘ war zu schwerfällig. Nach anfänglichen durch die russische Überzahl ermöglichten Erfolgen brachte die größere Tüchtigkeit der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere sowie deren geschicktere Führung sie zum Halten und mit ernsten Beschädigungen zum Zurückrollen. Aber dies geht nicht zügig, sondern nur allmählich vor sich; immer wieder leisten die nur langsam zurückgehenden Russen an jedem Geländeabschnitt zähen Widerstand. Stets von neuem bietet sich Gelegenheit, die ‚Dampfwalze‘ noch mehr zu zertrümmern und dabei den Hilfsquellen der verbündeten Heere für sicheren Nachschub nahe zu bleiben. Nicht Landgebiete und große Städte oder Festungen, sondern die russischen Heere bilden die Angriffsziele unserer Streitkräfte. Sind sie erst nachhaltig zerschmettert, dann ergeben sich die gewünschten Siegesfrüchte von selbst.

Durch die siegreich durchgeführten Maikämpfe der Verbündeten in Galizien wurde bereits die Hauptkriegsentscheidung erfolgreich angebahnt; die Junikämpfe setzten das Werk großartig fort, aber noch fehlt dessen Vollendung. Verheißungsvoll begann im Osten der elfte Kriegsmonat mit der unerwartet schnellen Einnahme von Przemysl am 3. Juni. Im Laufe des Monats gelang es dann, die russische Kampfstellung in einer Breite von fast 500 Kilometern, von Halicz am mittleren Dnjestr bis Rawa (60 Kilometer südwestlich Warschau), ferner in einer größten Tiefe von rund 200 Kilometern, von Bartfeld in Ungarn bis Zamosc in Russisch-Polen, unter fortwährenden heftigen Kämpfen zurückzubrängen. Am 22. Juni wurde Lemberg eingenommen. Bei Monatsschluß sind $^7/_8$ des Kronlandes Galizien von den Russen befreit und die militärischen Kriegsgrenzen hier so weit gegen Osten wieder vorgeschoben, daß sie nach zehn Kriegsmonaten annähernd wieder so liegen wie Ende August 1914. Noch ist ein etwa 200 Kilometer langer und bis zu 100 Kilometer breiter Gebietsstreifen im Besitze der Russen. Nur nach Größe der Landflächen politisch betrachtet ist dieses Ergebnis scheinbar noch kein besonders großer Erfolg, aber mili-

tärisch an der bedeutenden Überzahl der russischen Streitkräfte gemessen, ist er riesenhaft: ‚ein Davidssieg über einen Goliath‘. Während dieses Zurückdrängens der russischen Mitte hörte die „Hindenburg-Zange‘ nicht auf, auch an den Flügeln der feindlichen Stellung zu zwicken, um den Durchbruch zu erleichtern. Wenn auch im Nord- und Südosten des Kriegsschauplatzes dabei nur geringe Geländefortschritte sich ergaben, so wurden doch starke Kräfte des um seine rückwärtigen Verbindungen besorgten Gegners an seinen Flügeln gefesselt und der Verwendung in der Mitte seiner Kampfstellungen entzogen. Besonders geltend machte sich dies am unteren Dnjestr, wo der rechte Flügel der Verbündeten große feindliche Truppenmengen auf sich zog und verzweifelte Angriffe abwehren mußte. Am linken Flügel aber in den nordpolnischen Gebieten des Narew, Bobr, Njemen und der Dubissa hielten auf einer Breitenausdehnung von mehr als 400 Kilometern verhältnismäßig schwache deutsche Truppen die besetzten russischen Gebiete fest und sicherten damit zugleich Ostpreußen gegen neuen Einbruch. Die Deutschen aber aus Kurland zu vertreiben, mißlang den Russen. Als Monatsergebnis zeigt sich in dem Riesenkampfe der mitteleuropäischen Verbündeten gegen Rußland die großartigste, einzig dastehende kriegsgeschichtliche Erscheinung. Noch nie bekämpften auf einem Kriegsschauplatze, der von Bessarabien bis Kurland durch die Flügelverlängerungen wieder etwa 1000 Kilometer breit ist, solche Millionenheere einander bis zur Vernichtung. Gegen 1000 Offiziere und bedeutend mehr als 300 000 Mann russische Gefangene, nebst 170 Geschützen, über 600 Maschinengewehren und sonstigen Kriegsstoffen betrug die Junibeute der Verbündeten. Trotz deren Siege ist jedoch die Niederlage der Russen noch nicht vollständig, weiteres zähes Ringen steht sicher bevor, kleinere verzögernde Rückschläge sind durchaus nicht unmöglich. Wenn auch die ‚Russengefahr‘ als beseitigt gelten kann, so steht doch die Hauptentscheidung noch aus; es heißt also Geduld haben.

Während der großen europäischen Kämpfe fanden im Innern Rußlands, in Indien sowie in afrikanischen Gebieten unserer Feinde aufrührerische Bewegungen statt. Wenn sie auch keine Erfolgsaussicht haben, so liegt ihr Wert für uns darin, daß sie starke gegnerische Truppenmengen fesseln.

Bemerkenswert ist, daß Japan trotz seines Bündnisses mit Großbritannien endgültig ablehnte, mit seinen Streitkräften am europäischen Kriege tätig teilzunehmen. In den Vereinigten Staaten von Amerika setzte mit dem Austritte des Präsidentschaftanwärters Bryans aus der Regierung unter dessen Führung eine deutschfreundliche Bewegung besonders gegen die Kriegsstoffausfuhr ein; sie sichert jenem die Wahlstimmen der Irisch- und Deutschamerikaner. Besser für uns wäre noch, wenn diese sich zu Taten aufschwingen würden, die Deutschland nützlich helfen könnten. Worte allein tun es nicht!

In besonders günstigen Ackerbaugegenden Deutschlands begann bereits die Getreideernte. Von der vorjährigen liegen noch Vorräte für Monate vor, so daß selbst für den Fall eines diesjährigen ungünstigen Ernteergebnisses Sicherheit für das nächste Jahr besteht. Die ‚Aushungerung‘ mißlang! Dank der vernünftigen, einschränkenden Haltung des deutschen Volkes und der vorzüglichen gesellschaftlichen Fürsorge herrscht auch überall Zufriedenheit und sieghafter Wille zum Durchhalten trotz lebhafter Friedenswünsche. Noch ist keine Zeit für uns zu Friedensunterhandlungen; sie würden nur zu einem faulen Frieden führen! Der neue Dreibund muß noch weiter siegen!

Am Schlusse des 11. Kriegsmonats ergibt sich auf allen Kriegsschauplätzen ein

für uns günstiger Stand: im Westen, Süden und in der Türkei erfolgreiche, blutige Abwehr der mit stärksten Kräften unternommenen feindlichen Angriffe, im Osten glänzende Besiegung und Verfolgung der russischen Überzahl durch die verbündeten deutschen und österreich-ungarischen Heere. Mit großem Vertrauen können wir in die Zukunft schauen.

Abgeschlossen 1. Juli 1915.

Generalmajor Friedrich Otto.

Die Abwehrschrift der deutschen Katholiken gegen die verleumderischen Angriffe der französischen Katholiken, die ebenso skrupellos wie politisch berechnend diesen Krieg zu einem Religionskrieg zu stempeln trachten, ist nunmehr im Verlag der Germania in Berlin erschienen. Sie umfaßt 128 Seiten in Quartform und kostet (viel zu teuer!) 3 Mark. Eingeleitet wird sie durch die bekannte Denkschrift (siehe Juliheft S. 492) und die (erweiterte) Liste der Unterzeichner. Im Unterschied zu der französ. Schrift ‚La guerre allemande et le Catholicisme', die den Mangel an Dokumenten durch rhetorische Mittel und kritiklos aufgestellte Behauptungen auszugleichen sucht, hat der katholische Theologe Professor Rosenberg die zur Feststellung der Wahrheit sicher bessere Methode einer absolut sachlichen Gegenüberstellung der französischen Anklagen und der deutschen Antwort auf Grund amtlicher und richterlicher Dokumente gewählt. Von den Einführungs- und Schlußbemerkungen abgesehen, ist der Stoff in sieben Abschnitte gegliedert, die den Inhalt der falschen Anklagen andeuten: Der Ausbruch des Krieges. — Die Verletzung der belgischen Neutralität. — Die Art der Kriegführung. — Der angebliche deutsche Kriegsbegriff. — Die angebliche deutsche ‚Kultur'. — Frankreich und die katholische Kirche. — Der Ausgang des Kriegs und der Katholizismus. — Einer jeweils vorausgeschickten kurzen und durchaus genau zusammenfassenden Wiedergabe der französischen Anklagen folgt mit akademischer Ruhe und Gleichmütigkeit die Nachprüfung und dann die Feststellung der Dinge, wie sie in Wahrheit sind, oder wie wir sie auffassen und ansehen: Ganz wie bei einem richterlichen Verhör, ohne Leidenschaft und Rhetorik, nur darauf bedacht, Klarheit zu schaffen und Gefühlsurteile zu vermeiden. Den Franzosen gegenüber wird die Billigkeit der Gesinnung gewahrt, sie auch dort noch zu verstehen, wo man ihren Standpunkt selbst ohne weiteres ablehnen muß. So verletzend, maß- und lieblos auch die Urteile der französischen Kardinäle und Bischöfe sind, die Antwort darauf überschreitet bei aller sachlichen Schärfe nie die Grenze der Achtung, die ihrem A m t e gebührt. Viele der Argumente, die den französischen Anklagen entgegengehalten werden, sind uns bereits geläufig ebenso wie die Verleumdungen, auf die sie sich beziehen. Dennoch liest man die vortrefflich dokumentierten Entgegnungen mit Interesse. Einzelnes wirkt neu oder wie in neuer Beleuchtung. Was zur Charakteristik der Psychologie der Zeugenaussagen beispielsweise angeführt wird (S. 54 f.), ist äußerst merkwürdig. So hat ein belgischer Augenzeuge den Msgr. Conraets erschießen sehen. Er erzählt den Vorgang in seiner Einzelheit, zeigt die Stelle, wo er den Löwener Vizerektor im Feuer habe zusammenbrechen sehen, bis der aus der sozialstudentischen Bewegung rühmlichst bekannte Dr. Sonnenschein dem merkwürdigen Berichterstatter sagt, Msgr. Conraets lebe, er habe ihn kürzlich erst besucht und bei bester Gesundheit getroffen. Ein ganz ähnlicher Fall, den der Reichstagsabgeordnete Sittart erlebt hat, bezieht sich auf den Dechanten von St. Pierre in Löwen; Professoren der Universität daselbst berichten die Füsilierung des alten Priesters so glaubwürdig bestimmt, daß Sittart das Vorkommnis in Aachen ohne Zweifel daran weiter erzählt, bis er in einwandfreier

Weise erfährt, daß der Dechant lebt und sich durchaus wohl befindet. Was die von Veuillot in der französischen Anklageschrift behauptete Schändung belgischer Klosterfrauen durch deutsche Soldaten betrifft, so erklären auf Anfrage der deutschen Regierung der Bischof von Lüttich, daß ein solcher Fall in seiner Diözese nicht vorgekommen sei, die Bischöfe von Namur, Gent und Brügge, daß kein Fall zu ihrer Kenntnis gelangt sei, der Erzbischof von Mecheln und der Kapitularvikar des Bistums Tournay, daß sie keine tatsächlichen Angaben über irgendeinen Fall der Schändung von Klosterfrauen machen könnten. Bei diesem Anlaß sei es mir erlaubt, hier auszusprechen, was ich selber aus dem Munde einer mir und meiner Familie persönlich bekannten belgischen Klosterfrau erfahren habe. Diese Klosterfrau gehört seit zweiundzwanzig Jahren einem belgischen Lehrorden an, und hat den ersten Einzug der Deutschen in ihrem Kloster, später den Durchzug der Belgier und Franzosen und schließlich den zweiten und endgültigen Einzug der Deutschen in ihrem Ort und Kloster miterlebt. Als die einquartierten Deutschen, so erklärte sie mir, das Kloster verlassen mußten, war nichts zerstört und kaum etwas in Unordnung; als sie wiederkamen, sah unser Haus aus, als ob die Hunnen dort gehaust hätten. Türklinken seien abgebrochen, Türen zersplittert, die Wände unsagbar beschmutzt gewesen, so daß sich der Verdacht regen mußte, die einquartierten Belgier und Franzosen haben diese Roheiten nur begangen, um die Schuld den wiederkehrenden Deutschen zuschieben zu können. — Wertvoll in der deutschen Entgegnungsschrift ist auch die unverblümte Feststellung, daß, entgegen allen Ableugnungen, belgische Geistliche an den Franktireurkämpfen teilgenommen haben. Sie sind entweder selbst mit der Waffe betroffen oder als Hüter großer Waffenvorräte in ihrem Hause entdeckt worden. — Bei der Erwähnung der von den Franzosen systematisch betriebenen Schürung der Revanchelust im Volke hätte von der in der ‚Köln. Volkszeitung‘ erwähnten Tatsache Gebrauch gemacht werden können, daß der Herausgeber der französischen Anklageschrift, Msgr. Baudrillart selber, für katholische Schulen ein geschichtliches Lehrbuch herausgegeben hat, worin der Revanchegedanke, unter Nichtachtung aller Erziehungsgrundsätze, gepredigt wird. Eine sehr lehrreiche Sprache sprechen die aus der Seelsorgepraxis unter den französischen Kriegsgefangenen in Deutschland mitgeteilten Tatsachen. Während der Bischof Gibier von Versailles behauptet, neun Zehntel der französischen Soldaten seien religiös und beteten, weigern sich von den französischen Kriegsgefangenen neun Zehntel, an den religiösen Übungen, Sonntagsgottesdiensten, überhaupt nur teilzunehmen, und an sehr vielen Orten lassen sich ‚nur zehn oder noch weniger Prozent‘, sagt Prof. Rosenberg, zur Teilnahme bereit finden. Die den Priestersoldaten von ihren Kameraden gezollte ‚Achtung‘, von der die französische Schrift viel zu rühmen weiß, hat es in den Gefangenenlagern nötig gemacht, die Priestersoldaten gewissen Unannehmlichkeiten zu entziehen, indem man sie in Klöstern oder in den Offiziersbaracken unterbrachte. So stellen sich die französischen Anklagen sowohl als die französischen Selbstverherrlichungen in der durchaus nüchternen Untersuchung des Prof. Rosenberg in jeder Beziehung nicht bloß als ungebührlich übertrieben, sondern in den meisten Fällen als gänzlich falsch und geschmacklos heraus. Der Vorwurf der Geschmacklosigkeit kann insbesondere dem der französischen Anklageschrift beigegebenen illustrierten Album nicht erspart bleiben, von dem Rosenberg mit Recht sagt, es schätze die Urteilskraft der Neutralen, auf die es berechnet ist, sehr gering ein, und in der Tat ist für jeden nicht hoffnungslos vom Geist der Kritik verlassenen Beschauer das dort als

Anklagematerial Gebotene eine große Kinderei — um es gelinde auszudrücken.

Vergleicht man zum Schluß die französische und die deutsche Schrift miteinander in bezug auf die literarische Form, so wird man zwar nicht behaupten dürfen, daß ‚La guerre allemande et le Catholicisme‘ eine irgendwie hervorragende Leistung darstellt, und es dennoch als ein dringliches Erfordernis erklären müssen, daß neben der deutschen Dokumentensammlung mit Kommentar — denn mehr als das will die deutsche Entgegnung Prof. Rosenbergs nicht sein — eine das Thema ‚Die deutschen Katholiken und der Krieg‘ positiv in den verschiedensten Beziehungen behandelnde Schrift von mehr literarischem Gepräge erscheine. Die Ausführung dieses Wunsches ist, soviel wir heute sagen können, bereits unterwegs.

Eine allgemeine Betrachtung hat uns die Gegenüberstellung des französischen Angriffs und der deutschen Antwort noch aufgedrängt. Es unterliegen die beiden Veröffentlichungen einem ähnlichen Gesetz der Verschiedenheit wie die beiderseitige Kriegsführung. Soviele sich auch immer in Frankreich zu einem gemeinsamen Werke zusammentun, am Ende ist's doch immer nur der einzelne, der an *seinem* Platze und für *seine* Aufgabe zur Wirkung gelangt. In Deutschland wird umgekehrt selbst das von einem einzelnen im Namen einer Mehrheit vollbrachte, häufig, und in bestimmten Lagen und Fällen fast immer, den Charakter einer unpersönlichen, vollkommen sachlichen Leistung tragen. Obwohl von Hause aus und seiner tiefsten Natur nach ausgesprochener und herausfordernder Individualist, weiß sich der Deutsche dennoch im gegebenen Augenblick mit scheinbarer Verleugnung seines eigensten Wesens um der Sache willen einzuordnen und auf alle persönlichen Neigungen und Ansprüche zu verzichten. In großer Stunde, in Verhältnissen von allgemeiner Wichtigkeit und Bedeutung, und wo er fühlt, daß sie ihn tragen und Bedingung seines künftigen individuellen Wirkens sein werden, verschwindet der Deutsche als Person freiwillig, läßt er seinen Willen im Kollektivwillen untergehen, wird er dienender Teil mit der ganz bewußten Zurückstellung seiner besonderen Ansichten, Wünsche und Meinungen. Dieses dienstwillige sich Ein- und Unterordnen hat manchen, der die Dinge nur von außen sieht, dazu verleitet, das deutsche Wesen als unselbständig, als Bedientenhaftigkeit, als Anlage zu herdenmäßigem Fühlen und Denken, als Produkt von Drill und äußerlicher Disziplin, kurz als Militarismus zu bezeichnen. Und doch offenbart sich darin lediglich ein Stück hoher sozialer Kultur auf Grund individueller Einsicht und Selbstbescheidung. Es ist deutsche Kraft und deutscher Charakter, die dazu befähigen. Das Herdenmäßige hingegen ist vielmehr eine Anlage des französischen Menschen. Dieser muß, um an sich glauben zu können, den Widerhall aus der Gesellschaft hören, er bedarf ihrer um seiner selbst willen, während der Deutsche das Gefühl seines Wertes behält, auch wenn die Gesellschaft ihn verleugnet oder er in ernster Sache und zu großem Zwecke sich ihr einordnet. Er hat an dem Bewußtsein genug, die *Sache* geleistet, sich in einer Sache verkörpert und so gleichsam aus sich selbst herausgestellt zu haben. Es ist die Kunst des s'effacer, die der Franzose zwar bewundert, aber nicht besitzt; um so mehr haben unsere großen Feldherrn — Moltke voran — sie verstanden und geübt. Auch wenn der Name in Vergessenheit geraten könnte, die Tat gebiert Ewigkeit, und dieser Vorgenuß ist höchstes Glück, Glück der Pflichterfüllung und der Hingabe. Wahrlich einen reineren und höheren Idealismus gibt es nicht — und so kann auch der Deutsche es mit Ruhe und Gleichmut ertragen, von einer ganzen Welt geschmäht und verleumdet zu sein. Er kennt seinen Wert ohne die

Spiegelung in anderen und hat daran genug. M.

Kriegsverwendung der pensionierten Offiziere. Elf Monate dauert nun schon der große Völkerkampf und noch ist keine Aussicht auf baldigen Friedensschluß. Da erscheint es wohl angezeigt, an die im Kriegsdienste verwendeten deutschen Berufsoffiziere des Ruhestandes zu erinnern, denn in Friedenszeiten bei Erlaß der Bestimmungen für ihre Wiederverwendung im Kriege wurde dessen unabsehbare Dauer wohl nicht in Rechnung gestellt. Nun verschoben sich jedoch die als Grundlage anscheinend nur für kurzen Feldzug angenommenen Verhältnisse durchaus. Wenn ein bereits pensionierter Offizier so lange Zeit während des Krieges militärischen Dienst verrichtet, dann gehört er doch nicht mehr zum ‚Ruhestande‘, ist weder ‚z. D.‘ noch ‚a. D.‘, sondern eben wieder ausübender ‚aktiver‘ Offizier des Dienststandes, wäre demnach als solcher in bezug auf Dienstgrad, Beförderung und spätere Pensionierung mit seinen noch nicht verabschiedet gewesenen Kameraden schon beim Diensteintritt gleichzustellen. Im Frieden gibt es ungefähr ebensoviele pensionierte wie diensttuende deutsche Offiziere, rund je 30000. Man darf annehmen, daß bei Ausbruch des jetzigen Krieges mindestens 20000 Offiziere des Ruhestandes wieder in Heer und Flotte eingestellt wurden. Gering geschätzt sind gewiß schon etwa 500 vor dem Feinde gefallen, ungefähr 2000 verwundet und wohl ebensoviel durch Anstrengungen und Krankheiten dienstunfähig geworden. Demnach handelt es sich in dieser Sache um sehr hohe, in den Verlusten noch lange nicht abgeschlossene Zahlen, die volle allseitige Berücksichtigung verdienen, sowohl aus vaterländischen Gründen als aus Pflichten der Dankbarkeit. Denn hervorragende Leistungen vollbrachten die bereits verabschiedeten, in diesem Kriege wieder verwendeten Offiziere, die ‚ausgegrabenen Leichen‘, an ihrer Spitze der ‚Russenschreck‘ und Vaterlandsretter Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Aber auch sonst sind die tüchtigsten, höchsten Heerführer wie der Sieger von Antwerpen, General v. Beseler, der Ringdurchbrecher Litzmann, dann Zwehl, Scheffer-Boyadel usw., die sich neben dem Eisernen Kreuz I. Klasse den ‚Pour le mérite‘ erwarben, bereits pensioniert gewesene Offiziere. Tausende aller Dienstgrade stehen von diesen im Felde, Tausende arbeiten in der Heimat bei den Besatzungs- und Ersatztruppen, den höchsten militärischen Dienststellen, in Gefangenenlagern und Lazaretten, ehrenamtlich im Roten Kreuz und anderen Wohlfahrtseinrichtungen usw.; sie alle leisten dem Vaterlande nützliche Dienste. Bei dem Riesenaufgebote der Wehrmacht zu Land und zu Wasser sind sie geradezu unentbehrlich, eine wertvolle Ergänzung, auf deren Wegfall nie verzichtet werden könnte. Dennoch wurden sie einst im Reichstage vom damaligen Leiter der Kriegsverwaltung als ‚ehemalige‘ Offiziere bezeichnet, deren angeblicher Vertrag mit der Wehrmacht durch ihre Ruhestellung erfüllt sei. Daß dies jedoch nicht zutraf, bewies die Kriegsaufstellung im August 1914. Die überwiegende Mehrzahl der ‚Ehemaligen‘ fand sofort Verwendung und war als Führer der vielen Neubildungen dringend nötig. Obwohl die meisten von ihnen schon über 45 Jahre alt, also nicht mehr wehrpflichtig sind, zogen sie freiwillig in den Krieg. In vaterländischer Begeisterung verzichteten sie gerne auf den behaglichen, sicheren Ruhestand und bewiesen mit Aufopferung von Gesundheit und Leben in den bisherigen Kämpfen, wie in dem anstrengenden, verantwortlichen Heimatsdienste, daß die Bezeichnung ‚ehemalig‘ für sie eine unverdiente Herabsetzung bildete. Kein Zufall ist es, daß bis jetzt die größten deutschen Waffentaten dieses Krieges verabschiedete Feldzugsoffiziere von 1870/71 leisteten; gingen sie doch aus der vorbildlichen

Moltke-Schule hervor. Gleichwohl werden die wiederverwendeten Offiziere in allen amtlichen Listen über Auszeichnungen, Verluste usw. widersinnig unzutreffend als ‚z. D.' und ‚a. D.' geführt. Tatsächlich sind sie zwar ‚außer (Friedens-) Dienst', dafür jedoch ‚im (Kriegs-) Dienst'. Wie den ausübenden ‚aktiven' Offizieren obliegen ihnen zwar alle Pflichten, aber die nach Billigkeit gebührenden gleichen Rechte auf Beförderung und Pensionsansprüche wurden ihnen grundsätzlich nicht zuerkannt. Ehrensache und Dankschuld des Vaterlandes dürfte sein, ihr gesetzliches Friedensverhältnis zum Heere künftighin würdiger als bisher zu ordnen. Aber auch schon jetzt, noch während des Krieges, sollte ihnen Gerechtigkeit zuteil werden durch Gleichstellung mit den noch nicht verabschiedet gewesenen Berufsoffizieren. Besonders gilt dies vom Dienstgradverhältnis. Ausgeschlossen sollte sein, daß sie während der Kriegsdienstleistung von jüngeren ‚aktiven' Kameraden in der Beförderung übergangen werden, denn dies erscheint als eine schwere unverdiente Kränkung ihres Ehrgefühls. Mit der Kriegsverwendung sollte ihre im Frieden erfolgte dienstliche Beurteilung (Qualifikation) erlöschen und nicht mehr für den Lebensrest maßgebend bleiben, sondern durch eine neue, auf ihren Kriegsleistungen beruhende Beurteilung ersetzt werden. Beim Offizier ist doch die Bewährung im Kriegsdienste die Hauptsache, nicht die im Friedensdienste, der zu jenem nur vorbereitet. Für den besteht nur ein bedingter Beurteilungsmaßstab, der die Überalterung des Offizierskorps verhindern und die Beförderungen im Fluß erhalten soll. Im Kriege allein gibt es ein richtiges militärisches Maß für menschliche Leistungen. Gewiß können auch während des Feldverhältnisses Beförderungen von Berufsoffizieren allein nach Maßgabe des Friedensstandes stattfinden, aber während der Kriegsverwendung sollten die pensionierten Offiziere durch Einreihung in ihren Dienstgrad daran teilnehmen. Wenn sie dadurch auch für die übrigen Berufsoffiziere die Beförderungen während des Krieges hemmen, so ist dies durch ihren, schon wegen der vorgerückten Lebensjahre selbstverständlichen Rücktritt in den Ruhestand doch nur vorübergehend bis zum Friedensschlusse. Hernach machen sie ja die eingenommenen Stellen von selbst wieder frei. Unbillig erscheinen auch die jetzigen Bestimmungen des Offizierspensions-Reichsgesetzes. Nach dessen § 8 erhalten im Kriege verwendete pensionierte Offiziere nicht die Pension, die der im Kriege innegehabten Stelle entspricht, sondern bloß eine Erhöhung des vor der Wiederverwendung bezogenen Ruhegehaltes um $^1/_{60}$ des letzten pensionsfähigen Friedenseinkommens für jedes zur Anrechnung kommende Dienst- und Kriegsjahr, wobei eine etwaige Beförderung während des Feldzuges ohne Einfluß bleibt. Selbst für den um das Vaterland hochverdienten Generalfeldmarschall v. Hindenburg gilt diese Bestimmung. Wenn z. B. ein Hauptmann a. D. während des ganzen Krieges mit Auszeichnung ein Bataillon führte, erhält er nach dem Friedensschlusse wieder seine alte Hauptmannspension und vorerwähnte kleine Erhöhung. Jeder Einsichtige, der die dargebrachten vaterländischen Opfer der pensionierten Offiziere dankbar zu würdigen versteht, wird die gesetzliche Besserung dieses Mißverhältnisses als dringend notwendig anerkennen.

Friedrich Otto.

Psychologie

Krieg und Friede im Ameisenstaat. Das von den Erforschern des Ameisenstaates so gerne zitierte Bibelwort ‚Gehe hin zur Ameise und lerne!' gilt nicht nur im Hinblick auf die menschlichen Friedensleistungen, sondern ebensosehr für unsere Kriegsarbeiten. Alle Gemeinschaftstaten ganzer Menschheitsgruppen, so sehr ihr Vollzug vom freien Geiste bestimmt und geleitet sein muß,

entbehren doch niemals der natürlichen und insbesondere der biologischen Grundlagen und Voraussetzungen. Auch von der menschlichen Gesellschaft werden die Naturgesetzlichkeiten, deren reine Auswirkung wir in den sogenannten Tierstaaten und Tiergesellschaften beobachten können, niemals ungestraft vernachlässigt oder gar übertreten.

Aber so gewiß die Soziologie von der Biologie vieles zu lernen hat, ebenso zweifellos darf sie niemals bei deren Begriffen und Einsichten stehen bleiben. Die schlechten Analogisierungen und voreiligen Verallgemeinerungen gerade hinsichtlich des tierischen und menschlichen Staats- und Gesellschaftslebens haben von je zu den Hauptfährnissen für den wirklichen Fortschritt und gesicherten Aufbau einer vergleichenden Individual- und Sozialpsychologie gezählt. Karl Vogt gab dafür 1851 in seinen ‚Untersuchungen über Tierstaaten' eines der abschreckendsten Beispiele.

Und der Fortschritt der besseren Einsicht vollzog sich seitdem langsam genug. Im Jahre 1877 schrieb der Franzose Alfred Espinas ein alsbald auch ins Deutsche übertragenes und noch heute mit Recht beachtetes Buch über ‚Die tierischen Gesellschaften', dessen Grundirrtum — von falscher Rousseauscher Naturschwärmerei und Geschichtsverneinung angesteckt, welche ja nahezu die ganze französische und englische Soziologie durchseucht — eben darin bestand, daß es bei einer rein biologischen Auffassung der menschlichen Geselligkeitsgebilde beharrte und mit dieser falschen Voraussetzung dann an die tierischen Geselligkeitsgebilde vom Polypenstock bis zur Affenherde herantrat, also Menschen- und Tier‚staat' über einen Leisten schlug. Gegen dieses heillose Durcheinanderwerfen der geistig geeinten oder aber nur naturgebundenen Geselligkeitsgebilde hat sich, mit Bezug gerade auf Espinas, schon 1878 Wilhelm Wundt (in der Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie) zur Wehr gesetzt und diese schlechte Analogie in Anwendung des Staatsbegriffs geradezu als den Hauptfehler der herkömmlichen Tierpsychologie gebrandmarkt. Wundt selbst hat dann zum treffenderen psychologischen Verständnis der ‚Tiergesellschaften und Tierstaaten' auch positiv Wesentliches beigetragen und diesen Fragen eine eigene Abhandlung, die achtundzwanzigste seiner ‚Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele' gewidmet.

Als die notwendigen Voraussetzungen zum angemessenen Verständnis der sozialen Erscheinungen im Tierreich erkannte Wundt vor allem zwei: eine klare Unterscheidung der tierischen von den entsprechenden menschlichen Verhältnissen, weshalb er auch die Benennung der Tiergesellschaften als ‚Staaten' am besten ganz vermieden wünscht, und zweitens eine biologisch wohlbeschlagene, entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der verschiedenen aufeinander folgenden Formen und Stufen tierischer Geselligkeitsgebilde.

Die letztere Forderung ist unterdes, namentlich für das meistbeachtete Gebiet der sogenannten ‚Insektenstaaten', von einer ganzen Reihe von Spezialforschern mit Glück gefördert worden: für die einfacheren Vorstufen bei den noch solitär lebenden Insekten namentlich durch den Schweden O. M. Reuter, für die Stammesgeschichte des Bienenstaates durch H. von Buttel-Reepen, und vor allem für das Gemeinschaftsleben der Ameisen durch Erich Wasmann.

Gerade Wasmann, auf dessen Arbeiten ja auch Wundt im Vorwort seiner ‚Vorlesungen' besonders hinweist, verfügt bei seinen Forschungen über die sozialen Instinkte der Ameisen in besonderem Maße über die beiden notwendigen Vorbedingungen: klar unterscheidende psychologische Grundbegriffe und umfassende Kenntnis aller in Betracht kommenden, oft sehr verwickelten biologischen Tatbestände. Es ist daher dankbar zu begrüßen, daß er seine bisher vielfach in

Fachzeitschriften zerstreuten, über mehr als fünfundzwanzig Jahre sich ausdehnenden Untersuchungen über ‚Das Gesellschaftsleben der Ameisen' nun gesammelt und auch inhaltlich zusammengestimmt hat.*

Erst wenn in der gründlichen und umfassenden Weise, wie es durch Wasmann geschieht, die tatsächlichen, sei es nun zufälligen oder gesetzmäßigen Formen der Ameisengesellschaften erkannt, beschrieben, psychologisch verstanden und entwicklungsgeschichtlich auseinander abgeleitet werden, erst dann lassen sich Vergleiche und Unterschiede zwischen tierischen und menschlichen Geselligkeitsgebilden wirklich zuverlässig durchführen und lehrreich verwerten.

Dafür nur eine Probe an der uns gerade jetzt besonders naheliegenden soziologischen Grundfrage: Welche Rolle spielen Krieg und Friede als gesellschaftsbildende oder aber gesellschaftzerstörende Faktoren?

Wasmann untersucht in seinem Werk ganz vornehmlich das Zusammenleben von Ameisen verschiedener Art oder von Ameisen und Termiten in sog. gemischten Nestern, also Sozialbildungen von einer sicherlich entwicklungsgeschichtlich erst spät aufgetretenen, historisch um so bestimmter zu fassenden Form.

Als grundlegend erweist sich hierbei für das Verständnis des zusammengesetzten Ameisenstaates der Begriff des gemeinsamen Haushalts, dessen Einzelfunktionen an sog. Herrentiere und Sklaventiere oder wenigstens an verschiedene ‚Kasten' verteilt sind. Diese Arbeitsteilung entspringt, mag sie nun zufällig oder gesetzmäßig auftreten, ursprünglich stets aus Raub und Krieg, und auch ihre Aufrechthaltung beruht eigentlich stets nur auf einem mehr oder minder lang andauernden Waffenstillstand. Gewiß gesellen sich den kriegerischen Instinkten, der unmittelbaren Kampfeslust wie der indirekt streitstiftenden Beutelust oder Naschhaftigkeit stets auch friedensförderliche Instinkte, vor allem der Eifer zur Brutpflege, dann noch ein allgemeinerer Geselligkeits- und Nachahmungstrieb als staatserhaltende Faktoren notwendig hinzu.

Aber diese letzteren sozialen Triebe können von Wasmann nur insofern als ‚die eigentlichen Triebfedern der Tiergesellschaften überhaupt wie der Ameisenstaaten insbesondere' bezeichnet werden, als ihr Mangel den dauernden Krieg aller gegen alle entfesseln würde. Die ausschließliche Pflege der friedlichen Instinkte macht bei einer Art wie der glänzenden Gastameise (Formicoxenus nitidulus) die selbständige Staatenbildung schließlich gänzlich unmöglich; sie kann das Dasein ihrer Art überhaupt nur durch Eingastierung bei verschiedenen wehrhafteren Waldameisen erhalten. Auf der anderen Seite ruft aber auch die ausschließliche Pflege der kriegerischen Instinkte, z. B. bei der roten Amazonenameise (Polyergus rufescens) eine weitgehende Degeneration hervor; sie ist unfähig geworden zur selbständigen Nahrungsaufnahme und zum eigenen Nestbau und muß sich von ihren Sklaven sogar füttern lassen. Hie Unfähigkeit zur Arterhaltung, hie Unfähigkeit zur Selbsterhaltung, das scheint letzten Endes die unausweichliche Alternative zu sein, welche von biologischen Gesetzen als Strafe auf einseitige und ungezügelte Friedfertigkeit oder Kampfeslust gesetzt ist.

Wasmann zieht aus diesen entgegengesetzten Entartungsmöglichkeiten bei den Ameisen mit Recht den Schluß, daß von Verstand keine Rede sein könne bei Wesen, die sich dermaßen zweckwidrig benehmen. Welche Folgerungen müßte man aber gar erst ziehen, wenn sich ver-

* Bisher erschien der erste Band, 413 Druckseiten mit 7 Tafeln und 16 Textfiguren umfassend (Münster 1915, bei Aschendorff. Brosch. M. 12.–). Nach Erscheinen des zweiten abschließenden Bandes kommen wir nochmals auf das in vieler Hinsicht bedeutsame Werk zurück.

nunftbegabte Wesen, als welche wir Menschen doch nach der allgemeinen Annahme gelten, widerstandslos der einen oder anderen ihrer Neigungen hingeben würden, wenn wir in einseitiger und uferloser Pflege bramarbasierender Kriegs- oder verweichlichter Friedenslust der ältesten Einsichten natürlicher Ethik je vergäßen, wie sie schon Aristoteles zu dem Satze geprägt hat, daß eine jede Tugend die rechte und vernünftige Mitte hält zwischen den beiderseitigen Extremen blinder und maßloser Triebe?

Privatdozent Dr. Max Ettlinger.

Kunst

Anton v. Werner † als Illustrator Scheffels. Gegenüber kritisch abwägenden, kühl historischen Urteilen der Gegenwart über Anton v. Werner, den ‚offiziellen Maler der Ereignisse von 1870‘, mag es interessant sein, einige Äußerungen seines ‚Freundes und Führers‘ Viktor v. Scheffel zu vernehmen, die von dem Einfluß des Dichters auf des Malers Leben und Schaffen Zeugnis ablegen. Die Briefe Scheffels an Anton von Werner* beziehen sich zwar selten auf die großen historischen Gemälde, die den Ruhm des Berliner Akademiedirektors begründeten, sondern fast ausschließlich auf die Illustrationen Scheffelscher Dichtungen, welche Ad. Rosenberg in seiner ‚Geschichte der modernen Kunst‘ (III. Bd.) wohlwollend und anerkennend beurteilt, während er Werner dem Historienmaler die Fähigkeit abspricht, ‚durch die Oberfläche der äußeren Erscheinungen in das Wesen der Dinge, in das Seelenleben der Individuen einzudringen‘.

Anton von Werner war, 19jährig, mit dem fast 20 Jahre älteren Dichter in Karlsruhe 1862 bekannt geworden. Die Illustration der ‚Aventiurelieder‘, welche ‚der Maler in Scheffel‘ wünschte, führte die beiden zusammen. Scheffel schreibt an seinen jungen Freund in Bezug auf diese Arbeit: ‚Ich hoffe, Sie sitzen ... wie eine Biene an der Verarbeitung des angeholten Blütenstaubes zu Honig und Wachs ... Ich wünsche Ihnen fröhliches und gedeihliches Schaffen — unbefangen und nur von den im Gegenstand liegenden Motiven geleitet.‘ Über die Kompositionen selbst äußert er: ‚Wenn ich auch nicht mit den etwas parteiischen Augen des Freundes und Poeten, sondern ganz als kühler Criticus Ihre Blätter betrachten würde, so dürfte ich Ihnen doch von ganzem Herzen ein aufrichtiges Glückauf! zurufen. Sie haben sich auf eine künstlerische Bahn begeben, die zur Meisterschaft führt. Gott erhalte Ihnen die jugendliche Unbefangenheit, den feinen poetischen Sinn und die fleißige, in Haupt- wie Nebenwerk mit gleicher Unverdrossenheit sich bewährende Art des Schaffens ... Ihre Compositionen habe ich neulich Herrn Professor von Schwind gezeigt. Sein Urteil war anerkennend, aber sehr streng ... er warnt Sie vor den Gefahren der allzu großen Leichtigkeit im Schaffen — vor einer auf Kosten der Innerlichkeit Wirkung und Beifall erreichenden, glatten Eleganz usw.‘

Zur Ankunft in Paris (1867) wünscht Scheffel: ‚Starke hausknechtartige Schutzengel mögen über Ihrem pariser Erdenwallen walten!‘... Er rät ‚Vorsicht und zurückhaltende Klugheit‘ und hofft, daß der Maler trotz aller An- und Aufregungen seinen ‚ruhigen auf den eigenen inneren Menschen und seine Kunst concentrierten Lebensgang‘ weitergehen werde.

Zu den Bildern für das lustige Liederbuch ‚Gaudeamus‘ bemerkt er: ‚Es soll schon an Weihnacht (1867) illustriert vollendet sein, Sie haben also noch manche Nuß zu knakken; was wir aber hier Vergnügliches in Wort und Bild schaffen, das wird volksthümlich werden.‘ Zehn Jahre später heißt es in einem Brief: ‚Daß Bismarck sich am Gau-

* Briefe von Josef Victor von Scheffel an Anton von Werner 1863—1886 mit Anmerkungen versehen und herausgegeben vom Empfänger. Bong, Stuttgart 1915.

deamus freut, ist eine stattliche Anerkennung.'

Als er v. Werner zur Vollendung eines größeren Bildes (Die Entführung des jungen Heinrich IV. durch Erzbischof Anno von Köln) Glück wünscht, fügt er bei: ‚Ob diese großen historischen Szenerien, die notgedrungen immer etwas Theatralisches bekommen, dem eigentlichen, sich vielleicht mehr an diesen großen Aufgaben siegreich übenden Wesen deines Genius entsprechen, wird die Zukunft weisen. . . . Möge nun bald der richtige Engländer kommen, der es, nach vorausgegangener Wanderung durch die deutschen Hauptstädte, kauft.'

Zum römischen Aufenthalte mahnt er: ‚Laß die ungeheure Masse von Altertum und Kunst ruhig auf dich einwirken, versetz dich mit dem gegenwärtigen Schaffen dann und wann in die Atmosphäre der deutschen Heimat zurück — und Alles wird recht werden. Tag um Tag aber lenke deine Schritte an einen neuen Ort, denn in Rom heißt Spazierengehen Studieren. . . .'

Zum Lobe der Illustrationen des ‚Trompeter von Säckingen' hebt er besonders hervor, daß die deutsche Kaiserin ‚entzückt' gewesen sei von den ‚lieblichen Bildern' und ‚den ganzen Abend' das Buch vor sich gehabt habe. . . Dem ‚Versaillesbild' prophezeit er: ‚Es wird auf Jahrhunderte hinaus ein Zeugnis deutschen Ruhmes bleiben.'

Sehr beschäftigt Scheffel die Illustration seines ‚Ekkehard' durch den Freund; er möge, wenn er abkommen könne, zu ihm in die Berge kommen und ‚in frischer Luft Kraft und Freude zu dieser umfassenden Arbeit schöpfen'; er sammelt ‚Material' für die Kompositionen, die ‚Stimmung und Freude verleihen mögen'; er bittet immer wieder: ‚Gedenke an den Ekkehardus illustratus!' er wünscht, Gott möge ihn ‚dies Hauptwerk fertig erleben lassen, das der deutschen Lesewelt ein schönes Denkmal unserer Freundschaft sein und bleiben soll . .'

Er hat den ‚freudigen Tag' der Vollendung des Zyklus der Ekkehardkompositionen nicht erlebt; sie sind nie zum Abschluß gebracht worden. —

Bezeichnend ist, daß Scheffel es für nötig hält, seinen Freund ‚vor zu vielem Fleiß, zu vielem Arbeiten' zu warnen; er bewundert seine plastische Arbeitskraft und die Vielseitigkeit in seinen Kompositionen ebensosehr, als er sich nicht wundert, daß die ‚Vorboten der Nervosität, die sog. ersten Rupfer', sich bei ihm einstellen wollen . . . ‚Glücklicherweise', tröstet er aber, ‚ruht in jedem Menschen ein Reservefond von Kraft, der ihn wieder ins Gleichgewicht bringt.'

H. Eggart.

Musik

Das Land ohne Musik. Unter diesem Titel hat Oskar A. H. Schmitz vor einiger Zeit bei Georg Müller ein Buch erscheinen lassen, dessen jüngste vierte Auflage ungeahnt aktuelles Interesse gewonnen hat. Handelt es sich dabei doch um eine scharfe, aber gerechte Kritik des Wesens und Gesellschaftslebens der heutigen Engländer, unserer nunmehrigen bestgehaßten Feinde. Der Hinweis, daß die Engländer das einzige moderne Kulturvolk ohne nationales Musikleben sind, ist vom Autor gewissermaßen nur als Formel zur Kennzeichnung der geistlosen Nüchternheit und Harmonielosigkeit der britischen Nation gemeint. Doch eröffnet diese Tatsache auch rein an sich vom musikalischen Standpunkt aus betrachtet eine interessante kulturelle Perspektive.

Der Mangel eines nationalen Musiklebens in England kommt nicht etwa darin zum Ausdruck, daß das Britenvolk die Musik überhaupt nicht kennte oder pflegte, sondern in dem Fehlen jeder inneren Beziehung zur Tonkunst, wofür die fast gänzliche Bedeutungslosigkeit der autochthonen musikalischen Produktion besonders charakteristisch ist. Rein äußerlich steht die Musik in England ja gewiß in hohen Ehren. ‚Die geringsten Kenntnisse des

Klavierspiels oder des Gesanges', sagt Schmitz, ‚genügen unter Umständen, um jemand zum Löwen eines ‚week-ends' auf dem Lande zu machen. Mit welcher Ausdauer hört man oft eine englische Miß üben, aber man kommt bald dahinter: Dieser Eifer bei so wenig Begabung ist nur dadurch erklärlich, daß sie vollkommen unmusikalisch ist, sonst hielte sie ihr eigenes Geklimper nicht aus. Bei uns dagegen gibt es sehr viele Leute, die darauf verzichten, Musik zu machen, weil ihre musikalischen Ansprüche höher sind als ihre eigenen Fähigkeiten.' Ähnlich steht es mit dem öffentlichen Musikbetrieb, z. B. auf dem Gebiete der Oper: ‚Zum Frühling kommen für Riesensummen die Sterne aus allen Ländern herüber und singen unter mittelmäßiger Leitung und Begleitung ohne einheitliche Wirkung gegeneinander los!' Auch die Leistungen der Konzerte stehen weit hinter dem zurück, was man in dieser Hinsicht auf dem Festlande gewohnt ist.

Nicht immer ist England in diesem Sinne das ‚Land ohne Musik' gewesen. Im Elisabethischen Zeitalter, dem die Sonne Shakespeares strahlte, stand auch die englische Musikkultur auf einer in ihrer Art vorbildlichen Höhe, und die schöpferische Kunst der englischen ‚Virginalisten', der Klavierkomponisten von damals, gewann führende Bedeutung für die Entwicklung der Instrumentalmusik ganz Europas. Daß diese hohen künstlerischen Traditionen so gänzlich verloren gehen konnten, ist der ernüchternden, allen höheren Sinn ertötenden Wirkung des seit dem 18. Jahrhundert zur Herrschaft gelangten englischen Puritanertums und der eng damit zusammenhängenden Nützlichkeitsphilosophie zuzuschreiben. So finden die Engländer von heute den Zugang zur Musik nicht mehr durch das Herz, sondern nur noch ‚vom Sport und von der Kirche aus'. ‚Sie erkennen, daß etwas dazu gehört, ein schwieriges Konzert von Beethoven zu spielen und sie laufen hin, wenn diejenigen auftreten, welche augenblicklich für die ‚champions' dieses Sports gelten. Außerdem achten sie in der Oratorienmusik ein Stück Gottesdienst'. Den engen Zusammenhang zwischen der englischen Vorliebe für Oratorienmusik und dem englischen Protestantismus hat schon Richard Wagner richtig erkannt, der in seiner Selbstbiographie anläßlich der Erinnerung an eine Londoner Aufführung des Händelschen Messias folgendes schreibt: ‚Ich lernte hier überhaupt den eigentlichen Geist des englischen Musikkultus kennen: dieser hängt wirklich mit dem Geiste des englischen Protestantismus zusammen, daher denn auch eine solche Oratorienaufführung viel mehr als die Oper das Publikum anzieht, wobei sich noch der Vorteil herausstellt, daß ein solcher Oratorienabend zugleich als eine Art von Kirchenbesuch zu gottesdienstlichen Zwecken vom Publikum sich angerechnet wird: Wie man in der Kirche mit dem Gebetbuche dasitzt, trifft man dort in den Händen aller Zuhörer den Händelschen Klavierauszug, in welchem eifrigst nachgelesen wird, ... um gewisse allgemein gefeierte Nummern nicht zu versäumen, wie z. B. den Eintritt des ‚Halleluja', wo es für schicklich gefunden wird, daß alles sich von den Sitzen erhebt, welcher ursprünglich wahrscheinlich vorgekommene Akt des Enthusiasmus mit peinlicher Präzision jetzt bei jeder Aufführung des Messias ausgeführt wird.' Dieser Bericht Wagners stammt aus dem Jahre 1855.

Daß sich seither zwar äußerlich die Verhältnisse gleich geblieben sind, die innere künstlerische Entfremdung dagegen bedenkliche Fortschritte gemacht hat, beweist eine Mitteilung unseres Verfassers: ‚Ich habe', schreibt dieser, ‚in Brighton an einem Karfreitag Händels Messias in mittelmäßiger Aufführung gehört; die Leute haben sich redlich gelangweilt, dennoch hätte es für sehr schlechten Ton gegolten, vor dem großen Halleluja wegzugehen. Dieser Chor wurde stehend angehört, dann aber leerte sich der Saal

von Nummer zu Nummer immer mehr, und nachdem nur noch ein Drittel der Hörer da war, ließ der Kapellmeister kurz entschlossen das übrige weg und brachte sofort den Schlußchor.'

Bei solchem Mangel innerer Beziehungen des englischen Publikums zur Musik ist es nicht weiter verwunderlich, daß das Land schöpferische Talente unserer Kunst neuerdings so gut wie gar nicht mehr hervorbringt. Gehen wir die Liste der seit Beginn des 19. Jahrhunderts der Öffentlichkeit einigermaßen bekannt gewordenen englischen Komponisten durch, so eröffnet sich unserem Blick eine Galerie ödester Mittelmäßigkeit. Und die fünf oder sechs Talente, die wirklich den Namen solcher verdienen, sind nur ihrer Geburt nach Briten, als Künstler aber Ausländer. So gehört M. W. Balfe, der in den vierziger Jahren mit seinen Opern ‚Die Zigeunerin' und ‚Die Haimonskinder' auch in Deutschland Erfolg hatte, zum Gefolge der italienischen Meister Rossini, Bellini und Donizetti; John Field hat in Rußland aus Clementis Händen das Erbe des deutschen Klassizismus und der Frühromantik empfangen, das ihm allein die Zunge zum Gesange seiner wundervollen Notturnos löste; im Zeichen der deutschen Romantik stehen auch die Werke von W. Sternd. Bennet, A. S. Sullivan und Ch. V. Standford, während E. W. Elgar, der einzige Engländer, der im modernen Konzertleben Deutschlands einige Beachtung fand, als geschickter, aber nüchterner Kopist der Brahmsschen Kunst erscheint. Die größten internationalen Erfolge erzielte im übrigen das moderne musikalische England auf dem Gebiet der — Operette, mit Sullivans ‚Mikado' und S. Jones' ‚Geisha'. Nun sind zwar diese Operetten musikalisch gar nicht schlecht, aber in der Rolle der musikalischen standard-works einer ganzen Nation nehmen sie sich doch seltsam aus.

‚Musik in sich haben', sagt Schmitz in seinem in Rede stehenden Werk, ‚heißt, die Fähigkeit besitzen, Starres zu lösen, die Welt als einen Strom zu fühlen, und das Geschehen als ein Fließen; Musik in sich haben heißt, sich verlieren können, Mißklänge ertragen, ja bei ihnen verweilen können, weil sie in Wohlklang auflösbar sind. Musik gibt Flügel und läßt alles Wunderbare begreiflich erscheinen.' — Diese Erwägungen zeigen zur Genüge, von welcher Tragweite für die Wertung des englischen Nationalcharakters die Tatsache erscheint, daß das Britenreich das ‚Land ohne Musik' ist. Noch deutlicher hat das vor Jahrhunderten freilich schon der größte Sohn des Landes selbst ausgesprochen, **Shakespeare**, der bekanntlich im ‚Kaufmann von Venedig' die klassischen Worte prägte:

Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst,
Den nicht der Einklang süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken;
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht
Und seine Lüste schwarz wie Erebus:
Trau keinem solchen. — Merk' auf die Musik!

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Daß der Krieg von 1870 dem kulturellen Denken und künstlerischen Schaffen Deutschlands keine geistige Erhöhung gebracht hat, mag verständlich sein; denn die engeren nationalen Ideale sind noch kein Boden für Ideen und mehr als gegenwärtige Gefühle. Daß aber auch die Kriege um die Befreiung des deutschen Wesens vor hundert Jahren keine wesentliche Vertiefung des deutschen Wesens und keine Kulturhöhe gebracht haben, da ja die Romantik schon vorher erblühte und nach dem Kriege mehr in Liebhabereien für Geschichte und Sage verloren ging, ist doch ein Zeichen, daß die kulturelle Reifung des deutschen Volkes mit dem Heranreifen des deutschen Staatswesens und Reiches noch nicht in gleichen Schritt gekommen ist. Durchblättert man Werke wie das Steinles oder anderer Romantiker, so findet man, daß gerade jener Gehalt, der z. B. im deutschen Mittelalter in Christophorusbildern als deutsches Weltgefühl lebte und der in unserer Zeit zur deutschen Weltaufgabe sich verdichten müßte, hinter Empfindungen idyllischer Lieblichkeit oder legendenhaften Erinnerungen und religiösen Anmutungen verschwand. Immerhin ist vor hundert Jahren wieder ein deutscher Geist im Gefühl seiner wahren Vergangenheit erwacht. Wie wird er nach dem großen deutschen Kriege unserer Zeit erwachen? K. W.

Offene Briefe

Herrn W. in R. Gegen die Möglichkeit, daß eine verderbte romanische Mischsprache wie das Esperanto, jemals Weltsprache werden könnte, ist bereits in unserem „Hochland"-Echo ‚Auf dem Wege zur Weltsprache?' (Märzheft 1911) im Anschluß an eine Schrift des Sprachforschers Brugmann Stellung genommen worden. Wir verweisen aber an dieser Stelle auch gern noch auf die weiteren durchschlagenden Gegengründe, die A. Zimmermann in seiner Schrift ‚Esperanto ein Hindernis für die Ausbreitung des deutschen Welthandels' (Hamburg 1915, Verlag der deutschnationalen Buchhandlung) beibringt. Auch in dieser Hinsicht gilt der von uns noch jüngst zitierte Satz Treitschkes: ‚Die Zukunft des deutschen Volkes hängt am letzten Ende davon ab, wie viele Menschen auf der Erde deutsch sprechen.'

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmitz, Direktor des Mozarteums in Salzburg
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Adolf von Menzel/Moltke





Zwölfter Jahrgang September 1915

Kultur und Seele vor dem Weltkriege

Von Hermann Platz

Dem vormodernen Menschen war in dem Gottesglauben ein beglückendes Ziel, eine beruhigende Begrenzung seines Tuns gegeben. In Einfalt und Selbstverständlichkeit hatte er sich der Überwelt bemächtigt, deren Maße Theologie und Philosophie ihm gesteckt hatten. Der Weg war weit und beschwerlich gewesen, aber bezeichnet und kaum zu verfehlen. Dante hatte, sicher wurzelnd, festen Blickes selbst die abgründig zerrissenen Mißklänge der Hölle gemeistert, um in der Betrachtung der Paradiesesrose seiner Sehnsucht Ziel zu finden. Man erzählt, daß der alte Fugger nach harter Tagesarbeit es doch am Abend noch vermocht habe, mit seinem Hemde auch seine Sorgen auszuziehen, und daß er in vollkommener Seelenruhe geschlafen habe. Noch lange wirkten das Ideal der mâze und die Stimmung der Gottesfreunde nach. Und trotz aller welt- und seelengeschichtlichen Dramatik fühlte sich noch lange im großen und ganzen jedermann, selbst die wenigen, die von dem neuen Lebensideal der Renaissance und von dem Wissenshunger der Humanisten gehört hatten, bei der herkömmlichen Arbeit wohl.

‚Die altgegründeten Familien' lebten ‚in höchster Zufriedenheit und geregelter Welttätigkeit', und auch von unten her war es in Deutschland noch kaum jemand eingefallen, ‚jene ungeheure privilegierte Masse zu beneiden oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen' (‚Dichtung und Wahrheit'). Im Jahre 1804 fand Frau von Staël in demselben Frankfurt, daß ‚der allgemeine Typus (der Männer) Güte, Furchtsamkeit, gesunder

Menschenverstand und Wissenschaftlichkeit'* sei. In Weimar konstatierte sie Idealismus, Verstiegenheit, Anspruchslosigkeit, Weltunerfahrenheit, Mangel an politischem Interesse.** Wir wissen, daß es dem klassischen Idealismus zu einer Zeit, wo in Frankreich der seelische Rhythmus schon wesentlich schneller war, noch einmal gelungen ist, das Ideal aristokratisch gemessener Seelenkultur (‚Griechheit') zu fassen. ‚Es war im ganzen eine Zeit des reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer und innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte' (‚Dichtung und Wahrheit'). ‚Vorzügliche Menschen gelangten zu vollendeter Bildung, so daß es ihnen selbst wohl war und sie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf andere auszugießen vermochten' (‚Gespräche mit Eckermann'). Und auch herab bis in die Gegenwart vermochten da und dort stille Menschen das Land ihrer Liebe fest zu umzäunen und es so sicherzustellen vor dem Bewegungsdrang der Zeit.

Aber alle Bemühungen, die Kultur als reine Menschlichkeit, als aneignungsfähige Einheit, als organisches Ganzes zu begründen und zu erhalten, scheiterten. In wildem Wirbel wogten neue, ins Unabsehbare drängende Kräfte heran und brandeten immer ungestümer an die Gestade der Seele.

Im 17. und 18. Jahrhundert hatte der Deismus die Zeit übermenschlichen Ringens um reinmenschliche Ideale eingeleitet. Er hatte dem alten Gottesglauben seine organisierenden Kräfte genommen und den Menschen ungebunden auf den weiten Plan der Weltlichkeit gestellt. Im Kampf um Licht und Leben drängten zähes Denken und wogendes Fühlen in tausendfältigen Mischungen vorwärts. Die aufwühlend-befeuernde Schwungkraft der ins Unendliche strebenden Natur- und Ichempfindungen, die Petrarka einst auf dem Mont-Ventoux verkostet hatte,*** erlebte Rousseaus überempfängliche Seele in vorbildlicher Weise neu. Noch mehr als die rationalistische Zuversicht wirkte sein Glaube an die unzerstörbare Ursprünglichkeit und segenverbreitende Kraft der seelentief schlummernden Menschengüte zündend und weitend. Diese überquellende, sehnsüchtig-übermächtig nach Eigenglück verlangende Stimmung ist vielleicht die tiefste Quelle, aus der die verwirrende Eigenart des modernen Seelenlebens immer wieder gespeist wurde. Darin war enthalten, was die Zeit brauchte, um das Persönlichkeitsideal der Aufklärung endgültig zu überwinden. Deshalb übten seine Werke, wie Goethe schrieb, ‚über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung' aus. (‚Dichtung und Wahrheit'). Langsam erfüllte sich auch das Volk, zuerst in Frankreich, mit dem Stimmungsgehalt dieser Ideale. Mit Urgewalt brach die Sehnsucht, an der beglückenden Seelenbewegung

* Briefe an Herrn Necker, veröffentlicht ‚Revue des deux mondes' 1. Mai 1914 S. 77.

** ebd. 15. Mai 1914 an vielen Stellen.

*** Vgl. auch Dilthey: Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrh. Ges. W. II (1914) S. 19 ff.

teilzunehmen, und die Überzeugung, die alten Schranken übersteigen zu können, durch, seitdem in dem Begriff der Menschenrechte eine Formel von elementarer Durchschlagskraft gefunden war. Die Hälfte aller französischen Mönche machten, von diesem Lebensdrang erfaßt, von dem ihnen durch die Revolution verliehenen Rechte Gebrauch und kehrten in die Welt zurück.* Leidenschaftlich erhoben sich die Massen, nachdem ihnen auf den Straßen von Paris das Gift des Rousseauschen ‚Gesellschaftsvertrags' eingeflößt worden war, gegen die, die bis dahin allein an der Tafel des seelischen und sinnlichen Lebens gesessen waren. ‚Ihr wißt also gar nicht,' so redet eine Flugschrift die Großen an, ‚daß jeder von uns eine Seele in sich trägt, die der eurigen mindestens gleich ist?' Jeder weiß, wie bald diesen zagen Fragen von 1789 die welterschütternden Taten folgten, deren eherne Sprache allen Nachgeborenen noch verwirrend ins Ohr tönt.

Was der Barock in seinem seltsam grenzenlosen Raumempfinden hatte ahnen lassen, was die Revolution in fanatisch düsterer Gewaltsamkeit eingeleitet hatte, das vollendete die Romantik in eigenwillig sorgloser Genialität. Die alten Fesseln schienen gelöst, die engen Horizonte gesprengt. Ströme der Erwartung und der Bereitung wurden lebendig. Die Gefühle lockerten, die Phantasie beschwingte sich. In allen Herzen quoll eine heimliche Sehnsucht auf nach Erfüllung und Vollendung. Man wagte die große Reise an die Grenzen der Möglichkeiten. An Stelle der gegliederten Welt, der bestimmten Ideale und umgrenzten Pflichten trat der neuentdeckte Wert des Unendlichen, das über alles Denken und Tun den flimmernden Idealismus unfaßbarer Größe breitete. ‚Wahre Religion ist Sinn und Geschmack fürs Unendliche.' (Schleiermacher.) Über den Verstand hinaus strebte man ins Ursprüngliche. Und das alles glaubte man am sichersten zu finden in der keuschen Tiefe der Individualität, die man allem Sein beilegte, in der ‚Idealität einer ursprünglichen und allemal gottverwandten Existenz', welche die hinter der Erscheinung tätige Lebensquelle darstellt. Hier soll alles Rohe, Barbarische, Unförmliche verschlungen und in organische Bildung umgestaltet werden. ‚Nichts soll tote Masse sein, alles soll eigenes zusammengesetztes, vielfach verschlungenes und erhöhtes Leben sein.' Das nannte Schleiermacher das große, immer fortgehende Erlösungswerk der ewigen Liebe.

So verlangte denn die neue Individualität in allen ihren Keimen Entfaltung, in allen ihren Rätseln Enträtselung, in all ihren Erhebungen Überhöhung. Eintauchend in den unerschöpflichen Born der Sehnsucht, lehnte man das klassische Lebensgefühl ab. Mehr als Harmonie und Ordnung, mehr als überschauende, regelnde, segnende Kraft galt der Romantik das enthusiastisch erlebte Bewußtsein, im Kern des Seins zu stehen und von den Gaben des Lebens überschüttet, von dem Schimmer nie dagewesener und nie wiederkehrender

* Näheres bei Sicard: Le Clergé de France pendant la Révolution. I.[2](1912) S. 357 bzw. 362.

Originalität berührt zu sein, nie stillbare ‚Fernstenliebe‘ zu spüren. Zwischen den frühmodernen Entdeckern und den modernen Beherrschern der größeren Welt standen sie, von Sehnsucht verzehrt, die Helden der inneren Anschauung, die Fürsten des unsichtbaren Reiches der Ursprünge. ‚Von mir soll nie weichen der Geist, der den Menschen vorwärts treibt, und das Verlangen, das nie gesättigt von dem, was gewesen ist, immer Neuem entgegengeht‘, schrieb Schleiermacher in seinen ‚Monologen‘. Dieser, unbekümmert um alle Erschütterungen und Maßlosigkeiten, den letzten Falten des Seins zustrebende, auf die hohe Harmonie der Freiheit vertrauende Expansionsgeist, dessen Kultus des Vergangenen nur verkleideter Drang in die Ferne war, ist nicht nur von der Romantik, sondern von der modernen Seele nicht mehr gewichen. Er hat Formen und Weisen des seelischen Gehabens vorgebildet, die bald verborgen, bald offen hindurchklingen durch die folgende Zeit; Wirklichkeiten erstanden, die sie zu überwinden schienen, und die doch wieder, wenn man nur tief genug grub, romantisches Geäder zeigten.

Unhintertreibliche Bedürfnisse zwangen ja gerade den Realisten, der vom Geiste der Gegenwart und Nützlichkeit wie übermannt war, in die verschwiegenen Baugründe der Zukunft. Je sehnsuchtslos zufriedener laute Stimmen in den Vollstunden der Arbeitsbewegung die Größe der Zeit verkündeten, desto widerstandsloser glitten in unbetäubten Momenten die Seelen in das Traumreich der hohen Erwartung. Das war das seelische Gepräge der neuen Zeit: wurzelhafte Unzufriedenheit mit dem Heute, unstillbares Drüberhinauswollen über das Vorgefundene, verzehrende Leidenschaft, die, an den Rändern des Daseins fiebernd, die Wahrzeichen ihrer neuentdeckten Größen aufrichten, dem dunkeln Meere heraufziehender Geschichte das Leuchten des eigenen Bildes entgegenbringen möchte.

Schauen wir uns die Schichten, die die Spuren dieser neuen seelischen Formung am ausgeprägtesten aufweisen, näher an. Da begegnen uns an der Spitze der menschlichen ‚Gilde‘ die H e l d e n d e r N e u z e i t, die B a h n b r e c h e r und F ü h r e r der ins W e l t w i r t s c h a f t l i c h e s t r e b e n d e n f r e i e n U n t e r n e h m u n g. Die nach innen gewandte Tat der Romantiker, ‚die hohe Selbstbetrachtung‘, hatte das Individuelle auch dann noch als Maß empfunden, wenn sie sehnsuchtsvoll ins Reich des Unendlichen hinüberträumten. Die Tat der Vorkämpfer des neuen Wirtschaftslebens hat sich unter dem Druck der verweltlichenden und versachlichenden Kulturtendenzen immer mehr individueller Formgebung und seelischer Zwecksetzung entzogen. Eine kapitalistisch-unpersönliche, technisch-seelenlose Zielstrebigkeit trat langsam, aber sicher an die Stelle und riß die Seele mit fort. Während man früher oft in ungebundenem Vergeistigungsdrang die Wirklichkeit vergewaltigt hatte, trat jetzt, wo Reichtum, Wissenschaft und Weltverkehr uns alle Ausgänge geöffnet haben, die Erscheinung ein, daß die Wogen des Wirklichkeitsdranges über der Seele zusammenschlugen. Sie verlor sich in dem tiefen, unerschöpflichen Reich, wo die Menschen tollen und die Millionen rollen, wo die Räder wirbeln und die Walzen blitzen. (John Gabriel Borkmann.)

Die Idee der technischen, wirtschaftlichen, politischen Möglichkeiten hat eine so dämonische Gewalt über sie gewonnen, daß bald alle Schranken übersteigbar, alle Geheimnisse erhellbar erschienen. Wirbelnd und werbend stürmten sie durch Welt und Leben, ‚die Entdecker der Ferne', die mit Blitz und Tosen sich den Weg ins ‚Grenzenlose' bahnten.

Dies Tasten, Versuchen und Vorwärtsbegehren
Ins Unbekannte hinein,
Wo der Blitz als einziger Feuerschein
Uns Ziele weist —

Das ist ihre Atmosphäre, nicht die Vergangenheit, die linde und blinde, wo andere sich fürchtig bescheiden.*

Dilthey sagt irgendwo, alles Heldentum beruhe auf einer Positivität der Seele. Und es steckte gewiß auch ein Heldentum in den Männern des gigantischen Willens, der weltumspannenden Arbeit. Die Aufgabe der Durchkapitalisierung des Erdballs, die ungezählten Menschen neue Möglichkeiten erhöhten geistigen und seelischen Lebens schuf, mußte wie jede andere Menschheitsaufgabe im Plane der göttlichen Vorsehung liegen. Und an Größe und Eigenart stand sie kaum einer anderen nach. Aber daß die Seelen dieser Männer und aller, die in ihrem Schatten lebten, Tragisches erleiden mußten, dergestalt, daß Hellpach** von ihrer seelischen Krankengeschichte sprechen konnte, ist unzweifelhaft. Wenn irgendwo, dann galten hier in vollem Sinne die Worte des Psalmisten: Oculos suos statuerunt declinare in terram; Lumbi impleti sunt illusionibus; Ibunt in adinventionibus suis. Im Raume türmten sich die Wünsche. Die alten Maße wurden vergessen, die alten Ziele umgedeutet. ‚Was Mittel war — die technische Daseinsgestaltung — ist Selbstzweck geworden. Wir haben uns mit unsern letzten Idealen der Erde verschrieben. Aber nicht der Mutter Erde . . ., sondern dem technisch bezwungenen Raum, in dem unser Leben, aller Gefahr enthoben, in gleichmäßig lauer Atmosphäre bequem ablaufen kann.' ***

Der Zwang, Menschen gleich Maschinen in den Betrieb zu stecken und sie zu Sachzwecken zu mißbrauchen, wirkte verheerend auf die eigene Seele. Wie kosmischer Druck mußte das Bewußtsein auf ihr lagern, dem Weltzweck der Seelenkultur entgegenzuarbeiten. Der Widerstreit zwischen den kapitalistischen Zwangsvorstellungen und den aus christlicher Vergangenheit heraufdämmernden Erinnerungen an die alten Tafeln ist der Angelpunkt der seelischen Lage dieser großen Vermehrer. Ihre Seelen verloren unmerklich die Fähigkeit, die errechneten und erlisteten Gewinne in einen höheren,

---

* Verhaeren: Hymnen des Lebens. Vgl. für die amerikanische Auffassung The Problem of Novelty in W. James nachgelassenem Werk Some Problems of Philosophy und Boutroux: La Pensée américaine abgeb. Le Bull. de la Semaine. 1913 S. 35.

** Hellpach: Technischer Fortschritt und seelische Gesundheit S. 25, 26.

*** Goldstein: Die Technik. 1912 S. 71, 72.

nichtkapitalistischen Zusammenhang einzugliedern. Sie verwandelten sich langsam in die Fratze der ‚Rechenhaftigkeit' (Sombart). Je größer der Gewinn und die Ehrungen, je umfassender die Macht, desto mehr lastete die eigene Größe ob ihrer Ungeistigkeit auf den zerschlagenen Seelen. Das Gefühl des organischen Getragenwerdens, dem die Romantiker auf seltsam sonnigen Pfaden noch nahe sein mochten, nahm ab, trotzdem oder gerade weil das Gefühl der materiellen Sicherheit größer geworden ist.

Geriet nicht selbst die Kunst nur zu oft in das Triebwerk ihrer ungeläuterten ‚Sachdenklichkeit' (Dilthey), und wurde so ein Ding, das man hatte und zeigte, nicht ein Kunstwerk, an dem man sich still erfreute?

Während Landvolk und Aristokratie ihr Seelenleben im großen und ganzen unerschüttert erhalten haben, weil innerhalb der ihrer Tätigkeit gesteckten Grenzen klar vorgezeichnete Linien und erreichbare Ziele zu erkennen sind, gerieten städtisches Bürgertum und Proletariat immer rascher in die Sphäre der neuen Bewegungskultur. Ums Jahr 1870 glaubte Jakob Burckhardt noch sagen zu können, daß die Betrachtenden ihre paar Klassiker und die Anblicke der Natur viel tiefer genössen als vor Zeiten. Die Erwerbenden freilich, die mit elementarer Leidenschaft auf eine noch viel größere Beschleunigung des Verkehrs und auf völlige Beseitigung der noch vorhandenen Schranken, d. h. auf den Universalstaat hindrängten, träfe als Strafe die enorme Konkurrenz vom Größten bis ins Kleinste und die Rastlosigkeit.*

Die Fackelträger des technischen, industriellen und kommerziellen Fortschritts haben ihre schwere Hand auf das Großstadtvolk gelegt.

‚Mit Ambra, Kupfer, Naphta und Zinn
Und der Hoffnung auf Zufall und großen Gewinn
Verfrachten sie kühn die Seele der Welt.'

(Verhaeren.)

Die Menge mußte sich dem Zauberspruch der technischen Groß- und Sensationskultur fügen. Der steifnackige, selbwüchsige Bauer und Bürger machte dem Kautschuk- und Asphaltmenschen Platz, der widerstandslos unter dem Joche des Massenspruchs dahinlebte. Jeder, der kein Dunkelmann sein wollte, mußte sich vor den Triumphwagen der Kultur spannen und die schillernden Tagesmeinungen nachsprechen. Die großstädtische Kulturdemagogie riß durch Zeitung und Politik auch den Dumpfesten in den verwirrenden Gestaltungsdrang der Zeit. Seine Arbeit wurde an allen Ecken und Enden angesteckt von dem verlockenden Wirbeltanz ungemessener Hoffnungen. Die moderne Art der Vermögensanlage hat durch das Miterleben von Börsenverlauf und Konjunkturschwankung auch solche Schichten aus dem seelischen Geleise geworfen, die vor einem halben Jahrhundert noch rein nach innen leben durften. Naumann sagte irgendwo nicht mit Unrecht, die kapitalistische Seele sei Massenerscheinung geworden. Und

* Weltgeschichtliche Betrachtungen. [2]1910 S. 67, 68.

die Folgen konnten nicht ausbleiben. ,In weiten Kreisen des städtischen Bürgertums hat sich durch Verknüpfung der äußeren Lebenshetze, die durch die Verkehrsentwicklung entstanden ist, mit der innern, die um den Profitdrang als ihre Achse kreist, chronische seelische Überreizung eingestellt. Die Seele ist in Bewegung aufgelöst. Zahllose, bunt durcheinandergemischte Reize stürmen auf sie ein. Sie müssen so rasch abgefertigt werden, daß die einzelnen Erregungen nicht mehr abklingen, die einzelnen Spannungen sich nicht mehr lösen, die Unlusterregungen sich nicht mehr entladen können.'*

Die Seelen wurden im stiebenden Tempo unserer Verkehrs- und Genußkultur aus der Achse gehoben. Mit der Behäbigkeit ist ihnen auch ihre geistige Habe geschwunden. Das Seelische schien oft nur noch Feuerwerk zu sein, das strahlend aufbrannte, um dann desto tiefere Nacht zurückzulassen. Die Poesie, die einst nach der Frau von Staël noch in den Seelen wohnte und all ihren Lebensäußerungen den Abglanz inneren Gehaltes lieh, hat sich verdüstert zurückziehen müssen aus der ungemütlichen Behausung, die zum Massenquartier für die Eintagsgäste unserer Bewegungskultur geworden ist.

Gehen wir von dem erwerbenden zu dem betrachtenden Bürgertum, zu den sogenannten Intellektuellen, über, so fällt uns zunächst auf, daß diese Volksgruppe in den letzten Jahrzehnten eine ungeheure zahlenmäßige Vermehrung erfahren hat. Die Reichtümer, die die Industriekultur in alle Kreise unseres Volkes hat fließen lassen — Segen, von dem wir alle zehren, Unsegen, an dem wir alle leiden — hat immer neue Menschen der körperlichen Arbeitsfron entrückt und sie für forschende und gestaltende Tätigkeit freigemacht. Unabsehbar war die Schar der Meister und Schüler, der Erfinder und Verkünder. Wie Pilze wuchsen die Weltanschauungen und Kultursendungen aus dem Boden. Aber dieses Bild vielgestaltigster Geisteskultur, an dem lebensfremde Idealisten ihre Freude haben, war nicht nur objektiv ein Zerrbild der gottentstammten Wahrheit, sondern auch subjektiv der Ausfluß einer unheilvollen seelischen Gesamtlage. Die Arbeitsteilung hat das Maß der zu beherrschenden Fachkenntnisse ins Ungeheure anschwellen lassen, die Erfordernisse der modernen Publizität haben auf allen Gebieten der literarischen und journalistischen Arbeit immer mehr außersachliche Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt. Man hat nicht umsonst von einer Industrialisierung der geistigen Werte gesprochen.** Der Einschlag jüdischer Elemente und großstädtischer Stimmungen und Strebungen ist immer breiter und beherrschender geworden. Die Gefahr der seelischen Zersetzung war auch hier die Folge der neuen Entwicklung. Aber gerade diese seelische Lage war wieder der beste Quellgrund für mehr oder weniger offenkundige romantische Neigungen. Der Rationalismus blieb zwar die Denkform dieser Welt. Aber in die Wonne

* Hellpach ebd. S. 16.

** Vgl. die Befürchtungen, die J. Burckhardt schon vor zirka 40 Jahren ausgesprochen hat in ,Weltgesch. Betrachtungen'. ²1910 S. 206.

des aufleuchtenden Gedankens mischte sich die Bitterkeit der versinkenden oder ewig zurückweichenden Wahrheit. Die sieghafte Gebärde, die den Aufweis eines erforschten Tatsachenwinkels, eines gefeilten Gedankensplitters begleitete, brach oft zusammen, wenn die Prüfung auf Herz und Nieren einsetzte. Wie oft mochte die selbstbewußte Unfehlbarkeitspose nur die Maske sein, die die Leidenszüge der eigenen Existenz verhüllte, die Verkleidung wurzelhafter Unzufriedenheit, die aus der Unfruchtbarkeit des Systems, der Spezialität, hinausstrebt in die Ursprünglichkeit des flutenden Lebens. Dieser Zwiespalt in der eigenen Seele spiegelte sich wieder in der öfter konstatierten Tendenz der Gelehrten, ‚selbst große Schriftsteller weniger nach den Werken, die sie selbst für die Öffentlichkeit bestimmt haben, zu beurteilen, als nach Äußerungen, die jenen in einem unbewachten Augenblick entschlüpft sind‘. Der Heroenkult, der auch in der trockensten Spezialistenseele immer wieder durchbrach und den Abglanz entschwundenen Lebens über sie goß, entstammte sicherlich romantischen Entlastungsbedürfnissen; dasselbe kann wohl auch von dem Widerstreben gegen einseitig kulturwissenschaftliche und soziologische Betrachtungsweisen gesagt werden (Isolierung Lamprechts). Viktor Giraud konnte selbst einen Mann wie Taine, der nach seinem eigenen Geständnis mit seiner Anbetung der Vernunftwahrheiten und seinem absoluten Vertrauen auf die Macht des Geistes einem Katholiken glich, der nur von Kirche und Glauben sprechen kann, einen ‚unverbesserlichen Romantiker‘* nennen; wünschte er doch einmal, man könnte die wissenschaftliche Wahrheit ob ihrer Grausamkeit in lateinischer Sprache niederlegen. ‚Mark Aurel ist unser Evangelium, die wir durch die Philosophie und die Wissenschaften hindurchgegangen sind. (Einige Sätze) geben hinlänglich Stoff zum Träumen.‘** An allen Ecken und Enden konnte man antirationalistische Antriebe und Bemühungen durchdringen sehen. Am meisten vielleicht auf dem Gebiete der Philosophie, wo die Entwicklung einen Zustand von ‚Chaos und prinzipienloser Anarchie‘*** herbeigeführt, wo man sich in Liebhabereien verzettelt und die besten Kräfte im Kampfe gegeneinander vergeudet hatte. Wie gewisse Industrie- und Finanzleute um Rathenau, so sammelten sich da und dort philosophische und künstlerische Kreise, um gemeinsam der Schwierigkeiten Herr zu werden und ihrer Seelen Sehnsucht zu stillen (‚Die Tat‘, ‚Hellerau‘).

Freilich herrschte bis zuletzt noch der zünftige Rationalismus und beeinflußte die akademische Jugend in seinem Sinne. Er war der Feind unserer religiösen Volkskultur und tat alles, sie zu zerstören. Die blendenden Schätze, die in den Kammern der Wissenschaft aufgestapelt sind,

---

* Essai sur Taine. [3]1902 p. 19 bzw. 88.

** H. Taine. Sa Vie et Correspondance. t. IV. p. 274.

*** Goldschmidt: Verwahrung gegen die Behandlung Kants in Lehre und Schrift. Programm. Gotha 1914 S. 29.

zogen das erwachende Denken magisch an. Dem Kreuzfeuer der modernen Ideen und Lebenstendenzen ausgesetzt, traten die Ringenden bald aus den gelockerten Zusammenhängen der Tradition heraus in die Sphäre der vorurteilslosen Wissenschaft. Kühn stürmte Schar um Schar hinaus zur Eroberung der Zukunft.

Aber die Stunde kam, da bei manchem gar herrische Geister laut wurden und antwortheischender Lebenswille seine unwillkommenen Fragen stellte. Halt- und gestaltlos fühlte man sich hin- und hergeworfen in dem wogenden Meere der alten und neuen Richtungen, der sich befehdenden Lösungen. Die Arbeit wußte sich in der gottentkrönten Welt nicht zu fassen, die Ruhe ihr verschämtes Hinhorchen, ihr erwartungsvolles Ausschauen, ihr zages Herantasten, ihr sprunghaft gewaltsames Erhaschen nicht zu deuten. Und über allem schwebte wie verhallender Gesang die zärtlich festgehaltene Erinnerung an die gesunden Tage, an das Glück der guten alten Zeit.*

Und dann mag wohl bei manchen die Ernüchterung gekommen sein und die bitter bange Erkenntnis sich Bahn gebrochen haben, daß Wissenschaft, Philosophie und Kunst der Seele keine Nahrung, dem Leben keine Gründung und Richtung geben können. Sie wandten sich zurück in das Land ihrer Väter und sahen ihre Genossen von ehedem leben, sicher und ruhig, als ob eine unsichtbare Hand sie führte. Sie suchten die abgebrochenen Brücken wieder zu schlagen, allein nur zu oft war ein Innerstes erloschen und versunken, die zartesten Blüten verwelkt, und die Herbheit der Nichterfüllung grub sich in die alternden Züge. Die Giftkeime, die man einst eingeatmet hatte, hielten die Gesundung hintan. Man war entwurzelt, weil man überall und nirgends zu Hause war. Wie Verbannte irrten die Seelen um die Heimatgründe ihrer Sehnsucht. Man wirkte und lebte und stieg empor auf der Stufenleiter der weltlichen Ehren, aber abgespalten von seinem mütterlichen Grunde, entrissen dem wärmenden Golfstrom eines lind umschließenden Zusammenhangs. Und oft mochte der Bauer, der in Dorf und Kirche, der Arbeiter, der in Gewerkschaft und Partei wurzelte, sicherer seines Lebens Sinn und Ziel gewahr geworden und gebildeter gewesen sein als der Akademiker; denn Bildung werden wir mit Paulsen jedem zuschreiben müssen, der die Fähigkeit gewonnen hat, sich von dem Punkte aus, auf den er durch Natur und Schicksal gestellt ist, in der Wirklichkeit zurechtzufinden und sich eine eigene, in sich zusammenstimmende geistige Welt zu bauen, sie mag groß oder klein sein.'**

Und um diesen ‚Mangel an wohltuender Harmonie, an innerer Übereinstimmung zwischen Kulturbedürfnis und Kulturbefriedigung' zu verdecken, traten sie vielleicht nach außen so sicher auf. Aber sie hatten, wie Cäsar

* Vgl. die bitteren Feststellungen Franz Oppenheimers in dem Vorwort zu dem hochinteressanten Buch van Eedens: Glückliche Menschheit. Berlin, S. Fischer. 1913 S. 13.

** Zur Ethik und Politik S. 89.

Flaischlen gestand, keine wirklich innere Freude in ihren Triumphen. Der Augenblick berauschte sie, aber er schuf ihnen kein Genügen für morgen. ‚Wir stehen voll Sehnsucht in der Brust und suchen nach allen Seiten und warten und warten . . .‘ ‚Wir leiden schwer, wir alle, und aus allen Kultursehnsüchtigen unserer Zeit schreit es mit gleicher Verzweiflung, daß wir es so nicht länger aushalten können.‘*

Während das Bürgertum seine Seele gegen die feindlichen Kulturmächte sicherzustellen glaubte, indem es auf dem individualistisch-rationalistischen Wege weiterging, mußte das Proletariat andere Bahnen einschlagen. Rascher als das gesellschaftlich und staatlich eingegliederte Bürgertum war es unter die Räder der Bewegungskultur geraten. Infolge der mangelhaften Organisation der Binnenwanderung und der gröblichen Vernachlässigung der großstädtischen Heimatspflege mußten auch die festesten Lebensformen und Fühlsweisen zerrinnen. Die Großstadt isolierte die Seelen in der Familie, isolierte die Familien im Mietshaus. Der Segen der gemeinsamen Familienmahlzeiten, bei denen einst ‚durch religiöse Sitte ein Geist höherer Gemeinschaft über alle Glieder des Hauses ausgegossen war‘, ist verloren gegangen. Die Maschine hat dem Arbeiter durch Zerlegung des Arbeitsvorgangs Ziel und Zweck seines Tuns aus den Augen genommen, ihm die gemütvolle, gedankenanregende Beobachtung des ganzen Herstellungsverlaufs und die Freude an dem selbstgeschaffenen Gesamtwerk unmöglich gemacht. Und überdies ist er zum Sklaven ihres Tempos geworden. Die ehernen Maße, die gemütvollen Werte, die die Arbeit des Landmannes so anziehend und befriedigend machen, schwanden. Geduckt warf der Heizer tagaus, tagein dem Moloch Maschine den Fraß in den feurigen Rachen. Über ihn hinweg aber ging es aus dem Unverstandenen ins Verständnislose. Er wurde allen tragenden Zusammenhängen entrissen. So entstand das Gefühl, widerstandslos, hoffnungslos einem unheimlichen, unpersönlich grausamen Sacherzeugungsprozeß ausgeliefert zu sein. Unter dem Druck der übermächtigen Bedrängnisse, die letzten Endes einem überindividuellen weltwirtschaftlichen Gesamtprozeß entsprangen, entstand die Überzeugung, nur durch Summierung der Individuen dem dräuenden Schicksal entgehen zu können: Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Verantwortlichkeit des internationalen Proletariats. Nachdem alles Tragende, Organisierende, Maßbringende in Arbeit und Umwelt zusammengebrochen war, übertrug sich mit fast automatischer Sicherheit die Bitternis des Versachlichungserlebnisses auf alles, was direkt oder indirekt diesen Wirtschafts- und Gesellschaftszustand der Gegenwart herbeigeführt hatte, was direkt oder indirekt aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung Nutzen zog. Aus Nacht und Not leuchtete als einziger Rettungsstern nur die Zukunft, die neue Gesellschaft, das neue Volk, dessen Vergöttlichungsgeschichte zu verfolgen eine reizvolle Aufgabe wäre. Eigenwillig, rücksichtslos wurde dem

* Oppenheimer ebd. S. 13. Hermann Bahr: Inventur. an vielen Stellen.

ichverherrlichenden Bürgertum der Fehdehandschuh hingeworfen. Jauchzend gab die Seele ihre Selbstheit auf. Das Gefühl warf seine ganze Kraft in den Rhythmus des Massenlebens und wuchs zur Größe, wenn es, sich selbst vergessend, nur Welle war im großen Strome.* Derb griff das machtlos ringende Volk nach dem Bilde seiner Zukunft. Bis zum Rande füllten sich die heimatlos umherflatternden Seelen mit dem magischen Zauber des neuen Lebens. Aus der Ferne, irgendwann, irgendwie, mußte es kommen, geschöpft aus dem goldenen Überfluß der Allgüte-Natur. Wie das Schicksal jetzt unentrinnbar lastet, so wird der erträumte Segen einst überquellen und alles befreien. Nachdem die Gewaltsamkeiten einer Übergangszeit die dem Menschen innewohnenden Naturgaben, Vernunft und Güte, von allen Überwucherungen befreit haben, werden Glück und Vollkommenheit mit der Urkraft wesenhafter Selbstverwirklichung erstehen. So trug die Not der Zeit vergröbernd auf die Straßen der werdenden Großstädte, was die Romantik einst aristokratisch gehütet hatte, die Sehnsucht nach organischer Erlösung.

Verhaeren ist der Dichter dieser demokratischen Romantik. Seine Kunst entquoll nicht dem bürgerlich-individualistischen Stimmungskreis, aus dem heraus fast alle unsere Künstler arbeiteten. Jubelnd tauchte er ein in die Menge, denn für all das, was morgen erst Geltung erhält, ‚hat sie die unbewußt ahnenden Blicke'. Dort entschleierten sich ihm die Geheimnisse des Lebens und Sterbens, der Gegenwart und Zukunft.

Aber aus der Hingabe an die ungestüm hervorbrechende, formlos hinausdrängende, ziellos wandernde Sehnsucht, die bald heller, im Genuß des Augenblickes zersprühender Lebenswille, bald dumpfe Unzufriedenheit mit allem Bestehenden ist, brach ihm dann jener fieberhafte Seelenzustand hervor, der unbekümmert um alle Lehren der Vergangenheit, um alle zeitverklärten Maße und Formen aus dem Glauben an ein neues irdisches Reich der Vollendung heraus ganz Glut und Flamme wurde.

Das Leben, dort stürmt es, schäumend im Rasen,
Gleich einem galoppierenden Pferde,
Stark und spendend über die Straßen
Der Erde.
Die Starken unter den Menschen wissen
Dort im Staub und Sturm seine Mähne zu fassen,
Und von Wunder zu Wundern hin fortgerissen,
Von ihm sich schwingen und tragen zu lassen, . . .
O, leben, leben und sich selbst gesteigert
Empfinden mit des Herzens heißem Takte, . . .
O nur helläugig träumen, was an Reinem
Und Großem man in jenen Paradiesen leisten könnte,

* Heuß: Im steinernen Meer S. VI.

Die einst am Ende
Der heiligen Bemühung golden glorreich scheinen. . . .*

Das Resultat der neuzeitlichen Entwicklung hinsichtlich der seelischen Durchschnittslage des Großstadtvolkes faßt man vielleicht am besten als Impressionismus zusammen. Die goldenen Zeiten, wo Taine sagen konnte, die Kunst und die Fähigkeit, sich zu langweilen, sei der Deutschen Stärke, schienen auch für uns zu Ende zu gehen. Das Zeitalter hochentwickelter Verkehrstechnik hatte eine neue Bewertung des Augenblicks zur Folge gehabt. Es drängte sich in rascher Folge so vieles, das groß zu sein vorgab, in den Bereich auch des engsten Bewußtseins, daß der Mensch, gesättigt und erschöpft, in das Überjetzt zu schauen fast vergaß. Die Zeit schrumpfte zusammen, verlor das Linienhafte zielsicherer Entwicklung. In verschiedenem Ausmaß, je nach Temperament und Umwelt, wurde das Leben zu bewußtem oder unbewußtem Aufgehen an den Augenblick, an den wirr wechselnden Rhythmus der Zeit, wurde beherrscht und geformt von allen Stimmungen und Verstimmungen einer in tausend Farben schillernden, in rastlosem Fortschritt sich entfaltenden Kultur.

Wie der impressionistische Maler das Lichtbild in seine Elemente zerlegt, so zerschlug sich dem modernen Menschen im Drange der Erlebnisse das Dasein in abgelöste, frei zerrinnende Augenblicke, die dem Lebenskünstler den vollsten Ertrag versprachen, wenn sie am Abgrund vorbeiführten, wenn der Feuerschein der Katastrophe schon hereinleuchtete. Sein und Wirken war Durchglüht- und Durchwühltsein, ein Bangen um Höchstes, das doch wieder fürchtete, dieses Höchste möchte mit Forderungen in den Umkreis des Lebens einbrechen. Wie die Kultur in ihrer technischen Vielgeschäftigkeit, in ihrer zivilisatorischen Äußerlichkeit eine Synthese noch nicht zuließ, so widerstrebte die Seele einer Regulierung und Disziplinierung der in ihr aufquellenden Regungen, der ihr zufallenden oder von ihr erjagten Erlebnisse. Die Menschen anderer Zeiten bewahrten ihr Leben, indem sie es unter einheitlich tragende, allgemeingültige Gedanken stellten. Das Schicksal des Menschen der Neuzeit schien zu sein, sich an der Glut der Erlebnisse flammend zu verzehren und alles, was das Maß seiner erregenden Kraft gegeben hat, beiseite zu werfen. ‚Diese Verflüchtigung einer gemeinsam tragenden Wirklichkeit, die Isolierung in einzelne persönliche Zentren, wie sie zuerst die Romantik in einer kleinen Gruppe erlesener Geister ... erlebte, war wie ein einsames Vorspiel zu dem sich unaufhaltsam ausbreitenden Erlebnis unserer gesamten Zeit.'**

Dieses alles verflüchtigende, in Stimmungsfieber und Triebleben sein Höchstes erhaschende Seelenleben, das der Stilisierung nach typischen, monumentalen, überindividuellen Maßstäben entraten zu können glaubte, äußerte sich in doppelter Richtung: In der Reizsamkeit, die nach Lamp-

* Hymnen des Lebens S. 31 ff.

** M. Susmann: Von der Verwirklichung. ‚Frankf. Ztg.' 147 (1914).

rechts optimistischer Beurteilung ‚eine entwicklungsgeschichtlich herbeigeführte, und zwar im Sinne der Verfeinerung entfaltete Abart früherer Nervenstimmungen' ist, und in der Energie, deren sachlich-ernste gigantisch-straffe Züge vielen Gesichtern und Hervorbringungen der Zeit seltsames Eigengepräge gab. Von außen wirkte die Gesamtsteigerung des verweltlichten Kulturlebens, indem sie seelische Reizsamkeit hervorbrachte, von innen wirkte die reizsame Seele, indem sie durch Entfaltung von Energie sich vor drohender Vernichtung zu retten suchte. Im Rausche intensiven Erlebens steigerte sich das Kraftbewußtsein. Der verweltlichte Mensch sah für seine Kraftentfaltung keine Schranken, der versachlichte darin die einzige Möglichkeit, eigenwillig-rücksichtslos dem unterdrückten Teil in ihm nach anderer Richtung Luft zu machen, freilich um zuletzt gerade wegen dieses energetischen Ideals nur um so rettungsloser der Sehnsucht zu verfallen.

Mit Vorliebe nun wandten sich aber die großen und kleinen Träger dieses neuen Seelenlebens dem Staate zu, subjektiv, weil sie sich nicht stark genug fühlten, den elementaren Lebensbewegungen den Stempel ihres Willens aufzudrücken, oder weil sie glaubten, gerade ihre Stärke und Eigenart am nachdrücklichsten in diesem Rahmen zur Geltung zu bringen. Es sollte der Neuzeit ja nicht vergönnt sein, freischwebend am Ausbau der erträumten Vollkultur zu arbeiten und die Seelen im ungehinderten Wettbewerb der widerstrebenden Kräfte zu harmonischem Zusammenklang zu bringen. In der Zeit völkischen Erwachens wurden auch die, die einsam geträumt hatten, für die Erkenntnis reif, daß trotz aller Fortschritte die Kultur nur innerhalb eines starken Staates entstehen und bestehen kann. Noch vor hundert Jahren, da der Geist eines recht naiven Individualismus im Schwange war, da streifte man den biederen Nachtwächter Staat mit verächtlichen und, wenn er neue Rechte beanspruchte, mit feindseligen Blicken. Man betrachtete ihn, so klagte Schleiermacher, ‚als ein notwendiges Übel, als ein unentbehrliches Maschinenwerk, um seine Gebrechen zu verbergen und unschädlicher zu machen', man glaubte, ‚der sei der beste Staat, den man am wenigsten empfindet, und der auch das Bedürfnis, daß er da sein müsse, am wenigsten empfinden läßt'. Aber seitdem ist ein Teil von dem, was Schleiermacher, Fichte und Arndt so heiß ersehnten, wahr geworden. An deutschen Herdfeuern sind die alten Märchen der Weisen vom Staat immer häufiger erzählt und immer sinnvoller gedeutet worden. Was jene kaum zu denken wagten, hat sich, seitdem dem Volk breiterer Zugang eröffnet worden ist, langsam erfüllt: das Bewußtsein, ein Teil zu sein von des Vaterlandes Vernunft und Phantasie und Stärke, hat sich ausgebreitet.* Die beiden einzigen unzerstörbaren Mächte des Staates: Regierung und Volk, begannen in der gewaltig vorwärtsstürmenden Geschichte der Gegenwart über die Parlamente hinweg einander unmittelbarer gegenüberzutreten.**

* Schleiermacher: Monologe (Reclam) S. 44 ff.

** Jellinek: Verfassungsänderung und Verfassungswandel. Zit. nach Meinecke: Weltbürgertum und Nationalstaat S. 510.

Viel ehrliches Wollen und hohes Sinnen konnte sich so in die sich langsam umbildende staatliche Wirklichkeit um so mehr hineinarbeiten, als die Kirche nach dem vorausgegangenen Verweltlichungsprozeß gerade in Kulturkreisen an Ansehen einbüßte und die neubelebten wirtschaftlichen Interessen hierhin als auf den einzig möglichen Untergrund des Gedeihens hinwiesen.

Aus vier Quellen also: aus der völkischen Erneuerung, aus der wirtschaftlichen Neugestaltung, aus imperialistischen Grundbedürfnissen und aus der Entkirchlichung erklärt sich die neue Staatsgesinnung. So wertvoll diese nun an und für sich ist, so muß doch auch auf die Gefahren hingewiesen werden, die der Seele daraus entstehen können. Der Hauptgrund ist der — und darauf weist Fr. W. Förster im Anschluß an Auguste Comte ja so eindrucksvoll hin —, daß bei all denen, die dem breiten Strom der Verweltlichung gefolgt sind, die ewigen Interessen der Seele, die nur im Schoße einer fest verankerten geistlichen Autorität unbeirrt gepflegt und geschützt werden können, Schaden leiden, wenn im gesamten Kulturbereich der aufs Irdische und Materielle gerichtete Staat allein oder auch nur in erster Linie maß- und richtunggebend ist. Wie leicht gerät ohne diese Schutzwehr die Seele in das öde Flachland gemeindemokratischer Sentimentalitäten und Utopien oder in den gefährlichen Strudel unethisch-nationalistischer Übertreibungen. Noch bedenklicher als der unbelehrbare Idealismus der Demokraten ist der Realismus des Staatsdienstes, der einzig auf dem Boden der Interessen und Machtbedürfnisse gewachsen ist. Gewiß wäre es töricht, das Interesse aus dem Motivbereich der Staatsgesinnung auszuschalten, töricht und unmöglich zugleich. Aber der entwurzelte Großstädter, der inmitten einer krisenhaften Wirtschaftslage, der Intellektuelle, der inmitten einer atomisierten Welt nach dem starken Staat ruft, während sie beide Individualisten bleiben, an denen der Verfall des Glaubens an die Regierung, den Spencer geweissagt hat, so leicht zur Wahrheit werden kann, bieten doch das Bild einer merkwürdigen inneren Unstimmigkeit. Ihre seelisch differenzierte Aufklärung macht sie unfähig, dem Gedanken des Organischen, des von Metaphysik und Weltgeschichte her Organisierten oder zu Organisierenden, ihre Liebe zu schenken. So stehen sie mitten drin, vielgeschäftig und vielgesprächig, und hegen doch nichts von jener keuschen Liebe zum Staate und können doch das ‚enge persönliche Bewußtsein nicht opfern' und wachen nicht, wie Schleiermacher will, ‚daß auch Verführung ihm nicht nahe und sein Gemüt verderbe'.*

Wenn man dazu noch betrachtet, in welch starke innere Bewegung das Staatsleben im Zeitalter der Kulturstaatspolitik geraten ist, wie die Vielgestaltigkeit und Unübersehbarkeit des staatlichen Lebens die innere Teilnahme erschwert, dann wird man Adalbert Wahl recht geben, wenn er als Folge dieser Entwicklung den Verlust einer Fülle von innerer Freiheit in Adel, Klerus, in der Beamtenschaft und im höheren Bürgertum,

* Monologe. S. 44.

eine würdelose Unterwerfung unter den Staat, die namentlich in Italien und Frankreich soweit gehe, daß der Wert des Mannes im allgemeinen nach der Etiquette beurteilt zu werden pflege, die der Staat ihm aufklebe, eine Aufsaugung der besten Kräfte des Menschen durch den Staat, Uniformierung der Charaktere und Mangel wahrhaft staatlicher Gesinnung konstatierte.* Ähnliches hatte auch Fr. Paulsen im Auge, wenn er schrieb, es werde häufig von der inneren Unfreiheit gesprochen, womit der katholische Klerus den Oberen untertan sei. Vielleicht sei sie weder an und für sich so schmählich, noch in ihren Folgen so verderblich, wie die äußere Unterwürfigkeit, die, verbunden mit innerem Hochmut, nur zu leicht in der mit den Mitteln des Staates regierten Welt entstehe.**

So natürlich es also erscheint, daß der moderne Mensch in dem seelischen Hinundhergerissenwerden dem Staate sich verschrieb, so gefährlich wäre es, dieses objektiv verheißungsvolle Aufblühen national-staatlichen Lebens kritiklos auch ohne weiteres als Gewinn der Seelenkultur zu buchen. Und deshalb darf an dieser Stelle der Hinweis nicht fehlen, daß der starke Staat für ungefestigte, verweltlichte Menschen leicht zum Idol werden kann, dem ohne Besinnen auf Kosten der eigenen und fremden Seeleninteressen geopfert wird.

Kultur ist die Fülle dessen, was die Menschen zu Herren der Erde und des Lebens macht. Sie hat Wert und Bestand, solange die Seele in ihr und durch sie ihre höchsten Aufgaben erfüllen kann. Sie zerfällt, sobald sie sich nicht mehr badet in Gottes leuchtendem Antlitz, und die Seele Gefahr läuft zu vergessen, daß sie von dorther Ziel und Weg, Bestand und Kraft, Maß und Grenzen erhält.

Die moderne Kultur wollte Hohes, ja das Höchste, die endliche Beglückung der Menschen. Aber durch die Aufgaben, die die weltgeschichtliche Lage ihr zuschob, und durch die Erfolge, die ihr hierin beschieden waren, verführt, geriet sie abseits von dem uralt-heiligen Menschenweg in Schuld und Sünde, in Not und vielleicht in Tod.

Sie hat sich erkühnt, die seelische Schicksalsfrage von dem metaphysischen Hintergrund loszulösen. Sie hat, um eine ihrem verweltlichten Geiste entsprechende Lösung zu gewinnen, den seelischen Befund optimistisch umzudeuten und aus eigener Kraft eine ungebrochene Linie vernünftigen Fortschreitens herzustellen versucht. Sie glaubte, sich selbst erlösen zu können.

Aber gerade dieser Selbsterlösungsglaube führte sie immer tiefer in die Niederungen gesellschaftlicher Zweckstrebigkeit, wo die Seele sich so oft verloren hat. Infolge der Verdunkelung der Menschheitsziele wurde dieser Verlust nicht als solcher erkannt, vielmehr im Hinblick auf die Menge der Leistungen in stolz verkündeten Gewinn verkehrt. Der rücksichtslose Realismus aber war die unversiegbare Quelle einer unstillbaren

* Zeitschr. f. Politik. I (1908) S. 157 ff.
** Geschichte des gelehrten Unterrichts. II. 467.

Sehnsucht. ‚Es ist ein närrisch Ding, daß durchs Reale das Ideale gleichsam aufgehoben wird; daher mag es wohl kommen, daß den Modernen ihr Ideelles nur als Sehnsucht erscheint.‘* Das innere Ödgefühl, das hinter gehäufter Leistung lauerte, äußerte sich in der Form der Sehnsucht, und zwar einer maß- und ziellos in die Ferne strebenden, nie befriedigten, höchstens betäubten Sehnsucht, die himmelweit verschieden ist von der christlichen Sehnsucht, die in der Liebe zu Gott und Gottes Ordnung wurzelt und in seiner Gnade die Tragik ihres sündgebrochenen Aufstiegs überwindet.

Gewiß, uralt wie die Welt ist die Sehnsucht. ‚Wir wissen, daß die ganze Schöpfung seufze und sich sehne mit Schmerzen immerdar.‘ (Römer VIII. 22.) Aber die moderne Sehnsucht birgt ungeheure Gefahr in sich. Die Menschen gerieten in den Flugsand des Niefertigwerdens, ins Maß- und Planlose. Die Besten, die die tastende Unsicherheit der Gottesferne nicht ertragen und die Kümmerlichkeit des Ichs nicht zum Maße der Dinge machen konnten, suchten in allen Höhen und Tiefen dieser Kultur nach dem Mythus des Absoluten, nach der Wurzel des Seins, nach dem Sinn ihrer Liebe, nach der Erfüllung ihrer Sehnsucht. Alles wurde nacheinander Gott und Religion, stieg aus den Katakomben namenloser Unfaßbarkeit ans Licht des Tages, schuf sich Märtyrer und baute leuchtende Tempel hinein ins Land. Der Schwerpunkt wurde beständig verlegt, die Beleuchtung geändert, das Ziel verrückt, der Sinn umgedeutet, nicht in Nebensächlichkeiten, sondern in den Kernpunkten. Der Verstand glaubte vielleicht an die aufbauende Kraft einer neuen Liebe, aber die Seele konnte den Blütenstaub der Unendlichkeit nicht abschütteln. Die Bewegung war ihr kein Trost. Eine unausgesprochene Erwartung lag auf ihr. Während sie noch die Bilder und Reize der Kultur genoß, konnte sie die Mittagshöhe der Erfüllung nicht erreichen, denn es fehlte ihr, der allein sie erfüllen könnte, G o t t. ‚Wir haben überall das Ziel verloren, in dem die Dinge sich zusammenschließen‘ (Flaischlen).

Während die Güter himmelan ragten und die Zeiten hinab Helden und Heilige in ihren Schatten zwingen möchten, erstand ein Geschlecht von Baumeistern, die mit seltenen Gebärden über ihr verlorenes Gemäße hinwegzutäuschen versuchten. Der Glaube an die allbeseligenden Zukunftswunder der Kultur, der durch die Herrschaft des Entwicklungsgedankens so gewaltig genährt wurde, die stoische Hingabe an die humanitär gefaßte Kulturarbeit gaben zwar der Seele oft Halt, aber keine dauernde Eurhythmie, keinen bleibenden Frieden. Aus verzücktem Kulturbewußtsein und sich selber weiterpeitschendem Arbeitsgeist und Machtwillen wuchsen immer von neuem V e r k e n n u n g d e r d e m M e n s c h e n g e s e t z t e n S c h r a n k e n, M a n g e l j e g l i c h e n S i c h b e s c h e i d e n k ö n n e n s, H i n a u s t r ä u m e n i n u n b e g r e n z t e F e r n e n, i n n i e g e k o s t e t e F e i n-

* Goethe an Zelter. 19. Okt. 1829.

heiten des Genusses, in nie geahnte Tiefen des Erlebens. Das Organ, Gutes im Vorhandenen, Schönes im Maßvollen, Erstrebenswertes im Begrenzten zu finden, schien abgestorben. Es war, als ob der Mensch seiner mütterlichen Freundin, der Erde, seiner Lehrmeisterin, der Geschichte, vergessend, kosmische Düfte eingeatmet hätte und, davon berauscht, geheimnisvoller Sphärenmusik nachtastete. ‚Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorherzusagen; doch ich fürchte, wir kommen sobald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfinde, der Masse nicht, daß sie in der Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge‘ (Goethe an Eckermann 25. Februar 1824). War dies nicht alles mit lastender Schwere über uns gekommen? Wie groß war die Zahl derer, die mit Taine ihr Leben nach den uralt einfachen Regeln hätten gestalten mögen: ‚Ich bin mir meiner Schranken bewußt?‘ Die gleich ihm ‚arbeiten, gehorchen, regelmäßig leben, nicht anspruchsvoll in Sachen des Glückes sein‘ wollen? Der Goldstaub der Industriekultur lag täuschend über allem Leben, die Seele aber ächzte, als ob sie lebendig begraben wäre. Mit Hilfe unserer Erfindungen leisteten wir Erstaunliches im Raum, um angesichts unserer Stimmungen und Verstimmungen kläglich zu versagen. Die Kritik hatte uns ja alle Fragwürdigkeit der Existenz rascher erkennen, die Verfeinerung alle Bitternisse tiefer empfinden lassen.

Und dieses Mißverhältnis zwischen Kulturarbeit und Seelenertrag, zwischen kulturellen Großtaten und seelischer Verarmung ist das Tragische, was unsere Zeit erlebt und erlitten hat.

So gilt, was Goldstein von der Technik speziell sagt, von der modernen Kultur überhaupt: Sie hat durch die Wunderwerke ihrer Rationalisierungen nur die Summe der Irrationalitäten erhöht und Probleme zu Tage gefördert, die nicht wieder durch die Kultur selbst gelöst werden können. Was wird die moderne Seele auf die schmerzvollen Wege zurückführen, auf denen sie allein der Erlösung, die von oben kommt, des Friedens, der von innen wirkt, teilhaftig werden kann? Wir fragen mit Jakob Burckhardt: Wird der als Erwerbs- und Machtsinn ausgeprägte Optimismus weiter dauern, und wie lange? Oder wird, — worauf die pessimistische Philosophie der heutigen Zeit könnte hinzuweisen scheinen — eine allgemeine Veränderung der Denkweise wie etwa im III. und IV. Jahrhundert eintreten?‘* Dies waren aber bekanntlich Jahrhunderte der Aszese und — des Krieges.

* Weltgeschichtliche Betrachtungen. [2]1910 S. 209. Sombart spricht schon von der ‚großen Umkehr, die in die Wüste führt‘. Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. [3]1913 S. 415.

Die Erbschaft des Wiener Kongresses
Zur Säkularerinnerung von Theodor Henner

Bei einem so gewaltigen geschichtlichen Vorgang, wie er sich gegenwärtig vor unseren Augen abspielt, pflegt die Aufmerksamkeit und Erwartung weitester Kreise vor allem darauf gerichtet zu sein, welche politischen Folgen sich daran knüpfen und welche Veränderung sich für das Kartenbild ergeben wird. Aber für den aufmerksam beobachtenden Geschichtsforscher muß als ebenso wichtig die Aufgabe erscheinen, die Fäden zu erkennen und nachzuweisen, die nach der Vergangenheit zurückleiten, wie ein solcher Vorgang mit der vorausgegangenen Entwicklung zusammenhängt und aus ihr sich begründen läßt.

Es ist gewiß eine beachtenswerte Erscheinung, daß genau ein Jahrhundert vor unserem gegenwärtigen Weltkrieg ein Zeitalter gewaltigster Kämpfe ebenfalls von internationalem Charakter in dem Wiener Kongreß seinen Abschluß fand. Und wenn wir noch um ein weiteres Jahrhundert zurückgehen, so zeigt sich auch da wieder ein ganz ähnliches Schauspiel, indem der mehrjährige, mit zäher Ausdauer geführte Krieg um die Erbfolge in den Ländern der spanischen Krone durch die Friedensschlüsse von Rastatt und Baden sein Ende erreicht hatte.

An Friedensschlüsse von einem so umfassenden Charakter pflegt sich wohl die Hoffnung auf eine neue Festigung der Verhältnisse und auf einen länger währenden Friedenszustand anzuschließen. Aber nicht selten sind solche Erwartungen von trügerischer Natur, denn gar manche Bestimmungen in jenen Verträgen haben, wenn man genauer zusieht, nur wieder den Keim zu neuen kommenden Erschütterungen gebildet.

Bei dem Spanischen Erbfolgekrieg handelte es sich um die Frage, wie das Verhältnis zwischen der spanisch-habsburgischen und der französischen Macht sich gestalten solle. Die erstere, lange Zeit der Schwerpunkt der ganzen politischen Weltordnung, hatte, was den deutsch-österreichischen Teil anlangt, im Westfälischen Frieden, in ihrer spanischen Hälfte durch den Pyrenäischen Frieden des Jahres 1659 kaum mehr zu verwindende Stöße erlitten. Den Hauptgewinn aus einem solchen Niedergang zog ihre Rivalin, das in dem stolzesten Aufstreben begriffene französische Königtum. Bei dem in baldiger Aussicht stehenden Aussterben der spanischen Habsburger wollte es sich anschicken, nun auch den gewaltigen Länderbesitz der spanischen Krone in der Alten und Neuen Welt zu gewinnen und damit eine neue weltbeherrschende bourbonische Machtsphäre zu begründen. Die Verhinderung dieses kühnen Planes Ludwigs XIV. bildete eben dann den Hauptinhalt des Spanischen Erbfolgekriegs, und dieses Ziel wurde auch im wesentlichen erreicht, vor allem durch die weitsichtige Politik des Oraniers Wilhelm III. Als Verfechter des Gedankens eines Gleichgewichts unter den Mächten Europas hatte er eine große Allianz gegen Ludwig XIV. ins Leben gerufen, und dadurch wurde in der Tat eine drohende Übermacht

Frankreichs vereitelt. Den Hauptgewinn aus diesem Kampfe hatte aber England zu ziehen verstanden; durch die Gewinnung weiter Gebiete in Nordamerika und insbesondere von Gibraltar, diesem beherrschenden Torposten am Mittelmeer, trat es recht eigentlich in die Reihe der tonangebenden und besonders der seebeherrschenden Mächte ein. Wie wenig im übrigen durch jene Friedensschlüsse von Rastatt und Baden ein wirklicher längerer Friedenszustand herbeigeführt wurde, zeigte schon der Verlauf der nächsten Jahrzehnte. Erst einige Jahre später hat der große Nordische Krieg, der während dieser ganzen Zeit nebenher sich abspielte, sein Ende gefunden, mit einer ganz bedeutenden Verschiebung der dortigen Machtverhältnisse auf Kosten Schwedens und zum Vorteil Rußlands. Dabei bestand der alte Gegensatz zwischen den Bourbonen und Habsburgern weiter fort, wie das in dem Polnischen Thronfolgekrieg und in dem Österreichischen Erbfolgestreit mit aller Schärfe hervortrat, und weiterhin ergab sich aus dem kühnen Hervortreten einer neuen Großmacht, des jungen Preußischen Staates, der Anstoß zu neuen schweren Erschütterungen, wie sie vor allem in den drei Schlesischen Kriegen zur Erscheinung gekommen sind, während gleichzeitig die Erstarkung des russischen Zarentums und der mit Riesenschritten sich vollziehende weitere Ausbau der britischen Weltmacht, besonders bei Gelegenheit des Siebenjährigen Kriegs, seinen Fortgang nahm.

Während nun alle diese politischen Bewegungen und Wandlungen sich in den hergebrachten Bahnen bewegten und das absolute Königtum und die Kabinettspolitik dabei die hervorstechenden Momente bildeten, trat gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, von Frankreich ausgehend, jener gewaltige Umschwung ein, durch den eine neue Epoche in der Auffassung vom Staat wie auch in den sozialen Verhältnissen heraufgeführt worden ist. Das alte Europa, durch diese Revolution und die daraus hervorgewachsenen Kriege in seinem ganzen seitherigen System in den Grundfesten erschüttert, verlangte mit Naturnotwendigkeit nach einer durchgreifend neuen Ordnung, und nach der Überwindung Napoleons, in dessen Person und Wirken jene ganze Umwälzung ihren gewaltigsten Ausdruck gefunden hatte, mußte es als die ganz besondere, vornehmste Aufgabe der Pariser Friedensschlüsse und des Wiener Kongresses erscheinen, einen den neuen veränderten Verhältnissen möglichst gut und gewissenhaft angepaßten Zustand des europäischen Staatensystems herzustellen, der zugleich nach den vorausgegangenen, so besonders schweren Erschütterungen die Möglichkeit eines längeren, gesicherten Friedenszustandes in sich schloß.

Wenn ich nun hier versuchen möchte, eine Charakteristik des Wiener Kongresses im Hinblick auf die Erbschaft, die er dem kommenden Jahrhundert bis in unsere Tage herein hinterlassen hat, zu geben, so soll dabei von einer eingehenden Schilderung des Kongresses und seines Verlaufs in all' seinen Einzelheiten abgesehen werden. Die Absicht bei diesen Ausführungen sei vielmehr dahin gerichtet, einige besonders wichtige Punkte aus den damaligen Beschlüssen herauszugreifen, um eben zu zeigen, wie

die Art und Weise der Regelung nicht eine Bürgschaft längeren Friedens bedeuten konnte, sondern vielmehr das Gegenteil, so zwar, daß in dem eben jetzt sich abspielenden Weltkrieg gar manches in seinen Wurzeln eben auf den Wiener Kongreß zurückführt.

Man wird gewiß nicht sagen können, daß es unter den damals in der Donaukaiserstadt versammelten Staatsmännern an tiefer gerichteten Naturen gefehlt hätte, die eine entsprechende Auffassung von der Bedeutung und Größe der Aufgabe und auch den Willen zur Tat besaßen; Männern wie dem Freiherrn v. Stein und Wilhelm v. Humboldt wird man solche Eigenschaften gewiß nicht absprechen können. Aber im großen und ganzen klebten, um ein etwas drastisches Bild zu gebrauchen, diesem Kongreß und seiner Gebarung noch viel zu sehr die Eierschalen der ränkevollen Kabinettspolitik des 18. Jahrhunderts an. In dieser Hinsicht bedeutete es ein wahres Verhängnis, daß als Vertreter der überwundenen Macht Frankreich Talleyrand erschienen war, diese klassische Verkörperung von Grundsatz- und Gewissenlosigkeit, der es mit seinen alterprobten Künsten dahin bringen konnte, mehrfach der Meister der anderen zu werden. Der Präsident des Kongresses, Metternich, hat einmal geäußert: ‚Wenn Napoleon das Prinzip der Revolution, des Krieges, der Eroberung war, so ist der Wiener Kongreß das Prinzip der Rechtmäßigkeit, des Friedens, der Erhaltung.‘ Man mag dem österreichischen Staatskanzler zubilligen, daß er von seinem Standpunkt aus wirklich daran glaubte, aber für wahrhaft zutreffend wird eine derartige Beurteilung doch kaum gelten können. Denn von all' dem, was man als ‚öffentliche Meinung‘ zu bezeichnen hat, von dem Wohl und Wehe der Völker in ihrer Gesamtheit wie im einzelnen war hier leider nur allzuwenig die Rede. Alles derartige vielmehr wie einen bösen Nachklang der Revolution möglichst hintanzuhalten, darin erblickten gar manche wohl die allerwichtigste Aufgabe dieses Kongresses. Aber gerade nach den schweren Heimsuchungen und Prüfungen, wie sie über die Völker in den letzteren Zeiten gekommen waren, hätte es doch so sehr einer heilenden, wohlwollend ordnenden Hand bedurft.

Über diese schweren Mängel, an denen das Kongreßwerk krankte, konnte gewiß der Taumel der nebenherlaufenden glanzvollen Feste nicht hinwegtäuschen. Ihren Wert kennzeichnet zur Genüge das bitterböse Bonmot des geistreichen Fürsten von Ligne: ‚Le Congrès danse beaucoup, mais il ne marche pas.‘ Aber ebensowenig konnte eine wirkliche Befriedigung jenes Bedürfnisses etwa in der eigentümlichen Gründung, in der damals alles gewissermaßen zu gipfeln schien, in der ‚Heiligen Allianz‘ gefunden werden. Alles sollte nach den Kundgebungen dieser Vereinigung fortan nach den Grundsätzen der christlichen Religion geregelt werden; gewiß im Prinzip ein edler, hoher Gedanke, aber sicher ebenso schwierig, wenn man an seine ernste, allseitige Verwirklichung herantreten wollte. Schon der Umstand, daß es die wachsweiche Natur des schwärmerischen Zaren Alexander war, der, momentan beeinflußt durch ein paar stark mystisch ge-

richtete Persönlichkeiten, die bekannte Frau von Krüdener und den Philosophen Franz von Baader, diese eigentümliche Schöpfung hatte ins Leben treten lassen, spricht von vorneherein nicht sehr zu seinen Gunsten, und gewiß noch weniger die Beschlüsse der darauf folgenden Kongresse von Aachen, Karlsbad und Verona, die gewissermaßen aus solchem Geiste hervorgewachsen sein sollten.

Dabei soll nicht verkannt werden, daß auch auf diesem Wiener Kongreß mancherlei positive Arbeit von bleibender Bedeutung geleistet wurde, ähnlich wie einst beim Westfälischen Frieden. Aber im großen und ganzen kann man eben doch nicht sagen, daß der Kongreß auf der Höhe seiner Aufgabe stand. Die lebhaften und zürnenden Anklagen, wie sie dann einige Zeit darauf, da man die Früchte von all dem vor sich hatte, von seiten ernster, feuriger Patrioten laut wurden, so die bekannten Schriften von Joseph Görres ‚Teutschland und die Revolution' und ‚Europa und die Revolution', sprechen eine nur allzu beredte Sprache darüber, und nicht minder die revolutionären Zuckungen, wie sie an verschiedenen Punkten nicht lange darnach hervorgetreten sind. Wie schon bemerkt wurde, hat es auf dem Kongreß nicht an einzelnen Kräften gefehlt, die sich redlich bemühten, die große Aufgabe mit heiligem Ernst zu erfassen und zu lösen, nicht an vortrefflich ausgearbeiteten Denkschriften usw., aber durchdringen konnten sie meistens nicht.

Wenn nun so über den Kongreß als Ganzes das Urteil nicht allzu günstig lauten kann, so wird man auch seine Entscheidungen in einer Reihe von wichtigen Einzelfragen nur als unverkennbare Mißgriffe kennzeichnen müssen.

Eine Grundfrage, wohl die wichtigste, die hier ihrer unmittelbaren Lösung entgegenharrte, war die, welche Gestaltung Frankreich in dem europäischen Kartenbild erhalten solle; denn die universalherrschaftlichen Bestrebungen von dorther, die ja eben eine solche Ära erschütterndster Kämpfe heraufbeschworen hatten, mußten in möglichst wirksamer Weise zurückgedämmt werden.

Die Lösung gerade dieser Frage war insofern eine keineswegs leichte und einfache, als man vorher, sogar noch nach der Leipziger Schlacht, für Frankreich dessen angebliche natürliche Grenzen in Aussicht genommen hatte: Rhein, Alpen und Pyrenäen; es gab eine Zeit, wo man froh war, wenn Napoleon sich daran hätte genügen lassen. Und als es sich dann um das wiederherzustellende bourbonische Königtum handelte, da zeigten sich vor allem England und Rußland ängstlich bemüht, dasselbe nicht als einen überwundenen Feind erscheinen zu lassen und nicht durch zu große Abtretungen seine Lage gegenüber Land und Volk zu erschweren, und auch Ludwig XVIII. war in seinen Forderungen und Ansprüchen nichts weniger als bescheiden. So blieb es schließlich bei einer Wiederherstellung der Grenzen von 1790, und für Deutschland wurden lediglich Landau und Saarlouis zurückgewonnen. Nicht als ob etwa gar nicht der Gedanke erwogen

und der Versuch gemacht worden wäre, die einst widerrechtlich losgerissenen Lande Elsaß und Lothringen bei dieser hiefür doch besonders passenden Gelegenheit zurückzugewinnen. Mit Recht machte man darauf aufmerksam, daß seit dem ersten Pariser Frieden durch die Rückkehr Napoleons und die hiedurch verursachten neuen Gefahren und Opfer sich die Lage für Frankreich doch wesentlich verändert, d. h. verschlechtert habe.

Es hat damals an Mahnungen ernstester und eindringlichster Art nicht gefehlt, so von seiten Gneisenaus und des Freiherrn vom Stein. Wilhelm v. Humboldt setzte in zwei meisterhaften Denkschriften die Notwendigkeit einer solchen territorialen Einschränkung Frankreichs auseinander, und Kronprinz Ludwig von Bayern richtete in dieser Sache ein Schreiben an Kaiser Franz; für ihn war es ja immer ein besonderer Herzenswunsch, seine Geburtsstadt Straßburg wieder in deutschen Händen zu sehen. Insbesondere der Kronprinz Wilhelm von Württemberg übergab dem Kaiser Alexander eine selbstgefertigte Denkschrift, worin er in trefflicher Weise ausführte, wie für den Schutz Süddeutschlands bisher viel zu wenig geschehen sei, so daß man am Ende wieder, wie früher, genötigt sein würde, sich Frankreich in die Arme zu werfen. Sein natürliches Bollwerk, die Vogesen, müsse Süddeutschland zurückerhalten. Elsaß sei ja auch kein Teil des eigentlichen Frankreich, sondern erobertes Land. Mit einer etwaigen Schleifung der dortigen Festungen, wie man hatte vorschlagen wollen, sei hier nicht geholfen. Auch Belgien sei ohne Elsaß nicht gesichert.

Aber durch den lebhaften Widerstand, den England — merkwürdigerweise in der Person Wellingtons! — und Kaiser Alexander entgegensetzten, blieb diesen so gerechten Forderungen die Erfüllung versagt. Auch Österreich war in dieser so wichtigen Frage viel zu wenig standhaft und beharrlich; man hatte hier einerseits noch manche üble Rückerinnerung an die früheren vorderösterreichischen Besitzungen und die damit häufig verursachten Schwierigkeiten; andererseits war zu fürchten, daß gegebenenfalls Alexander seine Forderungen in Polen höher schrauben werde. Aber gerade hier muß man sich doch unwillkürlich sagen: wie viele Anstrengungen und wie viel Blut hätten gespart, wie viele Bedrohungen des Friedens hätten vermieden werden können, wenn man damals bei der allgemeinen großen Abrechnung diese Frage schon so geregelt hätte, wie es dann erst 1871 geschehen ist! Viel leichter würden sich in jener langen Zwischenzeit diese Lande mit Deutschland verschmolzen haben. Es muß darin eine schwere Unterlassungssünde erblickt werden, durch die wir gerade in dem gegenwärtigen Krieg uns nochmals erheblichen Schwierigkeiten gegenübergestellt sehen. In diesem Punkte hat man viel zu wenig die Geschichte zu ihrem Recht kommen lassen. Als während des Krieges 1870/71 Adolf Thiers auf seiner bekannten Rundreise noch den Versuch machen wollte, für Frankreich eine günstigere Lage zu erzielen, traf er zufällig in Wien mit dem ihm persönlich wohlbekannten Leopold v. Ranke zusammen. Auf die erregte Frage des französischen Staatsmannes, gegen wen man denn nach

dem Sturze Napoleon III. noch Krieg führen wolle, gab der deutsche Historiker die inhaltschwere Antwort: ‚Gegen Ludwig XIV.'

Eine der wichtigsten Schöpfungen des Wiener Kongresses war zweifelsohne das aus den ehemaligen holländischen Generalstaaten und dem österreichischen Belgien hergestellte Königreich der Vereinigten Niederlande. Im Hinblick darauf, wie unzählige Male gerade der südliche Teil der Niederlande das Angriffsobjekt für Frankreich und den Schauplatz immer neuer Kriege hatte abgeben müssen, war es gewiß nur als ein guter Gedanke anzusehen, wenn man hier an dieser kritischen Stelle einen größeren kräftigeren Staat ins Leben rief, der imstande sein würde, mehr auf eigenen Füßen zu stehen und dadurch auch seinen reichen, wichtigen Kolonialbesitz besser behaupten zu können. Ehedem hatten diese Lande zusammengehört, dann war ja allerdings auf längere Zeit eine konfessionelle und politische Trennung zwischen dem Norden und dem Süden eingetreten. Aber wie doch auf der anderen Seite beide Teile aufeinander angewiesen waren, geht u. a. aus dem wiederholt erneuerten Barrierentraktat hervor, wonach Holland zu seinem besseren Schutze gegen Frankreich sich ausbedungen hatte, eine Reihe von belgischen Festungen mit seinen Truppen besetzt zu halten.

Gewissermaßen noch aus dem Geiste des Spanischen Erfolgekrieges heraus handelnd, hatte England alles aufgeboten, um diesen neuen Staat zu schaffen, und Hans von Gagern, der die Interessen des Hauses Oranien auf dem Wiener Kongreß vertrat, war unermüdlich tätig, um diese Schöpfung, und zwar mit Hinzufügung von Luxemburg, fördern zu helfen. Es ist nun freilich zu einem wahren Dogma geworden, die Losreißung Belgiens von diesem Staate durch die Revolution von 1830 als eine naturnotwendige Lösung einer künstlich hergestellten, unnatürlichen Verbindung hinzustellen und zu verherrlichen. Zweifellos haben anfangs Schwierigkeiten sich ergeben, und die Politik König Wilhelm I. dem Süden gegenüber war mehrfach eine nicht glückliche. Allein diese beiden Gebiete waren doch durch eine Menge von materiellen Interessen vielfach aufeinander angewiesen, und bei einem längeren Zusammensein würde sicher vieles in den Gegensätzen sich mehr und mehr ausgeglichen haben. Der Anstoß zur Losreißung kam vielmehr — das ist zur Genüge festgestellt — vorwiegend von außen, von Frankreich aus, das ja überhaupt im 19. Jahrhundert der Herd aller politisch-sozialen Bewegungen für das übrige Europa war. Vor allem der glühende, aber dabei sehr unklare christliche Liberalismus, wie ihn Lamennais in seinem Journal ‚l'Avenir' vertrat, hatte darauf eine mächtige Einwirkung. Es konnte ja ohnedies nur im Interesse der französischen Politik gelegen sein, diesen neuen unbequemen Nachbarn möglichst bald auseinanderfallen zu lassen.

Wenn man so sehr betonen will, es seien allzu heterogene Elemente in dem vereinigten Königreich beisammen gewesen, so darf getrost die Gegenfrage gestellt werden, ob etwa die Bevölkerung Belgiens einen so ein-

heitlichen Charakter hat? Stehen da nicht fortwährend Wallonen und Vlämen im schärfsten Gegensatz zueinander? Man lese doch nur die Schriften eines H. Conscience mit ihrem ehrlichen glühenden Haß gegen das mit dem falschen Kulturfirnis von Paris aus beeinflußte Wallonentum. So entstanden zwei kleinere Staaten, die beide nur schwer auf eigenen Füßen stehen können. Schon der Freiherr v. Stein hatte in seinen Briefen an Hans v. Gagern seine Bedenken über diese Trennung geäußert. Ein gewiegter preußischer Diplomat, der auch als Historiker so hoch angesehene Alfred von Reumont sagt einmal in seinem bekannten Buche über König Friedrich Wilhelm IV., wo er auf diese Frage zu sprechen kommt: ‚Die Zerstörung eines großen Ganzen, dessen Teile einander wechselseitig unterstützten, Belgien in der Industrie, Holland in Schiffahrt und Handel überwiegend, und die aus der Trennung entspringende Machtlosigkeit ist doch eben ein Unglück gewesen.'

In der Tat, die Stunde der Schaffung eines eigenen belgischen Staates war eine unheilvolle, wie wir das gerade jetzt in dem gegenwärtigen gewaltigen Krieg in seiner ganzen verhängnisvollen Schwere erkennen müssen, und es mutet wie eine tragische Ironie des Schicksals an, daß eine der wenigen vernünftigen Schöpfungen des Wiener Kongresses einem solchen Geschick verfallen mußte.

Den größten Machtzuwachs aus der damaligen Neugestaltung Europas zogen zweifellos England und Rußland. England hatte schließlich seinen furchtbaren Gegner, der ihm jahrelang mit der rücksichtslosen Kontinentalsperre so schwere Wunden geschlagen, auf dem Schlachtfelde von Waterloo endgültig überwunden, hauptsächlich durch die ehrliche treue deutsche Hilfe. Und offenbar zur säkularen Erinnerung an jenen unschätzbaren Beistand in einer Stunde schwerster Not versucht nun das dankbare England den damaligen Helfer mit einer Sperre heimzusuchen, die im Falle ihres Gelingens nicht nur lebhaft an die damalige Kontinentalsperre erinnern, sondern sie noch weit überbieten würde.

Was den Machtzuwachs Rußlands anlangt, so wurde er bewirkt einmal durch eine große Verschiebung in den Verhältnissen der skandinavischen Länder, deren Sanktionierung durch den Wiener Kongreß auch nur als sehr verhängnisvoll zu bezeichnen ist. Durch eine eigentümliche Entwicklung der Dinge, auf die näher einzugehen hier zu weit führen würde, sowie durch die wiederholten Thronwechsel in Schweden war es dahin gekommen, daß Dänemark, ohnedies schwer geschädigt durch den brutalen Gewaltstreich Englands gegen seine Flotte im Jahre 1807, des mehrhundertjährigen Besitzes der norwegischen Krone verlustig ging, wofür dann Norwegen mit Schweden in Personalunion verbunden wurde, und endlich empfing auch die 1809 von seiten Schwedens an Rußland erfolgte Abtretung Finnlands ihre Bestätigung. Gerade durch diese letztere Veränderung erfuhr aber das politische Gewicht der skandinavischen Staaten und das Machtverhältnis im Ostseegebiet eine empfindliche Verschiebung zum Vorteil

Rußlands. Mit tiefem Unmut war andererseits in Norwegen die Trennung von Dänemark empfunden worden, und wie die nun an die Stelle getretene Verbindung der Kronen Schweden und Norwegen durchaus und dauernd gegen den Willen jener Völker war, das hat die weitere geschichtliche Entwicklung bis zum Jahre 1905 zur Genüge erwiesen.

Nicht minder war es, wie sich gerade gegenwärtig wieder zeigt, ein schwerer politischer Fehler, daß man, anstatt einen unabhängigen polnischen Pufferstaat neu zu schaffen, sich auf die Bildung eines durch Personalunion mit Rußland vereinigten Königreichs Polen einließ.

Ziehen wir endlich noch die mehrköpfigen staatlichen Gebilde von Italien und Deutschland in den Kreis dieser Betrachtung. Italien mit seinem Mittelpunkte Rom, einst die Überwinderin und Beherrscherin so vieler fremder Völker, war wie in einer gewissen weltgeschichtlichen Vergeltung dafür nachher auf Jahrhunderte hinaus zum Tummel- und Kampfplatz wechselvoller Fremdherrschaft, zuletzt vor allem der Häuser Habsburg und Bourbon geworden, trotz zeitweiliger Anläufe, diese Fremdherrschaft von der Halbinsel zu vertreiben.

Insofern hatte der durch Napoleon geschaffene Zustand, die Schöpfung eines über einen großen Teil von Ober- und Mittelitalien sich erstreckenden, energisch verwalteten Königreichs Italien ohne Frage einen Fortschritt bedeutet, abgesehen von dem schwierigen Dualismus, wie er sich aus dem Regiment des Vizekönigs Eugen und der Oberherrschaft Napoleons ergab. Montgelas, der in seinen Denkwürdigkeiten sich eingehend und interessant gerade zu dieser italienischen Frage äußert, sagt u. a.: ‚Das Innere des Königreichs wurde mit einer Kraft und Konsequenz verwaltet, welche die Ausführung großer und nützlicher Unternehmungen gestattete, auch Hilfsquellen entwickelte, die man im Lande nie gesucht hätte.‘

Es hatte diesem mit Energie und nicht ohne Wohlwollen geführten Regiment auch nicht an der Sympathie vieler Vaterlandsfreunde gefehlt, und Montgelas beklagt sehr, daß diese Herrschaft des Vizekönigs Eugen, der sich mit seiner bayerischen Gemahlin Auguste Amalie auch persönlicher Beliebtheit erfreuen durfte, nicht zu einer dauernden geworden sei; das eigentümliche Verhältnis zu Napoleon und im Süden die charakterlose Politik Murats waren die Haupthindernisse. Und gerade auf dem Boden Italiens sollten nun noch einmal der Ehrgeiz der großen Mächte und die Kabinettspolitik im alten Stil ihre Triumphe feiern. Nicht ohne gewisse Einwirkungen von seiten des Kaisers Alexander, der für seine polnischen Pläne und Absichten möglichst freies Feld haben wollte, kam der Gedanke zur Geltung, für Österreich eine Machterweiterung vor allem in Italien zu suchen. Aber eben die Schaffung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs für Österreich sowie der habsburgischen und bourbonischen Sekundo- und Tertiogenituren, wie sie der Kongreß beliebte, bedeutete einen entschiedenen Rückschritt in der ganzen italienischen Frage. Der Gewinn für Österreich war doch nur ein sehr zweifelhafter; äußerlich eine scheinbar

bedeutende Machtstellung, dabei in Oberitalien und Toskana das Verdienst einer zweifellos guten Verwaltung, die sich aber als Fremdherrschaft doch nur einer wachsenden Mißgunst und Abneigung ausgesetzt sah, eine Stimmung, die ja in ihren Folgen bis heute noch nachwirkt. So wurde Italien auf ein halbes Jahrhundert hinaus das klassische Land der Revolutionen und fremder politischer Intriguen, und welche Ströme von Blut sind 1848, 1859 und 1866 wegen dieser italienischen Frage geflossen, was sich bei anderer Regelung eben damals auf dem Wiener Kongreß im Interesse des Landes selbst und des europäischen Friedens hätte vermeiden lassen.

Wesentlich verschieden davon war immerhin der Charakter der deutschen Frage; auch hier staatliche Vielgestaltigkeit, aber eben doch keine fremden, sondern einheimische Dynastien, seit Jahrhunderten mit Land und Volk verwachsen. Die Herstellung eines Einheitsstaates war nach der ganzen eigenartigen Entwicklung hier nicht gut denkbar und auch nicht zu wünschen.

Aber wie war nun bei dem in der letzteren Zeit eingetretenen vollständigen Fehlen jedes Zusammenhaltes eine für die Wünsche und Bedürfnisse wirklich ersprießliche neue Ordnung herzustellen? Was der Kongreß hierin zustande brachte, den alten Deutschen Bund, wird man kaum als ein Meisterwerk ansehen können; dagegen sprechen schon die lauten Klagen der besten Patrioten jener Zeit. Immerhin darf man aber fragen, ob ein solches Gebilde nicht doch den damaligen Verhältnissen angemessen war. Eine Verbindung war damit wieder hergestellt und dadurch ohne Frage ein Fortschritt erzielt, und Ranke hat einmal treffend dazu bemerkt, daß die Versuche fremder Einmischung, an denen es nicht fehlte, in drohenden Momenten immer zurückgewiesen worden seien. Eben an den Mängeln und Gebrechen dieser ganzen Einrichtung, wie sie sich im Verlaufe der Zeit natürlich immer mehr zeigten, konnte man am besten kennen lernen, woran es vor allem fehlte und was des weiteren Ausbaues bedurfte.

Die Hauptschwierigkeit lag natürlich immer an dem Dualismus der zwei Großmächte; Österreich, naturgemäß immer den alten Vorrang, die eigentlich leitende Stellung zäh festhaltend, Preußen, die junge, aufstrebende Großmacht, die sich an einer zweiten Stelle nicht mehr wollte genügen lassen; die andern Staaten hin- und herschwankend zwischen dem Einfluß dieser Beiden. Schon in den Sturmjahren 1848/49 war der Plan aufgetaucht, daß Preußen die Führung in Deutschland übernehmen und zu dieser Vereinigung der österreichische Kaiserstaat in seiner Gesamtheit in ein fest geregeltes Bundesverhältnis treten solle. Man kann es heute nur bedauern, daß ein solcher Plan damals noch nicht durchgeführt werden konnte; viel Zwist und Blut wäre damit erspart worden.

Friedrich Wilhelm IV. hat einmal gesagt, es sei das eine Frage, die nur mit Blut und Eisen gelöst werden könne; er selbst hielt sich aber offenbar nicht geeigenschaftet für eine solche Lösung. Die Jahre 1866 und 1871 haben sie gebracht. Aber bei aller Anerkennung der gewaltigen Errungen-

schaften, die dabei erzielt worden sind, wird man sie für eine vollkommen befriedigende und abschließende Lösung der ganzen Frage doch noch nicht ansehen können. Millionen von Deutschen, deren Gewinnung einst einer der stolzesten Erfolge deutscher Kolonisationsarbeit war, harren noch eines Anschlusses in irgendeiner Form.

Es war einer der Meisterzüge in der Politik Bismarcks, den 1866 so schwer getroffenen Österreichisch-Ungarischen Staat zu einem Bündnis mit dem Deutschen Reiche zu bringen, und es zeigt sich gewiß gerade jetzt aufs deutlichste, wie diese beiden Reiche der Mitte eine Fülle gemeinsamer Interessen gegenüber einer Phalanx von mißgünstigen Gegnern zu verteidigen haben. Und wenn daraus das Gefühl und Bewußtsein von der Notwendigkeit eines dauernden, festgeregelten Bundesverhältnisses der Beiden erwachsen würde, so könnte man darin die beste Lösung des Restes der deutschen Frage und für uns eine der kostbarsten Früchte der gegenwärtigen welterschütternden Katastrophe erblicken.

Möge dabei dann Österreich wieder recht eigentlich das sein und bleiben, was es schon seinem Ursprung und seinem Namen nach war und sein sollte: eine mächtige Schutzwehr und ein erfolgreicher Träger höherer Kultur nach Osten hin.

Wieder wird voraussichtlich, wenn dieser Kampf sein Ende erreicht hat, ein Kongreß die schwere Arbeit einer gründlichen Umgestaltung des Kartenbildes zu lösen haben. Möchte dann nach dem in so mancher Hinsicht warnenden Beispiel des Wiener Kongresses am grünen Tische nicht zu viel von dem verdorben werden, was unser gutes deutsches Schwert errang.

Im vergangenen Jahre waren elf Jahrhunderte dahingegangen seit dem Tode Karls d. Gr., dieses gewaltigsten Heros germanischer Staatskunst, und nach dem Ablauf weniger Jahre ist ein Jahrtausend verflossen, seit der Sachse Heinrich I. unter unsäglich schwierigen Verhältnissen ein Deutsches Reich neu begründete. Möchte man dann, wenn das gegenwärtige schwere Werk zu Ende geführt sein wird, von unserer Generation sagen können: sie war würdig ihrer großen Vorfahren.

Die Knappen von Prettau / Eine Chronik von Josef Georg Oberkofler

VII.

Am 28. August war zu Ahrn das zwölfstündige Gebet. Von acht Uhr früh bis acht Uhr abends blieb das Allerheiligste ausgesetzt. So hatte es Herr Siman Bacher angeordnet und alle Bauern ermahnt, am obgenannten Tage für das Wohl des Tales zu beten. Die Kirche war überfüllt. Nie ward im Leben brünstiger gebetet als dazumal. Kein Mensch wußte, was geschehen würde. Voll banger Erwartung waren alle, denn die Zehntagefrist lief heute ab. Inmitten gelber Wachskerzen leuchtete die Monstranz. Und die auf den Knien lagen, schrien zum großen Gott, er möge seine Hand ausstrecken über das bedrohte Tal als mächtiger Schirmherr und es beschützen vor Ungemach, Not und Bedrängnis. Viele standen auf dem Kirchplatz und fragten einander: Was wird geschehen? Mit den Achseln zuckten die einen, die andern gingen traurigen Blickes weg. Aber alle traten in die Kirche. Niemand solle am heutigen Tage gen Prettau fahren, niemand etwas unternehmen, denn es gezieme sich, daß in so ernsten Zeiten das Wohl des Tales dem allwissenden Gott anheimgestellt werde. Der berufe Männer, die seiner Pläne Vollstrecker seien. Heute lägen die Talbewohner im Kampf mit dem Totbesieger, daß er sein Antlitz milde auf Haus und Hof richte. So hatte Herr Siman Bacher gesprochen. Denn also lag es im Plan der Gföller. Und er erzählte, wie der Patriarch mit dem Engel rang. Allgemach bedrängte Schwüle alle Gemüter. Es fragte niemand mehr. Schweigend begegneten einander die Menschen und rangen nach Atem, als ob sie ersticken müßten. Manche ballten die Fäuste, reckten sich auf und sagten: Laßt uns hinein nach Prettau! Und es war, als ob sie gefesselt wären und sie an Ketten rüttelten in ungeheurer Angst. Dann aber beteten sie noch vertrauender. Viele hatten die Augen auf das heilige Brot gerichtet, als erwarteten sie ein großes Zeichen, das plötzlich erschiene, das niemand verstünde, das aber allen den Schrei entreißen müßte: Es ist geschehen!

Aber der Fronleichnam leuchtete in großer Milde und Glorie. Und die Lichter brannten wie die Herzen der Gläubigen. Nachmittag — es war um die erste Stunde und die Erregung der Bauern aufs höchste gestiegen — sprach Herr Siman Bacher zum Volke und las aus dem heiligen Buche: Den Sturm auf dem Meere.

,Wach auf, Herr, es stürmt das Meer!' — Was seid ihr also ängstlich, ihr Kleinmütigen? — ,Wir sinken unter, und der Herr schläft!' — Was seid ihr also ängstlich, ihr Kleinmütigen?

Und des Pfarrherrn Stimme klang laut und klar durch die Hallen des Gotteshauses: ,Und der Herr gebot den Winden und Wellen, und es ward eine große Stille.'

Da vernahm man ein Schluchzen. Aller Augen richteten sich nach der Mitte der Kirche. Dort saßen in ihrem Stuhle die drei Schwestern des Gruebers, die Weiber des Innerbachers, Niederhofers und Hoferhausers mit ihren Kindern.

,Die Gföller — die Gföller —' schrie jemand.

Eine große Bewegung entstand. Da sah man viele weinen. Nun wußten es alle. Es war eine Erlösung. Gebetet ward mit blutendem Herzen und gefalteten Händen für jene, die vielleicht jetzt im Blute liegen, und für jene, die zurückgeblieben, um Brüder und Väter weinen.

Und ein Glanz und Schimmer wie Morgensonne strömte von der Monstranz aus, als käme ein Lichtmeer durch das Gewölbe.

Ganz rückwärts stand der rothaarige Schmied in der Au mit rußigem Gesicht und murmelte: ,Herr Gott, du bist ein guter Meister. Was aus deiner Esse ersteht, hat Bestand in Ewigkeit.' Neben ihm kniete die Dirn. Sie war blaß und sah nur den kerzenschimmernden Hochaltar. Dann klang das Glöcklein, und Pfarrer und Ministranten traten heraus, knieten an den Stufen nieder und beteten laut die Allerheiligen-Litanei. —

Die Gföller waren bereits zu Nachtbeginn vom 27. Monats Augusti aufgebrochen, um am Morgen in Prettau zu sein. Sie wählten Waldwege oder gingen am Gebirgskamm. Denn niemand durfte sie sehen. Einige Male in der Nacht war es ihnen, als ob sie aufleuchtende Fackeln sähen. Und als sie bereits — es war drei Uhr morgens — in Prettau waren, glaubten sie, am jenseitigen Talhang ein Lärmen vernommen zu haben, das rasch wieder abbrach.

,Das ist der Duregger,' sagte der Eisenschwögler dumpf. Die andern schwiegen. Sie wollten das Tor von Kasern zertrümmern, eindringen und dann . . . was dann geschehen würde, wußten sie nicht. Aber sie hatten den Willen, entweder zu siegen oder zu fallen. Wenn es ihnen gelungen wäre, in das Haus einzudringen, das Tor zu verrammeln und im Flur festen Fuß zu fassen, durften sie den Kampf mit den Knechten und Knappen aufnehmen, denn im Flurgang konnten sich nicht mehr als ein Dutzend am Kampfe beteiligen.

Es mußte ein Ringen bei verschlossenen Toren sein. Und es mußte rasch vorübergehen, ehevor die Feinde Zeit hatten, irgend etwas zu unternehmen.

Der Morgen begann zu grauen. Trüb war er und voll Nebel. Die Dreiherrenspitze und Röthspitze sah man nicht. Von der Birnlücke herunter stob Schneegewirre. Die Höhen um Heilig Geist waren beschneit. Dunstballen schoben sich zum Tal herein, ritten vorbei in langen Schwaden, drängten einander gleich Widderherden beim Hochgewitter. Dann rissen sie plötzlich ab, Fetzen flogen auf, schossen in die Höhe, dehnten und reckten sich, bis sie der Wind zerschnitt. Von den Thauern her stürmte es. Hoch am Gebirgskamm ritt der wilde Reiter, schlug die Sporen tief in die Flanken der Felswände und knallte mit geller Peitsche. Regenschauer brachen bisweilen vom Himmel nieder.

Nie ward ein so kalter Augustmorgen, voll Wind, Nebel und Regen gesehen als an dem Tage, da die Gföller auf Kasern zuschritten. Schon sahen sie die Umrisse des Hauses. Sie verweilten einen Augenblick und lauschten, wie das Gewild verhofft, ehe es den Todeswechsel in schutzloser Lichtung betritt. Dann gingen sie weiter. Fest umklammerten die Fäuste die scharfen Äxte. Plötzlich wurden sie angerufen. Sie hielten inne. Aber im selben Augenblick streifte ein Spieß die Schultern des Innerbacher und zerriß sein Wams. Dann ward es still.

‚Melcher,‘ flüsterte der Eisenschwögler, ‚Melcher, ist's tief?‘

‚Nicht tief,‘ war die leise Antwort.

‚Gföller,‘ begann der Eisenschwögler wieder, ‚muß es sein?‘

‚Es muß!‘ sagten die andern. Es war Tag geworden. —

Die Herren zu Kasern hatten die ganze Nacht hindurch Schildwachen ausgestellt und sich in ständiger Bereitschaft gehalten. Der Posten, der mit seinem Spieße den Innerbacher verwundet hatte, meldete den Herren, daß Gefahr im Verzuge sei. Die Herren aber hatten das Herannahen der Gföller bereits bemerkt. Dieweilen sie nur sieben Männer sahen, glaubten sie an eine Kriegslist. Da sich aber nun beim Tagen sonst nirgends Verdächtiges zeigte, forderte der Premer, man solle einen Ausfall machen. Im selben Augenblick, als die Herren und Grafen Kriegsrat hielten und in der düsteren Stube mit bekümmerten oder grausamen Mienen saßen, erscholl plötzlich ein langhingezogenes Geheul, so wie der Fuchs heult in frierender Winternacht, wenn Hunger an seinem Eingeweide nagt. Die Herren stutzten und lauschten.

‚Der Duregger!' schrie einer von ihnen. ‚Das ist sein Zeichen.'

‚Der Duregger!' wiederholten die andern.

Daß es etwas anderes sein könnte, daran dachte man nicht.

Nie hat ein Mensch erfahren, woher das Geheul stammte. Unheimlich ist es, wenn Dinge geschehen, deren Ursache und Zweck wir nicht wissen. Und doch ist es eine große Bestimmung vom Jenseits, die in das Leben des Menschen eingreift und Dinge vollendet, all die sonst nie getan würden.

Die Mienen der Herren heiterten sich auf. Wilde Kampflust flirrte von den Gesichtern des Prenners und der beiden Grafen von Stübich. Der Kehlburger und der Tesselberger hingegen besprachen sich ängstlich. Die Knechte und Knappen stampften wie junge Hengste. Denn erwacht war in allen jener Blutrausch, der den Menschen erfaßt, wenn er in Jugend und Stärke dem Tode entgegengeht. Demutheischend ist es zu denken, daß Menschen einander niederschlagen in der Überzeugung, sie setzen Blut und Leben ein für das Höchste. Unerforschliche Weisheit und Gerechtigkeit aber wird an einem Tage der Zukunft den Schleier aufheben, und es wird erkannt sein, daß nichts geschieht auf dieser also traurigen Welt, von dem ein Mensch sagen könnte: Ich allein bin die Ursache und die Vollendung. Denn Werkzeug ist der Mensch in der Werkstätte des ewigen Meisters. So freuten sich Knappen und Knechte auf den kommenden Kampf. Anders erschienen ihnen nun die Herren und Grafen. Nicht als gestrenge Herren allein, sondern als Freunde und Brüder. Wo aber in einer Menschenseele Gehorsam und Liebe sich vermählt, ersteht ein Geschlecht von großen Taten. Des Kriegers Zierde aber sei also hochgemute Hochzeit.

Und die draußen im Nebel standen, kamen heran und wollten das Letzte wagen. Denn Dinge, die im Blute liegen, feiern Auferstehung aus offenen Wunden.

Schon waren die Gföller auf dreißig Schritte ans Tor herangekommen, da sprang es auf und fünfundzwanzig Knechte stürmten ihnen entgegen. Die Herren hielten es für sicher, daß der Duregger nun in der Nähe sei und sie den Ausfall machen konnten. Als die Gföller die Knechte heranrennen sahen, mit viel Geschrei und Waffengeklirr, eilten sie zurück zu einem Schuppen, stellten sich dort auf, um den Rücken gedeckt zu haben und erwarteten den Angriff.

‚Ergebt euch!' schrie der Anführer der Schar.

Die Gföller antworteten nicht. Da flogen zahlreiche Speere durch die Luft. Aber keiner traf. Sie blieben an den Wänden des

Schuppens stecken oder fielen zu Boden. Als die Knechte nahe heran gekommen waren und die Gföller noch immer ruhig blieben, stutzten sie. Plötzlich drang aus den Fugen und Ritzen des Schuppens beizender Rauch. Entsetzt blickten die Gföller auf. Ein Knecht war herangeschlichen und hatte von rückwärts Feuer in das trockene Heu geworfen. In dicken Ballen wallte der Rauch um die Hütte. Schon hörte man das Feuer prasseln und Flammen stachen durch das Dach in den kalten Morgen. Höhnend lachten die Knechte. Dies alles war geschehen, kaum daß ein Mütterlein hätte ein Ave Maria beten können.

‚Rauchfleisch im kalten Morgen!' rief ein Knecht. Schon brannte der Schuppen licht. Die Gföller vermochten nicht länger zu bleiben. Sie waren umzingelt. Sie bildeten einen Kreis und wie Flammen zuckten die Äxte. Der Schädel ward manchem zertrümmert und eines manchen Brust klaffte in offenem Spalt. Tote und Verwundete lagen umher, denn jeder, der dem furchtbaren Ringer zu nahe kam, sank hin. Die Knechte vermochten gegen die wuchtigen Äxte mit ihren Schwertern und Degen nicht aufzukommen. Partisanen und Spieße waren ihnen entrissen. Gleich war dieser Kampf dem Kampf des Ebers mit tobender Hundemeute. Wild aufheulen die Hunde vor Wut und Schmerz ringsum, der Eber aber inmitten zerfleischt mit gewaltigem Hauer jeden, der ihn anspringt.

Die Knechte riefen um Hilfe.

Da erhob sich auf einmal furchtbares Geschrei.

Einen Augenblick ruhte das blutige Ringen. Jammer und Weh geschah an diesem Tage zu Kasern. Schmählicher Verrat und himmelschreiende Sünde.

Die Knechte rings um die Gföller ließen die Waffen fallen, griffen mit den Händen in die Luft, starrten umher, rissen den Mund auf, als wollten sie fluchen oder beten, standen eine Weile und stürzten stumm davon. . . .

Fünf von den Fünfundzwanzig stürzten davon, zwanzig blieben um die Gföller herum.

So standen sie allein inmitten der Toten und Röchelnden.

‚Der Duregg!' schrie der Eisenschwögler verzweifelnd auf. Dann aber erschien die knotigblaue Ader an seiner Stirn und mündete wie ein Blutstrom in die neu aufgerissene Furche. Blut rann aus offener Wunde an seiner Brust. Sein Gewand war zerrissen und hing in Fetzen um die Schultern. Des Innerbachers Gesicht war blutüberronnen. Seine Hände aufgeschlitzt und zerschnitten, denn



Adolf von Menzel/Bismarck



Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München



er hatte in die Partisanen gegriffen, die ihm entgegengestoßen wurden. Als er nun die Axt losließ, klebten Hautfetzen daran.

Anton und Stanis keuchten mit schwerem Atem, und aus der Brust des Schönbichlers zischte das Blut mit pfeifender Luft. Er war niedergebrochen wie eine Tanne.

‚Thoman . . . Thoman . . .‘ sagte er schwach . . . ‚Thoman . . .‘

Dann war er tot.

Gleichzeitig stürzte der Neuhauser auf die Leiche eines Knappen. Er wußte nicht, daß der Stanis schon hinüber war, denn er vermochte sein Auge nicht mehr zu öffnen. Plötzlich riß er es auf, stemmte sich hoch, starrte auf Stanis und fiel zurück. Er war tot.

Die andern Brüder blickten einander an, als wollten sie sagen: Wirst auch du bald zusammenbrechen? Stumm waren die beiden gestorben und die andern hatten es erst bemerkt, als es geschehen war. Denn ohne Laut und Klage sterben Männer, im Tod noch darauf bedacht, den Tod zu verheimlichen, damit nicht Verwirrung und Angst entstehe. Sie sind aus dem Leben, doch das Leben um sie soll nicht gehemmt werden, weilen sie sterben. Denn in der beiden Brüder Brust grub sich tief mit der Todeswunde der Gedanke ein: Still sterben! Damit die andern nicht von Entsetzen befallen, dem unsäglichen Weh in ihrer Seele und den Waffen der Knechte und Knappen unterlägen. Bis zum letzten Augenblick hatten sie mit dem Tode gerungen, und als sie erkannten, undeutlich, mit immer trüber werdendem Auge, wie die Knechte flohen, hatten sie dem Tod gesagt: Freund, ich ergebe mich!

Tot lagen Anton von Neuhaus und Stanis von Schönbichl.

Der Ortner und der Innerbacher waren neben den Toten niedergekniet. Der Niederhofer und der Hoferhauser blickten stumm nach Kasern hinüber, allwo das Toben weiterbrandete wie ein Meer. Der Eisenschwögler lehnte stumm auf seiner Axt. Namenlose Traurigkeit sank auf alle. Und der Regen, der vom Himmel kam, war kalt und müde; und die Nebel, die sich niederließen, Leichentücher; und der brennende Schuppen ein großes Licht, so man anzündet zu Füßen einer Bahre. Besprengt waren alle mit Blut wie mit Weihbrunn.

Nimmer war so großes Weh in einer Totenkammer als am 28. Monats Augusti auf den trüben Feldern zu Kasern.

Da sprang der Innerbacher auf, rüttelte den Eisenschwögler und ließ ab, als er seine klaffende Brustwunde sah. Als ein Granitfels ragte dieser hoch, und Blut und Regen rann an ihm herab.

‚Thoman!‘ schrie der Ortner. ‚Thoman!‘ und er hielt inne, als erwarte er, daß nun auch der stumm niederbrechen werde. Aber in der Brust des Thoman war Schmerz und Trauer, Zorn und Ratlosigkeit, daß der Tod dagegen nichts vermocht hätte.

Sie sahen den Eisenschwögler an. Da wandte dieser langsam den Kopf gen Kasern, sein Gesicht wurde unbeweglich und ‚Der Duregg!‘ murmelte er dumpf. Und die Axt umklammernd, schritt er langsam hinüber. Die andern Gföller, durch das plötzliche Aufflackern des Truebers aus Bann und erstickender Betäubung gerissen, eilten ihm nach.

Der Duregg!

Zu Kasern war alles schon geschehen.

Der Duregger hatte die Gföller beobachten lassen. Er selbst war mit seinen Gesellen — fünfzig an der Zahl — in den Wäldern oberhalb Kasern verborgen. Als er sah, daß die Herren einen Ausfall machten, und die Gföller im Kampf mit den Knechten lagen, stürmte er mit seiner Horde gen Kasern herab. Die Herren glaubten, er werde ihnen zuhilfe kommen und öffneten ihm das Tor. Die Gesellen stutzten und begriffen nicht, was geschehen sei, daß der Feind das Tor öffnete. Aber sie dachten nicht nach und überließen sich blind der Führung des Duregg. In der allgemeinen Verwirrung begann ein Gemetzel, wie seinesgleichen nicht war. Alle Knappen und Knechte, denen es nicht gelang, durch die Fenster ins Freie zu gelangen, wurden niedergemacht. Wenige nur entkamen. In diesem furchtbaren Ringen hielt der Tod Ernte, und seine Sichel war Grausamkeit, Blutdurst und Mordlust. Erschlagen wurden der von Prenn, Graf Kasimir von Stübich und alle Beamten des Bergwerks. Dem Kehlburger und Tesselberger war es gelungen, zu entfliehen. Sie sprangen durch ein Fenster und flüchteten zum Tal hinaus. Schon wollte einer auch den Grafen Balthaser von Stübich niederhauen, da gab ihm der Duregger einen Faustschlag, daß der Gesell taumelte. Balthaser sollte leben. Nicht, um ihn vor dem Tode zu retten, sondern ihn zu zwingen, seine Güter als Lösegeld für sein Leben zu geben. Er wurde gefesselt und bewacht. Der Kampf hatte ausgetobt und die Stille, die über aller Vernichtung liegt, begann aus der Totenstarre der Leichen, dem Verröcheln der Sterbenden, der Müdigkeit der Sieger emporzuwachsen. In diesem Augenblick traten die Gföller ein. Einen Atemzug lang erblaßte der Duregger, dann aber richtete er sich auf, ging auf den Eisenschwögler zu und sagte, ihm die Rechte bietend: ‚Grueber, es ist

kommen, wie's sein hat müssen!' und auf den gefesselten Grafen deutend, fügte er hinzu: ‚Tu mit dem, was du willst.'

‚Duregg,' sagte der Eisenschwögler, ‚du bist ein Verräter!'

‚Verräter!' knirschte der Graf und kroch zu den Füßen des Eisenschwöglers. Der beugte sich und schnitt mit der Axt die Stricke durch. Wie eine Viper sprang der Graf auf und wollte auf den Innerbacher losstürzen, aber dieser schlug ihn zu Boden: ‚Natter!' knirschte er.

Mit vor Wut und Schmerz verzerrtem Gesicht schrie Balthaser von Stübich: ‚Duregger, du bist ein Verräter! Gotts Fluch soll dich verdammen.'

Höhnisch lachte der Duregger auf und wie aus der Hölle klang dieses Lachen.

‚Duregg,' begann der Eisenschwögler und trat nahe heran, so daß der Pächter zurückwich, ‚Duregg — zwei Brüder liegen draußen tot, da liegen die Knappen und Knechte und viele von deinen Gesellen tot. — Duregg, du bist ein Verräter . . .'

‚Verräter!' wiederholten die Gföller.

‚Verräter!' knirschte der Graf, ‚du hast uns geschworen an diesem Tage . . .'

Da reute es den Duregger, daß er den Grafen leben ließ und grimmiger Zorn erfüllte ihn, daß der Kehlburger und der Tesselberger entkommen waren. Nun würde Balthaser seine Schmach vor den Gföllern und den Gesellen kundtun. Denn die Gesellen wußten nicht, daß ihr Sieg durch Verrat erkauft war. Kaum hatte der Graf angefangen zu sprechen, stürzte der Duregger mit erhobenem Beil auf ihn los und ehe es jemand hindern konnte . . . Man sah nur, wie sich der Duregger niederbeugte, dann sich erhob, und Graf Balthaser Stübich lag mit gespaltenem Schädel da.

‚Nun weiß es niemand als du und die Hölle!' rief er hohnlachend.

Der Eisenschwögler wandte sich ab.

Dann kehrte er sich wieder um, erhob langsam die gewaltige Axt gegen den Duregger — der blieb wie erstarrt stehen und regte kein Glied. ‚Wehr dich, Duregg!' schrie der Eisenschwögler vor Schmerz und Zorn, denn er vermochte nicht, die Axt auf den Erstarrten niederfallen zu lassen. Aber der Duregger war nicht imstande, auch nur mit einer Miene zu zucken. Da ließ der Eisenschwögler ab. Als der Duregger sah, wie der Grueber unschlüssig zurückwich, hatte er seine Fassung wieder gewonnen und rief seinen

Knechten zu: ‚Grueber, du bist ein Verräter! Du hast den Grafen schützen wollen und mich niederschlagen. Verräter!‘

Da schlug der Hoferhauser mit der Faust nach ihm. Der Duregger wich aus, flink wie eine Wildkatze; den Hoferhauser aber riß die Wucht des Schlages vorwärts, daß er schwankte und zu Boden fiel. Eine Stille trat ein. Man vernahm irgendwo eine röchelnde Stimme: ‚Vom Verräter erschlagen — kein Kampf — Mutter — heim — heim —‘

Jedes dieser Worte war mit Blut benetzt, und mit jedem trat die Seele schrittweise aus dem Leib in die Ewigkeit. Der es gesprochen, war der letzte Knappe. Er lag tot unter den Leichen der andern.

Von der Brust des Eisenschwöglers kam ein Keuchen. Hoch flog die Axt und sauste nieder auf die Köpfe der Gesellen des Dureggers. Neuerdings begann der Kampf. Nun ward gekämpft zwischen den Gföllern und den Pächtern.

Eine Gasse bahnten sich die Gföller ins Freie. Sie standen draußen auf dem Felde und sanken ins nasse Gras.

Es war acht Uhr morgens. ‚Thoman,‘ sagte der Hoferhauser, ‚was ist nun?‘

‚Was ist nun?‘ wiederholten die andern.

‚Zu den Brüdern!‘ sagte der Eisenschwögler.

Sie erhoben sich wieder und kamen auf die Walstatt. Der Schuppen war abgebrannt, und aus den verkohlten Trümmern stieg Rauch. Der Regen hatte aus den Gesichtern der Toten alles Blut weggewaschen, daß sie rein und weiß zum trüben Himmel emporschauten.

Während sich die Gföller mit den Brüdern beschäftigten und sich ihre Wunden notdürftig verbanden, hetzte der Duregger seine Gesellen abermals gegen sie. Niemand sollte von den Grueberischen lebend nach Ahrn kommen. Denn diese würden seinen schmählichen Verrat offenbaren. Er forderte die Seinen auf, man solle die Verräter bestrafen . . . ‚Hunde, Feiglinge!‘ tobte er, ob denn keiner eine Faust besitze, die Erschlagenen zu rächen.

Aber keiner wagte, den Kampf noch einmal zu beginnen. Der Duregger bat auf den Knien, drohte mit erhobenem Beil . . . Zwei zerlumpte Gesellen traten hervor und fragten: ‚Duregg, was gibst du uns?‘

‚Hundert Taler jedem!‘

Die beiden grinsten und gingen hinaus.

‚Duregg!‘ drang es aus vielen Kehlen. ‚Duregg!‘ Schon lag dumpfer Groll in diesem Rufe. Aber der Duregger achtete es nicht. Finster und bleich starrte er durch das Fenster und sah die beiden Meuchelmörder an die Gföller heranschleichen. Als diese aber sahen, wie der Eisenschwögler seinen toten Bruder Anton in den Arm nahm und wegtrug und die beiden andern den Stanis, indes Melcher und Wast zur Seiten schritten wie Wächter, hielten sie inne. Sie schlichen davon und kehrten nicht mehr nach Kasern zurück.

Bei diesem Anblick schwankte der Duregger am Fenster; mit gellendem Fluch brach er nieder, raffte sich wieder auf und lachte irr vor sich hin.

In einigen von den Pächtern war quälender Verdacht aufgestiegen; zermalmt von all dem Furchtbaren des heutigen Tages, gerüttelt und aufgepeitscht von Mord, Tod und Verzweiflung, ließen sie die Köpfe hangen, schlichen hinaus, begannen zu laufen und blickten nicht mehr nach der grausigen Mordstätte. Nur ein Dutzend noch blieben um den Duregger.

Als der Duregger dies sah, griff er nach einem am Boden liegenden Messer und wollte es in seinen Hals rennen. Aber verächtlich warf er es wieder weg, schüttelte sich, betrachtete seine Gesellen und lachte: ‚Nimmer zurück! Tod, Teufel und Hölle!‘

Er verließ mit den Seinen das Haus. Dann wurden die Leichen, die auf dem Felde lagen, hereingeschleppt und Kasern in Brand gesteckt. Alle Hütten, die lutherischen Knappen gehörten, und alle Höfe, auf denen fremde Pächter hausten, wurden vom Duregger angezündet. Niemand wagte, sich zu wehren. Wer fremd war, floh oder wurde erschlagen. Er ließ seine Büttel und Schergen plündern und rauben und höhnte sie mit schreckhaften Worten, wenn sie um die Beute rauften. Doch kein Haus durften sie plündern, das einem Prettauer Bauern gehörte. Bis an die Gemarkung des Ahrner Pimberches zog die Horde an diesem Tage. Wie Hunde hetzte der Duregger seine Gesellen, schlug sie mit der Peitsche und spie ihnen ins Gesicht, so oft er einen Befehl gab. Wenn er von einem Einheimischen um Schonung gebeten wurde, ließ er ihn peitschen und ihm den Bart ausraufen. Wenn aber einer bei seinem Kommen floh, ließ er ihn einholen, peitschen und in Haus und Hof zurücktreiben. Schrecken und Grauen hatte alle erfaßt. Die Knechte freuten sich dieser Späße und sagten, der Duregger sei gut gelaunt. Der aber lachte grimmig. Mancher schloß sich

ihm noch im Verlauf des Tages an, und: ‚Meine Beute wächst,‘ sagte der Duregger. Als es Nacht zu werden begann, befahl er seine Knechte auf Duregg in der Klamm. Dort teilten sie die Beute und hielten Siegesfeier. Drunten in der tiefen Schlucht rauschte die Ahr. Feuerschein brennender Höfe glutete an den Nachthimmel. Angeschweißt waren die Wolken. Und wenn in derselbigen Nacht Säumer aus der Kriml herüberkamen und von der Birnlücke herabschauten ins Tal, oder Träger aus dem Zillertal an der Hundskehle oder am Hörndle die Flammenmale ersahen, hielten sie inne und wollten nicht hinabsteigen ins Tal.

Der Duregger aber saß hoch droben auf einem Stein, der hineinragte in die düstere Schlucht wie eine versteinerte Faust und sann. Seinen Hof bewachte er, der gleich einem Käfig war, darin wilde Raubtiere hausen; wachte, daß niemand entkäme von der blutgieren Meute.

Dann stand er auf, verriegelte die Tore und schleuderte eine Fackel auf das Dach. Alsbald erhob sich Rauch und Feuer, Geprassel und Zischen: Wildes Brüllen im Käfig. Licht ward es hinter den Fenstern, als ob eine Hochzeit gefeiert wäre auf Duregg in der Klamm. Menschen huschten vorbei an den Fenstern, als begänne ein fröhlicher Reigen.

Stumm wartete der Duregger am Fels. Wer entfliehen wollte, mußte an ihm vorbei. Er wartete, ob die Tore aufgesprengt, die Gitter des Käfigs zerbrochen würden und die Bestien hervorstürzten. Als ein unheimlicher Tierbändiger ward der Duregger erfunden, da die Tore aufgesprengt, die Gitter zerbrochen wurden und laut jammernde Menschen hervorkamen mit brennenden Kleidern, versengtem Gesicht und verkohlter Hand.

Der Duregger stieß jeden in die tiefe Schlucht hinab. Zerschellt wurden acht Menschen an den Wänden, fielen klatschend drunten auf den Weg, kollerten ein wenig und rollten in die Ahr hinab. Alle andern aber waren erstickt und verbrannt auf Duregg.

Und als der Hof im gewaltigsten Feuer hoch an dem Nachthimmel zu stürzen schien, lauschte der Duregger, ob er noch einen menschlichen Laut vernähme. Aber er vernahm keinen mehr. Er trat hinaus auf die steinerne Faust, maß den mächtigen Schlund … und stürzte sich hinab.

Da brach Duregg krachend zusammen. Brennendes Gebälk, glühende Steine, rauchende Dachsparren sausten in die Tiefe.

Große Gerechtigkeit ist in allen Dingen.

Die ganze Nacht hindurch brannten die Flammen. Verlöschten bald, züngelten empor und zerfielen wieder. —

Gegen zwei Uhr nachmittags kamen die ersten Flüchtlinge nach Ahrn. Es waren die Knappen, die mit den Gföllern gekämpft hatten. Irr und schreckhaft sahen sie aus, und so man ihnen begegnete, schrien sie laut, rangen die Hände, wichen zurück und baten: Laßt uns fliehen! Und man ließ sie fliehen.

Um fünf Uhr abends, als die Glocken von Ahrn zum Segen mit dem Allerheiligsten läuteten, hatte sich alle trostlose Kunde verbreitet. Immer wieder waren Flüchtlinge gekommen. Und es kamen die Gföller mit den toten Brüdern. Auf einem Leiterwagen hatten die Bauern sie gen Ahrn geführt, denn sie waren erschöpft an ihren Wunden und vermochten die Toten nicht mehr zu tragen. Laute Wehklage erhob sich.

Der Neuhauser und der Schönbichler wurden in der Kirche aufgebahrt. Im ganzen Ahrntal schlief zu selbiger Nacht kein Mensch, und die schliefen, waren tot. Kein Trost war erfunden in Menschenherzen, kein Trost erhört von Menschenlippen denn allein in der stillen Kirche zu Sankt Johann.

O du Haus des Friedens, du Weihnachtsdom meiner Heimat! Wem Leid ward von dieser also traurigen Welt, oder Leid aus der Seele Not und Bedrängnis, du hast dein Tor dem Wanderer geöffnet, seines Herzens Düsterkeit erleuchtet, seiner Augen Schmerz gekühlt vom Glutstaub heißer Weltstraßen. Deiner wird nimmer vergessen sein, und wenn je Stürme hinbrausen also gewaltig, so man klagen müßt gen den großen Herrn, nie wird der Tag kommen, da du in Trümmer sinkst. Denn aufgebaut bist du im Herzen des Bauern und festgegründet wie sein Hof. Du Herd, du Heimat der Seele! Du Schirmwall und Hort unserer Höfe!

O du Haus des Friedens, du Weihnachtsdom meiner Heimat!

Gen Mitternacht trat der Pfarrer auf die Kanzel und sprach zum versammelten Volke. Wie Ärgernisse über diese Welt kommen müssen. Wie nur einer der große Kenner ist, der Unkraut und Weizen trennt. Wie Gutes und Böses oft zugleich über die traurige Welt und über den Menschen kommen, damit er die Bitterkeit des Bösen und den Segen des Guten erkenne und hinfort das Gute wähle. Nicht uns stehe es zu, zu richten und zu urteilen: So ist es besser! Oder: Das ist schlecht! Denn unser Auge sehe nur Weniges, und doch seien Dinge, die größere Kraft hätten, als wir erfaßten.

So sprach Herr Siman Bacher, und das Volk lauschte. Nach einer Weile begann er wieder. Sein Aug war geschlossen, und seine Stimme klang langsam, Wort für Wort:

‚Unseliges Bergwerk! Du, gleich dem Golde, nach dem die Welt drängt. Viel Blut ist um deinetwillen geflossen; viel Not erstanden; viel Ungerechtigkeit und Schmach. Es wird die Zeit kommen, wo deine Stollen verschüttet sind, deine Adern erstarrt. Niemand wird mehr in dich treten. Vergraben werden deine Werke und Essen sein, mit Steinen und Felsen bedeckt in Ewigkeit. Denn Zwietracht und Haß hast du ins Tal gebracht. Ein einiges Volk aber soll sein. Der Pflug ist der Hammer; der Pflug, der Bildner von Menschen, die wie Ähren erwachsen sollen zu Gottes Ehr.‘

Man vernahm das Brennen der Kerzen. Hohe Schatten schritten im Gewölbe als ein langer Zug der Erschlagenen. Und der Schatten waren viele. Und in großer Sehnsucht neigten sie sich herab auf die betende Gemeinde, um noch einmal ihren Namen von Menschenlippen zu vernehmen. Und die ihn vernommen, blieben, und die ihn nicht vernommen, eilten hinaus und suchten irrend im fremden Land. . . .

Beschlossen ist der traurige Tag als der 28. Monats Augusti des Jahres 1600 nach Christi Geburt glorwürdiger Gedächtnis. Und das Volk sagte: ‚Verschone uns, o Herr!‘

VIII.

Kein Knappe oder fremder Pächter war mehr im Tal. Ein reinigender Sturm war dahingebraust. Jene, die sich halb aus eigener Schuld, halb irregeleitet dem Duregger anschlossen, hatten sich an jenem Tage zu Kasern von ihm losgesagt. Nur die Verworfensten blieben, und diese ereilte das furchtbare Strafgericht zu Duregg auf der Klamm. Erst im Verlaufe einiger Tage ermaß man die schrecklichen Ereignisse. Zehn Höfe, die im Besitz der Grafen von Stübich waren, lagen in Glut und Asche. Über ein Dutzend Knappenhütten in Prettau waren niedergebrannt. Niemand baute sie auf, niemand wollte sie kaufen, denn die Verkäufer waren tot oder vertrieben. Jeder hatte Scheu vor diesen Stätten der Trauer. Die Pächter kümmerten sich nicht mehr um die Höfe. Sie baten um Aufnahme bei den Ahrner und Prettauer Bauern. Sie erkannten ihre Schuld und wurden ängstlich, wenn man von den Geschehnissen jener Tage sprach. Kein Verräter war mehr unter dem Talvolke. Im Untergang des Dureggers und seiner Schar

erblickte man ein Gottesgericht. Nie aber sagten die Gföller etwas von seinem Verrat. Das Volk glaubte, der Duregger sei der Anführer von Aufständischen gewesen und habe den Plan der Gföller für seine Zwecke ausnützen wollen.

Nach einigen Tagen wurde ein Kreuzgang nach Heilig Geist angesagt. Die ganze Bevölkerung nahm teil. Vorangetragen wurde ein Kreuz, und als man hineinzog gen Heilig Geist und an den verödeten Stätten vorbeikam, weinte mancher. Denn es waren auch solche darunter, denen Vater, Bruder oder Mann erschlagen war. Hingestreckt von den Knechten und Knappen oder von den Äxten der Gföller im traurigen Bruderkampf, oder von der Faust des Dureggers. Und dennoch war der Schmerz darüber größer, daß sie als Rebellen gefallen und nicht als Verteidiger von Altar und Scholle. Als man zu Beginn der Ahrner Klamm über die verkohlten Trümmer von Duregg, die am Wege lagen, dahinschritt, begann das Volk, von Entsetzen gepackt, zu laufen. Es entstand ein Gedränge, daß viele in Gefahr kamen, in die Ahr gestoßen zu werden. Bei Kasern zogen die Wallfahrer mit gesenkten Köpfen vorbei. In Heilig Geist las der Pfarrer eine Messe für alle im Kampfe Gefallenen. Bei der Rückkehr segnete er die Brandstätten.

So geschah an jenem Tage ein heiliges Friedenswerk an Freund und Feind, und viel Schuld wurde getilgt und viel Sühne geleistet, damit der Richter allen jenen gnädig sei, die auf einem Dornenweg zu Gericht schreiten mußten mit wunden Füßen und zerbrochenen Leibern.

Da sie ankamen vor deinem Gericht, o Herr, und du erschautest die Zerbrochenheit jener, die einst herrlich aus deiner Hand hervorgingen und die in ihren Händen dir die Trümmer des Lebens zurückgaben, das du ihnen liehest als ein kostbar Gefäß, du hast hingeblickt gen Golgatha, allwo der Gekreuzigte leidet, und hast seinen Ruf vernommen: Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!

Lang betete das Volk.

Überall wurden große gezimmerte Kreuze aufgestellt.

Und es geschah an jenem Tage, als alles Volk gen Abend zurückgekehrt, in der Ahrner Kirche versammelt war und den Segen erwartete, daß Haß und Zwietracht wie eine Wolke aus dem Herzen schwand, daß man milde gedachte der Gefallenen und in Haus und Hof zurückkehrte mit dem Gedanken: O welch Frieden wird uns der Pflug bringen!

Im Herzen des Volkes war alles vorüber. Nun müsse Frieden und Eintracht bleiben im Tal. Nun werde die Kriegsfackel nimmer

aufbrennen. Gras würde wachsen über die Brandstätten und Strauch und Baum den Ort überdachen, wo Mord und Kampf getobt hatte. So werden Jahre vergehen und Jahrzehnte. Ein neues Geschlecht werde kommen und wieder ein neues. Vergessen werden die fürchterlichen Tage sein, und die abgebrannten Stätten werden vielleicht wieder erstehen, und wo des Dureggers Horde verwüstete, friedliche Herdglocken läuten. Niemand weiß mehr die traurigen Geschehnisse, und der Enkel weiß nicht, was sein mußte vor Jahrhunderten, daß er so friedlich lebe. Er lächelt und meint, es sei immer so gewesen. Aber in stillen Stunden wird es in seinem Blute klingen, und wenn wieder Tage des Grauens kommen, wird es nicht anders sein als vor Jahrhunderten.

O welch Frieden wird uns der Pflug bringen!

Einer nur war nicht erlöst: der Grueber auf Gföll. Ihn hielt das Leben an das Vergangene zurück. Wie angeschmiedet war er daran und vermochte die Ketten nicht zu zerreißen. Ihm war es nicht gegeben, die furchtbaren Bilder in seiner Seele auszulöschen.

In der dunklen Stubenkammer lag er krank. Er fieberte, und seine Wunde schmerzte. Heut hatte er alle zum Kreuzgang nach Prettau befohlen. Er brauche keiner Pflege. Nur einen großen Krug Wasser ließ er neben sein Lager auf die Gewandtruhe stellen, um den Durst zu löschen, da er sich nicht zu erheben vermochte. Als seine Schwestern, Knechte und Dirnen zurückkehrten, war es Nacht.

Elisabeth ging in die Kammer hinauf und fand ihren Bruder ohne Licht, halblehnend im Bette. Er bat, sie möge ihm heraushelfen. Aber er fiel kraftlos zurück. Da knirschte der Eisenschwögler mit den Zähnen und sagte rauh, die Schwester möge aus der Kammer gehen. Dann stemmte er sich auf, kroch auf den Knien über den Boden zum Fenster, nahm eine Axt, die dort lehnte, und richtete sich auf. Er öffnete das Fenster, beugte sich hinaus, sank auf den Balken, daß Oberkörper und Arme weit hinaushingen. Ungeheurer Schmerz durchfuhr seinen Leib, denn er lag schwer auf der Wunde. Der Atem stockte, er begann zu röcheln. . . . Über seinem Kopfe war der Querbalken des Fensterkreuzes. Mit letzter Anstrengung hob er sich empor, biß sich im Balken fest und zog sich auf. Da quoll Blut aus seinem Munde. Er begann zu zittern, ein Frösteln schüttelte ihn, er brach nieder. Aber er wollte niemanden zeigen, wie unsäglich er litt. Schon vernahm er Schritte über die Stiege herauf — er kroch zum Bett, hielt sich an den Pfosten, und als die Tür aufging, lag er. Er sah nichts mehr.

Es waren die Schwestern. Mit einem brennenden Span leuchteten sie, und als sie den Eisenschwögler mit weißem Gesicht und blutigen Lippen sahen, glaubten sie, er sterbe. Sie zündeten eine Kerze an und begannen zu beten.

Plötzlich schlug der Grueber sein Aug auf und zog beim Anblick der knienden Schwestern die Decke über sein Gesicht und wäre am liebsten weit droben im Walde gestorben. Denn die Liebe und Hingabe seiner Schwestern war dem rauhen Manne unendlich wohltuend und unendlich qualvoll.

Die Schwestern wußten dies und taten ihm alles Gute heimlich und verborgen; taten es, wenn es offenbar wurde, rauh und unberührt und hätten am liebsten dabei laut aufgeschluchzt. Denn der Eisenschwögler ertrug es schwerer, daß er hilflos wäre wie ein Kind; daß man sich um ihn bemühen müsse, ihn betreuen und pflegen, als wäre er kein Mann . . . das ertrug er schwerer als seine Schmerzen. Er wußte nicht, wie er danken solle. Die Milde und Fürsorge treuer Schwesternliebe berührte verborgene Saiten seines Herzens.

Als er einige Zeit so dagelegen war, hob er den Kopf und bat, man möge nach Innerbach um den Melcher schicken und ihn ersuchen, zu kommen und dazubleiben, bis er wieder aufstehen könne. Der möge ihn pflegen. Es sei ihm lieber . . . die Schwestern dürften nicht denken . . . aber für sie sei es zu schwer . . . der Melcher habe tüchtige Fäuste und wisse sie wohl zu gebrauchen. . . .

Nun vermochte er sein Weh nicht mehr zu verbergen. Aber kein Laut kam von seinen Lippen. Schweiß stand an seiner Stirne, die Augen waren scharf wie Messerklingen . . .: ‚Geht, ich brauche niemand während der Nacht! Geht! . . .'

‚Thoman,' sagte Elisabeth, ‚der Melcher . . .' sie brach ab. Die andern Schwestern blickten sie vorwurfsvoll an.

‚Was ist mit dem Innerbacher?' fragte der Eisenschwögler rasch.

Er erhielt keine Antwort.

‚Tot!' schrie der Grueber.

‚Nein, der Innerbacher ist krank . . .' entgegnete Anna.

‚Und der Niederhofer? und der Hoferhauser? und der Ortner?' forschte der Eisenschwögler.

‚Sie sind verwundet . . .' sagte Gertraud.

‚Wie ich?' unterbrach sie der Grueber. ‚Werden sie sterben an den Wunden?'

‚Nein! Du leidest am schwersten,‘ antwortete Elisabeth.

Da sank der Eisenschwögler zurück: ‚Dem Tode nahe . . . zwei sind tot . . . und ich . . . Gott! . . . warum habt ihr mir das nicht früher gesagt?‘

Der Eisenschwögler beachtete die Schwestern nicht mehr. Auf einmal redete er irr: ‚Sag dem Duregg, wir machen nicht gemeinsame Sache! Sag's ihm, um meiner Seele willen, sag's ihm! Schlag ihn nieder, Melcher, den Duregg, schlag ihn nieder! Ich kann's nicht. Die Axt rutscht aus meinen Fäusten. Duregg, grab den Spruch in dein Gewaffen! Deine Hand soll rein sein! Das ist der Duregg!‘ – Er starrte in einen Winkel: ‚Jag ihn hinaus! Duregg, laß mich allein! Gföller, bleibt zurück! Laßt mich allein!‘ – Er erhob bittend die Hände: ‚Duregg, halt dich nicht verborgen im Walde! Gföller, wir müssen nach Prettau. Heut ist der letzte Tag!‘ Röchelnd hielt er inne. Dann sprang er auf — an seiner Stirne erschien die knotig-blaue Ader und mündete wie ein Blutstrom in die neu aufgerissene Furche — und sprach fiebernd: ‚Zwei sind tot. Die andern sterben. Der Duregg geht mit uns nach Prettau. Der Duregg soll nicht mit uns! Deine Leute gefallen mir nicht! Duregg, geh heim! Geh heim! Ich kann nicht zurück! Gföller, wir müssen heut nach Prettau. Und ich — ich —‘ Er schwankte taumelnd auf die Schwestern zu und bat mit plötzlich veränderter Stimme: ‚Ist Frieden im Tal?‘

‚Es ist alles vorüber,‘ sagte Gertraud und stützte mit den andern Schwestern den Bruder.

‚Wenn Frieden im Tal ist,‘ antwortete er langsam, ‚dann ist's gut.‘

Die Schwestern führten ihn zum Lager.

Die Nacht hindurch sprach er kein Wort mehr. Nur einmal fragte er noch:

‚Ist Frieden im Tal?‘

IX.

Die Kunde vom Aufstand der Ahrner Bauern und der Vertreibung der Augsburger und Schwazer Knappen verbreitete sich im ganzen Lande. In den unsicheren Zeiten von dazumal, wo es an allen Ecken und Enden rumorte, hatte man nicht Zeit, den Ereignissen im Ahrntal besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Es blieb demnach den Herren überlassen, ob sie mit Waffengewalt gegen die Ahrner ziehen, oder ob sie durch friedliche Verhandlungen ein Übereinkommen treffen wollten.

Die beiden Grafen von Stübich waren die letzten ihres Geschlechtes. Ein Salzburgisches Geschlecht, hatten sie ihre Besitzungen im Pinzgau. Mit den Fuggern verwandt, durch deren Geldmittel sie das Bergwerk zu Prettau erworben hatten, gerieten sie in Schulden und wurden ganz von ihnen abhängig. Diesen war die Abhängigkeit der Stübichs recht, denn sie hofften, das Bergwerk mit der Zeit in ihre Hände zu bekommen. Als sie deshalb die Nachricht vom Tode der beiden Grafen erhalten hatten — die Fugger hielten sich in jener Zeit in Schwaz auf —, schickten sie einen Kurier an die Herren von Tesselberg, Kehlburg, Uttenheim und Taufers mit dem Vorschlage, die Ahrner Bauern zu bestrafen. Außerdem wurde den genannten Herren eine große Summe in Aussicht gestellt als Belohnung und als Kasse für die Kriegskosten. Der Kehlburger jedoch durchschaute den Plan der Fugger. Und da er selbst ein Interesse am Bergwerk und an den Ahrner Besitzungen der Stübichs hatte, hielt er sich den Ausführungen des Kuriers gegenüber unschlüssig, obgleich er sich über seinen Plan im klaren war. Die Tesselberger, Uttenheimer und die von Taufers wurden vom reichen Kehlburger bestochen, dem Kurier kein Gehör zu schenken, sondern ihn im ungewissen zu lassen.

Gräfin Agnes von Stübich, die Wittib Balthasers und Schwester des Grafen Kaspar von Kehlburg, befand sich damals auf der Kehlburg. Denn so oft die beiden Grafen von Stübich nach Prettau kamen — und das war im Sommer, wo sie den Zins einhoben und die Verwaltung des Bergwerkes besichtigten —, blieb Agnes bei ihrem Bruder. Sie übertrug als die einzige rechtliche Erbin alle Ansprüche dem Grafen Kaspar von Kehlburg. So gewann dieser einen durchaus hinreichenden Grund zur Rechtfertigung seines Vorhabens. Der Zwischenhändler der Fugger mußte unverrichteter Dinge abziehen und erhielt vom Kehlburger die Antwort: Er würde sich das Angebot überlegen und dann einen Kurier nach Schwaz senden.

So gewann der Kehlburger Zeit. Die Herren von Tesselberg, Uttenheim und Taufers erklärten sich bereit, dem Kehlburger gegen eine Entschädigungssumme Kriegsknechte beizustellen. Jeder fünfzig an der Zahl. Außerdem sollte er den Kriegsknechten selber noch einen Sold bezahlen. So konnte der Kehlburger über zweihundert Söldner verfügen, die Seinen mitgerechnet. Er wußte zwar, daß diese Schar zu klein wäre, sich in offener Schlacht gegen die Ahrner zu halten, auch würde sie, im Falle sich die Fehde länger hinziehen sollte, aufgerieben werden. Er mußte deshalb unvermutet den

Streich ausführen und die Bauern vor Gnade und Ungnade stellen. Alles bereitete der Kehlburger vor und wußte nicht, daß in Ahrn tiefster Frieden herrschte und niemand an Krieg und Widerstand dachte.

Die Herren von Taufers hatten dem Kehlburger zuliebe Spione ausgesandt, um die Vorbereitungen der Ahrner auszukundschaften. Aber immer kehrten sie unverrichteter Dinge zurück. Sie hätten nichts gesehen. Die Bauern arbeiteten friedlich. Als der Kehlburger Tag für Tag die gleiche Kunde erhielt, wurde er unschlüssig. Entweder, sagte er sich, sind die Ahrner so schlau und vorsichtig, alles, was einen Verdacht erregen könnte, zu vermeiden, oder die Spione der Tauferer wollen mich aus irgendeinem Grunde täuschen. Er schickte deshalb selbst Spione nach Ahrn und ließ die Tauferer überwachen. Aber auch diese brachten ihm die gleiche Zeitung. Daß die Ahrner Bauern nicht einmal darauf gefaßt waren, man werde den Tod der Erschlagenen rächen, das vermochte sich der Kehlburger nicht vorzustellen. Und als ihm die Lauscher von dem Kreuzgang nach Heilig Geist erzählten, ergrimmte er derart, daß er in einem Anfall von Tobsucht dem Boten den Degen durch die Brust stieß.

In derselben Nacht trat der Kriegsrat der Herren zu einer Beratung zusammen. Die Knechte sollten sich am Morgen in der Au von Uttenheim sammeln. Der Kehlburger werde die Führung übernehmen. Aber am Morgen schickte er sie plötzlich wieder heim. Er müsse noch genauere Kenntnis über die Vorbereitungen der Ahrner einziehen. Tag und Nacht war er in fieberhafter Tätigkeit und kam zu keinem Entschluß mehr. Einerseits mußte er fürchten, die Fugger könnten ihm zuvorkommen und die Beute wegschnappen, andererseits müßten die Bauern immer mehr Zeit gewinnen. Auch begannen die Herren von Taufers und Uttenheim bereits zu spotten, ob sie ihm die Knechte noch einmal beistellen sollten; er möge sich beeilen, sonst würden die Ahrner eine Mauer aufbauen, über die der größte goldbeladene Esel nicht mehr springen könnte. Der von Tesselberg hingegen drängte den Kehlburger, er möge bald losschlagen. Denn er schämte sich seiner damaligen Flucht aus Prettau und wollte sein Wappen reinwaschen.

‚Zeigt mir die Feinde, ihr Teufel!‘ schrie der Kehlburger und tobte. ‚Was soll ich tun, wenn sich mir niemand entgegenstellt und ich mit Kriegsmacht im Ahrntal stehe? Soll ich die Bauern vom Pflug weghauen und sie als Dünger in die Furchen werfen? Aber wartet, ihr hartgesottenen Schädel, ich will sie euch klopfen, daß

eure Schlauheit wie Hirse aus dem gebeutelten Sack stiebt! Die Feinde — ihr Teufel, zeigt mir die Feinde!"

So verging Tag um Tag. Die Herren von Taufers und Uttenheim zogen sich vom Kehlburger zurück. Denn sie erkannten immer deutlicher, daß die Ahrner nicht im geringsten auf einen Kampf dachten; und dann hätten sie schließlich keinen Grund, sich mit den freien Bauern zu verfeinden. Zuerst freilich wären sie dem Kehlburger treu zur Seite gestanden, um ihre Freunde zu rächen und zu beschützen gegen Rebellen und Mörder. Da sie nun aber das Zögern des Kehlburgers sahen und sich durch Lauscher überzeugt hatten, daß in Ahrn keine wilde Horde hause und daß die Bauern notgedrungen zu den Waffen gegriffen hatten, begannen sie den Kehlburger zu verachten, kündeten ihm den Vertrag und beschlossen, für ihn weder Hand noch Fuß zu rühren. Sie bedachten, daß es durchaus kein ritterlicher Kampf wäre, und da sie die Ereignisse noch einmal durchgingen, gewannen sie die Überzeugung, daß auch die Herren eine große Schuld auf sich geladen hätten. Trotzdem verlangten sie vom Kehlburger die Entschädigungssumme. Nicht aus Habsucht, sondern aus Verachtung gegen Kaspar, der schon damals feig aus dem Kampfe geflohen war. Als der Tesselberger das Vorgehen der Tauferer und Uttenheimer vernahm, deutete er es in seiner Art. Er glaubte, sie hätten von einem Mächtigeren die Weisung erhalten, sich nicht in die Angelegenheit einzumischen; oder sie hätten erwogen, daß das Bündnis mit dem Kehlburger und ihm nicht unanfechtbar dastünde und daß einem neuen Kampfe das Kainsmal der Ungerechtigkeit anhaften müßte. Die Tauferer und Uttenheimer ließen dem Tesselberger seine Meinung und bestärkten ihn sogar darin. Denn zwischen den Tauferern und Uttenheimern einerseits und den Tesselbergern andererseits bestand von jeher Gegnerschaft.

Daraufhin zog sich auch der Tesselberger vom Kehlburger zurück.

So zerbröckelte am Zaudern des Grafen Kaspar das Bündnis. Hand in Hand ging die Zwiespältigkeit des Adels mit dem Schuldbewußtsein. Die Tauferer und Uttenheimer kümmerten sich um den Kehlburger nicht mehr. Der Tesselberger brach die Verhandlungen ab und hatte zugleich den geheimen Wunsch, die Sache möge im Sande verlaufen; während es den beiden andern Geschlechtern vollständig gleichgültig geworden war, was geschehen würde.

Nun stand der Kehlburger allein.

Tagelang saß er brütend und trank. Furchtbare Verwünschungen

sprach er gegen die Treulosen aus. „Zeigt mir die Feinde ... Ihr Teufel zeigt mir die Feinde!“ schrie er das eine über das anderemal. Schon wußte er eigentlich nicht mehr, was er mit diesem Rufe meinte; er dachte dabei nicht mehr an die Ahrntaler, hatte keine bestimmte Vorstellung mehr dabei, sondern es war der inhaltsleere und doch tiefinnerste Schrei einer dunkelwerdenden Seele.

Jeden Knecht, jede Dirn fragte er, ob sie den Feind gesehen hätten. Bisweilen schickte er das ganze Gesinde in die umliegenden Wälder und Wiesen auf Suche. Und wenn sie zurückkamen, sie hätten den Feind nicht gefunden, schlug er sie mit Stöcken und tobte wie ein Wahnsinniger. Nach Tobsuchtsanfällen überkam ihn Traurigkeit und Schwermut. Er betete in der Schloßkapelle und bat den Herrgott: er möge ihm endlich einmal die Feinde zeigen. Er habe in Kasern viele erschlagen, in der Meinung, es seien die Feinde ... Aber sie wären es nicht gewesen ...

Im Tal ging das Gerücht, der Kehlburger sei wahnsinnig geworden.

Bisweilen war er wieder bei voller Vernunft und man ließ ihn frei. Als aber die Hoffnung auf Besserung immer mehr schwand, gab man ihm auch in lichten Augenblicken eine Wache mit, wenn er ins Freie wollte.

Wo er ein Kornfeld sah, dort ging er hin. Die Ähren und Halme waren seine Krieger; davor stand er mit gezogenem Degen, wies nach allen vier Himmelsrichtungen und neigte sich dankend vor den Ähren, wenn sie vom Wind bewegt, sich wiegten, als wollten sie dem Kehlburger huldigen.

‚Krieger!‘ begann er. ‚Es hebt an ein gewaltig Hauen und Stechen! Doch jeder öffne das Visier, daß er den Feind erkenne. Jeder frage, bevor er das Schwert zückt: bist du der Feind? Krieger! Wohlan! Wir wollen ausziehen und den Feind aufscheuchen in lustiger Fuchsjagd. Zu Ahrn hat der Fuchs seinen Bau. In meinen Hühnerstall ist er eingebrochen und hat den roten Hahn mit den goldenen Sporen erwürgt. Vorwärts! Knappen, schlaget das Kupfer und ich will mir eine Brünne schmieden lassen und die von Taufers und Uttenheim prügeln. Den Tesselberger aber will ich aufhängen!‘

Dann sprang er ins Kornfeld und schlug wie ein Rasender auf die Ähren, bis er müde und elend zusammenbrach. Er fragte die Knechte, ob es der Feind gewesen sei, aber er wartete die Antwort der Knechte nicht ab, sondern erhob sich auf die Knie und reckte

betend die Hände zum Himmel: „Zeigt mir die Feinde! Ihr Teufel, zeigt mir die Feinde!"

Dann ging er ernst und traurig zurück nach Kehlburg und befahl dem Torwart, zu wachen.

Es geschah, daß er manchmal zu frösteln anfing, und seine Zähne klapperten übereinander. Er verkroch sich in einen Winkel und winselte wie ein geschlagener Hund. Wenn die Sonne durch das Gemach ging, oder nächtens der Mond, stellte er sich ans Fenster, um seinen Schatten zu sehen. Anfangs betrachtete er ihn mit teilnahmslosen, irren Augen. Später aber glaubte er, dies sei der Feind und stieß unzähligemale darnach. Durch die Bewegungen des Schattenbildes toll gemacht und von ungeheurer Angst geschüttelt, schrie er auf wie ein wildes Tier und flüchtete in das Dunkel. Lauernd kam er wieder hervor, mit Gewalt in den Lichtkreis gezerrt, und der grausame Kampf begann von neuem.

Immer häufiger wiederholten sich diese Schattenkämpfe. Er ließ Knechte in sein Gemach kommen, die ihn und seine Ahnen beschützen sollten. Er stellte sich ans Fenster, schrie gegen die Sonne oder gegen den Mond. Wenn er sich im Schloßhof erging, immer zeigte sich sein Schatten. Er begann zu laufen, der Schatten lief mit. Er verhöhnte und äffte alle seine Bewegungen.

Er hatte Angst vor dem Tage und Angst vor der Nacht. Seine Feinde seien keine Menschen mehr, sondern unnatürliche Wesen. Immer lauerten sie um ihm herum. Aber er könne sie nicht zerstampfen und zertreten, denn wenn er sich rühre, hüpften sie hervor.

So hatte man ihn vor Tagen im Schloßhof getroffen. Die Sonne stand hoch am Mittag und der Kehlburger warf keinen Schatten. Er stand starr und bewegte sich nicht. Heute würde er den Feind endlich erwarten. Er habe ihn unter den Füßen. Den ganzen Nachmittag beobachtete er mit stummer Verzweiflung das allmähliche Wachsen des Schattens. Je mehr sich die Sonne neigte, desto größer wurde dieser. Der Kehlburger war nicht zu bewegen, von der Stelle zu gehen. Gen Abend, als sein Schatten bereits an der gegenüberliegenden Mauer empor zu steigen begann, zog der Kehlburger seinen Degen und stieß nach dem Schatten. Der Degen brach ab, die Spitze stak im Erdboden, den Stumpf hielt der Graf mit seiner Faust umkrallt. Er wurde von den Knechten in die Kemenate gebracht.

Der Kehlburger war allmählich ungefährlich geworden. Er wurde so schwach und elend, daß sein Wahnsinn gleichsam ver-

hungern mußte. Über den Kehlburger mauerte sich eine Stille wie ein Grabgewölb.

Eines Abends ging er in die Kapelle und ließ sich den Kaplan holen. Er war fröhlich und guter Dinge. Er müsse sich vorbereiten wie ein Page, denn er würde morgen den Ritterschlag empfangen. Graf Kaspar ließ alle Lichter und Kerzen anzünden. Er befahl seinen Dienern, ihm die schönste Rüstung zu bringen und das herrliche Schwert der Kehlburger mit dem diamant- und perlengeschmückten Knauf, das ein Ahne der Kehlburger einst im heiligen Land aus der Hand des Königs empfangen hatte für seine heldenhaften Taten. Er legte die prachtvolle Rüstung an, die seidene goldgestickte Schärpe, die ihm sein verstorbenes Ehegemahl, Gräfin Maria von Waldburg, am Hochzeitstage geschenkt hatte. Hineingestickt waren die Wappen der Kehlburger und Waldburger auf weißer Seide. Unter den Wappen der Waldburger war ein schwarzes Kreuz, denn Maria war die letzte Waldburgerin. Sie hatte dem Grafen Kaspar nur ein Töchterlein geschenkt, das nach der Geburt zugleich mit der Mutter starb. Die Schärpe legte er um, an der viel Lebensschicksal gewebt und gestickt hatte. Dann warf er den Waffenmantel um seine Schulter. Weiß war er und mit Zobelpelz verbrämt. So gerüstet wie zu großer Siegesfeier stand Graf Kaspar von Kehlburg in der erleuchteten Kapelle. Dann kniete er hin auf dem Betschemel, legte den Helm mit dem dreifarbig wallenden Federbusch neben sich auf dem Boden und empfing die heilige Wegzehrung. Dann hieß er alle hinausgehen und verriegelte die Türen. So kniete er lang im Gebet versunken.

Als man am Morgen die Kapellentür erbrach, fand man den unglücklichen Schloßherrn bleich mit namenlos friedlichem Gesicht tot auf den weißen Steinfliesen liegen.

Er war der letzte Kehlburger.

X.

Der Grueber war schweigsamer als früher geworden. Seine Wunde heilte langsam. Er saß frierend und fiebernd, in Decken gehüllt vor dem Hause und schaute gen Ahrn hin. Dann betrachtete er die Sonnenuhr und die Jagdgemälde an der Mauer des Hauses. Jeden Tag mußte man ihn hinaustragen, mochte das Wetter sein wie es wollte.

Eines Tages kam wieder der Pfarrherr zu ihm herauf. Er setzte sich neben den Eisenschwögler ins Gras und ergriff seine Hand.

‚Grueber, es geht Euch besser,‘ sagte Siman Bacher.

Der Eisenschwögler nickte traurig. Dann begann er und preßte die Faust an die Brust, denn die Wunde schmerzte: ‚Hat das alles sein müssen? Daß die Lutherischen kommen seind und daß sie nimmer haben gehen wollen? Hat das alles sein müssen?‘ Er blickte dabei Herrn Siman Bacher fragend an und da dieser nicht allsogleich antwortete, stützte er den Kopf in beide Fäuste.

‚Thoman,‘ hub der Pfarrer nach einer Weile an, ‚es hat so sein müssen, sonst wär's nicht so gekommen. Euer Verdienst ist es, daß wieder Frieden im Tal ist.‘

‚Mein Verdienst?‘ murmelte der Eisenschwögler und wiederholte schmerzlich: ‚Mein Verdienst — Mein Verdienst . . .‘

‚Werdet nicht traurig, Grueber,‘ sagte der Pfarrer rasch, als er die Erschütterung des Eisenschwöglers bemerkte. ‚Seht nur, Frieden und Eintracht ist im Tal. Kein Lutherischer und kein Fremder.‘

‚Frieden im Tal . . .‘ erwiderte der Grueber brütend. ‚Überall Brandstätten, Witwen und Waisen. Der Stanis und der Anton erschlagen. Viele erschlagen und verbrannt . . . Frieden im Tal. Pfarrer, alles ist still in einem Haus, wo jemand herausgestorben ist. Auf dem Freithof ist alles still. Da ist überall Frieden, wo der Tod umgegangen ist. Der Mensch wird still, wenn er stirbt, und ist ganz still, wenn er tot ist. Aber er ist tot . . . Frieden im Tal . . .‘

Der Eisenschwögler schaute hinab auf die stummen Pocherhütten. Gen Prettau hinein richtete er sein Auge und schüttelte den Kopf, als könnte er sich auf eine Frage, deren Lösung sein Leben bedeute, keine Antwort geben. Dann riß er Grasschüppeln aus und spielte mit den knochigen Händen. Der Pfarrer wußte ihm augenblicklich keine Antwort zu geben. Er war verlegen und zugleich geärgert, daß ihm nichts einfiel, obgleich er sah, wie sehr der Eisenschwögler nach einer Antwort verlangte als ein Verdurstender nach einem Trunk Wasser.

‚Grueber,‘ begann der Pfarrer, ‚Ihr sollt nicht immer so trüben Gedanken nachgehen. Wenn man auf einen Berg steigt, darf man nicht zurückschauen auf die Gefahren, die man schon überwunden hat; man könnte leicht hinabstürzen. Auf dieser Welt kostet alles Blut, was ans Blut greift. Euch hat's ans Herz gegriffen und uns allen, daß Zwietracht ins Tal kommt, daß fremde Menschen auf unseren Höfen einst hausen könnten und daß der Glauben

gefährdet wird. Dafür habt Ihr Euer Blut und Leben eingesetzt. Eisenschwögler, Ihr seid ein Mann für alle gewesen...‘

‚Für alle?‘ sagte der Eisenschwögler. ‚Die andern seind im Frieden und ich hab keine Ruhe in meiner Seele. Es hat Blut gekostet. Und es liegt doch alle Schuld an mir, daß so viele tot seind...‘

‚Grueber,‘ sagte der Pfarrer erschreckt, ‚das dürft Ihr nicht wieder sagen. Ihr habt keine Schuld.‘

‚Ich hab die Schuld,‘ sprach der Gföller langsam. Dann reckte er sich, als wolle er aufstehn, und an seiner Stirne erschien die knotig-blaue Ader und mündete wie ein Blutstrom in die breite Narbe: ‚Wenn ich's gut mache, dann wird's Frieden in mir...‘

‚Ihr habt nichts gut zu machen, Gföller,‘ sagte jetzt der Pfarrer ernst. ‚Gföller!‘ In seiner Stimme klang ernste Mahnung; ‚Gföller, versucht nicht den Herrgott!‘

Der Eisenschwögler wurde beklommen: ‚Redet nicht so. Hätt' ich dazumal, als wir in Prettau die Bittschrift einreichten, keine Frist gewährt und die Herren gezwungen, sofort die Knappen zu entlassen, wäre alles Blutvergießen hintangehalten worden. Aber ich hab's nicht gekonnt beim toten Bergrichter. Da hab' ich's gutmachen wollen und hab' meine Brüder allein bewogen, in den Kampf zu ziehen, damit kein anderer Bauer, wenn's sein muß, durch uns stirbt. Zwei Brüder sind erschlagen. Ungerechtigkeit hat der Duregger unsern Waffen angetan. Aufrichtig bin ich gewesen und hab nicht ungerecht gegen ihn sein wollen und ihm unsern Plan verraten. Den Verrat hat er ausgeführt durch meine Hilfe. Bosheit und Arglist hab' ich nicht aufhalten können. Der Zorn hat mich übernommen zu Kasern und ich hab' manchen seiner Gesellen niedergeschlagen. Und es waren doch Väter darunter, die Weib und Kind hatten. Hätt' ich ihm meinen Plan nicht gesagt! Wär' ich allein nach Prettau, lebten meine zwei Brüder noch! So aber leb' ich und muß mich einsetzen für Glaube und Scholle! Ich muß! Ich muß! Da blieb mir keine Wahl! Und ich würde es noch tun! Aber allein und kein Mensch sollte etwas wissen!...‘

Der Eisenschwögler hatte mit wachsender Erregung gesprochen. Jedes Wort schien nicht von den zusammengepreßten Lippen, sondern aus der Brustwunde zu kommen. Die Decken, in die er eingehüllt war, waren von seinen Schultern gefallen. Nun fröstelte er und zitterte an allen Gliedern. Seine Rechte tastete nach der Brust und zuckte immer wieder schmerzlich zurück; mit der Linken hielt er sich aufgestützt, denn er drohte rücklings ins Gras zu sinken.

‚Gföller?‘ sagte der Pfarrer eindringlich.

Der Eisenschwögler richtete sich auf und schaute wieder gen die Pocherhütten hinunter und hinein gen Prettau. Keiner von beiden Männern sprach ein Wort. Siman Bacher hatte sich eine Antwort zurecht gedacht, da er aber sah, daß der Eisenschwögler schwieg, glaubte er, es sei besser, nicht mehr darüber zu sprechen und behielt die Antwort für sich.

‚Grueber,‘ sagte der Pfarrer nach einer Pause, ‚es geht gen Abend und der Schatten kommt über den Gföllberg herauf.‘

Der Gföller antwortete nicht. Er vermochte die Gedanken, die durch seine Seele gingen, nicht auseinander zu halten.

Er empfand eine wonnige Freude beim Anblick des Tales, das den Bauern gerettet war und nun bewahrt sein werde vor Uneinigkeit. Er sah die Kirche von Ahrn und ihm war, als ob der Herrgott der größte Bauer im Tal sei und die Kirche sein festgegründeter Hof. Saat und Korn war fast überall eingebracht. Mancherorts hatte man geackert und den Winterroggen gesät. Zwischen braunen Weidenbuckeln lagen noch saftgrüne Wiesen. Vom Hoferhaus und Niederhof herauf, ebenso von Neuhaus herunter kam das Läuten der Herdglocken. Auf Grueben sprangen die Schafe vom Bizat herunter und auf der Tränke klangen Kuhglocken. Da und dort gingen Leute heim, Sensen und Rechen über den Schultern, oder Sicheln und Hauen in den Händen. Manche trugen große Graskörbe auf den Rücken. Es war Abend geworden und die Sonne untergegangen. Gewaltig war das Rauschen des Rohrbach und Trippach im Abend. Nun begann es zu läuten. Feierabend! Erst die Zwölferglocke in drei Absätzen wie des Erzengels Gruß an die auserwählte Magd, dann die kleine Meßglocke, die Menschen mahnend, der Verstorbenen nicht zu vergessen, denen kein Schlummer gegönnt ist wie den Zurückgebliebenen auf dieser Erde. Bisweilen kam das Geknarrre eines Leiterwagens von der Straße herauf. Dann ertönten auf den Höfen die lauten Dachglöcklein, die zum Abendessen riefen. Auch auf Grueben läutete die Glocke.

Aug und Ohr des Gföllers war erfüllt vom Frieden des Tales. Ein frohes Licht huschte über sein wetterhartes Gesicht. Er wollte aufspringen. Allen Schmerz hat er vergessen. Alles Vergangene war vom Abendfrieden des Tales milde zugedeckt . . . er wollte aufspringen . . .

In seine Brust drang es wie ein Schwert, er fiel zurück. Verlöscht waren auf einmal die schönen Bilder. Die Gestalten er-

mordet, die freundlich auf den Eisenschwögler zugeschritten kamen. Wie ein graues Wolkenschiff ist die Gegend von Kasern aus Prettau emporgetaucht. Der Eisenschwögler sah sich auf dem verregneten und nebeltreibenden Felde, wie er dem Duregg nachschlich und ihn immer wieder verlor; sah den Duregg in den Wäldern oberhalb Kasern lauern, bis die Gföller angriffen; sah ihn und vermochte sich nicht zu rühren, um den Verräter zu verjagen; er fand kein Wort, die Brüder zu warnen. Dann wieder sah er die Maireggerin, wie sie ihn bat, den Bergrichter zu schützen; und wieder stand er vor den Herren in Kasern, die ihn verhöhnten. Aber er war stumm. Plötzlich tauchte der rothaarige Schmied in der Au auf, schwang den glühenden Hammer und wollte ihn niederschlagen; aber die rotblonde Dirn fiel dem Alten in den Arm, und beide lachten. Langsam kamen die beiden Brüder vom Freithof herauf zum Eisenschwögler, zeigten auf die roten Wunden an ihrer Brust und fragten mit namenlos mitleidiger Stimme: Thoman, und wir? Wir Gföller genügen? Thoman, warum warst du also aufrichtig? — So fragten sie den Eisenschwögler und gingen wieder hinab und verschwanden in der bleichen Dämmerung. Der Eisenschwögler sah Duregg rauchen, Höfe und Hütten und vernahm zornige Stimmen. —

‚Was sinnt Ihr, Grueber,' fragte endlich Siman Bacher.

Da schaute der Gföller auf und blickte den Pfarrer mit wunden Augen an.

‚Geht hinein, Eisenschwögler,' sagte dieser hastig; er war verwirrt.

Gleich darauf kamen seine Schwestern und führten ihn in die Stube. Denn der Eisenschwögler ging schlafen, wenn alle gingen; stand auf, wenn alle andern aufstanden und aß, wenn die andern aßen. Er war Bauer wie sonst, nur daß er nicht arbeiten konnte.

Die Besuche des Herrn Siman Bacher wiederholten sich. Es gelang dem klugen, mit reicher Menschenkenntnis ausgestatteten Priester nur halb, den Eisenschwögler zu trösten. Alles Mögliche hatte er getan, schließlich kam er auf den Gedanken, alle, die durch die Geschehnisse jener Tage irgendwie betroffen waren, zum Gföller hinaufzuführen. Und eines Tages kamen viel Weiber, Männer, Burschen und Kinder nach Grueben. Der Eisenschwögler wollte sich vor ihnen verstecken. Sie alle sprachen dem Gföller zu, daß er keine Schuld an ihrem Unglücke habe, und daß sie ihm von Herzen verziehten, wenn sie ihm etwas zu verzeihen hätten. Unter den

Gekommenen waren auch die Maireggerin und die junge Schmiedin. Sie blieben noch länger droben als die andern. Alle wurden beschenkt, sei es durch Loden, Zwirn, Garn, Wolle oder Flachs. Denn der Eisenschwögler hatte es so gewollt. Seit diesem Tage war das Vergangene nicht mehr in so schmerzliche Nähe gerückt. Die Maireggerin hatte ihm dazumal mit bewegten Worten gedankt und ihm erzählt, wie sie nun doch den Bergrichterhof behalten könne. Sie habe Knechte und Mägde wie früher. Dabei leuchteten ihre Augen.

‚Hast du also wieder den Hof?‘ fragte der Grueber.

‚Ja; Gföller, du hast Wort gehalten. Niemand hat seinen Hof verkaufen müssen.‘

‚Dann ist's gut,‘ antwortete der Eisenschwögler. ‚Dann ist's gut,‘ wiederholte er noch einmal, als dürfe er diesen Gedanken nimmer loslassen. So sehr kühlte er seine Seele, wie ein Quell dürstende Lippen netzt.

‚Und du, Schmiedin?‘ sagte er nach einer Pause zur rotblonden Dirn.

Brigitta wußte nicht, was sie sagen sollte. Auf einmal sprach sie barsch und hastig: ‚Gesund sollst du werden, Eisenschwögler.‘ Darauf wandte sie sich ab.

‚Gesund werden ...‘ wiederholte der Grueber sinnend und blickte nach der Dirn. ‚Schmiedin, du verlangst dies wie ein Stück Brot ...‘

Er brach ab. Die junge Dirn wandte sich wieder zu ihm, und auf ihn zuschreitend, sagte sie halb spottend, halb mitleidig: ‚Eisenschwögler, mein Vater grüßt dich. Der sagt, du sollst gesund werden ...‘

Der Eisenschwögler streckte die Hand nach ihr aus, ergriff sie rückwärts am Mieder und hob sie in die Höhe mit den Worten: ‚So eine Dirn lupf ich immer noch ...‘

Aber plötzlich fühlte er einen wehen Stich in seiner Brust, als säße ihm ein Messer im Herzen. Vor seinen Augen wurde es dunkel; er ließ die Schmiedin fallen und lehnte sich zurück. Dann sagte er schroff zu den beiden: ‚Geht heim!‘

Die Maireggerin machte der Schmiedin Vorwürfe, sie habe den Gföller gereizt. Die aber wußte nicht, was antworten, und weinte, als sie den Gföllberg hinabgingen.

Gesund werden!

Das hatte er ja doch auch früher gewollt, denn er hing an der ererbten Scholle. Zwei Mächte rangen um sein Leben: die Scholle und sein vermeintliches Schuldbewußtsein.

Gesund werden!

Diese Worte hatten auf einmal eine ganz rätselhafte Leuchtkraft. Sie nahmen ein Bild an. Sie wurden deutlich und formten sich zu einer Gestalt. Rotblonde Zöpfe, blaue Augen und ein kirschroter Mund. Doch wenn der Eisenschwögler in stiller Stunde mit rauher Hand die Falten seiner scheuen Seele auseinanderlegte und zitternde Farben und Blüten tief verborgen fand, die er sonst nie gesehen ... Aber es war ein schmerzlicher Frühling.

Es erwachte in ihm ein ungeheurer Drang, irgend etwas tun zu können, das ihm den Frieden der Seele wiedergebe. Er wünschte, es möchte ein feindliches Heer gen Ahrn ziehen, dem würde er sich ganz allein entgegenstellen und so lang kämpfen, bis er alle Feinde erschlagen hätte oder selber gefallen wäre. So oft er dies dachte, reckte er seine Arme, rüttelte an irgendeinem festen Gegenstande oder hob etwas Schweres auf, um seine Kraft zu versuchen. Aber er war schwach. Da wurde er beklommen. Wenn er seine alte Kraft nicht mehr besäße, könne er auch mit keinem Feinde mehr ringen.

Gesund werden! Wer weiß, vielleicht kommt der Feind! Vielleicht ist er schon im Anzuge! Und er, der Eisenschwögler, vermöge nicht einmal seine Axt zu schwingen! Seine Liebe und sein Schuldbewußtsein schlossen da einen wunderbaren Bund. Beide waren gleich stark. Die vermeintliche Schuld zu sühnen, trieb ihn die Liebe. Denn diese konnte nur dann in der Seele des Eisenschwöglers blühen, wenn die Frostschauer der Schuld nicht mehr über sie dahinstürmten. Gesund werden, um den Feind zu schlagen!

Eines Tages riet ihm Herr Siman Bacher, Grueben zu verlassen und auf die Alm hinaufzugehen.

‚Warum?‘ fragte der Eisenschwögler.

‚Geht hinauf, Grueber.‘

‚Von Haus und Hof geh' ich nicht. Wenn ich sterbe, soll's auf Grueben sein,‘ antwortete der Gföller ernst.

‚Es ist besser für Euch,‘ sagte der Pfarrer. Denn er wußte, daß der Anblick des Tales und der Dörfer dem Eisenschwögler die trübsinnigen Gedanken immer wieder wachrufen mußte.

‚Ihr werdet schneller gesund werden,‘ wiederholte Herr Siman Bacher.

‚Schneller?‘ fragte der Eisenschwögler freudig, daß ihn der Pfarrer erstaunt anblickte.

‚Gewiß, Gföller. Droben auf der Alm weht kein Talwind

von Prettau heraus,‘ sagte er nun lachend. Er vermochte sich nicht zu erklären, was über den Gföller gekommen sein könnte. Aber er fühlte, daß mit ihm eine Änderung geschehen sein müsse.

‚Meint Ihr, ich werde schneller gesund werden?‘ fragte der Eisenschwögler abermals wie einer, der an seine Frage nicht glaubt, doch eine bejahende Antwort erwartet, um glauben zu können.

Herr Siman Bacher war jetzt über seinen Vorschlag derart erfreut, daß er den Eisenschwögler an den Schultern faßte und ihn schüttelte: ‚Eisenschwögler, Ihr seid der erste Rangler des Tales. Die Wunde an der Brust ist nur ein Hieb in den Stamm eines Lärchenbaumes. Wurzel und Mark seind noch fest.‘ — —

Wieder saß er eines Tages vor dem Hause und besserte einen Erdstrick aus, als der Innerbacher kam.

‚Thoman,‘ rief er, ‚Thoman, Gott's Gruß! Kotz Leichnam! Du bist zusammengefallen wie ein Kornrager, in den der Wind gefahren ist.‘

‚Da herunten geht der Talwind aus Prettau,‘ sagte der Eisenschwögler, ‚dem muß ich aus dem Wege gehn.‘

Die beiden Gföller reichten sich die Hand.

‚Und was ist's mit dir, Melcher?‘

‚Schau her,‘ erwiderte der Innerbacher, ‚meine junge Brut zu Innerbach hat mich wieder aufgeäst. Bei dir sitzt's tiefer. Nun bin ich da. Sag', was du willst. Früher konnt' ich nicht kommen. Die andern Gföller seind wohlauf, hab' ich gehört.‘

‚Seind wohlauf. Du bist der letzte, der kommt.‘

‚Eisenschwögler, jetzt sag', was du willst.‘

‚Melcher,‘ begann der Eisenschwögler, ‚führ mich auf die Alm!‘

‚Auf die Alm?‘

‚Droben geht kein Talwind aus Prettau. Der fährt mir da herunter durch die Brust und reißt die Wunde wieder auf. Mit verbundenen Armen kann man nicht Holz schlagen. Und mit einer Wunde an der Brust kannst du nicht einmal einen Graskorb mit Einfutter tragen.‘ Und noch einmal fügte er hinzu: ‚Melcher, führ mich auf die Alm!‘

‚Wenn du willst, Grueber.‘

‚Und bleib droben. Hast du Zeit?‘

‚Eisenschwögler, ich tu's.‘

‚Lohn dir's Gott!‘ sagte der Gföller erfreut.

Am selben Tage stiegen der Eisenschwögler und der Inner-

bacher auf die Grueber Alm. Der Hoferhauser ging nach Innerbach, um für den Melcher die Wirtschaft zu führen, während es der Niederhofer für den Hoferhauser tat, da beide Höfe nur zwanzig Schritte voneinander lagen. Auf Grueben schaffte die Gertraud. Schönbichl und Neuhaus waren nach dem Tode des Stanis und Anton auf die Brüder übergegangen. Neuhaus wurde von Grueben aus bewirtschaftet, Schönbichl von Niederhof. Es war festgesetzt worden, daß die beiden Höfe nicht verkauft werden, sondern an die Grueberische Nachkommenschaft übergehen sollten. —

Der Innerbacher und der Grueber hausten nun selbander auf der Alm. Der Eisenschwögler ging einer raschen Besserung entgegen. Er vermochte bereits ohne Hilfe und Stütze zu gehen. Tagelang streifte er in den Wäldern umher. Besonders gegen den Steinerholm hinaus schritt er gern. Dort betrachtete er die gewaltigen Zirmbäume.

Je mehr der Gföller an ursprünglicher Kraft gewann, desto seltener kamen die trübsinnigen Anwandlungen und Stimmungen. Der Gedanke aber, er müsse eine Tat vollbringen, die für die Ahrntaler von Bedeutung sei, verließ ihn nicht. Nur war er nicht mehr von so aufrüttelnder Gewalt und Heftigkeit wie früher, sondern brachte einen Zustand stiller Bereitschaft hervor, im Fall der Not Blut und Leben für das Wohl des Tales einzusetzen. Jene Erinnerungen an die Tage von Prettau verloren viel von ihrer Heftigkeit.

Eines Abends saßen die beiden Bauern vor der Almhütte. Sie hatten von den Ereignissen der Augusttage gesprochen. Jeder bemühte sich so zu reden, als lägen diese Tage Jahrhunderte zurück, und als wären sie selbst gar nicht beteiligt gewesen. Besonders der Innerbacher. Er wollte nicht reden, als tausche er Persönliches mit dem Grueber aus.

‚Meinst du, daß es so bleiben wird?‘ fragte der Eisenschwögler nach langem Stillschweigen.

‚Unten ist Frieden und Ruhe. Die Leute wissen wohl auch, daß sich ein kostbar Gut nicht ohne Kampf gewinnen läßt. Eisenschwögler, jetzt stehen die Höfe fest und sicher. Das ist wie ein Wald, der von Sturm und Wetter durchgebeutelt sein muß. Was faul ist an Mark und Wurzel, geht zugrund. Drum ist kein Schaden. Die starken Stämme bekommen Boden, Licht und Wind, der sie anrennen soll ohne Schutzwall und Verhau . . .‘

‚Bist du nie auf dem Steinerholm gewesen?‘ unterbrach ihn der Grueber.

‚Du meinst die Zirmbäume?‘ fragte der Innerbacher.

‚Die Zirmbäume. Bei denen stimmt's, was du sagst, Melcher.‘

Dann schwiegen sie wieder.

‚Melcher, wie's kommen wird? Wer übernimmt das Bergwerk und die Höfe?‘

‚Man weiß nichts. Der Kehlburger soll tot sein, erzählt man.‘

‚Wenn wieder lutherische Herren kommen?‘ fragte der Eisenschwögler. —

‚Meinst du, das ist ausgeschlossen?‘

Der Innerbacher zuckte die Achseln.

‚Sag', Melcher, könnte das nicht sein?‘

Dabei griff er nach einem gewaltigen Stein und wog ihn in beiden Händen. Mit den Worten: ‚Könnte das nicht sein?‘ sprang er auf und schleuderte ihn weg. Dann lachte er zufrieden und sagte: ‚Die alte Kraft kehrt wieder.‘

Der Innerbacher blickte den Eisenschwögler erstaunt an. Seine Gedanken erratend, sagte er: ‚Wenn's ist, die Gföller wagen's noch einmal. Potz Blitz!‘

Da sagte der Eisenschwögler rauh und abweisend: ‚Ich hab' nichts gesagt.‘

Sie saßen noch eine Weile stillschweigend und gingen in die Hütte.

XI.

Schön war der sonnige Tag Ende Monats Oktober. Beim Tengg saßen die Bauern. Es war Feiertag. Viele fuhren heut mit dem Almvieh heim. Nachmittag kamen die ersten. Glocken und Schellen klangen, breite gestickte Riemen glänzten, die glatten Leiber der Kühe glänzten und der Kranz, den die schönste Kuh trug, glänzte. Hinter ihr aber ging stolz der jüngste Sohn des Bauern. Dann folgten die andern Kühe. Zuletzt fuhr der Bauer in seinem Wagen. Leute liefen aus den Häusern an die Straße, wenn sie das Gebimmel und Geläute hörten, um die Kranzkühe zu sehen. In der weiten Au beim Tengg hielten die Herden. So war es Brauch von jeher, und die Bauern zahlten den Almknechten und Sennen Wein. Es geschah auch, daß man Wetten abschloß auf Kühe, die beim Stechen siegen würden. Manch Bauer setzte da Taler um Taler auf seine Kuh. Doch wenn er gewann, war seine

Freude also groß, daß er die Wette zugleich mit allen Anwesenden verzechte.

Und der Herbergvater Joachim Tasser sah milden Auges auf all die Gäste. Seine Ehewirtin draußen in der Küche stand hochrot am Herd. Die Pfannen schmorten und prasselten. Immer ging das Schiebefensterchen, das von der Küche in die große Gaststube führte, auf, und ein dampfendes Gericht erschien, das Joachim Tasser dem Gaste, der es befohlen, hinstellte mit den Worten: ‚Gott segn's!'

An diesem Tage wurde gelacht, und die jungen Burschen ranggelten vor dem Tengghofe, und die Kühe stießen drunten auf der Au, und männiglich war voll Freude und Lust.

Auch die Gföller waren da; nur der Eisenschwögler fehlte. Der war droben auf seiner Alm und schlug einen gewaltigen Zirmstamm am Steinerholm. Seine Wunde war verheilt. Der Innerbacher war wieder auf seinem Hofe. Von Zeit zu Zeit kam er zum Grueber auf die Alm.

‚Kotz Leichnam, Innerbacher!' schrie Görg Rastbichler. ‚'s mag kein Sünd und kein Schand sein, aber heunt ist ein Tag! So war's von jeher, und so soll's bleiben bei uns Ahrnern. Kotz Leichnam!'

‚Melcher,' begann der Moosmair, ‚gesorgt haben wir uns um Euch, Gföller. Daß zwei tot seind, ist beschlossen beim Herrgott. Wie ist's mit dem Eisenschwögler? Der geht nimmer unter die Leut ...'

Es war still geworden, und alle blickten auf die Gföller. Die schwiegen.

‚Kannst dein Maul nicht halten, Moosmair?' brummte der Bachmair. Die Ruhe war peinlich. Da stand der alte Platterbauer auf und sagte, auf die Gföller deutend: ‚Das sind Bauern. Nehmt euch von diesen herunter, was euch abgeht, die haben's im Überfluß und werden drum nicht ärmer.'

‚Platter,' sagte der Hoferhauser erzürnt, ‚red' nicht von uns.'

‚Hauser,' erwiderte der Platter nachdenklich, ‚wenn du mir 's Maul einhauen willst, weil die Wahrheit grad euch trifft, so tu's!'

Im gleichen Augenblick hatten sich die Gföller erhoben und wollten die Stube verlassen. ‚Dableiben!' rief man ihnen zu. Und Joachim Tasser vertrat den Grueberischen den Weg mit den Worten: ‚Itzt Vettern, tut mir kein Trübsal und Gram. Ich will sorgen, daß man von euch nimmer red't! Kotz Leichnam! Bauern,

stecht mir die Gföller nicht an, ich stech' ein Faß dafür an und schenk's den Sennen. Anton — wo ist mein Stammbub — Anton! — Anton, geh alsdann in den Keller, schlag das Fäßlein an im oberen Winkel und stell's auf den Platz, wo die Jungen ranggeln.'

Joachim Tasser aber freute sich seiner Tat, und sein rotes Gesicht wurde glänzend; die Augen so lebhaft, daß das Käppchen auf seinem Kopfe schier tanzen wollte vor Lustigkeit.

‚Was wohl mit dem Bergwerk geschieht?' sagte der Innerbacher zum Platter, der mit den andern Gföllern, dem Bachmair, Rastbichler, Mairegger, Sandpichler und Moosmair am gleichen Tisch saß. ‚Was wohl mit dem Bergwerk geschieht?'

‚Und den Höfen der Stübichs?' fragte der Moosmair.

‚Kein Mensch weiß etwas,' antwortete der Mairegger.

Sie erwogen dies und jenes. Allmählich waren die an den nächsten Tischen auf solcherlei Reden aufmerksam geworden, hörten zu, mischten sich aber nicht drein.

Schließlich erörterten alle Bauern die Frage, was mit dem Bergwerk und den Höfen der Stübichs geschehen wird.

Man sprach allerlei Vermutungen aus. Die einen meinten, das Bergwerk werde überhaupt aufgelassen werden; andere, es werde an Verwandte der Stübichs übergehen, oder die Fugger würden es in ihre Hände bekommen; wieder andere, es dürfte verkauft werden. Letztere Meinung fand am meisten Anklang.

‚Wenn's verkauft ist, muß man wissen, an wen,' sagte der Platter.

‚Kotz Blitz! Das bleibt sich doch gleich, wenn nur nicht wieder solche wie die Stübich kommen!' antwortete ihm der Rastbichler.

‚Das bleibt sich nicht gleich,' begann der Hoferhauser bedächtig, ‚es könnten auch wieder Herren sein, die lutherische Knappen anstellen.'

Das hatten die Bauern noch nicht bedacht. Diese Möglichkeit hatten sie eigentlich nie recht erwogen und war doch so naheliegend und von größter Bedeutung.

‚Wenn das ist,' fuhr der Moosmair auf, ‚dann dreinschlagen!'

‚Moosmair,' beschwichtigte ihn der Hoferhauser, ‚abwarten!'

‚Teufel,' schlug Wast von Ort auf den Tisch, ‚wenn Augsburgische kommen. Aber die Herren werden sich's merken... Dann ... Teufel und Pest!'

‚Noch ist nichts geschehen,' rief der Niederweger, ‚Ortner zuwarten.'
Der Bauern bemächtigte sich große Erregung.

‚Gföller,' erhob sich der Platter, ‚aber dann werden wir's nicht mehr Euch allein überlassen. Dann kommen wir an die Reihe.'

‚Wir an die Reihe, Gföller!' wiederholten die Bauern.

‚Ich weiß einen, der allein drankommen möcht,' sagte der Innerbacher ernst. Die andern beachteten seine Rede nicht, aber Wast von Ort und Peter von Niederhof blickten scharf auf den Innerbacher. Der wandte sich wieder zu den anderen Bauern mit den Worten: ‚Der Hoferhauser hat recht. Zeit lassen und dann handeln, wenn's drauf und dran kommt.'

Im selben Augenblicke traten Händler aus Taufers und Bruneck in die Gaststube. Denn an diesem Tage wurde von jeher mancher Kauf abgeschlossen.

‚Gott Gruß, Ahrner!' riefen sie. Sie kannten einander alle.

‚Bauern,' sagte ein Brunecker — es war Gregor Lindwerker — ‚euer Vieh ist besser geraten als andere Jahre. Die Luft da herinnen ist frisch.'

‚'s ging mancher Sturm drüberaus,' sagte der Rastbichler.

‚Wir haben's gehört, Bauern; man muß sich wehren in diesen gottlosen Zeiten mit Hacke und Beil. Jedem sein Recht! Daß uns die Herren nicht übern Kopf wachsen, dazu seind wir zu knorrig und zu ästig,' erwiderte der Hannes Fruhmann aus Taufers, und betrachtete die Gföller, ‚han, Gföller, ist's nicht so? Bei Sankt Moritz, so ist's!' schrie er laut, schlug mit der Faust auf den Tisch und nahm eine Stellung an wie ein Ranggler, der den andern erwartet.

‚Geh, Tauferer, muck' dich nicht auf! 's geht dich nichts an, was die Ahrner in ihrem Kessel kochen. Lupf den Deckel nicht und verbrenn dir nicht Hand und Gesicht, Tauferer!' spottete der Mairegger und pfiff leise durch die Zunge. ‚Viehhandel, Tauferer, Viehhandel! Das paßt besser in dein Maul.'

Alle Bauern lachten, auch die Händler mit Ausnahme Fruhmanns. Der knirschte mit den Zähnen, wurde verlegen und wollte stillschweigend aus der Stube. Als die andern sahen, daß ihn der Spott wirklich verletzt hatte, denn seine Rede kam ihm mehr vom Herzen als des Maireggers Spott, hielten sie ihn zurück, und der Mairegger sagte, auf ihn zutretend: ‚Kotz Leichnam, Fruhmann! setz' dich her und laß sehen, wie schwer deine Geldkatze ist. Teufel, meine schönste Kuh wiegt sie nicht auf. Tauferer, steck ein! Heunt ist's auch mit dem Handel nichts!'

Der Mairegger konnte das Spotten nicht lassen.

‚Ahrner,' rief der Lindwerker, um die andern Bauern vom Mairegger und Fruhmann abzulenken, ‚Ahrner seid Ihr zufrieden mit den neuen Herren des Bergwerks?'

Auf diese Frage entstand Tumult. Die Händler wurden mit Fragen bestürmt.

‚Also wißt ihr nichts? Die Kehlburgerin ist wieder auf Kehlburg. Der gehört izt das Bergwerk.'

‚Der Kehlburgerin?' fragten viele.

‚Ja. Aber sie wolle es verkaufen,' fuhr der Lindwerker fort; ‚die einen sagen, sie habe es schon verkauft. Man weiß nichts Bestimmtes. In die Ratstuben solcher Herren hat ein Viehhändler keinen Eintritt und die Klatschbasen hüpfen nicht über Mauer und Zinne! Kotz Leichnam! Ahrner, habt Ihr gemeint, das Bergwerk werde itzt geschlossen bleiben? Kupfer ist Gold. Auf Geschäftsdinge versteh' ich mich,' und er lachte laut.

‚Die Brunecker seind wie die Tauferer: Die krähen auf jedem Zaun,' spottete der Mairegger.

‚Lindwerker, hast du diese Kunde sicher?' fragte der Innerbacher.

‚So sicher wie mein Geld in der Katze,' lachte dieser.

Hierauf verließ der Innerbacher den Tengghof und eilte auf die Grueberalm.

Der Lindwerker hatte sich und die anderen Händler — nach seiner Meinung — durch diese Botschaft in mißliche Lage gebracht. Denn die Bauern waren nur mehr Aug und Ohr für das Bergwerk und vergaßen gänzlich auf den Viehhandel.

‚Potz Blitz!' sagte der Lindwerker, um diesem Gespräch ein Ende zu machen, ‚die Kehlburgerin ist eine vornehme Frau, eine Ahrnerin . . .'

‚Eine Taufererin . . .' unterbrach ihn Fruhmann.

‚Eine Kehlburgerin,' fuhr der Lindwerker unbehindert weiter, ‚die wird euch doch keine lutherischen Knappen mehr ins Tal schicken!'

Der Lindwerker schmunzelte über die Wirkung seiner Worte, und er hatte doch nur die Wahrheit gesagt — er, der Viehhändler!

Die Bauern beruhigten sich und der Markt konnte beginnen. Sämtliche, die einen Kauf oder Verkauf abschlossen, konnten zufrieden sein.

Gegen Abend fuhr man heim. Dort wurden die Almkühe von der Bäuerin erwartet, die der schönsten den Kranz abnahm — wie's Brauch ist. Sie trug ihn in die Kammer und verschloß ihn in der

Truhe bis zum nächsten Jahr. Viele blieben noch beim Tengg. Die Gföller waren bereits gegangen. Sie kehrten beim Schmied in der Au drunten ein, und Wast bestellte ein Dutzend Bindhacken zum Holzziehen im Winter. Auch solle ihm der Schmied eiserne Schlittensohlen bereithalten und ein paar Holzzepine für den Winter. Die junge Schmiedin blickte neugierig in die Esse, dann eilte sie weg, als hätte sie jemanden vermißt. Beim Fortgehen nahm sie sich vor, die Gföller zu fragen, wie es dem Eisenschwögler ginge. Aber als sie fragen wollte — sie wartete auf dem Platz vor der Schmiede —, wagte sie es nicht. Wast von Ort trat auf die junge Dirn zu:

‚Schmiedin, dein Vater führt einen guten Hammer, wenn er dein Haar gezogen und geschweißt hat,‘ sagte er lachend und wies auf die herabfallenden Zöpfe.

‚Geh, Wast,‘ antwortete der Hoferhauser, ‚den Flachs werden schon Buben ausziehen — beim Brecheln verweilt jeder gern und läßt sich einen Buschen aufstecken und zahlt seinen Wein, wie's Brauch ist,‘ und er lachte so laut, daß der Schmied im Hämmern innehielt.

‚Dirn,‘ sprach nun auch der Niederhofer, ‚Dirn, daß der Flachs beim Brecheln nicht dem Feuer zu nah' kommt . . .‘

Dann gingen die Gföller heim und jeder freute sich seines Spaßes, den er gemacht. Heut war ein freudiger Tag.

Die junge Schmiedin aber stampfte mit dem Fuße und ballte die Fäuste. — —

Spät in der Nacht kam der Innerbacher zum Eisenschwögler auf die Alm. Der Grueber saß sinnend am Herdfeuer und stöberte mit einem eisernen Feuerhund in der Glut.

‚Du da?‘ fragte der Eisenschwögler überrascht. ‚Bringst du mir Kunde von Ahrn herauf? So oft du in letzter Zeit gekommen bist, an Botschaft hast du nie schwer zu tragen gehabt.‘

‚Almabtrieb war heunt. Prachtvolle Stücke, Eisenschwögler. Wenn deine Kranzkühe über die Tauern kommen, magst du zusehen, ob sie auch so geraten sind.‘

‚Sie müssen geraten sein — wie's Brauch ist.‘

Die beiden sprachen erst von den Neuigkeiten dieses Tages. Schon wollte der Eisenschwögler aufstehen, da hielt ihn der Innerbacher zurück.

‚Eisenschwögler,‘ begann der Innerbacher, ‚das Bergwerk gehört der Kehlburgerin und die soll's verkaufen. Die Tauferer und

Brunecker Händler haben heunt diese Nachricht gebracht. Das ist meine Zeitung.'

‚Die Kehlburgerin? Die Wittib des Balthaser Stübich?' fragte der Eisenschwögler rasch.

‚Ja die, Thoman.'

Und der Innenbacher berichtete, was ihm Gerüchte zugetragen hatten: Die Kehlburgerin und Wittib des Grafen Balthaser von Stübich habe, als sie erfuhr, daß ihre Sache in den Händen des Bruders nicht wohl aufgehoben sei, die Kehlburg verlassen und sei nach Schwaz zu den Fuggern gereist. Vor diesen habe sie die Rechte, die sie ihrem Bruder übertragen hatte, widerrufen, um selbst ihr Anwalt zu sein. Da sich aber Schwierigkeiten einstellten und die Kehlburgerin den Ränken der Fugger nicht gewachsen schien, wollte sie das Bergwerk und die Besitzungen der Stübichs im Ahrntal gegen eine zu vereinbarende Summe abtreten. Da kam die Nachricht vom Tode ihres Bruders. Nun war sie die alleinige Erbin der Kehlburger, und es standen ihr reiche Geldmittel zur Verfügung. Die Verhandlungen mit den Fuggern brach sie ab, indem sie sämtliche Darlehen an die Fugger zurückzahlte.

‚Der ist itzt das Bergwerk zu eigen,' forschte der Grueber nochmals.

‚Sie sagen's,' machte der Innerbacher. Was aber dann geschehen, sei ungewiß. Man sage, sie habe zwischen den Tratzbergern einen Pachtvertrag geschlossen. Schließlich sei aus dem Pacht ein Kauf geworden. Für sich selbst habe sie nur die Kehlburg behalten.

Der Eisenschwögler mußte an sich halten, um der Aufregung, die sich seiner bemächtigte, Herr zu werden. Sein Atem ging in kurzen Stößen und das Herz schlug an die Rippen, daß man das Pochen am Lederwams sah.

‚Wo ist die Kehlburgerin?' sagte er mühsam.

‚Auf Kehlburg soll sie sein.'

‚Wo ist die Kehlburg?'

‚Bei Bruneck draußen im Taufertal, links oben auf dem Berg, wenn man gen Bruneck kommt. Tesselberg soll in der Nähe sein,' antwortete der Innerbacher.

Da entstand eine lange Pause.

‚Verkaufen soll sie das Bergwerk?' forschte der Grueber.

‚Man sagt's, Thoman.'

‚Wie meinst du, Innerbacher, wie's wird?'

‚Das mit dem Verkauf?'

‚Ja, Innerbacher.‘

‚Wenn nur mit lutherischen Herren keine lutherischen Knappen kommen! Das haben heunt die Bauern beim Tengg erwogen.‘

‚Haben sie etwas beschlossen?‘ fragte der Eisenschwögler gespannt.

‚Nichts, soviel ich weiß.‘

‚Dann ist's gut,‘ atmete der Eisenschwögler auf.

‚Melcher,‘ hub der nach einer Pause wieder an, ‚ich bleib nimmer lang auf der Alm.‘ Dann gingen sie in die niedere rauchgeschwärzte Almstube hinein. Der Eisenschwögler war die ganze Nacht wach. Immer tauchte ein Bild vor seinen Augen auf. Immer kam es über ihn: Erst die Tat vollbringen! Jubel, Schmerz, Angst und Verzweiflung, Mut und Hoffen — strömte in selbiger Nacht durch die Dachlucke auf den Grueber ein — wogte auf und nieder wie Ebbe und Flut. Trug des Eisenschwöglers Lebenskahn hoch hinauf bis an die Sterne, daß er das Haupt neigte wie ein Kind; schleuderte ihn hinab in kochende brausende Flutabgründe, daß er an Klippen zerbrach und zerschellte . . . Er aber kroch ans Land, nackt und blind und wünschte, gestorben zu sein. Dann war es dem Eisenschwögler, als ginge er aus, eine große Gnade zu finden. Aber es schlichen ihm viele nach und wollten ein Verdienst haben. Niemand doch durfte das Verdienst mit ihm teilen, denn es war nur so groß, seine Schuld sühnen zu können. Eifersüchtig wachte der Grueber über seinen Gedanken, den niemand zuvor und niemand mit ihm ausführen sollte. Und plötzlich trat die junge Schmiedin vor ihn hin und sagte barsch und unwillig: ‚Eisenschwögler, gesund sollst du werden . . .‘

So kam der Morgen.

‚Innerbacher, sag auf Grueben, sie sollen nichts mehr heraufbringen. Ich hab genug Vorrat da.‘

Der Innerbacher ging. Der Eisenschwögler aber schritt eilig gen den Steinerholm hinaus.

XII.

Spät eines Abends wurde an das Tor von Kehlburg geschlagen. Ungestüm, daß der Torwart erschreckt auffuhr. Der Fremde drückte das unverschlossene Tor auf und sagte zum erschrockenen Burgwart:

‚Führt mich zur Kehlburgerin!‘

‚Herr,‘ sagte der Torwart leise und freundlich, ‚macht keinen Lärm. Geht wieder hinaus und kommt morgen. Die Herrin schläft.‘

‚Führt mich zur Kehlburgerin,‘ erwiderte der Fremde und packte den Torwart an beiden Schultern. ‚Führt mich zur Kehlburgerin ...‘

‚Herr,‘ bat der Wächter, ‚wer seid Ihr? Sagt mir einen großen Namen und ich will's der Herrin melden. Aber laßt mich los und werft mich nicht an die Mauer.‘

‚Ich will zur Kehlburgerin,‘ sprach der Fremde und schüttelte den Burgwart.

‚Kommt Herr,‘ flüsterte dieser.

Sie gingen eine Treppe hinauf und gelangten in einen weiten Saal. Der Burgwart zündete einen Leuchter an. ‚Wartet da,‘ sagte er und ging hinaus.

Die Kehlburgerin hatte noch Licht in der Kammer. Der Torwart klopfte und meldete, es warte drunten ein Besucher. Es sei ein vornehmer Herr und Graf, der mit wichtiger Botschaft gekommen sei. Dies sagte er aber nur aus Furcht vor der Herrin und vor dem Fremden.

‚Ich will hinunter,‘ sprach die Kehlburgerin.

Als sie die Hünengestalt des Fremdlings sah und an seiner verstaubten Kleidung einen Bauern erkannte, erschrak sie.

‚Wer seid Ihr?‘ fragte sie.

‚Ich bin der Grueber aus Gföll, der Eisenschwögler ist mein Name,‘ sagte der Grueber langsam.

‚Der Eisenschwögler ...‘ wiederholte die Gräfin sinnend; dann, als verbinde sich mit diesem Namen eine furchtbare Vorstellung, schrie sie leise: ‚Was wollt Ihr?‘

‚Frau,‘ begann der Eisenschwögler, ‚wenn Ihr die Kehlburgerin seid, so tut's mir zu wissen. Seid Ihr die Herrin des Bergwerkes in Prettau?‘

‚Ja ...‘

‚Frau,‘ unterbrach sie der Eisenschwögler rasch, ‚dann sollt Ihr's behalten. Aber nehmt keine fremden Knappen und Pächter. Es ist kein Gut, wie Ihr wißt.‘

Die Kehlburgerin, erstaunt über diese Rede, betrachtete den Eisenschwögler. Der sah nicht aus wie ein Feind. Sie forderte ihn auf, sich an den Tisch zu setzen und nahm ihm gegenüber Platz.

‚Redet weiter, Grueber auf Gföll,‘ sagte sie freundlich.

‚Kehlburgerin,‘ begann der Eisenschwögler, ‚Ihr seid eine gute Frau und recht im Glauben. Das Bergwerk ist Euer. Und so dürft Ihr nicht wieder Knappen anstellen, die wir vertreiben müssen ...‘

Der Eisenschwögler setzte aus, als suche er nach Worten.

Die Kehlburgerin ahnte, worum es sich handle, und als sie sah, wie aus diesem Bauern die Sorge um das Wohl des Tales spreche, fand sie Gefallen und beschloß mit der ganzen Wahrheit über das Bergwerk bis zum Schluß zu warten, um den Eisenschwögler mit der freudigen Nachricht zu überraschen.

‚Ja, Eisenschwögler,‘ sagte sie, ‚ich weiß, daß es Euch am Herzen liegt, daß keine Fremden in das Tal kommen. Und ich würde Euren Wunsch erfüllen, wenn ich das Bergwerk nicht verkaufen wollt.‘

‚Ihr verkauft das Bergwerk? Herrin, verkauft es nicht. Denn niemand weiß, was die neuen Herren tun werden,‘ und beide Hände zur Kehlburgerin hinüberstreckend, fuhr er fort: ‚Frau und wenn Ihr das Bergwerk verkauft, verkauft es an einen guten Herrn. Darum bitte ich Euch.‘

Die Kehlburgerin tat, als ob sie überlegte. Sie betrachtete den Eisenschwögler und sah, wie seine Augen erwartend auf sie gerichtet waren.

‚Frau, versprecht mir das . . .‘ bat der Grueber mit dunkler Stimme.

‚Ja, das versprech ich Euch,‘ sagte die Gräfin, da sie wohl merkte, wie furchtbar qualvoll dem Eisenschwögler das Warten auf die Antwort sein müsse.

Da leuchtete es in den Augen des Gföllers auf wie ein neuer Morgen, und über sein düsteres Gesicht huschte ein Strahl von Hoffnung.

‚Herrin . . .‘ stammelte er. Er wollte irgend ein Dankeswort sagen, fand aber keins.

‚Herrin,‘ begann der Eisenschwögler rasch, als hätte er Eile. ‚Herrin, wenn Ihr das Bergwerk an andere Herren verkauft, die recht im Glauben seind wie wir, so bestimmt, daß sie keine lutherischen Knappen und Pächter anstellen. Wie der Herr, so der Knecht...‘

‚Eisenschwögler, Ihr seid ein vorsichtiger und kluger Ratgeber,‘ lächelte die Kehlburgerin.

‚Frau,‘ erwiderte der Grueber, ‚wenn man jemandem Wohl will, tut man alles und nimmt alles heraus, was in Kopf und Herz ist. Ich will den Ahrnern wohl und...‘ seine Stmme klang stockend... ‚und . . . mir . . .‘

‚Euch?‘ verwunderte sich die Kehlburgerin.

,Ja,' sagte er, als spräche er ein scheues Bekenntnis aus. Die Kehlburgerin wurde aufmerksamer.

,Das müßt Ihr mir erklären, Eisenschwögler. Wenn ich Euren Willen tun soll, muß ich wissen warum.'

Da wurde der Eisenschwögler verwirrt, so daß die Gräfin beschloß, nicht weiter in ihn zu dringen.

,Frau,' sagte er nach einer Weile, ,tut es doch, worum ich Euch bitte.'

,Eisenschwögler, ich geb Euch dieses Versprechen,' antwortete die Kehlburgerin.

Und wieder leuchtete es in den Augen des Gföllers und wieder stammelte er, brach ab und begann überstürzt: ,Frau, wenn die neuen Herren kommen, bestimmt, daß alle Ahrner Knappen wieder in Arbeit genommen werden und nicht Fremde, wenn's auch Katholische seind.'

,Gföll, Euch kann ich keine Bitte abschlagen. Ich verspreche Euch auch das,' erwiderte die Kehlburgerin, und wonnige Freude empfand sie in ihrem milden Herzen, als sie sah, wie der Eisenschwögler überglücklich war. Froh war sie in ihrer Seele, daß sie dies alles, was der Grueber verlangte, schon getan hatte.

,Frau,' begann der Eisenschwögler wieder , ,wenn alles wieder so ist im Bergwerk und auf den Höfen wie es war, bevor der Zwiespalt begonnen hat, soll es immer so bleiben. Bestimmt auch das.'

,Auch das will ich bestimmen. Meint Ihr, daß wieder Uneinigkeit anheben möcht?'

,Ja, Frau,' entgegnete der Gföller langsam, ,wenn Rächer kommen, denen die Rache nicht gebührt ...'

,Dem will ich ein Ziel setzen. Ich bestimme, daß die neuen Herren Ahrn und Prettau schützen sollen. Meint Ihr so?'

,Lohn es Euch Gott, Kehlburgerin,' sagte der Gföller und atmete auf wie ein Erlöster. Dann sagte er leise: ,Werden's die Herren auch tun?'

,Das kann ich Euch schwören.'

Und abermals leuchtete es in den Augen des Gföllers auf wie ein junger Morgen, wenn die Sonne am Himmel steht und der Frühling auf Erden erwacht ist. — Nun erhob sich die Kehlburgerin und wollte den Eisenschwögler beschenken mit Wonne und Freude und sagte langsam Wort für Wort, indes ihre Augen glänzten:

‚Eisenschwögler, dies alles, was Ihr verlangt, hab ich getan und ist urkundlich festgelegt. Jede Bitte ist Euch schon erfüllt.‘

Da schrie der Eisenschwögler auf wie ein Wild, dem sich der Todespfeil ins Herz wühlt: ‚Ihr ... Nicht ich ... Nicht ich ...!‘ und brach am Tische zusammen.

Die Kehlburgerin erstarrte.

XIII.

Jahre sind vergangen. Friede und Ruhe herrscht im Ahrntal. Bergwerk und Bauernschaft blühen. Viele, die jene traurigen Augusttage erlebten, sind gestorben. Die neuen Herren von Tratzberg sind beliebt. Die Pachthöfe haben sie größtenteils an Ahrner verkauft. Wieder hämmern die Pocherhütten. Wieder fahren Sommers die Erzkarren und Winters die Erzschlitten gen Ahrn.

Einer nur freut sich nimmer des Lebens und trägt es, weil es jedes Menschen heiligste Pflicht ist, das Leben zu tragen: der Eisenschwögler. Gebeugt ist die Hünengestalt, ergraut sein Haar, der Gang müd und langsam, als trüge er eine ungeheure Last. Kaum daß er mit jemanden spricht. Als man ihn vor Jahren von Kehlburg auf einem Wagen totkrank auf Gföll führte, bat er den Herrn des Lebens, sterben zu können. Aber sein eiserner Leib trotzte dem Tode. Niemand wußte, was über ihn gekommen war. Nur die Gföller ahnten es. Auf Neuhaus und Schönbichl hausten zwei Söhne des Ortners und des Niederhofers. Zwanzig Jahre waren sie alt.

Grueben übergab der Eisenschwögler dem Melcher. Zu Innerbach hauste bereits der älteste Sohn desselben. Melcher blieb auf Grueben mit seinen Kindern. Thoman, der jüngste Sohn, war der Liebling des Eisenschwöglers. Bei der Übergabe Gruebens bestimmte er, daß Haus und Hof mit Wiesen, Wäldern und Weiden auf den jungen Thoman nach Ableben des Vaters übergehen sollte.

Der Eisenschwögler selbst zog sich auf die Alm zurück und hauste dort allein. Thoman blieb tagelang bei ihm. Mit diesem frischen Bergbauernbuben spielte der düstere Gföller wie ein Kind. Und die Tage, wo Thoman bei ihm war, waren ihm Feiertage.

Selten kam der Gföller ins Tal herab. Nur an Sonntagen. Es begannen sich Legenden um den einsamen Mann am Steinerholm zu ranken. So, der Eisenschwögler habe das Gelübde getan, wenn Frieden und Eintracht im Tal bleibe, Haus und Hof zu verlassen und wie ein Einsiedler zu leben ...

Eines Sommertages ging ein gewaltiges Gewitter über den

Steinerholm. Der Eisenschwögler und der kleine Thoman saßen in der Hütte. Plötzlich stand der Eisenschwögler auf, schaute den Buben an und setzte sich wieder nieder. Das Gewitter wurde heftiger. Es krachte der ganze Himmel. Es flammte der ganze Himmel.

‚Du, geh hinaus und fang einen Blitz!‘ sagte der junge Thoman.

Der Eisenschwögler lachte.

‚Fang einen Blitz!‘ wiederholte der Bub.

‚Den fang ich nicht!‘ sagte der Eisenschwögler.

‚Dann geh ich selber!‘ zürnte der Bub und stampfte mit dem Fuße.

‚Das ist Grueber Art!‘ murmelte der Gföller und betrachtete erfreut den Buben.

Der war schon hinaus und lief gen den Steinerholm.

Der Eisenschwögler eilte ihm nach. Regen und Wind peitschte in sein Gesicht. Er sah den jungen Grueber, wie er die Hände in die Luft warf und in Gewitterfreudigkeit immer schneller und schneller lief.

‚Bub! Dableiben . . .! Thoman . . .!‘ rief der Eisenschwögler.

Weit vom Himmel beugte sich ein Blitz und berührte den Eisenschwögler an der Stirne.

Der Donner krachte, als spränge ein gewaltiges Tor auf, durch das der Sieger seinen Einzug halten wolle.

Tot lag der Eisenschwögler auf dem Steinerholm. Sein Leib reckte sich über eine Felsplatte. Zu seinen Füßen ragte ein zerschmetterter Zirmbaum.

Beide vom selben Blitz berührt.

Gen Abend kam der junge Thoman auf Grueben und sagte, der Eisenschwögler liege tot auf dem Steinerholm.

Nie mehr war zu Ahrn ein Leichenbegängnis gleich dem des Eisenschwöglers. Ein gewaltiges Eisenkreuz hämmerte ihm der Schmied in der Au. Niemals hat er bei dieser Arbeit geflucht. Tränen fielen über sein rußiges Gesicht in den roten Bart. Die Schmiedin aber saß daneben und weinte. Und jeder Hammerschlag traf ihr Herz und jedes Glühen des Eisens versengte Blume um Blume in ihrer Brust. Und als das Kreuz gebildet war als ein Zeichen der Hoffnung und der Erlösung im Jenseits, ragte auch im Herzen der Schmiedin ein schwarzes Kreuz.

Ende.

Die tragischen Widersprüche der menschlichen Gesellschaft / Von Robert Saitschick

I.



Der homo sapiens ist mehr und zugleich weniger als Vernunft; er ist kein Mechanismus, der leicht gehandhabt und dessen inneres Triebwerk auseinandergenommen und zusammengestellt werden kann. Er läßt sich nicht unter die anderen Naturwesen einreihen: er ist nicht so einfach in seinen Trieben: weder so abgeschlossen noch auch so sozial wie jene.

Kein einziger Trieb tritt bei ihm unverhüllt an den Tag, sondern alle seine Triebe greifen ineinander. Was er von Eigenschaften geerbt hat und auf die künftigen Geschlechter weiter vererbt, kann gar nicht unter die Vorstellung der Natur gebracht werden. Keine Wissenschaft ist imstande, dem Ineinandergreifen zweier Welten, den Verwicklungen im menschlichen Leben gerecht zu werden. Kein Scharfsinn ist fähig, die Triebe, Regungen und tieferen Bedürfnisse des menschlichen Innern von einander zu scheiden und sie in ihrem eigentlichen Wesen zu erkennen, und selbst wo die Schärfe des Verstandes zur größten Klarheit zu führen scheint, bemächtigt sich des gewissenhaften und feinsinnigen Menschen doch das Gefühl, es sei kein wahres, sondern nur ein künstliches Licht, das sie hier verbreitet hat: das wirkliche Leben duldet keine allzu scharfen Trennungen und keine einseitigen Schlußfolgerungen.

Die Lebenswirklichkeit müßte dem einsichtsvollen Menschen als bloßer Wirrwarr erscheinen, wenn er keine höhere Wirklichkeit anerkennte. Erst die Erkenntnis der höheren Wirklichkeit macht es uns möglich, uns hienieden zurechtzufinden. Im gesellschaftlichen Leben kämpfen die gleichen lichten und dunkeln Mächte wie im einzelnen Menschen. Der einzelne muß mit seinem Beispiel und seiner Einsicht den Mitmenschen vorangehen und ihnen höhere Ziele weisen und den höheren Kräften zum Siege über die niedern verhelfen. Die meisten Menschen bleiben in ihrem innern Leben unfrei; sie bekennen sich wohl zu der höheren Welt, aber zugleich lebt in ihnen vieles, was sich dagegen sträubt, ja in gewissen Augenblicken kommt in ihnen sogar ein Widerwille gegen alles höhere auf: Sie finden in sich Schwäche, Kleinmut und Zweifel. Die Zahl der Charaktere, in denen die lichten und dunkeln Eigenschaften unvermittelt nebeneinander liegen und oft auch in Streit miteinander geraten, bilden die überwiegende Mehrheit. Im Leben der Gesellschaft ist der Kampf zwischen den niedern und höheren Kräften weit offener und klarer als in unserm eigenen Innern: Nur wer keine Menschenkenntnis hat, nur der Theoretiker kann bei der Betrachtung der Gesellschaft und der sie bewegenden Mächte in Allgemeinheiten verfallen und vom einzelnen Menschen absehen. Ohne die Umgestaltung und Befreiung des natürlichen Willens kann es keine Erhöhung im menschlichen Zusammenleben geben. Wer in sich selbst Einkehr hält und sein

Inneres prüft, muß gewahr werden, daß die Selbstüberwindung das Schwerste ist. Und was ist die Freiheit, wenn nicht die Überwindung der niedern Triebe? Nachdem der Mensch von niederer Gesinnung jahrtausendelang in den Dienst der höher angelegten Menschen gezwungen worden war, kann er jetzt mit den Mitteln des Intellektes, die er sich angeeignet hat, danach streben, seine niedere Natur, die er auch seine Freiheit nennt, wieder zu erobern. In der zivilisierten Gesellschaft können nieder gesinnte Menschen ihre Gesinnung verhüllen und ihren brutalen Trieben eine feinere Gestalt geben. Was ihnen aber mangelt, ist die Ehrfurcht vor einer höheren Welt. Sie berufen sich nicht auf die platte Wirklichkeit, aber doch haben sie gegen alle Höhen des Geistes eine unüberwindliche Abneigung, wenn sie es auch nicht immer offen zeigen, ja sie können sogar von einer vollkommenen Gesellschaft sprechen und für ihre Errichtung eintreten.

Bei manchem ist das Utopische nur ein Ersatz für die ihm unzugängliche höhere Welt. Der utopische Glaube an die Möglichkeit, mit den Mitteln des Verstandes eine vollkommene Gesellschaft zu begründen, kann nur von einem völligen Mangel an Erkenntnis der Grundkräfte alles Lebens kommen: der Mensch erscheint diesem Glauben als ein Wesen, das durch bloßes Zusammenwirken äußerer Kräfte, ohne alle Läuterung seiner Triebe, in Einklang mit sich selbst und den andern gebracht werden kann, während in Wirklichkeit die Gebrechen der Gesellschaft doch so lange unheilbar bleiben müssen, bis der Mensch von innen heraus geläutert und gehoben würde. Auf Ehrgeiz und Machtgelüste, auf Kampf ums Dasein und rücksichtslosen Wettbewerb läßt sich keine vollkommene Gesellschaft errichten. Selbst aus denen, die für die Vervollkommnung der Gesellschaft mit der Überzeugung des Parteimenschen eintreten, reden oft die niederen Triebe noch deutlich. Solange wir im Bereiche der sichtbaren Welt bleiben, ist es ja nur folgerichtig, daß wir auf die Stimme der Natur hören, weshalb auch, wie Plutarch bemerkt, Machthaber und Tyrannen sich Namen beizulegen gewohnt sind, die sie den Naturelementen und der Tierwelt entlehnen, wie Blitz, Habicht, Adler, um dadurch ihre Macht zu bezeichnen. Die dunkeln Mächte können nicht durch blasse Gedanken gebrochen werden, und auch der Kampf, den mancher gegen sie mit ihren eigenen Mitteln führen zu können wähnt, ist ja geeignet, diesen Mächten nur ähnliche hinzuzufügen. Wie viel Arbeit wird verrichtet im Dienste des Machtgelüstes: im Grunde sind die arbeitenden Sklaven auch voller Machtgelüste; im Golde, das sie herbeischaffen, ist nicht nur die Herrschsucht und die Lieblosigkeit ihrer Beherrscher, sondern auch ihre eigene verkörpert: seine betörende Kraft liegt in uns, denn so lange unsere Triebe auf keine höhere Stimme hören und auf sich selbst angewiesen bleiben, muß es Herrschsucht, Geiz und Ehrgeiz geben. Warum soll auch der Mensch, wenn er doch für eins mit seinen niedern Trieben erklärt wird, die Gewinnsucht und das Machtgelüste von sich weisen? Unser Wille ist in seiner niedern Triebkraft kein Schwärmer und hält sich fest an seine eigene Wirklichkeit; was zur Schwärmerei führt, ist nur die Vernunft

gewisser Menschen, die, anstatt die Erneuerung des Willens von innen heraus anzustreben, an eine friedliche Einigung zwischen der Vernunft und dem nicht regenerierten Triebe glaubt: sie befragt auch gar nicht unsere Triebkraft, sondern sie nimmt an, der Trieb habe von Hause aus alle guten Eigenschaften, und die Gerüchte, die über seine Beschaffenheit verbreitet sind, seien nur Verleumdung. Das ist ja das Merkmal des Theoretikers, daß er eine Scheu vor dem Menschen in nächster Nähe hat und es daher vorzieht, ihn durch die Brille der Selbsttäuschung zu betrachten. Die Tatsachen aber sprechen laut eine ganz andere Sprache: der Kampf um das Geld und der Krieg können uns am deutlichsten zeigen, was der natürliche Mensch ist. Auch vom Gelde gilt ja das, was der römische Geschichtschreiber vom Kriege sagt: sein Lärm, seine Wunden und sein Blutvergießen liegen zwar offen am Tage, aber seine Ursachen sind verborgen, und auch der Zufall waltet dabei mit — clamor, vulnera, sanguis palam, causa in occulto, caetera fors regit.

2.

Der Krieg hat zwar immer eine sichtbare Veranlassung, die den Menschen einleuchtet, aber maßgebend sind dabei doch nur die innern, unsichtbaren Gründe. Vom Standpunkte der Natur behält das, was Brennus den Römern sagte, als diese ihn an der Eroberung und Plünderung der Stadt Chiusi verhindern wollten, eine unerschütterliche Gültigkeit: die Unterdrückung der Schwächern durch die Stärkern, die Einziehung ihrer Güter, die Zerstörung ihrer Städte könne ja deshalb nichts Schlechtes und Ungerechtes sein, weil dies das älteste aller Gesetze sei, das der ganzen Natur zugrunde liege und alle ihre Geschöpfe regiere; die Römer sollten nur aufhören, mit den Einwohnern von Chiusi Mitleid zu empfinden, denn ebensogut könnten ja die Gallier Mitleid mit den von den Römern unterdrückten Völkerschaften haben.

Unsere Vernunft kann gegen Kampf und Krieg sein, aber unser ungeläuterter Trieb ist dafür, und der Krieg bricht nach den Gesetzen der Natur aus, die wenig mit unsern besseren Gedanken zu tun haben. Wenn der Philosoph Krates meinte, man solle auf die Menschen so lange durch Philosophie einwirken, bis der Krieg ihnen als der größte Unsinn erschiene, so rechnete er nicht mit den tief wurzelnden Gewalten der Wirklichkeit, mit den kriegführenden Kräften unseres Triebes, die doch nur durch eine Wiedergeburt des ganzen inneren Menschen zur Ruhe gebracht werden können. Dem Menschen, der innerhalb der Schranken der Natur bleibt, muß der Krieg als etwas Natürliches gelten, ebenso wie er den Tod für etwas Natürliches hält. Wenn die Vernunft uns sagt, das Leben sei auch ohne Krieg möglich, so ist es, solange die Triebkraft nicht von innen heraus geläutert wird, doch nur ein theoretischer Gedanke, denn die Vernunft sieht nicht, daß unser Trieb ihr nur für kurze Augenblicke gehorchen würde und daß bald darauf sogar die Erfindungen der Wissenschaft in den Dienst des ungeläuterten Willens treten müßten. Die angewandte Wissenschaft, alle Vervollkommnung der

Technik ist doch im Grunde nicht nur eine Vervollkommnung des menschlichen Zusammenlebens, sondern zugleich auch die der Kriegsmittel. Schon Hugo Grotius konnte behaupten, daß die Kriegführung in den zivilisierten Ländern der Christen noch schauerlicher sei als die der rohen Völkerschaften. Und nun gar mit der Vervollkommnung der Kriegstechnik: wird doch der Krieg jetzt mit Mitteln geführt, von denen man sich früher gar nicht träumen ließ. Bei den zivilisierten Völkern ist der Krieg nicht mehr der triebkräftige Kampf des einen Volkes gegen das andere, sondern das ganze Wissen der Zeit wird in den Dienst der organisierten Vernichtung gerufen. Da die neuen Kriegsmaschinen auf die Zerstörung großer Menschenmengen abzielen, so muß der Krieg mit großen Massen rechnen. Aber wird der Krieg nicht gerade durch die zerstörenden Mittel, die die Wissenschaft in seinen Dienst stellt, sich selbst vernichten? Daran kann aber nur der glauben, dem die mechanische Untergrabung der Triebe als Wiedergeburt gilt. Tiefer geschaut kann eine solche Untergrabung der Triebe durch äußere Mittel doch nur die Untergrabung des Charakters sein, denn was dann übrig bliebe, wäre nichts anderes als bloße Vernunft und wissenschaftliche Forschung. In Wirklichkeit ist die Tatsache wohl unerschütterlich, daß der verheerende Trieb, trotz aller fortgeschrittenen Vernunft, immer wieder auf seine Rechnung kommt. Was zur Heilung von Krankheiten und zur Verhütung von Seuchen einerseits gefördert wird, wird andererseits durch die Mittel der Zerstörung, die dem unerlösten Triebe zur Verfügung stehen, mehr als zur Genüge aufgewogen. Napoleon, der im Vertrauen auf die ihm blindlings gehorchenden Massen sagte: ‚J'ai 300 000 hommes de revenues,' würde jetzt mit diesen seinen Revenüen jedenfalls keine so erfolgreichen Kriege geführt haben. Auch die Tapferkeit muß zweifelsohne immer mehr an Unmittelbarkeit verlieren: Die Tapferkeit der Spartaner würde jetzt nicht mehr so rein und stark zutage treten können.

Die Weltgeschichte erzählt von Eroberungen, von zerstörendem Zwiste, aber zugleich auch davon, daß in den Menschen von jeher das Bewußtsein einer höheren Welt gelebt habe, in der nicht mehr die vernichtende Triebkraft, sondern Gerechtigkeit und Friede herrschen. Nur durch die höhere Welt können die ehernen Gesetze des natürlichen Willens überwunden werden. Nur von dieser höheren Welt aus konnte der Prophet Jesaja mit schauender Begeisterung einen Zustand ewigen Friedens herbeisehnen und verheißen. Bei dem Propheten war diese Verheißung keineswegs das Ergebnis theoretischen Denkens oder eine Utopie, die sich auf den unerlösten Willen stützt. Es ist ja ein unverrückbares Grundgesetz des menschlichen Lebens, daß das Vollkommene nie durch Unvollkommenes, das Edle nie durch Gemeines, das Gute nicht durch Schlechtes, der Friede nicht durch Grausamkeit erreicht werden kann und daß, wer das Schwert erhebt, durch das Schwert fallen muß. Niemals kann Freiheit von Unlauterkeit des Willens kommen, und keine Schwärmerei, in noch so schöne Worte gehüllt, ist fähig, den Menschen zu erneuern. Keine Vernunft vermag die tief in die Triebkraft herabreichenden Widersprüche zu

entfernen — das ist wohl das eigentliche Gesetz aller Menschenkenntnis. Nur der starke Glaube an die unsichtbare Wirklichkeit, nur die überwältigende Liebe ist fähig, mit der sichtbaren Wirklichkeit fertig zu werden. Es ist ja auch gar nicht anders möglich, als daß durch die niederen Eigenschaften unserer Triebkraft auch unsere Vernunft in den niederen Kreis heruntergezogen wird. Freilich kann sich unsere Vernunft zum Teil auch selbständig behaupten, ohne auf die wirkliche Einheit des Menschen Rücksicht zu nehmen: sie schafft dann die exakte Wissenschaft. Aber diese wird doch auf das Leben angewendet, und dann vermengt sie sich notwendigerweise mit dem Willen.

3.

Je nachhaltiger und eindringlicher unser Nachdenken über das menschliche Innere und seine Widersprüche ist, desto einseitiger und unzulänglicher müssen uns die theoretischen Lösungen der Lebensfragen erscheinen, da sie ja alle darauf ausgehen, den Menschen, der von Hause aus ein zwiespältiges Wesen ist, zur widerspruchslosen Einheit zu machen. Alle diese Lösungen bewegen sich, wenn sie sich nicht zur verblüffenden Schwärmerei versteigen, nur im mittleren Kreise und haben immer irgendeine Einseitigkeit zum Ausgangspunkt: entweder wird dabei dem Willen, der wiederum nur theoretisch erfaßt wird, das Übergewicht gegeben, oder der Vernunft mit ihren lebensfremden Wirkungen. Von dem einen Standpunkte wie auch von dem andern läßt sich manches aufstellen, das keineswegs ganz falsch ist, so daß die eine Theorie immer etwas an der andern auszusetzen haben wird. Die Wirklichkeit bleibt aber von allen diesen Theorien unabhängig: je inniger jemand mit der Wirklichkeit verwachsen ist, desto deutlicher wird es ihm, daß sie sich in keine Theorie einschließen läßt.

Die tiefere Erkenntnis unterscheidet sich dadurch von allen Gedankensystemen, daß sie den wirklichen Menschen fortwährend in ihrem Gesichtskreise behält und sich über ihn in keiner Selbsttäuschung hinwegsetzt. Gewiß wollte Christus den Frieden unter den Menschen begründen, aber er stellte keine Theorien über das menschliche Leben auf und errichtete keine Gedankensysteme auf dem baufälligen Fundament des Diesseits, die ja schon eine Einengung des Gesichtskreises, eine Rechthaberei des verallgemeinernden Verstandes und des unerlösten Willens sind. Dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, kann nur die eine folgerichtige Auffassung gegenübertreten: die vom diesseitigen Reiche, aber auch g a n z von dieser Welt, mit allen ihren Widersprüchen, mit aller Rücksichtslosigkeit des vernichtenden Triebes. Aber diese Auffassung ist gerade wegen ihrer Folgerichtigkeit die größte aller Utopien und durch den Mut zur unvermischten Brutalität des Instinktes, der ja ungebrochen in die Erscheinung treten sollte, die sinnloseste aller Schwärmereien. Was sie will, ist — den Zwiespalt, die Widersprüche aufheben und, da mit dem Zwiespalt ja Qual und Erniedrigung verbunden ist, dem Menschen die Würde der Einheit geben.

Während alle andern Utopien von irgendeinem einseitigen Gedanken

ausgehen und in dem engen Kreise des Diesseits sich auf Menschenliebe und Menschenglück berufen, geht diese Utopie ganz vom Triebe aus, der sich ebenfalls in das Diesseits einzuschließen habe, freilich als Protest des Willens, der nun zu der Sprache der Vernunft seine Zuflucht nimmt. Aber jede Art von Diesseitigkeit bleibt doch Einseitigkeit: es ist geradezu ein Kennzeichen aller Utopien, daß sie über das Diesseits nicht hinausgehen können und entweder an die von der Wirklichkeit abgelöste Vernunft oder an den unerlösten Willen appellieren — entweder an den von der Gesellschaft getrennten einzelnen oder an die von der Persönlichkeit getrennte Gesellschaft. Daher auch alle utopischen Vorstellungen vom vollkommenen Staate und von dem selbstherrlichen Menschen.

Wo zwei Menschen zusammenwohnen, dort ist schon eine Form des Zusammenlebens nötig, damit sie ein Gegengewicht zu ihren persönlichen Trieben bilde. Und so ist auch der Staat mit seinen Widersprüchen nur der Ausdruck für die darin lebenden Menschen. Eine Familie zu leiten ist eine Aufgabe, die im kleinen der Aufgabe der Leitung eines Staates gleich ist, und wie es keine vollkommene Familie gibt, da ja die Unvollkommenheit der Familie fast stets im Verhältnis zu der Zahl der Mitglieder steht, ebenso kann es auch keinen vollkommenen Staat geben, da ja im Staate die Eigenheiten, Neigungen und Interessen der verschiedenen Schichten und die Verwicklungen, die notwendig daraus entstehen, an den Tag kommen. Auch äußert sich der Charakter der verschiedenen Stämme und Völker im Staate nicht anders als der Charakter der einzelnen Menschen in der Familie. Wie der einzelne und die Familie, so ist auch die menschliche Gesellschaft aus natürlichen Motiven und zugleich aus solchen, die weit mehr als Natur sind, geheimnisvoll zusammengesetzt. Die Motive, Wünsche und Erwartungen der einzelnen Menschen und der verschiedenen Parteien greifen hier ineinander wie Vernunft und Trieb. Der einzelne sucht auf die Menge einzuwirken, und diese übt ihrerseits oft eine betäubende Wirkung auf ihn selbst aus: Ehrgeiz, Herrschsucht, Eitelkeit und Genußsucht und daneben Menschenliebe, Begeisterung und Selbstaufopferung — das alles verschlingt sich ineinander. Die einen ziehen im diesseitigen Kreise vorwärts, ohne auch bestimmt zu wissen, wohin; die andern haben eine Scheu vor diesem ungestümen Drängen und ziehen oft sogar rückwärts, die dritten suchen zu vermitteln, und alle sind sie nur der Ausdruck der verwickelten Interessen materieller und geistiger Art und im tieferen Sinne auch gewisser Charaktereigenschaften. Und da die Menschen keine Maschinen sind, die man nach einem genau berechneten Entwurfe leiten kann, so bringt der immer wieder ausbrechende Kampf der Parteien im Staate und der Völker untereinander, oft unvorhergesehen, den Sieg und die Herrschaft der einen über die andern, wobei die heute Siegreichen morgen die Besiegten sein können.

Der so wahre Ausspruch des persischen Königs Cyrus, daß keiner zu herrschen verdiene, der nicht besser sei als die Beherrschten, stimmt gar wenig mit der Wirklichkeit überein. Gewiß sollten die Bessern und Weisern

obenanstehen, aber dies kann nur selten geschehen, weil die Menschen in ihrer Gesamtheit eine feste Linie zwischen dem Guten und Schlechten zu ziehen gar nicht fähig sind: die verwickelten Lebensverhältnisse erlauben auch gar nicht, den deutlich umrissenen Unterschied überall festzuhalten. Der ältere Cato verglich nicht umsonst die Römer mit den Schafen, die einzeln nicht gehorchen und nur als Herde sich vom Hirten leiten lassen: als Gemeinschaft ließen sie sich auch von Leuten regieren, die sie als einzelne in ihren Privatangelegenheiten niemals zu Rate gezogen haben würden. Und so war es nicht nur in Rom, sondern es darf wohl überall nur als glücklicher Zufall bezeichnet werden, wenn gerade die Bessern mit der Leitung des Gemeinwesens betraut werden: man denke auch an den Ostrakismus im demokratischen Athen, an diesen offenen Ausdruck für die gemischten Gefühle, mit denen die Gemeinschaft allem Echten gegenübersteht.

Wenn der Fähige und Kluge immer auch der Gute und Weise wäre, so läge die Sache einfacher zutage. Unparteiisch und weise sein bedeutet im politischen Leben fast die Unfähigkeit, sich zu behaupten: sagen doch den Menschen gerade die Parteimeinungen und einseitigen Fähigkeiten am meisten zu, denn sie fühlen dabei sofort eine gewisse Verwandtschaft heraus. Jener Bauer, der gegen Aristeides stimmte, nur weil es ihn ärgerte, daß man Aristeides überall den Gerechten nannte, kann als symbolischer Ausdruck der unbewußten Abneigung gelten, die im Leben gegen übertriebene Gerechtigkeit herrscht.

Der menschlichen Gesellschaft ist der Widerspruch zwischen der unverrückbaren Sittlichkeit im Leben des einzelnen und der zugleich ebenso anerkannten Staatsräson tief eingeprägt. Der einzelne Mensch muß dem festumrissenen Gesetze der Sittlichkeit durchaus folgen, denn in den Beziehungen zwischen den einzelnen ist alles einfacher und übersichtlicher. In der Gemeinschaft aber verlieren die sittlichen Grundsätze ihre Geschlossenheit und Deutlichkeit, denn die Verhältnisse sind hier verwickelt: im Kampfe der verschiedenen Willensäußerungen und der einander gegenüberstehenden Parteien lassen sich die höheren Gebote nicht klar von den Forderungen des niederen Willens trennen. Und doch ist die Gemeinschaft der Boden, ohne den der einzelne Mensch nicht denkbar ist und seine inneren Kräfte gar nicht entfalten kann im Guten wie im Schlechten. Der scharfe Gegensatz zwischen der Staatsräson und den tieferen Forderungen des persönlichen Gewissens läßt sich bei der Verschiedenheit der Charaktereigenschaften und Willensrichtungen niemals aufheben, solange wir uns an den diesseitigen Lebenskreis halten. Die vollkommene Zusammengehörigkeit der verschiedenen Völker und Rassen ist eine so hohe Forderung des Geistes, daß sie sich nie auf einer natürlichen Grundlage erfüllen läßt. Je kleiner ein Kreis ist, desto enger kann die Zusammengehörigkeit seiner einzelnen Mitglieder sein, aber selbst da bricht ja immer wieder Uneinigkeit hervor, die von der Verschiedenheit der Charaktere kommt. Wie soll daher in einer großen Gemeinschaft wirkliche Einheit und Eintracht erlangt werden? Das Gewissen des einzelnen

kann sich stets klarer und einfacher äußern als das der Gemeinschaft, und je mehr es solcher entwickelter Gewissen gibt, desto gewissenhafter muß auch das Zusammenleben in der Gemeinschaft werden. Die Unlauterkeit des öffentlichen Gewissens ist stets nur die Folge der noch nicht vollständigen Lauterkeit und Sicherheit der einzelnen Gewissen.

4.

Für die alten Völker war die Staatsräson etwas, woran niemand rütteln durfte; selbst der gerechte Aristeides trennte mit aller Deutlichkeit die private Sittlichkeit von den Interessen des Staates und folgte darin einer Auffassung, die bei den alten Völkern unerschütterliche Gültigkeit hatte: war doch der einzelne Mensch so unzertrennlich verwachsen mit der Gemeinschaft, daß er auch gar keine anderen Interessen haben konnte als die der Gemeinschaft oder als die seiner Partei. Dies sieht man übrigens nicht nur im alten Athen, in den anderen kleinen Republiken Griechenlands und im alten Rom, sondern selbst noch im christlichen Mittelalter. Die Steigerung des persönlichen Gewissens ist in ihrem vollen Umfange zweifelsohne das Ergebnis der christlichen Kultur, das aber nur sehr langsam auf die Gemüter wirkt. Der Gegensatz zwischen dem einzelnen Menschen und der Staatsräson mußte durch die Vertiefung des persönlichen Gewissens immer schärfer werden, und das empfindet auch die neuere Menschheit. Aber nicht ein Gedankensystem ist fähig, diesen so rätselhaften Gegensatz zweier Welten zu überwinden. Solange man vom Naturgesetz, d. h. von der diesseitigen Wirklichkeit, ausgeht, muß man folgerichtigerweise sich gleich Machiavelli an den nichterlösten Willen der Menschen halten, und es gibt dann auch gar keinen Grund, die vorchristliche Staatsräson nicht anzuerkennen. Da läßt sich gegen Machiavellis Bemerkung in seinem Buche vom Fürsten gar wenig einwenden: der Unterschied zwischen dem, was das wirkliche Leben ist, und dem, was es sein sollte, sei so ungeheuer, daß, wer die Wirklichkeit außer acht lasse und seinen Phantasiegebilden nachgehe, nur seinen eigenen Untergang bezwecken könne; die Menschen müßten notwendig zugrunde gehen durch das Ideal allseitiger Gerechtigkeit, weil dieses Ideal mit den Bestrebungen der meisten Menschen gar nichts gemein habe.

Solange wir uns ganz auf die Natur beschränken, müssen wir auch mit dem natürlichen Menschen rechnen, dessen Trieben jedenfalls Gewalttätigkeit, rücksichtslose Selbstbehauptung und Unterdrückung des Schwächeren weit näher stehen als Güte, Milde und Uneigennützigkeit. Daß der Mensch von Natur aus gut und erst durch das gesellschaftliche Zusammenleben verdorben worden sei — eine solche Ansicht kann nur in Menschen aufkommen, die jede feste Beziehung zur Wirklichkeit durch phantastische Einbildungen zu ersetzen suchen.

Der Mensch ist aber nicht nur einfache Natur. Das Verlangen nach Gerechtigkeit und höherer Ordnung war von jeher in den einzelnen verkörpert, denen auch die Kultur ihr Dasein verdankt. Die vollkommene Gerechtigkeit

und die Hoheit der Gesinnung können freilich unter den Menschen nicht verwirklicht werden, ja die Helden selbst, in denen sich das Verlangen nach einer höheren Welt so stark regte, sanken oft wieder zur niederen Natur herab, und sie mußten, wie es die Mythologien der Völker auf mannigfache Weise erzählen, äußerlich und innerlich dafür büßen. Aber neben den niederen Trieben, die nichts von einer unsichtbaren Welt wissen, behauptete sich im Menschenleben stets auch das feinere Gewissen, die Rücksicht und das Mitgefühl, so daß der Stärkere den Drang fühlte, die Schwächeren in Schutz zu nehmen. Dieses Gerechtigkeitsgefühl verschlingt sich mit den religiösen Vorstellungen der Völker. Die starke Gärung entgegengesetzter Neigungen und der Kampf zwischen den niederen Trieben und dem feineren Gewissen mußten zu einem Übergewicht der Gerechtigkeit über die Gewalttätigkeit führen. Wird die Gerechtigkeit je vollständig siegen? Der Kampf des Höheren gegen das Niedere ist ja der eigentliche Inhalt des Lebens: findet er doch nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in unserm eigenen Innern statt. Aber nicht bloß der Kampf der höheren Mächte gegen die niederen, sondern auch der Glaube an den Sieg des Lichtes über das Dunkel gehört zum eigentlichen Gehalte des menschlichen Daseins. Dieser Glaube ist weit davon entfernt, eine Schwärmerei zu sein: sobald er ausgeschieden wird, ist ja unser Leben nicht mehr lebenswert.

Wenn sich der politische Realismus auch von allen Utopien abwendet, so hat er sich doch davor zu hüten, den Menschen auf den unteren Lebenskreis zu beschränken und die Politik bloß als ein Spiel der Naturkräfte zu erfassen. Wie die Utopien in einen blassen Idealismus verfallen, so versinkt diese Auffassung in den niedersten Naturalismus: sie hat keinen Ausblick auf eine höhere Gerechtigkeit, da ihr die Einsicht in den vollen Lebensgehalt abgeht; wenn sie folgerichtig sein könnte und kein Gegengewicht fände, so müßte sie in die Niederung führen und sich dort abschließen. Daher kann von ihr, die ja vom Standpunkte der vollen Wirklichkeit auch nichts als eine Utopie ist, das Wort Solons über die Tyrannei gelten, sie sei zwar eine hübsche Gegend, aber sie gewähre keine Möglichkeit, aus ihr herauszukommen. Die realpolitische Ansicht rechnet nur mit den niederen oder im besten Falle mit den mittelmäßigen Trieben des Menschen, weshalb sie auch ebensowenig aufbauen kann wie der utopische Idealismus: dieser sieht vor lauter Ferne die Wirklichkeit nicht, und jene sieht nicht, daß es Höhen gibt.

Wie das leibliche Dasein allein nicht Leben genannt werden darf, ebensowenig darf die Realpolitik, die mit der Staatsräson aufs engste verbunden ist, die Grundlage einer wahren Kultur heißen: es gibt keine Kultur ohne den Glauben an den Geist und ohne geistiges Heldentum; liegt doch der Anfang aller Kultur in dem Übergewichte der feineren Sinne über die rohen, des Einklangs über den Mißlaut, und die Höhe der Kultur zeigt sich in der Vorherrschaft der unsichtbaren Welt über die sichtbare, der Uneigennützigkeit über die Selbstsucht. ‚Man sollte überhaupt nie eine Hand-

lungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht' — dieser Ausspruch Goethes ist ganz die Frucht des entwickelten Gewissens der christlichen Menschheit, aber die Wirklichkeit stimmt noch keineswegs mit dieser Forderung überein. Wenn der Mensch ein durchaus geistiges Wesen wäre, so könnte ein Schwanken zwischen Höhe und Niederung in ihm gar nicht stattfinden. Aber wie er nun einmal beschaffen ist, ist ihm die Einheitlichkeit und Abgeschlossenheit fremd, und doch fühlt er, daß er ohne den Ausblick auf das Unbedingte, auf die unerschütterliche Gerechtigkeit und Wahrheit kein würdiges Leben führen könne und auch niemals das erreicht hätte, was er erreicht hat. Das ist eben das Rätsel unseres Daseins, daß, wiewohl wir für das Höchste bestimmt sind, wir doch zu seiner vollen Verwirklichung nicht gelangen.

5.

Wir können nicht mehr zu den Bruchstücken der Wahrheit und zu der geteilten Gerechtigkeit zurückkehren: Christus hat der Menschheit das Höchste in den deutlichsten Umrissen gezeigt. Wer etwas anderes aufstellen und vertreten wollte, müßte die Menschheit notwendigerweise entweder nach unten ziehen oder in den mittleren Kreis verbannen. Es kann da keine andere Möglichkeit geben. Die Forderungen Christi entsprechen unserem tieferen Gewissen, und wir können uns davon nicht mehr losmachen, wenn sie auch unserem niederen Willen so entgegengesetzt sind, daß dieser sie niemals anerkennen kann: sie ragen über den natürlichen Lebenskreis so hoch empor, daß Jahrtausende dazu erforderlich sind, sie einigermaßen zu verwirklichen, und doch sind sie, trotz all ihrer unerreichbaren Vollkommenheit, der Kern der Wirklichkeit, weit wirklicher als alles Sichtbare und Tastbare. Diese Forderungen, in denen die Überwindung des Widerspruches zwischen der Staatsräson und der persönlichen Sittlichkeit liegt, stellen kein Gedankensystem auf über die Art und Weise, wie der im Leben selbst tief wurzelnde Widerspruch überwunden werden soll, denn die Überwindung des tragischen Gegensatzes zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, ist keine Theorie. Da wir aus Licht und Dunkel zusammengesetzt sind, so muß unsere Erfassung der Wirklichkeit beides berücksichtigen und richtig verteilen, wobei freilich der Nachdruck auf die Seite des siegreichen Lichtes fallen muß, da wir ohne Glaubenskraft keine fruchtbaren Taten hervorbringen können: wer keinen Glauben an die Höhe hat, dessen Taten und Gedanken müssen im unteren Kreise verharren. Daß wir dazu befähigt seien, schon im natürlichen Lebenskreise dem Lichte den Sieg über das Dunkel und über das Elend zu verschaffen, daran kann nur theoretische Verblendung glauben. Die allseitige Lebensansicht, die auch allein auf den Namen einer Lebensansicht Anspruch erheben darf, läßt keine papierenen Lösungen zu: kann doch die Lösung des durchgängigen Widerspruches in unserm Wesen nur das Ergebnis des schweren Ringens mit unsern eigenen Trieben sein; je wirk-

samer, siegreicher dieser Kampf ist, um so weniger bedarf er auch der Worte und der Gedanken, denn die Tat wirkt dann durch sich selbst.

Nur keine Täuschungen und keine falschen Hoffnungen: mit Worten und frommen Wünschen, mit schönen Gedanken und verlockenden Theorien lassen sich unsere Triebe nicht niederhalten. Der falsche Optimismus ist jedenfalls weit unwahrer als der übertriebene Pessimismus. Das alte griechische Wort, daß es schwer sei, gut zu sein, kann auch heißen: es ist so schwer, frei zu sein. Wie wenige gibt es, die wissen, was wahre Freiheit ist, geschweige denn die frei sein können. Daher ist auch das Gesetz da, das sich im Staate verkörpert. Die Anerkennung des Gesetzes, die Überwindung der Willkür war schon eine beträchtliche Höhe, die von der Menschheit in ihrem Ringen aus der Niederung erklommen wurde. Aber das Gesetz ist nicht fähig, die ganze Wirklichkeit zu erschöpfen, die ja von Ausnahmen, Zwischenfällen und Unvorhergesehenem voll ist. Die großen Gesetzgeber erfaßten ihre Gesetze in einem höhern und auch einfachern Geiste, als sie später ausgeübt wurden, denn bei der Anwendung der Gesetze zeigte sich stets, daß die Verschiedenheit der Charaktere, die verwickelte Wirklichkeit keine Einfachheit und Bestimmtheit zuläßt, und daß der ursprüngliche Trieb, der im Menschen immer wieder erwacht, sich sogar gegen die Anerkennung des Gesetzes sträubt. Am höchsten steht das Gesetz, wenn es sich des höhern Quells bewußt wird, aus dem es entspringt, und am niedersten, wenn es keinen andern Quell anerkennt als die natürliche Beziehung zwischen Mensch und Mensch. Von allen Gesetzgebungen, die sich bloß auf die Notwendigkeit gesellschaftlichen Zusammenlebens oder auf die natürliche Vernunft stützen, kann das Wort des Anacharsis über die Gesetze Solons gelten: ‚Sie gleichen ganz dem Spinnengewebe: die Schwachen und Kleinen, die hineinfallen, hält es fest, von den Mächtigen und Reichen aber wird es leicht zerrissen.‘

Um die tiefere Gerechtigkeit im Zusammenleben der Menschen dreht sich die ganze Geschichte der Menschheit. Von dem natürlichen Kreise aus läßt sich die tiefere Gerechtigkeit jedenfalls weder rechtfertigen noch begründen. Die Vorstellung der Propheten von dem Einklang zwischen der persönlichen Sittlichkeit und den Handlungen des Staates mußte den antiken Völkern als Wahn vorkommen. Als Kleomenes, der König von Sparta, einen von ihm geschlossenen Waffenstillstand gegen alles Recht gebrochen hatte, antwortete er auf die Vorwürfe wegen des verletzten Eides, daß durch das Böse, das man den Feinden antue, weder bei Göttern noch bei Menschen die Gerechtigkeit verletzt werde. Dem spartanischen König Lysander galt es geradezu als politischer Grundsatz, daß, wie man Kinder mit Würfeln, so auch Männer mit Eiden hintergehen müsse, da die Wahrheit an und für sich gar nicht besser als die Lüge sei, und der Wert beider nur durch den Gebrauch bestimmt werde; mit Tapferkeit und geradem Sinne könne man Staatszwecke doch nicht immer erreichen, weshalb auch die Schlauheit oft ein unumgängliches Gebot sei: ‚Wo die Löwenhaut nicht hinreicht, da muß man den Fuchsbalg daran nähen‘.

Selbst für die meisten griechischen Philosophen bleibt die Gerechtigkeit an der Schranke der Übermacht des Stärkeren stehen: für Antisthenes, den Schüler des Sokrates, beruht die Gerechtigkeit im menschlichen Zusammenleben auf denselben Bedingungen wie im Tierreich, wo die Kraft sich in den Klauen und Zähnen kundgebe; auch für Aristoteles sind die Stärkern ihre eigenen Gesetzgeber. Solange die Macht des Stärkern kein Gegengewicht in einer höhern Ordnung der Dinge hat, muß sie ja auch sich selbst genügen. Kann doch sogar das geschriebene Gesetz der Gesellschaft in Wirklichkeit kein genügendes Gegengewicht zu den eigenmächtigen Übergriffen der Stärkern bilden. In einem gewissen Sinne sind solche Eingriffe in das Gesetz sogar persönliche Freiheit. Die wahre persönliche Freiheit setzt aber eine festgegründete innere Welt, das ‚Reich Gottes‘, über dem Staate mit seinen Parteien voraus.

In der antiken Welt war auch die Religion mit dem Staate verquickt, sie war im eigentlichen Sinne Staatsreligion und stand im Dienste irdischer Zwecke, weshalb auch die Vorstellungen von gut und schlecht, von gerecht und ungerecht damals nicht scharf hervortreten konnten. Der Wert des einzelnen Lebens mußte auch überaus gering angeschlagen werden: wie die Natur den einzelnen vernichtet und nur die Art so lange wie nur möglich erhält, so muß auch der Staat verfahren, der ja auch keinen andern Zweck als die Selbstbehauptung kennt. Die Staatsräson ist gar nicht ein Ergebnis der Vernunft, sondern ein Gebot der Natur und entspringt der gleichen Quelle wie das Verhalten der höheren Kasten zu den Parias in Indien und der Spartaner zu den Heloten. Wo der natürliche Instinkt der erobernden Stämme sich selbst überlassen blieb, dort konnte er gar nicht anders als grausam sein: während der Völkerwanderung und auch im Mittelalter setzten die erobernden Stämme die eroberten auf die Stufe von Sklaven herab, und die verwickelten Eroberungszüge der germanischen Völker in Gallien oder die Kämpfe der Normannen mit den Angelsachsen offenbaren die grausamen und vernichtenden Triebe in ihrer ganzen Nacktheit. Noch in den Kämpfen der mittelalterlichen Städte und der einzelnen Familien innerhalb der Städte zeigt sich aufs deutlichste die vollständige Abhängigkeit des einzelnen Menschen von seiner Gemeinschaft, wodurch allein das einzelne Leben einen Wert bekam. Die unersättliche Wölfin, der Dante auf seinem Lebenswege begegnet, und die vom Leben unzertrennlich ist, konnte freilich damals, wo die einzelnen Stämme noch nicht so miteinander verschmolzen waren und wo die Triebe offener hervortraten, ihren Blutdurst am lichten Tage befriedigen und sie bedurfte keiner Gründe der Staatsräson dazu. Die Forderungen der Duldung und der Liebe, die im Leben der Gesellschaft allmählich gepflanzt wurden, konnten nur langsam Wurzel fassen: neben der Geisteskraft der einen zeigte sich die nackte Grausamkeit des ungeläuterten Triebes bei den andern, und bisweilen gab sich beides sogar in ein und demselben Menschen kund. Die Vermischung der Rassen, das Ineinanderwirken der Überbleibsel der vorchristlichen Kultur und der neuen Sitten mußte den Kampf ins Innere des Menschen hineintragen und

den Gegensatz zwischen Natur und Kultur, zwischen Trieb und Geist, zwischen Gesetz und Freiheit überaus scharf zuspitzen.

6.

Die tiefer angelegten Menschen fühlten von jeher das unbegreifliche Übel, das auf dem menschlichen Geschlechte lastet. Die griechische Tragödie war auch unermüdlich in der Darstellung des angeerbten Übels: in der Oresteia, im Ödipus und der Antigone zeigt sich schon aufs deutlichste der peinliche Widerspruch zwischen dem persönlichen Gewissen, das nach Läuterung und Entsühnung verlangt, und den Mordtaten der einzelnen Menschen und der Völker, zwischen dem innern Werte des einzelnen Lebens und der politischen Wirklichkeit, die das einzelne Leben ihren eigenen Zwecken aufopfert. Zu einer wahren Würdigung und unverrückbaren Anerkennung des persönlichen Gewissens konnte sich aber die antike Kultur nicht emporschwingen. Noch zu sehr mit der Natur verwachsen, konnte sie, trotz aller Bemühung, das Relative durch Vernunft zu besiegen, im wirklichen Leben über das Relative gar nicht hinausgehen: so hatte das Leben der Neugeborenen in der Auffassung der Griechen und Römer keinen unbedingten Wert, sondern nur den Wert der mutmaßlichen Tüchtigkeit für die Gesellschaft. Nicht nur im Zeitalter Lykurgs tritt dies hervor, sondern noch Seneca erzählt: ‚Ungestalte Geburten schaffen wir aus der Welt; auch erdolchen wir Kinder, wenn sie gebrechlich und mißgestaltet zur Welt kommen.‘ Bei der Verhängung der Todesstrafe waren die gebildeten Athener nicht minder grausam als die Römer unter den Kaisern, von denen das Mittelalter die Folter übernommen hat; bei der Bestrafung gewisser Verbrechen befolgten die Athener das Beispiel der Lakedämonier: die Verurteilten wurden in eine Grube gestürzt, die auf dem Boden und am Rande mit scharfen eisernen Spitzen versehen war. Noch während der Perserkriege wurden auf dem Admiralschiffe dem Bacchus Omestes, dem rohes Fleisch essenden Bacchus, die drei Neffen des Xerxes geopfert: Themistokles selbst sah sich genötigt, trotz allem Widerstreben, die Opferung der Gefangenen am Altare zu verrichten.

Das gesteigerte Gewissen, das über der Gesellschaft thront, das entwickelte Innere muß ganz andere Forderungen an das Leben stellen als der moralische Mensch, geschweige denn der politische. Das einmal rege gewordene Gewissen der Menschheit kann nicht mehr einschlummern: die höchsten Anforderungen, die das Gewissen als sein unveräußerliches Eigentum beansprucht, stehen freilich in einem Gegensatze zu der Ungeradheit und der ganzen Halbheit des öffentlichen Lebens. Nur sehr langsam steigt ja die Menschheit hinan zu der Höhe, die keine Halbheit und keine Trübung zuläßt, aber sie leidet doch unter der Verworrenheit unten, und ihre ganze innere Arbeit hat auch keinen andern Sinn und kein andres Ziel als die Überwindung des peinlichen Gegensatzes zwischen den höheren Forderungen des Gewissens und der Verworrenheit, die im gesellschaftlichen Leben herrscht.

Und wie ungeheuer schwer ist nicht die Überwindung dieses Gegensatzes, wenn sie nicht als leichtfertige Nivellierung und blasser Gedanke, sondern als eine wirkliche Tat aufgefaßt wird. Dann erst begreift man, was der tiefe Sinn der Erscheinung Christi und seiner Botschaft ist: da ist kein leichter Wunsch nach gewöhnlichem Lebensglück, kein leichter Glaube an die Möglichkeit, die Lebensverhältnisse und die menschliche Natur durch äußere Einwirkung umzugestalten, da ist kein sich selbst täuschender Idealismus, sondern die bis zum Geheimnis des Daseins vordringende Einsicht und die Forderung, den natürlichen Willen zu überwinden. Wie unser Trieb unwiderleglich ist in seinen Wirkungen, so muß auch unser Geist zu einer ebenso festen, ja noch festeren Wirklichkeit werden, um das stärkste Gegengewicht zu dem Triebe zu erschaffen: dieses Gegengewicht kann nur von einem Übergewichte des Geistes kommen. Einen andern Ausweg aus der Verworrenheit des Daseins kann es gar nicht geben. Wir ahnen in unserem Innersten, was das Übergewicht der unsichtbaren Welt über die Welt des Stoffes bedeutet, und niemals wird die Menschheit diese Ahnung einbüßen können.

Die Geschichte des Menschengeschlechtes ist die Geschichte dieser beiden Wirklichkeiten. Die Menschen sind miteinander aufs engste verwachsen, und stets sind die einen verantwortlich für die andern, nicht nur für ihre Taten, sondern selbst für ihre Gedanken, für ihre geheimsten Regungen. Und nicht nur trägt der einzelne die Verantwortung für das, was in dem ihn umgebenden Kreise, in seiner Partei und in seinem Volke geschieht, sondern auch die einen Völker tragen die Verantwortung für die andern, denn auch sie sind enger miteinander verbunden, als es scheinen mag. Das Verlangen nach Einigung wie auch nach unbedingter Gewissenhaftigkeit kann aus dem Leben der Völker nicht mehr ausgeschieden werden, wenn schon die politische Klugheit immerfort auf die verworrene Wirklichkeit hinweist, worin die unbedingte Reinheit und Rechtschaffenheit unmöglich seien. Es ist zwar wie ein Naturgesetz, daß die stärkeren Völker die schwächeren unterdrücken, und wenn sie es nicht immer tun, so geschieht es doch nur, weil die Eifersucht des einen Staates auf die mögliche Steigerung der Macht des andern dies nicht zuläßt: Es hat noch nie einen Staat gegeben, der sich von Grundsätzen der Uneigennützigkeit und unbedingten Ehrlichkeit hat leiten lassen. Können sich doch die Staaten nicht anders zueinander verhalten als die einzelnen Menschen. Die Böswilligkeit, die Verleumdung und der Eigennutz sind es, die zu den Mißhelligkeiten zwischen den einzelnen Menschen führen, und jeder sieht sich genötigt, die ihn überall bedrohenden Verletzungen abzuwehren. Nicht anders auch bei den Völkern und Staaten: auch hier sind stets Verletzungen des Ehrgefühls oder sogar an Hab und Gut zu befürchten, und Anlässe zu Streit und Krieg gibt es mehr als genug.

Die Menschheit würde aber niemals auf den Weg zum Lichte aus ihrem Wirrwarr herauskommen können, ja sie würde in sich selbst zusammenbrechen müssen, wenn nicht eine befreiende Macht da wäre, die hoch

über alle Klugheit und über den verwirrenden Eigennutz der einzelnen und der Staaten emporragt. Gerade die unsichtbare Wirklichkeit ist die notwendigste für unser Dasein, wenn dieses nicht ein Unsinn sein soll. Denn was wäre unser Leben ohne Gewissen, ohne innere Freiheit, ohne weite Aussicht? Die Wirklichkeit der natürlichen Geschehnisse und alle Notwendigkeiten des geschichtlichen Lebens machen uns doch nur zu Sklaven, solange wir nicht etwas anerkennen, das ihnen einen höheren Sinn gibt. Über dem geschriebenen Gesetz erhebt sich das ungeschriebene Gesetz, das uns allein von der niederen Scholle, über die uns auch der scharfsinnige Intellekt niemals erheben kann, zu befreien fähig ist. Nur das entwickelte Gewissen erkennt, was die wahre Freiheit ist. Den Menschen auf die harten Notwendigkeiten der sichtbaren Wirklichkeit beschränken — heißt, ihn wieder an den Felsen der rohen Natur anschmieden. Den noch so sehr einleuchtenden Gründen unseres Verstandes in Hinsicht auf die Forderungen der sichtbaren Wirklichkeit tritt etwas entgegen, das mehr ist als alle Gründe der Klugheit: die Ahnung, daß die Menschheit für den Ausbau einer höheren Welt bestimmt sei, ist noch unerschütterlicher als alle Wahrheiten des Verstandes. Selbst die stärksten Realitäten der sichtbaren Welt sind vergänglich: die siegreichsten Völker und die stolzesten Staaten behalten ihren Sieg und ihr stolzes Selbstbewußtsein nur für kurze Dauer. Wenn wir in die Ferne der Zeiten sehen könnten, so würde es sich vielleicht herausstellen, daß der Sieg schon im voraus den Grund gelegt hat zu einer künftigen Niederlage. Unvergängliches zu wirken, ist nur das feste Eintreten für die unsichtbare Wirklichkeit fähig. Wert und Ziel erhält unser Dasein nur durch innere Wärme, denn sonst wäre doch alles öde und tot. Hinter uns breitet sich die sichtbare Wirklichkeit des angeerbten Übels aus, die ihren Fortgang durch die kommenden Geschlechter nimmt, aber die Befreiung von den niederen Notwendigkeiten, die Erhebung über die untere Sphäre machen erst diese Notwendigkeiten der Natur begreiflich. Nicht den ‚ewigen Frieden‘ können wir auf Erden begründen, wohl aber können wir in uns selbst Frieden und Freiheit erlangen, die einzige Freiheit und der einzige Friede, die kein verlockender Gedanke und keine Utopie sind.

Totenklage um die Kathedrale von Reims
Von A. J. Rosenberg

Das Kirchengebäude, das einfachste wie das großartigste, verkörpert eine Idee. Dieselbe Idee beseelt Geist und Herz jener, welche in diesem Gebäude dem Gottesdienste beiwohnen. Wer die Totenklage um die Kathedrale von Reims verstehen will, muß sich dieses Zusammenhangs, dieser Einheit zwischen Gemeinde und Kirche lebhaft bewußt sein.

Maurice Barrès, der begeisterte Anwalt so vieler seit der Trennung von Staat und Kirche dem Tode geweihten Kirchen Frankreichs, hat den Zusammenhang erfaßt und macht ihn zur Grundlage und zum Ausgangspunkt seiner Schutzreden. Es ist ihm auch nicht entgangen, daß der kirchliche Hymnus des Kirchweihfestes in unvergleichlich schöner Form dieser Idee Ausdruck verleiht.* Zwischen den Steinen des Bauwerks, den Seligen des himmlischen Jerusalem und den Gläubigen, die noch auf Erden streiten, herrscht eine lebendige Verbindung. Sie alle preisen Christum und den Vater je nach ihrer Natur in verschiedener Weise. Die Seligen des Himmels schauen Gott von Angesicht zu Angesicht und singen ihm das Dreimalheilig, die Gläubigen auf Erden erfassen ihn in Glaube und Liebe, das Gebäude soll dazu dienen, diesen Glauben zu sinnbilden, ihn zu verkünden, ihn zu festigen und in das Schauen zu überführen. So hat die Kirche eine Seele:

Füll' an mit deinem Himmelslicht,
Herr, diesen Tempel, dir geweiht:
Neig dich zu ihm, erhöre mild
Des Volks Gebet, das zu dir schreit:
Gieß deiner Gnaden reichen Strom
In unsere Herzen aus allzeit.

Laß deiner Gläub'gen Fleh'n allhier
Gewährung finden gnädiglich:
Laß deiner Gaben sie sich freun
Mit deinen Heil'gen wonniglich:
Laß einst sie nach vollbrachtem Lauf
Dich ewig schauen seliglich.

(Deutsch von Joh. Fr. H. Schlosser.)**

Einmal geknüpft, gestaltet sich die Verbindung von Kirche und Gemeinde immer kraftvoller, das Leben der einzelnen und jenes der Familien ergreifend, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbindend. Das Menschenkind wird dort hingetragen, um zum Gotteskinde für das übernatürliche Leben wiedergeboren zu werden; bald kommt es selbst an der Hand der Mutter oder des Vaters, um dort zu beten, Gottes Wort zu hören, der hl. Messe beizuwohnen. Dort erlebt es die jubelnde Freude der ersten hl. Kommunion, dort kniet es mit zerknirschtem Herzen in Furcht und Hoffnung, Verzeihung seiner Sünden erflehend. In der Kirche feiert der erwachsene Christ das Kirchenjahr mit seinen Freudenfesten und Trauertagen, alle wechselvollen Schicksale der Einzelmenschen schlagen brandend an ihre Mauern, in ihr geloben sich die Paare die eheliche Treue. Im Schatten der Dorfkirche werden die Toten gebettet, der eherne Mund der Kirchenglocken trägt Freude und Leid der Gemeinde zu den Wolken,

---

* ‚La grande Pitié des Eglises de France.' Paris 1914. S. 47–55.
** Aus dem Hymnus ‚Coelestis urbs Jerusalem' des Kirchweihfestes.

an den Gewölben hallen wider das Seufzen und Flehen, das Frohlocken und Jubeln. Geschlechter auf Geschlechter kehren in ihr ein, die Kirche verbindet sie alle miteinander. Die Seele der Kirche festigt die Einheit und Dauer der Gemeinde.

Die Kraft der Kirche greift noch weiter. Die Einheit des Glaubens und der Liebe verbindet alle katholischen Kirchen und alle katholischen Gemeinden des Erdenrunds. Die Menschen werden Brüder im selben Vaterhause Gottes. Manchmal verknüpft derselbe Glaube die verschiedenen Stämme eines Landes zu nationaler Einheit. Bonifatius hat durch den Glauben den Grund gelegt zum nationalen Zusammenschluß der deutschen Stämme und Gaue. In Frankreich hat die Kirche in Reims die Seele der Nation geboren. Die Kathedrale dieser Stadt hat seit den Tagen ihrer Grundsteinlegung im Jahre 1212 vieles erlebt. Die jahrhundertealte Zeugin der wechselvollen Geschicke der Bewohner und des Landes ragt als die verkörperte Tradition in unsere Zeit hinein. Und wenn die Seele der beiden früheren Kathedralen von Reims, ihrer Vorgängerinnen, sich aus Zerstörung und Feuer in das noch heute bestehende Bauwerk gerettet hat, was hat dann die Seele der Kathedrale nicht alles erlebt?

Alfred Baudrillart zählt in seiner Predigt, welche er am 30. September in Sainte-Clotilde zu Paris aus Anlaß der Beschießung der Kathedrale von Reims gehalten hat,* die wichtigsten Erlebnisse auf. In Reims beugte in der ersten Kathedrale der stolze Sigamber demütig seinen Nacken zur Taufe. Dieses Ereignis war Ausgangspunkt und Sinnbild der weltgeschichtlich bedeutsamen Verschmelzung der den damaligen Boden Frankreichs bewohnenden Völkerrassen. In der Einheit des Glaubens wurde durch den Bischof Remigius die Grundlage geschaffen für die politische Einigung des Landes. Durch diese Grundlegung des römischen Christentums, durch diese Zusammenfassung der Rassen im katholischen Glauben, welchem Kopf und Herz sich unterwarfen, wurde die Nation geschaffen. In der Kathedrale von Reims wurde die ‚Seele Frankreichs' geboren.

Als das große Karolingische Weltreich in Stücke fiel und eines dieser Stücke zum späteren Frankreich sich auszugestalten anschickte, wurde der erste Kapetinger in Reims gesalbt. Seitdem bleibt Reims die Krönungsstadt der französischen Könige. Seine Kathedrale ist die Zeugin der Huldigung, welche die französischen Feudalherren dem jeweiligen Könige darbringen. Sie sind die Vertreter von ganz Frankreich, die Seele Frankreichs lebt in der Kathedrale von Reims; der nationale und christliche Gedanke vereinigen sich dort bei der Krönungsfeier in der von dem rechtsgelehrten Bischof Hincmar erbauten Basilika.

Wiederum Jahrhunderte später jubelt die heutige Kathedrale auf, als das wundersame Hirtenmädchen, dessen Bildsäule vor der Kathedrale steht, dem nationalen Zwiespalt ein Ende bereitet und den rechtmäßigen König zur Krönung nach Reims in die Kathedrale geleitet.

* ‚L'Ame de la France à Reims.' Paris, Beauchesne, 1915.

Allmählich beginnen die Tage der Trauer für die Seele der Kathedrale von Reims. Die religiöse Einheit des Landes wird zerbrochen. Aber noch viel schlimmer ist die vollkommene Abwendung des ganzen Landes vom religiösen Leben und Glauben im Jahrhundert des Rationalismus, dessen politische Auswirkung sich im Kampf der großen Revolution gegen Kirche und Königtum zugleich offenbarte. Noch einmal schien die Verbindung beider im Konkordat von 1801 und später in der Krönung Karls X. zu Reims sich zu verwirklichen. Aber es war nur ein Schein. Die schwere Zeit kommt herauf, in welcher der religiöse Gedanke, den die Kathedrale von Reims verkörpert, im französischen Volke immer mehr abnimmt, jene für die Seele der Kathedrale so schreckliche Zeit, in welcher der Kirchenbesuch der Männerwelt immer dünner wird, in welcher der Kreis der Gleichgültigen immer mehr sich erweitert, in welcher die Zahl der erklärten Kirchen- und Religionsfeinde in Frankreich immer mehr anschwillt und ihr Einfluß immer mehr erstarkt. Das antireligiöse Gewitter bricht los, Blitzschlägen gleich folgt Gesetz auf Gesetz, bis 1905 die volle Trennung von Kirche und Staat im Sinne der vollen Unterdrückung der ersteren ausgesprochen wird. Alles beugt sich vor den modernen Götzen, nur eine Minderheit bleibt übrig und will ihre Knie nicht beugen, sondern bleibt der Seele der Kathedrale von Reims treu.

Baudrillart hat in der heutigen aufregenden Kriegszeit keinen Sinn für das schreckliche Leid, das die Seele der Kathedrale von Reims empfinden mußte ob solchen Elends. Sein Blick ist nur gerichtet auf die Mündungen der deutschen Kanonen und auf die Zerstörungen, welche von ihnen ausgehen. Er läßt die Seele Frankreichs klagen ob der Verwüstungen an der Kathedrale und erkennt nicht, daß die Seele des heutigen Frankreich seit langer Zeit nicht mehr in der Kathedrale von Reims wohnt. Im Namen der Seele Frankreichs, welche er mit der Seele der Kathedrale gleichsetzt, erhebt er sich zürnend gegen die ‚deutschen Barbaren'.

Ein Gotteshaus kann von mancherlei Unglück betroffen werden. Und jegliches Unglück, das ihm zustößt, findet seinen Widerhall im Herzen der Gemeinde. Aber die Seele des Gotteshauses trauert nicht in gleichem Maße über jegliches Unheil. Kommt das Mißgeschick von feindlichen Naturgewalten, so wird es von der Seele des Bauwerks ohne Klage getragen. Selbst die Zerstörung wird in diesem Falle nicht schmerzlich empfunden. Die Seele der Kirche rettet sich in die Herzen der Gläubigen und findet ihren Trost in deren Sinnen und Trachten, die Wunden zu heilen oder eine ganz neue Wohnung zu erbauen.

Kommt aber das Unheil von Menschen, so ist die Gesinnung, aus welcher heraus es geboren wird, dafür entscheidend, ob die Seele der Kirche trauern soll oder nicht. Wir stellen uns die Trauer recht lebhaft vor, welche die Hagia Sophia in Konstantinopel empfinden mußte, als die Waffengewalt der Türken sie zwang, einer Idee zu dienen, für welche sie nicht erbaut war. Die ganze Struktur des Bauwerks ist ein einziger Protest

gegen die heutige Verwendung. In der Reformationszeit ist so manche deutsche katholische Kirche gezwungen worden, ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet zu werden. Denn die katholische Kirche soll dem Meßopfer dienen; auf den Altar ist das ganze Bauwerk hingeordnet, es ist eine Meßkirche und nicht in erster Linie Predigtkirche. In ihrer Struktur erhebt sie stummen Protest dagegen, daß das Meßopfer in ihr nicht gefeiert wird.

Darum mag der Katholik solche Kirchen in ihrem stummen Schmerze begreifen. Damals galt der Grundsatz: cuius regio eius religio. Die Obrigkeiten zwangen die Gemeinden, einen andern Glauben anzunehmen. Die Seele der Kirche trauerte, und die Seele der Gemeinde empfand in sehr vielen Fällen dieselbe Trauer.

Aber es gab auch Gemeinden, welche in ihrer seelischen Verfassung dahin gekommen waren, daß ihre Seele nicht mehr in Einklang stand mit der Seele ihrer Vorfahren, welche im Bau der Kirche die ihrige ausgesprochen hatten. Die Seele der Kirche klagte nicht bloß gegen die neue Verwendung, sondern auch gegen die Seele der verwendenden Gemeinde. Weil sie nicht mehr der Ausdruck der Seele der Gemeinde war, konnte sie ihren Forderungen keinen Nachdruck geben. Die ihr Leben und Wert verliehen hatten, waren tot, niemand trat ihr Erbe an und pflanzte ihr Leben weiter. Da erlosch ihre Kraft, da starb die Seele, die Kirche wurde zum Grabmal, in welchem die Mumien des katholischen Glaubens der Vorzeit schliefen, bis neue Geschlechter sie anderem Gebrauche dienstbar machten. Die Mumien konnten sich nicht mehr wehren, das Grabdenkmal ebensowenig.

Die Kirche ist der verkörperte religiöse Gedanke der Gemeinde. Solange diese Gemeinde das religiöse Leben hat, solange lebt die Seele der Kirche. Stirbt der religiöse Sinn der Gemeinde, so stirbt auch die Seele der Kirche. Glaube und Liebe der Gemeinde haben sie ins Leben gerufen, sie ist das steingewordene Echo des Gedankens der Gemeinde. Keine äußere, gewaltsame Zerstörung des Gebäudes, so bedauerlich sie an sich sein mag, kann in Wahrheit ein dauerndes Unglück für die Kirche werden. Die Seele der Kirche zieht sich zurück in die Seele der Gemeinde, diese webt bald das äußere Kleid wieder, sie macht es noch schöner. Die Chlodwigskirche verging, die Hincmarsche Basilika erstand an ihrer Stelle; das Feuer zerstörte diese, der religiöse Sinn Frankreichs baute die himmelanstrebende, doppeltürmige Kathedrale. Wenn aber der religiöse Sinn der Gemeinde oder des Volkes schwindet, dann muß die Seele der Kirche sterben. Und dieser Tod ist mehr zu beklagen als die Auflösung des äußeren Körpers.

Noch lange, nachdem das Leben des Baumes entflohen ist, ragen manchmal Stamm und Äste wie verzweifelnd in die Lüfte. Religiöser Glaube und Liebe in Verstand und Herzen der Gemeinde, die das steinerne Gotteshaus lebendig machen, sind manchmal schon lange entschwunden, ohne daß die Kirche dem äußeren Verfalle überantwortet ist. Sie mag als Kunstwerk noch lange eigens geschützt werden; dennoch ist sie unrettbar verloren, denn sie hat ihre Seele verloren; sie gleicht der zurückgebliebenen Puppenschale,

aus der der Schmetterling entflogen ist; als Kunstwerk gleicht sie der schillernden Muschel, welche als Ziergegenstand noch sehr lange Zeit in der Wohnung der Menschen ein trauriges, weil ihrem eigentlichen Zweck fremdes Restdasein fristet.

Es wird nicht einen einzigen Deutschen, der noch einen Funken christlichen Empfindens gerettet hat, geben, der das Schicksal der Kathedrale von Reims nicht beklagte. Dennoch kann er es nicht begreifen, wenn er die französischen Glaubensbrüder derart jammern hört ob der erfolgten Beschießung jenes Kunstwerks. Der deutsche Katholik weiß, daß die harten Kriegsnotwendigkeiten solche Zerstörungen unausbleiblich im Gefolge haben. Er weiß aber auch mit gegebenen Verhältnissen sich abzufinden. Klagen nur des Klagens willen, Klagen, welche in tatenloser, dumpfer Verzweiflung ausgestoßen werden, finden bei ihm keine Zustimmung. Menschen können neu bauen, was Menschen zerstört haben. Und der Neuaufbau bringt erneutes Leben, wie er es bedingt, und er steigert die Lebenskraft. So wird der materielle Verlust häufig in einen geistigen Gewinn umgewandelt. Wenn aber das religiöse Leben zum Neuschaffen nicht mehr ausreicht, dann muß man den Verlust verschmerzen, dann mögen die Toten die Toten begraben!

Max Scheler führt zustimmend ein Wort Adolf von Hildebrands an, das er in einem Briefe über die Beschädigung der Kathedrale von Reims gesprochen: daß es ein Teil derselben Kraft gewesen sei, die uns jetzt — nach der Benutzung der Kathedrale zu Kriegszwecken durch die Franzosen — ‚dieses verehrungswürdige Kunstwerk zum Teile zu zerstören gebot, derselben Kraft, durch die dieses Meisterwerk einer himmelstürmenden Gotik einst erbaut war'.* Er gibt dem Gedanken noch eine schärfere Prägung, wenn er weiter bemerkt, daß die tiefere Seele dieses Bauwerks ‚noch im Schmerze unserer Kanonenschüsse, die ihre Verkörperung trafen, jauchzend die Kraft wahrgenommen haben würde, die jene Kanonen abschoß, als freundlicher, als näher ihrer eigenen großen, religiösen Seele, als der Entrüstung jener vollendet „zivilisierten" Rechtsanwälte, die über ihre Beschädigung zeterten'. Baudrillart ist der entgegengesetzten Ansicht. Er kann sich nichts Feindlicheres gegen die Seele der Kathedrale denken als jene ‚Deutschen Barbaren', die das Herz der Franzosen in der Kathedrale von Reims haben verwunden wollen, und die in ihrem ‚génie du mal' alles an der Kathedrale zerstört haben, was mit Eisen und Feuer zerstörbar war.

Wer hat recht, der Franzose oder der Deutsche? Der Satz Schelers ist aufs äußerste zugespitzt und gewagt, er bietet Anlaß zu Mißdeutungen. Und dennoch trifft er ungleich mehr den tieferen Zusammenhang als die einseitig oberflächliche Darstellung des Franzosen. Das Weinen trübt den Blick, verleitet zur Wut und zu ungerechter Anklage. Nicht alles ist zerstört, die Kathedrale ist beschädigt. Hätten die Deutschen jene ihnen fälschlich

* ‚Der Genius des Krieges.' Leipzig, 1915. S. 66.

angedichtete kultur- und religionswidrige Absicht gehabt, so hätten sie die Kathedrale mit Leichtigkeit zerstören können, als sie im unbestrittenen Besitz der Stadt waren. Damals ist der Kathedrale kein Leid geschehen. Auch später blieb sie verschont. Am 19. September fiel der erste Schuß gegen sie. Wenn Baudrillart gerecht, ja wenn er nur objektiv rein als Geschichtsforscher verfahren will, so hat er die Pflicht, nach den Gründen zu forschen, welche die Deutschen veranlaßt haben, von ihrem anfänglich beobachteten Verfahren der Schonung der Kathedrale abzugehen. Dann würde er finden, daß kultur- und religionsfeindliche Absicht, daß Vandalengesinnung den Deutschen nicht zugeschrieben werden darf. Seine Totenklage würde zur Anklage der eigenen Landsleute werden.

Die Deutschen, welche gewissenlos der ‚Barbarei' bezichtigt werden, haben vor jenem ehrwürdigen Bauwerk viel mehr Ehrfurcht gehabt als die Franzosen, welche es zu Kriegszwecken mißbrauchten und dadurch erbarmungslos sein trauriges Schicksal heraufbeschworen. Die Seele der Deutschen stand der Seele der Kathedrale viel näher als die Seele der Franzosen. Vielleicht ist es gar nicht einmal unrichtig, wenn man annimmt, daß maßgebende Kreise des heutigen Frankreich in ihrem Religionshaß ein Gefühl der Genugtuung darüber empfunden haben, daß ein Denkmal des christlichen Gedankens auf diese Weise vernichtet werden könnte. Denn die Seele des heutigen amtlichen Frankreich lebt nicht im Dome zu Reims; in Empfinden, Denken und Tun verkörpert es einen ganz entgegengesetzten Gedanken, als jenes Bauwerk ihn ausdrückt. In die heutige regierende Welt Frankreichs, welche mit Viviani alles getan hat, um die Lichter am Himmel auszulöschen, paßt die Kathedrale von Reims, die ein steinernes Sursum corda darstellt, gar nicht hinein; den atheistischen Regierungsmännern muß sie erscheinen als ein Rest aus jener Welt, welche man mit allen Mitteln dem Totenreich zuzuführen getrachtet hat. Deren Seele hat sich nicht im mindesten aufgeregt, wenn so manche ehrwürdige Kirche in Frankreich in den letzten Jahren ihrem eigentlichen Zweck entfremdet oder dem Verfall überantwortet werden mußte, weil die Kirchengemeinde zu arm an Geld oder an Religion war, um die Kosten der Ausbesserung tragen zu können oder zu wollen. Gerade sie haben durch ein Gesetz das Schicksal jener Bauwerke besiegelt. Wie sollten sie also aufschreien, wenn der Kathedrale von Reims widerfährt, was sie selbst so vielen kleineren Schwestern derselben angetan haben?

Baudrillart hat also Unrecht, wenn er die Seele Frankreichs die Totenklage um die Kathedrale von Reims erheben läßt. Die Seele des offiziellen heutigen Frankreich ist nicht christlich, sondern heidnisch. Wird seine Ansicht richtiger erscheinen, wenn der religiöse Sinn des französischen Volkes untersucht wird? Was ist dem französischen Volk die Kirche?

Aristide Briand, Erfinder der Kultusgenossenschaften, denen der Papst das Leben nahm, als sie noch in der Wiege lagen, hat auf die Frage eine bemerkenswerte Antwort gegeben. Barrès gibt sie wieder: ‚Die Kirchen spielen im Leben dieses Landes eine Rolle; unsere Bauern hängen an ihr, dort sehen

sie sich jede Woche wieder: sie sind ihre Marktzentren. Vor der Kirche trifft man zusammen, man verhandelt über Geschäfte . . .' (S. 42). Diese Auffassung von der Rolle der Kirche, eine echte Laienauffassung, ist nicht etwa als leicht hingeworfene Augenblicksstimmung zu erklären. Barrès, dem gegenüber sie ausgesprochen wurde, legt Wert darauf, zu sagen, daß es die ganze Auffassung, die Lieblingsauffassung Briands ist, auf die er gern zurückkommt. Sie beweist freilich zunächst nur, daß er selbst der Kirche keine große Hochschätzung entgegenbringt. Aber sie schildert auch eine Geistesverfassung der französischen Bauern. Es fragt sich nur, ob Briand richtig gesehen hat, wenn er die Kirche jene Rolle bei den Bauern spielen läßt. Es mag zugegeben werden, daß sein Urteil nicht für ganz Frankreich zutrifft, denn es gibt Gegenden, in welchen die Bevölkerung treu an der Kirche hängt. Aber es gibt auch sehr viele andere Gegenden, in welchen das nicht der Fall ist. Die Männerwelt meidet dort die Kirche, sie hat kein Verständnis und kein Herz für den katholischen Glauben und darum auch nicht für die Kirche. Wenn sie aber die Kirche aus anderen Gründen besuchen muß, z. B. bei Beerdigungen, so sucht sie möglichst rasch wieder herauszukommen, zerstreut sich während der Seelenmesse auf den Vorplatz oder in die Wirtshäuser und schließt sich am Schlusse des Gottesdienstes wieder an.

Wenn die Seele des französischen Volkes in der Kathedrale von Reims lebte, würde sie die atheistisch-kulturkämpferische Regierung weggefegt haben. Das wäre ihr bei der Art der französischen Verfassung möglich. Aber sie regt sich bei allen jenen Maßnahmen nicht auf, sie freut sich nicht über das Glück und das Ansehen der Kirche, sie kocht nicht auf über deren Bedrückungen: sie ist in den großen Massen des Volkes religiös gleichgültig, nicht kalt und nicht warm.

In sehr vielen Gegenden Frankreichs ist sogar die antikatholische Gesinnung in das Volk gedrungen. Dort tritt es der Kirche scharf entgegen, der Antiklerikalismus regiert. Erst vor einigen Jahren noch wiederholte sich der bei Revolutionen mehrfach eingetretene Fall von Kirchenschändung mitten im Frieden. In Hirson wurde 1906 die Kirche ringsum mit Petroleum begossen und angezündet. Auch das Sanktissimum verbrannte. Die Seele dieser Kirchenschänder war gewiß nicht katholisch wie die Seele der Kathedrale von Reims.

Henry Cochin, bekannt als Politiker und Autor von Werken über den Humanismus und die Renaissance, hat am 10. Jan. 1910 einen Brief geschrieben, in welchem er Barrès mitteilt, daß die Gefahr für die Kirchen allgemein ist. ‚In dem Departement Yonne allein werden fünf Zerstörungen angegeben, welche entweder schon erfolgt sind oder die doch im Gange sind' (Barrès S. 21). Und es bleibt nicht einmal bei den Zerstörungen. In Vendôme beschloß der Gemeinderat, den Turm Saint-Martin zu erhalten, weil die Künstler, die Katholiken und die Heimatfreunde es wünschten. Er stammt aus dem 15. Jahrhundert und ist dem bekannten Saint-Jacques in Paris ähnlich. Man richtete öffentliche Aborte in ihm

ein. ‚Im Verlauf der Arbeiten', erzählt Barrès in der Kammer, ‚kamen menschliche Gebeine und sogar ein ganzes Gerippe zum Vorschein; statt sie auf den Friedhof zu verbringen, hat man sie unter die Abortrohre verstaut.' Der Progrès du Loir-et-Cher, welcher diese Verwendung des Kirchturmes billigte, schrieb damals: ‚Wir errichten auf geweihtem Boden dem Gott des Stoffwechsels einen Tempel.' Der Gemeinderat von Vendôme nahm es sehr übel, daß kein Deputierter für ihn eingetreten war und sann auf Rache, indem er einen Grabstein vom Kirchhof holen und damit die Abortgrube decken ließ. Barrès führt die Inschrift an, die er selbst auf dem Friedhof gelesen hat: ‚Hier ruht Virginie Savoir, verwitwete Doré, gestorben am 20. März 1900 im Alter von 85 Jahren. Betet für sie.' Barrès schließt seinen Bericht mit den Worten: ‚Ich weiß nicht, was diese französische Frau zu ihren Lebzeiten war; aber ich weiß, daß der Grabstein, welcher in geweihter Erde ihre sterbliche Hülle deckte, jetzt die Aborte des Turmes Saint-Martin deckt, und daß darob das Herz der Gemeindebehörden von Vendôme sich freut' (S. 305). Der Gemeinderat hatte dann am Karfreitag in corpore die Einweihung der Aborte vorgenommen.

Wer ein Bild gewinnen will von der fanatischen Sektiererwut französischer Antiklerikalen, möge das mehr als 400 Seiten starke Buch von Barrès lesen, welches Sittengemälde traurigster Art gleichsam kinematographisch abrollt. Die ‚Deutschen Barbaren' sind doch andere Menschen. Den Sturm der Entrüstung möchte man sehen, der im deutschen Lande sich erheben würde, wenn ein Gemeinderat ähnliche oder gar gleiche perverse Scheußlichkeiten sich einfallen lassen sollte!

Die Seele Frankreichs ist nicht mehr katholisch. Das Land hat drei Gruppen von Bewohnern: Die erste Gruppe bilden die Katholiken, sie sind zur kleinen Minderheit zusammengeschmolzen. Die zweite Gruppe bilden ihre haßerfüllten antikatholischen Gegner, welche auch ihrerseits eine geringe Minderheit darstellen. Die dritte und große Gruppe bilden die religiös Gleichgültigen. Scheler hat recht, wenn er sagt, daß zwischen der Seele der Kathedrale von Reims und der Seele jener, welche durch die Kriegsnotwendigkeit gezwungen den Lauf der Geschütze drohend gegen sie erheben, dennoch die nähere Verwandtschaft obwaltet.

Die Totenklage um die Kathedrale von Reims, um so viele andere französische Kirchen ist berechtigt. Der Feind, welcher sie tötet, ist aber nicht Deutschland; die Barbaren ohne religiöses Empfinden, die Vandalen, welche Freude haben am Zerstören, sind in Frankreich selbst. Die Seele Frankreichs ist nicht mehr die Seele der Kathedrale von Reims. Darum muß sie sterben, wenn nicht eine neue Seele geboren wird, welche Kopf und Herz der Menschen erfüllt und alles neu gestaltet.

Kleine Bausteine

Zur Frage des weiblichen Dienstjahrs
Von Beda Prilipp

Ungefähr am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts beginnt im Programm der Frauenbewegung die Frage der weiblichen Dienstpflicht hervorzutreten. Sie bewegt sich zunächst in unbestimmten Andeutungen, um dann von Jahr zu Jahr klarere Umrisse zu erhalten. Auf dem Berliner Frauenkongreß 1912 darf Frau Gnauck-Kühne sie bereits als längst anerkannte Forderung der Frauenbewegung bezeichnen, es können in der Diskussion schon die ersten praktischen Versuche im kleineren Maßstabe mitsprechen. Und doch ist das Interesse für diese Frage zu keiner Zeit so intensiv gewesen wie jetzt. Einige Sprecherinnen der Frauenbewegung haben dies wiederholt und nachdrücklich damit begründet, daß sich bei dem großen Ansturm freiwilliger Hilfskräfte während der ersten Kriegswochen die Unmöglichkeit ihrer Ausnutzung infolge mangelhafter oder ganz fehlender Vorbildung erwiesen habe. Diesem müsse nun durch eine obligatorische Ausbildung zum Dienst abgeholfen werden, damit — man ergänzt unwillkürlich den unausgesprochenen Folgegedanken — die Ordnerinnen beim nächsten Krieg leichtere Arbeit hätten. Dies beleuchtet die *eine* Seite der wichtigen Frage — jedoch *nur* die eine. Ich glaube, daß die Ursachen, die plötzlich weitere, um Forderungen der Frauenbewegung bisher wenig bekümmerte Kreise zum Nachdenken über die weibliche Dienstpflicht anspornen, doch aus größeren Tiefen aufsteigen. Der Fortgang des Krieges erweist, was hundert Jahre Wehrpflicht aus unsern Bürgern gemacht haben; wie die Selbstverständlichkeit, mit der des einzelnen Persönlichkeit zurücktritt und sich einfügt in den einen mächtigen Organismus des Kampfes, in Ost und West und Süd undurchdringliche, lebendige Mauern baut. Gegenüber dieser machtvollen Einheitsleistung scheint den Frauen die stille Arbeit im Innern zu klein; sie wünschen, daß der Staat sie auch *fordernd* als seine Glieder anerkenne, daß er über ihren natürlichen Beruf als Mutter und Hausfrau hinaus einen Teil ihres Lebens für sich nehme und nutzbar mache zum Segen des Landes. Und wenn für die kleine Zahl der fortschrittlichen Führerinnen das weibliche Dienstjahr nicht mehr und nicht weniger bedeutet als einen Weg zum Stimmrecht, so werden Tausende, die ihnen folgen, sich zwar dem Programm fügen, aber doch wird der Beweggrund immer bewußt oder unbewußt der tief frauenhafte Drang zum Geben sein, sich *tätig* einzufügen der großen Einheit, der Gatte und Sohn und Bruder mit Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeit dienen.

Ziele und innerer Ausbau des Dienstjahrprogramms scheiden gleich

zu Anfang die Fordernden in verschiedene Gruppen. Da ist zunächst die auch im Hinblick auf die Dienstpflicht des Mannes oft erörterte Frage: Nützt die militärische Ausbildung in erster Linie dem Dienenden oder nützt sie dem Staat? Soll bei der Ausbildung der Frau sozialer Nutzen oder Hebung der individuellen Leistung maßgebend sein? Das ist eine Unterscheidung, die fallen wird, sobald der Plan sicht verwirklicht. Um des Staates willen, zur Wehr, ward die Wehrpflicht geschaffen und wurde im Laufe der Generationen zum wichtigsten Erziehungsmittel der männlichen Jugend aller Stände. Indem sie den Verweichlichten, Verfeinerten kräftigte, dem in harter Arbeit geistig kaum Entwickelten das Licht höherer Lebensmöglichkeiten wies, hat sie das ganze Niveau unseres Volkes gehoben und zu größerer, edlerer Freiheit geführt. Ganz dasselbe würde eintreten, sobald das weibliche Dienstjahr eingeführt würde. Unmittelbar dem Staate nützen würden zuerst vielleicht nur die durch natürliche Anlagen besonders darauf hingewiesenen Mädchen, wodurch die gegenwärtige Zahl der freiwillig Arbeitenden eine schätzenswerte Bereicherung an unentgeltlich arbeitenden Hilfskräften zu erwarten hätte. Schon dies wäre für den Anfang ein Gewinn. Dann aber würde sich, ganz wie beim Heeresdienst, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Segen der sozialen Erziehung fühlbar machen: die Proletarierin, die dem Staate nur innerhalb ihres engsten persönlichen Bereichs, durch die bessere, weil durch Lernen vorbereitete Erfüllung ihres Mutter- und Hausfrauenberufs diente, würde schon besser erzogene Töchter zur Ausbildung schicken, als die vorige Generation sie bieten konnte. Die Grundregel: das größte Gute der größten Zahl zu spenden, kann sich ja nur verwirklichen, wenn das beste, jeweils Mögliche tunlichst vielen einzelnen gereicht wird.

Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes natürlich nicht tunlich, die verschiedenen Entwürfe zum Ausbau des Planes ausführlich zu beleuchten. Dazu ist der Stoff weitaus zu umfangreich. Ich möchte nur einige Hauptgesichtspunkte herausgreifen. Fast allen Plänen gemeinsam ist die hauswirtschaftliche Grundlage der Ausbildung in der Art, wie Elisabeth Gnauck-Kühne, Frau Schumann-Gebhart und Klara Molsberger sie gewollt haben. Frau Schumann-Gebhart gibt einen auf Einzelheiten eingehenden Entwurf für zwei Dienstjahre, um es dem Staat zu ermöglichen, im zweiten Jahre aus dem Gelehrten Nutzen zu ziehen. Sie wünscht in den ‚Gemeinschaftshäusern‘, den Wohnungen der ‚Heermädchen‘, Zentralpunkte für Witwer- und Ledigengruppen zu schaffen, wodurch den frauenlosen Haushaltungen und den mutterlosen Kindern die Sorge um die häuslichen Bedürfnisse abgenommen und sie gleichzeitig zum Lehrgegenstand für die Dienenden werden. Die Kosten will Frau Schumann-Gebhart decken, indem sie von den durch die Gemeinschaftshäuser versorgten Haushaltungen ein entsprechendes Pensionsgeld erhebt, außerdem aber sogar die ‚einfachen Gemeinen‘ jährlich 100 Mark Kleidergeld zahlen lassen will, während die höheren Töchter mit 1200 Mark jährlich eingeschätzt werden und außer-

dem, wenn sie im weiblichen Heere auf Beförderung weiterdienen wollen, nicht unbeträchtlich zu ihrer Ausbildung beizusteuern haben. Die aufsteigende Rangordnung dieses Entwurfs schließt sich ziemlich eng an die militärische Rangordnung an. Und man wird der Verfasserin jedenfalls nicht den Vorwurf machen können, daß sie es an Gründlichkeit der Ausbildung fehlen lasse: Ein Mädchen, das durch diese Schule gegangen ist, dürfte wirtschaftlich sattelfest sein, außerdem aber auch soziales Verständnis für die Beziehung des Kleinbetriebs auf das große Gemeinwesen erlangt haben. Dennoch wird die Ausführung dieses Plans so tiefgreifende Umwälzungen mit sich führen, daß er jedenfalls nicht mit einem Male verwirklicht werden könnte.

Aus dieser Besorgnis heraus will Bernhard Krey (Ein Weg zum allgemeinen Frauendienstjahr, deutsche Schulpraxis, Februar 1912) während der Dienstzeit Raum lassen für eine nur wenig eingeschränkte Berufsarbeit der erwerbenden Klassen. Er legt den Frauendienst ins beginnende siebzehnte Lebensjahr, um diese Lernzeit durch eine nachdrückliche Pause von den abgeschlossenen Schuljahren zu trennen. Die Beschränkung indessen, die sich Krey mit der Freigabe der besten Tagesstunden für den Beruf auferlegt, bringt es mit sich, daß sein wohldurchdachter Stundenplan doch zu theoretisch schulmäßig wirkt, abgesehen davon, daß er viel zu hohe Anforderungen an die Kräfte der Lernenden stellt. Wie sollen beispielsweise zwei Frühstunden, von 7—9 Uhr, die sich noch in vortragsmäßigen Unterricht und Hospitieren teilen, den jungen Mädchen klare Begriffe von der Fröbel-Erziehung geben! Auch der eine Vormittag (10—1 Uhr) der Woche für Kochen und Reinemachen dürfte schwerlich hinreichen, einen neuen Menschen aus den Schülerinnen zu machen, welches doch der Zweck des Dienstjahrs sein soll. In seiner Anlage ist der Stundenplan sehr vorzüglich, auch in der glücklichen Lösung von Vereinigung und Trennung der gebildeteren und einfachen Klassen, die sich beim Kochen, Flicken, Einkaufen immer wieder zusammenfinden — er bedarf nur der räumlichen Ausweitung.

Es seien, im Gegensatz zu diesem Entwurf, gleich noch die wirtschaftlichen Frauenschulen von Ida von Kortzfleisch-Reifenstein erwähnt, die eine gründliche Ausbildung im Haushalt mit landwirtschaftlichem Einschlag vermitteln. Von ihrer Erfahrung ausgehend fordert Fräulein von Kortzfleisch die Frauendienstpflicht für zwei Jahre, verzichtet aber von vornherein auf jeden Versuch, während der Ausbildungszeit Klassenunterschiede zu überbrücken. Sie erscheinen vielmehr durch die Einteilung in vier Stände mit von der kostenlosen Lehrzeit aufsteigendem Schulgeld schärfer betont. Ob dies gerade im jugendlichen Alter zwischen 16 und 18 nicht pädagogisch gefährlich ist, müßten die Erfahrungen der bereits bestehenden Schulen bei vorurteilsloser Prüfung ja erweisen können. Soweit ich das Material bisher überschaue, scheint Fräulein von Kortzfleisch die einzige zu sein, die den Standesunterschied zwischen den Lernenden auch bei der

Arbeit selbst von vornherein als unausgleichbar ansieht. Die meisten Entwürfe betonen im Gegensatz hierzu den Wert, den eine Gemeinschaftsarbeit von Vornehm und Gering für die tiefere Lebenskenntnis der dienenden haben würde. Mir persönlich erscheint die Trennung bei der Arbeit nur da angebracht, wo verschiedene Vorbildung die Lernenden scheidet. Andererseits aber sollte man sich darüber klar sein, daß beim Zusammenwohnen und Schlafen gewisse Unterschiede gemacht werden müßten, um die aus guten Kinderstuben kommenden Töchter nicht zum Zusammenleben mit verwahrlosten Kindern, die erst die notwendigste Reinlichkeit lernen sollen, zu zwingen. Dies aber wird eine gewandte Leiterin durchführen können, ohne daß feste Regeln darüber beständen, etwa so, wie es auch in unserm Heere geschieht. Allerdings möchte die Fürsorge nicht so weit gehen, den weiblichen Einjährigen anderes Essen, ein weicheres Bett oder gar Bedienung zuzuteilen, da den allermeisten gerade in den schlichten Lebensbedingungen des Dienstjahres ein heilsames Gegengewicht gegen Luxus und jede Art Verweichlichung gegeben wird.

Allgemein bekannt dürfte sein, daß das Freiwilligenjahr in der Krankenpflege, das Professor Zimmer, Zehlendorf-Berlin, einführte, sich seit Jahren ausgezeichnet bewährt hat. In seinen Anstalten erfahren Töchter gebildeter Stände kostenlosen Unterricht in der Krankenpflege und werden sodann zur Vervollständigung ihrer Ausbildung an Krankenhäuser des Reichs überwiesen, wo sie gegen freie Station arbeiten. Professor Zimmer hat nun zur Lösung der Frage des weiblichen Dienstjahrs ein Preisausschreiben erlassen und in einer Broschüre auch selber hierzu Vorschläge gemacht. Die Dreiteilung der Ausbildung: Hauswirtschaft, Kinder- und Krankenpflege findet sich auch hier wieder, doch denkt sich Professor Zimmer die wirtschaftliche Ausbildung in Einzelhaushaltungen möglich, wovon er gleichzeitig eine Lösung der Dienstbotenfrage erhofft. Die Abendstunden sollen dann stets zu gemeinschaftlichem theoretischen Unterricht freigegeben werden. Wiewohl Professor Zimmer das Lehrrecht der Hausfrauen von einem Staatszeugnis abhängig machen will, so ist es doch mehr als zweifelhaft, ob die kinderreichen Häuser, die er in erster Linie im Auge hat, von diesen ungeübten, zum häuslichen Dienst gezwungenen Hilfskräften nützliche Leistungen erwarten können; das Anlernen der freiwillig Dienenden macht den Hausfrauen schon genug Not. Außerdem würde man bei Fortfall des Zusammenlebens und -arbeitens in Gemeinschaftshäusern auf ein höchst schätzenswertes Erziehungsmoment Verzicht leisten. Beachtenswert hingegen ist die auch in anderen Entwürfen wiederkehrende Forderung der Dienst*pflicht* für spätere Jahre, hier auf 14 Jahre ausgedehnt, wodurch dem Staat in Zeiten der Not die unentgeltliche Arbeit der Ausgebildeten zur Verfügung steht.

Der Grundgedanke der Nutzung durch den Staat bestimmt auch die Ausführungen der Oberin Marie Cauer (Zeitschrift für Krankenpflege, Dezember 1912). Sie geht von dem Gesichtspunkt aus, daß sich das Deutsche Reich nur dann zur Einführung der Frauendienstpflicht entschließen

würde, wenn diese eine Lücke im Gemeinwesen zu füllen berufen sei. Diese Lücke nun sieht sie in der notwendig gewordenen Reichshilfe gegen die Überlastung der Krankenpflegerinnen. Folgerichtig wird also der Krankendienst zur Grundlage des Pflichtjahrs gemacht — so jedoch, daß er Hand in Hand geht mit einem mehr allgemeinen Unterricht. Als Lehrgegenstände nennt die Verfasserin: ‚Erklärung und Einprägung der Hauptregeln der Hygiene, betreffend Wohn- und Schlafräume, körperliche Reinlichkeit, Ernährung, Schutz vor Infektionen; einige Grundsätze der Säuglings- und Kinderpflege, Regeln für das Verhalten in Krankheiten; Aufklärung über die Folgen von Alkoholmißbrauch und Unsittlichkeit, durch Mitteilung der Statistik eindringlich gemacht; Regeln über das Verhältnis von Einnahme und Ausgabe im Privathaushalt, Ratschläge für geordnete Kassenführung; Belehrung über die wichtigsten der für die Frau in Betracht kommenden Gesetze und öffentlichen Einrichtungen.‘ Dieser theoretische Unterricht wird auf zwei Halbjahre verteilt, so daß er die gleichzeitige praktische Unterweisung ergänzt. ‚Die praktische Tätigkeit der Rekrutinnen soll im ersten Halbjahr vorwiegend den erziehlichen Zwecken, im zweiten der nutzbringenden Verwertung der Arbeitskräfte entsprechen. Ohne Unterschied sind im Laufe des ersten Halbjahrs alle je einige Wochen in den verschiedenen Zweigen hauswirtschaftlicher Tätigkeit, in Wäscherei, Plätt- und Nähstube, Hausreinigung, Spül- und Vorrichteküche zu beschäftigen. Im zweiten Halbjahr dürfen sie ihrem Fach entsprechend verwendet werden, z. B. zu Bureaudiensten, in der Gärtnerei, Apotheke, Kochküche, zum Unterricht von Kindern, Anleitung Epileptischer oder Schwachsinniger in Handfertigkeiten oder als Vorarbeiterinnen in den vorstehend genannten Zweigen aller hauswirtschaftlichen Tätigkeit.‘ Erst im zweiten Halbjahr beginnt sodann auch für die zum Umgang mit Kranken Geeigneten der Pflegedienst. Besoldet werden die Rekrutinnen der höheren Schulen nicht, die der Volksschulen erhalten alle denselben niedrigen Lohn von 6—8 M. monatlich, außerdem ihre Dienstkleidung. Die Kosten trägt der Staat und empfängt dafür die Vergütung für die Dienstleistungen von den Anstalten.

Dieser Entwurf möchte an Zweckmäßigkeit wohl das beste sein, was die einschlägige Literatur bisher aufzuweisen hat, besonders auch, weil er jede Einseitigkeit der Durchbildung aufs glücklichste vermeidet. Seine Durchführbarkeit erhellt aus der gleichzeitigen, wiewohl selbständigen Arbeit Helene Glaues (Evangelisch-Sozial, November 1912), die die Zahl der zur Ausbildung zur Verfügung stehenden Anstalten auf 7703 berechnet. Nimmt man nun als Kopfzahl der jährlich Auszubildenden 350 000 an (eine halbe Million schulentlassene Mädchen, davon 30 Prozent als dienstuntauglich gerechnet), so fallen auf die einzelnen Anstalten nur Gruppen von 44 bis 45 Schülerinnen, d. i. ebensoviel, wie sich bereits bei der Ausbildung von Professor Zimmers freiwilligen Diakonissen als zweckentsprechend übersichtlich erwiesen haben.

Auch aus der großen Zahl der nicht zu planvollen Entwürfen gediehenen

Arbeiten zum Thema wird man manche schätzenswerte Anregung entnehmen können. So weist beispielsweise Käthe Schirmacher in einem sonst ganz frauenrechtlerisch streitbaren Artikel auf die Notwendigkeit ‚einer militärischen Körperbildung um der Gesundheit und moralischen Zucht willen hin: Marschieren, schweigen, sich beherrschen, genaues Beobachten von Wald und Feld, Wiedergeben des Beobachteten, genaues Wiederholen erhaltener Befehle, unweigerlicher Gehorsam, die Gewöhnung, keine Aufgabe unerfüllt zu lassen. Else Lüders (‚Die Dienstpflicht der Frau‘, Soziale Praxis Nr. 37 und 38, 1915) regt an, die Kräfte der bereits ausgebildeten ‚Reservistinnen‘ den Gemeindeschwestern und städtischen Fürsorgebeamtinnen in Stadt und Land zur Hilfe beizugeben.

Noch sei am Schluß des Kompromißvorschlages von Helene Lange gedacht, den der Deutsche Lehrerinnenverein auf seiner Pfingsttagung als Resolution annahm: Die Führerin der Frauenbildungsbewegung sieht keine Möglichkeit, während einer Zeit, wo der Staat alle Kräfte anspannen muß, die Wunden des Krieges zu heilen, von ihm das finanziell sehr bedeutende Opfer der Einführung des weiblichen Dienstjahrs zu verlangen. Deshalb wird vorgeschlagen, zunächst ein hauswirtschaftliches Pflichthalbjahr im Anschluß an die Schule zu fordern, auf dem sich, sobald die Reichswirtschaft wieder in ebene Friedensgeleise geleitet ist, das Frauendienstjahr aufbauen läßt.

Ein Reichtum gründlicher, an ein großes Ziel hingegebener Gedankenarbeit tritt uns in diesen Entwürfen entgegen. Und wie heilig ernst es den Frauen diesmal um ihr Wollen ist, fühlt man deutlich auch darin, daß bei den jüngsten Erörterungen, die zum Teil die vorliegenden Pläne diskutieren und ergänzen, der parteipolitische Einschlag immer mehr zurückgetreten ist. Verstummt sind fast völlig diejenigen, die die Forderung des Dienstjahrs mit der des Wahlrechts zu balanzieren pflegten — zum mindesten hört man kaum noch diese Motivierung. Möchte doch diese Sachlichkeit uns erhalten bleiben! Fraglos gehört die Einführung der Frauendienstpflicht einer näheren Zukunft als das Stimmrecht. Die Dienstpflicht würde für Deutschlands Wohl entscheidende Bedeutung haben und bedarf dringend der Mitarbeit aller Parteien. Deshalb möge man sich hüten, sie mit politischen Forderungen zu verquicken, denen weite Kreise unserer gesetzgebenden Körperschaften mit berechtigter Besorgnis gegenüberstehen. ‚Das Vaterland über die Partei!‘ Das wird das von feurigem Frauenwillen und tiefernstem Frauenpflichtbewußtsein aufgerichtete Ziel am ehesten verwirklichen helfen.

Das erste Kriegsjahr / Ein Rückblick
Von Friedrich Otto

Nun ist zwar das erste Kriegsjahr beendet, aber noch lange nicht der riesige Völkerkampf, der die ganze Menschheit in Mitleidenschaft zieht. Trotz unserer Siege im Osten zeigt der Jahresschluß keinen scharf ausgeprägten Abschnitt, ohne Unterbrechung laufen die Kriegsereignisse weiter. Bei deren unabsehbarer Dauer ziemt es sich, nach altväterlicher Sitte auf die Vorgänge des ersten Jahres zurückzuschauen und über die Ereignisse dieses Zeitabschnittes einen Rechnungsabschluß zu versuchen, insoweit die öffentlich bekannt gewordenen Tatsachen dies ermöglichen.

Entsprechend dem in den verschiedenen Ländern größeren oder geringeren Wachstum der Bevölkerungen, der ungleichmäßigen Ausbreitung von Schulbildung, Entwicklung von Wissenschaft und Technik, Volkswirtschaft und Verkehr usw. zeitigt jeder Krieg neue Erscheinungen, die ihm sein besonderes Gepräge geben. Zum Teil waren sie noch nie da, zum Teil tauchen sie nach langem Verschwinden abermals auf.

Zunächst auf militär-politischem Gebiete ist am derzeitigen Riesenkampfe besonders bemerkenswert, daß das bereits zum allgemein anerkannten Grundsatze erhoben gewesene ‚Selbstbestimmungsrecht der Völker‘ diesmal völlig versagte. Selbst in den Staaten mit volksherrschaftlichen Verfassungen unterließen die uns feindlichen Regierungen, vor Eintritt in den Krieg die Zustimmung der Volksvertretungen amtlich zu erholen, obwohl sie angeblich den Kampf für die Freiheit Europas gegen die deutsche ‚Barbarei‘ unternahmen. Vermutlich handelten zwar die leitenden Minister im vertraulichen Einverständnis mit den Führern der politischen Mehrheitsparteien, wurden doch die geheimen Vorverhandlungen zur Einkreisung des Deutschen Reiches schon seit vielen Jahren geführt. Aber der Kriegsüberfall auf die Mittelmächte im Sommer 1914 erfolgte durch geschickt verborgene, stille Vereinbarung der gegnerischen Ministerkabinette. Mit vollem Rechte kann der ungeheure Völkerkampf, in dem sich die halbe Menschheit der Erde gegenseitig zerfleischt, trotz seiner Ausdehnung dennoch als ein ‚Kabinettskrieg‘ bezeichnet werden. Damit ist er ein Rückfall in frühere Jahrhunderte, wo Länder und Bevölkerungen erbliches Eigentum der Herrscherfamilien waren und Kabinettskriege um Erbansprüche der Fürsten geführt wurden. Besonders deutlich zeigte es sich jetzt im ‚volksherrschaftlichen‘ Italien, wo die mit britisch-französischem Golde bestochenen Politiker das Land gegen die Wünsche der meisten Staatsbürger in den Krieg hetzten, gleichgültig gegen dessen Folgen, sind sie doch die ‚glücklichen Besitzer‘.

Als weitere merkwürdige Erscheinung der Gegenwart ist zu verzeichnen, daß der früher den Herrschern allein zugeschriebene Eroberungsdrang und Landhunger nunmehr viele Völker selbst ergriff. Wahrscheinlich ist sie eine Frucht der mit dem Wachstum der Bevölkerung verstärkten Volkswirtschaft, getrieben durch das allen Staaten innewohnende Aus-

dehnungsbedürfnis von Handel und Gewerbe, dem überall die Schutzzollschranken hemmend entgegenwirken. Deren Wegfall, der wegen der Einflüsse des Weltmarktes jedoch unmöglich erscheint, würde die Kriegsveranlassungen vielleicht erheblich vermindern, doch die staatliche Verschiedenartigkeit von Volkswirtschaft und Entwicklungsstufen je nach Himmelsstrich und Erdteilen, wird immer zu ernsten Reibungen führen. Ein unerfüllbarer Traum muß deshalb der ‚ewige Frieden' bleiben.

Besonders grelle Wirkung jenes Ausdehnungsbedürfnisses bildet die von den brotneidigen Briten versuchte, doch mißlungene ‚Aushungerung' des deutschen Volkes. Rein kaufmännisch erdacht in dem erbärmlichen Krämersinn, daß mit Geld alles zu machen sei, erscheint das zum ersten Male in der Geschichte auftretende ruchlose Unternehmen dem Kriegskundigen vor allem als ein Zeichen militärischer Schwäche. Im Wesen aber ist es der Ausfluß des britischen Kriegszweckes, den stark angewachsenen überseeischen Handel und das mächtig erblühte Großgewerbe des Deutschen Reiches zu vernichten und noch während des Krieges an sich zu reißen. Ist doch Deutschlands Handelsflotte die zweitgrößte der Erde und überflügelte sein Eisengewerbe schon lange das britische; auf manchen Erwerbsgebieten sind die Deutschen durch geschickte Erfindungen und Entdeckungen sogar vorherrschend und besitzen sie den Alleinhandel. Infolge der Sparsamkeit unserer Volksvertretung, die zu wenig Mittel für Auslandkreuzer und überseeische Flottenstützorte bewilligte, gelang es allerdings den Briten, während des Krieges unseren überseeischen Handel lahmzulegen, während wir mit den trefflichen Unterseebooten den ihren nur empfindlich stören können. Doch wird der Weltkrieg nicht zur See, sondern auf dem europäischen Festlande entschieden, wo die Heere des neuen Dreibundes bereits genügende Faustpfänder eroberten, die bei den Friedensverhandlungen voll verwertet werden können.

Ebenfalls als Zeichen militärischer Schwäche erscheint der ohne geschichtlichen Vorgang stehende britische Lügen- und Verleumdungsfeldzug, der wohl vor- und durchbedacht schon viele Jahre vor dem Weltkriege begann, mit gekauften Zeitungen die anderen Völker grundsätzlich gegen die Deutschen aufhetzte und diese überall unbeliebt machte. Unterstützt wurden die Briten dabei durch Besitz und Beherrschung des überseeischen Fernschreibverkehrs. Gegen solch' unanständige Kampfmittel ist allerdings ein anständig handelnder Staat fast wehrlos, doch die siegreichen Taten des neuen Dreibundes werden die Wahrheit allmählich zum Durchbruche bringen und die Verlästerungen schließlich überwinden.

Auf rein militärischem Gebiete ist als großartigste, noch nie dagewesene neue Erscheinung das Kämpfen von Millionenheeren gegeneinander hervorzuheben, denn das persische Millionenheer des Xerxes bestand wahrscheinlich nur in altgriechischer Übertreibung, die in die Kopfzahl der Streitmacht die mitgeführten Frauen, Kinder und Sklaven einrechnete; in Wirklichkeit waren es wohl weniger als 200 000 schlecht ge-

führter Krieger. Sonst wäre das kleine Griechenhäuflein trotz besserer Bewaffnung, geschickter Heer- und Gefechtsführung gewiß erdrückt worden. Im Balkankriege 1912/13 waren übrigens für die dortigen Kleinstaaten schon ungewöhnlich große Truppenmengen verwendet; so hatte z. B. Bulgarien bei 4 Millionen Einwohner 600 000 Mann unter den Waffen, das sind 15 vom Hundert. Im Verhältnis hiezu könnte Frankreich jetzt mit 40 Millionen Einwohner 6 Millionen europäische Soldaten haben, wozu noch die der Berechnung sich entziehenden farbigen Truppen kommen. Aber wenn man bei den kriegführenden Staaten selbst nur 10 vom Hundert der europäischen Bevölkerungen rechnet, so ergibt sich, daß zurzeit vielleicht 40—50 Millionen Krieger gegeneinander kämpfen. Wohl am eindrucksvollsten zeigen diese schwindelerregenden Zahlen, wie ruchlos und verbrecherisch die Minister der uns feindlichen Mächte handelten, als sie den Weltkrieg gegen das Deutsche Reich und dessen Verbündete unternahmen und in größter Gewissenlosigkeit solch' ungeheuere Menschenmengen aufeinander hetzten.

Als zwingende Folgen der Millionenheere ergaben sich neue Erscheinungen auch für die Heer- und Gefechtsführung. Wenn diese Fragen zwar schon im Frieden kriegswissenschaftlich eingehend erforscht und auf dem Papier lehrhaft beantwortet wurden, so zeigten sich bei der Verwertung in der Wirklichkeit doch sehr große Schwierigkeiten, deren erfolgreiche Überwindung erst im Kriege gelernt werden mußte. Schon wegen mangelnder sachlicher Grundlagen und aus Verschweigungszwang ist noch nicht die Zeit gekommen, näher hierauf einzugehen, nur die aller Welt offen vor Augen liegenden Tatsachen sollen hier erörtert werden. Nämlich allein durch den Bewegungskrieg, die ‚Gruppenheerführung' können durchgreifende Kriegsentscheidungen erzielt werden. Doch die äußerst schwierige Lenkung ungeheuerer Truppenmengen brachte den entscheidungslosen Stellungskrieg, die ‚Linearstrategie' hervor. Ungemein schwerfällig sind zwar Bewegungen von Millionenheeren schon aus den notwendigen Rücksichten auf Marschtiefen, Verpflegung, Unterkunft usw. Ihre Entwicklung nach der Breite in langgedehnte Verteidigungsstellungen ist deshalb viel leichter als ihre Tiefengliederung zum Angriffe, die nur hochbegabte Führer bewältigen können, während jene auch der Mittelmäßigkeit gelingt. Wohl versuchten bei Kriegsbeginn beide Kampfparteien den Bewegungskrieg nach den Manövergewohnheiten des Friedens, doch die außerordentlich großen Verluste, die bei ungedecktem Vorgehen durch die neuzeitliche Waffenwirkung entstanden, zwangen rasch zu anderer Fechtweise. So entstanden auf allen Kriegsschauplätzen die Schützengräben, die den Bewegungs- oder Feldkrieg zum Stellungs- oder Festungskrieg umwandelten. Nur im Osten trat überraschend, wie aus einer Versenkung, zuerst ein Heerführer auf, der es unter geistreicher Verwertung der Verkehrsmittel trefflich verstand, den Bewegungskrieg mit Millionen von Streitern erfolgreich zu führen. Zum Glück für uns war es ein deutscher Feld-

herr: ‚unser Hindenburg‘, der damit das Vaterland rettete. Aus seiner Schule und durch eigene Begabung wuchs als zweiter deutscher Heerführer Mackensen hervor mit dem Sondergeschick für Stellungsdurchbrüche. Beide brachten den entscheidenden Bewegungskrieg wieder zu Ehren und bewiesen durch Taten abermals die alte Lehre, daß der entscheidungslose Stellungskrieg nur dem hinhaltenden Kampfe diene. Keine unvermeidliche Notwendigkeit der Neuzeit, nur ein Notbehelf ist er.

Im Waffenwesen ergaben sich so viele Neuerungen, daß der Raum fehlt, sie einzeln aufzuführen. Am großartigsten darunter erscheinen die 42 cm Kruppmörser, deren Geschoßwirkungen kein Festungsbau widersteht, sowie die großkalibrigen deutschen Flachbahnkanonen, die bisher unerreichte Schußweiten aufweisen. Besondere eigenartige technische Neuerungen, wie auch Rückkehr zu alten Mitteln des Festungskampfes, als z. B. Handgranaten, Wurftriebwerke usw., erzeugte der Stellungskrieg. Als merkwürdiger Rückfall in frühere Fechtweise erscheinen die vielen Nahkämpfe mit Handwaffen, die nach kriegswissenschaftlicher Lehre in der Zeit der kleinkalibrigen Mehrlader ausgeschlossen wären.

Zum ersten Male in größerem Maßstabe entwickelte sich der Luftkrieg, der vorher im tripolitanischen, sowie in den Balkan-Feldzügen nur versuchsweise in kleinem Maße angewendet wurde. Diesmal aber wurden zahlreiche Luftschiffe und Flugzeuge beiderseits auf allen Kriegsschauplätzen besonders zur Aufklärung, aber auch zu Zerstörungen mit Wurfbomben und Pfeilen benützt und damit die Heeresbewegungen wie die Kriegs- und Handelsschiffahrt teils begünstigt, teils gehemmt. Ziemlich gleichmäßig erfolgte ihre einflußreiche Verwertung, wodurch, wie bei fast allen neuen Kriegsmitteln, Nutzen und Schaden sich gegenseitig nahezu ausglichen. Erheblichen, ausschlaggebenden Vorsprung nach dieser Richtung gewann bis jetzt keine Kampfpartei. Unübertroffen sind zwar bis jetzt die deutschen Zeppelinschiffe, doch konnten sie ihren vornehmsten Kriegszweck, die feindliche Flotte zu vernichten, wegen deren Untätigkeit noch nicht erfüllen. Sie soll sich zwischen den weit entfernten Orkney-Eilanden versteckt halten.

Von den neuzeitlichen Land-Verkehrsmitteln, wie Eisenbahnen, Kraftwagen aller Bau- und Verwendungsweisen, Fahrrädern, Fernschreibern und Fernsprechern usw., wurde beiderseits ebenfalls ausgiebiger Gebrauch gemacht, um die mit den Millionenheeren verbundenen riesigen Breiten- und Tiefenausdehnungen durch schnellere Überwindung von Raum und Zeit, sowie die Unzureichendheit an Kriegspferden auszugleichen. Die Kostspieligkeit und Gebrechlichkeit vieler dieser Verkehrsmittel steigerten die Kriegsausgaben gegen früher außerordentlich.

Im Seekriege trat die überraschende Erscheinung auf, daß die kostspieligen und durch ihre Vielfältigkeit für einen Befehliger außerordentlich schwer zu leitenden ‚Dreadnougthschiffe‘ aus ‚Fürchte nichts‘ nun ‚Fürchte alles‘ wurden. Von den Briten werden sie sorgsam verborgen und

vor Vernichtung durch Minen, Torpedos und Wurfbomben gehütet, angeblich, um sie erst beim Friedensschlusse zu verwerten. Tatsächlich kam noch kein Schlachtschiff zum Kampfe. Vorerst erfolgten nur Seegefechte zwischen Kreuzer- und Aufklärungsgeschwadern, die zwar große Verluste an Menschen und Stoffen herbeiführten, doch auf den Gang des großen Krieges einflußlos blieben. Dessen Entscheidung kann eben nur auf dem europäischen Festlande erfolgen. Den Seekrieg völlig umgestaltend, erwies sich als neues Kampfmittel das Tauchschiff, das sich sofort wirkungsvoll einführte. Besonders wirksam war die erfolgreiche Verwendung der im Bau am weitesten fortgeschrittenen deutschen Unterseeboote. In Verbindung mit den Marineluftschiffen und -flugzeugen ermöglichten sie, das bisher von Wasser und Flotte seit Jahrhunderten wohlgeschützte britische Eilandsvolk endlich einmal unmittelbare, empfindliche Kriegswirkungen verspüren zu lassen. Erst später dürften sich hieraus tiefgehende Folgen für die Weltpolitik ergeben.

Wenn auch der bisherige Kriegsverlauf allgemein bekannt ist und den meisten Lesern im Gedächtnis sein wird, so möchte doch eine zusammenhängende kurze Darstellung der Hauptereignisse willkommen sein. Schon seit Jahren wurde der Krieg von Deutschlands Feinden und Neidern vorbereitet. Wie ein Führer von Verschwörern betrieb der geistig hochbegabte, doch seelisch verwerflich veranlagte britische König Eduard VII. die politische Einkreisung des mächtig erstarkten Deutschen Reiches. Dessen wirtschaftliche Aushungerung und militärische Zermalmung war sein Ziel. Wohl gelang die verräterische Sprengung des alten Dreibundes, indem das treulose Italien sich in die geheime Verschwörung hineinziehen ließ. Doch Österreich-Ungarn, das sich der russisch-allslavischen Gefahr wohl bewußt war, blieb fest, und auch die Türkei erkannte, was ihr nach der Niederwerfung des deutschen Volkes bevorstünde. Bei dessen Friedensliebe und der äußersten Nachgiebigkeit der Reichsregierung gelang es den Verschwörern nicht, Deutschland zum Friedensbruche zu reizen. Deshalb wählten sie einen verbrecherischen Umweg. Am 28. Juni 1914 erlag der österreichisch-ungarische Thronfolger einem Meuchelmorde. Durch die Untersuchung wurde festgestellt, daß die serbische Regierung Anstifterin war. Da sie Genugtuung verweigerte, erklärte Österreich-Ungarn am 28. Juli an Serbien den Krieg, worauf Montenegro sich an Serbien anschloß. Zwei Tage darauf erfolgte die öffentliche, schon längst begonnene Mobilmachung des russischen wie des belgischen Heeres und veranlaßte rückwirkend die der gesamten österreichisch-ungarischen Streitmacht, sowie am 1. August nachmittags 5 Uhr die des französischen, eine Stunde später die des deutschen Heeres. Nun kamen in kürzester Zeit die vielen Kriegserklärungen und begannen sogleich die Feindseligkeiten. Der bisherige Dreibundfreund Italien blieb vorerst neutral wie auch die Türkei.

Im August 1914 rückten die deutschen Landstreitkräfte siegreich in Belgien und Nordostfrankreich vor bis zur Strecke Antwerpen—Cambrai—Süd-

vogesen. Im Osten konnten die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere Westpolen besetzen, dagegen drang die russische Überzahl weit in Ostpreußen und Ostgalizien ein. Anfangs September wurde in Frankreich der deutsche rechte Flügel von der Marne bis zur Aisne, in Galizien aber das österreichisch-ungarische Heer vor der russischen Übermacht bis in die Karpathen zurückgenommen. Dagegen schlug als Retter des Vaterlandes General v. Hindenburg entscheidend die Russen in Ostpreußen und befreite damit das deutsche Gebiet wieder vom Feinde. Auch im Westen errangen die Deutschen von Mitte September ab neue Teilerfolge. Am 9. Oktober fiel die belgische Landesfestung Antwerpen und damit der größte Teil dieses Landes in deutsche Hände, wodurch im Westen unser rechter Flügel bis an die Nordsee verlängert wurde und seitdem bis jetzt mit geringen örtlichen Verschiebungen dort verblieb. Nachdem die verbündeten Heere sich anfangs Oktober Warschau schon bis auf 12 Kilometer genähert hatten, gingen sie in der zweiten Hälfte des Monats vor stark überlegenen russischen Kräften aus Westpolen an die deutsch-russische Grenze zurück. Ende Oktober trat erfreulicherweise die Türkei auf unserer Seite in den Krieg ein, viele Streitkräfte der Gegner auf sich ziehend und zu ihrer Zersplitterung führend. Schon im November machte sich ein Umschwung der Kriegslage fühlbar, indem vorübergehend Stillstand in den Heeresbewegungen anfing, der auch im Dezember noch anhielt. Die russische ‚Dampfwalze' blieb stecken. Zähes unentschiedenes Ringen auf allen Kriegsschauplätzen kennzeichnet auch den Januar 1915. Eine gewaltige Wendung zur Hauptentscheidung des Weltkrieges brachte uns jedoch der Februar, der durch äußerst wichtige Tatsachen besonders hervortritt: der wirksame Unterseekampf und das Einsetzen der ‚Hindenburgzange' mit glänzender Besiegung der Russen in Bukowina und Ostpreußen. Damit begann schon die nach Zahl der Streiter, Stellungsausdehnung und Zeitverbrauch riesige Entscheidungsschlacht des Völkerkampfes. Auf den übrigen Kriegsschauplätzen trat trotz heftiger örtlicher Kämpfe keine Änderung der allgemeinen Lage ein. Sowohl die im Westen mit großangelegten, kräftigen Durchbruchsversuchen einsetzende ‚Schoffensive' wie auch der Angriff der Briten und Franzosen auf die türkischen Stellungen an den Dardanellen mißlangen. Ein ‚Gleichgewicht der Kräfte' hatte der Weltkrieg nun geschaffen. Auch im März, dem 8. Kriegsmonat, kam es zu keiner eingreifenden Änderung der Kriegslage, doch fuhr die ‚Hindenburgzange' fort, die russischen Flügel scharf zu zwicken. Ebenso war es im April, in dem das zähe Ringen der Millionenheere fortgesetzt wurde, aber schon neigte sich das Zünglein der Schicksalswage dem neuen Dreibunde zu. Deutlich wahrnehmbar war die aussichtsreiche Besserung der Kriegslage, das Nachlassen des Außendruckes. Den militärpolitischen Wende- und wohl auch Höhengipfel des gewaltigen Völkerringens brachte der Mai 1915. Mit dem Mackensenschen Durchbrechen der russischen Mitte in Westgalizien anfangs Mai begann der vielleicht den Weltkrieg entscheidende, sich immer noch fortsetzende Sieges-

zug der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere nach Osten, Ende Mai aber trat unser verräterischer einstiger Bundesgenosse Italien in den Krieg gegen Österreich. Gleichwohl und trotz vorübergehender Erfolge unserer Feinde im Westen blieb die Lage für uns günstig und aussichtsvoll auf schließlichen Sieg. Durch erfolgreiche blutige Abwehr der mit stärksten Kräften unternommenen feindlichen Angriffe im Westen, Süden und in der Türkei, durch glänzende Besiegung und Verfolgung der russischen Überzahl im Osten zeichnen sich Juni und Juli, die beiden letzten Monate des ersten Kriegsjahres, aus. An dessem Schlusse können wir mit vollem Vertrauen in die Zukunft schauen, wenn auch die im Osten fallende Hauptentscheidung noch nicht ganz vollendet ist.

Ganz beträchtlich sind unsere Ergebnisse des europäischen Landkrieges im ersten Kriegsjahre rein zahlenmäßig. Bei dessen Ablauf sind in deutschen Gefangenenlagern und Lazaretten 898 869 Kriegsgefangene. Als Arbeiter werden beschäftigt 40 000 Gefangene. In den letzten Wochen gefangen genommen und noch auf der Versendung befindlich sind 120 000 Gefangene; im ganzen befinden sich in Deutschland 1 058 869, in Österreich-Ungarn 636 534 Gefangene. Die Gesamtzahl der von den verbündeten Armeen gemachten Gefangenen beträgt somit 1 695 400.

An kriegsgefangenen Russen sind in Deutschland 5600 Offiziere und 720 000 Unteroffiziere und Mannschaften, in Österreich 3190 Offiziere und 610 000 Unteroffiziere und Mannschaften, wovon ein großer Teil durch die deutschen Truppen gefangen genommen wurde. Die Gesamtzahl der gefangenen Russen beträgt 8790 Offiziere und 1 290 000 Unteroffiziere und Mannschaften.

In deutschem Verwahr befinden sich nun 5834 erbeutete Geschütze und 1556 Maschinengewehre. Ein großer Teil der eroberten Geschütze und Maschinengewehre wurde nicht zurückgeschickt, sondern blieb bei den Truppen und wurde sofort wieder gegen den Feind verwendet. Schätzungsweise wurden im Laufe des ersten Kriegsjahres 7—8000 Geschütze und 2—3000 Maschinengewehre erbeutet.

An Landgebiet hält der Feind besetzt: im Elsaß 1050 Quadratkilometer, in Galizien 10 000, im ganzen 11 050 Quatratkilometer. Vom feindlichen Gebiet stehen unter deutscher Verwaltung in Frankreich 21 000, in Belgien 29 000 und in Rußland 130 000 Quadratkilometer, zusammen also 180 000 Quadratkilometer.

Zahlen sind zwar im Leben meist maßgebend, aber doch für die Beurteilung von Kriegsergebnissen nicht allein ausschlaggebend, denn seelische Unwägbarkeiten üben hier großen Einfluß aus. Wer einer Kriegspartei angehört, besitzt für die Jahresabgleichung von Kriegsgewinn und -verlust wohl kaum die nötige Unbefangenheit. Zweckmäßig erscheint es daher, solche eines Neutralen vorzuführen, die in der rumänischen Zeitung ‚Universul‘ veröffentlicht wurde. Er schrieb:

‚Bei den Mittelmächten und bei Rußland liegt die größte Überraschung

des Krieges. Als zu dessen Beginn infolge der Eduardschen Einkreisungspolitik Kriegserklärungen regneten, hielten selbst die eingefleischtesten Anhänger der Mittelmächte diese für verloren. Wie mächtig die deutsche Wehrherrschaft auch sein möge und wie tapfer die Heere der beiden Reiche kämpfen würden, so würden sie, glaubte man, nur einen Achtungserfolg davontragen und schließlich zugrunde gehen. Im Kampfe gegen die ganze Welt würden sie wohl einige Wochen widerstehen, bis ihre Kraft gebrochen sein werde. Die größten Erwartungen knüpften sich in dieser Beziehung an die Millionenheere Rußlands. Indessen wurden im Kriege alle Berechnungen über den Haufen geworfen. Trotz des Kampfes nach zwei Richtungen drangen die Deutschen in Feindesland ein und errangen bedeutende Siege. Überraschend war, daß die Österreicher und Ungarn, deren Kraft gebrochen schien, in Verbrüderung mit den Deutschen heute die Russen auf ihrer Flucht bis in Feindesland verfolgen — in einem Satze: die zu Beginn des Krieges aufgestellten Berechnungen schlugen fehl. Mit einem bedeutenden Gewinn für die Mittelmächte und einem großen Fehlbetrag für ihre Gegner schließt die Abgleichung. Wie die Briten und ihre Verbündeten unterschätzten auch die Neutralen die Kräfte der Mittelmächte, und zwar sowohl die rein kriegerischen als auch ihre ganze Einrichtung auf allen Lebensgebieten.' —

Den Vollzug und den Mißerfolg seiner Einkreisungspolitik erlebte König Eduard VII. nicht mehr. Daß seine Berechnungen militärisch falsch waren, lag vor allem darin, daß er kein Soldat war und deshalb auch kein „Oberster Kriegsherr' in dem vorbildlichen Sinne, wie dies vom Verfasser dieses Rückblickes im „Hochland' (Septemberheft Nr. 12 von 1913, S. 739) dargestellt wurde. Allein mit Geld, Schlauheit, Lügen und Verleumdungen kann man keinen Krieg führen, nur mit Kämpfern und Waffen. Taten sind stärker als jene Mittel. So mißlangen Aushungerung und Zermalmung des Deutschen Reiches. Noch niemals in der Geschichte waren die Deutschen so einig und deshalb so unüberwindlich wie in diesem Kriege. Aber auch die bewährten treuen Bundesgenossen, die Österreicher, Ungarn und Türken vollbrachten herrliche Leistungen und ermöglichten damit den erfolgreichen Widerstand gegen die Einkreisung.

Kritik

Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen / Von Martin Spahn

Zwei einander sehr fremde Bestandteile sind durch den Willen der Großmächte im Jahre 1815 miteinander vereinigt worden: der preußische Staat und die Rheinlande. Seither sind 100 Jahre verflossen, und die beiden Gebiete gehören noch zusammen. Der Staat ist für die industriell und handelswirtschaftlich hochveranlagte und leistungsfähige Provinz viel geworden; die Provinz bedeutet viel für den Staat. Schon vor Jahren schrieb die Mevissenstiftung einen Preis für die beste Arbeit aus, worin die Angliederung der Rheinlande an Preußen wissenschaftlich zur Darstellung gelange. Der Preis sollte jetzt, zur Jahrhundertfeier der Vereinigung, fällig werden. Zahlreiche Erstlingsuntersuchungen deutscher Universitäten arbeiteten der Preisschrift vor, indem sie für Teilgebiete in dem massenhaften Stoffe den Weizen von der Spreu schieden. Eine Festschrift von Professor Hansen in Köln, an der eine erhebliche Anzahl wissenschaftlicher Kräfte mitarbeitet, steht noch in Aussicht. Ob auch der preußischen Regierung der Gedanke gekommen war, bei Gelegenheit des Jahrhundertgedächtnisses einmal Abrechnung mit all den Vorwürfen zu halten, die gegen den von ihr vertretenen Staat in der Agitation der Parteien und der Zeitungen erhoben wurden, ist nicht bekannt geworden, auch nicht wahrscheinlich. Denn selbst in Staaten, die, nach dem äußeren Zuschnitt ihrer Einrichtungen zu urteilen, noch aufrecht stehen, haben die Behörden darauf verzichtet, für die Sache des Staates gegen die Parteien, wenn auch nur bei besonderem Anlasse und mit größerer Selbstzucht, dieselben Mittel nutzbar zu machen, die die Parteien beständig gegen sie verwenden. Die Parteien hingegen sind auch diesmal nicht müßig gewesen. In den Zeitungen haben sie sich wie stets zu Worte gemeldet. Darüber hinaus ist aber auch aus den Kreisen der unter der rheinischen Bevölkerung einflußreichsten Partei eine Denkschrift im Verlage von J. P. Bachem in Köln veröffentlicht worden, die als politische Meinungsäußerung geradezu dokumentarischen Wert besitzt und ernsteste Beachtung verdient.

Zwei wissenschaftliche Mitarbeiter, der Direktor des Aachener Stadtarchivs Dr. Huyskens und der Aachener Realgymnasialdirektor Dr. Schellberg, haben eine geschichtliche Einleitung zu der Denkschrift geschrieben, die für sich gewertet werden muß, weil ihre durch die wissenschaftliche Betrachtungsweise eingegebenen Motive in den Beiträgen der Politiker nicht weiterklingen. Eine besondere Stellung nimmt auch der kurze Bericht des evangelischen Theologen Köhler in Zürich über die protestantische Landeskirche der rheinpreußischen Gebiete ein. Von den rund 25 Seiten dieser drei Beiträge abgesehen, haben wir es in der Denkschrift mit einer Darbietung durchaus einheitlichen Geistes zu tun, in der sich das politische Empfinden einer unzweifelhaft zahlreichen Schicht der rheinischen Zentrumspartei wahrheitsgetreu und klar spiegelt. Es ist die Schicht, welche das der Partei zugehörige alteingesessene Rheinländertum umfaßt. Geredet wird

bei der Schilderung des wirtschaftlichen Lebens und in den Abschnitten über die geistige und soziale Kultur auch von den übrigen Gebieten und den jüngeren Bevölkerungsbestandteilen der Provinz, etwa von dem Industriebezirke an der Ruhr und Wupper, sowie von der mächtig angewachsenen Arbeiterschaft. Selbst zu Worte kommen diese indessen nicht, es sei denn in den kaum zufällig an den Schluß des Buches geratenen Ausführungen Dr. Piepers über die soziale Kultur, in denen sich der Gesichtskreis des Buches zu guter Letzt auf einmal, aber nicht mehr mit durchschlagendem Eindrucke weitet. Gewiß bildet die Beschränkung des Buches auf die Anschauungswelt des alteingesessenen Rheinländertums einen Mangel im Hinblick auf den allgemein gefaßten Titel des Buches. Anderseits aber beruht auf ihr die geschlossene Wirkung der Denkschrift, die ihr einen besonderen Reiz und den dokumentarischen Wert als Quelle für die Erkenntnis der bisher wichtigsten Richtung einer unserer größten politischen Parteien im Rheinland verleiht. Gesammelt hat die Mitarbeiter und ihre Beiträge sowohl bevorwortet wie mit einem Schlußworte versehen Julius Bachem. Sein scharfgeschnittener Charakterkopf hat im letzten Menschenalter für das alteingesessene Rheinländertum in der Zentrumspartei fast typische Bedeutung gewonnen. Dessen beste Eigenschaften leuchten in ihm in fesselnder Vereinigung und Steigerung auf wie auf andere Art etwa nur noch in Karl Trimborn oder dem im vorigen Jahre gestorbenen Franz Brandts.

Die Denkschrift ist so angelegt, daß die einzelnen Gebiete des öffentlichen Lebens der Reihe nach besprochen werden: zuerst die politische Entwicklung von Dr. Schmidt, dann die kirchliche Entwicklung von Professor Dr. Lauscher, die wirtschaftliche Entwicklung von demselben Dr. Clasen, der über sie auch im Aprilheft des ‚Hochland‘ berichtete, das Unterrichts- und Bildungswesen von Prorektor Schnitzler, das Justizwesen von Geheimrat Kausen, die Kunst von Geheimrat Heimann, das Heerwesen von Generalleutnant Freiherrn von Steinaecker und die soziale Kultur von Generaldirektor Dr. Pieper. Es ist ein Schema, in das von allen Mitarbeitern ein großer Reichtum dankenswerter tatsächlicher Angaben in knapper, rasch verwertbarer Form hineingetragen wurde. Es soll jedoch von diesem gründlichen Unterbau der in der Denkschrift vertretenen Ansichten hier nicht weiter die Rede sein; er kann doch nur durch eigene Einsicht in die Denkschrift gewürdigt werden. Für uns ist das Wesentliche, das Buch auf seinen politischen Gehalt zu prüfen. Dafür aber kommt es weit mehr darauf an, wie der umfangreiche Stoff auf die einzelnen Abschnitte verteilt ist und welche übereinstimmenden Gesichtspunkte aus den einzelnen Skizzen hervorspringen, woher sie rühren und zu welchem Ergebnisse sie führen.

Die Rheinländer sind unter sich in dem Jahrhundert ihrer Vereinigung mit Preußen tief zerspalten gewesen. Unterschiede der Weltanschauung wirkten in derselben Richtung wie gewisse wirtschaftlich-soziale Unterschiede, die in der Überholung der früher vorwaltenden, Landwirtschaft treibenden oder kleingewerblichen oder als wohlhabende Bourgeois dahinlebenden Schichten durch die Flutwelle der kapitalistischen Bewegung des vergangenen Jahrhunderts ihren Ursprung hatten. Insgesamt trennten sie seit den dreißiger Jahren die Provinz immer durchdringender in Liberale und Klerikale, seit Ausgang der sechziger Jahre in Nationalliberale und Anhänger der Zentrumspartei. Zur Siedehitze gedieh die Leidenschaft der miteinander ringenden Gruppen im Kulturkampfe. Aber auch nach seinem Abflauen wirkte der innere Gegensatz bis in die Zeit vor dem

Kriege noch lebhaft nach. Es bedarf nur der Erinnerung an die Reichstagswahlen von 1907 und 1912. Von diesem inneren Zwiespalte der rheinischen Bevölkerung ist in der Denkschrift so gut wie gar nicht die Rede. Die Rheinländer erscheinen als Einheit vom Anfang bis zum Schlusse der hundert Jahre. Es handelt sich dabei gewiß nicht um ein absichtliches Vertuschen. Das Hinweggleiten über die für die innere Entwicklung der Rheinlande ohne Zweifel bedeutsame Tatsache erklärt sich vielmehr zwanglos daraus, daß der Anlaß des Buches die Mitarbeiter unwillkürlich vor allem auf die Bestimmung des Verhältnisses der Provinz zu Preußen achten hieß. Freilich hätten sich die inneren Gegensätze gewiß nicht so völlig zurückdrängen lassen, wenn sie über das konfessionelle und wirtschaftliche Gebiet hinaus mit der Zeit auch schon auf die Ansichten von der Aufgabe und vom Wesen des Staates tief differenzierend eingewirkt hätten. Aber in der bewußten oder stillen Opposition gegen die Natur und hergebrachte Art des preußischen Staates sind sich die meisten alteingesessenen Rheinländer, welcher Farbe und Weltanschauung immer, während des ganzen 19. Jahrhunderts über all ihre Zerklüftung hinweg einig geblieben. Sie waren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Bann der Gedankenwelt des damals aufkommenden westeuropäischen Individualismus geraten. Durch die französische Revolution setzte sich diese Gedankenwelt, die zunächst allgemein kulturellen Gehaltes gewesen war, ins Politische um. Die Rheinländer machten um so williger die Wendung mit, als ihr Land für die Jahre 1795 bis 1815 in den Besitz Frankreichs überging und auch nachher teils unmittelbar, teils dank der Nähe Belgiens bis 1848 beständig die Fühlung mit dem Streben der Franzosen nach konstitutionellen Einrichtungen wahrte. Schroff stand dieses Streben der preußischen Forderung entgegen, daß der Staat nicht bloß eine Summe von Individuen darstelle, sondern als ein selbständiges Wesen mit eigenem Zwecke ein besonderes und höheres Dasein über all seinen einzelnen Angehörigen führe und regulierend und zwingend in alle privaten Verhältnisse eingreifen dürfe, ohne hinwiederum wesentliche Rechte seiner Führung, des Königs und des mit dem Könige arbeitenden Offizierkorps und Beamtentums, der Aufsicht und dem Dreinreden der Untertanen zu unterwerfen. Aber auch auf den sonstigen Lebensgebieten, in der ständischen Struktur, in der wirtschaftlichen Betätigung und im religiösen Bekenntnisse hatten die Rheinlande nichts mit dem preußischen Staate gemein, als sie ihm 1815 zugewiesen wurden. Infolgedessen geriet die altrheinische Bevölkerung in ihrer Gesamtheit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nur immer tiefer unter den Druck der konstitutionellen Ideen Westeuropas. Es kann darum wohl im ersten Augenblick auffallen, aber nicht wirklich wundernehmen, daß in der vorliegenden Denkschrift, obwohl sie ohne Ausnahme Mitgliedern der Zentrumspartei ihre grundlegenden Beiträge verdankt, durchgehends die Gesichtspunkte des westeuropäischen Konstitutionalismus, als dessen Träger uns vor allem die Liberalen gelten, die Richtschnur der Meinungsbildung über das Verhältnis der Rheinprovinz zum preußischen Staate in dem verflossenen Jahrhundert abgeben. Das läßt sich sowohl in der äußeren Gliederung des Buches wie in der Stoffauswahl und den Urteilen aufs interessanteste beobachten und ist politisch überaus lehrreich.

Die Verfasser der Denkschrift wollen begreiflicherweise von ihrer Provinz, nicht vom Gesamtstaate ausgehen. Nun hat der Schwerpunkt der provinzialen Entwicklung der Rheinlande seit 1815 in der Entfaltung ihres wirtschaftlichen Lebens gelegen. Ihr folgten die großen sozialen Wandlungen im Aufbau der

rheinischen Bevölkerung, wodurch die Bedeutung des alteingesessenen Rheinländertums allmählich zurückgedrängt wurde. Erst der Einblick in die wirtschaftliche und soziale Umbildung der Provinz schafft den festen Grund, von dem aus mit Erfolg auch die Fortschritte des Erziehungswesens, des Rechtswesens, des kirchlichen und politischen Lebens einschließlich des Heeres beurteilt werden können. Die Denkschrift aber gipfelt nicht etwa in der Würdigung der politischen Entwicklung, sondern fängt mit ihr an und drängt sie durchaus in den Vordergrund. Alles westeuropäische konstitutionelle Denken hat sich von jeher und in allen Himmelsstrichen dadurch gekennzeichnet, daß es sein Interesse auf das politische, und zwar vornehmlich auf das verfassungspolitische und hierbei wiederum auf die zentralen Funktionen und Organe des Staates konzentrierte. Es ist niemals aufbauend von dem wirtschaftlichen und sozialen ausgegangen. Es hat entsprechend auch nie bei der Beobachtung der politischen Vorgänge neben der Verfassungspolitik die wirtschafts- und sozialpolitischen, die erziehungspolitischen und die rechts- wie kirchenpolitischen Zusammenhänge als etwas untrennbar dazu Gehöriges und gleich Wichtiges mitumfaßt. Ganz unverkennbar wiederholt sich diese Art, die Dinge zu nehmen und zu sehen, durch die gleichsam angeborene Übereinstimmung des Gesichtskreises und der politischen Denkweise der Mitarbeiter Julius Bachems und aller westeuropäischen Konstitutionellen des vergangenen Jahrhunderts auch in der Denkschrift. Der von Dr. Schmidt geschriebene Abschnitt über die politische Entwicklung der Rheinlande ist in Wahrheit nur eine Schilderung der wenigen Jahre von 1840 bis 1848. Damals stürmte der rheinische Liberalismus zunächst in den Tagungen des Provinziallandtages, dann im ersten Vereinigten Landtage und wieder in der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 gegen die geschichtlich gewordene Form des preußischen Staatswesens an. Es marschieren entsprechend vor unseren Augen unter vielen rühmenden Worten die liberalen Führer jener Jahre, Camphausen, Mevissen, Hansemann, Beckerath und von der Heydt auf. Nur ganz nebenher werden die Vorkämpfer der rheinischen Katholiken auf den Provinziallandtagen, Loë und Bianco, erwähnt. Das letzte Jahr jener Epoche trug in Peter Reichensperger neben den Liberalen endlich auch einen ihnen politisch verwandten Katholiken auf die Höhe des politischen Lebens der Provinz und des preußischen Staates. Erst auf diesen Katholiken fällt ein Abglanz der Gunst des Verfassers, wobei freilich mitgewirkt haben mag, daß Dr. Schmidt früher schon aus Reichensperger den Helden seines ersten größeren biographischen Versuchs gemacht hatte. Die Umbildungsversuche der Liberalen am preußischen Staat sind mit dem Ausgange des Jahres 1848 gescheitert. Damit war es im wesentlichen auch um den verfassungspolitischen Einfluß der Rheinländer auf die Verfassungsentwicklung des preußischen Gesamtstaates geschehen. Nun hob die Zeit an, da der Staat umgekehrt seine Wirkung auf die innerpolitische Entwicklung der Provinz geltend machen konnte und damit zugleich wieder die in ihrem Boden noch ruhenden, nur seit einem Jahrhundert teilweise verschütteten Wurzeln deutschen Staatslebens zu neuer Triebkraft anzuregen vermochte. Schmidt gibt bloß noch einige wenige Nachrichten über die nach 1848 geschaffene Provinzial- und Kommunalverfassung der Rheinlande, ohne ihre Tragweite für die weitere Aufblüte der Provinz wie des preußischen Staates zu würdigen. Er wendet sich statt dessen, wiederum durchaus in den gewohnten Rahmen konstitutionellen politischen Denkens, dem Parteiwesen der Rheinlande zu. Liebevolle Aufmerksamkeit schenkt er dabei ausschließlich den beiden Parteien, die im alteingesessenen Rheinländertum die Stütze ihrer Kraft haben, der

nationalliberalen und der Zentrumspartei, ohne übrigens die besonderen rheinischen Einschläge in der Ausgestaltung beider Parteien festzustellen. Er würdigt weder die Spuren konservativer Parteientwicklung in den Rheinlanden noch die Bedeutung des Aufkommens der christlichen Arbeiterschaft in der Provinz, und wird auch dem Gewicht, das die Sozialdemokratie in den Rheinlanden tatsächlich schon gewonnen hat, keineswegs gerecht. Mit diesem Blick auf das Parteiwesen klingt der Beitrag aus. Es wird kein Ansatz genommen, um die wundervolle Aufblüte der rheinischen Selbstverwaltungseinrichtungen unter preußischer Herrschaft, die Leistungen der Gemeinden und der Provinzialverwaltung als autonomer Gebilde den Lesern vor Augen zu führen. Denn diese Aufblüte rührt ganz aus der Anlage deutschen staatsbildenden Wesens her; von dem westeuropäischen Konstitutionalismus wurde sie, obwohl er gerade in der Rheinprovinz reichlichen Nutzen daraus zog, lange Zeit in ihrer politischen Tragweite nicht einmal verstanden. Außer acht gelassen wird auch der allmählich von scharfer Reibung zu fruchtbarer Anpassung gediehene Ablauf des Verhältnisses von Kirche und Staat. Und doch hätte es ebensosehr in Betracht der Stärke der beiden bald miteinander ringenden, bald sich einander nähernden Gewalten, als unter dem Gesichtspunkte der dem staatlichen Denken deutscher Nation durchaus angemessenen Ausbildung mannigfacher lebenskräftiger autonomer Organisationen die gleiche Beachtung verdient wie die Aufblüte der Gemeinden und der Provinzialverwaltung. Schuld daran kann nicht etwa der Wunsch gewesen sein, in diesem Augenblicke von den Beziehungen zwischen Staat und Kirche zu schweigen, da sie vielfach im vergangenen Jahrhundert unerfreulicher Natur waren. Denn in dem Abschnitte über das kirchliche Leben, in dem man vielmehr einen Bericht über die innere Ausgestaltung des kirchlichen Verfassungslebens in der Art des ausgezeichneten Aufsatzes von Ulrich Stutz über ‚Die katholische Kirche und ihre Verfassung in den Rheinlanden' und ein warmherziges Nacherleben des geistlichen und geistigen Lebens in der Kirche, ihrer Liebes- und Vereinstätigkeit erwartet, ist unverhältnismäßig ausführlich von jenen Reibungen zwischen Staat und Kirche die Rede. Ausschlaggebend war doch wohl bewußt oder unbewußt die konstitutionelle Meinung, daß Politik und Religion nichts miteinander zu tun haben. Das hat denn auch unzweifelhaft darauf zurückgewirkt, daß die schulpolitische Tätigkeit Preußens in ihrer Bedeutung für die Rheinprovinz ebenfalls in der Skizze der politischen Entwicklung völlig vernachlässigt worden ist. Ihrer ist in dem Beitrage über das Unterrichts- und Bildungswesen für die Volksschule, worin ihr Schwerpunkt lag, nur auf einer einzigen unter 18 Seiten, zählt man einige zerstreute Bemerkungen noch dazu, auf höchstens 2 Seiten gedacht. Was aber Preußen schulorganisatorisch auf dem Gebiete der Volks- wie der höheren Bildung geschaffen hat, wie es der Lehrerschaft die Voraussetzungen ihres gewaltigen ständischen Aufschwunges an die Hand gab, freilich ihn unterwegs auch wieder mannigfach hemmte und wie es zugleich am konfessionellen Charakter der Volksschule festhielt, selbst gewisse Rechte der Kirche auf die Schule jederzeit wahrte, ist für den Einblick in das Wesen des preußischen Staates, nicht minder für die billige Beurteilung seiner ganzen Kirchenpolitik von elementarem Belange. Nach allem begreift sich zu guter Letzt, daß der Abriß der politischen Entwicklung nie bei der preußischen oder der unter Preußens Antrieb durch das Reich getätigten Wirtschafts- und Sozialpolitik als besonderem Gegenstande verweilt, weder ihre Rückwirkung auf das Gedeihen der Provinz untersucht, noch nach dem Anteil der Provinz an ihr fragt, obgleich es sich um eine Denkschrift über die Provinz

handelt, die von allen Provinzen des preußischen Staates den stärksten wirtschaftlichen Fortschritt zurückgelegt hat und der raschesten sozialen Umbildung unterlegen ist. Runder und klarer kann schwerlich die Eigenart und Grenze jeglicher politischer Betrachtungsweise im Geiste des westeuropäischen Konstitutionalismus abkonterfeit werden als hier, wo sie mit der vollen Unbefangenheit tätigen Politikertums, und zwar gleich einer ganzen einheitlich gerichteten Gruppe auf ein dem Konstitutionalismus so widerstrebendes Staatswesen wie das preußisch-deutsche der letzten Menschenalter angewandt wird. Nichts weniger als ein Versagen der Mitarbeiter oder ein Mißgriff bei der Aufstellung des Planes liegt vor. Wirksam waren hier nachweislich nur der Selbstkontrolle des einzelnen in der Regel entzogene Ausflüsse der Denkart eines vielköpfigen Volksteils. Herausgeber wie Mitarbeiter haben als echte Politiker ihre geistige Orientierung von ihrer Umwelt empfangen. Es spricht aus ihnen in der Tat, wie es ihnen als Ideal vorschwebte, das ursprüngliche Rheinländertum über seinen eigenen Werdegang und über den preußischen Staat.

Schon im Jahre 1815 wurde die preußische Herrschaft in den Rheinlanden keineswegs einhellig unfreundlich aufgenommen. Die Stimmung war sicherlich vielerorts frostig. Aber es erklangen auch manche wohlwollende Urteile über das Staatswesen, dem die Rheinländer durch den Willen der Großmächte, nicht aus eigenem Triebe angegliedert wurden. Die Rheinländer waren bis zur französischen Revolution unter Gott weiß wieviele kleine geistliche und weltliche Herren verteilt gewesen. In den zwanzig Jahren französischer Herrschaft, von 1795 bis 1815, hatten sie unter dem Drucke der jeder provinzialen Eigenart feindlichen Departementsverfassung nur Franzosen sein dürfen. In der höheren Einheit des preußischen Staates sollten sie sich jetzt zum ersten Male als Söhne ein und derselben Provinz sammeln und zusammenfinden dürfen. Die Regierung gab den Rheinländern alsbald Provinzialstände. Sie trug den bestehenden Einrichtungen und Anschauungen der Provinz, wenn auch nicht ohne ein aus sachlichen Gründen verständliches Zaudern und kleinere Eingriffe, Rechnung. Größere Schwierigkeiten brauchten nur dadurch zu entstehen, daß der Staat das neue Gebiet zunächst vorwiegend durch Beamte verwalten zu lassen bestrebt war, die er aus seinen alten Landesteilen nahm und auf deren anhängliche Gesinnung er sich verlassen zu dürfen meinte. Dennoch verhallten die freundlichen Stimmen bald, und heftige Anklagen gegen den preußischen Staat erfüllten statt dessen auf Jahrzehnte hinaus die Luft des politischen Lebens am Rhein. Zu stark waren die Unterschiede, zu lebhaft die Einwirkung der westeuropäischen Ideen. Erst die letzten 25 Jahre haben wieder einen durchgreifenden Wandel darin zustande gebracht und die Provinz in ihrer Gesamtheit mit ihrem Schicksal ausgesöhnt. Heute haben die Reibungen so gut wie völlig aufgehört, die wohlwollenden Stimmen überwiegen wieder. Auch die Verfasser der Denkschrift benutzen gerne jegliche Gelegenheit, um der preußischen Regierung ihre Achtung auszudrücken und das preußische Staatswesen ‚ob seiner musterhaften Ordnung, seinem unbedingten Respekt vor dem Gesetze und seiner stählernen Energie‘ zu rühmen. Aber es ist auch jetzt noch nicht zu einer Verschmelzung der Rheinlande mit Preußen gekommen. Das alteingesessene Rheinländertum ist nicht preußisch geworden, sondern rheinländisch geblieben, und soweit es über die Grenzen seiner Provinz hinaus ein Gefühl des Zusammenhanges mit andern hat, ist dieses Gefühl halb in der Nachwirkung vergangener Zeiten, halb unter dem Einflusse der westeuropäischen Nationalitätsbewegung auf die deutsche Nation, nicht auf den preußischen Staat gerichtet. Besonders greifbare Belege dafür bietet die Denkschrift in den

beiden Beiträgen, die den im vorigen Jahrhundert am heftigsten umstrittenen Gebieten des rheinischen Provinziallebens und des preußischen Staatslebens gelten. Geheimrat Kausen spricht in seiner Schilderung des Justizwesens an einer Stelle ganz offen davon: ‚Die Sehnsucht der Rheinländer und aller Deutschen war nicht auf ein einheitliches preußisches, sondern auf ein einheitliches deutsches Gesetzbuch gerichtet, wie es die Reichsverfassung von 1849 fordert.‘ In diesem Satze widerspricht jedes Wort preußischer Denkart. Derselbe Satz blickt aber auch überall in dem Beitrage über das Heerwesen durch. Latent ist dieselbe Stimmung in sämtlichen Beiträgen mit Ausnahme des letzten über die soziale Kultur vorhanden. Noch kam diesen Männern nicht klar zum Bewußtsein, daß der Preußische Staat in den hundert Jahren, seit ihre Großväter und Urgroßväter preußisch wurden, der Reorganisator des Staatslebens der gesamten deutschen Nation gewesen ist, und daß weit eher als die Frage nach seinem Verhältnis zu Deutschland die andere Frage aufgeworfen werden darf, inwieweit die Rheinlande, vom Schicksal als Preußens Grenzwacht gen Westen bestellt, im vergangenen Jahrhundert der Pflicht gerecht wurden, dem fremden Wesen die Störung des inneren Erneuerungswerkes am deutschen Staate und der deutschen Gesellschaft zu wehren. Dem berechtigten Selbstlobe der Heimat fehlt in der Denkschrift ein wenig zu sehr die notwendige Ergänzung durch die kaum minder berechtigte Selbstkritik. Sicherlich liegt, wenn die innere Annäherung des preußischen Staatswesens und der Rheinlande noch nicht so weit wie erwünscht gediehen ist, kein einseitiges Verschulden vor. Auch auf der Seite der Regierung hat man die Dinge längst nicht immer und in allem richtig angegriffen. Wer wollte darüber streiten? Noch mächtiger aber als die natürliche Beschränktheit menschlicher Urteilskraft und menschlichen Verwaltungsgeschickes war von Anfang an der Zwang der Dinge. Es hat hüben und drüben mit jedem Jahrzehnte weniger am guten Willen gefehlt, aber die Wege liefen nebeneinander her, statt zueinander hin. Vielleicht ändert der Krieg ihre Richtung und geschieht im zweiten Jahrhundert der Zusammengehörigkeit, was im ersten nicht erreicht werden konnte. In einer Zeit, wo sich die Organisationskraft des Preußischen Staates am ganzen deutschen Volke und selbst noch darüber hinaus in den Heeren und den wirtschaftlichen Maßnahmen Österreich-Ungarns unvergleichlich bewährt, möchte man doppelt heiß wünschen, daß die Rheinlande voll begriffen, was sie und alle Deutschen am Preußischen Staate besitzen, daß sie sich mit bemühten, ihn unversehrt zu erhalten und sich ihres Berufs zur Vermittlung zwischen ihm und den Süddeutschen recht bewußt würden!

Wenn es aber besser kommen soll, ist die Voraussetzung, daß man den Dingen der Gegenwart ehrlich in die Augen schaut. Hierfür kann die Bachemsche Denkschrift schlechthin unersetzliche Dienste leisten. Eine Denkschrift von Politikern will politisch genommen sein. Gerade daß die Verfasser so unbefangen und eindeutig die Grundstimmung und die Anschauungswelt des Volksteils widerspiegeln, zu dem sie gehören und von dessen Sonderleben sie getragen werden, nicht als Historiker dem Banne der Umwelt zu entrinnen sich bemühten, läßt die Denkschrift einem Meilensteine gleich am Wege unserer preußisch-deutschen Staatsentwicklung emporragen. Man möchte sich als Politiker viele Denkschriften nach dem Vorbilde dieser wünschen. Mit jeder würde sich das Dunkel, das zur Stunde noch über der Zukunft unserer inneren Politik liegt, ein wenig deutlicher lichten.

Ein Kriegsjahr

Der Sommer hat gar heiß gebrannt,
Und glühend lag alldeutsches Land
Still unterm Himmelsbogen;
Da fuhr der Blitz aus heiterm Blau —
Die Welt ward grau im Nu, und grau
Wälzt sich's in wilden Wogen.

Auf Neiderherz den Prall gezielt. —
Der Herbst gar grimme Ernte hielt,
Es troff der Eisensegen;
Wer just noch stand, der wankte, sank,
Die Erde trank, die Erde trank
Herzheißen, roten Regen.

Durchs Blachgefild der Winter schnob,
Und grau und weiß in eins verwob
Sich's über tausend Grüften. —
Versunken wie in Grabesgraus
War alles Leben, nur ein Braus
Des wilden Heers in Lüften.

Geht's nicht wie Stöhnen durch den Grund?
O weh, wie riß der Pflug uns wund!
Still, todgetränkte Schollen:
Lenzduftig steigt's aus eurer Hut,
In jedem Kelch ein Tröpflein Blut,
Der Helden Brust entquollen.

Bernhard Achtermann.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Juli 1915*

Im 12. Kriegsmonat kam die deutsche Flotte wie seither wieder zu keiner Seeschlacht. Nur ein Vorpostengefecht zwischen deutschen und russischen Aufklärungsschiffen erfolgte in der Ostsee, indem das leicht bewaffnete deutsche Minenschiff ‚Albatros‘ am 2. Juli im Nebel vereinzelt auf eine russische Übermacht von 4 Panzerkreuzern überraschend stieß, beim Rückzug in schwedisches Gewässer von seinen Verfolgern unter Verletzung der schwedischen Neutralität beschossen und schwer beschädigt, deshalb auf Strand der Insel Gotland gesetzt wurde. Die herbeigeeilten deutschen kleinen Kreuzer kamen nicht mehr rechtzeitig genug, wenn sie auch einen russischen Kreuzer noch erheblich beschädigten. Sehr erfreulich sind dagegen die fortgesetzt großen Erfolge der deutschen Unterseeboote, die nach halbamtlicher Veröffentlichung vom 18. Februar bis zum 25. Juli insgesamt 229 britische und 30 andere feindliche, sowie 27 neutrale, mit Bannware beladene Handelsschiffe versenkten, leider auch 6 neutrale, durch den britischen Flaggenmißbrauch mit feindlichen verwechselte Fahrzeuge, für die nun Schadenersatz zu leisten ist. Außerdem wurden ebenfalls durch Verwechslung 3 neutrale Schiffe von deutschen Tauchbooten angeschossen, doch nicht versenkt. Hervorzuheben ist endlich das günstige Zusammenwirken der deutschen See- und Landstreitkräfte an der russischen Ostseeküste von Libau bis Riga.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze blieb die Lage während des Juli der Hauptsache nach unverändert wie seit dem Spätherbste. Wenn auch zahlreiche örtliche Kämpfe, besonders in den Argonnen, zwischen Maas und Mosel, sowie in den Wasgaubergen (Vogesen) stattfanden, so wurde doch die große ‚Schoffensive‘, der großzügige Angriff der Verbündeten auf die deutschen Stellungen, nicht mehr fortgesetzt. Wohl aber gelang es den Deutschen, durch geschickte mächtige Angriffe in den Argonnen und im Priesterwalde südwestlich Pont-a-Mousson ihre Stellungen mehrere hundert Meter nach vorwärts zu verlegen, zum Monatsschlusse auch den Briten noch bei Ypern eine blutige Schlappe zu bereiten.

Im Süden blieben ebenfalls die militärischen Kriegsgrenzen im Juli wie im Juni unverändert; keinen Schritt weiter vorwärts kamen die Italiener in das österreichische Gebiet. Mit blutigen Verlusten, die schon eine Höhe von 100 000 Mann erreicht haben sollen, mißlangen alle italienischen Angriffe auf die österreichisch-ungarischen Stellungen; auch die dritte Isonzoschlacht ging den treulosen ‚Katzelmachern‘ verloren. Dazu wurden ihnen durch die kleine, doch tätige österreichisch-ungarische Flotte zur See und an ihrer Küste wieder erhebliche Schäden und Zerstörungen bereitet.

Auf dem südslavischen Kriegsschauplatze erfolgte zwar anfangs Juli ein mehrtägiger, für die österreichisch-ungarischen Truppen erfolgreicher Kampf gegen eine montenegrinische Brigade bei Trebinje. Sonst aber herrschte Ruhe und trat keine Änderung der Kriegslage ein; die politischen Landes- sind zugleich die militärischen

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Juni 1915‘ Hochland Augustheft Nr. 11 von 1914/15, Rundschau S. 624–629.

Kriegsgrenzen. Wie schon in den Vormonaten übten auch im Juli der ‚Zankapfel‘ Albanien und der politische Streit um den künftigen Besitz von Stambul unter den Balkanvölkern ablenkende Beeinflussung.

Vortrefflich steht es auf allen türkischen Kriegsschauplätzen, wo unsere tüchtigen, tapferen Bundesgenossen nach wie vor starke feindliche Streitkräfte auf sich zogen, deren Angriffe zu Land und zu Wasser erfolgreich abschlugen und ihnen große Verluste beibrachten, am Kaukasus sogar tiefer in russisches Gebiet vorrückten. Den Brennpunkt bilden immer noch die Kämpfe um die Dardanellen, wo nach schweizerischer Angabe die Briten und Franzosen zusammen bis Ende Juli mehr als 80 000 blutige Verluste bei ihren Landungstruppen hatten, ungerechnet die Schiffsverluste, die auch mehrere Tausende von Menschen kosteten. Sehr wirksam und einflußreich arbeiteten dort die deutschen Unterseeboote (nach griechischen Angaben 12 Stück). Bedeutsam erwies sich endlich die Erklärung des ‚Heiligen Krieges‘ gegen die italienische Herrschaft in Tripolitanien. Obwohl amtlich zwischen Türkei und Italien noch Friede bestand, erhoben sich die nordafrikanischen Muselmanen und trieben unter Zufügung beträchtlicher Verluste die Italiener aus dem Innern des Landes an die Küste zurück. Dabei sollen sie über 8000 Tote, 4000 Verwundete und fast 6000 Vermißte, sowie viele Waffen und Kriegsstoffe verloren haben. Nach Angabe der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung‘ hätten die Araber und Senussi von Briten und Franzosen, also den Verbündeten Italiens, die Kriegsmittel zum Aufstand empfangen.

Im Osten, wo die Entscheidung des Weltkrieges liegt, drangen die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere im 12. Kriegsmonat siegreich weiter in Rußland ein. Zwar ist ihr äußerster rechter Flügel am unteren Dnjestr und an der Zlota Lipa andauernd gebunden durch die zähe Widerstandskraft des russischen linken Flügels, der noch immer 10 000 Quadratkilometer von Ostgalizien besetzt hält. Sonst aber konnten die deutschen und österreichisch-ungarischen Kampfstellungen zwischen Ostgalizien und Ostseeküste weiter vorgeschoben und die Russen zurückgeschlagen werden. In früheren Kriegen fielen die Entscheidungen schlagartig innerhalb weniger Stunden oder Tage, jetzt aber bei den schwer beweglichen Millionenheeren dauern die Entscheidungskämpfe wochen-, ja monatelang. Denn seit dem April 1915, wo das gefährliche Vorrücken der russischen ‚Dampfwalze‘ endlich zum Stillstand gebracht und Rußland auf eigenem Gebiete gleichzeitig in Bessarabien und Kurland zangenartig angegriffen wurde, dauert nun die Riesenschlacht, die vielleicht den Völkerkrieg entscheidet, noch immer an. Anfangs Mai gelang der Mackensensche Durchbruch der russischen Stellungsmitte bei Gorlice-Tarnow, der die Russen zwang, die Karpathen zu räumen und bis hinter die Flußläufe Dnjestr, San und Nida zurückzugehen. Im Juni folgten dann die Einnahme von Przemysl und Lemberg, sowie das Zurückwerfen der russischen Mitte in 500 km Breite bis zu 200 km Tiefe, das im Juli fortgesetzt wurde. Mit Ausnahme der Festungsbesatzungen von Jwangorod, Warschau und Nowo Georgiewsk sind die russischen Feldtruppen Ende Juli bereits vom linken Ufer der Weichsel verdrängt, während die aus der Strecke Sokal—Warschau in Richtung Brest Litowsk vorrückenden deutschen und österreichisch-ungarischen Vortruppen schon über Polen hinaus Wolhynien erreichten. Aber auch nördlich Warschau begann im 12. Kriegsmonat ein allgemeines Vordrängen der deutschen Truppen nach Osten. Während der rechte Schenkel der ‚Hindenburg-Zange‘ in Bessarabien sich fest einhakte, zwickte der linke Schenkel von Kurland aus unter Einsatz starker Ka-

valleriemengen wirksam den russischen rechten Flügel, der zugleich durch heftige Vorstöße gegen die Strecke Warschau—Kowno in seinem Halte gelockert wurde. Am 17. Juli erfolgte bei Mlawa, Praznysz und südlich Zielona der Durchbruch der russischen Stellungen, am 22. Juli solcher an der unteren Dubissa in Gegend Grynkiszki—Gudyiung. Nach Erstürmung der Befestigungen von Rozan und Pultusk überschritten deutsche Truppen am 24. Juli hier und nördlich Ostrolenka den Narew, während der äußerste deutsche linke Flügel die Gegend Mitau—Tuckum erreichte. Trotz dieser großen siegreichen Fortschritte ist aber die riesige Entscheidungsschlacht noch nicht beendet, das zähe russische Heer geht nur langsam zurück, an jedem Abschnitt wieder neuen Widerstand leistend. Schwere Kämpfe stehen noch bevor. Das zahlenmäßige Ergebnis der russischen Mißerfolge im Juli zeigt unsere gesamte Kriegsbeute: rund 300 000 Gefangene, 67 Geschütze, 558 Maschinengewehre.

Unter dem starken Einflusse der vom neuen Dreibunde errungenen Abwehr- und Angriffserfolge ist im Verhalten der noch neutralen Staaten im 12. Kriegsmonate keine Änderung eingetreten. Die eigentümliche äußere Politik der Vereinigten Staaten von Amerika ist wohl nur verständlich durch den Einfluß ihrer inneren Politik. Dort steht nämlich die Präsidentenwahl bevor; für die treten 4 Bewerber auf, die während des Völkerkrieges vor allem die Wähler durch ihre Stellung zur äußeren Politik gewinnen wollen, nämlich Roosevelt unter britischer Beeinflussung durch Hetze zum Kriege gegen den Dreibund, Wilson zwar durch Aufrechterhaltung der Neutralität, doch mit Waffen- und Geldunterstützung unserer Feinde, die innerlich verbündeten Bryan und Hearst gleichmäßig durch deutschfreundliche unbedingte Neutralität und Friedensliebe, um die 2 Millionen Stimmen der britenfeindlichen Irisch- und Deutschamerikaner zu gewinnen. Diese vermöchten also durch Einigkeit und Bündnis mit den Iren großen politischen Einfluß zu unseren Gunsten auszuüben, denn sie bilden bei der Wahl das ‚Zünglein an der Wage'.

Aus den deutschen Schutzgebieten, die seit Kriegsbeginn vom Mutterlande abgeschnitten und auf die eigenen Kräfte angewiesen sind, kam nun auch amtlich die traurige Nachricht von der Übergabe Deutsch-Südwestafrikas an die britisch-südafrikanische Union wegen Mangels an Lebensmitteln und zehnfacher Übermacht der Gegner. Auf tapfere, tüchtige Gegenwehr der erdrückten Schutztruppen lassen die ehrenvollen militärischen Übergabebedingungen schließen. Hoffentlich verfügen die Verteidiger von Kamerun und Ostafrika über reichlichere Hilfsmittel, um Widerstand bis zum Friedensschlusse leisten zu können.

Als sehr günstig müssen die anfangs Juli amtlich bekanntgegebenen Ergebnisse der heimatlichen vortrefflichen Lazarettpflege anerkannt werden, denn hiernach wurden vom Hundert der Verwundeten etwa 90 wieder dienstfähig und starben weniger als 2 vom Hundert; die übrigen 8 wurden dienstunbrauchbar.

Am Schlusse des Monats Juli 1915, zugleich des ersten Kriegsjahres, ist die Lage für den neuen Dreibund sehr günstig und aussichtsreich. Noch fehlt zwar die Hauptentscheidung des Völkerkampfes, aber zu einem für uns siegreichen Ausgang sind die militärischen und wirtschaftlichen Grundlagen voll gegeben. Wenn auch bei der immer noch erheblichen Überzahl unserer Gegner kleinere Rückschläge und Hemmnisse nicht ausgeschlossen erscheinen, sowie noch viel Zeit, Kraft und Opfer aufgewendet werden müssen, so ist doch am guten Enderfolge nicht zu zweifeln. Während Niederschrift dieser Zeilen klingen die Siegesglocken zum Fall von Warschau und lassen alle Herzen in freudiger Erregung lebhaft klopfen! Nun gilt es,

den Zusammenbruch des russischen Goliath weiter zu fördern, denn nur dies sichert uns den Enderfolg auch über seine Verbündeten.

Die neuen Erscheinungen des gegenwärtigen Krieges, dann dessen bisherigen Verlauf und Ergebnisse enthält kurz zusammengefaßt ein gesonderter „Rückblick".

Abgeschlossen 1. August 1915.

Generalmajor Friedrich Otto.

Deutschlands Freunde in Spanien. Lehrreich unter vielen Gesichtspunkten sind in dieser welthistorischen Zeit die Stimmungen in den neutralen Ländern. Deutschland hat nun gute Gelegenheit, eine vollständige Bilanz aufzustellen über Freundschaft und Feindschaft in der ganzen Welt, eine Bilanz, die nach dem Kriege Ausgangspunkt für seine Auslandspolitik werden muß. Für manche Leute hat nun darin Spanien die meisten Überraschungen gebracht.

Von Überraschungen kann man allerdings nur reden im Hinblick auf die vielen Deutschen, die bisher gewohnt waren, vom spanischen Katholizismus nur mit einem aus Mitleid und Verachtung gemischten Gefühl zu reden, und die höchstens den spanischen Freidenkern und Kirchenfeinden zuweilen einige freundliche Worte widmeten. Seit Beginn des Weltkrieges ist es damit ganz anders geworden. Wer aber Spanien kannte, wußte, daß gerade die dortigen Katholiken eine an Schwärmerei grenzende Begeisterung für Deutschland hegten, die nur einen gelegenen Anlaß brauchte, um zum Durchbruch zu gelangen.

In den Mobilmachungstagen des vorigen Jahres weilte bei mir ein gelehrter spanischer Jesuit. Nie werde ich es vergessen, mit welch leuchtenden Augen er den Auszug unserer tapferen Krieger betrachtete, wie er immer wieder sagte: O dieses große, tapfere Deutschland! Kein Deutscher konnte eine größere Zuversicht auf den endgültigen Sieg der deutschen Sache haben wie dieser Spanier, für den unser Kampf jener der Gerechtigkeit und der Kultur war. Und so war die Stimmung in ganz Spanien, alle Katholiken erklärten sich sofort bei Kriegsbeginn als Deutschlands Freunde, und in Spanien sind die Katholiken die überwältigende Mehrheit des Volkes. Unter diesen Umständen war es für die konservative Regierung eine Leichtigkeit, Spaniens Neutralität durchzusetzen und sie bis auf den heutigen Tag zu schützen gegen die Umtriebe der Freidenker und der Liberalen.

Woher rührt diese in der Macht ihres Ausdruckes so auffallende Freundschaft der spanischen Katholiken für Deutschland? Als ich zum ersten Mal nach Spanien kam, fiel es mir auf, wie von den einfachsten Leuten des Volkes bis hinauf zu seinen besten Gelehrten und Schriftstellern mir alle die größte Herzlichkeit bewiesen, sobald sie hörten, daß ich Deutscher sei. Wenn ich nach dem Grunde fragte, erhielt ich die verschiedensten Antworten. Einmal sagte mir ein Geistlicher: ‚Wir haben ja den gleichen Kaiser!' Auf mein Erstaunen hin bemerkte er: Das ist Karl I. (unser Karl V.). Um eine solche echt spanische und Jahrhunderte leichthin überhüpfende Bemerkung richtig zu verstehen, muß man sich zu Gemüte führen, wie stark bei den guten Spaniern der Kultus ihrer großen Vergangenheit ist, und wie das 16. Jahrhundert ihnen noch mit einer Lebendigkeit vor der Seele steht, die uns anderen Europäern oft seltsam genug vorkommen mag. Andere wieder meinten, sie lieben Deutschland, weil es für die ganze Welt das Vorbild staatlicher Zucht und Ordnung sei. Ein Kastilianer behauptete, der kastilianische und der deutsche Charakter seien einander ähnlich, und schließlich flösse in den Adern der alten Kastilianer das Blut eines der edelsten der germanischen Stämme, der herrlichen Westgoten. Auch Spaniens

berühmter Volksredner, der Führer der Karlistenpartei, Vasquez de Mella, sagte mir einmal: ‚Spanier und Deutsche gehören zusammen, im Grunde sind sie die beiden ernstesten Völker Europas. Wir haben den gleichen Sinn für Wahrheit, Recht und Ehrlichkeit.‘ Viele Spanier empfinden auch eine große Bewunderung für den deutschen Kaiser, andere fühlen sich hingezogen zum bayrischen Herrscherhaus, mit dem Spanien durch manche Bande verknüpft ist, andere hegen eine tiefe, auf traditionellen Anschauungen beruhende Zuneigung zum österreichischen Kaiserhause. Außerdem sind die politischen und sozialen Organisationen der deutschen Katholiken in Spanien vorbildlich geworden, sie fanden dort frische Nachahmung und zogen damit manche neue Fäden zwischen Deutschland und Spanien. Es sind also eine Reihe von Stimmungen aus Vergangenheit und Gegenwart, die allmählich ein tiefes freundschaftliches Gefühl in Spanien für Deutschland geschaffen haben.

Dazu kommt, daß es von Deutschlands Feinden besonders Frankreich ist, das in Spanien deutlicher ins Auge gefaßt wird. Nun haben die Spanier von Frankreich immer nur die schlimmsten Seiten kennen gelernt. Das spanische Freidenkertum, die spanische Freimaurerei lehnten sich von jeher an Frankreich an, die spanischen Kirchenfeinde lebten von französischen Anregungen, nährten sich von französischer Literatur und suchten fortwährend die französischen Methoden der Kirchenverfolgung in Spanien einzuführen. Auch die spanischen Republikaner und Revolutionäre erblickten von jeher ihr Ideal in Frankreich. Kein Wunder, daß im gleichen Verhältnis dazu die Abneigung der spanischen Katholiken gegen Frankreich wachsen mußte. Und was England betrifft, so gilt es in Spanien auch heute noch als der Erbfeind; Gibraltar, der englische Pfahl im spanischen Fleische, schmerzt noch wie am ersten Tage, und als drohendes Schreckbild steht Portugals Schicksal in englischer Sklaverei vor den Augen aller Spanier.

Wenn man die Reihe aller Kundgebungen unserer spanischen Freunde seit Ausbruch des Weltkrieges übersieht, so muß man ein wahres Gefühl der Rührung empfinden. Diese Freundschaft äußerte sich manches Mal in einem Tone solcher Herzlichkeit, daß selbst Kenner der erwähnten Stimmungen darüber tiefe Bewegung empfanden. Ein Madrider Blatt, ‚El Debate‘, hat sogar Wochen hindurch Artikelserien zur Einführung in die deutsche Kultur veröffentlicht mit Aufsätzen über deutsches Familienleben, deutsche Sagen und Ueberlieferungen, deutsche Städte und Landschaften und deutsche Vaterlandsliebe. Wohl haben Franzosen und Belgier es versucht, diesen Stimmungen entgegenzutreten, aber ohne allen Erfolg. Auch die neueste Aktion von Msgr. Baudrillart und Genossen wird ebenso erfolglos bleiben, denn die Franzosen haben durch ihre maßlosen Beschimpfungen Deutschlands bei den ritterlichen Spaniern den schlechtesten Eindruck hervorgerufen. Dafür haben sie am allerwenigsten Sinn, daß man den kriegerischen Gegner so maßlos verleumdet und beschimpft, wie die Franzosen das getan haben. Alle die Erzählungen über die angeblichen deutschen Greuel wurden schon in den ersten Wochen des Krieges von den katholischen Zeitungen Spaniens mit großer Verachtung behandelt. Was die Franzosen in Spanien gegen Deutschland versuchen, ist also vergebliche Liebesmüh.

Die spanischen Freidenker haben die fieberhaftesten Anstrengungen unternommen, um gegenüber dieser Haltung der überwältigenden Mehrheit des Volkes, die auf mindestens 90 Prozent der Bevölkerung abgeschätzt werden kann, franzosenfreundliche Kundgebungen zu veranstalten. Die letzte dieser Kundgebungen war jene der ‚63 Intellektuellen‘, die aber nur geringe Bedeutung besitzt. Unter diesen sogenannten Intellektuellen befin-

den sich wenige Schriftsteller von Ansehen, und von denen, die darunter sind, konnte niemand etwas anderes erwarten, wie z. B. von Perez Galdos und Blasco Ibañez. Festgehalten zu werden verdient allerdings, daß unter den Unterzeichnern dieser Kundgebung sich eine Reihe junger Leute befinden, die an deutschen Universitäten studierten, namentlich jene, welche in den letzten Jahren die Marburger Philosophie in Spanien einführten und sie, unter Vorgang von Ortega y Gasset, dem Professor der Philosophie au Spaniens Zentraluniversität in Madrid, gewissermaßen zur offiziellen spanischen Universitätsphilosophie erheben wollten. Die darin liegende Enttäuschung gehört auch mit zu den fruchtbaren Lehren dieser Zeit.

Besonders bedeutungsvoll war es auch, daß Spaniens deutschfreundliche Stimmung auf seine früheren amerikanischen Kolonien, die Republiken spanischer Sprache, übergriff. Dadurch hat Spaniens Haltung einen noch höheren Wert erhalten und hat Deutschland gezeigt, wie sehr solche bisher so wenig beachtete Gesinnungen und Neigungen in der Zukunft die sorgfältigste Aufmerksamkeit verdienen. Wir wollen hier keine weiteren Bemerkungen an diesen Gegenstand knüpfen, so naheliegend sie auch sind. Niemand wird sich mehr der Überzeugung verschließen können, daß es viel ratsamer ist, unsere Zukunftsarbeit auf solche tatsächliche Stimmungen aufzubauen, als spekulative und theoretische Gebilde, die man aus dem Begriff des ‚deutschen Wesens' saugt, in der Luft zu errichten, wie dies von einigen Fanatikern der Theorie und der patriotischen Phrase auch jetzt noch während des Krieges geschieht. Die Richtung, nach welcher wir in manchen Punkten umzulernen haben, hat uns Spaniens Haltung während des Krieges gezeigt. Solche nützliche Lehren wollen wir nicht vergessen.

Dr. Jos. Froberger.

Rechtspflege

Friedensjustiz. Am 30. Mai d. J. wurde in Berlin die ‚Arbeitsgemeinschaft (Freie Vereinigung) der Freunde eines geordneten Güteverfahrens in Rechtsstreitigkeiten' gegründet. Der Arbeitsausschuß dieser Vereinigung, der bekannteste Namen aus allen Teilen Deutschlands aufweist, richtete unter dem 26. Juli eine Eingabe an den Bundesrat, deren erster Satz sogleich erkennen läßt, wem die neue Bewegung zugunsten des Güteverfahrens, der Friedensjustiz, gilt. ‚Seit längerer Zeit', heißt es da, ‚hat sich die Zahl der Prozesse in Deutschland bedenklich gesteigert'. Vor 25 Jahren zählte das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich durchschnittlich 1 300 000 Prozesse jährlich, 1912 sind es ihrer fast 3 200 000, und zwar abgesehen von den Ehe- und Entmündigungssachen, sowie den den Kaufmanns- und Gewerbegerichten unterworfenen Rechtsstreiten. Eine Zunahme der Prozesse im letzten Vierteljahrhundert möchte dem Wachsen der Bevölkerung, der ständig größeren Verwickelung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse entsprechen. Die tatsächliche außerordentliche Zunahme der Rechtsstreitigkeiten ist aber nur hiermit niemals erklärt, viel weniger begründet. Solange Prozesse noch Einzelerscheinungen bleiben, mag man sie, zwar Krankheiten im Volksleben, als nicht ganz vermeidbare Übel hinnehmen, werden sie Massenerscheinungen, so muß jeder Volksfreund den Kampf gegen sie aufnehmen. In Deutschland liegt eine sich unheimlich mehrende Prozeßsucht vor, die Epidemie der ‚Prozeßneurose' herrscht nicht etwa bloß bei kleinen Leuten, sondern ebenso sehr in den höheren und wohlhabenden Volkskreisen.

Das bedeutet eine noch gar nicht genug gewürdigte Schwächung unserer inneren Volkskraft. Prozeß ist Kampf. Wo Kampf, da Erbitterung, mit dem Kampf gesteigerte Erbitterung. Aus dem Streit

um das Recht wird häufig mehr und mehr ein Streit gegen die Person, ein Kampf aufs Messer, eine Feindschaft fürs Leben. Tag und Nacht beschäftigt die Parteien der unselige Rechtsstreit, der nicht enden, womöglich zum Rattenkönig von Prozessen auswachsen will. Die Kosten mehren sich. Blinde Wut, die nicht des Opfers von Ruhe und Gesundheit achtet, läßt sich zu den alten Kosten immer neue gesellen. Neue Schriftsätze, neue Beweiserbieten, neue Angriffe, neue Gegenstöße, neue Kosten — alles neu, nur der Rechtsstreit stets älter, der den Anstoß gab. Wider ihren Willen werden dritte Personen, so als Zeugen, in ‚den Prozeß' und damit in den Bereich der Feindschaft gezogen, wie ein Bleigewicht lastet ‚der Prozeß' auf allen Beteiligten. Und was ist oft erreicht, wenn der Rechtsstreit endlich im langen Instanzenzug rechtskräftig entschieden ist? Gelangt selbst der obsiegende Teil jetzt auch zur vollen Befriedigung seines Anspruches — womöglich hätte eine teilweise Befriedigung gleich zu Beginn des Streites ihm mehr genutzt. Das dann Erlangte wäre als schon in der Vergangenheit fruchtbringend wertvoller gewesen als nunmehriger scheinbar völliger Gewinn. Oder aber der obsiegende Gläubiger muß sehen, daß er sich überhaupt nur um einen Sieg auf dem Papiere des Urteils bereicherte. Über den Schuldner sind, ohne daß der Gläubiger es wußte und insofern Vorkehrungen treffen konnte, andere Gläubiger hergefallen; der schon durch die Kosten erschöpfte Gegner überläßt es seinen Gläubigern, die ihn mit dem Schreckgespenst des Offenbarungseides einzuschüchtern gedenken, sich mit einer Konkursdividende, einem Bruchteile hinter einer Null, abzufinden. Oder der erbitterte Prozeßkampf erlebt sein noch häßlicheres Nachspiel. Die siegreiche Partei, ihre Zeugen, werden mit Meineidsanzeigen verfolgt, wo der Gläubiger mit dem erstrittenen Urteil Hand anlegen will, zeigt sich das grinsende Gesicht eines dreist auftretenden Dritteinspruchs. Das Wort ‚Interventionsprozeß' sagt dem Kenner genug.

Soll da nicht bei genügender Belehrung auf eine Verbreitung der Wahrheit zu hoffen sein, daß, wie die erwähnte Eingabe an den Bundesrat es an ihrem Schlusse ausdrückt, ‚die Erledigung von Streitigkeiten nicht notwendig im Prozeß erfolgen muß, sondern daß sie auch — und zwar schneller und billiger — im Wege der Güte erfolgen kann'? Je eher die Erkenntnis des Wertes gütlicher Streitschlichtung den Parteien kommt, um so besser; nie ist es aber, so lange der Streit noch schwebt, der Anspruch noch nicht verwirklicht ist, zu spät für Friedensgedanken. Das Güteverfahren im weitesten Sinne braucht nicht mit einem Vergleiche, d. h. einem gegenseitigen Nachgeben, zu endigen, es kann auch zu der völligen Anerkenntnis eines klaren und deshalb nicht ohne besonderen Grund preiszugebenden Anspruches führen, indem es ihm, vielleicht unter billigen Zugeständnissen, die freiwillige, mit geringen Kosten verbundene vollstreckbare Unterwerfung des Gegners verschafft. Jedem Rat und jeder Entschließung auch in dem Güteverfahren muß aber eine angemessene Prüfung der Sache vorausgehen, die zugleich allein gewährleistet, daß der Vergleich bezw. das Anerkenntnis der einen Partei so deutlich fixiert wird, daß die Vereinbarung nicht die Quelle neuer Rechtsstreitigkeiten werde.

Soll das wie immer ausgestaltete Güteverfahren fruchtbringend und segensreich sein, so müssen alle Funktionäre des Rechtes für es gewonnen werden. Nur so haben wir eine wahre Friedensjustiz.

Ihre Anwendungsfälle sind recht verschieden. Beide Parteien glauben ehrlich im Recht zu sein. Ihr Streit knüpft sich an eine abweichende Erinnerung, Auffassung gegenüber der tatsächlichen Wirklichkeit an, oder es ist ein Streit in der

rechtlichen Beurteilung der im übrigen feststehenden Sachlage. Der eine Teil kann aber auch vorsätzlich und absichtlich rechtswidrig prozedieren wollen: hier eine bewußt unberechtigte Forderung, dort ein Widerspruch gegen den bewußt berechtigten Anspruch. Je nachdem wird der erfahrene Friedensvermittler seinen Zuspruch einrichten. Dieser mag, sofern er nicht zu einem gegenseitigen Opfer der Parteien führt, namentlich in Privatklagesachen — die Friedensjustiz muß sich auch alles ihr erreichbare Gebiet des Strafprozesses aneignen — den Ausweg der Hingabe des ganzen oder eines Teiles des Streitgegenstandes an einen guten Zweck wählen, mag dem als übelwollend erkannten Streitteile durch besonders energische Mahnung zusetzen.

Die Kriegszeit hat auch auf dem Gebiete der Friedensjustiz früheres Streben zu erneutem Nachdenken und neuen Vorschlägen veranlaßt. Ihr Motto ist: Nach außen Krieg, nach innen Frieden! In erhöhtem Grade ist die vergleichsweise Beilegung von Rechtsstreiten durch Bestimmungen über die Gerichtskosten begünstigt worden.

Man hat ferner namentlich an wohltätige Bestimmungen unseres bestehenden Gesetzes erinnert, so an § 296 Z. P. O., wonach ‚das Gericht in jeder Lage des Rechtsstreites die gütliche Beilegung desselben oder einzelner Streitpunkte versuchen oder die Parteien zum Zwecke des Sühneversuchs vor einen beauftragten oder ersuchten Richter verweisen kann', und an § 510 c Z. P. O., wonach, ‚wer eine Klage zu erheben beabsichtigt (auch wenn die Sache zur ausschließlichen Zuständigkeit des Landgerichts gehört), unter Angabe des Gegenstandes seines Anspruchs bei dem Amtsgerichte, vor welchem der Gegner seinen allgemeinen Gerichtsstand hat, beantragen kann, daß zum Zwecke eines Sühneversuchs Termin bestimmt werde'. In Anlehnung an § 296 Z. P. O. wünscht die Eingabe an den Bundesrat vorerst eine Kriegsverordnung etwa folgenden Inhalts:

‚In den Rechtsstreitigkeiten, die vor die Amtsgerichte gehören, sind die Parteien neben ihren Vertretern persönlich zu einem Güteverfahren zu laden, das unmittelbar vor Beginn der ersten mündlichen Verhandlung stattfindet. Bleibt der Kläger unentschuldigt aus, so wird der Termin vertagt. Als Entschuldigung gelten wichtige Gründe. Das Ergebnis des Güteversuchs, insbesondere der Vorschlag des Richters und die Erklärungen der Parteien sind festzustellen. — Das Güteverfahren ist nicht erforderlich, wenn eine Partei ihren Wohnsitz außerhalb des Gerichtsbezirks hat; doch ist es auch in diesem Falle erforderlich, wenn es sich um Streitigkeiten zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern oder Geschwistern handelt.

Von dem Güteverfahren kann abgesehen werden, wenn der Kläger nachweist, daß er bereits einen Güteversuch vor einer staatlichen Sühnebehörde, einem Einigungsamt oder einer ähnlichen Stelle erfolglos versucht hat. Die Landeszentralbehörde bestimmt, vor welchen Stellen Versuche gütlicher Schlichtung stattfinden können.'

Die Eingabe will so wenigstens der ärgsten Prozeßnot während der Kriegszeit steuern, die nach ihrer Feststellung leider auch keinen wesentlichen Rückgang der Rechtsstreitigkeiten gebracht hat, soweit der Krieg nicht unmittelbar einwirkt. Die Frage der zukünftigen Ausgestaltung der Sühnebehörde des Güteverfahrens läßt die Eingabe offen. Man hat u. a. nach Friedensrichtern verlangt, die Übertragung des Güteverfahrens an die Amtsgerichte empfohlen usw. Notar C. W. Lütkemann-Hannover meint, man solle die Einrichtung der Schiedsmänner für geringwertige Rechtsstreitigkeiten — in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sind die Schiedsmänner des preußischen Rechts nur in erschreckend wenigen Fällen in

Anspruch genommen worden — bestehen lassen und im übrigen aus der Zahl der Rechtsanwälte die älteren und erfahrenen zu Leitern neu zu errichtender Friedensämter für solche Rechtsstreitigkeiten berufen, in denen ein höherer Wert in Frage komme. (In Frankfurt a. M. ist bekanntlich mit Hilfe der Rechtsanwaltschaft in der Kriegszeit ein Einigungs- oder Friedensamt eingerichtet worden, bei welchem die Güteverhandlungen durch ehrenamtlich tätige Rechtsanwälte geleitet werden, übrigens in beinahe 90 Prozent der Fälle gütliche Vereinigung gelungen sein soll.)

Über die Einrichtung etwaiger Friedensämter wird noch manches zu sagen sein. Die Verordnung des Bundesrats vom 15. Dezember 1914, nach der die Parteien genötigt werden können, vor den Einigungsämtern für Streitigkeiten aus dem Miet- und Hypothekenverhältnis zu erscheinen, muß als eine glückliche Maßregel begrüßt werden.

Neben den Kardinalvorschlägen für eine gesetzliche Regelung des Güteverfahrens laufen zahlreiche, der Friedensjustiz dienliche Gedanken, die gesammelt und gesichtet werden müssen. So empfiehlt man zur Bekämpfung der Prozeßsucht eine Einschränkung der Erstattung außergerichtlicher Kosten, eine solche der Rechtsmittel. Eine noch gründlichere Prüfung der Armenrechtsgesuche, womöglich eine Strafbestimmung gegen Mißbrauch der sozialen Wohltat des Armenrechts dürften den Freunden inneren Rechtsfriedens sicherlich auch Gewinn bringen. Darf ich einen eigenen Vorschlag wiederholen, so ist es der, die Aufnahme eines jeden nach dem Gesetze überhaupt zulässigen Beweises auf Antrag einer Partei bei Zustimmung der anderen auch zuzulassen, wenn ein Prozeß noch nicht anhängig ist, sie der Streitschlichtung dienen soll.

Der Segen des Güteverfahrens reicht oft genug über die Schlichtung der einzelnen gegenwärtigen Streitfrage hinaus, indem ein Vergleich der Parteien auch andere Streitpunkte einbeziehen, selbst dritte Personen für den neuen Bund als Teilnehmer gewinnen kann. Für den Gedanken des Güteverfahrens neue Freunde werben bedeutet demnach, dem Volkswohl besonderen Dienst leisten. Das wird aber ein jeder Beruf für seinen Teil wollen. Wichtiger als noch so feinsinnige Ausgestaltung des Güteverfahrens durch den Juristen ist seine bereitwillige Aufnahme in den weiten Kreisen unseres Volkes.

Rechtsanwalt Felix Joseph Klein (Bonn).

Kunst

Adolph von Menzel. Unsere Wertschätzung Menzels hatte in den letzten beiden Jahrzehnten verschiedene Schwankungen zu verzeichnen; aber zurzeit strebt der Zeiger seinem höchsten Punkt zu. Es war zu Anfang der neunziger Jahre, als Menzel der Generation von heute, d. h. jener, die damals die Neuerungen vermittelte, am wenigsten zusagte. Wir standen unter dem blendenden Eindruck des durch eine anders geartete ältere Kultur verbürgten geistreichen Vortrags und Gehalts der französischen Graphik und fanden Menzel langweilig-gründlich und spießbürgerlich. Damals äußerte mir gegenüber ein bekannter Berliner Maler über Menzel: der Mann zeichnet, als ob er aus Breslau wäre. Heute wissen wir, daß Menzel an Schärfe des Blicks, unbestechlicher Sicherheit der Wiedergabe, Mannigfaltigkeit der Auffassung und Mittel alle Franzosen des 19. Jahrhunderts weit hinter sich läßt, die gegen ihn bestenfalls Virtuosen und Spezialisten sind. Menzel erscheint uns heute, nachdem der Rückblick über die Kunst des 19. Jahrhunderts sich zu klären beginnt und wir in die Lage kommen, das spezifisch Moderne, das wir früher gegen ihn ausspielten, vom rein Positiven einer Leistung als eine für das persönliche Verdienst belanglosere Zeit-

schattierung zu trennen, einer der größten Meister der Zeichenkunst aller Zeiten, als ein Mann, dessen Universalität des Sehens, des immer frischen Blickes den Erscheinungen gegenüber fast die großen Alten überragt; nur fehlt ihm die Sammlung jener. Gaben diese in ihrem Werke, getragen von einer einheitlichen und mächtigen Zeitkultur, das Spiegelbild einer Welt- und Lebensanschauung — darin eben ihre Sammlung liegt und somit auf den ersten Blick überzeugendere unwiderstehlichere Wirkungen — (an der Hand eines verhältnismäßig einfachen für jede ausgesprochene Individualität in wenigen Punkten erweiterten Formenapparates) — so gibt Menzel immer neues Material, ist immer Auge, immer offener Blick, ohne zu erlahmen bis ins höchste Alter, schleppt mit zyklopischer Gewalt immer neue Bruchstücke herbei wie zum Bau eines Riesentempels, aber es bleiben Bruchstücke. Er kommt nicht dazu, dieses universale Können in einigen wenigen heroischen Werken zu sammeln wie Michelangelo in der Sixtinadecke, Dürer in den Aposteln, Rembrandt in der Nachtwache: er greift das Leben stückweise an, ringt mit dem einzelnen, kämpft um seine Wiedergabe und bleibt hier glänzend Sieger; in allen Techniken, von der linearen bis zur malerischsten ja dekorativ-ornamentalen, je wie der Stoff es mit sich bringt, durch alle Stufen der Gedanken und des Geistes. Nur eins scheint ihm zu fehlen: die Phantasie des Herzens. Seine Phantasie ist kühler Esprit, graziös und stahlhart, und kommt am reichsten in seinen Vignetten und Illustrationen zum Ausdruck. Jener Mangel an Phantasie des Herzens, dessen Gegenteil Rembrandt so groß macht, gerade in seinen religiösen Werken, tritt mit erschreckender Deutlichkeit zutage in Menzels einzigem religiösem Bilde, ‚der zwölfjährige Jesus im Tempel‘. An einem solchen Stoff versagt das geistige Rüstzeug dieses Mannes, es entgeistet, banalisiert sich und ihn, und die unter ihm niedergelegten Fähigkeiten sinken unter ihr sonstiges Niveau unter dem Scheine der Nüchternheit herab. Dieser Vorgang ist aber keineswegs mit dem meist leeren Schlagwort vom Realismus erklärt und erledigt; Menzel ist stets Realist und in seinem Realismus nicht selten von rührender Poesie, aber er erfaßt in seinem inneren Wesen doch nur den Gegenstand, den er von außen mit dem Auge erfassen kann, auf Linie und Bewegung, meinetwegen auch auf seinen Duft hin, es fehlte ihm das innere Auge, er sah, er schaute nicht. Es gibt ein kleines Blatt vom Jahre 1836 ‚Kind mit Taube und Ziege‘; es zeigt, wie sehr dieser Künstler in bezug auf Anschauung und Vortrag von Anfang an aus einem Guß war, sich an ihm nichts mehr zu ändern brauchte und sich nur wenig an ihm hinsichtlich der Vervollkommnung geändert hat. Wir finden in diesem Blatte schon das, was wir Menzels Poesie nennen können, eine Poesie, die in schärfster Naturbeobachtung ihren Ursprung hat oder, sollen wir sagen, sich in ihr ausdrückt, und dann eben schon die volle Prägnanz des Ausdrucksvermögens selbst. Und diese beiden Züge entwickeln sich fortan und machen ihn auf dem Gebiete der Zeichnung, speziell der Vignette und Illustration zum unumstritten ersten Meister des Jahrhunderts, obgleich diese Kunst von einem Geist regiert ist, der im Grunde mehr 18. als 19. Jahrhundert darstellt, doch vielleicht dies nur, weil eben sein Träger ein echt märkisch Preußischer ist und dieser im 18. Jahrhundert seine bisher reinste Kultur zeitigte. So ist Menzels Kunst eine Kunst des Auges und für das Auge. Ist und bleibt also Kunst vom künstlerischen Spezialstandpunkt, weniger aus der volkstümlichen Art, die einen Rembrandt und Dürer so groß machte. Aber gerade daran erkennt man, daß das Geistige, das keiner zwingen kann, das angeboren

sein muß, auch in den optischen Künsten der Malerei und Architektur genau so ausschlaggebend ist wie in der Dichtung und Musik. Weil Menzel das Seelische fehlte, weil er durch und durch Preuße des 19. Jahrhunderts war und blieb, war er auch nicht in der Lage, sein eminentes Anschauungsmaterial nach der formalen Seite hin zu einer einzigen großen Harmonie zu einigen. Die wenigen umfangreichen Geschichtsbilder können als solche nicht gelten. Er blieb Forscher des Auges, wurde nicht zum Formenschöpfer, abgesehen von den eminent geistreichen ornamentalen illustrativen Entwürfen. Und so wäre der Ausspruch Böcklins über Menzel: Menzel, das ist ein großer Gelehrter, immer noch das Zutreffendste, das über den genialen Zwerg gesagt worden ist. Nur waren wir damals allzu rasch bereit, im Verhältnis zum gebundeneren pikanteren Kulturgehalt der neueren Franzosen diese in ihrer Art unübertrefflichen Forscherleistungen zu unterschätzen; während wir heute der Meinung sind, daß sie innerhalb ihrer Universalität die Anschauungsfrische und Sicherheit der Größten fast überragen. Wollen wir den Wert Menzels im Verhältnis zu dem der Franzosen feststellen, so ist ein Vergleich mit dem Werke des anerkannt größten französischen Illustrators Honoré Daumier wohl die geeignete Gelegenheit. Gewiß ist Daumier ein großer Künstler, aber seine Blätter tun dar, daß seine Kunst einen Vergleich mit der, wenn der Vorwurf es verlangt, ebenso graziösen wie unerbittlich scharfen, hinsichtlich des Durchdringens der Form und in der Anschauung universellen, in der Zeichnung ebenso gelassenen wie unfehlbaren Kunst Menzels nicht aushält. Die Gleichzeit eines Motivs legt die Behauptung klar.

Es gibt von Menzel ein Blatt ‚Auf dem Bahnhof' und von Daumier ein umfangreiches Aquarell ‚Eingang zum Bahnhof St. Lazare'. Auf den ersten Blick schlägt das Blatt des Franzosen den Deutschen in jedem Sinne: Die Figuren stehen breit und klobig da, eine wie die andere, angeblich monumental; doch bei näherem Zusehen entdeckt man Konvention nach jeder Richtung. Bei Menzel wie man sagt Unpersönlichkeit und Kühle, Nüchternheit, Unscheinbarkeit; und doch der Vorwurf in seinem Kern erfaßt, so geistreich, als Komposition so geschlossen und konzentriert, die beiden Blätter das Thema so vorzüglich variierend, die Linie so unfehlbar einfach und vollendet charakterisierend, daß nicht leicht etwas aus dem reichen, im Lauf der Jahre aufgespeicherten Schatz der Handzeichnungen der größten Meister diese schlichten Bleistiftzeichnungen überbieten dürfte. Ich erwähnte vorhin, aus welchen Gründen wir zu Beginn der neunziger Jahre, also mit dem Einsetzen der modernen Kunst in Berlin, Menzel nicht gerecht geworden seien. Dann erlitt er in unserer Wertschätzung trotz der Entdeckungen seiner frühen Malereien, die vorübergehend ein neues Licht auf sein Genie warfen, und einige zu der törichten und übertriebenen Scheidung des jungen und älteren Menzel führten; — ich sage töricht, denn der wahre Menzel, der in seiner Gehirnkonstruktion einzige Menzel der Zeichenkünstler ist von früh bis ins späte Alter der gleiche, — erlitt er in unserer Wertung ein anderes Mal eine Zurücksetzung, als wir Franz Krüger nicht gerade entdeckten, doch nach und nach mit der Vorführung seiner Petersburger Bilder auf der Jahrhundertausstellung in seiner Bedeutung voll erkannten. Heute wissen wir die beiden Persönlichkeiten ihrer Anlage, ihrem Wert, ihrem Rang nach wohl auseinander zu halten, und den älteren Krüger auf den ihm gebührenden zurückzuweisen. Der Grund, warum Krüger, der nur ein tüchtiges Talent und ohne die Spur von Menzels genialem Scharfblick ist, gerade feinere Kenner einen Augenblick verführte, durch

die Überschätzung seiner Werke Menzel ein Unrecht zu tun, ist verwandt dem, der uns zu Gleichem angesichts der Werke der neueren Franzosen Menzel gegenüber veranlaßte: Wir empfanden Krüger als eine einheitliche Persönlichkeit, die eine Zeit repräsentierte, die Friedrich Wilhelms IV., in deren Werken eine Zeit vor uns auflebte, und in deren einzelnen Leistungen Malerei und Zeichnung gleich stark zu schönem Wohlklang verschmolzen vor uns lagen. Vor allem dieses war es: Wir empfanden keine ästhetische Disharmonie, die als eine Trennung von Malerei und Zeichnung im Werke Menzels von Jahr zu Jahr sichtbarer hervorstach. Auf diesem Fehlurteil, den Zeichner und Maler nicht genügend auseinander zu halten, beruhte die Täuschung. Menzel ist nie ein so großer Maler wie Zeichner gewesen. Auch in den wenigen Skizzen der vierziger Jahre, die einige zu der Scheidung vom frühen und späten Menzel bewog, ist es mehr nur das Feuer des genialen Zeichners, das, espritvoll, zu einer der Zeit entgegengesetzten, voraufeilenden Natur- und Farbenauffassung den Künstler befähigte und unter der für die Zeit allerdings ungewöhnlich frischen Farbe als Strich weiter prickelt. In der Malerei Menzels aber, selbst in den so hoch zu schätzenden frühen Skizzen, vermissen wir noch das eigentlich malerische Sehen und Denken, so überzeugend die Wirkung des Erreichten auch ist. Und wir fanden dies trotz dem altmodischen Anstrich als einheitlichere Konzeption in den Paradebildern Krügers. Dann kam der Rückschlag. Er ergab sich sofort aus dem Vergleich der Zeichnungen, besonders der Porträtzeichnungen beider Künstler, und für einige wieder mit dem Bekanntwerden der Porträtzeichnungen Menzels aus den vierziger Jahren, die dem Geist und der Qualität nach Ingres verwandt sind und Krüger nach jeder Richtung weit hinter sich lassen. So wurde der Blick für das außerordentliche Werk dieses größten deutschen Künstlers des letzten Jahrhunderts von den vorübergehenden Werttrübungen frei und wird von Jahr zu Jahr noch geschärfter.

Rudolf Klein-Diepold.

Unsere Kunstbeilagen

Im Dezember d. J. wird Adolph von Menzels Geburtstag zum 100. Male gefeiert. Wir hatten schon vor dem Kriege beabsichtigt, aus diesem Anlaß eine größere Würdigung mit zahlreichen Kunstbeilagen zu bringen. Da dieser Plan jetzt wegen vordringlicherer Aufgaben verschoben werden muß, so soll auf den Gedenktag doch durch eine vorläufige Erinnerung aufmerksam gemacht werden. Wir haben unserem kurzen Rundschau-Gedenkartikel Menzels Bildnisse von Moltke und Bismarck beigegeben, als der Männer, die auf die äußere und innere Gestaltung des neuen Deutschen Reiches den größten Einfluß ausgeübt haben.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Privatdozent Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstr. 38/40
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.**
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

